BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedichte

von

Wilhelm Herz.

Bei **Hoffmann und Campe** in **Hamburg** sind erschienen:

		Thlr.	Sgr.
Constant, W., Gemmen. Erzählende Dichtungen	Min. Ausg. geb.	1	3
—	Von einer verschollenen Königsstadt. Zweite Aufl. Min. Ausg. geb.	2	—
Daumer, G. F., Mahomed und sein Werk. Eine	Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
—	Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Zweite Aufl. geb.	1	15
	Elegant gebunden mit Goldschnitt	2	—
Gottschall, R., Gedichte		1	15
—	Die Göttin. Ein Hohelied vom Weibe. Min. Ausg. geb.	2	—
Hebbel, Fr., Gedichte		1	—
Heine, H., Poetische Werke. Erster Band.	Buch der Lieder. Min. Ausg.	2	—
	Oct. Ausg.	1	15
—	Zweiter Band. Neue Gedichte. Min. A.	2	—
	Oct. Ausg.	1	15
—	Dritter Band. Romanzero. Min. Ausg.	2	15
	Oct. Ausg.	2	—
—	Vierter Band. Deutschland. — Atta Troll. Min. Ausg.	2	—
	Oct. Ausg.	1	15
—	Die Harzreise. Min. Ausg. geb.	1	3
Oelbermann, Hugo, Gedichte. Min. Ausg. geb.		2	—
Sallet, Fr. v., Gedichte. Dritte Auflage		1	20
Schefer, Leopold, Hafis in Hellas. Mi. A. geb.		2	—
—	Koran der Liebe, nebst kleiner Sunna. Min. Ausg. geb.	2	—
Sigismund, B., Lieder eines fahrenden Schülers. Min. Ausg. geb.		1	3
Volkslieder, dänische, der Vorzeit. Im Versmaß des Originals übertragen von Rosa Warrens		1	15
Waldau, Max, Blätter im Winde		1	—
—	Canzonen. Min. Ausg. geb.	—	20
—	Cordula. Graubündner Sage. Frühlingslied. Zweite Aufl. m. Stahlst. geb.	2	—
—	O, diese Zeit! Canzone	—	15
—	Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Min. Ausg. geb.	1	—

Gedichte

von

Wilhelm Herz.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1859.

BIBLIOTHECA
UNIVERSITATIS
MONACENSIS

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel

Inhalt.

Lyrisches.

	Seite
Lied in der thauigen Frühe	3
Rückkehr der Muse	5
An Phöbus	7
Umbrische Nächte	9
Bei Uebersendung eines fremden Gedichts	11
Abschiedsworte am Grabe Richard Wolfram's	13
Nenetaphium Hypatia's von Alexandria	15
Märchentraum	23
Dichterlos	32
An Irenion	34
Scheidende Liebe	35
Sternbotschaft	37
Mein Herz	38
Lied der verlassenen Liebe	39
Waldfräulein	41
Einkehr	47
Die Verlassene	54
Fernsicht	45
Mein Engel hute dein	47
Auf der Wanderung	49
Heimkehr	51

	Seite
So bange nicht	53
Der erste Kuß	54
In ihrem Schooße	58
Liebe im Wetter	60
Brief aufs Land	63
Heimlicher Abschied	66
Am Sarge eines jungen Mädchens	68
Letzter Wunsch	70
Gruß an Schwaben	72
Der Reisengarten bei Wermß	74
Glückliche Geburt	78
Sie sagen mir, ich soll dich meiden	80
Der Frühling und die Minne	81
Des Mägdleins Nachtgebet	84
Vor der Schlacht	86
An den Geliebten	88
Leben der Liebe	90
Traum und Wirklichkeit	95
Frühlingstag	97
Begegnung	99
Versöhnung	101
Trinkspruch	103
Komm, süßer Schlaf	105
Ewige Jugend	106
Blühende Gräber	109
Am Grabe meiner Mutter	111
Liebesfrühling	112
Brautgesang	114
Neuer Lenz	116
Erdenleben	118

Episches.

	Seite
Ballade von Edwin	123
Der Jäger am Mummelsee	125
Treuliebchens Tod	128
Die Seebraut	130
Untreue	134
Der Räuber	137
Der Henker	140
Der graue Mann	142
Ratbod der Friese	144
König Hadding's Herz wird müde	148
Schön Heite	149
Klein wild Waltraut	151
Das Hexenkind	157
Der Heruler Ende	161
König Etzel's Tod	170
König Authari's Brautschau	177
Helgi und Hedin	183
Das Karalied	190
Sinflötli's Ende	202
Wie Höther Nanna's Liebe gewann	209
Albwin der Longobarde	215
Am Ganges	243
Schafara	247
An die Jugend (Widmung)	258

Lyriſches.

Bibliotheca
REGIA
MONACENSIS

Lied in der thauigen Frühe.

In der Flur am grünen Hag
Singen Nachtigallen,
Bald läßt hinter'm Berg der Tag
Seinen Rosenmantel wallen.

Und durch die bethaute Welt
Leise rauscht das Leben.
Wahn, der mich gefangen hält,
Sollst wie Morgendunst verschweben!

Hohe Kraft und helles Blut
Füllet meine Wangen,
Möchte gern mit treuem Muth
An des Lebens Busen hangen.

Hinter mir liegt Traumesqual,
Ruheloses Sinnen.
Doch nun ist es Zeit, einmal
Festen Boden zu gewinnen.

In des Lebens klarstem Quell
  Bad' ich meine Wimpern.
Mag ein andrer Nachtgesell
  In den dumpfen Saiten klimpern.

Mir ist frischer Wellenschlag
  Durch das Herz gegangen,
Halte kühn den neuen Tag
  Mit geweihtem Arm umfangen.

Rückkehr der Muſe.

Erſcheinſt Du wieder, Luſt der vergangnen Zeit?
Mit ſüßem Wohllaut ſchwellend des Dichters Bruſt,
Dem ſchon des Lebens trübe Woge
Launiſch den blühenden Kranz entriſſen,

Mit dem in ſtiller Nacht oft Polyhymnia
Den Liebling ſchmückte, wenn in ſein Saitenſpiel
Ein lesbiſch Klaglied ſäuſelnd hauchte
Oder ein rauſchender Sang von Theben.

Du nahſt mir wieder, Göttin, vom Glanzgewölk,
Vom warmen Odem himmliſcher Kraft umweht!
Du lächelſt Muth in meine Seele,
Zwingſt an das Herz mir die Harfe wieder.

Vom hohen Fenſter ſchau' ich hinaus in's Land.
Auf Schneegefilden trauert des Mondes Licht,
Und einſam ſteht der Wald, es wehen
Thauende Winde ſo leis herüber.

Verzage nicht, Du sehnendes, armes Herz!
Noch wölbt sich droben dunkel, doch unbewölkt,
Des Himmels Pracht, und sieh, es heben
Singend ihr Antlitz die ew'gen Sterne.

An Phöbos.

O Phöbos, dir bring' ich zum Festaltare,
Der alten Heimath meiner Traumesluft,
Mit neuem Epheu im geschmückten Haare
Die Lenzesgaben einer Dichterbruft.

Vergessen sei der Kampf umwölkter Stunden,
Vergessen sei trostloser Sehnsucht Pein!
Dein Sonnenauge macht mein Herz gesunden,
In all mein Fühlen zieht der Frühling ein.

So sieh' ich denn nach langen Kümmernissen,
Du Heilender, in deinem Heiligthum.
Du gabst mir wieder, was du mir entrissen —
Verhüllter Gott, ich frage nicht: warum?

Doch sollt' auch dies erneute Liederleben
Vergeb'n, wie mir der alte Traum zerfloß, —
Dann raube mit der Kraft mir auch das Streben,
Dann nimm die Pfeile, Pythios!

Umbrische Nächte.

Tandem venit amor, qualem texisse pudore,
Quam nudasse alicui, sit mihi fama minor.

Tibull.

I.

Du hattest unter Kuß und Kosen
Der Stirne Lorbeer mir entlaubt,
Und kränzest nun mit wilden Rosen
Bachantisch lächelnd mir das Haupt.

Erst ward im Träumen und im Sehnen
Mein Aug' so trüb, mein Herz so krank,
Da war es, daß mir unter Thränen
Die Harfe dumpfen Klangs entsank.

Und als, die Schwüre zu erwidern,
Dem Kuß sich bot dein Angesicht,
Da schwoll mein Herz von tausend Liedern,
Allein die Harfe rührt' ich nicht.

Doch diese Nacht, die Nacht der Wonnen,
Will ich im Jubelklang vergehn!
Heut' soll die Gluth von tausend Sonnen
Aus meinen gold'nen Saiten weh'n.

Drum reich' die Becher, reich' die Kränze!
Mir führt die trunk'ne Hand Properz.
So klingt's und blüht's in keinem Lenze,
Wie in des sel'gen Dichters Herz.

II.

Wenn Mitternacht den Dom der Sterne
Betritt mit ſchweigendem Gebet;
Wenn aus des Aethers kühler Ferne
Ein leiſer Schöpferodem weht;

Wenn ſich der Erde Buſen wieder
In bräutlichem Entzücken wiegt,
Und an des Schläfers nackte Glieder
Sich Cynthia verſtohlen ſchmiegt, —

Dann rühret mir ein Himmelsſegen
Mit Zeugungswonnen Geiſt und Leib,
Dann pocht mein Herz mit Götterſchlägen
An ein erbebend irdiſch Weib.

Dann fühl' ich Weiheglutben thauen
Ambroſiſch um mein duftend Haar,
Dann wird mir im prophet'ſchen Schauen
Der Schöpfung Räthſel offenbar.

So webt aus fremder Welt herüber
Ein halb verlorner Sphärenlaut.
Der Geist der Liebe geht vorüber:
O neig' dein Haupt, du Dichterbraut!

III.

An deinem ſüßen Herzen
  Ruh' ich in ſtiller Stund',
Es feuchtet meine Schläfen
  Dein athemwarmer Mund.

Mich wiegt ein Himmels-Garten;
  Da blühen wunderbar
Zwei weiße Roſenbüſche
  Mit Knospen purpurklar.

Im traumesſel'gen Schweigen
  Die Roſenwogen wall'n,
Mir aber iſt, als hör' ich
  Viel tauſend Nachtigall'n.

Nun wollen Lieder brechen
  Aus ſtürmendem Herzensgrund —
Du aber legſt die Finger
  Mir mahnend auf den Mund.

IV.

Komm, laß mit Myrthen dir umlauben
Der Wangen rothgeküßtes Licht!
Und frage nicht nach meinem Glauben,
Du kleiner Träumer, frage nicht!

Ob ich zum Himmelsbürger tauge,
Lehrt dieses Buſens Heiligthum;
Es predigt mir dein dunkles Auge
Ein heitres Evangelium.

Und ſeit du meine Augenlider
Mit nektarfeuchtem Kuß geweiht,
Schau' ich die ſchöne Gottheit wieder
In aller ihrer Herrlichkeit.

Ihr Tempel iſt der ew'ge Aether,
Dein Marmorleib iſt ihr Altar,
Dort bringe ich, ein trunk'ner Beter,
Der Liebe Flammenopfer dar.

V.

Blick' ich in dein braunes Auge,
In die dunkle Märchenwelt,
Wird von seltsam süßem Grauen
Mir oft leis das Herz geschwellt.
Ward dir nie die schaur'ge Kunde
Von den stillen Geisterseen?
Wo den lustgelockten Wandrer
Niederzieh'n die Wasserseen.

Blick' ich in Dein braunes Auge,
Lockt's mich wie ein Zaubersee,
Todessehnsucht zieht mich nieder,
Und mir wird so geisterweh.
Schweigend senk' ich dann die Stirne
Ahnungsvoll in Furcht und Schmerz. —
Und Du küssest ängstlich fragend
Mir das traumbewegte Herz.

VI.

Ich bin erwacht von wilden Träumen,
Du aber ſchlummerſt ſanft und mild.
Schon will ein Grau die Wolken ſäumen,
Doch ſchweigend liegt noch das Gefild.

Da ruht dein Leib! — In ſanfte Wellen
Iſt aufgelöſt der Glieder Pracht,
Die freien Locken überquellen
Des Buſens Glanz mit Wolkennacht.

Noch ſchmieget ſich an deine Wangen
Ein lächelndes Erröthen an;
Denn wo ein Glück vorbeigegangen,
Da zeichnen Roſen ſeine Bahn.

Vom Himmel naht ein leiſes Rauſchen,
Der Frühling wandelt durch die Welt:
Dein ſüßes Herz laß mich belauſchen,
Das hat ein ſchön'rer Lenz geſchwellt!

Schon drängt er ſeine Blüthenfülle
Auf dein erglühend Angeſicht,
Und deiner Augen zarte Hülle
Durchbricht ſein morgenhelles Licht. —

Blick' auf, mein Lieb! die Wolken prangen,
Horch auf! die jungen Stürme weh'n;
Dein blühend Herz halt' ich umfangen, —
O laß mich deine Augen seh'n!

Du schlägst sie auf und senkst sie wieder,
Der Morgen röthet das Gefild. —
So drückte an die heißen Glieder
Pygmalion sein Marmorbild!

Bei Ueberſendung eines fremden Gedichts.

Ein Röslein gabſt du mir beim Scheiden,
Ein Röslein bring' ich dir zurück,
Ein friſches Bild aus alten Zeiten
Voll Lenzesſturm und Maienglück.

Zwar wuchs es nicht in meinem Garten,
Mein Mühen trug noch wenig Lohn;
Doch willſt du meines Frühlings warten,
Getroſt! die Roſen knoſpen ſchon.

Abſchiedsworte

am Grabe Richard Wolfram's.

(15. März 1854.)

Es war ein ſchönes, blüthenreiches Leben,
Das nun ein neidiſch Schickſal uns entführt;
Es war ein heitres, menſchlich edles Streben,
Das dieſer Pulſe Gluthen einſt geſchürt;
Es war ein Herz uns Allen treu ergeben,
An das nun eiſig die Verweſung rührt; —
Das haben wir in froh'n und trüben Stunden
Mit freud'gem Sinn erfahren und empfunden.

Es iſt vorbei. Hier bringen wir dem Grabe
Den ſtaub'gen Zoll armſel'ger Sterblichkeit,
Der Frühlingserde eine Blüthengabe,
Die ohne Frucht verwelkte vor der Zeit.

Aus lichter Ferne ziehn des Lenzes Boten
Auf Roſenwolken durch des Aethers Raum;
Ihn aber bannt der ew'ge Schlaf der Todten,
Kein Frühlingsſang durchwehet ſeinen Traum.

Kein Lächeln glüht auf ſeinen bleichen Wangen,
Wenn ſel'ger Friede alle Welt umfängt,
Wenn ſich ein ſüßes, ſehnendes Verlangen
In jedes Menſchen tiefſte Seele ſenkt.

Der Leib zerſtäubt, der Glieder Mark vermodert,
Doch aus dem Grab ſchwingt ſich der Geiſt hervor;
Der Himmel blaut, das Morgenroth verlodert,
Und aus den Nebeln ſteigt der Tag empor.

Ihn hält ein andrer Frühling nun umfangen,
Ein Himmelsfrühling, welcher nie verblüht;
Frei ſchwebt er über Fürchten und Verlangen,
Vom Aetherſtrahl des ew'gen Lichts durchglüht.

Drum laßt des Schmerzes laute Klage ſchweigen!
Stört nicht den Schläfer in der heil'gen Ruh'!
Fühlt ihr nicht ſeinen Geiſt herniederſteigen?
Haucht euch die Luft nicht traute Worte zu?

Zum letzten Abſchied ruft dich dieſe Stätte. —
Denkſt du der Hoffnung ſchön'rer Tage nach?
Du biſt das erſte Glied, das aus der Kette
Des Bruderbunds die Fauſt des Schickſals brach.

Der Jahre Strom mag wild vorüberfließen,
Du bleibeſt unſern Herzen friſch und jung;
Mit jedem Lenz wird unſrer Bruſt entſprießen
Die bleiche Roſe der Erinnerung.

So leb' denn wohl in deinen tiefen Träumen,
Du treue Seele, bis auf Wiederſeh'n!
Aus deinem Herzen mögen Lilien keimen,
Und Himmelsruh' um deinen Hügel weh'n!
Mag auch des Lebens Brandung drohend ſchäumen,
Die Liebe bleibt im Wogendrange ſtehn;
Sie mag uns Troſt und freud'ge Hoffnung ſchenken,
Und ſtille Thränen deinem Angedenken.

Kenotaphium Hypatia's von Alexandria.

Wandelt mein ernſter Blick durch die Todeszeugen der Wahrheit,
Lächelt ein blutiges Bild ſchmerzlich und mahnend mir zu.
Alle Märtyrer Jeſu verherrlicht und heiligt die Nachwelt,
Doch kein Herz gedenkt, edle Hypatia, dein!
Deinen Namen verſchwemmte mit deinem Staube die Meerfluth,
Einem leeren Grab ſing' ich mein einſames Lied.

Schön war deine Geſtalt, doch ſchöner war noch die Seele,
Einmal kehrte noch dir freundlich die Charis zurück.
Scheidend krönte dein Haupt der Stern platoniſcher Weisheit,
Selber der Göttliche ſprach dir im begeiſterten Mund.

Und es lauſchten entzückt die Freunde der lieblichen Worte,
Sehnend in ſeliger Gluth lauſchte der Jünglinge Schaar.
Stilles, freundliches Bild! Du heilige Halle des Friedens!
Ferne rauſchten um dich leiſe die Fluthen der Welt. —
Weh, wo ſchwindeſt du hin? Schon naht ein verworrenes Brauſen,
Durch die Hallen entſetzt ſtäuben die Hörer dahin.
Chriſtliche Schwärmer umſtürmen das Haus. O fliehe, Hypatia!
Traue dem Volke des Herrn, traue den Heiligen nicht!
Weh, ſchon ſinkſt du vom Wagen herab, und frevelnde Hände
Reißen vom ſchneeigen Leib höhnend das keuſche Gewand.
Nicht verſöhnte die Wilden der Jungfrau rührende Schönheit,
Nicht die zarte Geſtalt, bebend in Gluthen der Scham.
Hülflos ſinkt ſie hinab in's Gewühl, und blutige Arme
Taſten mit wüthender Gier nach dem entheiligten Leib. —

Tödte sie doch, du grausame Schmach, und führe des Lebens
Matten, zuckenden Rest über die Grenzen der Qual!
Sieh, schon raffen sie Muscheln und scharfe Kieselsteine des Meers auf,
Schälen die schimmernde Haut gierig vom zarten Gebein.
Langsam schwindet dahin der Glieder blühende Wölbung,
Wunden in schaurigem Kranz krönen das liebliche Haupt.
Schon zerschmelzen in Blut des Busens blendende Hügel,
Zögernd senkt sich der Tod auf den gemarterten Leib.
Ha, und solches that kein Schwarm bluttrunkener Heiden:
Nein, das heilige Werk weihte der heil'ge Kyrill! —
Grollend empfängt der Nil der Jungfrau blut'ge Gebeine,
Trägt sie im wiegenden Arm sorgsam in's heilige Meer.
Friede mit dir, du gebrochenes Herz! Fern sinket die Sonne,
Goldene Glorie flammt über dein wogendes Grab. —
Zeiten schwanden dahin; aus deinem Blute entsprossen

Keine Palmen; es ſtand nirgends ein Rächer dir auf.
Deinen heiligen Mörder umkniet das Volk mit Gebeten,
Deinem vergeſſenen Staub ſang ich mein einſames Lied.

Märchentraum.

Im Walde lag ich
Und las tiefsinnend
Unter Fliedergebüsch und wilden Rosen
Alte verklungene Märchen,
Sehnsuchtlächelnd und zauberheimlich;
Las von dem Wundervogel,
Dem der zweifelnde Mönch
Eine Stunde gelauscht,
Und diese Stunde —
War ein Jahrhundert.
Und mein Herz beschlich
Des neugierigen Wunsches
Vermessenes Sehnen,
Zu träumen wie er, —
Und also geschah es.
Hoch über mir
In des Waldes grüngoldiger Nacht
Sang es fremden, lieblichen Laut.
Ferne nur rauschte die Welt;

Aus dem dampfenden Thal,
Duftüberſponnen,
Drang leis und leiſer
Das Summen des Marktes,
Der Hammerſchlag der Gewerbe,
Der emſigen Menſchheit Mühetönen.
Durch die Föhrenſtämme der Halde
Ward mir vergittert
Das Bild der blauenden Berge
Und der fernen Menſchengefilde.
Und mir war's, als gingen
Im ſüßverzehrenden Zauberklang
Lange, lange Jahre
Meinem lauſchenden Herzen vorüber,
Als tilgte die karge Zeit
Mit wenig Minuten
Die Schuld eines ganzen Jahrhunderts. —
Der Vogel ſchwieg —
Und ich kehrte zurück.
Nach deinem Herzen
Zog mich die Sehnſucht,
Du Glück meiner ſonnigen Jugend!
Ich ſtand auf der Höhe
Und blickte hinab
In's Thal meiner Kindheit.
Noch ſchien es daſſelbe
Thal meiner Kindheit, —

Und doch ganz anders.
Noch grüßten wie sonst
Die grauen Thürme herüber,
Doch ihr Haupt war grauer,
Als wären viel tausend Stürme
Seitdem an ihnen vorübergerauscht.
Ich trat in die Stadt,
In unbekannte, volkwimmelnde Straßen.
Die geschäftigen Menschen alle,
Sie staunten mich an, —
Und ich kannte sie nicht.
Geängstigt frug ich
Nach meines Vaters Haus,
Und nach deinem Hause,
Du Kind meiner Sehnsucht!
Sie staunten mich an,
Und verstanden mich nicht.
Mir floß eine Thräne,
Sie umringten mich schweigend
Und lächelten mitleidig
Meines wehträumenden Wahnsinns.
Da kam eine Alte vorbei
Tief auf den Stab gebückt
Unter dem Druck der Jahrzehnte.
Die hörte meine Frage
Mit halbem Ohr
Und nickte und lächelte seltsam.

„Die du ſucheſt,
Sind längſt geſtorben,
Längſt begraben,
Längſt vergeſſen.
Mir erzählte man einſt
Als Ammenmärchen
Von der irrſinnigen Braut,
Deren Bräutigam verſchollen im Walde.
Dort in der Gaſſe
Steht noch ihr Haus,
Draußen am Thalend'
Find'ſt du die Gräber."
Da griff ich mir ſchwindelnd
An die brennende Stirne, —
Und ſie war kahl und furchenvoll,
Meine Hand ſo welk,
Mein Bart ſchneeweiß und wallend.
Da ging ich ſtumm
Aus der fragenden Menge,
Am Hauſe vorüber,
Wo du geweilet,
Wo ich noch geſtern
Gluthenberauſcht
An mein wildes Herz geſchwungen
Deine ſüße Geſtalt,
Geſogen von deinen Lippen
Den Hauch der ewigen Liebe.

Und das Alles vorüber?
Lange, lange vorüber?
Noch ſtand das liebe,
Ehrwürdige Haus,
Doch ſah'n aus den Fenſtern
Unfreundliche, fremde Geſichter.
Alles vorüber!
Lange, lange vorüber!
Du mir verloren,
Ich ſelbſt mir verloren,
Im Grabe meine Welt! —
Und ich wandte mich
Mit weinendem Herzen
Durch die Rebenhügel
Den ſteigenden Pfad,
Den ich in goldener Abendzeit
So oft gewandelt mit dir.
Nach der Roſenſtande ſuht' ich
An der alten Weinbergmauer,
Wo die Droſſel ſchlug,
Und das Heimchen ſein träum'riſches Lied ſang;
Wo wir hinunterſah'n,
Arm in Arm, Wange an Wange,
In die abendliche Stadt,
In die dämmernde Flur;
Wo ich meine Lieder dir las,
Oft verwirrt durch dein ſchwärm'riſches Auge;

Wo wir mit Lächeln und Seufzen
In der Zukunft Tage geblickt.
Ach, die Mauer stand längst nicht mehr,
Eine breite Straße führte vorüber.
Doch grüßte wieder
Abendliches Leuchten
Die liebe Stelle.
Und ich stand — und stand.
Aus dem Garten zur Seite
Jauchzten die Stimmen
Fröhlicher Mädchen herüber, —
Deine Stimme nicht mehr!
Dort, wo der Nebel spinnt
Sein trübes Todtenkleid,
Dort grünt dein vergessenes Grab.
Und ich — was soll ich hier?
Ausgelöscht im Buche der Lebenden,
Ein uralter, verdorrter Stamm
Mitten in der blühenden Welt.
Keine Seele für mich!
Kein Trost, keine Hoffnung!
Und wieder klemm ich zurück zum Wald,
Zum bösen Orte des Zaubers.
Die Sonne sank hinter mir,
Und ich legte mich wieder
Unter Fliedergebüsch und wilde Rosen.
Doch drunten im Thal meiner Heimath,

Meiner längſt verlorenen Heimath,
Klangen hold und friedlich
Die alten Glocken,
Selige Klänge aus ferner Kindheit;
Und zu längerem Schlummer
Neigt' ſich mein Herz,
Eingelullt in melodiſcher Wiege.
Träume umfingen mich
Todesſelig.
Aus ferner Vergangenheit
Breiteten ſich lockende Arme
Sehnſüchtig herüber.
Aus dem verſchwingenden Klang
Hörte ich ſchmeichelnde Worte
Unausſprechlich für Menſchenlippen.
Der Klang verklang,
Mein müdes Haupt ſank nieder.
Kaum hörbar murmelte noch
Geheime Schlummerſprüche
Der ewige Wald.

Dichterlos.

O kennst du jenes stille Leiden,
Das deines Dichters Wange bleicht?
Ihm hat Apoll die goldnen Saiten,
Doch seinen Nektar nicht gereicht.

Wie schwach will sich's zur Form gestalten,
Was mir im Busen zehrend schafft!
Des Geistes flammende Gewalten
Versengen meines Lebens Kraft.

Von allen Freuden soll ich sagen,
Und künden soll ich allen Schmerz.
Ach, Lust und Leid der Welt zu tragen,
Vermag nur der Kroniden Herz.

Wohl rühret in sel'gen Weihestunden
Mein Haupt ein himmelslichter Glanz;
So senkt sich auf den Todeswunden
Des Sieges heißersehnter Kranz.

Der Sänger strömt in seine Lieder
Sein Herzensblut melodisch aus,
Und siegesfreudig zieht ihn nieder
Aideneus in sein klangles Haus.

An Irenion.

Dein Antlitz iſt kein heißer Tag,
Es iſt ein milder Mondenſchein;
Dein Herz bewegt kein wilder Schlag,
Der Friede Gottes ſchließt es ein.

Mein Auge glüht, mein Herz iſt wild,
Sein einz'ger Friedensſtern biſt du,
Und Grimm und Schmerz, der in mir quillt,
Legt ſich an deiner Bruſt zur Ruh'.

Und ring' ich wund im Wetterdampf
Mit fremdem Neid und eignem Wahn,
So webet mich durch Qual und Kampf
Dein ſüßer Odem kühlend an.

Drum kommt ein Bild mir oft im Traum,
Als ſeiſt mein Todesengel du,
Und leiteſt mich durch dunkeln Raum
Dem Licht der Heimath lächelnd zu.

Scheidende Liebe.

Und weil ich denn von dannen muß,
Und all' mein Glück vergangen,
So laß dich mit verbrämtem Kuß
Ach, einmal noch umfangen!

O blick' mir nicht so sehnlich
Hervor aus deinen Thränen!
Es soll hinfort kein Auge sich
Nach dem Verlornen sehnen.

Und wie noch einmal Herz an Herz
Im süßen Wahn sich stillet,
So ruhe auch der herbe Schmerz,
Der dir vom Auge quillet.

O decke deiner Augen Licht
Mit deinen beiden Händen,
Und ich will auf dem Weg mich nicht,
Nicht einmal rückwärts wenden.

Und bin ich hinter'm Bergessaum,
  Wo fahle Bäume winken,
So denk', du wachest auf vom Traum, —
  Und laß die Hände sinken!

Sternbotſchaft.

Ich ſaß in finſtrer Trauer,
Mir war das Herz ſo ſchwer, —
Da kam aus dunkler Ferne
Einſam ein Stern daher.

Er glänzt wie eine Thräne,
Die ſtille Sehnſucht weint,
Die wie ein Blick der Hoffnung
Aus treuen Augen ſcheint.

Den lichten Friedensboten,
Ich hab'. ihn wohl erkannt: —
Herzlieb, aus weiter Ferne
Haſt du den Stern geſandt?

Mein Herz.

Mein Herz iſt ein ſtiller Tempel,
Eine Domhall' düſter und hehr,
Da knieen wie bleiche Beter
Die trüben Gedanken umher.

Es hauchen unſichtbare Orgeln
Gar wundertiefen Klang,
Es wallet von Geiſterlippen
Ein dumpfer Schlummergeſang.

Und unten in Grabeshallen,
Da ſchlafen im Sterbekleid
Die alten Tage der Liebe
Aus ferner, ſchöner Zeit.

Lied der verlaſſenen Liebe.

Liebles iſt mein Lieb geworden,
War mir treu doch manchen Tag.
Wehe, wie an allen Orten
Frühlingsluſt erblühen mag!
Hoffnungsgrün umrankt die Erden,
Und mein Herz will traurig werden.

Wuchſen darum dir die Flügel,
Amor, ſchadenfreher Knab'? —
Ach, der Liebe zart'ſte Hügel
Wurden meiner Liebe Grab.
Ihre Sprache redet nimmer
Jenes Auges ſel'ger Schimmer.

Und des Glückes warmer Brennen,
Ach, ihr Mund, er iſt noch roth, —
Doch die Schwüre ſind zerronnen,
Doch die Küſſe, ſie ſind todt.
Um die vielumfangnen Glieder
Rauſchen ſtolze Falten nieder.

Doch wie man im Lenz mit Thränen
Nach geliebten Gräbern wallt,
So umschwebet all' mein Sehnen
Ihre liebliche Gestalt. —
Und doch kann kein Frühlingsweben
Eine Blüth' mir wiedergeben.

Waldfräulein.

Am rauſchenden Waldesſaume
Da ragt ein finſtrer Thurm;
Waldfräulein ſteht dort oben,
Ihr Schleier weht im Sturm.

Und unten zieh'n blumige Kähne
Den blauen Strom entlang,
Drin tönet's wie Küſſen und Koſen,
Wie Becher- und Saitenklang.

Fern ſieht man ſie gleiten und ſchwinden
In des Abends goldenem Licht. —
Waldfräulein zieht den Schleier
Um's bleiche Angeſicht.

Einkehr.

In der Schenk' beim grünen Anger,
Hei, wie geht's da luſtig her!
Guter Wirth, hier laß mich raſten!
Herz und Ränzel iſt mir ſchwer.
Tanz und Jubel in der Stube,
Die Trompeten heben an.
Nur ein alter Harfenſpieler
Singt dem fremden Wandersmann.

Harfner, laß die frohen Lieder,
Spiel' mir trübe Melodei!
Heimathlos bin ich auf Erden,
Luſt und Liebe iſt vorbei.
Wenn's im Frühling klingt und blühet,
Ach, da liebt ja Jedermann! —
Maientraum und Frauenminne
Hat mir Uebles angethan.

Wandr' ich durch die fremden Städte,
Glänzt wohl grüßend manches Haus,
Blumen blühn an blanken Fenstern,
Frohe Mädchen schau'n heraus. —
Mit dem Stabe auf der Schulter,
Mit dem Hute im Gesicht
Schreit' ich schweigend dann vorüber
An dem schönen Traumgesicht.

Eine welke Blume trag' ich
Auf dem staubbedeckten Hut.
Harfner, weißt du, alter Harfner,
Wie verrathne Liebe thut?
Greif' noch einmal in die Saiten,
Greif' mir ernsten, tiefen Klang!
Ach, da draußen auf der Haide
Tönt nur heller Lustgesang.

Die Verlaſſene.

Ob er wohl in der Welt ſo weit
Noch manchmal mein gedenkt,
Wenn ihn in Liebesſeligkeit
Sein holdes Weib umfängt?

Wenn ſie ihm nach des Tages Drang
Sein Kind entgegenhält,
Umweht ihn nicht ein ſanfter Klang
Aus ferner Blumenwelt?

O könnt' ich leicht wie Wolkenſchaum
Durch ſeinen Schlummer weh'n,
Und wie ein alter, ſchöner Traum
In's liebe Herz ihm ſeh'n!

Ich wollt' ihm wie ein Engel leis
Wegbauchen Reu' und Schmerz, —
Und eine Thräne ſtill und heiß
Hinweinen auf ſein Herz.

Fernsicht.

Auf des Berges höchstem Scheitel
Steh' ich allezeit so gerne,
Wandersehnsucht, Wunderahnung
Zieht mich nach der lichten Ferne.

Und im Herzen hör' ich's rauschen.
Jubelschlag von Adlerschwingen,
Und es wähnt die trunkne Seele,
Durch's Unendliche zu dringen.

Doch wie bald wird's bang' und öde,
In dem schwindlich weiten Raume,
Und nach einer Stelle flücht' ich
An der Berge blauem Saume.

Schwimmen doch wie sel'ge Inseln
Wollig weiche Wolken drüber,
Und nach deinen lieben Augen
Fliegt mein müdes Herz hinüber.

Ja, ich seh' dich grüßend wallen
Durch die fernen Lichtgefilde,
Und mein Wähnen und mein Träumen
Wird mir zum lebend'gen Bilde.

Mein Engel hüte dein.

Daz iuwer min engel walte!
Alter Gruß.

Und willſt du von mir ſcheiden,
Mein herzgeliebter Knab',
Soll Alles Dich begleiten,
Was ich von Freuden hab'.
Mir bleibt, wenn du geſchieden,
Mein traurig Herz allein;
Fahr' hin, mein Lieb, in Frieden!
Mein Engel hüte dein!

Ihm ward zur Hut gegeben
Mein Glück und meine Ruh';
Ach, Glück und Ruh' und Leben,
Herzlieb, das biſt ja du.
Und biſt mir du geſchieden,
Flieht auch der Engel mein;
Fahr' hin, mein Lieb, in Frieden!
Mein Engel hüte dein!

O daß er dir verſchwiege,
  Was dich betrüben mag,
Wie ich verlaſſen liege
  In Sehnſucht Nacht und Tag!
Mein Bild ſoll mit dir gehen
  Im alten Freudenſchein;
Fahr' hin, auf Wiederſehen!
  Mein Engel hüte dein!

Auf der Wanderung.

Ich wandre meine Straße fort,
Und Abendwinde wehen,
Da seh' ich an dem Fenster dort
Ein weinend Mädchen stehen.

Der Anblick nimmt das Herz mir ein
Mit Wehmuth und mit Sehnen,
Als sollte ich berufen sein,
Zu stillen diese Thränen.

Was blickst du, unbekannte Maid,
So flehend hold herüber?
Du bleibst mir fremd, und fremd dein Leid, —
Ich wandre stumm vorüber.

Bald wirst du glüh'n in neuer Lust
Bei Scherz und Spiel und Reigen,
Und wirst an eines Andern Brust
Dein Haupt getröstet neigen.

Ich aber will durch alle Welt
Bis zu den spät'sten Tagen
Dein Bild, vom Abendroth erhellt,
Im tiefen Herzen tragen. —

Am Thore schaut' ich noch einmal
Zurück zum bleichen Kinde,
Sie stand im letzten Abendstrahl,
Das Fenster schwankt' im Winde.

Heimkehr.

Es steht ein Gartenhaus am Berge,
Da tönt' es einst in schönen Tagen
Wie wonnig bräutliches Geflüster,
Wie süßes Fleh'n und sanft Versagen.

Da war es, als die Reben blühten
Und traulich sich durch's Gitter schlangen,
Daß ich mit tollen, sel'gen Armen
Mein erstes Jugendlieb umfangen.

Was führt mich aus den weiten Landen
Gerade hier mein Weg vorüber?
Das luft'ge Haus ist längst zerfallen,
Und weiße Flocken wehen drüber.

Und auf dem wankenden Gebälke,
Da lagern heiß're Dohlenschaaren. —
Wer denket wohl an dieser Stätte,
Daß hier zwei Menschen glücklich waren?

Vorbei, vorbei, ihr Erkerthore!
Erkennt ihr mich, ihr alten Gaſſen?
Ihr ſeid mir treu und hold geblieben,
Mein Lieb, das hat mich längſt verlaſſen.

Und durch des Volkes emſ'ge Schaaren,
Da ſchnauben ſtolze Berberroſſe,
Ein hohes Weib mit bleichen Wangen
Sitzt düſter in der Staatskarroſſe.

Ihr grauer, gichtgekrümmter Gatte
Lehnt laß und mürriſch ihr zur Seiten;
Ihr Haupt iſt auf die Hand geſunken, —
Denkt ſie vielleicht vergang'ner Zeiten?

Ich ſtand noch thränentrüb am Wege,
Da ſie ſchon längſt vorbeigefahren. —
Wer denkt wohl von uns beiden Menſchen,
Daß wir zuſammen glücklich waren?

So bange nicht!

Wenn meine Arme dich umweben,
Mein Auge glüht, — ſo bange nicht!
Wenn deines Buſens Blumen beben,
Kaum aufgeblüht, — ſo bange nicht!
Wenn ſich der Knoſpe reifes Leben
Erſchließen muß, — ſo bange nicht!
Und zwinge ich dein Widerſtreben
Im Flammenkuß, — ſo bange nicht!
Es hat die Welt dir nichts zu geben,
Vor ihrem Hohn erbange nicht!
Mag denn ihr Sinn am Staube kleben,
Nach ihrem Lohn verlange nicht!
Laß an mein ſtolzes Herz dich heben,
Und wein' mir auf die Wange nicht!
Es ſtört die Sterne, die dort ſchweben,
Der Erde Lauf im Gange nicht!

Der erste Kuß.

An Irenien.

Denkst du noch, mein süßes Mädchen,
Denkst du noch der sel'gen Stunde,
Da ich mit verschämtem Munde
Dich zum ersten Mal geküßt?

War am lieben Winterabend,
Wo der heil'ge Christ gekommen,
War in deinem warmen Stübchen,
Und an's Fenster schneiten Flocken,
Und der Schneewind blies im Giebel.

An das duft'ge Weihnachtbäumchen
Steckten emsig wir die Lichter,
Hängten wir die süßen Gaben,
Pfefferkuchen, goldne Nüsse
Und von Glasschaum manche Kugel.

Draußen vor der Kammerthüre
Lauschte leis ein kichernd Völkchen,
Schwesterlein und kleine Brüder;
Doch die Thür war fest verschlossen.

Hinter'm Christbaum stand mein Mädchen,
Vor dem Christbaum stand ich selber,
Und wir waren ganz allein;
Ich ein wilder, blonder Knabe,
Du ein schüchtern zartes Kind.

Aber durch die grünen Zweige
Spannen sich verstohl'ne Strahlen,
War der Schein von all' den Lichtlein,
War der Schein von deinen Blicken,
Und das Auge gieng mir über.

Ach, wir hatten von der Liebe
Noch kein einz'ges Wort gesprochen,
Wußte jedes doch von selber,
Wie herzlieb es war dem andern.

Und du trateſt vor das Bäumchen,
Mein vollendet' Werk zu schauen,
Schauteſt aber nicht auf's Bäumchen,
Schauteſt nur in meine Augen,
Und ich faßte deine Hände.

Stille war's im engen Stübchen,
Doch aus unſern warmen Herzen
Klangen ſel'ge Melodieen,
Unſ'rer Blicke lichte Bande
Drängten ſchmeichelnd Herz an Herz.

Näher neigt' ich meine Wange,
Fühlte deinen keuſchen Athem,
Näher neigt' ich meine Lippen,
Und ſie flehten bang' und ſchweigend
In der Liebe laut'ſter Sprache.
Doch du ſtandeſt unbeweglich,
Nur ein roſenlichtes Lächeln
Schien auf deinem Engelsantlitz.

Ach, da ſchwanden mir die Sinne,
Nimmer weiß ich, was geſchehen,
Weiß nur, daß ich heiß und bebend
Deine Lippen leis' berührte. —
Ob ich küßte, weiß ich nicht, —
Weiß, daß du dich nicht geſträubet,
Denn ich hielt dir beide Hände.

Aber oben an dem Bäumchen
Kniſterte ein brennend Zweiglein,
An der Thüre pocht' die Mutter,
Und du ſchlüpfteſt hinter'n Chriſtbaum. —

Lange Zeit iſt nun verfloſſen,
Iſt verfloſſen manche Chriſtnacht.
Kühnlich blick' ich dir in's Auge,
Kühn umſchling' ich deine Glieder,
Kühnlich flammen meine Küſſe
Auf dein bräutlich Angeſicht,
Und mit ſehnendem Gewähren
Sinkeſt du in meinen Schooß;
Haſt du doch für Tod und Leben
Seel' und Leib mir hingegeben.

Aber denkſt du, ſüßes Mädchen,
Denkſt du noch der ſel'gen Stunde,
Da ich mit verſchämtem Munde
Dich zum erſten Mal geküßt?

In ihrem Schooße.

Dir im Schooße ruhte mein Haupt, mit schmiegenden Armen
Decktest du Wangen und Haar schmeichlerisch kosend mir zu;
Ueber dir nickte in blauender Luft die rankende Rose,
Drüben am Berge sank eben die Sonne hinab.
Ihrem Strahle folgte dein Blick, zum träumenden Auge
Schaute vom athmenden Schooß trunkenen Sinnes ich auf.
Wechselnd neigte die blendende Brust mit weicher Berührung
Meiner brennenden Stirn leise und kühlend sich zu.
Deines Nackens schmiegsame Beugung schimmert' im Lichte,
Und ob all der Pracht blühte das lächelnde Haupt.
Erd' und Himmel spiegelte mir dein seliges Auge,
Schwindelnd blickt' ich hinein, schwindelnd verlor sich der Blick.

Drüben am Baum durchspielte der Wind die hangende Laute,
Meinem Herzen gieng sehnendes Träumen vorbei.
Immer strahlender wurde dein Blick, und herrlicher hob sich
Aus dem dunkelnden Grund hell die verklärte Gestalt.
Keine Sterbliche lächelt so süß, so hielt nur auf Latmos
Cynthias keuscher Arm ihren Geliebten im Schooß.
Bang erstöhnte mein Herz, als käme der silberne Wagen,
Welcher den göttlichen Leib leis in die Lüfte entführt.
Süß geängstigt umschlang ich dir da die schwellenden Hüften,
Und es bog sich dein Haupt lieblich erröthend herab.
Meine Augen deckte du mir mit schelmischen Händen,
Aber es sog sich dein Mund sanft an dem meinigen fest.
Armer Endymion! dir ward nur ein göttliches Traumbild,
Mein ist ein lebender Leib, blühend in Göttergestalt!

Liebe im Wetter.

Liebchen, ſchenke den Wein! Schon dunkelt der wolkige Himmel,
Wetter liegen gedrängt über dem blauenden Tag;
Schwüler laſtet die Luft, drum weg mit den ſchweren Gewanden,
Und den ſchwelgenden Leib wiege der duftende Pfühl.
Horch, wie der Donner ertoſt! Herab mit dem Laden am Fenſter!
Hagel geißle umſonſt unſer geſichertes Haus!
Und jetzt nahe du mir und ſchmiege die ſchneeigen Glieder
Meinem bräunteren Leib feſter und inniger an.
Draußen praſſelt des Regens Strom, es hallen die Fenſter;
Unſer Roſen ſchirmt traulich das dunkle Gemach.
Deine Locken umſpielen mein Herz mit kühlem Geringel,
Von dem ſchäumenden Wein duftet dein kuſſender Mund.

Rückwärts ſenket ſich mehr und mehr der ſchimmernde Nacken,
Ueber das ſchwimmende Aug' bebet die Wimper herab.
Und es lächelt dein Mund luſtbange ein bräutliches Lächeln,
Aber mein Arm umſchmiegt beißer dein ſchlagendes Herz.
Auf nun, Donner und ſauſender Wind! Erhebet das Brautlied!
Wirbelt im flammenden Sturm unſere Seelen hinweg! —
Lang ausathmet die Bruſt, es löſen ſich Sehnen und Glieder;
Aber der Regen verrauſcht, aber der Donner verhallt.
Und vom Lager ſtemm' ich mich auf, du liegſt noch ſo ſtille,
Und ich hebe vom Pfühl ſanft dein erglühendes Haupt.
Weineſt du, lächelndes Kind, und flüchteſt mir ſcheu an den Buſen?
Sinke nur, ſüße Geſtalt, eng an mein jubelndes Herz!
Auf das Fenſter! Wie kühl! Es tröpfeln Laube und Giebel,
Ferne dampfet der Wald, Silber verdunſtet die Luft.

Deine Wange glühet so frisch, du küssest mir schweigend
Von der pochenden Stirn Perlen der Wollust hinweg. —
Grüner blitzet im Garten der Baum, es keimen die Sprossen,
Und vom engenden Kelch windet die Rose sich frei.
Segen entathmet die Flur nach des Himmels flammendem Brautkuß,
Schöpferleben erfüllt leise die thauige Welt. —
Ahnst auch du sein heimliches Weh'n? Was senkst du die Blicke?
Hältst mit der kosenden Hand stehend die Lippe mir zu? —
Und ich zwinge dich näher heran, es säuseln die Lüfte,
Blätter vom blühenden Baum regnen zum Fenster herein.
Allbefruchtendes Licht, es segnet Blume und Knospe,
Segnet mit heiligem Strahl deinen erblühenden Leib.

Brief auf's Land.

An Irenien.

Rura meam, Cerinthe, tenent villaeque puellam;
Ferreus est, heu, quisquis in urbe manet.
Ipsa Venus laetos jam nunc migravit in agros,
Verbaque aratoris rustica discit Amor.

Tibull.

Aus der dampfenden Stadt entfloh mein Täubchen mir gestern,
Hat sich dem grünenden Schutz lachender Fluren vertraut.
Und ich spähe vom Berg mit vorgehaltenen Händen,
Aber in Duft und Schein schwimmet das ferne Gefild.
Amor auch entschlüpfte auf's Land, ich mein' ihn zu sehen,
Wie er mit trippelndem Schritt hinter dem Pflug sich müht;

Lieder des Landmanns singt er, und ungelehrige Weisen
Bläst sein schelmischer Mund hell in die Flöte hinein. —
Und wo weilest nun du, mein Liebchen, im fernen Gelände,
Während des Tages Gluth leise am Himmel verglimmt?
Gingst du hinaus mit den Mädchen zu sammeln das Obst auf der Wiese,
Das dem belasteten Baum freudigen Sprunges entfällt?
Drüben vom Waldessaum zieht sachte die Heerde herüber,
Und der Pflüger entschirrt singend das müde Gespann.
Oder kehrest du heim vom Berg durch säuselnde Waldung
Mit der freundlichen Last saftiger Beeren im Korb?
Droben vom Abhang blicket ein Reh neugierig herunter,
Während güldener Glanz scheidend die Wipfel berühret.
Oder weilst du am Quell unserm dem dämmernden Garten?
Eben kehret vom Trog munter das scheckige Rind.

Unter die Röhre stellst du den Krug, die Blumen zu tränken,
Die dir am Fensterlein dort neben dem Bettchen erblüh'n.
Längst schon überstrudelt der Krug, du sitzest am Raine,
Blickest mit träumendem Aug' in den verrinnenden Bach.
Wähn' ich doch, wessen du denkst! Und käm ich, ein staubiger Wandrer,
Unter dem Mantel versteckt leise die Straße herauf!
Neben dir setz' ich mich nieder und spräche: Mädchen, mich dürstet!
Und vom heimlichen Traum fährst du erschrocken empor. —
Warte nur, scheuliches Kind! der Weg ist mir lange zu weit nicht,
Und in strengere Haft führ' ich den Flüchtling zurück. —
Nein, ich störe dich nicht! Doch kehrst du nur wieder, so stillst du
Meinem sehnenden Leid reichliche Buße ersetz'n!

Heimlicher Abschied.

Wie selig blühen deine lichten Wangen
In sich'rem Schlummer an mein Herz geschmiegt!
Von unglückselig'en Armen lind umfangen,
Hat dich mein Kosen trüg'risch eingewiegt.

Macht dieser Kuß dein Antlitz nicht erblassen?
Träumst du denn nicht, daß dieß mein letzter Kuß?
Träumst du denn nicht, daß ich dich nun verlassen,
Daß ich auf ewig Dich verlassen muß?

Du träumst es nicht! Von Küssen und von Scherzen
Glänzt deiner Lippen süße Rosenpracht. —
Ich löse leis dein Haupt von meinem Herzen,
Und fliehe feig und heimlich durch die Nacht.

Was wähnt' ich Thor, daß mir ein Glück beschieden,
Der schon so vieler Herzen Blüthe brach?
Vor meinen Schritten fliehen Heil und Frieden,
Und meinen Spuren folgt die Rache nach.

Du warst mir noch, mein letzter Stern, geblieben, —
Da sprach das Schicksal sein gerechtes Wort:
Du spieltest mit der Lieb', du sollst nicht lieben! —
Und reißt mich jäh von deinem Herzen fort.

Leb' wohl, mein Glück, das ich so kurz besessen!
Viel tausend Dank für alle Lieb' und Huld!
Leb' wohl, mein Lieb, und lerne mich vergessen!
Das Maß ist voll, ich tilge meine Schuld.

Drum sei getrost! das Schicksal zürnt nicht immer;
Dein Leid vergeh' mit meines Lebens Fluch! —
So glättet über dem versunk'nen Schwimmer
Das Meer versöhnt sein faltig Leichentuch.

Am Sarge eines jungen Mädchens.

Myrtenlaub im gold'nen Haare,
Unter Lilien kühl und mild,
Liegst du lächelnd auf der Bahre,
Stummes, engelkeusches Bild!

Nie hat eines Jünglings Rosen
Diesen zarten Mund berührt,
Selbst der Tod hat seine Rosen
Nur in scheuem Kuß entführt.

Ach, dein Leben floß in Frieden,
Ohne Leid und ohne Haß, —
Leis bist du hinweggeschieden,
Wenig Augen werden naß.

Und wie dieser Glocke Schwingen,
Das zum frühen Grab dich ruft,
Wird dein Name bald verklingen
Spurlos in des Himmels Luft.

Deines reinen Leibes Bette
Zeichnet kein Gedächtnißstein,
Gras umwallt die öde Stätte,
Und die Winde säuseln drein.

Ach, das Holde, fern dem Ruhme,
Stirbt wie Frühlingsmorgenroth,
Und des Lebens zart'ste Blume
Blühet stille in den Tod.

Letzter Wunsch

Mein Schatz will Hochzeit halten,
Ich liege auf den Tod
Und nehme mit zu Grabe,
Was ich in Schmerz und Noth
Um ihn gelitten habe.

An meinem Fenster blühen
Gelbveigel und Rosmarin;
Wenn ich von Lieb und Jammer
Hinweggeschieden bin,
Tragt still sie aus der Kammer!

Zwei Sträußlein sollt ihr binden,
Eins bestet mir an's Kleid,
Eins sendet meinem Knaben;
Es ist für alle Zeit
Die letzte meiner Gaben.

O dürft' ich ungesehen
  Dem frohen Paare nah'n,
Und, wenn die Glocken läuten,
  Ihn segnend noch umfah'n, —
Und treten still beiseiten.

Gruß an Schwaben.

(Aus einer poetiſchen Erzählung „Herzog Ernſt“.)

Nun ſei gegrüßt mit Herz und Hand,
Mein liebes altes Schwabenland!
Wie lächelſt du den Wandersmann
Aus treuen Augen ſinnig an!
Sei mir gegrüßt, du friſche Luft,
Du Waldesrauch und Flurenduft,
Der fernen Hügel blaues Bild,
Ihr Tannenberge grün und wild!
Und du, mein Fluß, der klar und lind
Durch weiche Thäler ſpiegelnd rinnt, —
Auf deinen Fluthen lenkt die Sage
Ihr Schiff mit leiſem Ruderſchlage
Vorbei an Burgen öd und grau,
An Felſenhorſt und Blumenau,
An Dörfern, Thürmen, Bergcapellen,
Wo gold'ne Saaten dampfend ſchwellen,
An Städten reich und flurbelebend,
Hochgiebig in die Lüfte ſtrebend,

Mit ihren Kirchen ernſt und hehr
Und ihrer Mauern trutz'ger Wehr. —
Seid mir gegrüßt, ihr rothen Wangen,
Von blonden Locken überhangen,
Ihr blauen Augen treu und ächt, —
Gegrüßt, du markiges Geſchlecht!
Laß deine rauhen Laute tönen
Trotz aller Fremden Spott und Höhnen!
Ihr feines Ohr verſtehet nicht,
Wieviel aus dieſen Worten ſpricht.
All' fromme Lieb' im Kinderherzen,
All' deine Sehnſucht, deine Schmerzen —
Thut mir dein traulich Stammeln kund,
Du ſüßer, rauher Schwabenmund!

Der Rosengarten bei Worms.

(1855.)

Ez was in deme garten freude und wünne gnuog,
hei, waz der garten rôsen und lichter bluomen truog! —
Die mir des garten hüetent, zwelfe sint der küenen degen,
die pflegen mir der rôsen, sie sint vil ûz erwegen.

Der gröze Rôsengarte 1.

Das war in alten Zeiten ein lichter Rosengarten,
Des mußten holde Frauen in treuen Züchten warten
Da hub sich luft'ges Streiten, es klang manch Saitenspiel, —
Hei, wie es schnellen Degen in seiner Hut gefiel!

Ihr hörtet wohl die Kunde von stolzen Helden sagen,
Die um die schönste Rose dort manchen Strauß geschlagen;

Da kränzte noch die Woge den blühenden Inselrund *),
Das war zu Worms am Rheine, im frohen Land Burgund.

Erſtorben ſind die Roſen, der Garten iſt verödet,
Die kühnen Degen liegen im fremden Land getödtet,
Die Königsroſe welkte, Chriemhild, die hohe Maid,
Die ſüßen Frauen ſtarben in blut'gem Herzeleid.

Du maienfrohes Eiland, du ſankſt in bitt'rem Harme
Dem Rhein, dem ſtolzen Buhlen, aus ſeinem kühlen Arme;
Du haſt mit Staub beſtreuet mein blumiges Gewand;
Nur dünne Waldung ſprießet aus dem verkieſten Strand.

Und drüben über'm Rheine, da ſind die Königshallen
Nach blut'gen Flammennächten in Schutt und Rauch zerfallen;
Es brauſt im treib'gen Dämpfer der Geiſt der neuen Zeit
Vorüber an dem Grabe verſunk'ner Herrlichkeit.

*) Der Rheinarm, der die Inſel vom rechten Ufer trennte, iſt in neuerer Zeit verſumpft.

Da tönen vom Tem rheinüber der Glocken dumpfe Zungen
Wie tausendjähr'ge Klage vom Leid der Nibelungen;
So blutete die Wunde, die Siegfrieds Herz durchschnitt,
Als um des Helden Bahre der grimme Hagen schritt.

Du graues Todtenmünster, nicht mag in diesen Tagen
Dein müder Nacken länger die Wittwenkrone tragen.
Dir drohet von den Enkeln Vergessenheit und Schmach:
Die Kuppel sinkt geborsten, die Pfeiler wanken nach.

Laß ab, mein Lied, zu klagen! — Es zieht in alter Weise
Der Sterne Chor dort oben die heil'gen Weltenkreise;
Durch duftiges Gewölke ergießt sein ew'ges Licht
Der Mond dem todten Eiland in's stumme Angesicht.

Und wie lebend'ges Lächeln seh' ich's darüber gleiten,
Ein Traumgebild aus alten, lustbellen Frühlingszeiten;
Die Ufer athmen leise, die Wellen flüstern drein,
Es küßt die todte Buhle der königliche Rhein.

Und wie durch Zauberfäden der klare Mond dort oben
Mit zartem Strahlenschleier das stille Thal umweben,
So hat der Dichtung Glorie die öde Flur umglänzt,
Mit neuer Rosenkrone der Todten Haupt bekränzt.

Lenzkönigin ist die Dichtung, sie will der Blumen warten,
Ihr blüht in ew'gem Frühling der alte Rosengarten.
Das Schöne schwingt sich siegend aus Trümmersalt und Brand,
Frei über'm Leben ruhet sein ew'ges Heimathland.

Glückliche Geburt.

Mein Vater war ein Gärtner,
Der pflag der Blumen lind,
Der freite im tiefen Tanne
Des braunen Förſters Kind.

Durch meine Wiegenträume,
Da ſchwang ſich mancher Aar,
Da rauſchten dunkle Föhren
Und Quellen kühl und klar.

Durch meine Wiegenträume
Gieng würzig warme Luft,
Gieng Bienengeſumm und Gezwitſcher,
Lerchjubel und Roſenduft.

Wie ſollt' es dem nicht maien
Im Herzen allezeit,
Dem Tannenfrau'n und Roſenfeen
Die Wiege ſo gefeit?

Doch sagt, was soll's bedeuten
Dem glückgeber'nen Kind,
Daß die Mutter ihm brachte den Eichzweig,
Der Vater die Blumen sind?

Sie ſagen mir, ich ſoll dich meiden.

Sie ſagen mir, ich ſoll dich meiden,
Und wiſſen auch der Gründe viel;
Es ſpricht die Welt ſo leicht vom Scheiden,
Als wär' es nur ein Maienſpiel.

Und ſprächſt auch du, ich ſoll' dich laſſen,
So deucht' es mir ein böſer Scherz,
Zur Buße wollt' ich dich umfaſſen
Und drücken an mein treues Herz.

Und ſagt' ich ſelbſt: Sei's denn beſchloſſen!
Lieb' mich nicht mehr von dieſer Stund'!
So bielteſt ſtumm du mich umſchloſſen,
Und küßteſt lächelnd meinen Mund.

Der Frühling und die Minne.

Auf Wald und Haide überall
Ertönet heller Hochzeitschall,
Die Lande steh'n in grünem Schein,
Der klare Himmel blaut darein,
Und in den blum'gen Feiersaal,
Da führt der Lenz sein süß Gemahl,
Die ist genannt Frau Minne.
Er pranget, wie ein Bräut'gam thut,
Im frischen, freudenkühnen Muth;
Sie blicket süßverschämt darein,
Möcht' lieber ungesehen sein;
Sie liebet nicht den lauten Schall,
Doch wirkt sie leise überall
Im Herzen und im Sinne.

Du Mägdelein im Lockenhaar,
Was sitzest du der Freuden bar?
Komm' mit mir in mein Gartenhaus,
Da sieht man weit in's Land hinaus;
Die Blumenbeete keimen jung,
Auch ist dir Freudensang genung
Und würzig Weh'n darinne.

Dort hören wir im Laubgezelt
Den Frühling jubeln durch die Welt,
Und lauschen, wie im Innern schafft
Der Liebe zarte Himmelskraft.
In jungen Herzen ist die Statt,
Darin am liebsten Hochzeit hat
Der Frühling und die Minne.

In Sonntagsruhe liegt die Welt,
Kirchglocken läuten durch das Feld;
Die Vöglein sind verstummet fast,
Sie halten kurze Mittagsrast,
Die Winde schlummern allerort, —
Die treuen Blumen duften fort,
Ihr Hauch will nicht vergehen.
So klinget aus in uns'rer Brust
Des Lebens laute Frühlingslust,
Und Sinn und Denken schlummert ein, —
Die Herzensminne wacht allein.
Wir halten träumend uns im Arm
Und fühlen nur im Herzen warm
Der Liebe Athem wehen.

So soll, wenn Lenz und Lust vergeh'n,
Die treue Minne noch besteh'n!
Und fällt vom Haupt uns in den Staub
Des Lebenskranzes letztes Laub,

So ſülle ſie in Grau'n und Tod
Mit der Erinn'rung Abendroth
Die nachtumhüllten Sinne.
Und trotz der Menſchen Widerſtreit
Die Liebe glaubt Unſterblichkeit.
Auf Erden läßt von ſeiner Braut
Der Frühling ſterbend, kaum getraut;
Doch in dem namenloſen Land,
Da ſtrahlt in ew'gem Hochzeitband
Der Frühling und die Minne.

Des Mägdleins Nachtgebet.

Vergangen iſt der lange Tag,
Und Alles ruh'n und ſchlafen mag.
Mein Herz in Sehnſucht wacht allein
Und denket dein.

Und denket mancher lieben Stund',
In der ich hieng an deinem Mund.
Es blickt der Mond durch's Fenſterlein
So trüb' herein.

Da kommt mir's wieder in den Sinn,
Daß ich ſo ganz verlaſſen bin;
Manch Thränlein wein' ich arme Maid
In Einſamkeit.

Doch ſtill! Ich will nicht weinen mehr,
Gedenke ich in Sorgen ſchwer,
Daß du allein und unbekannt
Im fremden Land.

Vergieb mir, daß ich dieſe Nacht
Nur meines Leides hab' gedacht;
Im Bette ſchnell erheb' ich mich
Und bet' für dich.

Und ſage Alles Gott dem Herrn,
Der höret fromme Liebe gern;
Er wird dich halten treu und gut
In ſich'rer Hut.

Er ſegne unſern Liebesbund,
Daß du mir hold ſeiſt alleſtund,
Daß ich dein Glück in Freud' und Leid,
In Ewigkeit.

Vor der Schlacht.

Iſt das ein letzter Mondenſtrahl,
Der dort die Wolken ſäumt?
Ich habe juſt zum letzten Mal
Von Liebchen noch geträumt.

Im Lager iſt die Trommel wach,
Fern knallet Schuß auf Schuß;
Mir brennet auf den Lippen nach
Ein thränenheißer Kuß.

Und will mir's werden weh' um's Herz, —
Trompeten, blaſet drein!
Es kann bei weichem Liebesſchmerz
Kein Reitermuth gedeih'n.

Das freilich geht mir durch den Sinn,
Und macht mich traurig ſchier:
Was bleibt, wenn ich gefallen bin,
Mein armes Liebchen, dir?

Doch auf! Und ſchwillt dir nicht der Muth?
Zwei Leben ſchirmt dein Schwert:
Hau' drein! Du braves Reiterblut!
Der Kampf iſt ſtreitenswerth.

An den Geliebten.

Wie iſt es nur ſo bald geſchehen,
Daß ich dir, Mann, mein Alles gab?
Darf ich dir in die Augen ſehen,
Und wendeſt du dein Haupt nicht ab?
O laß mich ruh'n in deinen Armen!
Dein Blick iſt hold und voll Erbarmen.

Gewiß, du hältſt es nicht für Sünde,
Daß ich dich liebe, theurer Mann!
Denkſt Böſes nicht von deinem Kinde,
Das dir nun nichts mehr geben kann.
Hätt' ich noch mein jungfräulich Leben —
Ach, nochmals wird ich's dir ergeben!

So haſt du ganz mich hingenommen;
Vorüber iſt der Kindheit Scherz.
Nun mögen Leid und Schmerzen kommen!
Du drückſt ja ſchirmend mich an's Herz.
O daß ſo hold dein Sinn verbliebe,
Mich werth zu achten deiner Liebe!

Ich lieg' vor deinem Geiſt im Staube,
So herrlich ſtehſt du neben mir;
Doch iſt's dein Herz, an das ich glaube,
Und betend blick' ich auf zu dir:
Ach, Leib und Seele bis an's Ende
Befehl' ich nur in deine Hände!

Leben der Liebe.

Ach, an dieſem trüben Tage
Gebt mir Kraft und Luſt von binnen,
Liege träumend dir am Herzen:
Wie der Tag, ſo iſt mein Sinnen.

Denken muß ich immer wieder,
Will ich deine Wangen küſſen,
Daß ſie, ach, in kurzen Tagen
Bleichen und verwelken müſſen.

Denken muß ich, daß ich einmal
Nimmer dich umfangen werde,
Daß die heil'ge Gluth der Herzen
Einſt erliſcht in feuchter Erde,

Daß vor unſ'res Leibes Aſche
Unſer Name ſchon zerſtiebet,
Niemand weiß, wie ſich vor Zeiten
Hier ein Menſchenpaar geliebet.

Und vergessen ist auf ewig
  Dieses lichten Auges Schimmer,
Deines holden, treuen Herzens,
  Süßes Mädchen, denkt man nimmer!

Doch das Eine bleibet stehen,
  Ob sich Alles, Alles wende:
Herzen hören auf zu lieben,
  Doch die Liebe lebt ohn' Ende.

Wie ein ew'ger Geisterfrühling
  Schwebt sie strahlend ob der Erden,
Blumen welken, Blumen keimen,
  Und im Tod ist ew'ges Werden.

Ihr der einzig Wandellosen
  Weihe du die flücht'gen Tage!
Laß uns lieben ohne Bangen,
  Laß uns scheiden ohne Klage!

Ob in einem künft'gen Leben
  Dich mein Geist einst wiederfindet,
Weiß ich nicht, das aber fühl' ich,
  Daß dich jetzt mein Arm umwindet!

Laß uns leben, daß am Ende
Uns der eine Troſt nicht fehle:
Selig warſt du auf der Erde, —
Fahr' in Frieden, meine Seele!

Traum und Wirklichkeit *).

Es schläft an meine Brust gesunken
Das holde, heißgeliebte Weib;
Ich schaue stumm und formentrunken
Den jungen, hüllenlosen Leib.

Wie um den keuschen Schnee der Lenden
Der Locke dunkle Woge quillt!
Wie unter meinen leisen Händen
Der weiche Marmor athmend schwillt!

Da lockt mich hohe Wunderahnung
In unbekannte Zeit zurück,
Wie eine rührend holde Mahnung
An längstvergeßnes Liebesglück.

*) Nach der platonischen Philosophie entspringt die Sehnsucht beim Anblick eines schönen Gegenstandes aus der unwillkürlichen Erinnerung an die ewige Schönheit, mit der wir vor diesem Leben im Reich der Ideen vereinigt waren.

Blieb mir aus einem frühern Leben
Der eine wehmuthmilde Klang,
Der ſich mit leiſem Saitenbeben
Durch meiner Seele Stille ſchwang?

Iſt das die ew'ge Schönheit wieder,
Die mir das Herz ſo trunken macht,
Nach der beim Anblick dieſer Glieder
Die heil'ge Sehnſucht mir erwacht?

Und Schöpfungshimmel ſeh' ich blauen
In morgenfriſcher Werdeluſt.
Ich blicke mit erbab'nem Grauen
In das Geheimniß meiner Bruſt.

Zeigt ihr mir an, ihr Glanzgeſichte,
Wie ich in kühnem Lebensdrang,
Mit ew'ges Licht vom ew'gen Lichte
Zum Erdentag mich niederſchwang?

Und wie umſonſt aus ſeinen Bahnen
Nach ſeiner Sonne ſtrebt ein Stern,
Zieht machtlos mich ein kindlich Ahnen
Zum Geiſte, der mir jetzt ſo fern. —

Da rührt ſich leicht auf meinem Schooße
Vom Traum bewegt das holde Weib,
Des Buſens weiße Doppelroſe
Streift leis erzitternd meinen Leib.

Es ſchmiegt ihr Herz mit weichem Schlage
An meine Bruſt ſich eng und warm: —
Das Götterglück, das ich beklage,
Ruht es nicht lächelnd mir im Arm?

Und muß ich's erſt mit Händen faſſen,
Daß mir in lebender Geſtalt
Der ew'ge Geiſt, den ich verlaſſen,
Aus dieſem Leib entgegenwallt?

Was ſucht' ich ihn in blauer Ferne,
Der mir die eig'ne Seele ſchwellt?
Er iſt die Harmonie der Sterne,
Die Schönheit in der Menſchenwelt.

Wach' auf, mein Lieb! Ich hab' dich wieder,
Die mir ein trüber Traum geraubt;
Da regen ſich die zarten Glieder,
Und lächelnd hebeſt du das Haupt.

Bekränze feſtlich deine Haare,
Laß dich mit heil'gem Kuß umfah'n!
Es blicket mich der Unſichtbare
Aus deinen Augen grüßend an.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Frühlingstag.

Sonnenſchein auf allen Dächern,
In den Gaſſen laue Luft,
Silberbläulich ſtrahlt der Himmel,
Und die Berge ſtehn in Duft.

Junges Herz, hinaus in's Freie,
Und vorbei an Liebchens Haus!
Schau, vor ihrem off'nen Fenſter
Steht ein friſcher Blumenſtrauß!

Möcht' ich doch vor Allem wiſſen,
Wem die holden Blumen ſind?
Doch der Schelm läßt ſich nicht blicken,
Nur der Vorhang bebt im Wind.

Heute Abend hinter'm Garten
Soll ich die Geliebte ſehn:
Ob dann wohl die bunten Blumen
Morgen noch am Fenſter ſtehn?

Auf! Hinaus durch Thor und Brücke!
Fern durch Wald und Wies' und Hag!
Nur im Wandern wird genossen
Dieser erste Frühlingstag.

Müd' vom Jubel, müd vom Sehnen,
Und vom Wandern reg' und warm
Kehr' ich auf verstohl'nen Wegen
Heimwärts in der Liebsten Arm.

Bring' ihr Küsse, bring' ihr Lieder,
Wie man's hört am grünen Hag:
Nur in Liedern, nur in Küssen
Endet recht ein Frühlingstag.

Begegnung.

Du haſt mich längſt verlaſſen,
Längſt hin iſt Luſt und Weh';
Doch rührt mein Herz ſich leiſe,
Wenn ich dein Antlitz ſeh'.

Dein Reiz iſt lang verwelket,
Mir blühet ewig jung
Auf deinen bleichen Wangen
Sel'ge Erinnerung.

Es ſteht die alte Gaſſe
Sehnſüchtig vor mir da,
Wo ich am Sonntagmorgen
Zum erſten Mal dich ſah.

Die abendliche Laube
Ergrünt in gold'nem Strahl,
Da ich dein roſig Antlitz
Geküßt zum erſten Mal.

Und alle Liebespfade
  Eröffnen sich vor mir,
Die ich in blauen Tagen
  Gewandelt einst mit dir.

All' deiner Liebe denk' ich,
  Der Falschheit denk' ich nicht!
Mir weht wehmüth'ger Friede
  Von deinem Angesicht.

Dein Herz nur möcht' ich fragen,
  Ob es nun glücklich sei;
Da blickst du bang zu Boden,
  Ich gehe rasch vorbei.

Du hast mich längst verlassen,
  Längst hin ist Lust und Weh';
Doch rührt mein Herz sich leise,
  Wenn ich dein Antlitz seh'.

Verſöhnung.

O laß mich ſtehn an deinem Grabe!
Ach, nicht das Grab iſt's, das uns ſchied,
Du biſt's, die ich geliebet habe,
Und die ſo bitter mich verrieth.
Du biſt dahin. — Dir ſei vergeben,
Warſt du doch einſtens all' mein Glück!
Die ich verlor im wilden Leben,
Giebt mir der ſanfte Tod zurück.

Wie oft ein Hauch verklung'ner Lieder
Uns plötzlich durch die Seele wallt,
So ſchau' ich nun dein Antlitz wieder
Und deine liebliche Geſtalt.
Doch wird dein Lächeln trüb' und trüber,
Dein ſchelmiſch Auge thränenſchwer,
Du reichſt wie einſt die Hand herüber,
Und fragſt mich: Liebſt du mich nicht mehr?

Da kommen all' die sel'gen Tage,
  Sie stehen, ach, so süß für dich.
Ich seh' dich steh'n in stummer Klage
  Und seh' dich weinen bitterlich.
Wie mich dein leichter Sinn betrübe,
  Gewiß, du warst dir's nicht bewußt. —
So drück' ich dich in alter Liebe
  Und fest und ewig an die Brust!

Trinkspruch.

Das Mahl ist aus, die Lieder sind verklungen,
Mir glimmt noch einsam ein versinkend Licht;
Sie haben all' von ihrem Lieb gesungen,
Mein Trinkspruch taugt für frohe Menschen nicht.
Dein denk' ich wohl, mein Lieb in dunkler Ferne,
Es glüht der Wein im Becher flammenroth,
Und nur belauscht vom letzten Blick der Sterne,
Unsel'ges Kind, trink' ich auf deinen Tod!

Noch schlummerst du, und deine Träume lachen
Verheißnem Glück in sel'ger Täuschung zu;
Dein Schlaf ist licht, doch finster dein Erwachen!
Weh' dir, Geliebte, warum liebtest du?
Du stehst allein, von aller Welt verlassen,
Und nur auf mich blickst du in deiner Noth.
O blicke weg! Dein Einz'ger muß dich lassen,
Unsel'ges Kind, und wünschet dir den Tod!

Mich hat mein Streben, hat mein Glück betrogen,
Was blieb dem Heimathlosen nun zurück?
Vergieb, daß ich dir Hoffnung vorgelogen,
Ich hoffte selbst ein schönes, schönes Glück!
Wer wird dir künftig deine Thränen stillen?
Wer steht dir bei in Einsamkeit und Noth?
Um dieser Thränen, dieses Jammers willen,
Unsel'ges Kind, trink ich auf deinen Tod!

Komm, süßer Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, du Troſt der Nacht,
Schließ ſanft mein Auge zu!
Ich hab' vergang'ner Zeit gedacht,
Mein Herz verlangt nach Ruh.

Einſt ſtilltest du nach Kuß und Scherz
Verborg'ner Liebe Glück,
Und lehntest an ſein warmes Herz
Mein ſelig Haupt zurück.

Nun iſt er längſt zu Grab' gebracht,
Und Lieb' und Glück dazu.
Komm, ſüßer Schlaf, du Troſt der Nacht!
Mein Herz verlangt nach Ruh.

Ewige Jugend.

Seid mir gegrüßt, ihr sanften Stunden,
Gegrüßt du balsamkühle Nacht!
Die Welt des Auges ist entschwunden,
Der Seele tiefster Blick erwacht.

Und längst vergessene Gewalten,
Und altes Sehnen, altes Glück,
Sie rufen lächelnde Gestalten
In's fremd gewerd'ne Herz zurück.

Wo sind die selig blauen Lenze,
Da du für Lieb' und Ruhm geglüht?
Wo sind die stolzen Siegerkränze,
Die einst im Traum dein Haupt umblüht?

Wohl lächelst du der alten Tage,
Wohl ward das Schöne Trug und Wahn,
Doch soll verstummen Schmerz und Klage,
So sprich: was hast du denn gethan?

Bist du zum sichern Port gedrungen,
Von Wogendrang und Stürmen fern?
Liegst du nicht arm und mattgerungen,
Und schaust nach einem treuen Stern?

Doch fühlst du nicht dein Herz erwarmen,
Drängt es dich nicht zu neuer That,
Wenn dir mit tröstendem Erbarmen
Das Bild der schönern Jugend naht?

Und will dir einst der Sinn verzagen,
So bleibt das Bild dir unverwelkt,
Wie in der Liebe sel'gen Tagen
Dein Herz in Kampf und Ruh' geschwelgt;

Wie du mit unbesiegten Händen
Wagniß um Wagniß aufgethürmt,
Bis du mit kecken Flammenbränden
Den Himmel deines Glücks erstürmt.

Noch einmal, wie in jenen Jahren,
Erhebe deiner Waffen Zier!
Die Götter, die dir günstig waren,
Sie wandeln freundlich über dir.

Das Streben, das du überschwenglich
In kühner Sehnsucht einst gefühlt,
Bleibt deinem Leben unvergänglich,
Es klärt sich nur, wenn es erkühlt.

Und wenn dich auch die Welt bemeistert,
Dein Herz bleibt frei auf immerdar;
Das Schöne, das dich einst begeistert,
Ist ewig schön und ewig wahr.

Einst stürmtest du ihm wild entgegen
Und fandest nirgends Rast noch Ruh' —
Jetzt wandelst du auf stillen Wegen
Dem Ideal der Menschheit zu.

Und freudig steigt die Hoffnung nieder,
Dein Herz wird stark, dein Aug' wird licht.
Des Geistes Jugend kehrt dir wieder,
Und diese Jugend stirbt dir nicht.

Blühende Gräber.

Leis verglüht der Tag in den Pappelzweigen,
Glockentöne wiegen den Wald in Schlummer,
Durch des Friedhofs träumende Stille weht's wie
Ewige Sehnsucht.

Sehnsucht eines lange erloſch'nen Lebens,
Sehnsucht alter, lange vergeſſ'ner Liebe,
Ausgelitt'ne Schmerzen, verblühtes Glück aus
Früheren Tagen.

Drang des Lebens, bildender Schöpferodem,
Deines Waltens heilige Nähe fühl' ich,
Fühle dich im Säuſeln entſchlaf'ner Sehnsucht
Ueber den Gräbern!

Nicht, Natur, Allmutter, vergiß't du deiner
Todten Kinder: aus den erſterb'nen Herzen
Steigt die Liebe ſtrahlend empor in tauſend
Blumen des Frühlings.

Am Grabe meiner Mutter.

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfieng dich ſelbſt die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eig'nen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wie aus des Keims verweſten Spalten
Ein Schößling treibt mit grünem Laub,
So ſteh' ich mächtig feſtgehalten,
O Mutter, über deinem Staub!

Nie hat mir deines Auges Schimmer
Der Kindheit Dämmerung erhellt,
Und fremd und todt blieb mir für immer,
Was mir das Nächſte auf der Welt.

Nie hat mich klar auf dunkeln Wegen
Dein jugendſchönes Bild umſchwebt,
Doch deines Opfertodes Segen,
Das Schöne iſt's, das in mir lebt.

Ein tödtlich Glück, ein ſel'ges Schmerzen,
Das einſt das Herz der Mutter brach,
Verklärt wirkt's in des Sohnes Herzen
Als Weihekraft der Dichtung nach.

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfieng dich ſelbſt die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eig'nen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Liebesfrühling.

Liebchen, ſieh', der Frühling kam uns wieder,
Alle Weſen glüh'n, ihn zu begrüßen,
Lebenskeime fluthen durch den Aether,
Zartes Grün erwacht zu unſern Füßen.

Daß die Welt nicht in des Todes Banden,
Ohne Blumen, ohne Menſchen bliebe,
Sandte Gott den Frühling auf die Erde,
Sandte er in's Menſchenherz die Liebe.

Droben noch am Waldberg kämpft der Winter
Hinter'm Eiswall müde und vergebens,
Aber mächtig aus den Blüthenthälern
Jauchzet der Triumphgeſang des Lebens.

Liebchen komm'! Wie ſich die Schalen löſen
Von der Knoſpe ahnungsreicher Fülle,
So von deines Leibes Lenzgeheimniß
Heb' ich leis die jungfräuliche Hülle.

Seufzend Sträuben, — athemtrunk'nes Ringen, —
Sel'ger Kampf und seliges Erliegen! —
Wie zwei Rosen wechselnd zu einander
Thaubeschwert die klaren Häupter wiegen.

Herz an Herz, und Lippe bebt an Lippe
In der Wollust ernstverzücktem Schweigen, —
Aber über uns in blauen Lüften
Schmettert's tausendfältig von den Zweigen.

Und der Flieder neigt auf unsre Häupter
Leicht erregt die jungen Blättertriebe, —
Jubelnd nimmt uns auf die Mutter Erde
In den großen Frühlingsbund der Liebe.

Brautgesang.

Erst streift' ich dir heimlich, von Schauern durchzückt,
An des Kleides duftendem Saume,
Dann wurde dir leise die Hand gedrückt,
Und du sah'st mich steh'n wie im Traume.

Und einst in der Nacht, zu verschwiegener Stund',
Da hab' ich dich bebend umfangen
Und küßte mit stummem, seligem Mund
Deine beißerglühenden Wangen.

Drauf schiedest du weinend in fremdes Land,
Und ich träumte an einsamen Orten;
Doch wie ich nach Monden dich wiederfand,
Da war ich zum Jüngling geworden,

Und blickte dir kühn in der Augen Licht,
Umfieng dich mit Qualen und Rosen,
Und preßte mit brennendem Angesicht
Deines Busens kuespende Rosen.

Und die Knospe sprang, es erblühte dein Leib
In lenzlich schneeigem Prangen,
Und ich halte dich nun als mein eigen Weib
Mit starken Armen umfangen.

Als einst ich dir eine Rose geraubt,
Wie bist du da abneud erschrocken!
Nun schüttelt lächelnd dein trunkenes Haupt
Den zerknickten Kranz aus den Locken.

Wohl fühlest du scham- und wonneheiß:
Nicht fiel diese Blüthe vergebens!
Du fühlst dich ein heilig fruchtbares Reis
Am unsterblichen Baume des Lebens.

Neuer Lenz.

Lenz, kamſt du wieder friſch und mild,
Vom Sturm in's Land getragen,
Und mit dir manch vergeſſ'nes Bild
Aus fernen Jugendtagen?

Einſt wie ein unbegreiflich Leid
Im Schimmer ſel'ger Thränen,
Ein Ahnen von Unſterblichkeit,
Ein ſanftes Todesſehnen. —

Heut' grüß' ich wie die Lerche dich
Aus jubelheller Kehle,
Verſtehe dich herzinniglich,
Du Bruder meiner Seele!

Urkräftig weht mir durch die Bruſt
Dein blüthenfrohes Walten, —
Ein derber Drang nach Erdenluſt
Und eigenes Geſtalten.

Am Ende komme, was da mag!
Jetzt frommt uns Kampf und Kosen.
Du Lenz entschwindest wie ein Tag, —
Und dennoch streu'st du Rosen.

Erdenleben.

O blühende Erdenherrlichkeit,
Dir sei mein Herz ergeben,
Bis mich entrafft, den Sohn der Zeit,
Dein endlos wirkendes Leben. —

Auf deinen Wegen lernte ich
Zu hassen und zu lieben;
In Glück und Unglück irret mich
Kein Droben und kein Drüben.

Du giebst mir Leid und giebst mir Trost:
Ich habe zu allen Stunden,
Ob der Himmel geblaut, ob der Donner getost,
Deines Waltens Segen empfunden.

Das Unvergängliche seh' ich steh'n
In der Dinge Wechsel und Schwanken,
Und durch das Streben der Menschheit geh'n
Unsterbliche, hohe Gedanken.

Du giebſt mir den Trotz der männlichen That
Und freien Sinn im Genießen;
Ich pflücke die Frucht und ſtreue die Saat,
Daß auch Anderen Früchte erſprießen.

So ſchaffet treulich für's Ewige fort,
Doch umarmt noch die eilende Stunde;
Denn ſpurlos ſchwinden wir ſelbſt, wie ein Wort
Der Liebe aus roſigem Munde.

Und ein Schall iſt des Namens Unſterblichkeit,
Was bleibt vom mächtigſten Schalle?
Es brauſen die Fluthen der Ewigkeit, —
Und vergeſſen werden wir Alle.

Verſenkt ihr mich einſt hinab in den Staub,
So frömmelt nicht über mein Streben,
Deckt ſchweigend das Grab mit preſſendem Laub,
Und wandelt zurück in das Leben! —

Und die Lenze kommen, die Lenze zieh'n,
Und die Wetter des Himmels erkrachen;
Jahrhunderte ſchwinden, Jahrtauſende flieh'n,
Und die Tage der Freiheit erwachen.

Sie ſenden zur dunkelſten Tiefe hinab
Des Lichtes flammenden Segen,
Und ſtreuen auf mein vergeſſenes Grab
Ihrer Früchte goldenen Regen.

Episches.

Ballade von Edwin.

Es liegt in Blut und Banden
Der treue Held Edwin;
Die wilden Henker stehen
In finst'rer Scheu um ihn.

„O schickt zu meinem König,
Sagt euren Sieg ihm an!
Er zahlt euch reiche Lösung,
Ich war sein treu'ster Mann."

Dein König zecht im Saale,
Deß Grämen ist nicht groß;
Weh' dir, daß deine Tugend
Sein arges Herz verdroß!

„So schickt zu meinem Bruder,
Dem Wiking kühn und werth!
Er zahlt euch reiche Lösung,
Und mehr, als ihr begehrt."

Dein Bruder hat geſtohlen
Dein Raubſchiff ſchwarz und hehr;
Er fährt mit luſt'gen Wimpeln
Durch Nordlands düſtres Meer.

„So ſchickt zu meinem Freunde!
So ſchickt zu meiner Maid!
Sie zahlen reiche Löſung
An Waffen und Geſchmeid."

Dein Lieb verträumt dein Leiden,
Du machſt ihr kleinen Harm;
Sie athmet ſüße Gluthen
In deines Freundes Arm.

„So klag ich's Wind und Wolken,
Die ſagen's dem Wodan an,
Wie alle Welt verlaſſen
Den todeswehen Mann!"

Und Wind und Wolken zogen
Im Dämmergrau dahin.
Es ſtarb am Marterpfahle
Der treue Held Edwin.

Der Jäger am Mummelsee.

Der Jäger reitet zum Berg so jach,
Bleich Liebchen schaut ihm durch Thränen nach.

Er reitet vorbei durch Gestrüpp und Dorn,
Er schaut nicht herüber, es grüßt nicht sein Horn.

Im Mondlicht schlummert des Schwarzwalds Höh',
In einsamer Ruhe der Mummelsee.

In der Tiefe da regt sich grünwogiges Licht.
„Wohlauf, Seefräulein, und hörst du nicht?"

Sie stieg empor im schaumigen Kleid:
„„Was willst du in so später Zeit?

Dein erstes Lieb, es harret dein;
Ihr Herz vergehet in Sehnen und Pein.""

„O schweige von ihr, du herrliche Maid!
Ich selber vergehe in Sehnen und Leid."

„„Bleib' ferne! Mein Bette heget dich nicht.““
„Nur einmal laß küſſen dein weißes Geſicht!“

Er taucht in die Fluth, er faßt ihren Arm.
„„So kühle denn, Knabe, die Liebe ſo warm!““

„Weh, Liebchen, wie iſt ſo kalt dein Leib!“
Da umklammert ihn höhnend das Waſſerweib.

„„Und ſind'ſt du am Kühlen keine Luſt,
Was flieh'ſt du von warmer Menſchenbruſt?““

Sie rauſchet hinab, ihr Gelächter verhallt.
Der Jäger flieht durch den finſtern Wald.

Sein Herz iſt ſtarr, ſein Haupt iſt heiß,
Seine Glieder lähmet ein eiſiger Schweiß.

Er ſinkt zuſammen vor Liebchens Thür.
„Treuliebchen! O komm' noch einmal herfür!“

„„Hilf Himmel! Wie iſt deine Lippe ſo blau?““
„Das iſt der Kuß der Waſſerfrau.

Verſtoß mich nicht! Dein Herz iſt warm;
O laß mich ſterben in deinem Arm!“

Und wie ſie ihn drückte an's jammernde Herz,
Da faßte ihn brennender Todesſchmerz.

Und wie ſie ihn küßte mit bebendem Mund,
Da war er geſtorben zur ſelben Stund'.

Treuliebchens Tod.

O Liebſter, ſag', welch ſüßer Ton
So mächtig und ſo lind?
„Die Kirchenglocken klingen ſchön,
Du armes, krankes Kind."

Dazwiſchen ſchallt ſo hold und klar
Geſang aus Engelsmund.
„Sie rufen uns bald zum Traualtar,
Bald, bald biſt du geſund."

Bald, Liebſter, bald!' Sie rufen all'
In fernes, fremdes Land,
Du hörſt ihn nicht, den ſüßen Schall;
Komm', reich' mir deine Hand!

Mein Haupt wird frei, mein Aug' wird licht,
Vom Herzen ſchwand das Weh;
Siehſt du das ſeltſame Geſicht,
Das ich durch's Fenſter ſeh'?

Da liegt ein Grab in Einſamkeit
Mit Blumen bunt und klar;
Die windeſt du der fremden Maid
Als Brautkranz in das Haar.

Wer gab ſie dir zu Scherz und Luſt?
Was ſtörſt du mein ſtilles Haus?
Nicht ſtarb meine Liebe in todter Bruſt,
Lenzblumen wurden daraus.

Die blüh'n für dich. — Drum nimm ſie hin!
Gott ſegne deine Braut!
Nie mag bereu'n dein heitrer Sinn,
Was ich im Tod geſchaut.

Die Stunde ſchlägt, die Glocke ſchallt
Mit ſanfter Himmelsmacht;
Mein Aug' iſt müd', — der Ton verhallt, —
Herzliebſter, gute Nacht!

Die Seebraut.

„Du blickſt ſo ſtarr, mein Buhle,
Wie in geheimem Schmerz;
Nicht glühen deine Wangen
Von ſüßem Minneverlangen.
Was ängſtet dir das Herz?“

„„Mich faßt ein dunkler Schauer
Aus alter, böſer Zeit,
Da waren noch Nixen im Lande,
Die wuſchen hier am Strande
Zur Nacht ihr grünes Kleid.

Oft lauſcht' ich ihrem Sange
Und ihrem lockenden Reih'n.
Viel Nächte kam ich zum Haine,
Denn weh', der Nixen eine,
Die war die Liebſte mein!

Zehn Monde wohl und drüber
Bracht' ich im Taumel hin.
Da faßte mich endlich ein Grauen,
Ich floh die geſpenſtigen Frauen
Und ihre Königin.

Da hörte man einſt im Waſſer
Zu ſpäter nächtlicher Stund'
Ein Wimmern dumpf und verloren, —
Und das Kind, daß ſie mir geboren,
Schwamm todt im blutigen Grund.""

„O ſag' mir mehr, mein Buhle!
Komm', weine nicht ſo ſehr!"
„„Die wilden Waſſerfrauen,
Die ſah in Wald und Auen
Seitdem kein Auge mehr.

Doch heut', als die Sonne geſunken,
Und Wald und See in Ruh', —
Da ſah ich die Seebraut am Strande,
Sie wuſch die grünen Gewande
Und nickte und lachte mir zu.""

„Mein Buhle, laß das Trauern!
Sie thut dir nichts zu Leid;

Mag ſie ſich baden und ſchmücken!
Doch ſag', gab ſie in Tücken
Dir nie ein Zaubergeſchmeid?"

„„Wohl gab ſie dieſe Kette,
Als wir zuerſt allein:
Wen dieſe Perlen ſchmücken,
Der werde vor Nixentücken
Auf immer ſicher ſein.""

„Du unbeſtändiger Knabe,
Gieb mir das Kettelein!
Es ſoll für dein Küſſen und Koſen,
Für deine Schwüre, die loſen,
Ein zaubernder Bürge mir ſein."

„„Ach, weißt du doch wie gerne
Ich dein Gefangner bin!
Von den Banden, die mich umkettet,
Hat mich dein Auge gerettet, —
Nimm hier die letzte hin! —

O weh! — Wie flammt dein Auge!
Wie zuckt und wächſt dein Leib!
Weh' mir! Mich packt ein Grauſen.
Wie deine Haare ſauſen! —
Du biſt das Waſſerweib!"" —

„Kennſt du die alten Lieder?
Kennſt du den Tanz am Strand?
Komm' mit, mein ſchmachtender Knabe!
Sie rüſten dir feſtliche Gabe
Und waſchen ihr grünes Gewand.

Die Waſſer kommen mit Rauſchen.
Bleib', treuer Bräutigam, bleib'!
Komm' mit in mein bräutliches Bette
Zum Dank für die ſchimmernde Kette!
Mich reizet dein blühender Leib."

Aus der verſinkenden Hütte,
Da ſtöhnt erſticktes Weh;
Die Wogen brauſen zum Lande,
Blutflecken zu tilgen im Sande,
Blutflecken zu tilgen im See.

Und Wind und Waſſer ſchweigen,
In den finſteren Tiefen iſt Ruh'.
Die Seebraut ſitzt am Strande,
Sie waſcht die blut'gen Gewande
Und ſingt und nickt dazu.

Untreue.

Das war der König Gundobald,
  Der heischt' ſein lichtbraun Roß,
Wollt' reiten über Meer und Wald
  Nach ſeiner Frauen Schloß.

Und wie er kam zum Wieſenthal,
  Da rauſchten die Erlen ſo leis,
Und über dem See im Mondenſtrahl
  Tanzten die Elfen im Kreis.

Sie ſangen ſüß, ſie ſangen trüb,
  Ihn bannt es mit Gewalt:
„Wo ließeſt du dein erſtes Lieb,
  O König Gundobald?

Reit' nicht vorbei an Schilf und Ried!
  Es iſt ein böſer Ort;
Wir ſingen von fern' ein Schlummerlied,
  Dein Liebchen ſchlummert dort."

Dem König wird es heiß und kalt,
Er ſchlägt und ſpornt ſein Roß.
„Glück auf den Weg, Herr Gundobald,
Nach deiner Frauen Schloß!“

Und wie er kam vor Schloſſes Thor,
Da traf er fremden Schwarm;
Da trat ſein ſtolzes Lieb hervor
In fremden Ritters Arm.

Wie rückt den Schild Herr Gundobald!
Es hebt ſich ehrner Drang.
„Ich komm' euch wohl am Feſt zu bald
Mit Tanz und Hochzeitſang?“

Da dröhnt ſein Schwert, da ſprüht das Blut,
Da ſtürzt der fremde Mann;
Er aber ſchlägt mit wildem Muth
Sich mitten durch den Bann. —

Das war der König Gundobald,
Der ritt ſo müd' und wund,
Ritt ſchweigend über Meer und Wald
Hinab zum Wieſengrund.

Und wie er kam durch Schilf und Ried
Zum mondbestrahlten See,
Da tönt der Elfen Schlummerlied,
Da wird das Herz ihm weh'.

Er sinkt vom Roß. — „Willkomm, mein Lieb!
Wie blutig und blaß bist du?" —
Da singt's so süß, da singt's so trüb',
Singt ihm das Herz in Ruh'.

Der Räuber.

Mein Herz iſt kalt, meine Wang' iſt roth,
Und der mich zeugte, iſt der Tod,
Die Rache iſt mein Leben.
Ihr Schergen, die ihr vor mir kniet,
Ich will euch noch ein altes Lied
Vor Nacht zum Beſten geben.

Dort drüben in dem finſtern Tann,
Da lebte einſt ein tapfrer Mann
Mit ſieben kühnen Knaben.
Dort, wo das Roth vom Felſen ſcheint,
Dort haben ſie manch bleichen Feind
Im Zackengrund begraben.

Doch einſt umringt in wilder Nacht
Die Knaben fielen in der Schlacht,
Der Vater troſ von Wunden.

Er ſah der ſieben Söhne Fall,
Schlug ſich allein durch Feindes Schwall –
Und iſt im Wald verſchwunden.

Er kam zur Höhle ſinnberaubt,
Von Säbelhieben klafft ſein Haupt,
Vom Blute glüh'n die Wangen.
Da küßt er noch ſein treues Weib,
Die hat von ſeinem wunden Leib
Ein wildes Kind empfangen.

„Wach' auf den Keim in deinem Schooß,
Säug' ihn mit Blut und Thränen groß!
Meine Rache ſoll er erben.
Wie der Tod kenn' er Erbarmen nicht;
Die Hölle ſoll ſein Angeſicht
Mit blut'gem Zeichen färben!"

Und als das Weib ein Kind gebar,
Wie Blut ſo roth ſein Antlitz war,
Die Mutter ſtarb vor Grauſen.
Der Knabe aber wuchs heran
Und ſoll jetzt in des Vaters Tann,
Ein wilder Rächer, hauſen.

Ihr Schergen, die ihr vor mir kniet,
Will euch bei meinem alten Lied
Die Seele nicht erwarmen?
Mein Herz ist kalt, meine Wang' ist roth,
Und der mich zeugte, ist der Tod, —
Der schenke euch Erbarmen!

Der Henker.

Mein Meiſter iſt gefürchtet im Reich,
Er trägt einen rothen Mantel;
Er ſchlichtet ſtets mit einem Streich
Den allerverwickeltſten Handel.

Ich bin ſein liebſter Helfersknab',
So jung ich auch an Jahren,
Und wenn er ſchlägt die Köpfe ab,
So halt' ich ſie bei den Haaren.

Das iſt mein liebſter Zeitvertreib,
Wenn die gellenden Glöcklein klingen,
Und aus dem todeszagen Leib
Die rothen Bäche ſpringen.

Einſt war ich gut, — und hatt' ein Lieb,
Ein Mägdlein klein und munter;
Da fiengen und banden ſie's wie einen Dieb
Und ſchlugen das Haupt ihm herunter.

Man ſagte, ſie habe das Kind ertränkt,
Das ſie im Meere fanden,
Und wie ſie ihr lange die Glieder verrenkt,
Da hat ſie die Lüge geſtanden.

Und wie man das ſchrille Glöcklein ſchwang,
Und wie ſie das Galgenlied ſungen,
Da iſt mir von dem grauſen Klang
Das Herz im Leib zerſprungen.

O wäre die Welt ein Hochgericht,
Und dürft' ich das Richtſchwert tragen!
Ein jedes lachende Menſchengeſicht
Thät' ich vom Rumpfe ſchlagen!

Drum bin ich geworden des Richters Knecht;
Und nach des Meiſters Sterben
Werd' ich mit höchſtem Fug und Recht
Sein gutes Blutſchwert erben.

Der graue Mann.

'S iſt Mitternacht. Die Straße liegt
So öd' im Mondenſchein;
Mir gebt ein leiſer Schauer
Verſtohlen durch's Gebein.
Die Luft ſo ſchwer und geiſterbang!
Ich eile die hohen Häuſer entlang
Wie durch die Stadt der Todten.

Nur Einer kommt zu ſpäter Stund'
Geſchäftig noch heran.
Jetzt tritt er aus dem Schatten, —
Hilf Gott! der graue Mann!
Im grauen Rock, mit hohlem Blick,
Die weiße Schlafmütz' im Genick
Und in der Hand den Beſen.

Er ſchlurgt vorbei und keucht und fegt
  Die Schwellen von Haus zu Haus;
Aus jedem trägt man morgen
  Den ſchwarzen Sarg heraus.
Er fegt, als gält's ein Freudenfeſt;
Doch wo er fegt, da war die Peſt,
  Er folgt ihr auf dem Fuße.

Einſt bannt' er ſie mit Satans Macht,
  Bis er zur Hölle fuhr,
Und muß zum Hohne tilgen
  Nun ihres Fußtritts Spur.
Gar raſch iſt ihr verhüllter Gang,
Er keucht die hohen Häuſer entlang.
  Wie liegen die Schläfer ſo ſtille!

Mir wird's im Herzen todtenkühl;
  Es reget ſich kein Hauch.
War wohl bei meinen Lieben
  Der graue Mahner auch? —
Fern hallt noch des Geſpenſtes Tritt. —
Weh' mir! Wie lenk' ich meinen Schritt
  Durch dieſe Stadt der Todten?

Ratbod der Friese.

Seht ihr, wie aus allen Gassen sich des Volkes
Ströme gießen?
Ratbod wird getauft im Dome, der gewaltigste der
Friesen.

Schon ist aus dem Land der Franken eine heil'ge
Schaar gekommen,
Weihrauch qualmt und Flöten stimmen leise zum
Gesang der Frommen.

Grüßend nicken heil'ge Banner aus dem Chor der
Ministranten,
Und der Bischof tritt zum Helden mit dem Kreuze
hoch in Handen.

„Wohl dir, daß vom Reich des Bösen du dich rennig
losgerissen,
Daß du nicht wie deine Väter wandelst noch in
Finsternissen!

Ihre Seele gieng zur Hölle, deine ſoll ſich Gott gesellen,
Wo die Bäche ew'ger Gnade um den Thron der Heil'gen quellen."

Doch der Herzog ruft ergrimmend: „Nur zu weiberweichen Betern
Kann mich euer Heiland ſenden? Nicht zu meinen tapfern Vätern?

Laßt mich hin! Was wollt ihr ſprechen, wenn die Helden nach mir fragen?
Trenlich will ich mich mit ihnen durch die ganze Hölle ſchlagen.

Eure Pſalmenſinger neid' ich nicht in ihren Paradieſen!"
Ratbod ſprach's und ſchritt von dannen, der gewaltigſte der Frieſen.

König Hadding's Herz wird müde *).

In öder Hall' um Mitternacht
Der alte König ſitzt und wacht;
Seine Helden ſanken im Kampfgewühl,
Dem Alten wird's im Saale ſo ſchwül;
König Hadding's Herz wird müde.

„Und ſind meine Helden erſchlagen all',
Was ſitz' ich allein in der öden Hall'?
Und ſoll ich hinſterben wie ein Weib?
O web', du alter Heldenleib!
König Hadding's Herz wird müde.

*) Hadding, König der Dänen, rächte den Tod ſeines Vaters Gorm an Swibhagar, König von Tymin, indem er ihm Thron und Leben raubte. Seine Stärke war ſo gewaltig, daß er zuletzt von allen Helden gemieden wurde, und ſich, um nicht des Rechts auf Walhalla verluſtig zu werden, zum Selbſtmord gezwungen ſah.

Kein Berſerk hauſt um Nordlands Seen,
Der König Hadding mag beſteh'n;
Schildklang und Helmgang bleiben fern, —
Und König Hadding ſtürbe ſo gern!
König Haddings Herz wird müde."

Doch ehe noch ſein Wort entſchwand,
Da pocht's an's Thor mit ehrner Hand.
„Herr König, habt Ihr Luſt zum Streit,
So dünkt's mich juſt die rechte Zeit!" —
König Hadding's Herz wird müde.

Iſt Euch Swibbagar's Nam' bekannt?
Ihr nahmt ihm Leben einſt und Land!
Auf dem Haupte tragt Ihr Dymin's Kron' —
Und ich, ich bin Swibbagar's Sohn!" —
König Hadding's Herz wird müde.

Da ſchnürt der Held ſein Eiſenkleid:
„Ihr Schildesjungfrau'n, ſeid bereit!"
Sie ringen Schild an Schild geſtemmt,
Ihn ſchlug der Knab' durch's Panzerhemd. —
König Hadding's Herz wird müde.

Doch wie er fühlt ſo guten Schlag,
Sein Herz in Scham und Stolz erſchrak:

Er ſenkt den Schild und hebt die Hand, —
Der Knabe taumelt in den Sand.
König Hadding's Herz wird müde.

Der Mond will ſinken über'm See;
Der Knabe ringt in Todesweh;
Und Hadding ſenket Dymin's Kron'
Wie träumend auf Swibhagar's Sohn.
König Hadding's Herz wird müde.

Er kehrt zurück zur öden Hall',
Sein Panzer ſinkt mit dumpfem Schall;
Dann bohrt er in die Bruſt zumal
Der Todesrunen heil'ge Zahl.
König Hadding's Herz wird müde.

„Rinn' hin, mein Blut! Ich hab's erkannt:
Hadding ſtirbt nur durch Hadding's Hand!" —
Still wird es, wo der König ruht,
Das Meſſer ſinkt, es ſtockt das Blut, —
König Hadding's Herz wird müde.

Schön Heite.

In finſtrer Nacht vom Felſenſtein
Flimmt blutig trüb ein Feuerſchein,
  Und in dem Schimmer ſitzet
Ein Bild, nicht Mädchen und nicht Weib,
Goldhaar umſpinnt den nackten Leib,
  Ihr groſſes Auge blitzet.

Sie lehnet regungslos am Baum,
Das Haupt nur wiegt ſie wie im Traum,
  Die Zauberin Schön Heite.
Und wer die öde Straße zieht,
Dem ſingt ihr Mund ein ſeltſam Lied,
  Ein Lied zum ew'gen Leide.

Sie lag im Grabe manches Jahr,
Bis daß ihr Zauber fertig war,
  Um Grab und Tod zu zwingen.
Doch nur dem Haupt ward Lebenskraft,
Ihr Leib iſt noch in Todeshaft,
  Den konnt' ſie nicht entringen.

Noch prangt der Glieder Marmorpracht,
Die Brüſte ſcheinen durch die Nacht
Wie weiße Todtenroſen.
Doch Alles wär' des Moders Raub,
Würd' nicht mit dieſem ſchönen Staub
Manch warmes Leben koſen.

Denn wer ihr in das Auge ſieht,
Den bannt ihr ſüßes Zauberlied,
Der kommt nicht mehr von hinnen.
Ihr Lächeln flammt ihm durch das Blut,
Er brennt in wilder Wahnſinnsgluth,
Den todten Leib zu minnen.

O ſterbensbange Liebesluſt!
Wie preſſeſt du des Jünglings Bruſt
Im letzten Kampf zuſammen!
Schön Hexe iſt erbarmungslos,
Sie ſaugt in ihren kühlen Schooß
All ſeines Lebens Flammen.

Der Mond ſteigt auf, das Roth verglimmt,
Ein formlos Nebelbild verſchwimmt
Im Tanne trüb' und trüber.
Der bleiche Buhle regt ſich nicht,
Wehlächelnd ſtarrt ſein Angeſicht
Zum öden Wald hinüber.

Klein wild Waltraut.

Das Mondlicht iſt verſunken kaum,
Herr Odin *) ſitzt am Galgenbaum,
Die Todten reden leiſe.

„Ihr drei Geſellen über mir,
Nun ſaget an, was rannet ihr?“
Die Todten reden leiſe.

„„Wir harren auf klein wild Waltraut,
Die Zeit wird lang, es ſäumt die Braut.““
Die Todten reden leiſe.

„Du ſchwarzer Krauskopf, ſag' mir an:
Was hat wild Waltraut dir gethan?“
Die Todten reden leiſe.

*) Odin, auch Hangagod, Gott der Erhängten, Galga granar, Galgenherr, und Galga valdir, Galgenwalter, in den Edden genannt, ſitzt nach alter Volksſage Nachts unter den Galgen und ſpricht mit den Gehängten.

„„Klein Waltraut iſt ein Grafenkind,
Ihr Sinn ſo wild und leicht wie Wind.

Ich war ein Ritter wohlbekannt,
Nach ihrem Leib in Lieb' entbrannt.

Sie war in einer Nacht mir hold,
Mein goldner Hüftdolch war ihr Sold.

Doch bei des Morgens früh'ſtem Grau'n,
Da ließ ſie dieſen Galgen bau'n;

Und als die Sonn' vom Berge ſchien,
Da gab ſie mich dem Henker hin,

Und lachte: Der lebt nicht am Tag,
Der Nachts bei klein wild Waltraut lag!""
Die Todten reden leiſe.

„Und du mit Haaren braun und ſchlicht,
Was brachte dich auf's Hochgericht?"
Die Todten reden leiſe.

„„Ich kam, ein Kaufherr, über Rhein,
Und wollt' um Waltraut's Minne frei'n,

Und für ein güldnes Halsgeſchmeid
Ließ ſie mich ein zu nächt'ger Zeit;

Doch bei dem erſten Morgenrotb,
Da hieß ſie führen mich zum Tod,

Und rief: Die Kette gabſt du mir,
Ich ſchenk' die beſte Weide dir!""
Die Todten reden leiſe.

„Und du, mein goldgelocktes Kind,
Wie war wild Waltraut dir geſinnt!"
Die Todten reden leiſe.

„„Ich war ein junger Fiedelmann,
Klein Waltraut ſah mich lachend an.

Sie ſprach: Was giebſt du Kleiner mir?
So ſpiel' ich heute Nacht mit dir.

Meine Fiedel trug ein Purpurband,
Das gab ich in klein Waltraut's Hand.

O weh! Wie glühend war ihr Mund,
Sie küßt' mir beide Augen wund.

Und als der Tag durch's Fenſter ſah,
Ihr weißes Tüchlein nahm ſie da:

Laß binden die kranken Aeugelein zu!
Man ſoll dich bringen jetzt zur Ruh', —

In frischer Luft, mein süßer Knab',
Du bist zu held für's dumpfe Grab.

Da führten sie mich wie im Traum
Hinaus zum lichten Galgenbaum.""
Die Todten reden leise.

Herr Odin spricht kein einz'ges Wort,
Die Winde sausen fort und fort.
Die Todten reden leise. —

Klein Waltraut sitzt beim Fackelschein
Und trinkt vom blutig rothen Wein.

Da schallt ein Hufschlag dumpf und schwer,
Ein schwarzer Reiter saust daher.

„Halt an, du Reiter! Habe Acht!
Wohin in dieser finstern Nacht?"

Da hält er an sein Roß zumal,
Sein Antlitz glänzt im Fackelstrahl.

„Halt an, du schöner Ritter mein!
Willst du heut' Nacht mein Buhle sein?"

„O Maid! Verhülle deinen Leib!
Ich küsse nie ein menschlich Weib.""

„O komm, du ſchöner Ritter mein!
Dir ſchenk' ich Gold und Edelſtein."

„„Ich nehme nichts von deiner Hand,
Als Dolch und Kett' und Purpurband.""

Da reicht ſie's ihm durch's Fenſter ſchnell:
„Das Thor iſt offen, der Gang iſt hell."

Doch er ſchwingt ſie auf's Roß geſchwind,
Und ſauſt davon durch Sturm und Wind. —

Schon färbt ein Grau des Himmels Raum,
In's Dunkel ragt der Galgenbaum.
Die Todten reden leiſe.

Was nahet dort wie Wettergeſcheß?
Das iſt Herrn Odin's weißes Roß.
Die Todten reden leiſe.

„Hör' auf, klein Waltraut, ſag' mir fein:
Kennſt du die Drei am Rabenſtein?"
Die Todten reden leiſe.

„„O wehe, Herr, die kenn' ich wohl!
Wie raunen ſie ſo dumpf und hohl?""
Die Todten reden leiſe.

„Komm näher doch, klein wild Waltraut!
Sie harren lang ſchon auf die Braut.“
Die Todten reden leiſe.

Herr Odin ſchnüret unverwandt
Um's Auge ihr das Purpurband;

Er legt ihr an die Kette noch,
Und ſtößt den Dolch in's Galgenjoch,

Und eh' drei Wort' geſprochen ſind,
Hängt klein wild Waltraut hoch im Wind.
Die Todten reden leiſe.

Wie flüſtert's doch am düſtern Ort
Wie Gruß und Kuß und Liebeswort?
Die Todten reden leiſe.

Herr Odin kehrt ſich ſchweigend um;
Der Morgen dämmert bleich und ſtumm,

Und von dem fernſten Himmelsſaum
Trifft falbes Licht den Galgenbaum.
Der Todten Mund wird ſtille.

Das Hexenkind.

Die drüben ſpinnt im Mondenſchein
Mit einer ſchwarzen Spule,
Das iſt der Hexe Töchterlein
Und meine ſüße Buhle.

Da haben wohl das braune Weib
Noch Engellein entbunden,
Als ſich dem wehgeſprengten Leib
Solch ſüße Frucht entwunden.

Es war in der Walpurgisnacht,
Wo ſich die Hexen ſchaaren,
Da kam ſie durch des Schlotes Schacht
Zu mir an's Bett gefahren.

Ihr weicher, elfenweißer Arm,
Der wollt' mich faſt erdrücken;
Sie ſprach: Mich friert, dein Bett iſt warm,
Willſt nicht ein wenig rücken?

Sie ſchmiegte ſich mir drängend an
Mit ihrem kühlen Leibe,
Da ward mein Sinnen unterthan
Dem wilden Wunderweibe.

Sie ſprach: Mein Vater ſchlummert ſein,
Von Zauberdunſt umſchwemmen;
Mich aber hat mein Mütterlein
Zum Blocksberg mitgenommen.

Den Rauchfang durch gieng unſre Bahn,
Sie nahm den Stock geſchwinde:
Nun ebenaus und nirgend an! —
Hui, ſtiebt's durch alle Winde.

Die Hexen ſaßen um den Tiſch,
Ich ſollte Kröten hüten,
Und Junker Volland Flederwiſch
Begann ein grimmes Wüthen.

Es ſteht ein Lindenbaum am Wald
Mit wenig kahlen Zweigen,
Drin hängt des Spielmanns Grabgeſtalt,
Der hebet an zu geigen.

Die Fiedel iſt ein Todtenbein,
Die Saiten von Menſchengedärmen;
Er ſpielet ſchrille Melodei'n,
Die Hexen tanzen und lärmen.

Da ſchlich ich ſeitwärts wie ein Dieb,
Hab' meinen Stock genommen, —
Und weißt, mein Bub', ich hab' dich lieb,
Drum bin ich zu dir kommen. —

So ſchwatzt die wilde Maid und lacht,
Ich lauſcht' in ſüßem Grauſen.
O Sturmwind jener Maiennacht,
Wie wonnig war dein Sauſen!

Seitdem iſt mein das Zauberkind;
Wenn ſich die Hexen ſchaaren,
So kommt ſie wie ein Wirbelwind
Durch meinen Schlot gefahren.

O Wolluſt! Ueberſchwenglich auch
Dem flammendſten Geküſſe! —
Ich ſink' mit glutherſticktem Hauch
Auf ihre Liljenbrüſte.

Das iſt mein einzig Ungemach:
Vom Frei'n will ſie nichts wiſſen,
Hat lachend, als ich ſolches ſprach,
Den Mund mir ſtumm gebiſſen.

Doch wird mir manches Wunder kund,
Wenn wir zuſammen koſen,
Und lacht ihr perlenreicher Mund,
So regnet's rothe Roſen.

Bald heben wir bei heil'ger Nacht
Den Schatz im Felsgerölle. —
So treibt des Himmels hold'ſte Macht
Unhaltſam mich zur Hölle!

Nicht in des Scheiterhaufens Brand
Weich' ich von ihrer Seiten,
Und will mit ihr durch Holla's Land
Auf einem Rößlein reiten.

Der Heruler Ende.

(Paul. Diac. I. XX.)

Es war ein Sommermorgen, die Lüfte hauchten kühl,
Da lag ſchön Rumetrude auf weichem Fenſterpfühl.
„Hör' auf, mein treuer Kämmrer, wer ziehet dort durch's Thal?
Es funkeln Roß und Reiter in ſonnigem Goldesſtrahl."

„„Das iſt ein Reisgeſinde fern aus dem Heruler-land,
Das hat an Euren Vater Held Rodulf hergeſandt;
Sie tragen ſchmucke Waffen und lichtes Gold genug;
Des Königs Bruder ſelber befiehlt dem ſtolzen Zug.""

„Sag', welcher iſt der Recke?" — „„Der Kleine dort im Hain",
Es gebt ein feurig Glänzen von ſeines Helmes Knauf.""
„Wohlan, mein treuer Kämmrer, ſo biet' ihm kurze Raſt!
Er ſei bei Tato's Tochter ein vielwillkomm'ner Gaſt."

Da gieng der ſchnelle Degen, wo er die Boten fand,
Der Ladung wurde fröhlich der Held vom Herulerland;
Aufkrächzend ſtob vom Thurme der Dohlen heiſ'rer Chor,
Die Helden aber ſprengten vergnüglich durch das Thor.

Da ſtieg Schön Rumetrude vom Thurmgemach zu Thal,
Sie fand die fremden Recken im luft'gen Waffenſaal.
Das war ein ſittig Grüßen; doch lachte manches Weib:
Es deucht' ihr allzuwenig des kleinen Helden Leib.

O weh! Wie ſchuf ihr Lachen ſo thränenbitt'res Leid!
Es ſprach im Uebermuthe die königliche Maid:

„Ihr ſcheint ein grimmer Kämpe, mein edler Ritter werth,
Denn höher als Ihr ſelber iſt Euer tapfres Schwert!“

„„Mein Schwert““, in haſt'gen Worten der Held errötbend ſprach,
„„Schirmt meinen Leib bei Männern vor Hohn und Ungemach;
Vor ſpitzen Weiberzungen, viel edle Königsmaid,
Da hilft kein Schwert und Harniſch, das iſt ein altes Leid.““

Die Herrin zuckt zuſammen, der Ritter neigt ſich tief,
Ein ſchlechtverhalt'nes Kichern den beben Saal durchlief,
Die fremden Degen blickten mit Lachen niederwärts, —
Da glüht im Todesgrimme der ſtolzen Jungfrau Herz.

Auf ihrer Lipp' ein Lächeln, im Buſen wilden Kampf,
Es ballt ſich unter'm Schleier die Hand im Zornes krampf, —
So trat vor ihre Seele der Rache blut'ge That, —
Sie ſtieg mit leichtem Gruße hinauf zur Kemenat.

Indeſſen liefen Mägde geſchäftig durch den Saal,
Man lud die fremden Gäſte zum reichbeſetzten Mahl;
Derweil die Königstochter in ſicherem Gemach
Zu zweien Longobarden geheime Worte ſprach.

Dann kam ſie ohne Säumen mit frohem Angeſicht,
Es ſtaunten all' die Helden ob ihrer Augen Licht.
Sie ſetzte ſich zu Tiſche, dem hohen Gaſt zur Seit',
Dem ward in ſeinem Herzen der Wortkampf innig leid.

Und wie die ſchöne Wirthin ſo holden Gruß ihm bot,
Da wurden ſeine Wangen vor Scham und Freuden rot,
Er rief treuherzig lachend: „Nun ſchenket mir den Wein!
Es ſoll jedwedes Grollen von uns vergeſſen ſein!“

Die Jungfrau ſprang vom Tiſche: „„Zwei Schenken ſteh'n bereit,
Die lüſtet ſehr zu ſühnen mein ſchmählich Herzeleid!““
Da hob ſie einen Teppich am Schenkentiſch empor:
Mit blanken Schwertern ſtürzte ein wildes Paar hervor.

O ſchlimme Schenkendienſte! O blut'ger Sühnetrank!
Als unter ihren Streichen der Held vom Throne ſank,

Da ließ ihn unbehütet sein Schwert zum ersten Mal,
Er stieß im Todesfalle den reichen Tisch zu Thal.

Von ihren Sitzen fuhren die Gäste schreckenbleich,
Sie zahlten die Bewirthung mit manchem blanken Streich;
Von ihren Schwertern hallte der Pallas manche Stund',
Bis sie ermattet standen, an allen Gliedern wund.

Da trat die Königstochter zur Saalesthür hinaus
Und hieß sie heimwärts ziehen mit dem erschlag'nen Mann;
Sie bot den Helden Frieden und sicheres Geleit, —
Da schied das Reisgesinde vom Schloß in herbem Leid.

Sie luden auf die Schultern des todten Herren Leib,
Wehl sah vom Pallasfenster manch thränenbleiches Weib;
Den Thurm umflog mit Krächzen der Dohlen heis'rer Chor,
Die Leichenträger schritten stummtrauernd durch das Thor.

* * *

Wohl auf und ab die Donau, wohl auf und ab die Theiß,
Da ward in loher Esse viel Stahl und Eisen heiß.
Da giengen Schlachtenrufe im Sturm von Ort zu Ort:
König Rodulf brennt zu sühnen des Bruders feigen Mord.

Wohl auf und ab die Donau, wohl auf und ab die Theiß,
Da stehen unter Helmen der Jüngling und der Greis;
Denn gilt's, die Schmach zu tilgen, kein Herule bleibt zu Haus:
Hei, stolze Longobarden! Das wird ein heißer Strauß!

Es war am Donauufer, im maiengrünen Feld,
Da saß der König Rodulf beim Schach im Purpurzelt;
Das Heerhorn klingt herüber, das Stürmen hebet an,
Da ruft der stolze König in trunk'nem Siegeswahn:

„Heut' führt mein Volk zum Kampfe kein erdgeborner Held:
Du Wodan, hältst mein Banner, du Rachegott der Welt!"

Dann ruft er einem Diener: „Steig' auf die Linde grün!
Doch weh' dir, wenn du kündeſt, daß meine Völker fliehn!"

Nun ſauſen Todesſpeere, nun krachet Schild auf Schild,
Es dröhnt von Roſſeshufen das blumige Gefild. —
Der König ſitzt beim Schache: „Wie ſtürmet meine Schaar?"
Der Diener ruft: „„So jaget die Sperlinge der Aar!""

Und lauter, immer lauter der Feldſchlacht Donner rollt.
— Held Rodulf, Schach dem König! Euch iſt das Glück nicht hold. —
Der König lacht und rufet: „Stürmt noch mein Volk mit Muth?"
Der Diener ſpricht: „„Sie hauen aus Helmen rothes Blut.""

„Nie wird," ſo ruft der König, „mein kühnes Volk beſiegt,
Als bis bei Bruderleichen der letzte Streiter liegt!"

Da tönt bald dumpf, bald helle im Feld der Schlachtgesang,
Wehklagen hallt dazwischen und Röcheln sterbensbang.

Das Spiel will geh'n zu Ende, und wilder ringt die Schlacht.
— Der König geht verloren, Herr Rodulf, habet Acht! —
„Steht noch mein Volk im Sturme?" — Der Diener redet nichts,
Er bebt und nicket hastig, verstörten Angesichts.

Und näher tönt und näher der Rosse wild Gestampf,
Es stöhnet dumpf dazwischen wie letzter Todeskampf,
Und näher tönt's und näher, — der König blickt zum Baum:
„Das sind nicht Herulerlieder! Trügt mich ein böser Traum?"

Da rufet von der Linde der Diener schreckenbleich:
„„Dich trifft des Himmels Zürnen, weh', armes Herulerreich!""
„So fliehen meine Helden?" — „„Weh' mir, ich sag' es nicht, —
Dein eigner Mund, o König, die grausen Worte spricht!""

Herr Rodulf fährt vom Sitze, zum Himmel blickt er wild,
Er ſchnallt das Helmband feſter, er hebt den goldnen Schild;
Schon dringen in's Zelt die Feinde, manch grimmer Schlag erklingt,
Bis mit zerhau'nem Schilde der König niederſinkt.

Da ward das Feld ſo ſtille, das eben laut noch war,
Es lag in blut'gen Reihen Herrn Rodulfs Heldenſchaar;
Der Longobardenkönig gieng ſchweigend durch den Plan,
Sein Blick war grammumdüſtert, — ich weiß nicht, was er ſann.

Wohl auf und ab die Donau, wohl auf und ab die Theiß,
Da ward manch treues Auge von bittern Thränen heiß;
Von lauter Todtenklage ertoſte jedes Haus. —
Das iſt der Heruler Ende. — Die Saiten klingen aus.

König Etzel's Tod.

(Poëta Saxo.)

Wer ſitzt beim Abendrothe ſo ſtumm im feuchten Moos?
Wen hält die hohe Jungfrau im blutbeſprengten Schooß?
Das iſt ihr alter Vater, der ſank in heißem Kampf;
Es weget um die Beiden des Waldes grauer Dampf.

„Mein Kind, mein einzig Mädchen, noch einen letzten Kuß!
Weh' meinen alten Tagen, daß ſo ich ſcheiden muß!
Das thaten Etzel's Schergen, er war mir niemals gut;
Wer nimmt mir, wenn ich ſterbe, mein armes Kind in Hut?"

Noch hebt zu ihr der Alte das Auge todesſchwer,
Noch drückt er ihre Hände, — dann regt er ſich nicht mehr.
Die Jungfrau ſitzet einſam; ſie weint und klaget nicht,
Sie deckt mit ihrem Schleier des Todten Angeſicht.

Dann ſteht ſie auf, es regt ſich kein Blatt im ganzen Wald,
Von düſtrem Scheine ſtrahlet die herrliche Geſtalt.
So ſtehen Wodan's Mädchen, ihr Anblick bringt den Tod!
Dann eilt ſie hohen Ganges hinaus in's Abendroth.

Von lauten Feſtgelagen rauſcht König Etzel's Schloß,
In weiten Hallen zechen die Ritter und der Troß.
Auf ſammtumhangnem Hochſitz der König lehnt allein:
Er lauſcht der welſchen Sänger und ſchlürft den ſüßen Wein.

Sie preiſen ſeine Thaten, ſie preiſen ſeine Macht,
Da heißt er vor ſie tragen der goldnen Ringe Pracht;
Mit reichen Gaben denkt er der Gäſte allzumal,
Es ward ein froh' Gedränge in König Etzel's Saal.

Da nahet ſich dem Throne ein bleiches Frauenbild,
Bis zu den vollen Hüften die güldne Locke gillt,
Die Hände hebt ſie knieend zum Herrſcherſitz empor;
Es blickt auf ſie mit Staunen der trunknen Becher Chor.

„Man ſingt von deiner Milde, o König, allerort,
Der Feinde Gottesgeißel, der Freunde Schild und Hort!
Hier ſeh' ich Alles fröhlich mit ſtolzen Gaben ſteh'n:
So werd' auch ich getröſtet von deiner Schwelle geh'n.

Herr Hildebrand war mein Vater, Dein treuer Rath und Mann,
Er liegt von Mörderhänden erſchlagen tief im Tann.
Wie ſollt' allein ich wenden dies Leid ſo rieſengroß?
Gieb Schutz mir, gieb mir Rache! Mein Schmerz iſt waffenlos."

Die ſchönen Augen ſtehen zum König unverwandt,
Es gleitet ihr beim Neigen vom Nacken das Gewand,
In wonnigweichen Wellen erſcheint ihr reiner Leib.
Der König ſchaut erglühend das wunderholde Weib.

„„Wann ſproßten ſolche Früchte aus ſolcher blut'gen Saat?““
So denkt er, „„preiſen muß ich mein Glück doch früh und ſpat;
Beſeitigt iſt der Alte, der ſtets mir leidig war:
Zur Sühne bringt die Tochter den ſüßen Leib mir dar.““

Da hub er raſch zum Throne die Knieende empor:
„„Nicht mangle dir der Hüter, den ſich dein Herz erkor;
Du ſollſt an Etzel's Hofe nun ſelber Herrin ſein,
Ich halte dich, du Holde, vor allen Frauen mein.“

Sie küßt ihm ſtumm die Hände, ihn brennt der weiche Kuß,
Daß ſoviel Zeugen lauſchen, das ſchafft ihm noch Verdruß;
Er heißt die Tiſche rücken, es dünkt ihm Schlafenszeit;
Da führt er aus der Halle die ernſt erröthende Maid.

Die Hochzeitfackel brannte in Etzel's Schlafgemach;
Die Jungfrau nippt am Becher, er trinkt ihr fröhlich nach.

Hält Scham die Braut befangen daß sie nicht lächeln will?
Der Vorhang sinkt am Bette, und mälig wird es still.

Schon hat der Mond vollendet den einsam trüben Lauf,
Da kniet vom Purpurlager die Jungfrau lauschend auf:
Die Fackel knistert leise, die Luft so schwül und schwer,
In tiefem Todesschweigen die Hallen rings umher.

„Was träumst du, König Etzel? Denkst Du des Handels nach,
Wie man mit Vaters Wunden erkauft der Tochter Schmach?
Dein Antlitz glänzt so blutig, gewiß, du denkst daran:
Weißt du auch, schlauer Mörder, was dir der Kauf gewann?"

Sie greift nach Etzel's Schwerte, ihr Auge blitzt und lobt:
„Fluch deinem blut'gen Leben! Fluch deinem blut'gen Tod!"

Doch plötzlich hält ſie inne und ſenkt das wucht'ge Schwert:
„Unblutig ſollſt du ſterben! Du biſt Walhall's nicht werth.“

Und ſchnell ſie ihren Gürtel um ſeinen Nacken ſchlingt, —
Was hilft's, daß er ſich ſtöhnend aus taubem Schlafe ringt?
In ſeinen Ohren brauſen die Worte dumpf und hohl:
„Die meinen Vater ſchlugen, die Schächer kenn' ich wohl!

Du überliſt'ger König, ſo fieng dich nun ein Weib!
Zum Rachealtar weiht' ich den unberührten Leib;
Der Gürtel, den du löſeſt, fürwahr, er ſteht dir gut!
Du zahlſt ihn nicht zu theuer mit Hildeb's heil'gem Blut.“

Jetzt ſpringt ſie nach der Fackel, die glimmt mit ſchwarzem Dampf,
Vom Bette gleitet Etzel in ſchwerem Todeskampf;
Sie aber wirft das Feuer aufjubelnd in den Saal:
„Ich ſchüre dir, o Vater, dein lichtes Todtenmahl!“

Schon prasselt's im Gebälke, es glüht der Lüfte Hauch,
Durch Hallen und durch Gänge in Wogen wälzt sich Rauch.
Es retten sich vom Brande die trunknen Schläfer kaum;
Schon füllt die heiße Lohe der Hofburg weiten Raum.

Und oben auf der Zinne, vom Wirbeldampf umwallt,
Wer ist im weißen Mantel die herrliche Gestalt?
Hoch hebet sie die Hände, so ragt kein irdisch Weib:
„Nun läutre, heil'ge Flamme, den schmachbefleckten Leib!"

Das ist ein Geist der Rache! Er war bei Etzel Gast. —
Da suchet nach dem König das Volk in banger Hast.
Der Jungfrau Bild bedecken die Flammen goldig roth. —
Das ist die alte Märe von König Etzel's Tod.

König Authari's Brautschau.

(Paul. Diac. III, XXIX.)

Herr Authari, der König vom Longobardenland,
Der hatte flinke Boten an Grimoald gesandt,
Zu bitten von dem Alten die holde Theudelind;
Da wurde ihm versprochen das halberblühte Kind.

Herrn Authari, dem Könige, dem schafft es billig Leid,
Daß fremd noch seinen Augen die angetraute Maid.
Da hieß er Rosse zäumen und tragen reich Gewand;
Mit wenig Treuen ritt er in's grüne Alpenland.

Ein alter Waffenmeister, der führte ihm den Zug,
Der hatte feine Listen und treuen Sinn genug;
Herr Authari, der junge, ritt mitten unter'm Troß,
Kein Zeichen trug er selber, kein Zeichen trug sein Roß.

Es war ein Maienmorgen in frischem Sonnenschein,
Da ritten sie zur Hofburg des alten Königs ein.
Man schuf den Wegemüden im Saale gut Gemach;
Der alte Waffenmeister mit Gruß und Reigen sprach:

„Herr Authari, der König vom Longobardenland,
Hat uns mit heitrer Bitte an deinen Hof gesandt;
Er nennt sich deinen Eidam, o König Grimoald!
Doch kennt er noch gar wenig der jungen Braut Gestalt.

Drum laß die Minnigliche uns schauen hier im Saal!
Sie mag uns heut', wie künftig, kredenzen den Pokal!
Und haben wir der Herrin verehrtes Angesicht,
Laß uns mit Kundschaft eilen! So ist es Botenpflicht."

Da hieß der König rufen sein blühend Töchterlein,
Sie trat mit ihren Frauen zum Saal erröthend ein.
Vor soviel Männerblicken erschrak die Holde schier,
Sie ließ den Schleier fallen, das wehrt der Vater ihr:

„Blick' auf, mein Kind, und ſchaue die Herren fröhlich an!
Verzagſt du vor den Recken, das iſt nicht wohlgethan;
Sie brachten liebe Botſchaft vom künftigen Gemahl.
Nun magſt du ihnen reichen mit Gruß den Gaſtpokal!"

Noch röther ward ihr Antlitz, nun trat ſie an den Schank,
Sie füllt' den zieren Becher mit goldig kühlem Trank.
Mit ſüß verſchämtem Lächeln begrüßte ſie die Schaar,
Dem alten Waffenmeiſter bot ſie zuerſt ihn dar.

Der dankt nach Hofesſitte und ſchlürft ihn fröhlich ein,
Sein graues Haupt verklärte des Trankes güldner Schein;
Sie füllt den Becher wieder und reicht ihn in der Rund',
Ein jeder Degen neigt ſich und leert ihn bis zum Grund.

Wie pocht das Herz dem König! Er ſteht allein bei Seit',
Da naht ihm mit dem Becher die minnigliche Maid;

Sie ſtaunet ob dem Helden, wie held er blickt und kühn;
Er nickt mit ſtummem Gruße, und ſeine Wangen glüh'n.

Mit halbgeſenktem Antlitz die Jungfrau vor ihm ſtand,
Lang hielt er, ſie betrachtend, den Becher in der Hand,
Und koſt ihr leis die Wange, ſie ließ es bang' geſchehn,
Doch blickt ſie nach dem Vater, der hat es nicht geſehn.

Der Gaſttrunk war zu Ende, nun rüſtet man das Mahl,
Da flüchtet ſich die Jungfrau verſchüchtert aus dem Saal.
„Ach, Amme, liebe Amme, wer iſt der fremde Mann?
Er rührte mir beim Trunke die Wange koſend an."

„„Und that er das ſo offen, ſo laß die blöde Scham,
So war, der ſolches wagte, dein eigner Bräutigam.""

Da ſchrak das Kind zuſammen und wurde bleich und roth:
„Haſt du noch Zeit zu ſpielen mit meiner Herzensnoth? —

Und glaubſt du ſelbſt, er iſt es? — Ich hab' es gleich gedacht. —
O dieſe goldnen Locken! O dieſer Augen Macht!
Daß ich mich gar nicht wehrte, wenn er mir nur nicht grollt!
Ach nein doch, gute Amme, er blickt ſo lieb und hold!" —

Im Königsſaale lärmte das fröhliche Gelag;
Die Schatten wurden länger, und kühler ward der Tag,
Da huben ſich die Gäſte, das war dem Alten leid,
Er ſelber gab den Degen zur Grenze das Geleit.

Ob ihnen von dem Söller ein Gruß noch nachgeſandt,
Und lichter Augen Leuchten, — das iſt mir nicht bekannt;
Doch als ſie Urlaub nahmen an ihres Landes Mark,
Da that der junge König ein Zeichen wunderſtark.

Er ſchwang auf eine Eiche ſein Beil in grimmem Schlag,
Daß es bis an die Helfe im harten Baume ſtak;
Dann ſprengt er fröhlich weiter im abendkühlen Wald;
Da ſtaunte ſolcher Stärke der König Grimoald:

„Solch junge Heldenkräfte ſah ich fürwahr noch nie!
So ſchwingt das Beil kein Andrer als König Authari!
Was treibt für Mummereien der ſeltſam loſe Fant?
Wär' nicht das Beil geweſen, kein Menſch hätt' ihn erkannt!"

Helgi und Hedin.

(Helga kvidha Hiörvardhs sonar.)

Fell hér í morgun at Frekasteini
Buðlungr sá er var bazta und sólu.
Edda Saem.

Ich sing' euch eine Märe so trübe und so hold,
Sie klang in alten Zeiten durch deutscher Saiten Gold,
Das Lied vom bösen Schwure, von scheidender Minne Noth,
Das ew'ge Lied der Treue, das Lied von Helgi's Tod.

Es ritt am späten Abend Herr Hedin trüb nach Haus:
„Ihr meine Mannen alle, bereitet Fest und Schmaus!
Fluch liegt auf meinem Nacken von einer Zaubermaid;
Nun laßt durch Sühngelübde abwenden uns das Leid."

Da ſpülten ſie die Becher, da trugen ſie das Mahl,
Da führten ſie den heil'gen Sühneber in den Saal;
Die Hände drauf zu legen war Jeglicher bereit,
Zu wenden von dem Herrſcher das angedrohte Leid.

Da hörte man im Saale Gelübde und Gebet,
Die Schenken waren emſig, in Strömen floß der Meth;
Muth kam in alle Herzen, es ſchallte Luſtgeſang,
Da war es, daß Herr Hedin erhitzt vom Tiſche ſprang.

Er legte auf den Eber zum Schwure ſeine Hand,
Den vollen Becher hielt er zur Nacht emporgewandt.
„Ihr habet mir wetteifernd gar manchen Eid gethan,
Ich überbiet' euch Alle! Ihr Götter, hört mich an!

Es minnt mein Bruder Helgi ein wunderholdes Weib,
Svava iſt ſie geheißen, untad'lig iſt ihr Leib;
Nun Götter, wehrt dem Unheil! der Schwur ſei euch gethan,
Daß ich in kurzen Tagen ſie bräutlich will umfah'n!"

Da wurde Mancher ſtille, da wurde Mancher blaß,
Der erſt mit kühnem Herzen an Hedin's Tiſche ſaß;

Der trunkne König selber sah wirren Auges drein.
Es trennten sich die Gäste noch vor des Tages Schein. —

Es ritt am andern Morgen Herr Hedin traurig aus,
Er lenkt sein Roß gen Süden, nach seines Bruders Haus.
„Nun Heil dir, Bruder Hedin! Wie freut mich, dich zu seh'n!
Warum so trüb und einsam? Was ist dir, Held, geschehn?"

„„Mich traf, vielliebster Bruder, ein ungefüges Leid:
Fluch lag auf meinem Nacken von einer Zaubermaid;
Da hab' ich auf schön Svava den Sühneschwur gethan,
Daß ich in kurzen Tagen sie bräutlich will umfahn.""

Da schaut ihm Helgi lange in's bleiche Angesicht:
„Nun hör' mich, Herzensbruder, blick auf und weine nicht!
Mich hat ein Held entboten zum Kampf nach Freka stein,
Ich kehr' wohl nimmer wieder, dann sei schön Svava dein.

Drum klage dich, o Hedin, nicht allzuschmerzlich an!
Es kann sich wohl erfüllen der Schwur, den du gethan."
Da staunet Hedin's Auge in Wehmuth und in Lust,
Und Helgi zieht ihn schweigend an seine treue Brust.

Es war am dritten Abend im hellen Mondenschein,
Da hob sich wilder Helmgang im Feld bei Freka-stein.
Doch als der Himmel glühte in früher Morgenstund',
Da lag in Thau und Blumen Herr Helgi todeswund.

Es kniet bei ihm mit Schweigen Herr Hedin sorgenbleich.
„Nun sendet schnelle Boten zu Svava in das Reich!
Sie möge eilends kommen, das sagt der süßen Frau'n,
Wenn sie den Herzgeliebten noch einmal wolle schau'n." —

„Nun Heil dir, holde Svava! O stille deinen Schmerz!
Fried' auf dein schönes Auge, Fried' in dein süßes Herz!

Ach, denk' ich dein, Geliebte, fast wird der Tod mir schwer:
Ich schau' dein lichtes Antlitz auf Erden nimmermehr."

Sie legt im Herzensjammer sein Haupt in ihren Schooß;
Was da der bittern Thränen von Aller Augen floß!
Sie beugt sich auf ihn nieder, sie küßt ihn auf den Mund,
Wie sie in schönen Tagen gethan so manche Stund'.

Da sprach Herr Helgi sterbend: „Herzlieb, nun höre du
Auf meine letzte Bitte, sonst scheid' ich ohne Ruh':
Schenk' Hedin deine Liebe, lehn' all' dein Leid an ihn,
So liebst du mich im Bruder, wenn ich auch nicht mehr bin."

„„O weh' mir, Herzgeliebter! Nie soll ein andrer Held
In diesen Armen ruhen, wenn du schied'st aus der Welt.
Das hab' ich dir gelobet am ersten Liebestag; —
Weh', daß mein Glück auf Erden so frühe enden mag!""

Da glänzt des Helden Antlitz auflebend noch einmal;
War es ein letztes Lächeln? War es ein Sonnenstrahl?
Vom Baume wehen Blüthen, im weiten Feld ist Ruh',
Schön Svava küßt dem Helden die treuen Augen zu. —

Als Hedin unter Thränen den stummen Jammer sah,
Mit flammendüstern Augen zur Jungfrau sprach er da:
„Leb' wohl! Du siehst mich nimmer, bis ich dein Leid gerächt,
Bis Helgi's Mörder stürzte, er und sein ganz Geschlecht!"

Er küsset ihr zum Abschied den thränenfeuchten Mund;
Ob er zurückgekommen, das ward mir nimmer kund.
Vielleicht hat ihn entbunden der Tod von seinem Eid, —
Schön Svava aber welkte dahin im Herzeleid.

Das iſt die alte Märe ſo trübe und ſo held,
Sie klang in alten Zeiten durch deutſcher Saiten Gold;
Wehmüthig grüßt's herüber wie fernes Abendroth,
Das ew'ge Lied der Treue, das Lied von Helgi's Tod.

Das Karalied *).

(Fornald. sög.)

Die Nacht war kühl und duftig, und mondhell lag der Pfad,
Da ritt vor Kara's Fenster Herr Helgi Haddingskadh.
Und Thurm und Halle lagen in mondbeglänzter Ruh'.
„Wach auf, du Heldentochter! Schwertfrohe Jungfrau du!"

Da neigt sich aus dem Fenster ein weißes Angesicht.
„„Was rauscht im grünen Laube? Wer ist's, der zu mir spricht?
Und wär' es Helgi selber, so sei dem Störer kund,
Zur Schildesjungfrau kommt man nicht in so später Stund'.""

*) Helgi ok Sigrún er kallat at væri endrborin; hét hann thá Helgi Haddingjaskadhi, en hon Kára Hálfdanardóttir, svá sem kvedhit er í Káruljódhum; ok var hon valkyrja. Edda Saem. — Es wird nach dem Nibelungenlied angenommen, daß die Walkure mit ihrem Magdtum ihre Kampfkraft verliert.

„Sei freundlich, holde Kara, du ſchwanenweiße Maid!
Mich treibt vom heißen Lager der Sehnſucht ſüßes Leid;
Eh' dieſes Mondlicht ſinket, erwartet mich ein Held,
Er liegt mit Roß und Mannen im kampfgewohnten Feld.

Mir aber folgt die Sorge, ein trübes Traumgeſicht;
Iſt's eine Todesahnung? Herzlieb, ich weiß es nicht.
O laß nur eine Stunde, du ſel'ge Maid, mich ein!
Ich möchte, eh' ich ſterbe, noch einmal bei dir ſein."

„„Du ſagſt mir trübe Märe: nun quält mich Angſt und Schmerz:
Des Helden beſte Brünne, das iſt ein freudig Herz."" —
„Und das ſollſt du mir geben! An deinem rothen Mund,
Da werd' ich kräftetrunken, und läg' ich todeswund!"

„„Daß ich dir Alles weihe, das weißt du wohl, mein Held,
Doch laß von dem Begehren um alles Heil der Welt!

Raubſt du mir meinen Frieden, Herzliebſter, dieſe Nacht,
Wie willſt du freudig ziehen am Morgen in die Schlacht?""

„O Braut, wenn deine Liebe zum Schwerterkampf mich weiht,
Dann will ich freudig ziehen, und wär's zum letzten Streit;
Doch ſoll ich morgen ſterben, das ſage ich dir an, —
So will mein Glück und Leben ich heut' noch kühn umfah'n!"

Er ſchwingt ſich auf zum Baume, er ſpringt in ihr Gemach,
Ihn kümmert nicht der Knoſpen, die er im Sprunge brach.
In ſeine Arme drückt er das ſchreckenbange Weib;
Sie läßt es ſtumm geſchehen, nur leiſe bebt ihr Leib.

Die Nachtigall ſchlug einſam fern hinter'm Waldesſaum,
Ein Stern ſchoß an dem Himmel, ein Blütblein fiel vom Baum.

Dann ward es ſtill und ſtiller, nur leiſe haucht die Au,
Gleich Wolluſtthränen träufelt von Buſch und Gras der Thau. —

„Nun laß mich aus zum Kampfe! Im Oſten graut der Tag,
Mich lüſtet ſehr zu reiten in Stich und Stoß und Schlag.
Schon regt ſich hinter'm Walde, mich dünkt, ein dumpfer Schall,
Das iſt Rodmund der Kühne mit meinen Feinden all'."

„„Mein Herr, willſt du ſchon gehen? Noch halt' ich dich im Arm,
Noch iſt mir Mund und Wange von deinen Küſſen warm.
Nein, nein, ich laß dich nimmer! Was ſoll mir Licht und Tag?
Mein Bräutigam will reiten in Stich und Stoß und Schlag."" —

„Herzlieb, mein Herz iſt freudig! Was quält dich Angſt und Schmerz?
Des Helden beſte Brünne, das iſt ein freudig Herz.

Nun ſchau' mir in das Auge, und ſagteſt du nicht ſo?
Warſt du nicht ſelbſt, du Holde, ſo kühn und ſchlachtenfroh?"

„„Das war in frühern Tagen, da ich Schildjungfrau war;
Nun iſt mein Muth gebrochen, mein Arm der Kräfte baar.
Sonſt zog ich mit zu Kampfe, jetzt bitt' ich, Einz'ger, bleib'!
Das weiß ich noch alleine, daß ich dein ſchwaches Weib.""

„So bleibe du im Frieden! Mich ſtählt der Liebe Kraft,
Mein Aug' iſt friſch und helle und feſt mein Lanzenſchaft.
Schau', Liebchen, wie im Oſten ein güldner Streifen lebt!
Leb' wohl, als gutes Zeichen grüß' ich das Morgenroth!"

„„Und willſt du wirklich geben, und hält dich nichts zurück, —
So folgt dir in die Schwerter dein Leben und dein Glück.

So nanntest du mich gestern, — o könnt' ich's heute sein!
Ich hab' nichts mehr auf Erden, als dich, mein Held, allein.""

Da zieht sie aus dem Schreine ihr Schwanenflügelpaar
Und drückt mit weißen Händen den güld'nen Helm in's Haar,
Sie wiegt die wucht'ge Lanze und lächelt weh und hold
Und schwingt sich um den Nacken des zieren Schildes Gold.

„„Wohl weiß ich, daß nicht Odin mein weiches Herz beseelt:
Nun mag die Liebe sühnen, was Liebe hat gefehlt!
Einst stählte er zum Kampfe der Jungfrau reinen Leib, —
Heut' mag die Liebe stählen zum Kampf ein liebend Weib!""

Er schwingt sich in das Fenster, sie küßt ihn noch einmal,
Da schickt der Tag herüber den ersten Rosenstrahl, —

Sie ruhen Lipp' an Lippe, es funkelt Helm und Schild,
Thauperlen rollen drüber und Thränen klar und mild.

„„Schon regt sich's im Palaste! Nun, Liebster, fort von hier!
Ich theile Kampf und Wunden und Schmerz und Tod mit dir.““
Das Roß scharrt wild im Sande, Herr Helgi löst den Zaum;
Schön Kara aber schwingt sich zum blauen Himmelsraum.

Wohl lastet Helm und Harnisch, wohl wird der Flug ihr schwer,
Sie läßt zur Erde fallen den erzbeschlagnen Speer:
„„Glück deinem Schwert, o Helgi! Der Schild nur ziemt für mich.
Mitkämpfen kann ich nimmer, doch schirmen möcht' ich dich!““ —

Die Sommervögel sangen im Walde allzumal,
Da sprengte König Helgi mit seinem Volk zu Thal.

Rings grünten Flur und Hügel in feſtlich goldnem Tag,
Ihm war's, als ſollt' er reiten zu frohem Brautgelag.

Vergab in lichter Halde, da lag's mit Zelten bunt,
Da lag mit Roß und Mannen der kühne Held Rodmund.
Nun dröhnet Schild und Panzer, es brauſt der Schlachtgeſang,
Herr Helgi ſtimmt mit Jubel in all' den wilden Klang:

„Wo biſt du, ſüße Kara, du ſchwanenweiße Maid?
Dein denk' ich alle Stunden, am liebſten doch im Streit!
Und röthen ſich vom Blute die Blumen in der Rund',
Dann denke ich der Küſſe von deinem rothen Mund!

Und wenn ſich Schild und Lanze in Feuerfunken bricht,
Dann denk' ich an dein Lächeln, an deiner Augen Licht!

Ha, denk' ich deines Leibes, dann werd' ich wonnestark,
Dann ſchlag' ich Todeshiebe, die dringen bis in's Mark!"

Da bahnt ſich weite Gaſſe Herr Helgi durch das Heer,
Wen einmal er getroffen, der hebt ſich nimmermehr.
Die Feinde flieh'n mit Grauſen vor ſeiner Augen Gluth,
Wildfreudig ſtürmt er fürder durch Leichen, Erz und Blut.

Da ruft ihn vom Gewühle Rodmund in's freie Feld:
„‚Hör' auf, mein Volk zu morden! Hier wartet dein ein Held!'"
„Hab' Dank, dich ſucht' ich lange," rief Helgi freudig drein
Und ſprengte auf den Helden ſein wiehernd Kampfroß ein.

Da blitzt es ſcharf und blendend, da dröhnt's wie Wetterkrach,
Schon färbt des Feindes Ringe ein lebenswarmer Bach.

Da ſpringt Rodmund vom Roſſe und läuft den König an
Und ringet aus dem Sattel ihn nieder auf den Plan.

Mit ſchmerzergrimmter Stärke er klammernd ihn umfieng,
Daß Helgi's Kraft und Athem im Ringen faſt vergieng. —
Da rauſchte in den Lüften ein Schwanenflügelpaar,
Es flattern Kampfgewande und Locken ſonnig klar.

„Ich hör' dich, Schwanwalküre!" rief Helgi freudenkühn,
Aufſtemmt er ſich gewaltig, und ſeine Schläfen glühn.
Er ringt ſich aus den Armen des Feindes wild hervor,
Dann greift er nach dem Schwerte und zückt es hoch empor. —

Doch ſchon flog allzunahe die Schwanenmaid heran,
Mit ihrem Schild zu decken den herzgeliebten Mann.

Da lahmen ihr die Schwingen, vom Panzererz beschwert,
Und unaufhaltſam ſtürzt ſie in ſein erhobnes Schwert.

Sie ſank mit leiſem Stöhnen hinab auf's grüne Land,
Herr Helgi ſchaut hinüber, — es ſtarrt ihm Fuß und Hand, —
Vor ſeinen Augen flimmt es, er ſenkt das Schwert zu Thal,
Und ſchon fühlt er im Herzen des Feindes kühlen Stahl.

Da ſank zur bleichen Buhle der bleiche Bräutigam,
Noch blickt' er ihr in's Antlitz, bis ihm der Blick verſchwamm.
„Leb' wohl, mein Weib, auf Erden! Treulieb, ich danke dir!
Du theilteſt Kampf und Wunden und Schmerz und Tod mit mir!“ —

So liegen ſie beiſammen, vom heil'gen Tod vermählt,
Die Liebe hat geſühnet, was Liebe hat gefehlt.

Das ist ein friedlich Lächeln, das ihren Mund umzieht;
Des Himmels Wolken glühen. — Das ist das Karalied.

Sinfiötli's Ende.

(Sinfjötlalok.)

Sinfiötli sprach des Morgens zu Gunther, seinem Ohm:
„Laßt uns rheinabwärts rudern! So goldig fließt der Strom.
Schnallt an die beste Klinge und nestlet Euren Schild!
Ich weiß geheime Halden, da lagert edles Wild."

Der Knabe saß am Ruder und führt' manch guten Schlag,
Dann schaut' er nach dem Schwerte, das ihm zur Seite lag:
„Herr Ohm, das Schiff ist träge, die Halde liegt noch weit:
Laßt uns die Stunde kürzen, mich lüstet sehr nach Streit.

Schaut, wie vom Waldgebirge die Sonne blutig scheint!
Weh! Lacht nicht meiner Worte, sie sind im Ernst gemeint.
Ihr freit um Schön Sigune, Sigune lieb' ich auch:
Mag denn das Schwert entscheiden! So ist es Heldenbrauch."

Herr Gunther hört mit Staunen des Jungen kühnes Wort.
„„Sollt' ich den Knaben tödten, das wär' ein leid'ger Mord!""
„Nun zaudert nicht, Herr Oheim, und blickt nicht wie im Traum!
Für zwei Lebend'ge fürder ist hier im Schiff kein Raum."

Es war in Rheinesmitte, weit ringsum Strom und Wald,
Da liefen auf einander die Helden mit Gewalt.
Der Neffe war so grimmig, dem Alten dünkt' es Scherz,
Da stieß ihn durch die Ringe der Knabe tief in's Herz.

Es taumelt blutberonnen Herr Gunther über Bord,
Wild rauſchen auf die Wogen, das Schifflein gleitet fort;
Der Knabe blickt erathmend ſtolz hin auf Strom und Land,
Dann greift er raſch zum Steuer und rudert an den Strand.

O weh, wie war der Friede von Sigmund's Hof gefleh'n,
Da ſeines Weibes Bruder erlegen ſeinem Sohn!
Wie klagte Frau Borghilde in Thränen unverwandt
Da man im Uferſande des Helden Leiche fand!

Sinfiötli kam zu Hofe. Der Vater ſtand am Thor.
Da trat aus den Gemächern Borghilde bleich hervor:
„Es bluten todte Wunden; ein Mörder kommt zu Gaſt.
Hinweg von dieſer Schwelle! Fort ohne Ruh' und Raſt!"

„Frau Mutter, ſprach der Knabe, die Rede iſt mir leid!
Den ich beſtanden habe, der fiel in gutem Streit.

Doch biet' ich reiche Buße an Gold und klar Gestein!""
„So sei es, sprach der König, ich will dein Bürge sein."

Die Wolken wurden grauer, es dunkelte der Saal,
Da hielten sie am Hofe ein reiches Todtenmahl;
Sinfiötli sitzt beim Vater und kündet ohne Trug,
Wie er in offnem Kampfe den starken Ohm erschlug.

Berghilde hört von ferne des Stiefsohns kühnes Wort;
Grimm nagt ihr in die Seele, sie sann dem Knaben Mord.
Da mischt sie Gift zum Weine und schenkt ihm freundlich ein;
Der Held blickt in den Becher: „Wie trüb ist doch der Wein!"

Er reicht ihn seinem Vater; der trank ihn unverzagt.
Nun wird uns seltne Märe von Sigmund's Leib gesagt:
So fest und überkräftig war der gewalt'ge Held,
Daß ihn verfehren mochte kein einz'ges Gift der Welt.

Er ſetzt den Becher nieder. Da füllt ihn noch einmal
Die Frau mit ſtärkern Giften und trug ihn in den Saal.
Sinfiötli ſah mit Zögern die blutigtrübe Fluth,
Da rief der alte König: „Trink zu, der Trank iſt gut!“

Doch wie der Held nun arglos in großen Zügen trank,
Da ſchwanden ihm die Sinne, daß er vom Stuhle ſank;
Im Todeskampf zerdrückt er den Becher in der Hand
Und ſchleudert ihn ergrimmend hoch an des Saales Wand.

Dann aber ward er ſtille, und ſtille war's im Saal,
Es ſchauen auf den König die Gäſte allzumal;
Der hebt das Haupt des Sohnes, das Haupt iſt feucht und ſchwer;
Dann lauſcht er lang' und lange, kein Athem regt ſich mehr.

Und als er ſah erſterben die herrliche Geſtalt,
Das ſchöne Aug' erloſchen, die Lippe blau und kalt,

Die Wonne seines Alters verkehrt in ew'gen Schmerz,
Da brach im stummen Jammer des alten Königs Herz.

Er küßt des Todten Wange, er schließt den Arm um ihn,
Er trägt ihn durch die Hallen, doch weiß er nicht wohin?
Er trägt ihn ferne Meilen nie rastend fort und fort
Und weinet keine Thräne und spricht kein einzig Wort.

So geht er bis zum Morgen und geht den ganzen Tag,
Bis daß am späten Abend die Nordsee vor ihm lag.
Er sucht nach einer Fähre hinaus in's wilde Meer, —
Da ruderte zum Lande ein Ferge schwarz und hehr.

„Gieb mir den schönen Todten! Ich harrte sein schon lang;
Ihm harfen meine Töchter trübholden Grabgesang."
Da senkte in den Nachen der König seinen Sohn
Und warf die goldne Krone dazu als Fergenlohn.

Doch starken Schwunges lenkte der Fremdling in das Meer.
„Ein sterblich Haupt, Herr König, ist meinem Schiff zu schwer;
Laß ab von deinem Todten, er ist in sichrer Hut!“
So theilt er ohne Rauschen die abendliche Fluth.

Da schwimmen aus den Tiefen die Nixen um den Kahn
Und singen süße Weisen und schweben leis heran.
Der Alte steht am Ufer, hält über's Aug' die Hand,
Bis daß im Abendrothe der Trauerzug verschwand.

Wie Höther Nanna's Liebe gewann.

(Inhalt eines epischen Gedichts über Balder und Höther, Saxo Grammaticus Lib. III.)

Wo Norwegs Burgen [illegible] Spiegelmeer
hinaus,
Da hielt in alten Zeiten der König Gewar Haus.
Dem wuchs in stiller Halle ein Sproß von seltner
Art,
Des Nordens höchste Zier, ein Mägdlein licht und
zart.

Von ihrem Preise hallten die Lande ringsumher;
Sie aber saß am Recken und sah hinaus auf's Meer
Nach Schwänen und nach Schwalben, so kürzte sie
die Zeit;
Fremd war ihr Welt und Leben und Lieb' und
Liebeslust.

Nun kam zu Gewar's Hofe ein junger Heldensohn,
Der war des Königs Mündel und diente um den Thron.
Von seiner weißen Stirne quoll weiches Lockengold,
Er wußte süße Weisen, ihm waren Eisen hold.

Er sang von allem Sehnen, von Hoffnung, Lust und Schmerz,
Als wäre seine Harfe ein tönend Menschenherz.
Sein Lied erhob am Morgen die Trämmer aus der Ruh'
Und schloß am späten Abend schlaflose Augen zu.

Einst saß er vor dem Schlosse und hielt getreue Wacht,
Es klangen seine Lieder sehnsüchtig durch die Nacht;
Waldvöglein wurden munter und schlugen hell darein,
Vom süßen Schall erwachte des Königs Töchterlein.

Sie trat an's hohe Fenster und lauschte lang' und lang',
Mit unsichtbaren Fäden umwand sie der Gesang:
Ihr Auge schwamm in Thränen, ihr Herz in sel'ger Qual,
Da fühlte sich so einsam das Kind zum ersten Mal.

Sie ſpähte nach dem Sänger durch's duft'ge Dämmerlicht;
Er ſah ihr Antlitz leuchten, ſie aber ſah ihn nicht;
Doch immer heller tönte der mächt'ge Wunderſang,
Bis er wie Geiſterflüſtern in's Morgenroth verklang.

Gekommen war die Sonne, die Jungfrau ſtand und ſann,
Ihr brach in Luſt und Sehnen der Minne Morgen an.
Es kommen oft im Frühling die Veilchen über Nacht,
Doch ſchneller ſiegt im Herzen lenzjunger Liebe Macht.

Oft ſah ſie ſeitdem lauſchend hinab im Mondenlicht;
Ob ſie vergebens lauſchte, verbürgt die Mähre nicht.
Doch nie erſchien der Sänger, ſie hörte nur das Lied,
Und bebte, wenn es nahte, und klagte, wenn es ſchied.

Sie ahnte, daß ſie liebte, doch wußte ſie nicht wen?
Da war's um ihre Ruhe und leichten Sinn geſcheh'n.
Vom Wachen und vom Weinen ward ihr die Wange bleich:
„Ach, dürft' ich ihn nur ſchauen, wie wär' ich wonnereich!"

Da sprach zu ihr die Mutter: „„Was quälet dich für Noth?
Verbirg nicht deine Augen! Sie sind vom Weinen roth.
Was feiert deine Spindel, mein fleißig Töchterlein?
Sprich! oder soll der Mutter dein Leid verborgen sein?““

Da sprach das Kind errötbend: „Mir wird der Tag so lang;
Könnt' ich die Zeit nur kürzen mit Harfe und Gesang!
Nichts hör' ich als die Brandung und Möwenschrei und Sturm,
Nur Vögel seh' ich fliegen um den verlass'nen Thurm.“

Da lächelte die Mutter: „„Und ist das all' dein Leid?
Sonst deuchte dir's so fröhlich in dieser Einsamkeit;
Doch willst du Harfen lernen, frei steht dir Wunsch und Wahl!
Viel weise Sänger wandeln durch König Gewar's Saal.““

Da führte man die Skalden zum Wettgesang herein.
Der Liederkönig sollte schön Nanna's Meister sein.

Das Kind saß bei der Mutter und schaute niederwärts,
Um Freyja's Hülfe flehte ihr angstbewegtes Herz.

Nun huben an die Sänger den ernsten Wettgesang,
Doch harrte sie vergebens der lieben Stimme Klang;
Sie flüstert zu der Mutter mit bangem Angesicht:
„Unsanft sind diese Weisen, die Meister will ich nicht."

Da klang vom Strand herüber ein süßer Harfenschall,
Die Jungfrau schrak zusammen, die Meister lauschten all':
Bald taucht das Lied wie Schwäne in wonnig weiche Fluth,
Bald schwingt es sich wie Adler hinauf in Wolkenglut.

Da sprach die kluge Mutter: „„Ist dir das Lied bekannt?
Das ist der junge Hödber, der harft am Meeresstrand.""
Die Jungfrau sprach: „Frau Mutter, dies Lied hat sanften Klang;
Doch lernt man's nicht vom Hören, es ist gar schwer und lang."

„„Drum ſoll's der Herr dich lehren, ich merke euer Spiel!
Mich dünkt, daß dir am Sänger nicht bloß ſein Lied gefiel.““
Da ſchwer das Kind mit Thränen: „Ich hab' ihn nie geſeh'n!“
„„Wohlan denn, ſprach die Mutter, ſo mag es jetzt geſcheh'n!““

Wie nun der junge Degen gar herrlich vor ſie trat,
Wie ſie ihn von der Mutter zum Meiſter ſich erbat,
Wie er ſie ſingen lehrte zu holdem Harfenklang, —
Wollt' ich das Alles künden, die Weile wird' euch lang.

Denn gleich bleibt ſich die Minne, wo ſie auch blühen mag.
Sie ſaßen auf dem Söller beiſammen manchen Tag;
Und ob ſie fleißig waren, fragt bei den Schwalben an!
Vielleicht, daß ſie euch künden, was ich nicht wiſſen kann. — —

Albwin der Longobarde.

(Paul. Diac. Lib. I & II.)

1) Kunemund's Tod.

Es lag zur Dämmerstunde ein Nebel auf dem Land,
Da rief Albwin der König nach seinem Streitgewand:
„Wacht auf, ihr kühnen Träumer! Ein Frühhauch weht im Tann."
Da waffnet in den Zelten sich mancher stattliche Mann.

Der König springt zu Rosse, er stößt in's gold'ne Horn;
Ihm blitzt im blauen Auge schwertheller Heldenzorn.
„Heut' soll ein Rosenfrühling sprießen aus dem Schnee!
Heut' schaffen wir den Bräuten der stolzen Gepiden Weh'!"

Dreimal dröhnt in der Ferne Kunemundes Schild.
Es rücken festgeschlossen die Heere ins Gefild;
Walkürenrosse schnauben, die Geier werden wach,
Speerzischen tönt im Sturme und starker Helme Krach.

„Heut' sollst du mir erstreiten, mein graues Hünenschwert,
Die schönste Maid auf Erden, die je ein Held begehrt!
Zwei Dinge will ich lieben, so lang' mein Lenz mir lacht:
Ein nacktes Schwert am Tage, ein nacktes Weib bei Nacht!"

An diesem Wintermorgen da fiel manch guter Streich,
Da lag unter'm Schilde gar Mancher stumm und bleich;
Die tapfersten Gepiden deckten schon den Grund,
Da stieß auf König Albwin der finstre Kunemund.

„Zurück, flaumbärt'ger Knabe! Längst klagt beim Reihentanz
Um den entlauf'nen Hämmling die Kaiserin von Byzanz;

Zurück zum Putzgemache! Sonst treibt dich, eitler Geck,
Mein umgekehrter Speerschaft vom Kampf der Männer hinweg.“‘

„Was schiltst du, Neidauge, daß mich der Tag entzückt?
Daß ich mit Geld und Purpur festlich mich geschmückt? —
Hochzeit will ich halten, — that dir's kein Traumbild kund?
Hochzeit mit deiner Tochter, der schönen Rosamund!

Ihr bräutlich Haupt wird krönen mein grüner Siegeskranz,
Euer Todtenfeuer leuchtet uns zum Tanz;
Mit deines Zeltes Schätzen sag' ich dem Sänger Dank,
Lachend aus deinem Schädel schlürf' ich den Minnetrank!“

Kein Wort sprach der Gevide, die Streitaxt warf er wild,
Zerschmettert stob zu Boden des jungen Königs Schild.

Albwin hob ſich im Sattel, und ſeine Lanze flog,
Als ſich zu neuem Wurfe der König rückwärts bog.

Tief durch die Kehle wühlte leis krachend ſich der Speer, —
Blut brach aus ſeinem Munde und Röcheln dumpf und ſchwer;
Noch einmal irrt ſein Auge verdämmernd durch die Schlacht, —
Dann löſcht den letzten Schimmer die morgenloſe Nacht.

Hoch über den Gefall'nen gieng Albwin's ſtolzer Lauf,
Die Helden der Gepiden ſchrieen jammernd auf;
Dann fochten ſie im Schweigen, und ſanken auf den Grund
Mit offnen Herzenswunden und mit geſchloſſ'nem Mund.

In's Zelt ſtürmt König Albwin, am Boden kniet die Maid,
Aus ihrem holden Blicke thränet friſches Leid.
„„Trittſt du ſo herrlich vor mich, ſühnloſ verhaßter Mann?
Was bluten deine Hände? O rühre mich nicht an!““

„Mein Lieb, vergiß die Todten! Sie trifft dein Jammer nicht:
Hoch über Wunsch und Mitleid wandeln sie im Licht: —
Uns aber hält die Sehnsucht das Herz noch lebenswarm,
Drum faß' ich, Heißersehnte, dich jubelnd in den Arm!“

Er zwang ihr kräftig Sträuben, er warf sie auf sein Roß,
Durchritt mit stolzem Lächeln den goldbelad'nen Troß:
„Laßt von der schlechten Beute! Verstreut sie in den Strom!
Schärft eure stumpfen Schwerter, und folget mir nach Rom!“ —

Nacht war's, auf's Lager senkte der Held sein schönes Weib,
Unter warme Decken schmiegte sich ihr Leib. —
Und draußen lag die Haide im dunst'gen Mondenlicht,
Schneeflecken deckten leise der Todten Angesicht.

2) Longobardenzug.

Hoch auf dem Königsberge ſteht Albwin und ſein Heer;
Die tiefen Thäler grünen, und ferne blaut das Meer.
Es ſteh'n die bärt'gen Helden wundernd feſtgebannt
Und ſpähen aus den Helmen begierlich in das Land.

Wie Murmeln fernen Donners toſ't es durch die Reih'n,
Wolfshäute flattern ſtürmiſch und Aexte blitzen drein.
Hoch oben ſteht der König im goldnen Sonnenſtrahl
Und ſchleudert ſeine Lanze hinab in's ſtille Thal.

„Italien, Heldenwirthin, ſchließ' deine Käſten auf!
Es kommen aus den Bergen neue Gäſte zu Hauf'.
Sie hieben breite Straßen im unbetretnen Tann,
Mit ihnen ziehen Adler, Lawinen ſtäuben voran.

Ostern ist im Lande, so rüste Kranz und Mai'n!
Hier kommt manch durst'ger Zecher für deinen süßen Wein;
Sie heischen, was da blühet, was reift auf Halm und Stamm;
Hier kommt für deine Töchter manch wilder Bräutigam!

Italien, Heldenwittwe, was senkst du stumm dein Haupt?
Hat nicht die narb'ge Stirne der Lenz dir neu umlaubt?
Das Schwert fraß deine Söhne und Pest und Hungertod, —
Ich bringe frische Männer, und Männer sind ihr nerb!

Dich drängen feige Räuber, — ich bringe Schutz und Recht,
Und deinen Ruhm verjüngt ein königlich Geschlecht.
Mein bist du, Land der Sehnsucht! Weh' dem, der dich begehrt!
Weh' dem, der deinen Namen auf meinem Schild nicht ehrt!"

Nun dröhnet im Gedränge gepreßter Waffen Klang,
Die Helden klimmen jauchzend hinab den Felsenhang;
Doch unten in den Dörfern stürmen die Glocken schon,
Auf allen Straßen fliehet verstörtes Volk davon.

3) Das Siegesfest.

Im alten Schloß von Verne, in König Dietrich's Saal,
Da hielt Albwin mit Prangen sein nächtig Siegesmahl;
Die Tafel glänzt vom Golde, das er dem Feind geraubt,
Italiens Krone trägt er hoch auf dem stolzen Haupt.

Und ringsum an den Wänden, da steh'n in langen Reih'n
Kunstreiche Kandelaber mit schwankem Lampenschein,
Steh'n weiße Götterbilder, auf ihr ambrosisch Haar
Stülpt lachend seinen Stierhelm der trunkene Barbar.

Wohl flimmt in Albwin's Krone des Kreuzes milder Stern,
Doch hört er noch beim Mahle Wodan's Loblied gern;

Und lieber als von Buße und gläub'ger Christen Noth
Hört er von Rachekämpfen und kühner Recken Tod.

In samischen Schaalen kreiset des Weines dunkle Fluth,
Entflammt der Helden Wangen mit ungewohnter Gluth,
Und rauher, tedeswilder braust der Hünensang; —
Da wirft Alboin den Becher die weite Halle entlang:

„Ihr Schenken und ihr Läufer, ich sag' euch schlimmen Dank;
Wißt ihr, woraus am ersten Siegesfest ich trank?
Die köstlichste der Schaalen, heut' kreist sie wohl mit Fug:
Kunemundes Schädel, der einstens Treue trug."

Da holten sie die Schaale und füllten sie in Hast;
Sie war am weißen Rande in reines Gold gefaßt.
Der König schlürfte langsam, die Helden sangen fort,
Dann blickt' er in die Schaale und sprach ein spöttisch Wort:

„Wär' nicht dein Haß ertödtet, du felsenhart Gebein,
Wie gern in Gift und Galle verkehrteſt du mir den Wein!"
Laut jubelten die Helden, der Trank gieng in der Rund',
Da trat auf die Schwelle die Königin Roſamund.

Ihr Auge wurde finſter, ihr Antlitz wurde blaß, —
War es der Schmerz der Tochter? War es des Vaters Haß?
„Welch' ſchwarze Norne wandelt zum Freudenthor herein?
Reicht ihr die Ehrenſchaale und heißt ſie freundlich ſein!"

Da ſchritt langſamen Ganges die Herrin durch den Saal:
„„Unzeitig iſt das Scherzen, mein König und Gemahl!
Du magſt den Todten ſchmähen, er war dein grimmſter Feind, —
Doch nicht vor meinem Auge, das täglich ihn beweint.""

Der König fuhr vom Sitze: „Was raubte dir ſein Tod,
Das ich mit reichen Händen nicht tauſendfach dir bot?

Dem Schwert verfiel dein Leben, dem lüſternen Knecht dein Leib, —
Jetzt rühmen dich die Völker als König Albwin's Weib.

Verrath iſt dieſer Starrſinn und Schmähung dies Geflenn!
Fühlſt du dich noch als Sklavin, wohlan, ſo ſei es denn!
Vor deines Herren Waffen erbebt das Capitol, —
Nun beug' dich, nimm die Schaale und trinke auf ſein Wohl!"

Glanzleeren Auges ſtarrt ſie regungslos ihn an,
Nach ſeinem Speere zuckte der ſinnverwirrte Mann;
Sie ſah ihn mordesfinſter, zornſchnaubend vor ſich ſteh'n,
Da ſprach ſie dumpf: „„Der Wille des Herren ſoll geſcheh'n.""

Ein wortlos wildes Murmeln aus ihren Lippen brach, —
Kein Menſchenohr erfaßte, was Kunemund's Tochter ſprach;

Dann ward ihr Antlitz ruhig, sie neigt' sich dem Gemahl
Und schritt, wie sie gekommen, langsam aus dem Saal.

4) Helmichis und Perregar.

Es ſitzt im Blüthengarten zu ſtiller Mittagsſtund'
Beim lockigen Helmichis die ſchöne Roſamund;
Er drückt ihr leis die Hände, ſie ſchweigt und wehrt ihm nicht,
Da ſtürzt er vor ihr nieder mit glühendem Angeſicht.

„O willſt du endlich hören, du ſtummes Götterbild,
Das Leid, das überſtrömend aus meinem Herzen quillt?
Und weckt mein Wort das Unheil, das lange mich bedroht,
So laß dies Wort mich ſprechen und ſchick' mich in den Tod!

Du weißt es nicht, welch' glänzend Elend mich umfieng,
Wie ich an deinen Augen mit ſtillem Fleben hieng;
Was weiß die heit're Sonne vom nächt'gen Erdenleid? —
Du giengſt an mir vorüber in ſtolzer Herrlichkeit.

Nun aber iſt dein Antlitz von Gram und Sorgen bleich,
Nun biſt du ſelber elend, — und wir ſind beide gleich;
Und ſtieß dein Glück mich von dir, du hohe Prachtgeſtalt,
So lockt dein Schmerz mich wieder mit rührender Gewalt.

O können Menſchenwaffen wehren deinem Harm,
Hier iſt ein Herz voll Liebe und hier ein junger Arm!
Mein leidgewohntes Auge, dich kann's nicht trauern ſeh'n,
Dein Wille iſt mein Leben! Nun ſprich, was ſoll geſchehn?"

Sie blickte ihm halblächelnd in's Auge unverwandt,
Zerpflückte ſtumm den Schleier in ihrer weißen Hand,
Dann beugte ſie ſich langſam zu des Jünglings Ohr
Und ſprach: „„Albwin muß ſterben!"" Helmichis fuhr empor.

„Was ſinnſt du Ungeheures, vor dem mein Herz erſchrickt?
Weh', in welchen Jammer iſt all' mein Thun verſtrickt!

Kaum wagt' ich es zu pochen an meines Glückes Thor,
So tritt als finſtrer Pförtner der Meuchelmord davor."

Die Herrin hebt die Stirne, und ihre Wangen glüh'n:
„„Du träumſt von meiner Minne, fürwahr, dein Herz iſt kühn!
Fehlt dir vielleicht ein Werber, ſo denke an dein Schwert;
Ich glaube, Roſamunde iſt eines Kampfes werth.""

Da beugt ſich auf ihn nieder das wunderſchöne Weib,
In trunk'nem Muth umſchlingt er den königlichen Leib,
Aufblüht in ſeinem Herzen der blut'gen Worte Saat, —
Da war ſein Loos gefallen, und er beſchwor die That.

Nun faßt ihn ſorglich blickend die Herrin bei der Hand:
„„Kein Einzelner hält jemals dem Unbeſiegten Stand;

Mir banget für dein Leben, drum, Jüngling, hör' mich an:
Erwähle zum Genossen dir einen starken Mann.'"

Da sprach der Held erröthend: „Deucht dir mein Muth so klein?
Dich Hehe zu erwerben, vollbring' ich's wohl allein!"
Sie aber bat ihn lange, bis er besänftigt war;
Da nannt' er ihr mit Zaudern den kühnen Peregar.

Er führt' ihn durch den Garten, — nicht weiß ich, was geschah,
Als daß vor Grimm die Herrin man Abends weinen sah;
Einsam in der Dämm'rung verschloß sie ihr Gemach
Und sann in Nacht und Schweigen furchtbaren Dingen nach.

Herr Peregar, der Degen, der liebt' ein holdes Kind,
Sie war aus Rosamundens edlem Hofgesind';
Ihm war sie ganz zu eigen, und manche sel'ge Nacht
Hat er an ihrem Herzen in Spiel und Scherz durchwacht.

Auch heut' kehrt er vom Mahle erhitzt von Wein und Sang
Und ſchleicht auf leiſen Sohlen durch den vertrauten Gang;
Mit warmem Hauch umfängt ihn das ſtille Kämmerlein
Und ſchließt in tiefes Dunkel ein ſüß Geheimniß ein.

Solch' wilde Wonnen hat ihm ihr Leib noch nie entfacht,
Die ſchlanken Glieder ſchwellen in ungewohnter Pracht;
Doch kalt ſind ihre Lippen, — ihn faßt ein fremder Schmerz, —
Und durch die harten Brüſte fühlt er kein menſchlich Herz.

„Wer biſt du, ſtummes Weſen? Von wannen nahteſt du?
Sprich, oder ſchließt den Mund dir des Grabes Siegel zu?"
Da hob ſich's aus den Kiſſen, — im trüben Mondenlicht
Erkannt' er mit Entſetzen der Königin Angeſicht.

Sie aber flüſtert höhniſch: „„Du haſt den Tod umarmt!
Was biſt du, wenn mein Mitleid ſich jetzt nicht dein erbarmt?
Ich bat dich heut' um Rache und bot dir Ehr' und Glück,
Du aber ſtießeſt ſchimpflich die Flehende zurück.

Ein Ruf nun, — und der König beim Trinkgelag erfährt,
Daß ihm ſein bräutlich Lager ein niedrer Mann entehrt;
Zur Rückkehr in das Leben iſt dir ein Weg noch frei:
Er oder du! — Nun wähle, was dir das Beſte ſei!““

Umſonſt in Angſt und Jammer des Helden Seele rang,
Der Hölle Netz zu ſprengen, das tückiſch ihn umſchlang, —
Er gab ſich ihr gefangen verzweiflungsvoll und ſprach
Die harten Eideworte mit todter Stimme nach.

Zur ſelben Stunde zechte der König noch allein,
Oed ſtanden und verlaſſen der Bänke lange Reih'n,
Fernes Wetterleuchten zuckt' in den düſtern Saal, —
Es ſprang in Albwin's Händen ſcharf klingend der
Pokal.

3) Albwin's Ende.

O todte Schlummerſchwüle im Sommernachmittag!
Die Marmorſtraßen glühen, der Schnitter ſchläft am Hag,
Laue Wellen ſchleichen lautlos durch das Rohr,
Nur fern ſteigt in die Bläue weißes Gewölk empor.

„Was lärmt noch das Geſinde? Entweicht aus dem Palaſt!
Der König hält zur Stunde erſehnte Mittagsraſt.“
Da ſchwieg das Singen und Scherzen, die Saiten klangen aus,
Die Herrin wandelt einſam durch das verlaſſ'ne Haus.

Auf Purpur lag der König, entſchlafen war er kaum,
Ein Ziſcheln wie von Nattern hört er in halbem Traum;

Dann naben leiſe Tritte, zwei Schwerter funkeln licht,
Da fährt der Held vom Schlummer mit zürnendem Angeſicht.

Er ſtreckt noch ſchlafestrunken nach ſeinem Schwert die Hand,
Es war mit ſtarken Schnüren geneſtelt an die Wand;
Da weckte ihn der Schrecken, er dachte an ſein Weib,
Drauf griff er nach dem Schemel und ſchirmte ſeinen Leib.

Im Düſtern und Verborgnen geſchah der ſchnöde Mord;
Es war ein wildes Ringen, und Keiner ſprach ein Wort,
Geſtampf und dumpfes Schnauben, — darauf ein ſchwerer Fall, —
Dann war es wieder ſtille, grabſtille überall.

In's Scharlachtuch verwickelt lag der gewalt'ge Mann,
Ueber die ſtolzen Glieder das Blut in Bächen rann.
Die Mörder ſtanden zögernd, doch als ſein Auge brach, —
Da vor dem todten Blicke floh'n ſie aus dem Gemach.

Nun aber tritt mit Schweigen die grimme Wittwe ein,
Ihr Blick iſt heiß wie Feuer, ihr Antlitz kalt wie Stein;
Sie fühlt nach ſeinem Herzen; das ſchweigt in blut'ger Ruh',
Da nickt ſie wohlgefällig und geht der Thüre zu.

O todte Schlummerſchwüle in Söller, Thurm und Hall',
Wie ſchläft in deiner Stille endloſen Jammers Schall! —
Eine fatte Schlange ſonnt ſich im rothen Uferſand,
Schläfrigen Fittichs fliegen zwei Raben über's Land.

6) Die Rache.

Am Hofe von Ravenna regt ſich geſchäft'ge Haſt,
Es kam zu dem Exarchen ein unverhofft'er Gaſt,
Das ſchöne Weib aus Norden, die Königin Roſamund;
Da ward dem ernſten Römer ihr mächt'ger Zauber kund.

Er lag zu ihrer Linken beim Mahl auf ſeid'nem Pfühl,
Es plätſcherten im Saale Cascaden duftig kühl,
In gold'nen Schüſſeln prangte das köſtlichſte der Welt,
Auf ihre Häupter beug ſich ein blühend Laubenzelt.

Und lockend klang die Flöte, die Cymbel ſäuſelte lind,
Mit knoſpendem Buſen tanzte manch hochgeſchürztes Kind.

Helmichis lag daneben; so sehr er sich bezwang,
In Schlummer wiegt den Müden der süße, fremde Klang.

Da beugt zu Rosamunden der edle Römer sich:
„Ich wollte dich bewirthen, und jetzt erlabst du mich!
Aus meinen Schaalen trinkst du nur erdgebornen Wein,
Aus deinen Augen saug' ich der Schönheit Nektar ein."

Sie neigte sich mit Lächeln und sah ihn glühend an,
Und ihr gefiel im Herzen der kräftig feine Mann;
Die strammen Glieder lagen vom Purpur halb verhüllt,
Da ward von wilder Sehnsucht ihr blühender Leib erfüllt.

Und wieder sprach Longinus: „Ist mir die Frag' erlaubt?
Wer ist der schlummernde Jüngling mit goldgelocktem Haupt?"
Da warf sie stechende Blicke nach dem Schläfer hin,
Und eine schlimme Lüge erfand ihr arger Sinn.

„„Ich sag' dir leid'ge Dinge: Er ist ein eitler Thor,
Durch dessen tolles Treiben ich Thron und Reich verlor;
Er rang nach meiner Minne, mein Gatte schuf ihm Noth,
Da ward er einen Helfer und schlug den König todt.

Die Wuth der Longobarden stürzte sich auf ihn;
Mich glaubte man im Bunde, ich mußte mit ihm fliehn.
Der andre Mordgeselle floh in die weite Welt;
Er folgt mir nach und hält sich zu meinem Hüter bestellt.'"

Da flammt des Römers Wange, er faßt sie um den Leib:
„So schaff' ihn aus dem Wege und sei mein eh'lich Weib!"
Nun glüht ihr blaues Auge in wollustweichem Schein:
„„Ich bin in deinen Händen, ich kann nicht sagen Nein!""

Als aus dem tiefen Schlafe Helmichis aufgewacht,
Da lag der Saal verlassen in schaurig öder Pracht,
Im Garten tönten Lieder, der Abend war genaht;
Ihn führten Phrygerknaben in's hohe Marmorbad.

Er trat mit frischen Gliedern und heit'rem Muth hervor,
Da stand mit einem Becher die Königin am Thor:
„Nun soll uns nichts mehr scheiden! Verschläfst du unser Glück?
Trink', süßer Freund, und kehre zum Liebesfest zurück!"

Mit Freuden nahm den Becher der lustbethörte Mann
Und schaute sie beim Trinken zärtlichen Blickes an, —
Da schrak sein Herz zusammen, — im rothen Fackellicht
Sah er ein hohnverzerrtes, haßkaltes Angesicht.

„„Trink selber!"" rief er ahnend, sie faßt ein jäher Schreck, —
„„Trink! Hier ist noch die Hälfte!"" Sie blickt verstört hinweg, —
„„Trink!"" rief der Unglückselige und riß das Schwert heraus, —
Da griff sie nach dem Becher und trank ihn hastig aus.

Dann schleudert' sie ihn nieder hohnlachend in den Sand
Und streifte vor ihr Antlitz das festliche Gewand. —

Er ſank auf's Haupt der Treppe, ſie an der Treppe Fuß,
Sie ſtarben ohne Sühne, ſie ſchieden ohne Gruß. —

Und ſoll ich weiter künden, was ferner ſich begab?
Longinus legt die Beiden zuſammen in ein Grab;
Und wieder kam der Frühling und deckt in ſel'ger Ruh'
Mit einem Blumenteppich Haß und Liebe zu.

* * *

Nach langen, langen Jahren irrt fern im fremden Land
Ein namenloſer Bettler blind und unbekannt;
Einſt ſchwellte ſeine Glieder furchtbare Heldenkraft,
Jetzt ſtützt den Todesmüden ſein alter Lanzenſchaft.

Doch will er einmal ruhen vom freudeloſen Lauf,
So führt ihm die Erinn'rung ein gräßlich Bild herauf,
Ein Bild fluchtodten Glückes voll Rache, Trug und Mord, —
Und ohne Ruhe wandert der blinde Bettler fort.

Am Ganges.

Die Nacht ſchlug über die Ebne
Ihr tiefblaues, goldfunkelndes Zelt,
Und hinter den heiligen Bergen im Oſten
Hebt ſich klar und dunſtlos
Der ſtrahlende Mond.
Es wiegt ſich ſein Licht
Auf den Wipfeln dichter Pandanen,
Auf den Blütbenbüſchen des Thals
Und ſchwimmt in wogenden Streifen
Auf dem leiſehingleitenden Strom.
Eine Inſel ruht in den Waſſern
Nicht allzuferne den ſchweigenden Ufern,
Wandernder Schwäne ſchattiger Raſtort,
Von duftenden Ranken
Wonneheimlich umſponnen;
Es zittern die Blätter
Lautlos im lauen Hauche der Nacht,
Und einſam lockt dem Gefährten
Des Kokilaweibchens ſchmelzendes Klaglied. —

Da rauschen die Arme des Stroms,
Und zwei nackte Menschen schwimmen
Von beiden Seiten der Insel zu.
Und ein Jüngling taucht
Zuerst aus den Wellen,
Und ziehet an's Land
Ein athmendes Mädchen,
Und sie grüßen sich jubelnd
Mit Kuß und Umarmung.
Sie setzen sich nieder
An's grünende Ufer,
Wo das Mondlicht hell
Durch überhängende Zweige scheint,
Und erzählen sich
Vom zürnenden Vater,
Von der wachsamen Mutter, —
Und küssen sich lächelnd.
Im schwellenden Gras
Liegt des Mädchens Leib,
Und der Jüngling streift ihr
Von den feuchten Gliedern
Die rinnenden Tropfen
Und preis't ihre Schönheit.
Er küßt ihren Nacken,
Drückt leis auf des Busens
Goldglänzende Fülle
Und preis't auf's Neue

Die Pracht der Hüften,
Dazwischen Kama selbst,
Der Gott der Liebe,
Mit dunklen Farben
Seinen Bogen gemalt.
„Siehst du, Geliebte,
Im Spiegel der Bucht
Den weißen Lotos,
Wie er sich sehnend
Dem Mondlicht öffnet?
So erschließe du
Vor dem Strahl meiner Augen
Deines frischen Leibes
Duftberauschenden
Blüthenkelch!"
Und sie lächelt seines
Verzückten Stammelns,
Hebt neckisch das Haupt
Und beißt seine Lippe
Mit den kleinen Zähnen,
Daß er in stummem Ringen
Zu ihr hinabsinkt
In der Blüthenlaube
Verspielten Schatten.
Und still in's wieder;
Hoch über den Wassern
Rauschet der Flügelschlag liebender Tauben.

Und fern aus dem Walde
Schallet des Tigers
Zürnendes Murren.
Aber die Liebenden
Schauen sich lange
Glühenden Auges an,
Küssen sich schweigend
Die pochenden Herzen
Und stürzen sich wieder
In's Reinigungsbad
Der heiligen Ganga.
Tod liegt nun das Eiland;
In's zerknickte Gras,
An die Stätte der Liebe,
Noch warm von des Mädchens Leib,
Legt sich im Ringe
Die schlaftrunkene Schlange;
In die Wälder des Westens versinket der Mond;
Doch des fernen Himalaya
Schneeige Kuppen
Streifet ein Strahl
Des rosigen Morgens.

Schafara.

Im erſtürmten Feindeslager
Sitzt der greiſe Held Schafara,
Hemen's hochgeprieſ'ner Sänger,
Sinnend mit geſenkter Stirne.
Doch nicht auf Geſänge ſinnt er,
Auf die wilden Siegesweiſen,
Die er ſang in ſtolzer Jugend;
Allzuſehnig ward die Rechte
Für der Saiten zarte Regung,
Aber an dem eh'rnen Schwerte
Pochet ſie mit eh'rnem Finger.
Denn der greiſe Held Schafara
Sinnt auf Rache, ſinnt auf Strafe,
Da den einz'gen Sohn des Todfeinds
Heut' er ſelbſt im Kampf gefangen.

Finſter winkt er ſeinen Kriegern,
Und ſie bringen einen Jüngling,
Nackt, mit rückgeſchnürten Armen,
Aber hold wie junger Frühling.
„Trittſt du vor mich, Bild des Feindes?“
Ruft der Held und ſpringt vom Sitze,
„Ha, dein Anblick brennt mein Auge
Schmerzlicher als Sand der Wüſte,
Glühender als Stich der Sonne!
Schön biſt du, ſchön wie dein Vater,
Da er unſern Stamm beſtahlen
Um die Ehre meiner Schweſter.
Liebe nicht mit feuchtem Blicke,
Denn für ſolchen Blick empfieng er
Gaſtfreundſchaft in unſ'rem Zelte,
Da er kam, ein nackter Flüchtling.
Willſt du Gnade bei mir finden,
Reiße ſelbſt aus deinem Antlitz
Dieſe reizend falſchen Züge
Und verſeng' zu Staub und Aſche
Die wollüſtig glatten Glieder!
Ferne liegt die Zeit des Frevels,
Lange Jahre blut'ger Fehde;
Herbſtlich färbt ſich meine Locke,
Doch mein Haß hat ew'gen Frühling.
Greis iſt dein verhaßter Vater,
Greis und müde wie ich ſelber,

Und sein tauber Rest von Leben
Karge Speisung meiner Rache, —
Doch da schickt er seine Jugend,
Schickt sie ganz so schön wie damals,
Als die meine er vergiftet,
Daß der That die Strafe gleiche! —
Bebst du, lächelnder Verführer,
Gastrechtschänder, Gottverfluchter?
Brechen aus den Rippen will ich
Dir das Herz, das feige, blasse,
Rothe Sühnopfer schütten
Auf das Grab der armen Schwester,
Die ich einst im Zorn erschlagen.
Aber deinem Vater send' ich
Deines Hauptes blut'ge Locke!"
Also rief der Held Schafara,
Und aus dem gestickten Gürtel
Zerrt er ein blitzend Messer. —
Da fliegt auf des Zeltes Vorhang,
Und gefolgt von wilden Kriegern
Stürzt herein ein junges Mädchen
Mit zerrissenen Gewanden.
Um des Jünglings weissen Nacken
Schliesst sie zärtlich ihre Arme,
Küsst sein todesscheues Antlitz,
Deckt sein Herz mit ihrem Herzen.
Doch es reissen sie die Krieger

Höhnisch lachend vor den Emir,
Der betroffen stockt und staunet.
„„Allah mit dir! Held Schafara!““
Spricht ein Mann mit blut'gem Turban,
„„Sieh', wir kommen, dieses Tages
Schönste Beute dir zu bringen,
Ein gazellenflüchtig Mädchen.
Wir ergriffen sie im Walfeld,
Wo sie im Gewühl der Leichen
Suchte des Geliebten Antlitz,
Und man nennt sie Stern von Chaibar.
Dir allein, o Held Schafara,
Ziemt es, nach des Kampfes Dunkel
Dich an diesem Glanz zu sonnen,
Dieses Leibes Wonnebecher
Auszuschlürfen bis zum Grunde.““ —
Und der Emir steckt das Messer
Langsam in den breiten Gürtel,
Glüht sie an mit dunklem Auge,
Und dann spricht er dumpf und ruhig:
„Ist der Knabe dort dein Buhle?“
Doch das Mädchen schweigt und zittert,
Und ihr feuchtes Auge flüchtet
Schüchtern zu dem nackten Jüngling,
Der von holder Scham verwirret
Lächelnd ihrem Blick begegnet, —
Und errötbend schweigen Beide.

Lange schaut der Held Schafara
In ihr rosenzartes Antlitz,
Und sein Herz erfüllt Begierde.
„Habet Dank für eure Gabe,“
Also spricht er zu den Kriegern,
„Habet Dank, ich will sie nützen,
Denn sie frommet meiner Rache.
Führt ihn weg in sein Gefängniß,
Bis zum Morgen soll er leben,
Daß ihm noch sein keusches Liebchen
Kann erzählen ihre Schande.“ —
So geschah's; doch als der Jüngling
An des Zeltes Thür verschwunden,
Sank die Jungfrau leblos nieder. —
In des Zeltes inn'rem Raume
Ließ der Held sein Bett bereiten,
Sklaven sprengten duft'ge Wasser,
Ließen qualmen süßen Weihrauch,
Streuten Blumen der Oase,
Rosen, Myrthen, Hyacinthen,
Geld und Perlen auf den Teppich,
Aber auf des Lagers Polster
Legten sie den weichen Scharlach
Und darauf das blasse Mädchen,
Hingten dann hoch an die Decke
Eine blauerystallne Lampe,
Neigten sich dem Herrn und giengen.

Stille war's im Zelt und draußen.
Fern nur sang ein junger Wächter
Lieder, glühend weich und sehnend,
Seinem Liebchen in der Heimath,
Und es blies der Wind der Wüste. —
Langsam trat der Held Schafara
Zu der stillen Bettgenossin,
Zog hinweg die letzte Hülle,
Die des Leibes Wunder deckte,
Und erschrak in sel'gem Staunen.
Tastend glitten seine Blicke
Ueber die gelösten Glieder,
Und sie wußten nicht, wo ruhen.
„Groß ist Allah, sprach er endlich,
Daß er hat das Weib geschaffen,
Sich zur Ehre, uns zur Wonne!"
Lange stand er unbeweglich,
Und auf seinem braunen Antlitz
Schmelz des Grimmes eh'rne Falte,
Und der nächt'ge Blitz der Augen
Ward ein träum'risch Morgenleuchten.
Denn er dachte seiner Liebe,
Glückberauschter Jugendnächte,
Dachte, wie er ebenbürtig
Solcher Schönheit lag zur Seite;
Und in tiefer Brust erwachen
Ihm die alten Lustgesänge,

Und ihm ſummt das Lied im Ohre,
Das er ſang in trunk'nem Schauen,
Als er ſie zum erſten Male
Mit wollüſtig bangem Beben
Seines Mädchens Leib enthüllte,
Und er ſprach in ſich verſunken:
„Laß mich ſchau'n, verzeh'n im Schauen!
Ich war blind, nun werd' ich ſehend,
Und ich taumle wie ein Blinder,
Dem die Augen plötzlich tagen.
Meines Himmels Pforte öffn' ich,
Und mir iſt, als ſchauten alle
Seligen aus Allah's Himmel
Neidiſch über meine Schulter.
Liebe, ſchön biſt du, und lockend
Iſt das Schmachten deiner Augen
Und der Wangen Schamerglühen!
Schön ſind deines Buſens Hügel,
Schön wie klare Marmorkuppeln
Ueber der Moſchee der Liebe,
Deren Knauf der Morgen rötet;
Schön die Wölbungen der Hüften,
Schwere, reife Wunderfrüchte;
In der Tämm'rung deines Schoßes
Schlummert eine Welt von Wonnen,
Und auf deiner Glieder Wellen
Schwankt das Schiffein meines Lebens

Hier und dort, und ſchon verſinkt es
In ein ſeliges Verderben!“ —
Alſo ſprach der Held Schafara,
Und in ſeinem Herzen rauſcht es
Wie das Sprudeln friſcher Brunnen,
Da des alten Lied's er dachte;
Und entzückt von der Erinn'rung
Und der Gegenwart der Schönheit
Beugt er ſich verlangend nieder
Zu dem regungsloſen Bilde.
Doch da fällt von ſeinem Barte
Eine eiſig graue Welle
Auf des Mädchens ſchwarze Locken, —
Und der Held erhebt ſich langſam,
Blicket ſtarr hinweg und nicket
Mit dem Haupt in tiefem Ernſte:
„Jene Zeit iſt lang' vorüber,
Jenes Lied iſt längſt verklungen,
Und ich bin ein Thor im Alter! —
Friede mit dir, Stern von Chaibar!
Deines Leibes Frühlingsblume
Mag ein Frühlingsſturm entblättern,
Nicht des Herbſtes rauher Athem.
Hab' ich nicht mein rüſtig Leben
Durchgekämpft für Ehr' und Schönheit?
Und ich ſollte nun im Alter
Meiner Jugend Werk beſchimpfen,

Meiner Jugend, deren Nachglanz
Eben noch mein Herz erwärmte? —
Jugend blühet nur für Jugend,
Und das Grab blüht für das Alter.
Ausgetrunken hab' ich längst schon
Dieser Erdenlüste Becher,
Soll ich schlürfen an der Hefe?
Ich war glücklich, mögen Andre
Glücklich sein, in kurzen Tagen
Sagen sie gleich mir: Ich war es.
Sei denn glücklich, Stern von Chaibar!"
Plötzlich wird sein Auge finster,
Und mit dumpfer Stimme spricht er:
„Spott' ich dieses Wunsches nicht selber?
Fallen wird ihr Glück mit meines
Jungen Feindes schönem Haupte,
Und erzählen wird man einsens,
Daß der greise Held Schafara
Einen Knaben hingemordet,
Um des Knaben Braut zu freien; —
Und die Männer werden klagen
Um den Knaben und das Mädchen
Und ein Spottlied sich ersinnen
Auf den greisen Nari'n Schafara." —
Und auf's Neue blitzt sein Auge,
Blitzt hinüber nach der Jungfrau,
Und von seinem Finger zieht er

Einen Ring von Gold und Demant,
Legt ihn auf die Bruſt des Mädchens,
Und nach einem langen Blicke
Spricht er mit bewegter Stimme:
„Lebe wohl, du junges Leben,
Süße Laſt des prächt'gen Lagers!
Schlummerſt du in deiner Brautnacht?
Wahrlich dir, o Luſt der Augen,
Gieht der Herr das Glück im Schlummer:
Friede mit dir, Stern von Chaibar!“ —
Vor die Zeltthür trat der Emir,
Und er rief den flinken Sklaven:
„Bringt die köſtlichſten Gefäße,
Bringet Myrthen her und Narden,
Bringt die herrlichſten Gewande,
Perlenſchnüre, Ohrgehänge,
Bringet Gold, ſoviel ihr traget,
Bringet Wein im ſchweren Schlauche
Und zwei bilderſchmucke Becher, —
Stellt mir Alles vor das Lager!
Helft dann leiſe den Gefangnen,
Legt des Jünglings ſtramme Glieder
Zu des Mädchens weichem Leibe,
Weckt ſie auf mit Brautgeſängen! —
Und dann wacht bei eurem Leben,
Daß kein Menſchentritt ſie höre!“ —
Alſo ſprach der Held Schafara,

Nahm den Bogen, nahm die Lanze,
Sprang auf seinen Lieblingsrenner
Ungesattelt, ungezäumet,
Und wie Sturmgewölk verschwand er
In der finstren Nacht der Wüste.

An die Jugend.

(Widmung als Epilog.)

O Männerjugend, dir, auf deren Wangen
Zuerst der Sehnsucht weiche Thräne floß,
In deren Herz dann drängendes Verlangen
Mit schmerzerstarkten Gluthen sich ergoß,
Bis es genesend kühn sein Glück umfangen,
Und segensreif dem Leben sich erschloß, —
Dir diese Blüthen, die mit kräft'gem Hauche
Ein Lenzwind wehte vom bethauten Strauche.

Sie liegen alle, wie ich sie gefunden,
Erinn'rungszeichen einer schönen Zeit,
Die bunten Kinder wechselvoller Stunden,
Im engen Raum an einem Band gereiht.
Beim Leid von heut' ein Glück, das längst entschwunden,
Beim Glück von heut' ein längstvergess'nes Leid.
Zum Ganzen will sich das Zerstreute weben: —
In diesen Blättern keimt mein eig'nes Leben.

Drum iſt mir auch, ihr ſcheidenden Geſänge,
Als gäb' ich ſelbſt mich nun in fremde Hand!
Verſchlingt euch bald das lärmende Gedränge
Des Dichtermarkts im deutſchen Vaterland?
Dem Einen ſeid ihr neue, wilde Klänge,
Der Andre ſchilt euch abgenützten Tand,
Und Andre werden mein profanes Dichten
Mit prüdem Blick und frommem Seufzer richten.

Dir aber, Geiſt der Jugend, darf ich ſagen,
Was knoſpend mir das junge Herz beſchwert!
Du weißt es, wie in thatenloſen Tagen
Im eig'nen Glüh'n die Seele ſich verzehrt;
Und welchen Sang dürft' ich vor dir nicht wagen,
Wenn ihn der Schönheit reiner Blick verklärt?
Im Reich der Dichtung iſt die Schönheit Tugend, —
Und Prieſterin der Schönheit iſt die Jugend.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druckfehler.

S. 6 Z. 4 v. o. l. Elegend st. Eingend.
„ 63 „ 4 v. o. l. dixit st. dixi.
„ 77 „ 9 v. o. l. Dein st. mein
„ 78 „ 12 v. o. l. wird st. wird.
„ 94 „ 15 v. o. l. Mitewgen st. Mit ewgen
„ 116 letzte Zeile l. eigenem st. eigenes.
„ 190 Z. 5 v. u. l. Hálfdanardottir st. Hæfdanardóttir

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

Lanzelot und Ginevra

von

Wilhelm Hertz.

Bei **Hoffmann und Campe** in **Hamburg** sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Herz, Wilhelm, Gedichte. M. A. geb.	1	15
Constant, B., Gemmen. Erzählende Dichtungen. M. A. geb.	1	3
— Von einer verschollenen Königsstadt. 2te Aufl. M. A. geb.	2	—
Daumer, G. F., Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. geb.	1	15
gob.	2	—
— Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
Gottschall, R., Gedichte	1	15
— Die Göttin. Ein Hohelied vom Weibe. M. A. geb.	2	—
Hebbel, Fr., Gedichte	1	—
— Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen. M. A. geb.	1	15
Heine, H., Poetische Werke. Erster Band: Buch der Lieder. Oct.-Ausg.	1	15
— Min.-Ausg.	2	—
— Zweiter Band: Neue Gedichte. O. A.	1	15
— — — M. A.	2	—
— Dritter Band: Romanzero. Oct.-Ausg.	2	—
— — — Min.-Ausg.	2	15
— Vierter Band: Deutschland. — Atta Troll. Oct.-Ausg.	1	15
— — — Min.-Ausg.	2	—
— Die Harzreise. Min.-Ausg. geb.	1	3
Meyer, Johann, Dithmarscher Gedichte. Plattdeutsche Poesien in Dithmarscher Mundart. 2 Bde.	1	20
— Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen allemannischen Gedichte	1	—
Oelbermann, Hugo, Gedichte. M. A. geb.	2	—
Sallet, Fr. von, Gedichte. Dritte Auflage	1	20
Schefer, Leopold, Hafis in Hellas. M. A. geb.	2	—
— Koran der Liebe, nebst kleiner Sunna. M. A. geb.	2	—
Sigismund, B., Lieder eines fahrenden Schülers. M. A. geb.	1	3
Waldau, Max, Blätter im Winde	1	—
— Canzonen. Min.-Ausg. geb.	—	20
— Cordula. Graubündner Sage. Frühlingslied. Zweite Aufl. mit Stahlstich. geb.	2	—

Lanzelot und Ginevra.

Ein epiſches Gedicht

in zehn Geſängen

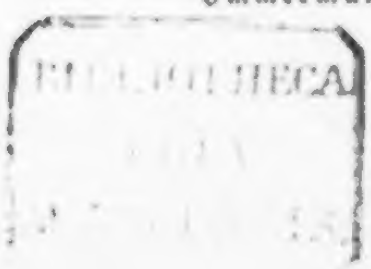
von

Wilhelm Hertz.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1860.

Nicht wähnet aber, die ihr prüde seid,
Und die nur freuen kann das müde Leid
Schläfriger Lieb', ich werd' in siechen Tönen
Die schöne Gluth der wilden Fabel höhnen.

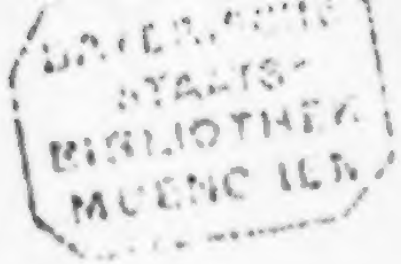
Immermann's Tristan.



Dem Andenken

meines Bruders Hermann

gewidmet.



In des Frühlings ersten Tagen
Sahst Du sprossen dies Gedicht,
Sahst mit liebendem Behagen
Wie es wuchs im Sonnenlicht,
Kamst noch, seinem Wehn zu lauschen,
Als in Qual Dein Herz verging,
Hattest noch im Ohr sein Rauschen,
Da die Nacht Dein Haupt umfieng.

Spurlos, wie ein Licht verlodert,
Bist den Augen Du geraubt; —
Schnee liegt, wo Dein Herz vermodert,
Und die Bäume steh'n entlaubt:
Doch der Sehnsucht Adlerflügel
Sucht Dein Bild im ew'gen Glanz, —
Und auf Deinen weißen Hügel
Leg' ich diesen Blüthenkranz.

Stuttgart. November 1859.

Erſter Geſang.

Herr. Tancred und Clorinde.

Der Friede ruht auf Arthurs[1] Land,
Denn jeder Feind iſt übermannt,
Erſchlagen jedes Ungeheuer,
Verrauſcht der Flug der Abenteuer.
Nach langen ſchwülen Prüfungsſtunden
Hat Parcival den Graal[2] gefunden;
Im Zauberwald von Broceliand
Verſcholl Merlin[3] der Nekromant;
Sir Iwein[4] hat von Qual errettet
Zur Quellenfürſtin ſich gebettet;
Auch Erec[5] ſitzt bei ſeinem Weib
In müßig holdem Zeitvertreib,
Und Arthur ſelbſt kürzt ſeine Tage
Mit Frauenſpiel und Feſtgelage.
Zu Camalot im grünen Thal,
Da ſteht ſein lichter Ritterſaal,
Da flammt manch ſüßer Augenſtern
Im Kreiſe um den alten Herrn,

Da ragt im reichen Heldenwald
Manch eichenderbe Kampfgestalt.
Doch ist, wenn nicht von Liebesfelde,
Vom Krieg nicht weiter mehr die Rede:
Denn in der Helden Sinne
Hellager hält die Minne,
Und der die Riesen hat erschlagen,
Der muß nun Frauenlieblein tragen.

Denn nur in Kampfes Sturmgewalten
Kann frei der Mann sein Herz erhalten.
Doch wenn die Kraft den Sieg errungen,
Wird von der Anmut sie bezwungen,
Und in des Friedens heilgem Bann,
Da hebt der Frauen Herrschaft an.

So war in Freuden und in Wonnen
Schon manches schöne Jahr verronnen,
Und wieder brach mit blauem Schein
Der Frühling in das Land herein.
Da lehnten sich der Helden Glieder
Nach ihren alten Waffen wieder,
Schlaftrunken strebte ihre Kraft
Nach Thaten alter Ritterschaft, —
Und Arthur lud viel tausend Gäste

An einem großen Waffenfeste.
Die fuhren all', wie er's gebot,
Zu Pfingstentag nach Camalot.

Es war im gold'nen Monat Mai,
Da hub sich schallendes Turnei,
Da hörte man Speere springen,
Schwert und Schild erklingen.
Da ward manch Streitroß überrannt,
Gar Manchen zog man aus dem Sand,
Dem dieses luft'ge Maienspiel
In seinem Herzen schlecht gefiel.
Doch eines einz'gen Helden Speer,
Dem wurde jeder Sattel leer;
Hoch ragte sein behelmtes Haupt,
Das nie ruhmloser Fall bestaubt;
Im Schild stand golden auf Azur:
„Haut de naissance, de vaillance et d'amour;"
Sein lichtblau Rüstzeug blitzte weit,
Leicht flog er durch den wirren Streit,
Und Raum fand stets des Rosses Tritt,
Und Splitter stoben, wo er ritt.
Man sah nach ihm die Frauen
Mit holden Blicken schauen,
Und mancher unbedachte Mund

That leiſe Herzenswünſche kund.
Bald lobten ſie des Herrn Geſtalt,
Bald ſeines Armes Kampfgewalt,
Bald ſeine fürſtlich freien Sitten,
Wenn er zur Schranke kam geritten
Und unter ſeiner Schenkel Zwang
Der wilde Hengſt erſtöhnte bang.
Er aber ſah und hört' es nicht,
An Einer hieng ſein Augenlicht,
Die ſtrahlend in der Frauen Schaar
Des Feſtes Frühlingsfürſtin war.
Sie ſaß auf Arthurs prächt'gem Throne,
Im gold'nen Haar die gold'ne Krone,
Kein Mädchen, das ſich ſchambeſiegt
Jungfräulich in ſich ſelber ſchmiegt, —
Sie war ein volles, ganzes Weib;
Klar wie der Tag erſchien ihr Leib,
Der durch's Gewand, das ihn beengte,
Die ſiegbewußten Formen drängte,
Um ſonnengleich in ſtolzem Schweigen —
Unnahbar — ſich dem Volk zu zeigen.
Wo lag das Land, das ſie nicht kannte?
Ginevra war's, die Vielgenannte,
Die Königin von Camalot; —
Ihr Ritter hieß Sir Lanzelot".

Sie war vermählt dem milden Greis,
Dem kahlen Baum das grüne Reis;
Sie war ihm gut und wohlgesinnt,
Doch wie den Vater liebt das Kind.
Denn Alles, was auf dieser Welt
Ein junges Herz in Sehnsucht schwellt,
Und was in bräutlich süßen Flammen
Jugend und Jugend fügt zusammen, —
Das war in Arthur längst dahin,
Weiß war sein Haupt und kühl sein Sinn.
Doch von des Lenzes Gluthverlangen
Nach Lieb' und seligem Umfangen,
Davon war noch in ihr genung, —
Und Lanzelet war schön und jung.

Wie pocht ihr Herz mit stolzem Schlag
An diesem neuen Siegestag!
Es jauchzt das Volk, Herolde schrei'n,
Trompeten schmettern durch die Reih'n:
Die Tjost' ist aus, der Preis ist sein!
Und jubelnd stimmt ihr Herz mit ein.

Sir Lanzelot schwingt sich vom Roß
Und wandelt durch der Pagen Troß
Langsam hinauf zum Königszelt.

Dort steht vom Abendroth erhellt
Im Auge lichten Liebesglanz
Ginevra mit dem Siegerkranz.
Sie windet frische Rosenschlingen
Um seines Helmes Adlerschwingen,
Sie reicht ein blaues Festgewand,
Gestickt von ihrer eignen Hand,
Und bietet ihm nach Sitt' und Pflicht
Zum Kuß ihr herrlich Angesicht. —
Er steht mit glühenden Wangen,
Von wenniger Scheu befangen.
Wie manche saße Stunde
Kost' er mit diesem Munde
Und lag in schuldverkaufter Lust
Am Sturmgewoge dieser Brust!
Doch nun, da offen ihm erlaubt,
Zu küssen ihr geliebtes Haupt, —
Wer ist, der mir dies Räthsel künde? —
Nun zagt er schier, als wär' es Sünde.
Und als er fühlt den zarten Mund,
Da schauert's ihn von Herzensgrund,
Gleichwie, dem Augenblick entflammt,
Der Liebe Blitz ein Herz entflammt,
So trunken ist sein ganzes Wesen, —
Als wär's der erste Kuß gewesen.

Sie grüßen ſich mit Neigen
Und ſteh'n in lächelndem Schweigen.
Sie ſtehen wie auf Wunderauen
Verſunken in ein ſel'ges Schauen,
Und ihre Häupter jung und hold
Umſpielt des Tages letztes Gold.

In einem Erker, fern dem Thron,
Lehnt Mordred, Arthurs Schweſterſohn.
Er ſteht in Waffen alt und grau,
Hochbeinig und von mächt'gem Bau,
Sein Haar iſt rabenſchwarz und kraus.
Ein Bart umſchattet ſein Geſicht,
Die Brauen ſind auf's Aug' gezogen,
Sein Mund in herbem Trotz verzogen.
So lehnt er in der Ritter Hauf
Unmuthig an des Schwertes Knauf.
Ihm iſt im Antlitz klar zu leſen,
Er iſt noch Niemand hold geweſen:
Verſchloſſen gegen Luſt und Klagen
Lebt er in mönchiſchem Entſagen:
Ein ſchönes Thun in ſchöner Zeit,
Der Jugend kühne Herrlichkeit,
Das deucht ihm Hoffahrt nur und Tand,
Der Hölle gleißendes Gewand,

Stark fühlt er sich in strengem Glauben,
Die Kraft soll ihm die Welt nicht rauben. —
Früh von des Hofes frohem Braus
Zog er in fremde Länder aus
Und fuhr mit einem Wikingsheer
Manch wildes Jahr auf wildem Meer.
Jüngst kehrt' er heim und sah mit Grauen
Der Helden Dienst, das Reich der Frauen.
Jedoch mit zernentbranntem Sinn
Schaut er das Thun der Königin. —
Mit Späherangen glüht er an
Das falsche Weib, den falschen Mann,
Wie sie vor aller Welt es wagen,
Den Ehebruch zur Schau zu tragen,
Wie sie mit Blick und Wink und Lachen
Sich Gier zu neuer Schuld entfachen
Und mit der Sünde, der sie fröhnen,
Offen der Menschheit Recht verhöhnen.
„O wehe über meinen Ohm!
Es ist von Camalot bis Rom
Zu Land und Wasser keine Seele,
Die nicht Ginevra's Schmach erzähle,
Und Niemand lebt, der es nicht weiß,
Als er allein, der blinde Greis!
Doch heute noch soll er's erfahren,

Und fluchen soll er diesen Jahren,
Wo er statt rüstig hartem Strauß
Die Buhlschaft lud in Hof und Haus,
Um an die knabenhaften Freuden
Der Männer Ehre zu vergeuden.
Mich dünkt, die Zeit ist nun vorbei;
Der Waffenmuth ist wieder frei,
Und eh' auf's Neu' er sollt' ersterben,
Mög' Arthurs ganzes Haus verderben!"

Da schallt Drommet und Paukenschlag,
Der Hofstaat reitet zum Gelag.
Hoch hebt Ginevra sich im Bügel,
Sir Lanzelot führt ihr die Zügel.

Zweiter Gesang.

Im Königsschlosse ward die Nacht
Mit Mahl und Reigen zugebracht,
Hell glänzte Söller, Gang und Saal
Von Fackelbrand und Kerzenstrahl,
Am Flussesufer scholl Gesang,
Dazu Gelächter und Lautenklang,
Leis rauschten Kähne durch die Fluthen
Bunt strahlend in der Lampen Gluthen,
Dazwischen tauchten auf und nieder
Badender Knaben schneeige Glieder.
Im Garten saß beim Mondenlicht
Der Minne scherzhaft Hofgericht,
Und in den dunkeln Laubenhallen
Sah man die Paare flüsternd wallen.
Auch in der Burgstadt war es helle,
Da zechte Meister und Geselle,
Da schwang sich mancher flinke Bube
Zur Fiedel in gedrängter Stube,

Und selten gieng der Mägde Ohren
Ein kecker Liebeswunsch verloren.
Sanft wehte durch die laue Luft
Des Frühlings mächt'ger Zauberduft,
In welchem Alles, was da lebt,
Sehnsüchtig zum Verwandten strebt,
Der Blüthen paart und Ranken schlingt
Und Leib zu Leib in Liebe zwingt.

Zwei Männer schritten fern der Menge
Durch dichtverwachs'ne Fichtengänge;
Der Eine drängte rasch voran,
Ein mächt'ger, schwarzgelockter Mann,
Der Andre schaute ernst und mild,
Ein königliches Greisenbild.
Seitab vom Weg am Waldessaum,
Da stand ein breiter Lindenbaum;
Dort blieb der Schwarze schweigend steh'n,
Nichts wachte, als der Winde Weh'n,
Und murmelnd brach der Waldschlucht Enge
Des Festes halbverlorne Klänge.
Nun hub der Greis mit Lächeln an:
„Was suchst Du, Mordred, hier im Tann?
Willst Du zu schlimmen Zauberlehren
Den unbescholt'nen Ohm bekehren?

Was ſtören wir mit rauhem Munde
Der Käuzchen ſchönſte Schäferſtunde?" —
„Faſt fürcht' ich," fiel der Andre ein,
„Daß Euch der Eulen Melodei'n
Für Herz und Ohren ſüßre Labe,
Als das, was ich zu künden habe!"
Da faßte ihn der alte Mann
Und ſah ihn düſtern Auges an;
Doch Mordred ſtand in feſter Ruh'
Und raunt' ihm dumpf die Worte zu:
„Man hat mit buhleriſchen Thaten,
Herr König, Eure Ehr' verrathen,
Und Euer Name ward zum Spott
Durch Euer Weib und Lanzelot!" —
„Was wagſt Du," rief der König ſchnell,
„Schwarzblüt'ger, neidiſcher Geſell?
Wirfſt Du mit einem frechen Wort
In's Haus mir Argwohn, Krieg und Mord?" —
„Auf ſolchen Sturm war ich gefaßt:
Wahrheit iſt kein gelad'ner Gaſt.
Doch würd' ich Heuchelkünſte lieben,
So wär' im Tanzſaal ich geblieben.
Ich weiß, mein Wort ſticht Euch in's Herz,
Und zürnend ehr' ich Euern Schmerz.
Ihr war't dem ohne Maß gewogen,

Der Euch am schändlichsten betrogen,
Und habt in Liebe die umfaßt,
Die Euch am bittersten gehaßt.
Mich sahst Ihr stets unfreundlich an,
Weil ich nicht schmeicheln und streicheln kann.
Doch sollt Ihr bald genug erfahren,
Wer Eure schlimmsten Feinde waren,
Und wer Euch treu und ohne Lug
Ein Freundesherz im Busen trug." —
Da zitterte der hohe Greis:
„Wie führst Du, Neffe, den Beweis?" —
„Gebt Ihr mir dafür Zeit und Macht,
So schaff' ich ihn die nächste Nacht.
Zieht morgen Ihr zu jagen aus,
So lasset sie mit ihm zu Haus,
Und sagt, daß Ihr von Eurem Jagen
Erst wiederkehrt nach zweien Tagen.
Dann, Oheim, nehmt zum Pfand mein Haupt,
Schaff' ich Beweise, daß Ihr glaubt,
Und Eure Liebe wird erbleichen
Und zürnend Euch das Richtschwert reichen." —

Indessen tönt die Königshalle
Von Becherklang und Harfenschalle.
Dort liegt entrennen dem Gewühl

Ginevra auf des Thrones Pfühl.
Es glühet noch vom wilden Tanze
Ihr Haupt in feuchtem Rosenglanze,
Auf ihres Mantels Purpur rollt
Der losen Flechten Wellengold,
Matt hängt ihr weißer Arm hernieder,
Und athmend ruh'n die stolzen Glieder. —
Da setzt mit zierlich feinem Grüßen
Sich Lanzelot zu ihren Füßen,
Leis redet er zu ihr empor,
Und willig neigt sie ihm das Ohr.
„O laß mich blicken, schöne Frau,
In Deiner Augen warmes Blau,
Daß, — schaut es seinen Himmel offen, —
Mein betend Herz darf Gnade hoffen!
Wie lang schon hält von meinem Glück
Ein grausam Schicksal mich zurück?
Wohl darf ich täglich bei den Frau'n
Dein königliches Bildniß schau'n,
Doch weiter darf ich nichts, als sehen, —
Und muß gebunden seitwärts stehen.
Und doch quillt all mein Sonnenlicht
Von Deinem süßen Angesicht,
Und doch tönt Deiner Stimme Klang
In meinem Ohr wie Brautgesang.

Und mahnt mich Deines Buſens Pracht
An manche ſel'ge, ſel'ge Nacht! —
Drum muß ich Schmerzen dulden
Sehnend nach Deinen Hulden." —

Da lächelt ſanft das ſchöne Weib
Und neigt zu ihm den jungen Leib:
„Was ſtörſt Du mich in meiner Ruh',
Du ungeſtümer Fremdling Du?
Was hauchſt Du heiß an meine Wangen
Dein kühnes, mächtiges Verlangen?
Fürwahr, der Trennung leid'ge Pein
Wohnt nicht in Deiner Bruſt allein,
Und manche einſam ſchwüle Nacht
Hab' ich in Sehnſucht hingewacht.
O dürft' ich doch von allen Wunden
Bei Dir auf immerdar geſunden,
Und hielte nicht mein Haupt umfaßt
Der Krone freudenloſe Laſt!
Das Haus iſt böſer Augen voll,
Nicht weiß ich, was ich wählen ſoll. —
Doch ſiehſt Du hier auf meinem Schooße
Die rothe und die weiße Roſe?
Die ſollen meinem Helden
Ginevra's Botſchaft melden.

Die weiße Roſe wird Dir ſagen:
Herr Ritter, übt Euch im Entſagen!
Die rothe bringe Dir die Kunde:
Komm' morgen zur gewohnten Stunde!"

Da ſchreitet Arthur in den Saal
Und blickt in Haſt auf ſein Gemahl:
Er ſieht den Ritter bei ihr ſitzen,
Und ſeine dunkeln Augen blitzen.

Dann tritt er mitten in die Halle
Und ruft umher mit lautem Schalle:
„Ihr Herren, eine große Jagd
Iſt Euch auf morgen angeſagt.
So eben kam die Kunde an:
Ein Eber haust in Tarnwathlan,
Mit Kraft und ungefüger Wuth
Durchwühlt er unſer Königsgut.
Wir wollen ihm die Laune trüben
Und morgen ſtrenges Hausrecht üben!
Doch Euch, Ihr Damen, laſſen wir
Herrn Lanzelot als Schützer hier;
Er mag Euch Spiel und Luſtbarkeiten
Erfinderiſchen Sinns bereiten,
Bis wir nach zweien Tagen

Heimzieh'n vom Eberjagen." —
Herr Lanzelot verneigt ſich tief,
Ein Freudenſchauer ihn durchlief;
Doch ruhig blieben ſeine Züge,
Geübt in jeder ſtummen Lüge,
Denn alle Luſt und Schmerzen
Vergrub er tief im Herzen.

Da trat mit einem Becher Wein
Zu ihm der ſtattliche Gawain*:
„Trink, Lanzelot, Du ſtiller Gaſt!
Fühlſt Du des neuen Amtes Laſt?
So komm' bei Seit' und hör' mich an,
Ich will Dir rathen, armer Mann!"
Er führt ihn vor des Saales Thor
Und flüſtert heimlich ihm in's Ohr:
„Nimm Dich in Acht in dieſen Tagen!
Du biſt der Eber, den ſie jagen.
Des Königs Aug' hat düſtern Schein,
Er war mit Mordred lang allein.
Drum hüte Dich in Wort und Thaten:
Der Pfaffenheld hat Dich verrathen!"*

Doch ſieh, bei dieſen Worten
Geh'n auf des Saales Pforten,

Es zieh'n heraus im Fackelſtrahl
Der König und ſein jung Gemahl,
Ginevra im Vorüberwallen
Läßt eine rothe Roſe fallen.

Dritter Gesang.

„Und hielte auch in dieser Nacht
Vor Deiner Thür' die Hölle Wacht,
Ich gieng' durch all ihr Grauen,
Dein Himmelsbild zu schauen!
Und wäre Gift Dein Lippenroth,
Und wär' Dein süßer Leib mein Tod,
So würd' ich noch im Sterben
Um seine Minne werben!" —

Aufsprang der Held im Nachtgewand
Und nahm das bloße Schwert zur Hand;
Lautlosen Trittes wandelt er
Durch Saal und Gänge kalt und leer,
In deren weite Säulenreih'n
Der Mond ergoß den blauen Schein.
Nichts rührte sich, nur fern herbei
Drang aus dem Tann des Wolfes Schrei
Und aus des Thurms zerfall'nen Kammern

Der Eulenbrut halb menſchlich Jammern.
Herr Lanzelot ſchlich an der Wand
Mit taſtend vorgeſtreckter Hand,
Bis ihn ein Lichtſtreif fein und hell
Hinführte zur vertrauten Schwelle.

Durch des Gemaches laue Luft
Gieng fremder Blumen würz'ger Duft.
Und aus der Lampe Muſchelſchalen
Erquollen weiche Dämmerſtrahlen.
Das Lager glänzte erzgegoſſen,
Von blauer Seide rings umfloſſen,
Darauf mit träumeriſchem Sinn
Lag aller Frauen Königin.
Ihr holdes Haupt ruht ſehnſuchttrunken,
In ſeiner Locken Gold verſunken,
Leicht floß um ihre weißen Glieder
Ein roſenheller Schleier nieder.
Da fühlt ſie eines Kuſſes Brand
Und bebt in ſüßem Schreck die Hand,
Doch er umfängt mit Sturmgewalt
Die wonnig blühende Geſtalt. —

O Liebesnacht! In ſel'gem Schweigen
Durchwandelſt du den Sternenreigen.

Du fällst des Tages neidische Schranken,
Versenkst im Fühlen die Gedanken,
Du sühnst manch freudenlos Geschick
Mit einem Wonnenaugenblick
Und spendest ungemessen
Dein trunkenes Vergessen!
O Liebesnacht! In deiner Hut
Des Werdens tief Geheimniß ruht.
Du tränkst den Keim im Erdenschooße,
Du sprengst die grüne Haft der Rose
Und hüllst verschämter Wangen Schein
In deine keuschen Schatten ein! —

Ginevra ruht in Traum gewiegt,
An ihres Helden Herz geschmiegt,
Der Dank der Liebe glühet licht
Auf ihrem weichen Angesicht;
Doch wie zum Schlaf sich neigt die Lust,
Erwacht der Schmerz in ihrer Brust:
„O warum faßt mich oft ein Weh,
Wenn ich Dein liebes Antlitz seh'?
Warum ist meines Herzens Recht
Der Menschensatzung banger Knecht?
Was grenzt mein paradiesisch Land
So nahe an der Hölle Rand,

Daß ich des Heißgeliebten Kuß
Mit Sünde mir erkaufen muß?" —
Da koſt ihr Haupt der kühne Mann
Und blickt ſie lange ſinnend an:
„So fühlſt Du ſchon im Herzensgrunde
Die düſt're Schwere dieſer Stunde?
Verrath ziſcht in des Königs Ohren,
Den Frieden haben wir verloren,
Und ſoll ich jetzt von hinnen geh'n,
Wann werden wir uns wiederſeh'n?
In dieſen Gärten, dieſen Mauern
Wird der Verräther Auge lauern,
Und gegen unſ'rer Liebe Leben
Wird Haß und Zorn den Dolch erheben.
Drum frommt es wohl uns Beiden,
Ginevra, daß wir ſcheiden.
Es zieht mit mir aus dieſem Haus
Der Zwietracht blut'ger Geiſt hinaus,
Und wandern will ich fern und weit
Und hoffen auf die Gunſt der Zeit.
Ja, ſüßes Lieb, das fühl' ich klar,
Wir ſcheiden nicht auf immerdar,
Denn mein biſt Du, und dieſen Glauben
Soll Dir nicht Pfaff, nicht König rauben:

Kein Band im wirren Weltgetriebe
Iſt heilig, als das Band der Liebe!"

Er neigt ſich, um aus ihren Augen
Ein helles Thränenpaar zu ſaugen, —
Da trifft ein Schlag die Thür' mit Macht
Fortdröhnend durch die ſtille Nacht,
Und Tritte hallen durch den Gang,
Geſchrei und dumpfer Waffenklang.
Ginevra hüllt halbtodt vor Schrecken
Sich bebend in des Lagers Decken,
Doch Lanzelot preßt zornentbrannt
Den Schwertgriff in der ſtarken Hand
Und ſpringt empor in jähem Grimme,
Denn draußen hört er Mordreds Stimme:
„Herr Lanzelot, Ihr ſeid gefangen!
Des Frevels Saat iſt aufgegangen."
Der Held erſchließt die Pforte ſchnell,
Einſtürmt ein muthiger Geſell;
Doch Lanzelot ſperrt nun die Thür'
Und wirft den ſtarken Riegel für.
Dann aber lief er wüthend an
Den völlig erzbewehrten Mann
Und gab ihm einen mächt'gen Schlag,
Von dem er todt zu Boden lag.

Doch des Gefall'nen Kampfgewand
Zog er ſich an mit raſcher Hand;
Ihm ſchnallte Panzerhemd und Schienen
Ginevra mit verſtörten Mienen.
„Hei," rief der Held, „wo lebt der Mann,
Der ſich behender wappnen kann?"

Er riß die Thür' auf mit Gekrach'
Und ſtürmte wild aus dem Gemach,
Mit flammenhellen Schwertesſchlägen
Bewillkommt' er die fremden Degen,
Elf Männer waren's ſtark und hehr,
Mit hohem Helm und gutem Speer.
Doch Lanzelot erhob mit Luſt
Den Schildrand vor die breite Bruſt;
Der Held der zarten Frauenliebe,
Er dachte da der alten Hiebe,
Mit denen er in jungen Tagen
Der Drachen Schuppenhaupt zerſchlagen, –
Und hell ſcholl im gewölbten Gang
Erbarmungsloſer Schwerterklang,
Und heißes Blut in vollen Bächen
Sah man aus krachenden Helmen brechen.

Sie ſanken alle Mann für Mann,
Das Blut hinab die Treppe rann,

Und strauchelnd über Freundesleichen
Begann selbst Mordreds Fuß zu weichen.
Doch an der Wendeltreppe Rand
Hielt er mit Riesenkräften Stand;
Bis heute blieb die Flucht ihm fremd,
Und an's Geländer festgestemmt
Stritt er mit grimmigem Gebahren,
Die alten Ehren sich zu wahren.
Hoch schlendert' er den Schild empor
Und drängte wilden Ganges vor.
Doch Lanzelot mit schnaubendem Munde
Schlug in den Hals ihm eine Wunde,
Daß ihm aus Ring und Spangen
Der Adern Quellen sprangen.
Nun kam sein Herz in große Noth,
Er sah die Mannen alle todt,
Und dunkel ward's ihm vor den Sinnen, —
Da wich er blutbeströmt von hinnen.

Indeß erwachten von dem Schalle
Im weiten Schloß die Schläfer alle;
Es schilt der Knecht, es kreischt die Zofe,
Des Wächters Sturmhorn gellt im Hofe.
Ginevra's Frauen eilten hin
Nach ihrer bleichen Herrscherin,

Die, ſchreckdurchzuckt bei jedem Schlag,
Auf nackten Knieen betend lag.
Sie knieten ſchweigend zu ihr nieder,
Verhüllten die erſtarrten Glieder
Und ſtrichen ihr voll Angſt und Bangen
Die Locken von den weißen Wangen.

Da tritt in blut'ger Waffen Schein
Herr Lanzelot zur Thür herein,
Und mit verjüngten Herzensſchlägen
Eilt ihm die Königin entgegen:
„Du lebſt! Nun will ich Alles leiden.
O glücklich Weh! — O ſel'ges Scheiden!
Nun ſchau' es offen alle Welt,
Wie mich Dein Arm umſchlungen hält.
Hier endet meines Lebens Lauf,
Die Hoffnung und die Furcht hört auf,
Und aller Zwang, der mich umwoben,
Iſt wie ein ſchwüler Traum zerſtoben. —
Leb' wohl, und fliehe raſch von hier!
Mein Liebesſegen zieht mit Dir,
Und mag das Bild glückſel'ger Zeiten
Dich durch die öde Welt geleiten!
Noch küſſ' ich Dich, noch faſſ' ich Dich, —
Und jetzt auf ewig laſſ' ich Dich!"

Da ſchlingt der Held in tiefem Harme
Um ihren Leib die ſtarken Arme:
„Komm mit mir! Komm! Wer ſoll Dich retten
Vor Arthurs Zorn, vor Schmach und Ketten?“ —
Sie aber windet ſanft ſich los:
„Das Morgen ruht in Gottes Schooß.
Ich bleibe hier und will den Feigen
Den Muth der Heldenminne zeigen.
Der meine Lieb' nicht konnt' erringen,
Der ſoll mich auch zur Furcht nicht zwingen.
Mein Schickſal bannt mich in dies Haus:
Nicht ziemt mir Flucht, ich harre aus!“ —

Er blickt in's Aug' ihr ernſt und ſtumm,
Er nickt ihr zu, er kehrt ſich um
Und ſchreitet raſch aus dem Gemach,
Sie ſchaut ihm von der Schwelle nach.
Doch als er fern im Gang verſchwunden,
Da bluten ihres Herzens Wunden,
Und lautlos ſinkt die Königin
Zu den erſchlag'nen Männern hin.

Da gellt ein Jagdhorn ihr in's Ohr,
Erzfäuſte zerren ſie empor,
Und vor ihr glüht in rothem Licht

Des Königs zürnend Angeſicht.
Er hält mit ſeiner linken Hand
Des wunden Mordred Arm umſpannt
Und winkt mit ſeiner Rechten
Den dienſtbereiten Knechten:
„Hinweg das buhleriſche Weib!
Verſenkt in Nacht den ſünd'gen Leib!
Die Richter ſind geladen:
Ihr möge Gott genaden!“

Vierter Gesang.

Bei düsterrothem Lampenlicht
Saß Arthurs peinliches Gericht.
Ein bleicher Morgenschimmer brach
Durch's Gitterfenster in's Gemach,
Und bleich im finsteren Talar
Saß regungslos der Richter Schaar.
Den langen Marmortisch umwallten
Des schwarzen Sammtes schwere Falten,
Und darauf lag auswärts gekehrt
Der Dolch, die Schlinge und das Schwert;
Doch wie aus dunkler Höhlen Schooße
Hervorglänzt eine weiße Rose,
So schien durch des Gewölbes Nacht
Ginevra's Leib in sanfter Pracht.
Ihr Blick war sinnend aufgeschlagen,
Sie hörte nicht des Richters Fragen;
Doch als er sich erhob im Grimme,
Da sprach sie laut mit fester Stimme:

„Was soll ich weiter euch gesteh'n?
Ihr wißt ja selber, was geschieht.
Ich brach, so sagt ihr voll Vernunft,
Die Büchergesetze der Menschenzunft.
So schlagt sie nach und fällt den Spruch. —
Und heilt mein Leben diesen Bruch,
So mag es enden ohne Klagen!
Doch sollt ihr niemals von mir sagen,
Daß ich zu meiner ew'gen Schmach
Das Heiligthum des Herzens brach,
Und eurem Späherblick enthüllte,
Was mein geheimstes Sein erfüllte.
Wär' durch ein Wort mein Bann gebrochen,
Das Wort, es bliebe ungesprochen.
Denn für mein Fühlen und mein Lieben
Ist euer Rechtsbuch nicht geschrieben!" —

Ein Murmeln lief den Tisch entlang,
Der König wild vom Stuhle sprang:
„Ihr wißt, was aus dem Trotze sprach:
Sie höhnt uns noch mit ihrer Schmach.
So bleib' ihr Trost und Gnade fern,
Fällt Euer Urtheil, edle Herrn!"

In dumpfem Schweigen saß der Kreis,
Cinevra's Wange färbt sich heiß.

Sie ſtand, den Gürtel um die Lenden,
Mit rückwärts engegebund'nen Händen,
Daß faltenlos die weiche Hülle
Sich ſpannte um des Buſens Fülle.
So ſtand ſie unbewegt und ſtumm,
Ein Götterbild im Heiligthum,
Nach deſſen ſchönem Marmorleben
Barbaren ihre Axt erheben.

Der Diener geht umher im Saale,
Die Augen rollen in die Schale:
Ginevra — aller Frauen Zier —
Der Gott der Schönheit ſei mit Dir! —

Ich hörte einſt aus fernen Tagen
Von einem Griechenweibe ſagen,
Die ſchön war, wie ſeit Helena
Der Himmel Joniens keine ſah.
Ihr kennt ſie wohl, die Luſt der Muſen,
Um deren weißen Götterbuſen
Den Arm in ſel'gem Schöpferdrang
Praxiteles, der Meiſter, ſchlang.
Entzückt verſtummten alle Gäſte,
Als ſie bei Poſeidaons Feſte —
Nackt wie Anadyomene —

Emporſtieg aus der heil'gen See.
Vereinſt, ſo lautet der Bericht,
Stand ſchwerverklagt ſie vor Gericht;
Umſonſt ſprach mit gerührtem Tone
Hyperides, der Redner Krone,
Schon ſchwebte auf des Richters Munde
Des Todesurtheils blut'ge Kunde, —
Da plötzlich ſtreift des Redners Hand
Von ihrer Schulter das Gewand,
Daß ſich die Purpurfalten bauſchten
Und bis zum Gürtel niederrauſchten.
So ſtand ſie, wie an jenem Tag,
Da Hellas ihr zu Füßen lag;
Nur an der Hüften weichem Rand
Verweilt das fallende Gewand,
Und ſchmiegſam überfloß es wieder
Die Schönheit der verborg'nen Glieder.
Betrachtend ſtand der Redner ſtumm,
Dann kehrt er ſich begeiſtert um:
„Athener, könnt' ihr ohne Zagen
Der Götter Meiſterwerk zerſchlagen?“ —
Die Richter ſahen ſtrahlentrunken,
In ernſte Wunderſchau verſunken,
Und heil'ge Scheu befieng ſie da,
Als fühlten ſie die Gottheit nah.

Doch Einer sprach: „Ihr sei vergeben,
Und sicher wandle sie durch's Leben!
Nicht soll durch uns dies Bild erbleichen,
Das mit solch' lichtem Siegerzeichen
Zum Boten ihrer Herrlichkeit
Die Schaumgebor'ne selbst geweiht." —

Das war in Hellas — fahre hin,
Du Traumgestalt der Thespierin!
Ginevra sank in gleiche Noth, —
Doch längst sind jene Richter todt,
Und die sich Arthur auserkoren,
Hat kein olympisch Land geboren.

Kein Einz'ger fühlet in Erbarmen
Sein kalt gleichgültig Herz erwarmen,
Kein Einziger von Allen, —
Zwölf schwarze Kugeln fallen.
Ginevra's Lippe schürzt sich leicht,
Arthur blickt seitwärts und erbleicht,
Ihm braust im Ohr der Urtheilsspruch,
Wild schmerzt im Herzen ihn der Bruch
Mit Allem, was ihm süß und theuer; —
Das Urtheil lautet: Tod durch Feuer.

Durch ſturmbewegtes Nebelgrau
Beſcheint ein blaſſer Tag die Au.
Den Thurm umwogt des Volkes Menge
In dichtem, flüſterndem Gedränge,
Und weithin über's ſtille Feld
Das ſchrille Sünderglöcklein gellt.
Gawain ſteht einſam auf der Zinne
Mit bangem, gramzerwühltem Sinne,
Er denkt an das unſel'ge Leid,
Es jammert ihn ihr ſüßer Leib:
Er denkt des Freund's, der manch' ein Jahr
Sein treuer Waffenbruder war,
Und in der angſtbeſchwerten Bruſt
Fühlt er der Mitſchuld ſich bewußt:
Er ſah, wie ſie in Lieb' entbrannten,
Eh' ſie es ſelber ſich bekannten;
Er war es, der den Funken ſchürte,
Die Sehnenden zuſammenführte,
Um an des ſchönen Paares Wonnen
Den ſtolzen Freundesblick zu ſonnen. —
Und nun, — was iſt der Thaten Frucht?
Der Freund geächtet auf der Flucht,
Und dort, wo ſich die Waldung lichtet,
Wird hoch ein Holzſtoß aufgeſchichtet.

Noch ſieht er ſeufzend und beklommen,
Da ſieht er ſeine Brüder kommen,
Vier Königskinder friſch und roth,
Die Lieblinge von Camalot.
Wetteifernd drängen ſich die Rangen,
Den ſtarken Bruder zu umfangen,
Die Erſten faſſen ſeine Hand,
Ein Andrer hält ſein Knie umſpannt,
Der Letzte ſteigt an ihm empor
Und flüſtert küſſend ihm in's Ohr:
„Herr Bruder, dürfen wir nicht gehen,
Die Herrin einmal noch zu ſehen?„

Der Ritter blickt die Knaben an,
Und eine ſchwere Thräne rann
Langſam von ſeiner Wange,
Die Kinder ſchauten bange.
Er küßte ſie der Reihe nach,
Indem er weich die Worte ſprach:
„Wie wollt ihr zarte Herzen wagen,
Den Jammeranblick zu ertragen?
Ach, noch iſt euer Auge rein
Und ſah auf Erden nur Sonnenſchein;
Denn nie empfandet ihr das Grau'n,
Ein ſterbend Angeſicht zu ſchau'n.

Bleibt fern und ſchließt die Augen zu —
Und betet für Ginevra's Ruh'!"

Da ſprach der Aelteſte mit Weinen:
„Nie wird uns froh der Tag mehr ſcheinen,
Wenn allen Guten zum Verderben
Die holde Herrin mußte ſterben.
Und willſt uns Du den Troſt verwehren,
Sie noch zum letzten Mal zu ehren?
Wir wollen nur am Wege ſteh'n
Und ſie vorübergehen ſeh'n,
Sie einmal freundlich noch begrüßen
Und Blumen ſtreu'n zu ihren Füßen,
Nichts mehr als das, und iſt's vollbracht, —
Dann wollen wir beten Tag und Nacht!"

Sie bitten ihn, ſie küſſen ihn:
„Herzlieber Gawain, laß uns zieh'n!"
Er ſpricht bewegt: „So mag's geſcheh'n!
Doch ſollen Wächter mit euch geh'n.
Ich ſelbſt will einſam in der Kammer
Bewält'gen dieſer Stunde Jammer." —

Indeſſen gellte fort vom Thurm
Das Glöcklein durch den Frühlingsſturm.

Der König saß im düstern Saal,
Zum Tode gieng sein jung Gemahl;
Das Urtheil war gesprochen,
Der schwarze Stab gebrochen.

Wer kündet mir, was Arthur fühlte,
Was ihm das Heldenherz durchwühlte?
Welch stürmisches Getriebe
Von Zorn und Haß und Liebe? —
Er dachte alter Zeiten,
Vergang'ner Herrlichkeiten:
Aus allen Bildern glänzt ihm licht
Ginevra's schönes Angesicht,
Die seines Lebens Winterzeit
Mit frischen Rosen übermait; —
Und Mitleid zieht sein Herz mit fort,
Schon regt seine Lippen der Gnade Wort.
Doch halt, — soll er mit einem Hauch
Wegblasen Recht, Gesetz und Brauch?
Ihm war die Strafe wohlbekannt,
Die in des Richters Büchern stand,
Und wollt' er diese Strafe nicht,
Was stellt' er selbst sie vor Gericht?
Hat er ein Schauspiel nur getrieben?
Darf er nach eigenem Belieben

Sein Weib befrei'n von jenen Strafen,
Die and're Weiber tödtlich trafen?
Es werde der Schuld, was ihr gebührt. —
Doch hat sie nur sein Haupt berührt,
Und sollt' ihm nicht die Welt verargen,
Wenn er hier wollt' mit Gnade kargen?
Hat er der Schuldigen nur vergeben,
Wer trachtet mehr nach ihrem Leben?
Ihm dankt das Volk mit Freudenschalle:
Ihr Dasein ist ein Glück für Alle —
„Für Alle, — auch für ihn? Nein, nein,
Das soll der Gnade Frucht nicht sein!
Soll ich lauschend auf Gang und Treppen
Gleich einem Dieb mein Leben schleppen?
Soll ich mit ängstlichem Blickverdrehen
Stets nach der eig'nen Schande spähen?
In ew'gem Schweiß, in ew'ger Pein, —
Und endlich doch betrogen sein?
Wird nicht ihr Aug' — voll Reuethränen —
Sich nach dem schönen Buhlen sehnen?
Und sie wird wieder ihn umfangen,
An seinem Hals begehrlich hangen,
Zum Hohne meiner grauen Jahre
Ihm streicheln seine braunen Haare,

Und näher ſchmiegt er ſeine Glieder —
O Nacht des Endes, brich hernieder!“

So ſchnaubt der Greis und preſſet dicht
Den Mantel vor das Angeſicht.
Wollüſtig tönt ihm hoch vom Dache
Der helle Glockenklang der Rache. —

Indeſſen zog durch's Burgthor ſchon
Die ſchauerliche Proceſſion.
Erdrückend war die Laſt der Stunde,
Nur Weinen hört man in der Runde.
Speerträger drängten eine Gaſſe
Mit Mühe durch des Volkes Maſſe,
Drin ſchritt, vom weißen Hemd umwallt,
Ginevra's fürſtliche Geſtalt.
Es warf die Scham ein zürnend Licht
Auf ihr tiefernſtes Angeſicht.
So ſchritt ſie ohne Blick und Wort
Mit nackten Füßen langſam fort.
Es that kein Zug des Schmerzens kund,
Daß ihre Haut vom Stricke wund,
Den ihr der Henker ungerührt
Feſt um den weichen Arm geſchnürt.
Zwei Pfaffen ſchritten neben ihr

Mit Crucifix und Scapulier,
Sie ſchwangen Weihrauch durch's Gedränge
Und ſummten heilige Geſänge.

Ein Klaglaut trifft Ginevra's Ohr,
Sie blickt aus ihrem Traum empor
Und ſieht vier holde Knaben nah'n,
Die troſtlos weinend ſie umfah'n.
Die Kinder küſſen ihr Gewand,
Sie ſtreuen Blumen in den Sand,
Seh'n bang zu ihr empor und klammern
Sich an ihr Herz mit lautem Jammern.
Doch ſtumm macht ſich Ginevra frei
Und geht mit feuchtem Blick vorbei.
Die Kinder werden von den Wogen
Des dichten Volkes nachgezogen.

Und näher ragt am Saum der Au
Des Scheiterhaufens ſchwarzer Bau;
Man ſieht des Richters Knechte ſteh'n,
Im Wind die lohenden Fackeln dreh'n.
Schon löſt mit lüſternem Tigerblick
Der Henker ſich vom Gurt den Strick,
Schon will er ihr Gewand zerſchneiden,
Um die Gebund'ne zu entkleiden, —

Da schallt vom nahen Tann herbei
Ein mächt'ger fürchterlicher Schrei,
Und rasselnd kommen auf schnaubenden Rossen
Schwarze Reiter herangeschossen.
Voran sprengt in's bewegte Feld
Ein hoher, kampfgewalt'ger Held,
Im Sturme flattern seine Zügel
Bis um des Helmes Adlerflügel.
Das ist, — ihr kennt ihn wohl mit Fug,
Den besten Helden, der Waffen trug —
Schlag' drein! Ginevra ist verloren!
Er jagt sein Roß mit blut'gen Sporen
Durch Busch und Graben und Verhack, —
Das ist Sir Lanzelot du Lac.

Und wie auf Norwegs düst'rer Halde
Vorbrechend aus bereiftem Walde
Mit nackten Armen wuthentfacht
Berserker stürzen in die Schlacht, —
So schwingt er blind und ohne Wahl
Des Schwertes zischenden Flammenstrahl,
Und stürmt, Ginevra zu befrei'n,
Tief in des Volkes Schaaren ein.
Bald sieht man sie erbleichen
Vor seinen furchtbaren Streichen.

Roth wird des Roſſes Spur im Graſe,
Mit Leichen deckt ſich ſeine Straße.
Nicht ſieht er, wen ſein Schwerthieb fällt,
Nicht hört er, wie der Jammer gellt,
Ihn reißt zu nimmerſattem Mord
Ein Geiſt der Hölle jauchzend fort.
Die Lanzenknechte flieh'n davon;
Erreicht hat er den Henker ſchon,
Er packt ihn mit gewalt'ger Hand
Und ſtößt ihm ſeinen Fackelbrand
Durch Bart und Lippen in den Rachen,
Daß Zähne ihm und Kiefer krachen.
Dann faßt er nach Ginevra's Leib,
Legt vor ſich das gebund'ne Weib
Und ſprengt mit Roß und Mannen
In Siegesluſt von dannen.

O Tag des Weh's! O Tag der Klagen!
Da lag manch' ſchuldlos Haupt erſchlagen.
Beiſammen ruhten bleich und roth
Die holden Königskinder todt —
Todt alle vier, vom Blut entſtellt,
Vom Hufſchlag Stirn und Bruſt zerſchellt.
Der Hülferuf und Jammerſchrei
Lockt Arthur und Gawain herbei.

Weh, wie des Helden Wangen bleichen!
Er wirft ſich ſtammelnd auf die Leichen,
Er öffnet ihrer Wimpern Flor
Und drückt an ihre Bruſt ſein Ohr,
Doch ſind die Augen längſt gebrochen,
Sein eignes Herz nur hört er pochen, —
Und wie die Löwin heulend ſchnaubt
Um ihrer Jungen blutend Haupt, —
So reißt ſich in gepreßten Tönen
Aus ſeiner Bruſt ein ſchrecklich Stöhnen.

„O meiner Augen Luſt und Zier!
Was ließ ich ſinnlos euch von mir?
Was ſoll ich eurer Mutter ſagen?
Weh, läg' ich doch bei euch erſchlagen! —
Vor meinem Blick wird's furchtbar licht:
O grauſam bittres Strafgericht!
Ich war des Frevlers Spießgeſelle,
Ich ſtand als Wächter auf der Schwelle,
Wie er im nachterfüllten Saal
Die Ehre ſeinem König ſtahl.
Nicht hört' ich mein Gewiſſen ſprechen;
Ich war ihm treu bis zum Verbrechen. —
Zum Dank hat er euch nun geſchlachtet,
Mit ew'gem Gram mein Herz umnachtet.

Der Wolf ſelbſt, der im Mordwald wohnt,
Hätt' euer ſüßes Haupt verſchont, —
Er aber ſchlug euch ohn' Erbarmen
Mit harten, gottverfluchten Armen!
Es konnte eurer Augen Flehen
Ein Schlangenherz nicht widerſtehen, —
Er aber warf euch blind und taub
Vor ſeine Roſſe in den Staub!
So ſei ihm bei der Hölle Thoren
Unfried' auf immerdar geſchworen!
Ha, ſollt' im Leid mein Herz erblaſſen,
Der Haß wird mich nicht ſterben laſſen;
Doch wo vom Kampf ich ruhen mag,
Das ſei fürwahr mein letzter Tag!"

Aufſpringt der Held von Zorn entbrannt
Und faßt mit Kraft des Königs Hand:
„Schwört mir, Herr König, hier vor Gott,
Zu kriegen wider Lanzelot,
Und unabläſſig, ohne Gnade,
Bis ich Euch ſelbſt zum Frieden lade!"

Das mächt'ge, haßbeſchwingte Wort
Riß Arthurs grimmes Herz mit fort;

Tiefsinnen brannte ihn die Schmach,
Und nicht bedenkend, was er sprach,
Schwur er den Eid in Gawains Hände. —
Das war des Maienfestes Ende.

Fünfter Gesang.

O Joyeuſe Garde[10], Du Wolkenbraut,
Dein Panzer iſt im Sturm ergraut,
Darüber warf des Lenzes Hand
Ein ſammten grünes Streitgewand,
Und auf den Helmbuſch pflanzte Dir
Die Liebe trotzig ihr Panier.
Du Heldin trägſt es gerne,
Schauſt lachend in die Ferne, —
Und doch bedräut Dich Wind und Meer
Und Arthurs kampfbereites Heer.

Auf Joyeuſe Garde, der Veſte,
Da wohnten ſelt'ne Gäſte,
Dort hatte unter treue Wacht
Der Held die ſchöne Frau gebracht.
Sie aber ſaß im hohen Haus,
Sah ſchweigend in das Meer hinaus,
Und wie die Waſſer ſich bäumten und bogen,

So ſtürmten ihres Buſens Wogen.
Nicht Speis und Trank berührt ihr Mund,
Vom Wachen ward ihr Auge wund.
So ſaß ſie ſchon drei Tage
In ſtummer Seelenklage.
Es hielt der Held voll Angſt und Harm
Das heißerkämpfte Weib im Arm,
Doch all ſein Bitten und ſein Koſen
Verhallet wie der Brandung Toſen:
Sie hört ihn nicht, ſie fühlt ihn nicht, —
Und jammernd birgt er ſein Geſicht:

„O weh dem Tag, der mich geboren!
Mein Leben hat ſein Licht verloren.
Die Liebe, die manch ſel'ges Jahr
Mein Wachen und mein Träumen war,
Um die ich tauſend Schmerzen litt,
Um die ich tauſend Kämpfe ſtritt,
Um die beim Tode ich geworben, —
Die Liebe iſt mir nun geſtorben."

Da fiel des Tages erſtes Licht
Belebend auf ihr Angeſicht,
Sie ſchluchzte tief von Herzensgrund,
Und leis und klagend ſprach ihr Mund:

„O beſſer wäre mir geſchehen,
In Staub und Aſche zu vergehen!
Im Rücken liegt mir Glanz und Glück:
Was hieltſt Du mich vom Tod zurück?
Nun wäre längſt mein Herz zur Ruh',
Und Lieb' und Schuld und Schmach dazu.
Ich wär' entſühnt, und ſelbſt der Feind
Hätt' mein unſelig Loos beweint. —
Nun iſt mir alles Heil verſchloſſen:
Unſchuldig Blut haſt Du vergoſſen,
Und haſt mein ſchuldverwirktes Leben
Dem Fluch der Menſchen Preis gegeben.
O blicke mich nicht flehend an!
Was hältſt Du mich in Deinem Bann?
Sinnſt neue Schmach Du meinem Haupt,
Das Du aus Henkersfauſt geraubt? —
Einſt liebt' ich Dich, mein Lanzelet!
Wen jetzt ich liebe, — das weiß Gott.
Doch iſt Dein Haus für mich kein Ort,
Lichtlos und einſam wandl' ich fort. —
Laß fern die unbarmherz'gen Hände!
Das Spiel und Koſen iſt zu Ende,
Und unſ're Wege ſcheiden hier.
Ein Schwert liegt zwiſchen mir und Dir!"

Da hob den Blick der kühne Mann
Und ſah ſie lange ſchmerzlich an.
In ihrer ſtummen Klaggebärde
Lag jammernd alles Weh der Erde,
Und tief im Herzen fühlt er's klar,
Sie ſei ihm fremd auf immerdar.
So blickt der Mann, der — am Ertrinken —
Die Küſte ſieht in Nacht verſinken. —
Auf ihre Kniee neigt er ſich
Und weint und weinet bitterlich.

So lag er eine lange Stunde.
Da hallte aus des Thales Grunde
Gedröhn der Waffen und Roßgeſtampf,
Trompeten riefen das Volk zum Kampf;
Und durch die grünen Einſamkeiten
Sah man ſchildfrohe Männer reiten.
Dort ſchuf des Königs Streitbegier
Ein zweites, blutiges Turnier.

Sir Lanzelot erhob ſich wild,
Und ſchlug an ſeinen hellen Schild.
Sein Banner flog im Morgenroth,
Er dachte ſehnend an den Tod,

Und jubelnd ſprengte mit blinkendem Stahl
Sein tapfer Reitervolk zu Thal. —

Hei morgenfriſcher Heldenkampf
Im Blüthenregen und Waldesdampf!
Der Wind iſt kühl, die Luft iſt blau,
Auf Helm und Harniſch glänzt der Thau;
Die Roſſe ſchnauben die Wieſen entlang
Und wiehern in den Drommetenklang;
Schwertſchwingende Kämpen Mann an Mann
Tummeln ſich zwiſchen den Bäumen im Tann, —
Und die Wangen glüh'n, und die Herzen ſchlagen
In wildem, kräftigem Behagen.

O ſüßer Tod in früher Stund'
Auf duftig weichem Fichtengrund!
Wo klare Bächlein murmelnd ſpringen,
Das Herz in tiefen Schlummer ſingen,
Und herrlich ob der Waldesnacht
Der Lerche Siegeslied erwacht. —

Herr Lanzelot durchritt das Feld,
Und mit ihm ritt manch wackrer Held.
Darunter war Sir Lyonel,
Ein zarter, fröhlicher Geſell;

Der kam vom ſtillen Märchenland,
Von der Bretagne grünem Strand.
Daneben ſang Bohort der Grimme
Ein wäliſch Lied mit rauher Stimme.
Das war ein Recke alter Art,
Sein Scheitel weiß und roth ſein Bart;
Er kam friſch aus Carmarthens Forſten,
Ein Eberfell mit langen Borſten,
Ein roſt'ger Sturmhut ſpitz und breit, —
Das war ſein ganzes Wehrgeſchmeid.
Im Gürtel trug er wie zum Spiele
Ein Hämmerlein mit langem Stiele;
Klein war ſein Schild und groß ſein Speer,
So trabt er trutziglich einher.

Gewaltig war der Heere Stoß,
Das Roſſegetümmel und Schildgetos.
Die Panzerſtücke klirrten,
Die ſcharfen Pfeile ſchwirrten,
Und Mancher, der freudig im Sattel ſaß,
Sank röchelnd in's zertret'ne Gras.
Doch wo der Streit am lautſten ſchallt,
Da hebt ſich Lanzelots Geſtalt;
Sein Auge blitzt aus dem Viſier,
Bald iſt er dort, bald iſt er hier,

Und überall vor ſeinen Hieben
Sieht man des Königs Volk zerſtieben.
Nur Einen meidet er allein,
Den alten Waffenfreund Gawain.
Der ſucht ihn durch's Gemeng in Haſt
Und folgt ihm drängend ohne Raſt;
Doch ſchneller in's Gewühl der Mannen
Weicht Lanzelot vor ihm von dannen:
Nicht wagt er ihm in's Aug' zu ſeh'n,
Noch den im Kampfe zu beſteh'n,
Dem ſeine Blutthat unerhört
Das ſchönſte Lebensglück zerſtört.

Indeß begann an ſeiner Seiten
Der alte Held ein grimmig Streiten.
Vor ſeinem blitzgeſchwinden Hammer,
Da hielt nicht Schnalle, Ring und Klammer;
Es brach der Schild im Feuerſchein,
Es brach Viſier und Helmkranz ein,
Und wen er nur von ferne traf,
Der nickte ein zu ew'gem Schlaf.
„Kommt", rief er laut, „die ihr im Leid
Mühſelig und beladen ſeid!
Ich will euch aller Noth entreißen
Und euch den Weg zum Himmel weiſen."

Sein Herr rief: „Alter Zackenbart,
Du biſt ein Heiland rauher Art,
Und Deiner ungefügen Lehren
Mag leicht ein Menſchenkopf entbehren.“

Und ſchneller regnet Schlag auf Schlag,
Es war ein blut'ger Maientag.
Schon wankt des Königs ſtolzes Heer,
Da faßte Arthur ſeinen Speer
Und kam durch ſeiner Kämpfer Mitten
In wilder Haſt herangeritten.
„Hei,“ — rief Bohort, am Speer die Hand, —
„Dort kommt der Hahnrei angerannt!“ —
„Bleib fern!“ ſprach Lanzelot, — „bleib fern,
Und ſchmähe nicht den alten Herrn!“ —
Doch Bohort legt die Lanze ein:
„Das ſoll ihm unverziehen ſein,
Daß wegen eines Weibes Küſſen
So viele Helden ſterben müſſen.“
Sein Kampfthier ſpornt der alte Degen
Und ſprengt dem König kühn entgegen.
Es war ein harter Widerprall,
Der Schildrand Bohorts brach mit Schall,
Doch König Arthur bleich und wund
Glitt langſam auf den blut'gen Grund.

Bohort erhob ein Siegsgeſchrei
Und ſtürmte hoch an ihm vorbei;
Ihm drängten die Genoſſen nach,
Der Feinde Kämpferkette brach;
Sie wichen zögernd der Gewalt
Und flohen fechtend durch den Wald;
Den Rückzug deckte Sir Gawain
Und Bohort jauchzte hinterdrein.

Doch Lanzelot ritt dem Orte nah,
Wo er den König fallen ſah.
„Weh," rief er, „weh!" — und klagte laut —
„Daß je mit Augen ich erſchaut
Am Boden gegen Recht und Fug
Den Herrn, der mich zum Ritter ſchlug!"
Er ſpringt vom Roß und pflegt mit Fleiß
Den wunden königlichen Greis,
Er trägt ihn zum beſonnten Rain
Und flößt ihm kräft'gen Balſam ein,
Er ſtillt der Wunde Blut und Brand
Mit weichem, kühlendem Verband,
Dann führt er ihn beiſeit vom Troß
Und ſetzt ihn auf ſein eigen Roß.
„Kommt mit mir, Herr, im Walde weit
Liegt Euer Heervolk noch im Streit.

Doch Euch iſt Ruhe noth und Wart:
Kommt mit hinauf nach Joyeuſe Garde!
Nicht als Gefangener, nein, nein,
Als Herr und König zieht Ihr ein,
Und wollt Ihr meinen Dienſt empfahn, —
Mein Alles iſt Euch unterthan!" —
Der König hört's mit halbem Ohr
Und ſchaut erſtaunten Blicks empor,
Er ſieht des Helden Aug' im Fragen
So treu und innig aufgeſchlagen; —
Da rührt ſein Herz ein ſanftes Leid,
Ihn mahnt's an die Vergangenheit,
Wo er ſo fröhlich und vertraut
Dies braune Augenpaar geſchaut.
Er fühlt ſein Herz mit Thränen ringen
Und Seufzer ſeine Bruſt bezwingen:
„Weh," ſprach der alte wunde Mann,
„Daß jemals dieſer Krieg begann!"
Dann ſank er in ein dumpfes Brüten,
Vor ſeine Augen wehten Blüthen,
In ſeine Ohren blies der Wind, —
Er folgte lautlos wie ein Kind.
Bald ſchwand ihm ſeiner Kräfte Reſt,
Ihn hielt der Held im Sattel feſt,
Indem er ſtumm das edle Roß

Hinlenkte nach dem Felſenſchloß. —
Der Bergpfad ſtieg in's Himmelsblau,
In ſonniger Stille lag die Au,
Nur fernher aus den Schluchten drang
Der Schwerter Gruß wie Glockenklang.

Auf Joyeuſe Garde, da fand der Gaſt
In ſtiller Kammer Pfleg' und Raſt.
Er lag auf weichem Pfühle
In wirrem Traumgewühle,
Und um ihn rang im Dämmerſchein
Des Lebens Luſt, des Todes Pein.
Oft fühlt er in des Fiebers Brand
Die Kühle einer zarten Hand,
Oft wie durch bunten Nebelflor
Blickt aus den Kiſſen er empor,
Er ſieht zwei Augen ſanft und blau
Und träumt von einer ſchönen Frau.
Ihm iſt, als hätt' er wo geleſen,
Die ſchöne Frau ſei ſein geweſen, —
Ein Mährchen deucht es ihm, — und wieder
Schließt ihm der Schlaf die Augenlider.

Sie ſaß am Bette manche Stund',
Es kam kein Wort aus ihrem Mund,

Doch Aug' und Hände waren rege
In ihres wunden Herren Pflege.
So ſchwand die Nacht, der Morgen kam;
Auf ihren Wimpern wacht der Gram.
Sie ſaß allein und blickt' ihn an,
Den alten, ſchwergekränkten Mann:
So bleich war ſonſt ſein Angeſicht,
So ſchneeweiß ſeine Locke nicht.
Tief ſticht ihr in der Seele Grund
Der Schmerzenszug um ſeinen Mund;
Doch trüber wird's in ihr und trüber,
Neigt er im Traum zu ihr herüber
Mit alter Huld ſein wundes Haupt,
Dem Ehr' und Frieden ſie geraubt.
Und wie ihr Auge an ihm hängt
Und Mitleid in ihr wogt und drängt, —
Da bricht in wilden Schmerzen
Das Band von ihrem Herzen;
Gleichwie nach ſchwülen Wetterſchlägen
Die Fluren tränkt ein reicher Regen,
So ſtrömen über ihre Glieder
Die ſchweren Thränenbäche nieder.
Auf's Kiſſen neben Arthur dicht
Legt ſchluchzend ſie das Angeſicht,
Und ſtiller wird ſie mehr und mehr,

Ihr Herz wird leicht, ihr Haupt wird schwer, —
Und alles Weh und allen Kummer
Löst sanft der langentbehrte Schlummer.

O Schicksal streng und wunderbar!
Da ruht das selt'ne Menschenpaar,
Das einst ein schöner Glanz bethörte,
Zu einen, was sich nicht gehörte.
Da ruht es grimm- und gramzerquält,
Vom Unglück wie zum Hohn vermählt
Mit wundem Haupt, mit wundem Herzen
Im heißen Hochzeitbett der Schmerzen.

Herr Lanzelot war frühe wach
Und trat unhörbar in's Gemach, —
Doch auf des Weges Mitte
Versagen ihm die Schritte.
Lang steht er wie in fremdem Bann
Und blickt die bleichen Schläfer an.
Er fühlt den herben Schmerz entweichen
Und stolze Scham sein Herz beschleichen.
Da nickt er stumm in ernster Ruh'
Und wandelt leis der Thüre zu.

Und wieder tauchte still und hehr
Die Sonne aus dem Purpurmeer.

In eigner Strahlenfülle trunken
Streut segnend sie des Lichtes Funken
Und wandelt ob der Erde Leid
In blauer Himmelseinsamkeit.
Ihr jauchzen Länder, jauchzen Meere
Und aller Wesen bunte Heere:
Der Adler stürmt in Wolkengluth,
Es schnalzt der Fisch aus klarer Fluth,
Und in der Bäume gold'nen Blättern
Erwacht ein tausendstimmig Schmettern,
Durch's Feld die Morgenglocke klingt,
Und hell im Wald der Wand'rer singt.

Auch in des Kranken Kämmerlein
Drang Lerchenschlag und Sonnenschein;
Der Ruf des Lebens traf sein Ohr,
Und wundernd blickt' sein Aug' empor.
Aus Fiebergluth und Schlummernacht
War neugestärkt sein Geist erwacht,
Und freudig fühlt' er schon tiefsinnen
Die Schauer der Genesung rinnen. —
Doch fremd erschien ihm, was er sah;
Er wußte nicht, wie ihm geschah.
Ringsum ließ er die Blicke gleiten, —
Da lag ein Weib an seiner Seiten:

Das Lockenhaupt, die feine Hand
Deucht ihm ſo hold und wohlbekannt,
Und dieſer Nacken, dieſer Leib, —
Ginevra war's, ſein armes Weib,
Die ſchöne Frau mit ſanften Mienen,
Die hülfreich ihm im Traum erſchienen, —
Und vor ihm wie vom Zauberſchlage
Erſtand das Bild der letzten Tage:
Er dachte an der Scheiter Dampf,
An Raub und Flucht und Reiterkampf,
Wie Vobert ihn ſo hart gebettet,
Und wie ihn Lanzelot gerettet.
Er ſtemmt ſich langſam auf den Arm
Und blickt ſie an mit tiefem Harm.
Sie war es, die ſich krank gewacht,
Um ihn zu pflegen Tag und Nacht,
Ihn, der ihr jugendliches Leben
In rohe Henkersfauſt gegeben.
Ihr Antlitz iſt ſo trüb und blaß,
Das Auge roth, das Kiſſen naß:
„Sie hat geweint im Herzeleide, —
Geweint im Stillen um uns Beide.
O wenn ich niemals Dich geſeh'n,
Wär' Dir wohl ſolches Leid geſcheh'n?
Für meine Thorheit büß' ich nun,

Und freudelos iſt all mein Thun:
Du trafeſt mich im Herzensgrunde,
Unheilbar iſt der Ehre Wunde.
Beim Himmel! Deine Schuld iſt groß, —
Doch größer iſt Dein Jammerloos!
Mit Deinen Thränen zwingſt Du mich,
Mein eignes Herz, es weint um Dich.
Das Glück iſt todt, es bleibt uns Beiden
Nur ſtill wehmüthiges Beſcheiden.
Schlaf traumlos fort, und Freud' und Leid
Deckt nächtig die Vergangenheit:
Ich bin erwacht zu neuem Leben, —
Und alles Alte ſei vergeben!"

In ernſtem Sinnen ſaß er lange;
Da nahen Stimmen aus dem Gange,
Und Männer treten in's Gemach, —
Vom Schalle wird Ginevra wach.
Es reicht ein Knab' mit gold'nem Haar
Dem König wucht'ge Schlüſſel dar.
„Herr König," ſpricht er, „ſegn' Euch Gott!
Uns ſchickt Euer Ritter Lanzelot;
Er fuhr mit ſeinem ganzen Heer
Am frühen Morgen über Meer;
Die Burg wird er nicht wiederſehen,

Von Euch empfieng er sie als Lehen:
So nehmt zurück in Hut und Wart
Die Schlüssel von La Joyeuse Garde!" —

Verwundert schwieg der König da,
Ginevra durch das Fenster sah:
Drei Segel tauchten sich wie Sterne
Hellglänzend in des Meeres Ferne.
Ginevras Auge rührt sich nicht,
In's Oede starrt ihr Angesicht.
Da sprach der König: „Komm mit mir!
Mein Schutz soll schweben über Dir.
In's Eh'bett will ich Dich nicht zwingen,
Frei sollst Du sein in allen Dingen.
Doch wie mein Kind will ich Dich halten,
Und sorgsam Deines Friedens walten.
Vergessen sei, was einstens war,
Vergessen jetzt und immerdar.
Nicht lieben kann ich Dich, nicht hassen, —
Doch nimmer will ich Dich verlassen!"

So sprach bewegt der alte Mann
Und sah sie mild und forschend an.
Sie stand in Thränen abgewandt
Und reichte schweigend ihm die Hand.

Sechster Gesang.

„Kein Wort von Frieden!“ ſprach Gawain,
„Ihr edlen Herren, der Krieg iſt mein!
Vier Geiſter ſteh'n des Nachts mit Klagen
Zu Häupten meines Bett's und fragen:
Gawain, Gawain, was ruheſt Du?
Gawain, Gawain, was ſchwureſt Du? —
Herr König, dieſes Geiſterwort
Soll Euch umflüſtern fort und fort.
Ihr habt, von ihrem Leid gerührt,
Ginevra wieder heim geführt:
Mit ihr ſei Frieden! — Doch bei Gott!
Kampf, ew'ger Kampf mit Lanzelot!
Ich ſtürmt' ihn an im Streite,
Er ſtahl ſich feig bei Seite.
Er floh, — doch über Meer und Feld, —
Ich folg' ihm bis an's End' der Welt,
Und Ihr mit Euren Schaaren,
Ihr werdet mit mir fahren.

Beim Richter, der den Treubruch ahnt,
Seid Eures schweren Eids gemahnt! —
Ihr, edle Herren ringsumher,
Wägt ungeduldig Schwert und Speer,
Und Heldenzorn und Kampflust schauen
Hervor aus Euren finstern Brauen.
Des Rachekrieges erste Schlacht
Hat uns sieglose Schmach gebracht,
Und wir, — vor Schande zu erblassen, —
Wir sollten jetzt vom Kriege lassen?
Nein, steht zusammen muthvereint!
Nach der Bretagne floh der Feind:
Und stürmte das Meer im Wetterschein, —
Die Segel auf und hinterdrein!"

Da heben sich mit Schalle
Die kühnen Helden alle;
Zusammen dröhnte Schwert und Schild,
Der Schlachtruf brauste durch's Gefild,
Der schwang die Axt und Der die Lanze,
Das Banner flog im Sonnenglanze. —
Der König sah sein Thun und Streben
In eine fremde Hand gegeben,
Er rief Gawain voll Unmuth zu:
„Bin ich Dein Knecht, so herrsche Du!"

Dann aber faßt' er sich und sprach:
„Wer sagt, daß ich die Treue brach?
Ihr wollt den Krieg, ihr sollt ihn haben, —
Wer übrig bleibt, mag uns begraben!"
Und wieder schrien die Schaaren: „Krieg!"
Ein einz'ger Held saß still und schwieg,
Das war Mordred, der arge,
Der finst're, redekarge;
Er preßt den bleichen Mund zusammen,
Die Wimper glüht, die Augen flammen,
Fahl ist er, er hat lang gedarbt,
Noch ist die Wunde nicht vernarbt,
Die Lanzelot ihm jüngst geschlagen.
Heut ließ er sich in's Freie tragen,
Um mit des Königs Degen
Im Felde Rath zu pflegen.

Mit Seufzen blickt er lang' vom Pfühl
Hinab in's krieg'rische Gewühl.
„Weh," spricht er, „daß ich sieches Mann
Nicht mit zu Kampfe ziehen kann!
Gawain, Dein Antlitz glänzt so helle:
Wie gerne wär' ich Dein Geselle!
Wohl Dir! Du darfst den Feind bekriegen, —
Ich nur muß ächzend stille liegen.

Du darfſt ihn ſuchen, darfſt ihn faſſen, —
Ich aber kann ihn nichts als haſſen!“

Da ſtand der König auf vom Thron
Und rief ihm: „Mordred, Schweſterſohn,
Du bleibſt zurück! In Deine Hand
Befehl' ich ſcheidend Hof und Land.
Du walteſt hier in Königs Ehren,
Bis wir vom Kriege wiederkehren.“ —
Mordred verneigte ſich und ſprach:
„Herr Ohm, ich folge bald Euch nach.“ —
„Nein,“ rief der Alte, „biſt Du klug?
Du bleibſt zurück, wir ſind genug.
Schafft Dir die Hoffnung kein Behagen,
Britanniens Herrſcherſtab zu tragen?
Zu ſchirmen meines Volkes Rub'
Iſt keiner würdiger als Du!“ —

Indeß beginnt im Sonnenbrand
Ein reges Treiben am Meeresſtrand.
Die angeſeilten Schiffe ſchwanken
Mit hohem Maſt und ſtarken Planken;
Die Segelſtangen knarren leis,
Die Wimpel flattern roth und weiß,
Und Arthurs Purpurflagge weht
Mit dreizehn Kronen hell beſät.

Von einem Schiffesbord zum andern
Auf ſchmalem Brett die Männer wandern
Mit Kerb und Faß, Gewand und Waffen;
Der macht am Tauwerk ſich zu ſchaffen,
Der führt ein ſcheues Roß am Zaum
Behutſam in den Mittelraum,
Und And're walzen von der Küſte
Die kettenſchweren Wurfgerüſte.
Am Ufer hallet Waffenklang,
Matroſengeſchrei und Heldenſang.
Auch viele kummerbleiche Frau'n
Sind in des Lagers Rund zu ſchau'n;
Dem Reiter faßt ſein Weib die Zügel,
Sein Bub' hängt ſchreiend ihm am Bügel,
Indeß ein Bogenſchütz gerührt
Sein weinend Lieb bei Seite führt.
Dort ſegnet ſtill im off'nen Zelt
Den blonden Sohn ein grauer Held;
Dem Andern ſchaut vom Thurmgemach
Die Mutter unter Thränen nach;
Dem drückt ein Freund die Hände, —
Das Scheiden nimmt kein Ende.

Nun aber auf und in die See!
Die Segel bauſchen weiß wie Schnee,

Es ſchäumt der Kiel, das Land entflieht,
Und jauchzend ſchwillt der Schiffer Lied:

„Sei uns geprieſen, grünes Meer,
Du Erdenmutter wild und hehr!
Fern hinter uns liegt Weh und Harm,
Du wiegſt in weichem Wellenarm
Mit rauſchendem Getöne
Britanniens kühne Söhne.

Am Steuer ſitzt ein mächt'ger Held,
Und offen vor uns liegt die Welt.
Du hältſt gewaltig ſie umhegt,
Uns haſt Du freundlich ſtets gepflegt, —
Und Deine Freunde werden
Die Könige der Erden." —

Bald tauchen vor der Schiffe Lauf
Die Ufer der Bretagne auf,
Und durch den ſprühenden Gicht der Brandung
Erzwingen kämpfend ſie die Landung.
Die Sterne Lanzelots erblichen,
Der heit're Muth war ihm entwichen.
Ihn ſchlug in ſchnell entſchied'ner Schlacht
Des Königs ſtarke Uebermacht.

Da warf er ſich zum Tode matt
Nach Benwic, ſeiner treuen Stadt;
Dort hielt mit Mann und Roſſen
Ihn Arthurs Heer umſchloſſen.

Die Stadt war feſt und wohlbemannt,
Das Heer fand mächt'gen Widerſtand,
Und in dem Graben, auf dem Wall
Kam mancher kühne Held zu Fall. —
Sechs Monde waren ſo verronnen
Und Arthur hatte nichts gewonnen.
Da ritt beim frühen Tageſchein
Vor's Thor der Stadt der Held Gawain
Und ferderte mit Hohn und Spott
Zum Kampf den Mörder Lanzelot.
Der aber ſaß im Saale
Mit ſeinem Volk beim Mahle,
Sein Auge wurde kummervoll,
Als fernher Gawains Stimme ſchell.
„Er war mein Freund in ſchönen Tagen:
Des Jammers muß ich ewig klagen,
Der uns aus Lieb' und Frieden
Auf immerdar geſchieden.
Euch ſei bei meinem Zorn geſagt,
Daß ohne mich kein Einz'ger wagt,

Vor's Thor der Stadt zu reiten,
Um mit Gawain zu ſtreiten!" —
Die Helden neigten ſich zumal
Und ſtille blieb's in Henrics Saal.
Der Ruf Gawains verklang im Feld,
Er kehrte zürnend in ſein Zelt;
Doch kam er jeden Morgen wieder
Und ritt am Thore auf und nieder;
Schmähworte rief er in den Saal,
Doch ſtumm blieb's, wie das erſte Mal.

Es hatte Lanzelot indeſſen
Der ſchönen Herrin nicht vergeſſen,
Ihn zog's mit ſehnender Gewalt
Nach ihrer ſonnigen Geſtalt.
Sein Herz umfieng in ſanfter Hut
Die Liebe als ſein ew'ges Gut,
Gelöſt vom wilden Sinnentriebe
Die reine, ſchmerzbewährte Liebe.
Doch tiefe Schwermuth ſenkt ſein Haupt:
Sie war auf ewig ihm geraubt.
Die Zukunft lag ihm trüb und kahl,
Die Hoffnung ſelbſt ward ihm zur Qual.
Gleich einem Träumer wandelt er
In ſeinem alten Schloß umher.

Es dürstet ihn im Herzensgrunde
Nach einem Wort von ihrem Munde,
Doch leise spricht er: „Armer Thor,
Was lügst Du Deinem Herzen vor?
Sag', willst Du nicht zur Ruhe geh'n?
Du wirst sie niemals wiederseh'n!"

So saß er einst mit düst'rem Sinne
Beim Frühroth auf des Schlosses Zinne.
Sein müd' verwachtes Angesicht
Starrt regungslos in's Morgenlicht;
Die Lerche singt, die Tauben kosen,
Ihm träumt es von zertret'nen Rosen.
Da naht Bohort, der treue Mann,
Und blickt ihn lang kopfschüttelnd an:
„Was ist Euch, Herr? Ihr schafft uns Noth.
Wohin kam Eurer Wangen Roth?
Wie, wollen Eure wackern Augen
Nur noch zu Weiberthränen taugen?
Sagt an und legt die Hand auf's Herz:
Euch plagt der alte Liebesschmerz.
Ei, edler Herr, Ihr dauert mich,
Sonst zankt' ich mit Euch wetterlich!
Auch ich war jung, — das darf ich sagen, —
Doch anders war's zu meinen Tagen.

Auch ich gieng einſt im Flachsgelock
Und ſah durch jeden Mädchenrock;
Doch Schande auf mein graues Haar,
Wenn ich je krank vor Liebe war.
Der Weiber ſind ja nur zu viele
Und ſtreben all' nach einem Ziele.
Es brennen tauſend vor Verlangen,
An Eurem Heldenleib zu hangen. —
Weh, daß ſolch junges, friſches Blut
In eines Weibes Feſſeln ruht
Und lieber will verliegen,
Statt in den Kampf zu fliegen!
Seht hin, im blanken Waffenſchein
Sprengt dort vor's Stadtthor Sir Gawain,
Um Euch zu fordern und zu ſchmäh'n:
Euch würd' es wahrlich beſſer ſteh'n,
Den Leib ihm tüchtig zu zerhämmern,
Als hier im Siechthum hinzudämmern!"

Gawain ſchlug an das breite Thor
Und rief zu Lanzelot empor:
„Fluch Dir zum Gruß! Hörſt Du mein Pochen?
Was hältſt Du, Schlange, Dich verkrochen?
Ich rufe Dich zu Fehd' und Kampf,
Du liebſt ja Schlag und Roßgeſtampf;

Doch freilich will Dir mehr behagen,
An ſchwache Kinder Dich zu wagen,
Als einem Mann in's Aug' zu ſchauen;
Da, Memme, birgſt Du Dich vor Grauen!
Du biſt verwehmt, der Welt ein Spott:
Was iſt, elender Lanzelot,
An Deinem Daſein noch gelegen?
Der Tod iſt ja Dir ſelbſt ein Segen.
So laß die Furcht, armſel'ger Wicht!
Verbirg in Helm Dein bleich Geſicht!
Ich ſende und befehle
Der Hölle Deine Seele."

Des alten Boherts Zorn war groß,
Doch Lanzelot ſaß regungslos
Und ſtarrte finſter vor ſich nieder.
Dem Alten fuhr es durch die Glieder,
Sein ſträubender Bart im Winde ſauſt,
Und grimmig ſchüttelt er die Fauſt.
„Ihr ſitzet ſtill und laßt Euch ſchelten, —
Bei Gott, ſo ſoll er mir's entgelten!
Wo iſt mein Speer? Wo iſt mein Gaul?
Ich ſtopf' ihm bald ſein Läſtermaul."

So ſtürmt er unter lautem Rufen
Entlang des Thurmes Wendelſtufen.

Umſonſt winkt Lanzelot hinab,
Bald hört er ſeines Roſſes Trab
Hell ſchallend in des Thores Gängen
Und ihn mit Haſt in's Freie ſprengen.

Doch als Gawain den Mann erkannt,
Da lacht ſein Herz im Zornesbrand,
Daß er nach grimmverzehrten Stunden
Doch endlich einen Feind gefunden, —
Bohort, — dem einſt am ſchlimmen Tag
Arthur, der hohe Fürſt, erlag.
Aufſchreiend richtet ſich Gawain,
Blitzſchnell legt er die Lanze ein,
Und aller Zorn, der in ihm ſchafft,
Stählt ſeinen Leib mit Rieſenkraft.
Er rannte auf den Alten los
Und traf ihn mit ſo mächt'gem Stoß,
Daß aus den Sattelbogen
Die beiden Helden flogen.
Gawain erhob ſich unverwandt, —
Doch Bohort wälzte ſich im Sand;
Ihm brach der Stoß den Schild zu Stücken
Und fuhr ihm ſcharf durch Bruſt und Rücken.
Aufkniet er noch im Todeskampf,
Den Hammer preßt der Fäuſte Krampf, —

Dann fiel er auf das Antlitz nieder
Und jäh verzuckten seine Glieder.
Vom Blute ward der Anger roth, —
Das war des grimmen Recken Tod!

Doch auf der Mauer, auf dem Wall
Erhob sich lauter Jammerschall.
Die Ritter strömten nach dem Dache
Und riefen Lanzelet zur Rache.
Der blickte trauernd in's Gefild,
Sein Mund ward herb, sein Auge wild:
„Weh, daß der treuste Mann von Allen
Um meinetwillen hier gefallen!"
So rief er laut und ihm erwacht
Des alten Heldenzornes Macht:
Er schüttelte mit grimmem Blick
Den lichten Helmbusch in's Genick,
Er gürtete mit raschen Händen
Das lange Schwert sich um die Lenden;
Die Lanze tief, den Zaum verhängt, —
So kam er durch das Thor gesprengt.

Wortlos begann der mächt'ge Streit.
Wie Regenschauer zur Frühlingszeit
Prasseln auf staub'ge Wege,

So raſſeln ihre Schläge.
Sie ehrten mit gewalt'ger Kraft
Die alte Waffenbrüderſchaft.
Sie hieben wuchtig und geſchwind,
Es ſtob der feuerrothe Wind
Beim hellen Schwerterklingen
Aus ihren Panzerringen.
Die Heere ſahen an von fern
Den Kampf der ritterlichen Herrn.
Und alte Recken riefen laut,
Sie hätten Gleiches nie geſchaut.
Aufſtand Herr Lanzelot im Bügel,
Zerhieb Herrn Gawains Schild und Zügel
Und traf ſein Roß noch ſtark genug,
Daß es aufbäumend überſchlug.
Da ſprang auch Lanzelot vom Pferde,
Die Ferſen bohrt' er in die Erde.
Gawain ſtand auf und lief ihn an,
Und grimmiger der Kampf begann.
Herr Lanzelot wich nicht vom Ort,
Gawain umkreiſt ihn fort und fort,
Gleich einem Tiger, der die Klauen
Dem Leu'n will in den Rücken bauen.
Den Beiden ward im Harniſch heiß,
Von ihren Schläfen troſ der Schweiß,

Und immer wilder ward Gawain,
Und immer mächt'ger hieb er ein.
Manch Eisenstück flog da von dannen,
An dessen Statt Blutbäche rannen.
Da kam Herr Lanzelot in Noth,
Sein Schild zerfiel, sein Hemd ward roth:
„Traun," rief er wild, „ich mach' ein Ende!"
Und nahm das Schwert in beide Hände,
Es stöhnt' sein Mund, sein Athem kochte,
Und eh' Gawain sich schirmen mochte,
Da stob von seines Helmes Kranz
Der gold'ne Schmuck im Flammenglanz,
Und hochauf durch sein krauses Haar
Ein Blutstrahl sprühte heiß und klar;
Ihm lösten Sinne sich und Glieder,
Und schweren Falles stürzt er nieder.

Doch Lanzelot senkt müd' das Haupt,
Sein Busen stürmt, sein Mund verschnaubt;
Er steht und sieht mit dumpfen Sinnen
Den Bach aus Gawains Helme rinnen,
Lang steht er so und starrt ihn an:
Da regte sich der wunde Mann,
Ihm floß das Blut am Auge vor,
So blickte mühsam er empor.

Doch wie er Lanzelot erſchaut,
Da bäumt er ſich und wimmert laut,
Er knirſcht in unnennbarem Grimme
Und ſpricht mit haßerſtickter Stimme:
„Stoß' zu! Mein Leben iſt geſchändet,
Daß es durch Deine Mordfauſt endet!"
Doch Lanzelot ſprach: „O Gawain,
Laß unſern Streit geſühnet ſein!
Gedenke Deiner alten Huld!
Schwer ſteh' ich wohl in Deiner Schuld,
Und gern verlör' ich Blut und Leben,
Könnt' ich dafür Dir wiedergeben,
Was ich zu meiner eig'nen Qual
In blindem Wahnſinn einſt Dir ſtahl
Doch lern' vergeſſen, was geſchieden:
Gawain, ich biete Dir den Frieden!"
Der aber faßte in den Sand
Und warf nach ihm mit blut'ger Hand:
„Schweig' ſtill! Den Frieden will ich nicht!
Stoß' zu, daß ich Dein Angeſicht,
Das giftverhaßte, nimmer ſehe
Und fliehe dann aus meiner Nähe!
Sonſt hätt' ich ſelbſt im Tod nicht Ruh'.
Mein Leben iſt verwirkt, ſtoß' zu!
Gern wandl' ich fort die finſtern Pfade,

Doch leb' ich nicht durch Deine Gnade!" —
Da sprach tiefernst Herr Lanzelet:
„Willst Du nicht Frieden, schirm' Dich Gott!"
Von dannen lenkt er seinen Schritt,
Gawain rief: „Nimm die Beute mit!"
Er rafft sich auf in Scham und Schmerz,
Stößt tief den Dolch sich in das Herz,
Reißt lachend ihn heraus im Nu
Und schleudert ihn dem Feinde zu.
„Nimm das! — Eh' soll man mich begraben —
Dir will ich nichts zu danken haben!" —

Herr Lanzelot stand regungslos,
Gawain die wilden Augen schloß.
Herr Lanzelet kehrt schweigend um,
Gawain lag todtenbleich und stumm.
So war in blut'gem Frieden
Der Freunde Streit geschieden. —
Der Sieger ritt zurück zur Stadt,
Sein Haupt war schwer, sein Arm war matt,
Am Thorweg unter Benwics Schloß
Sank er besinnungslos vom Roß.

Siebenter Gesang.

Indessen schirmte Mordreds Hand
Das sommergrüne Britenland.
Er lag mit höfisch reichem Trosse
Zu Camalot im Königsschlosse
Und waltete gestreng und recht
Verehrt von Ritter, Mann und Knecht.

Entfernt von Prunkgemach und Saal
Saß Arthurs trauerndes Gemahl
In einer stillen Erkerzelle,
Erinn'rung nur war ihr Geselle.
Sie saß und schaute manchen Tag
Hinab zum grünen Blüthenhag,
Und mild wie Balsam floß die Zeit
In dieser sonnigen Einsamkeit.
Der hochgeschweifte Fensterbogen
War dicht mit Epheulaub umzogen,

Im Sims hielt Fink' und Schwalbe Raſt,
Und Tauben kamen oft zu Gaſt.

Der finſt're Mordred hielt ſich gern
Dem abgeſchied'nen Wohnſitz fern.
Seit jener Nacht voll Blut und Grau'n
Vermied er, ihr in's Aug' zu ſchau'n.
Von Liebesgram und Liebesfehle
Kehrt er verachtend ſeine Seele;
Ihm glühte für Ginevra's Schmach
Ein ſtolzer Haß im Buſen nach;
Schuld häuft er auf die Ungetreue,
Und Lüge deucht ihm ihre Reue.

Doch einſt am ſchwülen Julitag,
Da Schloß und Flur in Schlummer lag,
Kam in des Gartens Schattenwegen
Einſam die Herrin ihm entgegen.
Sie trug nicht Ring und Lockenband,
Schmucklos und ſchwarz war ihr Gewand,
Das gold'ne Haar umſchmiegte dicht
Ihr liljenweißes Angeſicht,
Darüber lag durchſichtig rein
Ein edler, wunderſamer Schein:
Was ſie geſtrebt, geſtritten,

Was ſie geliebt, gelitten,
Der Freuden Tod im jungen Herzen,
Die Weihe unnennbarer Schmerzen, —
Von all' dem Weh, von all' dem Glück
Blieb ihr ein ſanfter Glanz zurück.
Ihr Haupt verklärt nach Reu' und Klagen
Ein feſtes, friedliches Entſagen;
Ernſt blickt ihr Aug' und ohne Beben
Hinaus in's blüthenloſe Leben,
Und ihre Lichtgeſtalt umweht
Des Unglücks heil'ge Majeſtät.

In Mordreds Blick erloſch der Haß,
Sein Antlitz wurde roth und blaß.
So war ihm früher nie geſchehen,
Wenn er im Feſtſaal ſie geſehen
Und gold'ne Sterne ſie bekränzten,
Demanten durch den Schleier glänzten.
Er blieb verwirrt am Wege ſteh'n
Und ließ ſie ſtumm vorübergeh'n;
Sie grüßt ihn ſanft im Schweigen,
Er dankt mit tiefem Neigen.

Da wogt es ſtreitend her und hin
Durch Mordreds trotzig ſtrengen Sinn;

Ihm will's wie Scham das Herz erregen
Und fruchtlos ſträubt er ſich dagegen.
Ihm dünkt ſein Haß ein blinder Wahn,
Er hat ihr ſchwer Unrecht gethan;
Zur Ehrfurcht zwingt ihn mit Gewalt
Der Ernſt der herrlichen Geſtalt.
Da faßt ihn ſtolze Ungeduld,
Er fühlte ſich in ihrer Schuld,
Und wo er gieng, auf Berg und Au'n,
Meint er ihr mahnend Bild zu ſchau'n.

Unziemlich dünkt es ihm dabei,
Daß ſie ſo ganz verſtoßen ſei,
Und er beſchloß mit ſich, dem Leben
Die hohe Frau zurückzugeben,
Er, der doch bis zu dieſem Jahr
Dem Leben ſelbſt ein Fremdling war.
So hieß er denn im kühlen Garten
Die edlen Frau'n der Herrin warten.
Ginevra nahm ſie gütig an
Und eine neue Zeit begann.
Der Frauen Sorgfalt, Lieb' und Scherz
Erquickte ihr vereinſamt' Herz,
Und war's ihr Anfangs fremd erſchienen,
Schnell ward's ihr traulich unter ihnen,

Wenn ſie an heißen Nachmittagen
Bald holder Wechſelrede pflagen,
Und bald zum lieblichen Geſang
Ein helles Saitenſpiel erklang.

Oft fand in dieſen ſchönen Reih'n
Sich auch der ernſte Mordred ein;
Ein Reiz, den er ſonſt nie empfunden,
Hielt ihn gefeſſelt lange Stunden:
Ihn überkam zu dieſer Zeit
Die Macht holdſel'ger Weiblichkeit.
Sein ſchwarzes Auge glühte licht,
Schaut' er Ginevra's Angeſicht,
Nach ihrem Wort nur lauſcht' er hin,
Mit ihrer Schönheit rang ſein Sinn;
Doch in ſein Herz kam fremde Qual:
Ihm dünkten bettelarm und ſchaal
Die Dinge, die er ſonſt verehrt,
Das Glück, das einſt ſein Herz begehrt.
Nach Neuem ſtrebt er halb bewußt,
Ein Räthſel lag in ſeiner Bruſt.

Dereinſt verſenkt in wilde Träume
Durchwandert' er des Schloſſes Räume;
Die Gänge lagen ſtill und kühl,

In ſeinem Haupt war's bang und ſchwül.
So durch verlaſſ'ner Zimmer Mitte
Lenkt' er von ungefähr die Schritte
Nach dem entleg'nen Hallenbau,
Den einſt bewohnt die hohe Frau.
Da plötzlich ward ſein Auge wach,
Er ſtand im öden Schlafgemach,
In deſſen traulich ſtiller Hut
Dereinſt ein ſelig Paar geruht.
Noch war es, wie in jener Nacht,
Da hier ſich mächt'ger Kampf entfacht:
Durch's Fenſter ſtahl ſich Dämmerhelle;
Ein Blutfleck ſtarrte auf der Schwelle;
Der Teppich ſchob ſich wirr zurück,
Drauf lag manch ſchimmernd Waffenſtück;
Am Bette ſtand in gold'nem Schein
Ein Kelch mit einer Neige Wein,
Die Lampe noch mit Oel befeuchtet,
Die einſt den Glücklichen geleuchtet.
Ein Fieber Mordreds Leib durchrann,
Er trat an's Lager leis heran:
Der Linnen ſchneeiges Gewühl
Floß faltenreich vom ſeid'nen Pfühl,
Er meinte mit wollüſt'gem Grau'n
Die weiche Senkung noch zu ſchau'n,

In die Ginevra luſtgewiegt
Den königlichen Leib geſchmiegt. —
Nach ſeinem Herzen fluthen
Berauſchend ſüße Gluthen.
Das Recht der blühenden Natur,
Das er im Trotze einſt verſchwur,
Der Liebe Macht und Majeſtät,
Die ſtets ſein tauber Sinn geſchmäht, —
Streng gieng ſie mit ihm zu Gerichte
Und machte all ſein Thun zu nichte.
Durch ſeine kühne Seele zieh'n
Unheimlich ſchöne Phantaſien,
Und vor ihm glühet farbenwild
Der Liebesnacht erſehntes Bild.
Vergebens ſchleudert er's zurück;
Stets ſchöner zeigt ſich ihm das Glück,
Das einſt ſein Todfeind hier gewann, —
Und Neid beſchleicht den ſtolzen Mann.
Ihm war's, als ob er blind geboren
Des Lebens beſten Theil verloren,
Und nun, gewöhnt an öde Nacht,
War er zu ſpät zum Tag erwacht.
Grimm lächelnd ſchaut er vor ſich nieder;
Da regt ſein trotz'ger Geiſt ſich wieder,
Und Zornesbrand und Liebesflammen,

Sie ſchlagen über ihm zuſammen.
Und wie von Furien aufgeſcheucht
Erſchrickt er ſchreiend und entfleucht. —

Er kam hinab zum luſt'gen Saal,
Die Frauen ſaßen noch beim Mahl.
Ein Springquell plätſchert in der Halle,
Ein Minſtrel ſang zum Harfenſchalle:

„Mein Herz, wie wareſt Du ſo kühn,
Zur höchſten Schönheit aufzuſtreben?
Dein Leben iſt's, für ſie zu glüh'n,
Dein Tod iſt's, ohne ſie zu leben. —
Mein Herz, wie wareſt Du ſo kühn?

Verlor'ne Liebe, geh' zur Ruh'!
Die Sonne ſchwand aus meinen Tagen,
Was, ohne Hoffnung, hoffeſt Du?
Dein Heil iſt, allem Heil entſagen.
Verlor'ne Liebe, geh' zur Ruh'!"

Da hielt ſich Mordreds Herz nicht länger,
Er trat unwillig zu dem Sänger,
Riß ihm die Harfe aus der Hand
Und warf ſie ſchmetternd an die Wand:

„Feigherzig Lied, feigherzig Klagen!
Wie reimſt Du Lieben und Entſagen?
Und wär's der höchſte Lohn der Erden,
Bei Gott, er ſoll mein eigen werden!"
So rief er, doch ihn überkam
Bei dieſen Worten Schreck und Scham,
Und wie betäubt von Zornesqual
Schritt er verſtummend aus dem Saal.

Er wanderte hinaus in's Land,
Schon war verglüht der Sonne Brand,
Und auf den Thälern, auf den Matten
Lag breitgezackt der Berge Schatten.
Er drängte ruhlos fort und fort
Und murmelte manch wildes Wort.
Der Kampf, den er im Buſen ſtritt,
Trieb ſchnell und ſchneller ſeinen Schritt.
Er kam, als ſchon Nachtfalter flogen,
An einen Fluß mit mächt'gen Wogen, —
Er ſprang in's kühle Wellenbad
Und ſchwamm zum anderen Geſtad.
Fort unaufhaltſam ſchritt er dann
Den Steig empor zum Felſentann
Und drang beim letzten Abendſchein
In's Dickicht des Gebirges ein.

Kein Menſchenlaut war rings zu hören,
Nur Wipfelſchlag uralter Föhren,
Verſchlung'ner Aeſte Knattern
Und träger Uhu Flattern.
Es pfiff der Wind vom Meeresſtrand
Durch Mordreds triefendes Gewand,
Ihm aber war's ein wild Behagen,
Mit Unluſt ſeinen Leib zu plagen.
Da raſchelt es im Dunkeln,
Zwei graue Augen funkeln,
Es ſchleppt an einer todten Eule
Ein Wolf mit murrendem Geheule;
Nun wittert er den kühnen Mann
Und ſchnaubt in Wuth auf ihn heran.
Da jauchzt im Grimm des Helden Seele,
Er packt das Unthier an der Kehle
Und würgt es in die Dornen nieder,
Bald reckt verendend es die Glieder.
Er aber klettert ohne Ruh'
Dem Kamm des Waldgebirges zu,
Dort ſetzt er ſich im Mondenſchein
Auf fluthgewaſch'nes Moosgeſtein
Und ruft, wie durch's Getös der Schlacht,
Fluchworte in die wilde Nacht.

„Du Wetterwind in Wolkenhöh'n,
Wo ziehſt Du hin mit Sturmgetön?
Dein graues, ſauſendes Gewand
Erfüllt mit Schrecken Meer und Land.
Voraus dem Zug Nachtvögel krächzen,
Es heult die See, die Wälder ächzen, —
So ſtürmſt Du dunkeln Fernen zu! —
Mein Geiſt raſt herrenlos wie Du. —
Weh, weh, wie das gefall'ne Weib
Mit ihrem ſündig ſchönen Leib
Mich zwiſchen Leben hält und Sterben
Und jagt in's ewige Verderben!
Mein ganzes Fühlen iſt Begier,
Mein ganzes Denken hängt an ihr,
Und mein Gewiſſen, mein Gebet,
Ein Rauch iſt's, der in Nichts verweht.
Ich fühl's, vergebens, ach vergebens
War alle Arbeit meines Lebens,
Und feig verkriecht ſich meine Kraft
Beim Kampfruf blinder Leidenſchaft. —
O riſſe ſich vom Wolkenſchooß
Ein Racheblitz des Himmels los,
Und löſchte meines Herzens Schwüle
Der Grabeserde ew'ge Kühle! —
Doch aus dem Dunkel lockt mich mild

In's Leben ihr geliebtes Bild
Und führt mich hold aus Grimm und Leid
In Wonnen und in Herrlichkeit."

Da ſprang er ungeſtüm empor
Und riß das ſcharfe Schwert hervor:
„Beim Zorne Gottes, ſie iſt mein!
Die Hölle wird mir dienſtbar ſein.
Arthur, die Stunde hat geſchlagen,
Kein Menſch wird Deines Endes klagen:
Du Schwächling biſt der Welt zum Hohn,
Dem Stärkern wird Dein Weib, Dein Thron!
Ihr nächtlichen Gewalten,
Langſchattige Geſtalten,
Die lauernd ihr mein Haupt umſchwebt
Und ſchwarze Fluchgeſchicke webt. —
Euch weihe mit bewehrter Hand
Ich dieſe Zeit und dieſes Land!
Das Ungeheure mag geſcheh'n, —
Ich bin ein Mann und will ihm ſteh'n!"

In Nacht verſanken Mond und Sterne,
Ein Wetter toſte in der Ferne,
Die ſchweren Wolken übergoſſen
Das finſt're Land mit Hagelſchloſſen. —

Ginevra fand der blasse Morgen
Erwacht in ahnungsvollen Sorgen:
Ihr war ein Stich durch's Herz gefahren
Bei Mordreds seltsamem Gebahren,
Und wieder schloß sie sich allein
In ihre stille Zelle ein;
Hier lebte sie von Furcht befreit
In ungestörter Einsamkeit.

Indessen ließ nach allen Seiten
Herr Mordred seine Boten reiten;
Ein ruhlos Treiben sich entspann
Geheim um den verschloss'nen Mann.
Sein barumlocktes Antlitz trug
Des alten Trotzes kühnen Zug;
So blickt er vor sich fest und stumm,
Ein Bild von düst'rem Heldenthum.

Doch in den Landen überall
Erwachte lauter Waffenschall;
Es war ein Murren und ein Gähren,
Manch Lied erklang zu Mordreds Ehren.
„Sechs Mond' ist Arthur fern von hier,
Und keine Kunde haben wir:
Er ist mit seinen Mannen allen

Wohl längſt im fremden Land gefallen.
Ziellose Laune drängte ihn,
Von Thron und Volk hinwegzuzieh'n.
Lebt er jedoch, hat er gelernt,
So lang von ſeinem Land entfernt
Sich in der Welt herumzutreiben,
So mag er immer ferne bleiben!
Sein Erbe wird ein hoher Held
Im Frieden ſchlicht und kühn im Feld:
Mordred beſteige Arthurs Thron,
Dem dieſer freventlich entfleh'n!" —

Begierig lauſchte weit und breit
Das Volk dem Sturm der neuen Zeit,
Der Wehrbann zog zu Fuß und Roß
Nach Camalot vor's Königsſchloß,
Dort ward vom Waffenlärm umtönt
Mordred von Prieſterhand gekrönt.

Ginevra ſaß im Sonnenſchein
Auf ihrem hohen Kämmerlein;
Sie dacht' an Sorge, Angſt und Streit,
An alles Weh der alten Zeit,
Doch Ruhe hielt ihr Herz umfangen,
Denn Alles iſt vorbeigegangen.

Nicht drang an diesen stillen Ort
Ein Klang von Benwics Kampf und Mord;
Nicht sandte sie Gedanken aus,
Zu schweben um des Helden Haus
Als herzgeheime Liebesboten,
Sie dachte sein gleich einem Todten.

Da fuhr ein Luftzug durch die Zelle,
Und Mordred überschritt die Schwelle.
Um seine geharnischten Glieder
Floß reicher Purpur nieder,
Und seine Schläfen hielt umspannt
Der Königsreif von Britenland.
Sein Auge glüht von wildem Glück,
Sie trat erschreckt vor ihm zurück.
Er aber sprach: „O fliehe nicht,
Du sonnenhelles Angesicht!
Ich hab' um Dich mein ew'ges Leben
Freudig der Hölle hingegeben
Und kann den sel'gen Glanz nicht missen
In ihren bangen Finsternissen.
Kurz ist noch meiner Gnaden Frist:
Wohl mir, daß Du mein eigen bist!
Des schwachen Alten Thron ist mein, —
Denn nur ein König darf Dich frei'n.

O ſchweig, Ginevra! Denn — bei Gott! —
Ich bin nicht ſchlechter als Lanzelot!
Sprich mir nicht von Geſetz und Pflicht, —
Ich weiß ja wohl, Du liebſt mich nicht.
Sprichſt Du von Zürnen und von Haſſen,
So will ich küſſend Dich umfaſſen,
Und ſchiltſt Du mich und fluchſt Du mir, —
Mit Segensworten lohn' ich's Dir.
Ich habe Dich und will Dich halten
Gegen Erdenmächte und Himmelsgewalten,
Und wenn des Glückes Blüthen verweh'n,
Mit lachendem Herzen untergeh'n!" —

Ginevra ſtand und ſtarrt' ihn an,
Den kühnen, fürchterlichen Mann:
Die Ruhe, die ſie noch beglückt,
War unabſehbar ihr entrückt;
Ihr jammervoll unſel'ges Loos
Trat wieder vor ſie rieſengroß.
Sie blickte fern in Nacht und Graus,
In Wirrſal, Kampf und Mord hinaus.
Ihr Herz verſank in Thränenbächen,
Die Lippen regte ſie, zu ſprechen,
Doch ſtarb das Wort ihr in der Kehle, —
Da ward es Nacht in ihrer Seele;

Nach ihrer Stirne strömten Flammen,
Und lautlos stürzte sie zusammen.

Der Held umfängt sie halb erschrocken, —
Die Krone fällt aus seinen Locken.
Dann hebt er hoch die Frau empor
Und trägt sie fern durch Gang und Thor,
Durchbricht des Saales Lustgewühl
Und legt sie auf des Thrones Pfühl.
Ihr marmorweißes Antlitz ruht
Stumm in des Sammtes Purpurgluth;
Daneben steht der Held und schaut
Tiefsinnend auf die bleiche Braut.
Doch jubelnd rufen seine Mannen:
„Heil Mordred, König der Britannen!“ —

Zur Nachtzeit stahl sich durch den Troß
Ein Edelknabe aus dem Schloß;
Fort eilt' er mit beschwingten Schritten
Durch unwirthbarer Wälder Mitten.
Er hielt ein Schwert in zarter Hand,
Die Dornen zerrten sein Gewand
Und stachen blutig seinen Leib,
Sein Wams zerriß, — es war ein Weib, —
Ginevra war's, die durch den Tann

Dem wilden Bräutigam entrann.
Kühn ſchritt ſie auf den finſtern Wegen
Und flehte um des Himmels Segen.
Der Mühſal hatte ſie nicht Acht;
So ſchritt ſie fort die ganze Nacht.
Beim Morgengrauen pochte ſie
An's Kloſter von Ambresbury.
Ihr ſchwand die Kraft, — ſie war zur Stelle, —
Und ſank bewußtlos auf die Schwelle. —
Dort blieb ſie unter Angſt und Sorgen
Im düſtern Heiligthum verborgen.

Achter Gesang.

In Arthurs Lager ward bei Nacht
Gawain, der Held, zu Grab gebracht.
Im weiten Thal war jedes Zelt
Von rothem Fackelglanz erhellt.
Der Leichnam lag auf eff'ner Bahre,
Den Ehrenkranz im schmucken Haare;
Die Träger schritten stumm und schwer
Durch's todtenstille Feld daher.
Dumpf tönte der Posaunen Klang
Und ehrner Tritte gemess'ner Gang.
Auch Benwics Zinnen und Altanen
Entwallten schwarze Trauerfahnen.

Ein kleiner, grüner Friedhof lag
In einer Waldkapelle Hag
Von Eichenästen überschattet, —
Dort ward der kühne Held bestattet.

Stumm ſenkten ſie den Staub zum Staub,
In's off'ne Grab fiel welkes Laub,
Und durch der Wälder herbſtlich Sauſen
Begann der Todtenſang zu brauſen:

„Schlaf ſanft in Deiner heil'gen Ruh'
Dem unbekannten Morgen zu!
Du haſt in Deinen jungen Tagen
Der Erde Glück und Weh getragen,
Der Liebe Luſt, des Haſſes Leid,
Und giengſt als Held aus jedem Streit.
Die Liebe welkt, der Haß verdorrt, —
Dein Heldenname dauert fort!"

Der König ſtand an Gawains Gruft,
Sah ſchweigend in die Morgenluft.
Schon zogen durch den Himmelsraum
Die Wolken mit entflammtem Saum.
Dem Herrn war's wunderklar zu Muth,
Er glaubte, in der Roſengluth
Gawain zu ſchauen mild und ſchön,
Leicht ſegelnd durch die blauen Höh'n;
Er hielt die Brüder an der Hand,
Hellblendend war ihr Lichtgewand;

Von ihm war jeder Haß geschieden, —
Sanft zog er hin im sel'gen Frieden. —

* * *

Der alte König stieg auf's Roß,
Ließ hinter sich den lauten Troß
Und ritt in seinen stillen Träumen
Fort unter den entlaubten Bäumen.
Die Luft war frisch und silberblau,
Herbstsonnig dampften Wald und Au,
Und vor des Königs Seele zogen
Glanzbilder hin, die längst entflogen.
So ritt er weiter unverwandt,
Es war der Wald von Broceliand.

Da lichtet sich der Tann zumal, —
Und vor ihm lag ein Wiesenthal
Durchweht von Frühlingswonnen,
Durchrauscht von klaren Bronnen.
In warmem Glanze wiegten hier
Die Falter ihrer Schwingen Zier,
Und Bienen summten durch den Klee,
Die Luft war voll von Blüthenschnee,

Der aus umrankter Bäume Kronen
Auf Liljen ſank und Anemonen.

Der König ſah verwundert drein
Ob all dem Duft und Blumenſchein,
Stumm hielt er über's Aug' die Hand,
Er glaubt ſich in der Elfen Land.
Er ſprang vom Roß und wandelt' munter
Das weiche Zauberthal hinunter.
Da fand er im Narziſſenfeld
Ein blüthenſchattig' Laubgezelt,
Das hatte hoch in luft'gen Bogen
Ein grüner Weißdornbuſch gezogen.
Drin lag ein Mann auf weichem Moos
In eines ſchlanken Weibes Schooß;
Ihr Leib war nackt, vom Gürtel nieder
Deckt' grüner Flor die feinen Glieder;
Sie ſang — und lachte unter Thränen —
Ein Lied voll wunderſamem Sehnen,
Es lauſchten auf den Zweigen all
Waldvöglein ihrer Stimme Schall,
Es ſchien nach ihren ſüßen Weiſen
Das Zelt zu ſchwanken und zu kreiſen,
Und lodernd roſenrothes Licht
Umkränzt ihr ſchelmiſch Angeſicht. —

Der ſtille Mann in ihrem Schooß
War jugendſtark und heldengroß,
Sein Haar und Bart von dunklem Gold,
Sein Antlitz hehr und wunderhold.
In ſeinen ſchwarzen Augen lag
Ein überirdiſch lichter Tag.
Und fremde, geiſtige Gewalten
Verklärten ſeiner Stirne Falten.
Bleich war ſein Angeſicht wie Schnee,
Drauf lag ein hoffnungsloſes Weh,
Erzwungenes Entſagen
Und ſtumme Liebesklagen.
Von weißen Hügeln überneigt
Blickt träumend er empor und ſchweigt,
Verſunken zwiſchen zarten Knieen
Lauſcht er den ſüßen Melodieen.

Der König ſchaut' ihn ſtaunend an,
Wohl kannt' er ihn, den mächt'gen Mann:
„Merlin, biſt Du es, Elfenſohn,
Der mir ſeit manchem Jahr entfloh'n?
Ich ſandte tauſend Boten aus,
Doch alle kamen ſtumm nach Haus.
Wie find' ich Dich zur guten Stunde
In dieſem ſel'gen Waldesgrunde?"

Merlin ſah hellen Blicks empor:
„Welch' theure Stimme trifft mein Ohr
Erinn'rungsreich und wundertönig!
Willkommen, Arthur, Herr und König!
Lang' harrt' ich Dein in dieſem Thal;
Wir ſehen uns zum letzten Mal.
Ich war des Lebens wild'ſter Gaſt,
Nun halt' ich hier für immer Raſt;
Mir war des Aethers Rund zu klein, —
Nun ſchließt der Blüthenbuſch mich ein.
Ein Demantſarg mit buntem Licht
Umſtarrt mich eng, Du ſiehſt ihn nicht.
Das hat mein liederreicher Schwan,
Dies Feenkind, mir angethan.
Siehſt Du? Sie weint, — was mir geblieben,
Das iſt ihr Trauern und ihr Lieben. —
Es zeugte mich der Fürſt der Nacht
Zum Erdenherold ſeiner Macht,
Er ließ mich all ſein Wiſſen erben,
Als Menſch die Menſchheit zu verderben.
Ich aber wandte mich zum Lichte,
Sein Liſtgewebe ward zu nichte.
Da ſann er meinen Untergang:
Er ſchuf ein Wort von fremdem Klang,
Das mächtig war, mich feſtzuhalten

Mit unentrinnbaren Gewalten. —
Zu Broceliand im grünen Wald
Fand ich Vivianens Huldgestalt,
Und schnell verlor ich Herz und Sinn
An diese schlanke Zauberin.
Ich that mit kußbethörtem Mund
Ihr einst des Worts Geheimniß kund, —
Sie ist ein Weib, — sie sprach das Wort —
Und muß nun klagen fort und fort!
Doch bricht den Zauber keine Klage:
Hier lieg' ich bis zum letzten Tage.
Es ist des grausen Bannes Macht
Uralt und dunkel wie die Nacht,
Fest ist er wie der Hölle Schooß
Und wie der Tod erbarmungslos."

Viviane drückte seinen Mund
In ihres Busens weichen Grund,
Sie schlürfte mit den weißen Zähnen
Von ihren Lippen bitt're Thränen
Und blickte scheu den fremden Mann
Mit großen blauen Augen an.

„Weh Deines Jammerschicksals!" rief
Arthur, der Held, und seufzte tief.

Da hob Merlin den Seherblick:
„Ruf Weh um Weh auf Dein Geſchick!
Auch Deine Größe iſt vergangen,
Weil Du ein ſchwaches Weib umfangen.
Durch ihre Schönheit geht zu Grunde
Die Heldenſchaar der Tafelrunde. —
Arthur, führ' heim Dein kühnes Heer!
Des Schwertes Scheide wirf in's Meer:
Dein harren blut'ge Thaten,
Mordred hat Dich verrathen!
Zu Deinem Weib in Lieb' entbrannt
Hat er Dir Thron und Volk entwandt.
Kehr heim! — Ich hör' den Hochzeitreigen, —
Schlachtruf und Mord — und tiefes Schweigen.
Arthur, leb' wohl! Die Zeit iſt um,
Dahin iſt Ruhm und Ritterthum.
Grabſtätten deckt der Haide Grün,
Und andere Geſchlechter blüh'n. —
Doch ich, der über'm Tod erhaben,
Ich lieg' auf ewig hier begraben!"

Sein Haupt umdämmert grüne Nacht,
Und wieder hallt mit Wundermacht
Wie Flötenton und Glockenklang
Des Feenmädchens Schlafgeſang.

Sie ſingt von ſturmberauſchtem Koſen
In Wonnenächten ſchlummerloſen,
Von ſchmiegender Glieder Zauberſchöne,
Vom Glücke ſel'ger Geiſterſöhne; —
Doch aus dem Jubel, aus dem Scherzen
Klagt eine Ewigkeit von Schmerzen.
Es netzt aus ihrer Augen Blau
Die blühende Bruſt ein Perlenthau
Und rinnt vom roſ'gen Knoſpenpaar
In des Geliebten gold'nes Haar.

Da ſpinnt ſich mit gedämpftem Strahl
Ein Nebelglanz durch's grüne Thal;
Das Lied verklingt, es bleicht der Schein, —
Herr Arthur ſteht im Wald allein,
Und durch der kahlen Buchen Aeſte
Zieh'n Raben, winterliche Gäſte. —

Untreue, ältſte Brut der Nacht,
Du lockteſt aus des Himmels Pracht
Des ſchönſten Cherubs Strahlenbild
Hinab in's ew'ge Qualgefild;
Du haſt vergiftet und vergällt
Den Frieden unſ'rer Menſchenwelt,
Du ſchürteſt Troja's Tempelbrand,

Du führteſt Hagens Mörderhand,
Und Nichts in allen Höllenreichen
Iſt Dir an Schwärze zu vergleichen. —
Wem nie Dein Hauch das Herz erkühlt,
Wem nie Dein Dolch die Bruſt durchwühlt,
Dem hat ein Glückſtern ſelt'ner Art
Des Lebens herbſten Schmerz erſpart.

Der König ſtand in Grau'n verſunken,
Sein Herz war grimm- und thränentrunken.
Noch war die Wunde friſch genug,
Die ein geliebtes Paar ihm ſchlug;
Doch hofft' er Frieden zu erwerben
Und ohne Haß und Kampf zu ſterben. —
Da ſtößt ihn ſeiner Schweſter Sohn
Mit Meuchlerliſt von Reich und Thron,
Und dem Verräther ſteht im Streite
Britanniens theures Volk zur Seite.
Neid, Kampf und Mühſal nah und fern
Umſtürmt den lebensmüden Herrn. —
Da fühlt er wie in jungen Tagen
Unbänd'gen Zorn im Herzen ſchlagen,
Von ſeiner Stirne weicht der Harm,
Und Kraft durchſtrömt ihm Haupt und Arm.
„Iſt mir des Alters Frieden

Vom Schicksal nicht beschieden" —
Er ruft es, und sein Auge loht, —
„So will ich kämpfen bis zum Tod,
Und enden soll der greise Mann,
Wie er als Heldenkind begann!"

Er sprengte aus dem welken Walde
Und rief von ferne durch die Halde:
„Werft ein die Zelte, Herrn und Mannen!
Das Banner auf! Wir zieh'n von dannen.
Hier ist zu Ende Fahrt und Strauß,
Wir finden Arbeit nun zu Haus."

Das war ein Drängen und Stoßen,
Ein Krachen und ein Tosen;
Das Lager schwand, das Volk brach auf,
Die Segel blähten sich zu Hauf,
Und durch das winterkalte Meer
Fuhr nordwärts das gewalt'ge Heer.

„Mordred, hab' Acht! Die Rächer kommen,
Dein Hochverrath soll Dir nicht frommen.
Aasgeier hat schon lang' gelungert,
Der Wolf in Wales hat lang' gehungert,
Sie schnuppern auf, sie wittern Blut:
Schneekönig, sei auf Deiner Hut!" —

Noch ſuchte Mordred zornentbrannt
Ginevra durch das ganze Land,
Da ward aus bleicher Boten Munde
Von Arthurs Rückkehr ihm die Kunde.
Er tilgte weg in blinder Wuth
Schloß Camalot mit Flammengluth.
Dann rief er ſeine Streiter all
Und fuhr mit troz'gem Waffenſchall
Auf ſchneebedeckten Wegen
Dem alten Ohm entgegen.

Bald fand er ihn beim Abendgrau'n
Im Blachgefild von Barrendown;
Das lag vom Fichtenwald umſchloſſen,
Von einem eiſ'gen Strom durchfloſſen;
Dort rüſteten in Nebelnacht
Die beiden Heere ſich zur Schlacht.

Kein Schlaf kam in der Krieger Herz,
Sie quälte Sorge, Haß und Schmerz:
Von ihnen wußte Keiner, wen
Er morgen ſollt' im Kampf beſteh'n;
Der Bruder hier, der Bruder dort, —
Hier lechzt der Freund nach Freundesmord, —
Hier wezt der Vater unter Klagen
Sein ſchartig Schwert, den Sohn zu ſchlagen.

Es warf ſich Mordred grollzerriſſen
Im Harniſch auf des Lagers Kiſſen.
Er ließ ſich wie mit Sturmesweh'n
Sein Lebensbild vorübergeh'n,
Und troß der herben Winterkälte
Ward's ihm zu ſchwül im Königszelte.
Da lacht er auf: „Faſt will mir ſcheinen,
Daß gute Geiſter mich beweinen:
Ich trage gold'ne Kronenzier
Und lieg' als armer Bettler hier;
Ich ſtreite, klingt es doch wie Hohn,
Streit' für ein Gut, das mir entfloh'n,
Das mir entfloh'n, eh' ich's beſeſſen, —
Die Thorheit dünkt mir doch vermeſſen.
Ich hab' umſonſt mein Thun geſchändet,
Umſonſt der Hölle mich verpfändet; —
Jedoch ich that's — wer will's beſchrei'n?
Für meine Thaten ſteh' ich ein!
Mag Alles ſich zum Abgrund wenden, —
Was ich gewagt, werd' ich vollenden!" —

Indeſſen ſpricht der greiſe Held
Sein Schlafgebet in off'nem Feld
Und ſchlummert ein beim Lagerfeuer,
Ihm träumt manch luſtig' Abenteuer,

Das er in jungen Jahren
In Kampf und Lieb' erfahren.
Da plötzlich sieht er sich allein
Am Seegestad beim Morgenschein;
Sein Haupt ist wund, sein Aug' verwacht,
Ihm ist, als käm' er aus der Schlacht.
Er stößt in's Horn, es klingt nicht mehr,
Unheimlich öd' ist's um ihn her.
Sehnsüchtig blickt er in die Wogen,
Da kommt ein Schwanenschiff gezogen,
Das ist so wonnig anzuschau'n,
Der Bord ist voll von schönen Frau'n,
Den Mast umflattern Laubgewinde,
Goldhelle Segel bläh'n im Winde,
Es tönt wie Kuß und Kosen,
Um Harfen ranken Rosen.
Auch seiner todten Schwester Bild,
Morgane[11], steht dort strahlenmild;
Sie zieht ihn sanft in's Schifflein nieder,
Die Frauen singen Freudenlieder,
Und schwebend segeln sie davon
In's sel'ge Land, nach Avalon[12].

Neunter Gesang.

Wißt ihr die Skaldenſage
Vom letzten Erdentage?
Es kommt ein Morgen ohne Sonne,
Des Lebens Weh, des Todes Wonne;
Harmthaten ſchaut die bleiche Welt,
Der Vater wird vom Sohn gefällt,
Die Sippe freventlich gebrochen,
Es ſchwelgt der Wolf in Leichenknochen.
Schnee ſtöbert nieder unverwandt,
Der Fimbulwinter ſtürmt in's Land,
Die Zeit des Hagels und der Pfeile,
Die Zeit der Schwerter und der Beile.
Doch aus der bebenden Erde Schooß
Reißt ſich das Volk der Hölle los;
Dagegen zieh'n zum letzten Strauß
Walhallas lichte Söhne aus.
Das iſt ein ſieglos grimmer Kampf,

Des Lebens ringender Todeskampf.
Sie hoffen nichts, ſie fallen ſtumm,
Der Himmel flammt, die Zeit iſt um.

Ein ſolcher Tag begann zu grau'n
Im Fichtenwald von Barrendown. —

Der Schnee webt auf, die Nebel ſteigen,
Die Heere nähern ſich mit Schweigen,
Sie ſteh'n von fern Mann gegen Mann
Und blicken ſich ingrimmig an.
Noch iſt es ſtill, — da ſauſen wild
Speerreihen durch das Schlachtgefild,
Es krachen die Schilde vom Donnerprall
Und manches Kämpfers dumpfer Fall;
Aufſchreiend bäumen ſich die Roſſe
Durchbohrt vom ſchmerzlichen Geſchoſſe,
Todwunde hangen im Zügel,
Todwunde ſchleift der Bügel;
Verſcheidende mit letzter Kraft
Zieh'n aus der Bruſt den blut'gen Schaft.

Da ſtürzen mit gewalt'gen Schlägen
Die Helden ſchnaubend ſich entgegen,
Schild ſtößt an Schild und Fuß an Fuß,

Die Schwerter klingen ſcharfen Gruß.
Da hält nicht Erz, nicht Wehr' und Waffen,
Die Ringe berſten, die Helme klaffen.
Nie ſah die Welt ſolch' harte Zeit,
Solch brudermörderiſchen Streit:
O Wüthen ohn' Erbarmen!
O tödtliches Umarmen!
Der Leichnam liegt noch haßentſtellt,
Und freudlos iſt, der ihn gefällt.
Nicht Jubelruf! Nicht Schlachtenlieder! —
Stumm, finſter würgen ſie ſich nieder.
Der Sterbende verbeißt ſein Weh;
Das Blut durchſchmilzt den tiefen Schnee

Auf weißem Roß, in gold'nen Schein
Ritt Arthur durch die Kämpferreih'n.
Auf Purpur fiel ſein Silberhaar,
Sein Blick war feſt, ſein Antlitz klar.
Hoch ragt' er wie in jungen Tagen,
Da er der Sachſen Heer geſchlagen,
Und kräftig ſchwang der Greis empor
Sein altes Schwert Escalibor.
Zur Rechten ſprengt ein treuer Mann,
Der Kellermeiſter Sir Lucan,
Und Bedwer links, der manch ein Jahr

Des Königs tapf'rer Schenke war.
Die beiden Helden ritten,
Den König in der Mitten,
Und brachen durch der Streiter Maſſe
Dem alten Herren eine Gaſſe.
Es ſchwenkten die gewalt'gen Zecher
Das Schwert ſo mannlich wie den Becher,
Und reichlich wie des Weines Gluth
Vergeſſen ſie der Feinde Blut.

Doch Mordred tobt im Lanzenwald
Gleich eines Dämons Grau'ngeſtalt.
Er fuhr daher in finſt'rer Pracht,
Das Rüſtzeug ſchwarz wie Wetternacht,
Sein Rappe ragt aus dem Gedränge,
Von Silber ſtrahlt das Wehrgehänge,
Im Schilde flammt ein Feuerwurm,
Sein rother Mantel weht im Sturm.
So ritt er, vor ihm Schreck und Noth,
In ſeine Spuren trat der Tod,
Und wer ſein Antlitz mochte ſehen,
Der ſah die Sonne untergehen.
Ihm ſelbſt war's finſter tiefinwendig,
Er haßte Alles, was lebendig,
Er haßte grimm ſein eig'nes Herz,

Durchwühlte ſtachelnd ſeinen Schmerz,
Und er beneidete mit Fug
Die Stillen, die ſein Beil erſchlug.

Der Tag gieng hin, im Felde weit
Zerſtreute ſich der wilde Streit.
Manch ſtarker Kämpe fiel zu Grunde;
Am heftigſten zu jeder Stunde
Ward Mordreds Wagenburg berannt,
Mit ſchwarzen Mönchen wohlbemannt.
Ihr Kloſter lag in Forſtesthut,
Weitab im Land zu Inglewood;
Sie waren Mordred ſtets gewogen —
Und alle mit ihm ausgezogen —
In Kutten und in Eiſenkappen,
Der heil'ge Hubert war ihr Wappen.
Der Abt, ein gottesfürcht'ger Mann,
Stand mit dem Kolben vornenan,
Er fluchte auf die Rotte Korah
Und ſang mit hellem Klang die Hora;
Die frommen Brüder ſtimmten ein
Und fochten wacker insgemein.

Im grauen Oſten kam die Nacht,
Doch immer lauter raſt die Schlacht.

Der Streiter Hälfte lag im Schnee,
Das Walfeld ward ein blut'ger See,
Und auf den glatten Leichen ſtritten
Die Lebenden mit ſchwanken Tritten.
Schon weicht der Dämm'rung letzter Schein, —
Da hebt ſich Mordred aus den Reih'n,
Und ſeine Donnerſtimme ſchallt:
„Werft Feuer in den Fichtenwald!
Noch ſteh'n die Feinde allzudicht:
Die Nacht wird lang, wir brauchen Licht!“ —
Gleich einem Blitzſtrahl trifft das Wort,
Bald praſſelt's hier, bald lodert's dort,
Rauchſäulen weh'n, Gluthwirbel ſteigen,
Das Harz kocht triefend aus den Zweigen,
Es glimmt das Moos, die Nadeln blitzen,
Die Wipfel krönen Flammenſpitzen, —
Und ſauſend in des Sturmes Macht
Wird rings der weite Wald entfacht.

Da fliehen aus der Schluchten Tiefen
Die Eber, die im Buſche ſchliefen,
Da brüllt im Schreck der wilde Stier;
Vom Lager fährt das Elenthier,
Legt des Geweihes breite Zacken
Ausgreifend in den ſtarken Nacken

Und ſtürmt mit ächzend heiſ'rem Schrei'n
Verwirrend in die Kämpferreih'n.
Die Wölfe brechen ein in Rotten
Aufheulend mit verſengten Zotten,
Nicht lüſtet ſie, den ſcheuen Hirſchen
Im Sprung die Kehle zu zerknirſchen,
Zu ihnen ohne Fahr und Weh
Geſellt ſich Hindin, Kalb und Reh. —
Doch in der Männer Horden
Erneut ſich Kampf und Morden,
Sie ſteh'n im Blut bis zu den Knöcheln,
Schlag tönt und Stoß und dumpfes Röcheln.

Die Wege Mordreds wurden enge,
Nie war ein wüthender Gedränge;
Die Feigen konnten ſich nicht dreh'n,
Die Todten blieben aufrecht ſteh'n,
Das Haupt geſunken in's Genick,
Mit off'nem Mund und ſtarrem Blick. —
Die lichte Lohe ſchlug gen Himmel
Und färbte roth das Schlachtgewimmel;
Die Krieger wandelten in Gluth,
Aus allen Brünnen tropfte Blut,
Am Boden kämpften Schritt für Schritt
Die Schatten wie Geſpenſter mit.

Herr Markulf war ein mächt'ger Streiter,
Ihm folgten Mordreds Lanzenreiter.
Er kam feruher von Frieslands Dünen,
Vom wuchtigen Geſchlecht der Hünen;
Den hohen Hengſt erdrückte faſt
Des Heldenleibes ehrne Laſt.
Er war in ſeinen Wikingsjahren
Mit Mordred über Meer gefahren
Und hielt getreu in manchem Strauß
Zu Land und Waſſer mit ihm aus.
Heut ſtritt er keuchend wie ein Bär,
Von Leichen thürmt ſich's um ihn her,
Nicht allzuſchnell war ſeine Hand,
Doch fand ſie nirgends Widerſtand.
Er brach mit hohlem Waffenſchall
Der Feinde ſtolzen Reiterſchwall;
Ihr Banner ſank, der Kampf ward heiß,
Er trieb ſie auf des Fluſſes Eis.
Weich bog ſich die kryſtall'ne Rinde
Behaucht vom rauchdurchglühten Winde,
Und von der ſtampfenden Roſſeſchlacht
War laut des Stromes Groll erwacht. —
Da ward von ſchwirrenden Geſchoſſen
Der ſtarke Hüne übergoſſen,
Und rücklings bäumt er ſich im Fall, —

Es kracht das Eis mit dumpfem Knall,
Aufſpritzt die Fluth, es ſinkt der Recke,
In Stücke ſpringt der Wellen Decke, —
Und Freund und Feind, und Roß und Mannen
Schwemmt der befreite Strom von dannen.
Doch auf der Schollen glattem Rand
Hält ſich noch manches Paar umſpannt;
Sie kämpfen fort mit Dolch und Fauſt,
Bis ſie das Waſſer überbrauſt, —
Dann löſen langſam ſie die Glieder
Und ſinken ſtill und einzeln nieder.
Die Fluth wird ſatt, die Schollen ſchleichen,
Der Strom wälzt Schwerter hin und Leichen. —

Auf mooſigem Druidenſtein
Saß Arthur müde und allein;
Lucan und Bedwer hielten Wacht,
Er ſpähte ſchweigend in die Nacht.
Fern hinten brannten noch die Wälder,
Rauchwolken rollten durch die Felder;
Doch an der Eb'ne rundem Saum
Steht halbverkohlt Gebüſch und Baum,
Die Aeſte knicken und verdorren,
Verloſtend ſprüh'n der Stämme Knorren.
Schneeflockenſturm umwirbelt dicht

Des Königs trübes Angeſicht,
Ihm hält ein dumpfes Bangen
Das pochende Herz gefangen. —
Still wird's im Feld, — nur da und dort
Seufzt noch ein windverwehtes Wort;
Fern regt ſich ein verlor'ner Klang
Wie Streitgeſtampf und Schwertesſchwang,
Nun ſtirbt auch der, — und weit und breit
Liegt grabesſtille Einſamkeit.
Der König neigt ſein Ohr im Lauſchen:
Nichts hört er, als des Stromes Rauſchen.
Da ſenkt er langſam ſeine Hände
Und ſpricht: „Mich dünkt, wir ſind zu Ende."

So ſaß der alte Herr und ſchwieg,
Bis auf den Berg die Sonne ſtieg:
Da lag die ganze Heldenſchaar,
Die Arthurs Ruhm und Freude war,
Britanniens Stolz und Jugendkraft —
Von einer Mordnacht hingerafft,
Umſchwärmt von Wölfen und von Raben,
Im Schnee verkruſtet und begraben.
Nur Einer mit gewalt'gem Gang
Schritt ſchattenhaft das Feld entlang, —
So wandelt ſtill nach Müh' und Pein

Ein Schnitter durch die Garbenreih'n, —
Sein Blick iſt grimm, ſein Handſchuh roth:
Iſt's König Mordred? Iſt's der Tod?

Da ſpringt vom Stein der greiſe Held,
Daß ihm der ſchartige Helm entfällt.
Er ruft: „Noch ziemt ſich's nicht zu ruh'n:
Uns bleibt ein Letztes noch zu thun!"
Die Lanze hob der alte Mann,
Und rüſtig lief er Mordred an;
Er traf ihn, wo in weitem Bogen
Die Ketten Hals und Helm umzogen,
Tief in die Schulter fuhr der Stich,
Und Mordred wankte hinter ſich.
Doch eh' der grimme Held erlag,
Schwang er ſein Beil zu mächt'gem Schlag, —
Hinſtoben da wie Silberflocken
Des Königs unbewehrte Locken,
Und heiß und immer heißer ſchwoll
Das Blut, das ihm vom Scheitel quoll.
Doch Mordred taumelt' auf's Gefild,
Und raſſelnd deckte ihn ſein Schild.

„Lucan," ſprach Arthur, „Deine Hand!
Führ' mich hinab zum Meeresſtrand!" —

„Nein," ſprach Lucan, „ich trag' Euch gern!"
Auflud er da den alten Herrn, —
Doch jählings ſtürzte er zu Grunde
Verblutend an verborg'ner Wunde.

Da trug Sir Bedwer ohne Wort
Zum nahen Strand den König fort.
Der König ſaß und lauſchte lang:
„Hörſt Du nicht fernen Frauenſang? —
Sir Bedwer, neige mir Dein Ohr!
Nimm hier mein Schwert Escalibor
Und wirf von jenem Felſenbogen
Es weithin in des Meeres Wogen!" —
Des Schenken Herz ward grambeſchwert:
Es dauert ihn das gute Schwert;
So herrlich blinkt's im Morgenſchein, —
Er legt es heimlich auf den Stein.
Der König ſprach: „Mein Schwert vom Graal,
Iſt es beſorgt, wie ich befahl?
So ſprich, was iſt darauf geſcheh'n?" —
Der Schenk ſprach: „Ich hab' nichts geſeh'n!" —
„Sir Bedwer, Du warſt immer wahr
Und bliebſt mir treu ſo manch ein Jahr,
Und jetzt in meiner letzten Stunde
Führſt Du mir Liſt und Lug im Munde?" —

Da blickt der Schenk ihn schmerzlich an,
Mit Thränen gieng der treue Mann;
Er warf das Schwert voll Scham und Weh
Hinunter in die grüne See.

Der König sprach: „Mein Schwert vom Graal,
Ist es besorgt, wie ich befahl?
Der Kampf ist aus, ich geh' zur Ruh'.
Sir Bedwer sprich, was sahest Du?" —
Da sprach der Schenk: „Aus Dunst und Flor
Hob sich ein weißer Arm empor,
Er schwang das Schwert in Morgengluth
Und zog es in die grüne Fluth." —
„Hab' Dank, mein Schenk! Das heil'ge Schwert
Ward mir von Geisterhand bescheert
Als Zeichen meiner Herrscherkraft
Im stolzen Reich der Ritterschaft. —
Wer zählt die Todten auf der Haide?
Mein Leben liegt im Sterbekleide. —
Escalibor! So magst Du nun
Auf ewig in den Wassern ruh'n! — —
Mich aber rufen süße Lieder,
Siehst Du der Schwäne Glanzgefieder?
Siehst Du auf sonnenheller Bahn
Das laubumrankte Schifflein nah'n?

Wie ſich die gold'nen Segel blähn!
Siehſt Du der Frauen Schleier wehn?
Das iſt Morgan! Herzinniglich,
Du ſchöne Schweſter, grüß' ich Dich!
Nun iſt mir alles Leid benommen,
Ich wußt' es ja, Du würdeſt kommen.
Jetzt raſch in's Schiff, ſonſt muß ich ſterben!
Wie ſich die Wellen roſig färben! —
Bedwer, leb' wohl! — Nun geht's davon
In's ſel'ge Land, nach Avalon!" — —

* * *

Der Sang verklingt, der Held iſt todt;
Nach Kampfeluſt und Kampfesnoth
Von Haß und Liebe ſchwer verwundet
Iſt er in's ew'ge Licht geſundet.
Doch fragſt Du im Bretonenland,
Fragſt Du an Cornwalls weißem Strand,
Wie Arthur aus dem Leben ſchied,
So kündet Dir ein gläubig' Lied,
Dereinſt in ſeinen Heldenehren
Wird König Arthur wiederkehren,
Und ſeine Lande werden frei

Von fremder Völker Tyrannei.
Dann rüstet er zur Siegesstunde
Die neue, heil'ge Tafelrunde.

So tönt das Lied, — und Adler fleh'n
Hoch über Cornwalls Felsen hin,
Und durch breton'scher Wälder Hallen
Sehnsüchtig zieh'n die Nachtigallen.

Zehnter Gesang.

Drei Segel glitten über Meer,
Hell glänzte Panzer, Schild und Speer.
Da kam mit seinen Schaaren
Herr Lanzelot gefahren.
Sein blaues Banner ließ er weh'n,
Dem alten Lehnsherrn beizusteh'n.
Die Anker bohrten in den Sand,
Die Helden schwangen sich auf's Land.
Bleichsonnig lagen Berg und Buchten,
Fern qualmt' es aus den Tannenschluchten.
Herr Lanzelot sah lauschend um:
„Wie ist der Tag so bang und stumm!"
Dann klomm er auf zum Felsenstein
Und spähte weit in's Land hinein:
Da lagen in dem breiten Thal
Die Männerleichen ohne Zahl,
Dicht, unabsehbar, — und vergebens

Sucht' er nach einer Spur des Lebens.
Da ſtieg er ſtarren Blicks vom Stein,
Ihm rieſelt's ſchaurig durch's Gebein:
„Ihr Helden, ſprecht ein Grabgebet!
Mich dünkt, wir kamen viel zu ſpät."

Doch als ſie ſchweigend weiterzogen
Und um die Felſenecke bogen,
Da ſaß Herr Bedwer regungslos,
Des todten Königs Haupt im Schooß.
Der treue Mann war halb erſtarrt,
Sein Leib in Eis und Schnee verſcharrt;
Doch freudig rief er Heil und Segen
Der wohlbekannten Schaar entgegen;
Er kündet noch, wie Arthur ſtarb,
Und wie das ganze Volk verdarb. —
Dann ſtockt ſein Wort, ſein Auge bricht,
Er legt die Hand an's Schwert und ſpricht:
„Nun habet ihr des Herren Acht!
Ich hielt getreue Leichenwacht." —
So ſchied er ſanft und ohne Weh,
Sein ſterbend Haupt verſank im Schnee.

Der Helden Auge wurde naß,
Herr Lanzelet ſtand ſtill und blaß;

Ihm ſchlug beim Anblick ſolcher Treue
Das edle Herz in Scham und Reue.
Er trat beiſeit in tiefem Leide
Und ſchaute ſinnend in die Haide.
Bewältigend vor ſeinem Blick
Stand das unſelige Geſchick,
Das nächtlich hier vorbeigeſchritten
Und dieſe Todtenſaat geſchnitten:
„Herr Gott, vergiß des Frevlers Namen,
Der ausgeſtreut den erſten Samen! —
Weh, daß nicht Liebe leidlos blüht!
Das Glück, das heimlich mich durchglüht,
Es ward in des Verderbers Hand
Zum volkverzehrenden Feuerbrand. —
Nun ſind die Starken alle todt,
Die unſern Liebesbund bedroht;
Verfolgung, Knechtſchaft iſt vorbei:
Ginevra, wir ſind beide frei! —
Doch zwiſchen uns, o Königin,
Wälzt ſich ein Blutſtrom endlos hin.
Was wir zum Voraus einſt genoſſen,
Iſt nun auf ewig uns verſchloſſen,
Und unſ're Lieb' iſt, zu entſagen,
Und ſtumm des Himmels Fluch zu tragen."

So ſprach er, und ein Friede kam
In ſeiner Seele Graus und Gram.
Er wandelt langſam zu den Seinen,
Die manches Freundes Tod beweinen.
„Du junger Held, Sir Lyonel,
Und all ihr Degen kühn und ſchnell,
Ihr wart mir treu durch Kampf und Noth,
Vernehmt mein letztes Machtgebot:
Senkt tief beim weißen Uferſtein
Arthur, den theuren König, ein!
Darüber baut im Wellenbraus
Ein himmelragend Felſenhaus,
Zum Staunen noch in fernen Jahren
Den Schiffern, die vorüberfahren.
Die Andern aber legt vereint
In Gräbergaſſen, Freund und Feind!
Nie ſoll dies Thal mehr blüh'n und grünen,
Ihr ſtreut darauf den Sand der Dünen.
Und haſt Du's, Lyonel, vollbracht,
Und deckt den Frevel ew'ge Nacht,
So führe Du mit ſtarker Hand
Mein Volk zurück in's Heimathland! —
Ich aber wand're einſam fort,
Lebt wohl, und ſcheidet ohne Wort!

Und wart ihr jemals mir gewogen,
So forscht nicht, wo ich hingezogen!“ —

Da klagten laut die treuen Mannen,
Er aber schritt allein von dannen.
Lang glänzt die stattliche Gestalt
Durch den verkohlten Fichtenwald, —
Dann schwand sie hin im Abendroth.
Die Helden ehrten sein Gebot:
Im Dunkel ohne Sternenschein
Versenkten sie die Leichenreih'n;
Sie gruben stumm und ohne Klage
Viel graue, trübe Wintertage.
Nur ein verhaßtes Angesicht,
Die Leiche Mordreds fand sich nicht: —
„Es schleppte wohl den Sohn der Hölle
Ein Wolfspaar fern in's Felsgerölle,
Dort bleichen blutig und zerbrochen
Im Nebelthau des Frevlers Knochen.“ —
Doch als erbaut das Todtenmal,
Versandet das verfluchte Thal
Und jede Arbeit wohl zu Ende,
Da wuschen sie im Meer die Hände
Und segelten vom wüsten Strand
Zurück in's schöne Heimathland. —

Waldpfade ſchritt Herr Lanzelot
Hinab in's Thal von Camalot;
Verödet lagen Thurm und Hallen,
Die Burg veräſchert und zerfallen.
Ein Hüttlein ſtand am Waldesſaum
Gelehnt an einen Lindenbaum,
Hier lebte mit dem Wild im Tann
Dereinſt ein greiſer, heil'ger Mann;
Nun war er todt. — Vom ſtillen Haus
Blickt' Lanzelot in's Thal hinaus:
Er ſah in abendlicher Helle
Manch' alte, wohlbekannte Stelle,
Er ſah ſein ganzes Jugendleben
Verklärt durch dieſe Räume ſchweben,
Des Knaben Spiel, des Helden That,
Der Liebe Lenz, der Schmerzen Saat.
Wo iſt nun Feſtſchall und Turnei?
Kampf, Luſt und Liebe ſind vorbei,
All Deines Lebens Wonnen
Sind wie ein Traum zerronnen.
Zum Fluch ward Schönheit Dir und Huld,
Und tief am Herzen nagt die Schuld. —

Das Thal beginnt zu dunkeln,
Die ſchneeigen Wipfel funkeln;

Blutrothe Wolken wallen
Ob den zerſtörten Hallen.
Da tritt der müde Held beiſeit
Und weint um ſeine Jugendzeit. —
Dann nimmt er ſchweigend von der Wand
Des todten Klauſners Bußgewand
Und wirft ſich ſinnend ſchlummerlos
Auf des verlaſſ'nen Lagers Moos.

Hier lebte der gewalt'ge Held
Ein friedlich Leben fern der Welt,
Er dachte der Vergänglichkeit,
In Wehmuth löſte ſich ſein Leid.
Die Sehnſucht zwang ſein ſtarker Wille,
Und in ſein Herz kam ernſte Stille. —
Nur ſelten hielt ein fremder Gaſt
Bei der verborg'nen Klauſe Raſt;
Doch weithin klang zur Abendzeit
Sein Glöcklein durch die Einſamkeit. —

Die Raben flogen auf vom Grunde,
Durch's Land erſcholl die Todtenkunde.
Sie fand auch durch den wilden Wald
Ginevra's ſtillen Aufenthalt:
Der Herrin Aug' begann zu beben,

Sie ſtürzte nieder ohne Leben.
Zwölf Tage rang ſie mit dem Tod,
Vor ihrem Blick war's purpurroth:
„Da kommt das Menſchenblut gefloſſen,
Das meinetwillen ihr vergoſſen.
Helft mir, ich muß ertrinken, —
Laßt mich nicht unterſinken!“ — —
Ihr Leib genas, doch ohne Ruh'
Kehrt ſich ihr Geiſt dem Unheil zu.
Durch ihre Träume wallten
Grabfinſtere Geſtalten.
Nie kam mehr eines Lächelns Licht
Auf ihr geſenktes Angeſicht;
Niemehr begehrten ihre Lippen,
Vom Kelch der Jugendluſt zu nippen, —
Nach Thränen nur ſtand ihr Begehr,
Sie hatte keine Thränen mehr. —
Darf ſie, verfolgt von Fluch und Klagen,
Sich noch in's off'ne Leben wagen? —
Wer wird für die Verlor'ne fechten,
Wenn Erd' und Himmel mit ihr rechten?

Es war am erſten Weihnachtstag,
Schnee deckte Thurm und Kloſterhag,
So trüb wie heute klangen nie

Die Glocken von Ambresbury.
Welch' ſchweigend ernſte Feier!
Ginevra nahm den Schleier.
Ihr Nacken ward des Schmuckes baar,
Zerſchnitten fiel ihr gold'nes Haar, —
Jedoch die Laſt der Schmerzen
Fiel nicht von ihrem Herzen.
Ihr dünkt das Bußhemd, das ſie trug,
Der Zwang des Kloſters nicht genug;
Was ſie im Innern nicht errang,
Schafft ihr nicht Meß und Chorgeſang,
Sie fleht im Wachen und im Schlafe
Beim Gott des Heils um ihre Strafe.

Bald ward in dem verwaiſten Land
Der Herrin Zufluchtsort bekannt,
Und arme Pilger ohne Zahl
Durchwanderten das Kloſterthal.
Ginevra reichte Trank und Labe
Und ließ ſie zieh'n mit reicher Gabe. —
Ein Wand'rer that zur Abſchiedsſtund'
Ihr Lanzelots Entſagen kund;
Da nickte ſie und ſprach kein Wort, —
Und wundernd zog der Wand'rer fort.

Die Zeit gieng hin, das Jahr entſchwand,
Ein neuer Lenz umfieng das Land,
Um all des Winters Grau'n und Schrecken
Mit grüner Nacht zu überdecken.
Auf ſchwankem Zweige ſchnäbelt wieder
Der Fink mit zitterndem Gefieder;
Die Lerche und die Nachtigall,
Sie ſingen mit berauſchtem Schall
Durch's rauhe Weltgetriebe
Das ew'ge Lied der Liebe.
Mit Laub iſt jeder Fels umhüllt,
Mit Roſen jedes Thal erfüllt,
Und drüber wallt durch blaue Luft
Der Frühlingswolken Silberduft.

Da ſchleicht aus hochbeſchilftem Moor
Ein fellumhang'ner Mann hervor;
Ein Schwert hängt bloß an ſeiner Seite,
Den Dolch umkrallt er wie zum Streite;
Sein Bart iſt lang, ſein Haar iſt wirr,
Die ſchwarzen Augen wild und irr,
Aus ihren tiefen Höhlen bricht
Wie Wahnſinn oft ein zuckend Licht.
Nun ſteht er ſtill, er athmet ſchwer;
Goldſonnig liegt der Wald umher.

Er flüſtert eifrig vor ſich hin:
„Wer wird mir ſagen, wer ich bin?
Am jüngſten Tage muß ich's wiſſen.
Man hat den Namen mir entriſſen.
Denk' nach! — Neu Laub hängt rings im Wald:
Der jüngſte Tag kommt nicht ſo bald! —
Was muß ich ſo alleine wandern?
Doch ja, — begraben ſind die Andern.
Nach einem Freund nur ſuch' ich lang;
Wär' er bei mir, wär' mir nicht bang.
Den Namen lehr' ich alle Winde,
Doch keiner ſagt, wo ich ihn finde:
Mordred! Mordred! Wo birgſt Du Dich?
Durch alle Lande jagſt Du mich.
Wohl weiß ich, Du biſt noch nicht todt:
Wie war das Feld von Blut ſo roth!
Kalt war die Nacht und heiß die Wunde,
Du ſchleppteſt Dich zum Nebelgrunde,
Dort rangeſt Du mit Wolf und Fuchs,
Bis Dir die Schulternarb' verwuchs.
Ich ſeh' Dich kriechen blaß und hager,
Des Bären Höhle iſt Dein Lager,
Der Winterhimmel iſt Dein Saal,
Und blut'ge Klumpen ſind Dein Mahl.

Hu, wie mich friert! Lauf' zu, lauf' zu!
Du ſchreiſt die Todten aus der Ruh'."

Und keuchend rennt der bleiche Mann
Bergauf, bergab im grünen Tann.

Da liegt vor ihm zur Mittagszeit
Ein tiefes Thal in Einſamkeit.
Heiß brennt die Maienſonne nieder,
Er ſtreckt am Bergeshang die Glieder
Und ſpäht durch all den Duft und Schein
In's weitgeſchlung'ne Thal hinein.
Am Fuß des Berges liegt verſteckt
Ein Kloſterdach mit Grün umheckt,
Das Gartenpförtlein glänzt herüber,
Ein rother Thalweg führt vorüber.
„Ich dacht' in meiner Schülerzeit
Nach Ruhm und Mühſal, Fahrt und Streit
Im Kloſter friedlich zu verſterben,
Das ew'ge Heil mir zu erwerben. —
Wo iſt das Weib, das mich verführt,
Ein Höllenlager mir geſchürt?
Ich Thor! Gefangen war ſie ſchon,
Da iſt ſie mir bei Nacht entfloh'n.
Doch folg' ich ihr auf Flammenſohlen,

Sie hat mein Ew'ges mir geſtohlen.
Mein Gaumen dorrt, mein Hals iſt Gluth, —
Ich lechze nach der Feindin Blut!"

Thalabwärts zog ein Wandersmann
Und pocht' am Kloſterpförtlein an.
Die weiße Thüre knarrte helle,
Ginevra wandelt auf die Schwelle. —
Da ſchreit der irre Mann im Walde
Und ſtürmt hinab die Bergeshalde.

Der Wanderburſch mit hellem Ton
Zog ſingend durch das Thal davon,
Bald ſchwand er in den Blüthenbäumen;
Ginevra lauſcht in tiefen Träumen.
„Glückauf, du junger Wand'rer du!
Du ziehſt wohl frohen Menſchen zu." —
Da ſchreckt ſie eine Fauſt empor,
Und Worte gellen ihr in's Ohr:
„Du trauernd Liebchen, harrſt Du mein?
Ach, nur ein König darf Dich frei'n.
Was lebſt Du noch, verlaſſ'ne Braut?
Ich hab' der Hölle mich getraut!"
Sie wankt, vor Schrecken halbbewußt, —
Da fährt ein Stahl ihr in die Bruſt.

Sie wendet ſich und ſieht den Mann
Mit einem Todesblicke an:
„Mordred!“ — Sie hält vor's Aug' die Hand
Und taumelt blutend in den Sand.

Ihm aber zuckt es durch das Hirn,
Er preßt die Fäuſte vor die Stirn;
Ihn ſchlug der holden Stimme Klang, —
Und ſeines Geiſtes Band zerſprang.
„Mordred! Bin ich's? — Ich hör' ein Rufen,
Wo der Cherub ſteht an des Thrones Stufen.
Lenzhimmelsluft umrauſcht mich kühl, —
Wie war der Schlaf im Grab ſo ſchwül!“
Nun ſinkt ſein Blick, er ſchaut ſich um,
Sein Auge ſtaunt, ſein Mund wird ſtumm:
Er ſieht den letzten Trug entſchweben
Und findet wundernd ſich im Leben, —
Und vor ihm liegt auf blut'gem Grund
Ginevra mit verblaßtem Mund.
Wie oft an wetterſchwülem Tag
Den Dunſt zerreißt ein Donnerſchlag
Und blendend blaues Himmelslicht
Hell durch den Riß der Wolken bricht,
So ſtrahlt durch ſeiner Seele Nacht
Der alten Liebe Flammenmacht, —

Doch strahlt sie nur, um Schmerz und Schrecken
In ihren Tiefen aufzuwecken.
Sein Dolch ist blutgeröthet: —
Er selbst hat sie getödtet. —
Noch einmal wagt er ihr voll Grau'n
In's schöne Angesicht zu schau'n. —
So blicken durch der Hölle Schlot
Verdammte in das Morgenroth —
Dann stürzt mit wilden Sinnen
Er ruhelos von hinnen.

Sein Tag ist farblos, ohne Schein,
Ein Abgrund ist sein ganzes Sein,
Grau, ewig tief und uferlos,
Und alles Leben birgt sein Schooß.
Fort eilt er blutig und bestaubt,
Die Sonne sengt sein müdes Haupt.
Wohin? Wohin? Die lichten Matten
Ertragen nicht des Frevlers Schatten.
Flieh' weiter über Land und Meer,
Das Grauen wandelt vor Dir her, —
Und suchtest Du im Aetna Ruh',
Er spiee Dich den Wolken zu!

Aus klaren Höhen tauchen Sterne,
In blauem Purpur schwimmt die Ferne;

Tiefſchweigend dunkelt Wald und Feld,
Und Schlummerſehnſucht ſtillt die Welt.
Da tönt von Weitem ſanft und helle
Ein Glöcklein aus der Waldkapelle.
Mordred ſteht ſtill, — das Glöcklein läd't
Den nächt'gen Wand'rer zum Gebet, —
Er kann nicht beten, ſeine Pfade
Zieh'n fernhinab vom Ort der Gnade.
Doch dieſer Klang, er führt ihn weit
Zu längſt vergeſſ'ne Jugendzeit,
Und durch des finſtern Mannes Sinn
Weht's mahnend wie Verheißung hin.
Ihn drängt's, dem Klange nachzugeh'n,
Ein menſchlich Angeſicht zu ſeh'n
Da glomm ein Licht am Waldesſaum:
Ein Klausner ſaß beim Lindenbaum.

Mordred kam näher: „Fürchtet nicht
Mein friedeloſes Angeſicht.
Der Hölle Fürſt iſt meiner ſatt,
Ich bin ein welk verbranntes Blatt,
Hinweggeweht vom Baum des Lebens;
Schmerz, Grimm und Reue ſind vergebens.
Ich komme nicht, um Euch zu klagen,
Ihr ſollt von Troſt kein Wort mir ſagen; —

Doch laßt mich einem Menſchen künden
Den Herbſt und Winter meiner Sünden.
Ihr ſeid ein ſchuldlos heil'ger Mann:
Beim Gott der Langmuth, hört mich an!"

Der Mönch fuhr auf, doch ſprach er nicht
Und zog die Kappe vor's Geſicht.

„Vernehmt," fuhr Mordred düſter fort,
„Verrath und Ehebruch und Mord!
Ich war auf Erden weit bekannt,
Mein Name ward mit Preis genannt,
Mein König war mir treu gewogen, —
Ich hab' auf's Schnöd'ſte ihn betrogen.
Ich hab' ſein graues Haupt entehrt,
Sein Herz mit Scham und Gram beſchwert,
Ich ſtieß ihn weg von Thron und Leben:
Hat Gott dem Lucifer vergeben?"

Heiß ward des Klausners Wange,
Er ſprach mit dumpfem Klange:
„Vergeb' Euch Gott in Chriſti Namen!" —
„Weh," ſprach der Wand'rer, „Amen, Amen!"

„Ich lebte einſam, ſtreng und ſtet
In Kampf und Mühſal und Gebet.

Da packt die Sünde meinen Leib:
Ich buhlt' um eines Andern Weib, —
Und wie die Sturmfluth riß mein Minnen
Ein ganzes Heldenvolk von hinnen."

Heiß ward des Klausners Wange,
Er sprach mit dumpfem Klange:
„Vergeb' Euch Gott in Christi Namen!" —
„Weh," sprach der Wand'rer, „Amen, Amen!"

„Nie hat mir Huld das Herz erhellt,
Sie liebt' ich einzig auf der Welt, —
Und heut mit blinder Mörderlust
Stieß ich den Dolch ihr in die Brust!" —

Da schrie der Mönch und fuhr empor,
Ihm flimmt das Aug', ihm braust das Ohr.
„Ginevra!" — Ihm versagt die Stimme,
Dann ras't er auf in mächt'gem Grimme:
„Mordred, das mag Dir Gott vergeben!
Ich aber tilg' Dich aus dem Leben!"

Er lief nach seinem Schwert in's Haus,
Die schwarze Kutte zog er aus
Und stand im blauen Festgewand,

Gewoben von Ginevra's Hand.
Es war der Preis, den er von ihr
Empfieng zu Pfingsten beim Turnier,
Er hielt's als Klausner noch in Ehren
Und mocht' es keinen Tag entbehren.

Da wehten auf die Wolkensäume,
Der volle Mond durchstrahlt' die Bäume.
Doch Mordred riß mit beiden Händen
Das bloße Schwert von seinen Lenden:
„Die Beichte war unheil'ger Spott!
Ihr seid mein Todfeind Lanzelot!"

Sie hielten beide unbewehrt
In nackter Hand ein nacktes Schwert,
Und fürchterlich begann der Streit
Lautlos in nächt'ger Einsamkeit.
Sie hau'n mit weitgeholtem Schwung,
Sie schirmen sich mit wildem Sprung,
Sie strecken sich, sie ducken nieder,
Sie stoßen wüthend hin und wieder;
Blut sprudelt vor ihr Augenlicht,
Blut strömt in's Gras, sie achten's nicht.
Es stürmt ihr Herz, ihr Athem ächzt,
Ihr Arm wird lahm, ihr Gaumen lechzt. —

Sie kämpfen fort, bis ſie erblaſſen
Und ſtumm die Fäuſte ſinken laſſen.
So ſteh'n ſie keuchend ſich entgegen,
Zu matt, die Schwerter zu bewegen;
Aus ihren Blicken flammt die Wuth,
Aus ihren Adern kocht das Blut. —
Da gellt ein Schrei von Mordreds Mund,
Und todt hinſtürzt er auf den Grund.

Von Lanzelot ſchwand Haß und Hoffen:
Er fühlt im Leben ſich getroffen.
Da hallt ein Hufſchlag durch den Tann,
Ein Kloſterfaſſe ſprengt heran:
„Hochedler Herr, ich komm' im Flug,
So ſchnell mein ſtarkes Roß mich trug.
Mich ſchickt der Königin Gebot,
Die hohe Frau liegt auf den Tod;
Ein Mörderdolch durchbohrte ſie
Am Thore von Ambresbury.
Sie kann nicht zu den Todten geh'n,
Eh' ſie noch einmal Euch geſeh'n.“ —
„Steig' ab!“ ſprach Lanzelot, und ſchnell
Half ihm zu Roſſe der Geſell.
Fort jagt der Held mit Sturmsgewalt
Hin durch den mondbeglänzten Wald,

Blut rieſelt über ſeine Glieder
Und tropft vom Bug des Roſſes nieder;
Er aber hält die Rechte feſt
Auf das todwunde Herz gepreßt —
Und reitet, reitet ohne Ruh'
Windſchnell dem fernen Kloſter zu.

Ginevra lag in Sterbensnoth,
Verblichen war der Lippen Roth,
Doch über ihrem Antlitz lag
Ein ſelig milder Friedenstag.
Sie fühlt auf's Neu' des Himmels Huld,
Ihr Loos erfüllt, geſühnt die Schuld, —
Und wie die Schattenbilder bleichen
Und Gram und Reue leis entweichen,
Da kehrt der alten Tage Glück,
Die alte Liebe kehrt zurück,
Vom Schmerz geklärt, vom Tod geweiht,
Der Herold der Unſterblichkeit.
Dahin iſt des Gewiſſens Schwanken,
Verſunken ſind der Menſchheit Schranken,
Gelöſt vom irdiſchen Geſchlecht
Hält frei das Herz ſein ew'ges Recht.

Ginevra liegt im Lauſchen,
Die Frühlingsſtürme rauſchen;

Ihr Herz mit flücht'gen Flügelſchlägen
Strebt dem geliebten Freund entgegen;
Die Seele zaudert im Entſchweben,
Die Sehnſucht zieht ſie noch in's Leben. —
Da trabt ein Roß vom Bergeshang,
Und eine Stimme hallt im Gang. —
Ginevra horcht von Nacht umſtrickt:
Er iſt's! Er iſt's! — Ihr Herz erſchrickt,
Ihr Herz ſteht ſtill. — Es iſt geſcheh'n:
Sie ſoll ſein Antlitz nimmer ſeh'n.

Er tritt erbebend in die Kammer,
Lang ſteht er fern in ſtummem Jammer,
Dann naht er ſtill und neigt ſich dicht
Auf ihr entſchlaf'nes Angeſicht,
Von ſeinem Herzen ſinkt die Hand,
Das Blut durchſtrömt ſein Feſtgewand.
Sein Auge ſchweigt an ihrem Bild,
Er koſ't ihr Haupt und lächelt mild,
Er küßt ſie leis und lächelt wieder, —
Und ſterbend ſinkt er zu ihr nieder.

Sie ruh'n in heil'gem Liebesbund
Die bleichen Schläfer Mund an Mund,
Und Friede glänzt auf ihren Wangen,

Und Friede hält ihr Herz umfangen.
Still heimlich liegt das Brautgemach; —
Doch draußen wird's im Garten wach,
Der Frühling weckt sein Lustgesinde,
An's Fenster flattern Laubgewinde,
Und ferne singt im grünen Tann
Ein Vöglein hell den Morgen an.

Kurze Bemerkungen.

1. Arthur (wäliſch Arth Bär ur gewaltig) der ſagenhafte König der Briten, der Beſieger der Sachſen, der Gründer der Tafelrunde, an welcher er alle edlen und berühmten Ritter um ſich verſammelte, iſt der Mittelpunkt der reichen wäliſch-bretoniſchen Heldendichtung.

2. Graal, die Schüſſel, in welcher der Sage nach Joſeph von Arimathia das Blut des Erlöſers auffieng, iſt das höchſte myſtiſche Symbol des chriſtlichen Ritterthums. Die äußern und innern Kämpfe, welche der Ritter Parcival (wäl. Peredur) zu beſtehen hatte, bis er würdig erachtet wurde, König des Graals zu heißen, ſind bekannt aus dem Gedichte Wolframs von Eſchenbach.

3. Merlin, der Zauberer, den Satan mit einer chriſtlichen Jungfrau zeugte, wacht mit ſeinen übermenſchlichen Kräften über Arthur und deſſen Reich, bis er durch ein Zauberwort, das er unbedachter Weiſe ſeiner Geliebten, der Fee Viviane, anvertraut, auf ewig in einen Weißdornbuſch des wunderreichen Waldes von Broceliand (in der Bretagne) ge-

kannt wird. S. Schlegels Geschichte des Zauberers Merlin und Immermanns tiefsinnige Tragödie.

4. Iwein, (wäl. Owain) der Ritter mit dem Löwen, verläßt im Leichtsinn seine edle Gemahlin, die Dame von der Quelle, und wird erst nach langen Leiden, die ihn bis zum Wahnsinn bringen, wieder mit ihr ausgesöhnt; behandelt von den Dichtern Chrestien de Troyes und Hartmann von Aue.

5. Erec (wäl. Geraint) und die Geschichte seines weichlichen Verliegens bei seinem jungen Weibe ist gleichfalls Gegenstand der Darstellung Chrestiens und Hartmanns.

6. Lanzelot (L'ancelot, ancillus Page, wäl. Mäl), der Sohn des Königs Ban von der Bretagne, wird nach seines Vaters Tod von einer Wasserfrau geraubt und erzogen, daher sein Beiname: du Lac; sein Liebesverhältniß zur Königin Ginevra (wäl. Gwenhwyvar), der dritten Gemahlin Arthurs, ist der Gegenstand zahlreicher Romane in allen Sprachen der mitteleuropäischen Literatur.

7. Tjost, justa pugna, franz. jouste, heißt der ritterliche Zweikampf zu Roß und zu Fuß.

8. (Pag. 9.) Mordred (wäl. Medrawd), der Sohn Belicents, der Schwester Arthurs.

9. Gawain (wäl. Gwalchmai Falke der Schlacht) ist eine Hauptperson der arthurischen Sage.

10. Joyeuse Garde heißt nach dem altenglischen Gedicht Morte Arthur die Burg, welche Lanzelot von Arthur zum

Geſchenk erhielt, als er einſt Ginevra im Gottesgericht von einer falſchen Anklage befreite.

11. Morgan, Fata (Fee) Morgana, iſt urſprünglich eine Meerfrau (wal. mor Meer, gwen Frau).

12. Avalon heißt die fern im weſtlichen Ocean gelegene Inſel der Seligen.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

Heinrich von Schwaben.

Eine deutsche Kaisersage

von

Wilhelm Hertz.

Leipzig & Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1862.

Druck von Gebrüder Mänicke in Stuttgart.

Frau Irene Kapitel

in freundschaftlicher Verehrung

zugeeignet.

O Schwabenland, wie liegst du weit!
Wie zieht in dieser Sommerzeit
Ein schwelgend Heimweh meinen Sinn
Nach deinen lieben Bergen hin!
Im Nachglanz von entschwundnem Glück
Lockst du den flüchtgen Sohn zurück.
Schön, wie mein junges Aug dich sah,
Liegst du vor meiner Seele da.
Der Schwarzwald ragt in blaue Luft
Mit Quellensturz und Tannenduft.
In seinen Schatten mögen nun
Die wandernden Gedanken ruhn.
Wald meiner Lust, ich bin bei dir,
Dein ew'ges Grün rauscht über mir,

Und meinem Herzen flüsterst du
Ein halbvergessnes Märchen zu,
Daß ich ein Lied vergangner Tage
Als Gruß von dir den Freunden sage.

Des Saliers Konrad starke Hand
Schuf streng Gericht im deutschen Land:
Der Zwietracht sollt ein Ende werden,
Und Friede sollte sein auf Erden.
Drum that er in des Reiches Rund
Dem Volk mit Brief und Siegel kund:
Wer Fehde führt, sei's Herr, sei's Knecht,
Der sei gebannt aus Ehr und Recht,
Und friedelos sei er gestellt
Auf die vier Straßen dieser Welt;
Verflucht, geächtet sei sein Haupt,
Sein Leben jedem Feind erlaubt,
Und seine Kinder sollen Waisen,
Sein Weib soll fortan Wittwe heißen;

Wird er bewaltigt und gefangen,
Soll er am dürren Baume hangen;
Den Leib, den mogen Wind und Raben
Und Gott die arme Seele haben.

Der hohe Richter fuhr durchs Reich,
Manch Frevlerantlitz wurde bleich.
Da folgte bald von Ort zu Ort
Die strenge That dem strengen Wort;
Denn wer dem Wort sich nicht ergeben,
Dem ging es hart an Leib und Leben.

Es saß zu Kalw im dunkeln Tann
Graf Luitpold, ein gewaltger Mann;
Sein Haupt war greis, doch stark sein Leib,
Und jung und blühend war sein Weib.
Sie wirkte stetig, sanft und mild,
Des ewgen Friedens lieblich Bild;
Er aber haßte jeden Tag.

An dem ſein Kampfroß müßig lag,
Und ſchweifte ſtets zu neuem Strauß
Vom finſtern Wald ins Land hinaus.
Da traf ihn Bann und Reichesacht,
Der Kaiſer kam mit Heeresmacht,
Er brach die Burg und ſchlug die Mannen
Und trieb ihn friedelos von dannen.

Die Gattin unterm Schildesrand
Entkam der Graf aus Mord und Brand;
Ihr Leib war ſchwer von holdem Segen.
Sie flohn auf unbetretnen Wegen
Thalabwärts über Schlucht und Halde
Und bargen ſich im tiefen Walde.
Die Herrin ſprach kein klagend Wort
Tiefathmend ſchritt ſie mühſam fort;
Bald aber brachen ihr die Glieder
Und ſchmerzlich ſeufzend ſank ſie nieder.
Da trug der Held die zarte Frau

Nach einem nahen Felſenbau,
Den Heiden einſt in grauer Zeit
Verſchollnem Götterdienſt geweiht.
Dort legt er ſie auf Laub und Moos,
Ihr fiebernd Haupt in ſeinen Schooß.
Kein Windhauch ſtört des Waldes Ruh,
Ihr fielen bald die Augen zu.
Der Graf in ſorgenvollem Sinn
Saß ſchlaflos bei der Schläferin.

Doch als der Tag zu glühn begann,
Ging er nach Beeren in den Tann,
Um mit des Waldes Gaben
Die matte Frau zu laben.
Sie aber nahm nicht Speis noch Trank,
Sie lag zum Tode ſchwach und krank, —
Und nach des heißen Tags Vergehn,
Da ward ihr Leib in jähen Wehn

Vom herbſten Mutterſchmerz durchſchnitten,
Den je ein ſterblich Weib gelitten.

Herr Luitpold ſah im Wald ſich ſtumm
Mit wilden Blicken rathlos um:
„Und ſei's mein letzter Tag auf Erden,
Dem armen Weib muß Hilfe werden.“
Dann nahm der Held im Harme
Die Frau in ſeine Arme
Und ſtieg mit ihr im Mondenſtrahl
Vom öden Berg zurück ins Thal.
Wohl ſcholl's wie Hufſchlag fern herbei,
Wie Hörnerſtoß und Jägerſchrei;
Wohl ſah er oft im Thal ein Blitzen
Wie Schwerter und wie Lanzenſpitzen, —
Doch wär's der Gang aufs Hochgericht,
Den alten Recken kümmert's nicht.

Bei Hirſchau vor dem Kloſterwald
Steht eine Mühle grau und alt;

Dort pochte der vervehmte Mann
Verhüllten Hauptes heimlich an.
Bald kam ans Fenster Lampenschein,
Der alte Müller ließ ihn ein
Und führt ihn aufwärts ins Gemach;
Auch seine Wirthin wurde wach,
Ein freundlich Weib mit Silberhaaren,
In Frauenpflege wohlerfahren.
Die brachte schnell an sichrer Stätte
Die qualverstörte Frau zu Bette,
Berieth und weihte sie sofort
Mit manchem zauberkräftgen Wort,
Nahm Band und Linnen aus dem Schrein
Und sprach ihr Trost und Hoffnung ein.

Indessen saß beim Räderbraus
Der Graf im Schatten vor dem Haus
Und spähte mit bewehrter Hand
Durchs mondbeglänzte Wiesenland.

Nicht lange saß er auf der Wacht,
Da hört er plötzlich durch die Nacht
Jenseits des Flusses Männer rufen
Und flinken Schlag von Rosses Hufen:
Dort kam in seiner Jäger Mitten
Der Kaiser selbst vorbeigeritten.
Ein Mann in wallendem Talar
Ritt ihm am nächsten in der Schaar,
Sein Arzt, mit dem er jeden Tag
Tiefsinnig ernster Rede pflag, —
Chrysostomos, der goldne Mund,
Dem aller Dinge Weisheit kund;
Vom Siechthum und der Kräuter Kraft
Da hatt er volle Wissenschaft;
Er kannte Wind und Vogelflug,
Der Erze und der Quellen Zug;
Er konnt im Aug der Menschen Wesen,
Ihr Schicksal in den Sternen lesen.
D'rum ritt er im Geleite

Dem Kaiser stets zur Seite;
Der lauscht auch heut dem weisen Mann,
Doch plötzlich hielt er winkend an:
„Horcht," sprach er, „horcht! Klingt nicht wie Mord
Der Klagruf aus der Mühle dort? —"
Chrysostomos blieb lauschend stehn:
„Dort liegt ein Weib in Kindeswehn. —"
Und weiter ging der Rosse Lauf,
Der Meister sah zum Himmel auf.
„Herr Kaiser," raunt er, „welch Gesicht!
Im Aether flammt's wie Kronenlicht.
Ist meine Kunst nicht ganz verloren,
Hier wird ein seltnes Kind geboren:
Dieß Kind wird Eure Tochter frein,
Dieß Kind wird nach Euch Kaiser sein,
Und an Gewalt im Erdenreich
Wird ihm kein zweiter Kaiser gleich. —"
Doch Konrad rief mit finstern Braun:

„Dich läßt ein Dämon Wunder ſchaun.“ —
„Nein“, ſprach der Meiſter, „theurer Held,
Der Trug iſt nur von dieſer Welt;
Doch wahrhaft und unwandelbar
Bleibt der Geſtirne reine Schaar,
Und nichts Unheiliges auf Erden
Kann ihren lichten Gang gefährden.“ —
„Traun,“ ſprach der Kaiſer, „ſiehſt du recht?
Erwirbt mein Kind ein niedrer Knecht?“
„Mein Aug iſt hell, und ſichern Blicks
Schau ich die Bahnen des Geſchicks.
Nie habt Ihr Wahn von mir vernommen;
Wie ich geſagt, ſo wird es kommen!“ —

Der Kaiſer hörte auf zu fragen;
Er ritt, den Mantel umgeſchlagen,
Das Haupt geſenkt in düſtrem Sinn
Allein am Waldesſaum dahin
Und ſprach ergrimmt in ſich hinein:

„Soll ich der Narr der Sterne sein?
Soll ich mit klarem Aug erblinden,
Mir selbst die freien Hände binden,
Und mich der eignen Kraft begeben,
Um wie ein Schatten hinzuleben?
Mich dünkt, ich werde mich erfrechen,
Das Netz der Sterne zu durchbrechen.
Und kann ich ihnen selbst nicht nahn, —
Das Diesseits ist mir unterthan:
So lang ich König bin auf Erden,
Soll ihre Macht zu Schanden werden!"

Dann rief er einen treuen Mann
Mit kurzem Wort zu sich heran:
„Dort in der Mühle ward heut Nacht
Ein feindlich Kind zur Welt gebracht.
Davon sei dir dieß Eine kund:
Ich haß es aus der Seele Grund
Und will nicht, daß es mir zum Groll

Das Licht des Tages ſchauen ſoll.
Drum kehre du ſofort von hier,
Vertraute Männer nimm mit dir,
Und trag den Knaben aus dem Haus
Mit eigner Hand zum Wald hinaus,
Dort aber, — dieß iſt mein Gebot, —
Dort gib ihm einen raſchen Tod,
Und komme nicht vor mich zu ſtehn
Als mit dem Wort: Es iſt geſchehn!“ —

Der Mann mit dienſtgewohnter Seele
Gehorchte ſchweigend dem Befehle.
Er wählte ſchnell ſich die Genoſſen
Bewehrt mit Schwertern und Geſchoſſen
Und kam auf ſchattendunklem Pfad
Der Mühle leiſen Tritts genaht.

Schon ſchlich er ſich ans offne Thor, —
Doch ein Gewaltger ſaß davor
Vom Haupt zur Sohle wohlbewehrt,

Auf seinen Knien ein blankes Schwert.
Der Jäger sah ihn an und stand
Den Speerschaft wiegend in der Hand
Und rief: „Wer sitzt dort auf dem Stein?
Weicht von dem Thor und laßt uns ein!“ —
Der Held sprang auf und blickte wild,
Vom Boden zückt er seinen Schild:
„Zur lichten Holle mögt ihr fahren!
Dieß Thor will ich vor euch bewahren.“ —
Da stürzt auf ihn der Speere Kraft,
Am Schilde dröhnt ihm Schaft auf Schaft.
Er steht, ein Fels in Ungewittern,
Umsprüht von Funken und von Splittern.
Dann aber kam's zum Schwerterstreit,
Und wie sie oft zur Winterszeit
Den Bären in der Waldschlucht Enge
Mit Schlägen trieben ins Gedränge,
So liefen nun den einen Mann
Die Jäger mordbegierig an.

Er aber ſtand und wankte nicht,
Und fielen auch die Schwerter dicht
Mit Raſſeln auf ſein Kettenhemd, —
Er ſtand, den Schild vorangeſtemmt,
Und ſchwang ſo grimmen Gegenſchlag,
Daß Feind um Feind am Boden lag.
Ihn ſchirmen die geflochtnen Ringe,
Doch ihnen ſchmettert ſeine Klinge
Die unbehelmten Scheitel ein.
Bald ſteht ihr Führer noch allein
Und zückt behend den mächtgen Schlägen
Sein kurzes Jägerſchwert entgegen.
Doch krachend bricht's ihm in der Hand,
Und nimmer länger hält er Stand.

Der Held verfolgt ihn durchs Gefild,
Doch hindert ihn ſein hoher Schild:
Noch ſtecken ſchwer in deſſen Spangen
Die Speere, die er aufgefangen;

Schon fühlt der Graf, wie ihn die Spitzen
Am Arme tief und blutig ritzen,
Und in des Zornes Ueberwallen
Läßt er den Schild zu Boden fallen.
Indessen rafft im flüchtgen Lauf
Der Jäger einen Wurfspeer auf,
Und unversehns zurückgewandt
Zielt er mit kunstgeübter Hand.
Dem Herrn gebrach des Schildes Wehr,
Und tief ins Herz fuhr ihm der Speer.
Er stand und faßte nach dem Schaft
Und in der Schmerzen wilder Kraft
Riß er ihn mit verbissnem Munde
Mit beiden Händen aus der Wunde.
Dann kam's wie Wehmuth über ihn,
Er strebt zurück mit schwanken Knien;
Die Hände hält er suchend vor,
Schon steht er an der Mühle Thor —
Doch Nacht umnebelt seinen Sinn,

Und auf die Schwelle ſtürzt er hin.
Was er gewollt, was er beſeſſen,
Sinkt ihm in ewiges Vergeſſen.

Der Jäger beugt ſich auf ihn nieder
Beſtaunend die gewaltgen Glieder.
Er ſchaut im Mondenlichte klar
Sein ſtolz Geſicht, ſein graues Haar,
Die ſtrenge Hoheit ſeiner Brauen —
Da faßt ihn ehrfurchtsvolles Grauen:
„Weh," ſpricht er, „welch ein edler Held
Ward hier durch meinen Wurf gefällt!" —
Doch dacht er an des Kaiſers Wort,
Und über den Gefallnen fort
Schritt er in's Haus, wie ihm befohlen,
Das todgeweihte Kind zu holen.
Still war's, es rührte ſich kein Schall
Als ſeiner Tritte Widerhall.
Die alten Leute waren ſchon

Bei Anbeginn des Kampfs entflohn
Und hatten ſich voll Angſt und Sorgen
In einer fernen Kluft verborgen.

Der Jäger ging dem Lichte nach,
Das hell aus einer Kammer brach.
Er trat hinein, — doch feſtgebannt
Verweilt er an der Schwelle Rand.
Ein Bette ſtand darinnen,
Und in zerwühlten Linnen
Lag ſtill ein blüthenweißer Leib,
In frühem Tod ein junges Weib.
Noch war die Qual durchkämpfter Stunden
Aus ihrem Antlitz nicht geſchwunden,
Doch um ihr Auge ſanft geſchloſſen
Lag's wie ein Lächeln ausgegoſſen,
Zur Kunde, daß ihr Geiſt im Frieden
Und ſchmerzverſöhnt dahingeſchieden,
Und in den Armen weich und lind

Hielt ſie ein neugeboren Kind,
Das ſog in erſter Lebensluſt
Halbſchlummernd an der todten Bruſt.

Der Mann trat ſcheu dem Bette nah:
„Wie eine Heilge liegt ſie da!“ —
So ſprach er, und ſein Blick ward mild
Vor dieſem traurig holden Bild.
Sein Herz begann zu ſchwanken
In ſtreitenden Gedanken:
Ihm iſt das Amt geworden,
Dieß zarte Kind zu morden,
Für deſſen kaum erblühtes Leben
Die ſchöne Frau ſich hingegeben.
Den Kaiſer plagt ein finſtrer Wahn;
Was hat ihm dieſes Kind gethan,
Das unbewußt um Lieb und Haſſen
Verwaiſt hier liegt und ganz verlaſſen!

In Wehmuth sprach er tiefbewegt:
„Warum ist mir dieß auferlegt?
Dem Kaiser schuld ich Hab und Blut,
Zum Henker doch bin ich zu gut.
Mein Herz und Arm sind kampfesmatt,
Ich bin des Mordens treulich satt.
Weh ob dem Herrn, den ich erschlug!
Mich dünkt, der Todten sind genug.
Mein Leib steht in des Kaisers Pflicht, —
Doch meine Seele schützt er nicht.
Nie hab ich ihm gelogen,
Doch heut wird er betrogen!"

So war's beschlossen, er umwand
Das Kind mit Linnen, die er fand,
Und schritt vom todtenstillen Haus
Aufathmend in die Nacht hinaus.
Da scholl ein milder Glockenklang
Vom Klosterthurm das Thal entlang:

In Chor und Gang und Zelle
Ward manches Fenſter helle:
Dort wallte ſchweigend Paar um Paar
Zum Mettenſang der Mönche Schaar.

Des Mannes Herz erfreute
Das tröſtliche Geläute,
Das in ſein Ohr verheißungsvoll
Wie eine Gottesſtimme ſcholl.
Bald pocht er an des Kloſters Thor,
Der alte Pförtner trat hervor.
„Nehmt, frommer Bruder,“ ſprach der Mann,
„Um Chriſti Huld dieß Knäblein an!
Es iſt von adlichem Geſchlecht,
Doch ärmer als der ärmſte Knecht.
Zum Waiſen ward's geboren,
Die Eltern ſind verloren,
Und ſeiner Unſchuld ſelber droht

Von mächtger Hand ein ſichrer Tod.
Drum nehmet Ihr's in treue Hut,
Verbergt das arme, junge Blut,
Und laſſet, was Ihr jetzt vernommen,
Niemals in Menſchenohren kommen!
Das kleinſte Wort wird ſein Verderben,
Und ohne Rettung muß es ſterben" —
Er ſchob, bevor ſein Wort zu Ende,
Dem Mönch das Knäblein in die Hände,
Und eh der Alte ſich beſann,
Enteilt er ſchon zum finſtern Tann.

Der Pförtner ſtand und ſtarrte bald
Aufs Knäblein, bald hinauf zum Wald.
Wie lang er trug des Amtes Laſt,
Noch niemals kam ihm ſolch ein Gaſt.
Drum ſchlich er hin auf raſchen Sohlen,
Des Herrn Befehle einzuholen.

Der Abt saß in der Bücherei,
Da kam der Mönch erregt herbei;
Er trug mit unberathnem Sinn
Das Knäblein sorgsam vor sich hin
Und brachte dem Gebieter Kunde
Vom Abenteuer dieser Stunde.
Da nahm das Kind der hohe Greis
Und küßt es auf die Stirne leis:
„Des Himmels Friede schirme dich
Vor Mördermacht und Mörderschlich!
Wie arg die Welt es mit dir meint,
Vor Gottes Auge steht dein Feind,
Und wär er Fürst ob allen Landen
Sein böser Wille wird zu Schanden!“ —
Drauf hieß der Abt zwei Brüder nah'n
Und sandte nach dem Kapellan.
Die kamen auf des Herren Wort,
Geleiteten das Kind sofort
Zum Weihbrunn in des Münsters Mitte

Und tauften es nach Chriſtenſitte.
Es hob's der Abt mit eigner Hand,
Und Heinrich ward's nach ihm genannt.

Als er zurück kam in die Zelle,
Da ſtand der Müller auf der Schwelle
Und hob mit Zittern an und Zagen
Von dieſer Schreckensnacht zu ſagen:
„Voll Todter liegt mein ſchmales Feld,
Darunter ein gewaltger Held.
Er kam verhüllt, ich kannt ihn nicht,
Doch ſah ich jetzt ſein Angeſicht.
Mein Dach muß ewgen Mordfluch tragen,
Mein Herr und Fürſt liegt dort erſchlagen!
Die Frau iſt todt, das Kind geraubt.“ —
Da wiegt der Abt das graue Haupt:
„Wie kommt's, daß Salomo der Weiſe
Sich müht nach des Herodes Preiſe?
Ihn ſättigt nicht des Einen Sterben,

Sein ganzes Haus ſoll mit verderben;
Solch gräuliche Gerechtigkeit
Iſt wahrlich Gott und Menſchen leid."

Die Todten hieß der Abt auf Schragen
Von Mönchen in den Kreuzgang tragen,
Daß ihnen in geweihter Erde
Ihr Recht und ihre Stätte werde.
Dann faßt er ſanft des Müllers Hand
Und ſpricht zu ihm abſeit gewandt:
„Das Knäblein iſt gerettet,
In Gottes Schutz gebettet.
Dem Herrn ſei Dank für ſeine Wahl,
Daß er den Schützling mir befahl!
Nun rüſtet Euch zur Reiſe
Und fahrt, wie ich Euch weiſe!
Fern von des Mordes blutgen Spuren
Führt es in unentweihte Fluren.

„Wo in der Sonne mildem Gold
Der Neckar helle Wogen rollt
Durch Rebenland und Garten
Um Kannstadt's graue Warten,
Dort liegt, entfernt der Menschen Qual,
Bergeinwärts ein verborgnes Thal.
Kein Laut erregt den stillen Tag
Als Grillensang und Amselschlag.
Grünschattig schwillt die Halde,
Und Wiesen blühn im Walde,
Dort grasen friedlich, bunt geschaart
Viel Ross' und Fohlen edler Art;
Und wo zum Teich sich staut der Bach,
Ragt einsam ein bethürmtes Dach;
Drin haust ein sturmergrauter Held,
Zum Vogt des Weidegrunds bestellt;
Der hegt im Hof und hegt im Tann
Des Schwabenherzogs Recht und Bann.
Er ist der Wirthe bester,

Sein Weib iſt meine Schweſter,
Der ſtets nur ſüße Güte
Im freudgen Herzen blühte,
Ihr bringt mit meinem Segen
Das Kind, ſie wird es pflegen."

Der treue Rath ward treu erfüllt:
Das Knäblein dicht im Korb verhüllt
Trug dienſtbereit der alte Mann
Auf grünen Steigen durch den Tann.
Er fand die lichte Waldesau,
Er gab das Kind der milden Frau,
Die nahm es voll Erbarmen
Und trug's auf Mutterarmen.

Geräuſchlos glitt der Strom der Zeit
Durch dieſes Thales Einſamkeit;
Die Wipfel ſproßten ſtill im Tann, —
Und herrlich wuchs das Kind heran.

Es wuchs zur Augenwonne
Im Liebesblick der Sonne,
Wie ſeine Mutter ſchön und weich
Und wie ſein Vater heldengleich.
Mit ſeines Pflegers Söhnen vier
Durchtummelt er das Waldrevier,
Daß er mit Muth die Seele,
Mit Kraft die Glieder ſtähle.
Auf wilden Roſſen ward er groß,
Er lernte Wurf und Lanzenſtoß;
Ihn freut es, wenn der Schild erklang
Und Feuer von den Schwertern ſprang.
Er ſchoß den Aar aus blauer Luft,
Er fing den Wolf in finſtrer Schluft
Und ſchwang vom grünen Weiher
Den Falken nach dem Reiher.

Daneben ward von Frauenmund
Ihm manche kluge Rede kund.

Sie lehrt ihn Zucht und Furcht des Herrn,
Doch andre Weisheit blieb ihm fern:
In Künsten der Scholaren,
Da blieb er unerfahren.
Nie saß er an ein Buch gebannt,
Solch kostbar Gut war nicht zur Hand.
Den Waffen war ergeben
Sein ritterliches Leben.

So in der Jahre stillem Segen
Wuchs er der süßen Zeit entgegen,
Da Herz und Aug erglühte
In junger Mannesblüthe.
Wie ward ihm da mit einem Mal
So eng, so arm sein liebes Thal!
Wie späht er da so gerne
Vom Berg im blaue Ferne!
Sein Sehnen flog im Frühlingsbraus
Mit Adlern in die Welt hinaus,

Als ſollt er dort in goldnen Tagen
Ein unbekanntes Glück erjagen.

Indeß er ſaß und Wunder ſann,
Kam durch den Forſt ein Klostermann.
Der kündet, daß in Gottes Frieden
Der edle Abt dahingeſchieden:
„Jedoch vor ſeinem ſelgen End
Befahl er mir dieß Pergament,
Daß auf dem ſchnellſten Wege
Ich's Euch zu Handen lege.
Er ſchrieb darauf in letzter Stunde
Für Euch geheime wichtge Kunde;
Die, wollt Ihr anders glücklich fahren,
Sollt Ihr behüten und bewahren.
Nun, ſprach er, iſt mein Haus beſtellt,
Und ſegnend ſchied er aus der Welt." —

Wie ſcheuchte da des Boten Wort
Vom Waldhaus Scherz und Lachen fort!

Einzog in ſeinen Mauern
Stillweinend ſanftes Trauern.
Doch wo jung Heinrich ging und ſtand,
Das Blatt kam nicht aus ſeiner Hand:
Der großen Zeichen ernſte Menge
In langen Zeilen ſchwarz und enge,
Sie blickten ihn mit mächtgem Bann
Verheißungsvoll verſchwiegen an,
Als ob in dieſem Briefe
Ein Zauberleben ſchliefe.

Da ging er mit entſchloßnem Sinn
Zu ſeinem greiſen Pfleger hin
Und ſprach: „Ob dieſem Pergamen
Muß ich in Noth und Sorgen ſtehn.
In ſeinen Zeichen liegt verwahrt
Manch Wiſſen wunderſamer Art;
Doch keiner von den Leuten
Kann mir die Zeichen deuten.

Drum gib ein Roß mir, edler Held!
Mich lüſtet's in die weite Welt;
Dort find ich wohl den weiſen Mann,
Der mir den Brief enträthſeln kann."

Wohl ſuchten da die Alten
Den lieben Sohn zu halten;
Doch wollt an ihm kein Rath gedeihn;
Er ſah ſo kühn und freudig drein, —
Sie mußten's ihm gewähren
Mit Seufzern und mit Zähren.

Es war ein lichter Sommertag,
Von Perlen blitzte Halm und Hag,
Da ritt beim erſten Lerchenſang
Jung Heinrich ſchon das Thal entlang.
Maiſonnenſchein, Wildroſenduft,
Die freie, blaue Himmelsluft,
Dazu das leichte Lebensblut,

Der süße klare Jugendmuth, —
Sie gaben in die Weite
Dem Knaben das Geleite.

Er ritt in heitrem Schweigen
Auf grünen Waldessteigen,
Bis er am Fuß bebautes Land
Und einen breiten Heerweg fand.
Hin ging's mit schlaffen Zügeln
An weichen Rebenhügeln,
Wo manch ein Kirchlein fern und nah
Aus dichten Blüthenbäumen sah,
Und bald vor einem Weg empor
Stieg Eßlingens gethurmtes Thor.

Gar festlich braust es drinnen
Auf Gassen und auf Zinnen.
Vom Dom scholl feierlich Geläut,
Die Brücke war mit Grün bestreut,

Die Zelter all im Prangen
Mit Kranz und Tuch behangen,
Und auf den Eichen groß und klein
Manch Banner flog im Morgenschein.
Zuhöchst im Golde sah man wallen
Den schwarzen Aar mit rothen Krallen,
Des Reiches heilges Zeichen,
Auf Erden sonder Gleichen:
Das that in Hoheit offenbar,
Daß hier der Herr zu Gaste war.

Der Kaiser war mit Scharen
Zum Hoftag hergefahren;
Auch seine Treuen allzumal,
Die lichtsten Räthe seiner Wahl,
Die waren vor des Thrones Stufen
In ernster Sache hergerufen;
Denn unversehns aus weiter Fern
Zwölf Boten standen vor dem Herrn

In morgenländiſch prächtgem Glanz,
Geſandt vom Herrſcher zu Byzanz,
Für ihres Wunderreiches Erben
Um Deutſchlands Kaiſerkind zu werben.

Am Rathhaus bei der Brunnen Rauſchen
Drängt ſich das Volk in ſtummem Lauſchen.
Dort ſaß ſeit frühem Morgen ſchon
Der Herr auf luftigem Balkon,
Um ihn der weiſen Männer viel:
Da flog manch ſinker Federkiel,
Und vor ihm lag auf Sammt und Gold
Manch koſtlich Pergament entrollt.

Bedächtge Reden floſſen, —
Der Ehbund ward beſchloſſen.
Da plötzlich wogt es im Gedränge,
Mit Flüſtern theilte ſich die Menge,

Und heiter kam mit holden Sitten
Der fremde Jungherr angeritten.

Wie sonnig sich sein Goldgelock
Auf seinen grünen Jägerrock!
Wie war sein Aug so rein und licht,
Wie zauberschön sein Angesicht!
In Wonnen staunten Jung und Alt
Auf seine herrliche Gestalt;
Manch Mägdlein hob sich auf den Zehn,
Dem Fremdling heimlich nachzuspähn,
Und alle riefen sonder Hehl:
Dieß Menschenkind ist ohne Fehl!

Er aber dachte: „Welch Gesumm!
Wie treibt dieß Volk sich müßig um!
Das ist ein unnütz Gaffen!
Ich seh hier manchen Laffen,

Doch Weise, welche Schriften lieben,
Die, dünkt mich, sind zu Haus geblieben." —

So ritt er durch der Städter Hauf;
Am Rathhaus schweift sein Blick hinauf.
„Hei," sprach der unerfahrne Mund,
„Da komm ich just zu rechter Stund!
Die Herren dort im Ringe
Die pflegen ernste Dinge.
Wie schaut der Greis bedachtsam drein!
Das muß ein grosser Schreiber sein." —
Er spornt sein Roß zum Söller vor
Und hält sein Pergament empor:
„He, weiser Meister, seid mir hold!
Empfangt Ihr gerne guten Sold,
Ei, so verdeutscht mir dieses Blatt,
Das mir mein Ohm geschrieben hat!" —

Der Kaiser hob die dichten Braun
Und wandte sich hinabzuschau'n.

Lang blickt er den verwegnen Mann
Mit scharfen Augen schweigend an;
Dann sprach er mild und lächelnd fast:
„Das ist ein wundersamer Gast!
Nie hab ich solchen Gruß vernommen.
Ihr Kämmrer, laßt den Knaben kommen!“
Jung Heinrich sprang zur Erd und band
Sein Rößlein an der Treppe Rand.
Dann ging er wo der Kaiser saß;
Der nahm den Brief und las — und las.

Wie oft die mittagstille Fluth
In regungsloser Bläue ruht;
Schlaff hängt das Segel, und im Boot
Entschlummert sorglos der Pilot: —
Da durch die Schwüle schwarz und schwer
Zieht qualmendes Gewölk daher;
Ein Wind kommt, der die Fläche fegt,
Daß mürrisch sich das Wasser regt,

Bis endlich ſich mit Schäumen
Die grauen Wogen bäumen, —
So durch des Kaiſers feſten Sinn
Fuhr erſt ein Schreck erſchütternd hin;
Dann jagten wild und wilder
Gedanken ſich und Bilder,
Bis ihm von tödtlich finſtrem Groll
Die ungeſtüme Seele ſchwoll.
Denn hier im Briefe ſchlecht und recht
Stand Heinrichs Herkunft und Geſchlecht:
Wie er vom Todesnetz umſtellt
Als Waiſe kam zur argen Welt;
Was ihm der Kaiſer Leid erſonnen,
Und wie er ſeinem Haß entronnen. —
Stumm hielt der Fürſt das Pergament,
Noch einmal las er's bis zum End,
Gebeugt das mächtige Genick,
Mit krauſer Stirn und düſt'rem Blick.

Wie ſprach dereinſt zu nächtger Stund
Chryſoſtomos, der goldne Mund?
Dieß Kind wird eure Tochter frein,
Dieß Kind wird nach euch Kaiſer ſein. —
Im Wind verwehte, was er ſprach,
Und Grabesſtille ward's darnach;
Manch Jahr verging indeſſen,
Das Wort blieb halb vergeſſen.
Doch heute, da aus fernen Landen
Die Werber vor dem Kaiſer ſtanden,
Und er mit Fleiß erwog, zu mehren
Des Reiches Heil, der Tochter Ehren, —
Da plötzlich trat in ihren Reihn
Der ungeladne Freier ein! —
„Was kommt er jetzt? Was will er hier?
Unheimlich ſteht er neben mir
Im Bund mit dunkeln Mächten,
Geſandt mit mir zu rechten.
Hab ich darum ſo manche Nacht

Im Zwiste mit mir selbst durchwacht?
Trof darum ungesühntes Blut
Auf meine Brust wie Feuersgluth,
Und rang mein Geist sich mühsam frei,
Daß Alles nun vergeblich sei?
Ich hab's in langen Stunden
Bezwungen und verwunden.
Traun, blieb mir auch der Friede fern,
Als Sieger wußt ich mich und Herrn, —
Und bin doch schmählich jetzt geschlagen
Und hab zum Spott die Schuld getragen.
Noch aber kann ich's wenden,
So soll der Streit nicht enden!
War's erst ein Schatten nur und Wahn,
Beim Tod, so sei es jetzt gethan!"

Doch plötzlich hielt er inne:
„Wo bleiben meine Sinne?

Da ſitz ich mit bereiftem Bart
Und wüthe recht nach Knabenart,
Daß Unbedacht und Reue
Sich ſchmachvoll mir erneue.
Was ſinn ich gleich auf Mord und Tod,
Als ſchüfe mir der Junge Noth?
Fürcht ich ein Wort, verwehten Hauch?
Sich ſelbſt vertraun iſt Heldenbrauch.
Solch blindes, taubes Glauben
Ziemt Blinden nur und Tauben.
Nein, mir zum Scherze ſoll er leben:
Wer zwingt mich, ihm mein Kind zu geben?
Noch bin ich Herr doch meiner That,
Und Schickſalsſpruch und Sternenrath
Verkehr ich zum Gelächter
Für kommende Geſchlechter.
Schon lärmt der Troß vor meinen Thüren,
Die Kaiſerbraut hinwegzuführen;
Drum dünkt mich, ſolch ein ſchmucker Knecht

Kommt mir zur Hochzeit eben recht;
Noch heut lad ich die Gäste ein, —
Er selber soll der Bote sein!

Der Kaiser sprach's und sah empor,
Sein Blick war ruhig wie zuvor.
Er winkt den Knaben zu sich her:
„Es ist ein seltsam Ungefahr,
Daß dieser Brief vor Allen
In meine Hand gefallen.
Traun keinem andern Wesen
Geziemt es ihn zu lesen.
Denn eine Kunde schließt er ein
Für mich — den Kaiser — ganz allein;
Mit ernster Mahnung alter Schuld
Befiehlt er dich in meine Huld;
Drum soll dir's, hoff ich, wohlergehn,
Willst du in meinen Diensten stehn." —

Jung Heinrich lüpft erſchrocken
Das Hütlein von den Locken:
„Ich ſeh wohl einem Thoren gleich, —
Hie ſitzt das heilge römſche Reich!
Doch will ſie Keiner nennen,
Wer ſoll die Herren kennen?
Von Pergamenten welche Pracht!
Ich hab mein Tage nie gedacht,
Daß zu des Reiches Nutz und Ehren
So viele Schreiber nöthig wären.
Mein Herr und Kaiſer zürnt mir nicht!
Nehmt ganz mich in Vaſallenpflicht!
Doch taug ich nichts am Hofe
Bei Schranz und Narr und Zofe.
Gebt mir ein Amt im Windesbraus,
Schickt mich auf Fahrt und Streit hinaus!
Viel Reiten und viel Jagen,
Das ſoll mir wohlbehagen.“ —

Der Kaiſer ſprach: „Das fügt ſich gut!
Steht in die Ferne dir der Muth,
So will ich dir ein Amt erſinnen,
Das führt dich heute noch von hinnen.
Denn eine Botſchaft muß ins Land
Hinaus nach Nürnberg auf den Sand,
Zu meinem Vogt, dem ich zumal
Mein Kind und meine Stadt befahl.
Du reite hin und, wer's auch ſei,
Trab an den Fragern ſtumm vorbei,
Und leg den Brief, den ich entſende,
Nur in des Grafen eigne Hände!“ —

Des Amtes war der Knabe froh;
Ein Rathsherr lehrt ihn wie und wo,
Und als vom Kanzler ſchön und klar
Des Kaiſers Brief geſchrieben war,
Da ſprengte Heinz mit luſtgem Sinn
Durch die bekränzten Gaſſen hin.

Es hing bei Dolch und Kürbisflasche
Am Gürtel seine Botentasche:
So ritt er freudig wie ein Held
Durchs dunkle Thor ins lichte Feld.
Hinflog er weite Strecken
Durch Städte, Flur und Flecken
Und sah nach dreien Tagen
Die Thürme Nürnbergs ragen.

Es war zu heißer Mittagszeit,
Im Blau kein Wölkchen weit und breit,
Die Felder öd und menschenleer,
Kein Wandrer kam des Wegs daher,
Nicht Vogel sang, noch Grille,
Die Stadt lag schlummerstille.
Der Knabe sprach: „Wo halt ich Rast?
Jetzt bin ich kein willkommner Gast:
Das brütet all in schwülem Traum;
Dornröschens Schloß ist öder kaum.

Der Thürmer auf der Wache,
Die Tauben auf dem Dache,
Die Bürger sammt dem Grafen,
Sie liegen all und schlafen.
Mich selbst beschwert die Sonnengluth,
Ich habe lange nicht geruht." —
Er lenkt abseits des Rosses Gang
Und ritt am Wall der Stadt entlang.
An Zinnen, Thurm und Scharten,
Da lag ein schöner Garten;
Er sah durchs angelehnte Thor
Manch zierlich Beet in buntem Flor,
Viel rankendes Gehege
Und grüne Schattenwege.
Er ritt hinein, welch süßer Duft!
Wie fächelt labend hier die Luft!
Da springt er ab, entschirrt sein Roß
Und legt sich, wo ein Bächlein floß.
Gar lieblich war die Stätte,

So weich ſein mooſig Bette.
Welch heimlich Wellenrauſchen!
Er ſchlummert ein im Lauſchen.

Es war zur ſelben Stunde,
So ſagt die alte Kunde,
Da ward im engen Burggemach
Ein ungeduldig Köpfchen wach,
Ein keckes Fräulein klug und klein,
Agnes des Kaiſers Töchterlein.
Sie ſprang vom heißen Pfühle,
Wie war die Kammer ſchwüle!
Welch Schweigen rings in Hof und Gang!
Dem Kinde ward die Weile lang.
Sie ließ die Spindel liegen
Und ſchlich ſich an die Stiegen,
Wo der Geſpielen holde Schaar
Beim Rocken ſanft entſchlummert war.
Die mußten all erwachen:

Dann unter Scherz und Lachen
Lief Hand in Hand der muntre Chor
Hinab zum Garten vor dem Thor,
Und flink zerſtreuten ſie ſich dort
Den Bienen gleich am luſtgen Ort,
Um ſich in Buſch und Hecken
Zu haſchen und zu necken.

Klein Agnes ſchlüpft im Laub geſchwind
Unhörbar wie ein Elbenkind
Und kam zum Quell, wo feſt und tief
Der wandermüde Knabe ſchlief.
Mit dämmerweichem Roſenlicht
Umfloß der Schlaf ſein Angeſicht;
Friſch lacht ſein Mund; nie kam vom Weib
Solch heitres Haupt, ſolch ſchöner Leib. —
Sie ſtand erſchreckt im Wieſenklee,
Gleichwie am Waldſaum ſtockt ein Reh;
Dann ſchlich neugierig ſie heran

Und hielt entzückt den Athem an.
Die Kniee bebten ihr, ſie ſaß
In ſeinem Rücken leis ins Gras
Und bog ſich vor in ſüßem Graun
Und ward nicht ſatt ihn anzuſchaun.
Er ſchien ſo froh, er ſchien ſo gut;
Da ward erweicht ihr herber Muth;
Sie zog nach ſeinen Wangen
Ein zärtliches Verlangen.
Es rührt ihr Herz ein ſehnend Leid
Mit Ahnung höchſter Seligkeit. —
So zwang die allgewaltge Minne
Des Mägdleins unerfahrne Sinne.

Indeſſen ſuchten durch die Flur
Die Jungfraun ihrer Herrin Spur;
Schon huſchten nah und näher
Die unwillkommnen Späher.
Da ſprang ins Freie ſie hinaus

Und trieb den Schwarm zurück ins Haus.
Nur einer rief sie, daß sie blieb;
Die war ihr vor den andern lieb.
Den Finger hielt sie vor den Mund
Und wies erröthend ihren Fund.
Betrachtend stand das holde Paar,
Und Agnes nickte: „Sag fürwahr,
Ist wohl in Himmelsauen
Ein süßer Bild zu schauen?
Wer ist der Knab? er schläft so tief.
In seinem Täschlein steckt ein Brief:
Ich hielt es nicht für Sünde,
Wußt ich, was drinnen stünde.“ —

Und lautlos ward der Brief geraubt;
Sie lehnten lesend Haupt an Haupt:
„Von meinem Vater kommt dieß Blatt
An unsern Grafen in der Stadt.“ —
Da ward das Fräulein weiß wie Schnee:

„Weh!“ sprach sie schmerzlich, „Ach und Weh!
Der Kaisersohn von Griechenland
Hat Werber nach mir ausgesandt;
Dem will man mich vermählen.
Mein Vater lasst befehlen,
Dass mich der Graf zum Hoftag führe
Im Schmuck, wie's einer Braut gebühre.“
Die Freundin sprach: „Erschrickst du so?
Mich macht die Kunde herzlich froh.
Ich soll dich schaun im Perlenglanz,
Im Scharlachprunk des Morgenlands,
Gleich einer Heiligen verehrt,
Vor allen Fraun beneidenswerth.“ —

Des Fräuleins Wange wurde roth:
„Ich wollt, ich läge lieber todt!
Der Eine wirbt um mich im Stillen
Und frägt mich nicht um meinen Willen;
Die Andern drauf beschließen frei,

Als hätt ich ſelbſt kein Wort dabei.
Ach meiner jungen Jahre!
Bin ich nur Magd, nur Waare?“ —
„Ei,“ ſprach die Freundin, „gib dich drein!
Wo ſollt ein beſſrer Freier ſein?
Er iſt der mächtigſte von allen,
Umdrängt von fürſtlichen Vaſallen.
Aus hohem Sinne liebt er dich:
Der edle Prinz iſt ſicherlich
Ein Mann von feinen Gaben,
Wie wir nicht einen haben.“ —
Da zürnt des Fräuleins Angeſicht:
„Schweig mir vom Mann, ich will ihn nicht.
Was iſt mir Prunk? Was iſt mir Macht?
Hab nie an einen Mann gedacht.“ —
Da ward ihr Auge trüb und trüber,
Zum Schläfer flog ihr Blick hinüber;
Sie neigt ihr Lockenhaupt bei Seit
Und weint in bittrem Herzeleid.

Dann aber sprach sie eifrig: „Nein!
Der Grieche soll um Andre frein.
Folgt ich so willenlos und blind,
Hieß ich nicht Kaiser Konrads Kind.
Und muß ich wirklich mich vermählen,
Will ich mir selbst den Gatten wählen.
Du weißt noch, wie im letzten Jahr
Der Herr bei uns zu Gaste war.
Nur einen Abend blieb er hier.
Mein Kind, sprach er im Scherz zu mir,
Ich hab an dich gar nicht gedacht
Und kein Geschenk dir mitgebracht.
Doch lachend gab er mir am End
Ein leeres Blättchen Pergament,
Darauf von seiner eignen Hand
Sein Namenszug geschrieben stand.
Hier, sprach er, schreib auf dieses Blatt,
Wornach dein Herz Verlangen hat. —
Noch liegt es leer in meinem Schrank;

Doch heute kommt mir's recht zu Dank:
Es mache noch in dieſer Stund
Den kaiſerlichen Willen kund,
Daß mir der Graf, ſo lieb er lebe,
Den Jüngling hier zum Gatten gebe." —

Nicht hörte ſie der Freundin Rath;
Sie lief nach ihrer Kemenat
Und kehrte bald in Angſt und Glück
Mit ihrem kleinen Blatt zurück.
Noch lag Jung Heinrich ſtill und ſchlief;
Ins Täſchlein ſteckte ſie den Brief
Und zog dann athmend, ohne Wort
Die ſorgenvolle Freundin fort.

So war in leiſen Stunden
Der Mittag hingeſchwunden.
Nun hauchten Lüfte friſch und mild,
Die Schatten wuchſen ins Gefild,

Und rege wurden Stadt und Aun;
Luſtwandeln gingen Herrn und Fraun;
Es ſummt und ſang in Laub und Korn;
Der Thürmer ſtieß mit Macht ins Horn;
Die Wagen raſſelten durchs Thor, —
Und Heinrich ſprang vom Schlaf empor.
Zu ſeinen Häupten ſtand ſein Roß;
„Hei," rief er, „dünkt's dich auch, Genoß,
Daß wir zu lange ruhten?
Nun gilt's, daß wir uns ſputen." —

Er ſprengte fort im Abendſchein
Und ritt zum hohen Thor hinein.
Gedenk des kaiſerlichen Winks
Sah er nicht rechts und ſah nicht links,
Bis er, das Brieflein in der Hand,
Im Saale vor dem Grafen ſtand.
Der rief den Burgkaplan heran;
Das war ein ſteinalt weiſer Mann.

Er nahm und las mit Wohlbedacht
Der Minne Brieflein ernſt und ſacht,
Kopfnickend, ſchwach und heiſer:

„Wir Konrad, deutſcher Kaiſer,
Entbieten Gruß und Wohlgefallen
Dem Grafen und den Bürgern allen
Zu Nürnberg unſrer guten Stadt —
Und thun euch kund durch dieſes Blatt,
Daß ihr ohn Aufſchub, unverwandt
Den Boten, den wir mit geſandt,
Den Jungherrn hold und auserwählt
Mit unſrem Töchterlein vermählt.
Gewärtig ſind wir allzugleich,
Daß ihr das Volk, ſo Arm wie Reich
Aus Stadt und Landſchaft weit und breit,
Ergötzt mit Feſt und Luſtbarkeit.
Deß achtet ſonder Lug und Liſt,
So lieb euch euer Leben iſt!“ —

Kein Ton erscholl, nicht laut, noch leis;
Denn sprachlos stand der ganze Kreis.
Jung Heinrich sah den alten Mann
Mit großem Aug verwundert an
Und rief gerührt: „Nun ist es klar,
Was in dem Brief verborgen war,
Den noch im Sterben mild und lieb
Mein Ohm, der Abt, dem Kaiser schrieb,
Daß er solch frommen Rath gegeben,
Das lohnt ihm Gott im ewgen Leben.“ —

Ein Page lief mit schnellen Schritten,
Das Fräulein in den Saal zu bitten.
Sie kam mit ihrer Mägde Schaar;
Der Graf reicht ihr das Brieflein dar.
Sie las und sprach mit schlauem Munde:
„Welch unerhörte fremde Kunde!
Ich bitt Euch, handelt mit Bedacht!
Habt sorgsam auf den Boten Acht!

Wer bürgt uns, daß der feine Gast
Den Brief nicht selbst zum Scherz verfaßt?“ —
Jung Heinrich trat entsetzt zurück:
„Glaubt Ihr von mir solch Bubenstück?
Ich bin's wahrhaftig nicht gewesen, —
Ich kann nicht schreiben und nicht lesen.“ —
Das Fräulein sprach: „Zeigt dieses Blatt
Den weisen Vätern unsrer Stadt
Und laßt sie rathen frank und frei,
Was mir und Euch das Beste sei.“

Die würdgen Männer kamen,
Sie sahn des Kaisers Namen,
Und mit besonnenem Verweilen
Erwogen sie die letzten Zeilen:
Deß achtet sonder Lug und List,
So lieb euch euer Leben ist! —
„Ei,“ sprach der Schultheiß ernst und klug,
„Dieß Schreiben dünkt uns klar genug.

Da ist kein gnädig Wort gespart
Recht in des Herrn leutseliger Art.
Verhüte Gott, daß wir im Leben
Solch weisem Rathschluß widerstreben!
Drum stimm ich unverholen:
Es sei, wie er befohlen."

Die Andern alle nickten Ja.
Jung Heinrich trat dem Fräulein nah
Und hing mit Blicken warm und licht
An ihrem zarten Angesicht:
„Weh," sprach er, „schafft der Brief Euch Leid,
So reut mich meine Lebenszeit.
Der Herr befiehlt nach Recht und Brauch;
Ich füge mich, so fügt Euch auch!
Man hat mich selbst nicht drum gefragt.
Ich will Euch trösten, wenn Ihr klagt,
Und will Euch dienen treu und hold,
Daß Ihr das Leid vergessen sollt." —

Sie reicht ihm ihre Hand zum Bund
Und küßt ihn lächelnd auf den Mund.

Durchs Dunkel ſchwamm der Abendſtern;
Doch blieb der Schlaf den Bürgern fern.
Reg war es auf den Dächern,
In Gaſſen und Gemächern.
Am Marktplatz bei der Feuer Schein,
Da flocht man Kränze, Band und Main.
Sie fegten Tenne, Tiſch und Teller;
Die Fäſſer wand man aus dem Keller;
Die Herde wurden hell entfacht;
Die Schlote qualmten in die Nacht;
Man putzte Wehr, Gewand und Roß, —
Und als der Tag ſein Gold ergoß,
Da ward in freudgem Prangen
Das Hochzeitfeſt begangen.

Wie's da von Mund und Saiten ſcholl!
Der Sänger Taſchen wurden voll,

Die Fahrenden von nah und weit,
Die Gaukler hatten gute Zeit.
Im Burghof sprengten zum Turnier
Die edlen Herrn in Waffenzier;
Dort saß der Frauen lichte Schaar
Mit Krönlein im gelockten Haar.
Manch Wimpel flog in blauer Luft;
Rings Laubgewind und Tannenduft;
Die Gassen vor der Sonne Brand
Mit Schattentüchern überspannt,
Darunter Tisch an Tisch gereiht,
Voll Becherschall und Lustbarkeit,
Und aus den Brunnen insgemein
Erquoll in Strömen rother Wein;
Dort machten Lain und Pfaffen
Mit Eifer sich zu schaffen.
Und Abends bei der Fidel Klang
Manch schmucker Bursch sein Mädchen schwang.
Manch' Antlitz glomm in Rosenpracht

Vom Fackelglanz der Hochzeitnacht,
Des Festes lautes Tosen
Erstarb in leisem Kosen.

Indessen saß in Sorg und Qual
Der Kaiser fern im Neckarthal
Und sah vom hohen Giebelhaus
Ergrimmt nach seinen Gästen aus.
Doch Stunde ging um Stunde,
Und Niemand bracht ihm Kunde.
Die Tage schlichen träg und matt,
Da ward er bald der Muße satt.
Er rief nach schnellen Rossen
Und ritt mit zwölf Genossen
Gen Nürnberg über Wald und Aun,
Um selber nach der Braut zu schaun.

Ein Knappe meldete von fern
Die Ankunft des erlauchten Herrn.

Der Graf mit seinen Degen
Ritt eilig ihm entgegen,
Die Rathsherrn all im Festgewand
Mit Lilienstengeln in der Hand.
Der Kaiser blieb verwundert stehn:
„Wie freut mich, euch so wohl zu sehn!
Ihr blühet recht den Engeln gleich,
Als kämen wir ins Himmelreich.“ —
„Ja,“ rief der Schultheiß dumpf und hohl,
„Es geht uns ganz pflichtschuldigst wohl.
Der Rath und alle Bürgerschaft
Ergötzen sich aus voller Kraft.
Seit Wochen schallt kein Hammerschlag,
Wir bankettiren Nacht und Tag.“ —
„Traun,“ rief der Kaiser, „sagt mir frei,
Was soll die schnöde Völlerei?“ —
„Kein schöneres Bestreben,
Als Euch nach Wunsch zu leben.
Wenn unser Herr sein Kind vermählt,

Ein Ketzer, der beim Brautgang fehlt!
Trank Einer dort noch sauren Wein,
Das müßt ein Reichsverräther sein!
Malvasier und Tokaier
Ziemt einzig solcher Feier." —

„Nun," sprach der Kaiser, „laßt euch Zeit!
Wärt ihr doch sonst so thatbereit!
Noch ist der Ehbund nicht geschlossen." —
„Doch!" sprach der Schultheiß unverdrossen,
„Mein Wort ist unerfüllt geblieben
Von Allem, was Ihr uns geschrieben:
Längst trauten wir am Hochaltar
Nach Christenbrauch das junge Paar." —
„Wem?" — rief der Fürst, ihm bebt der Laut,
„Wem habt ihr Agnes angetraut?" —
„Wem anders, als den Ihr genannt,
Dem Jungherrn, den Ihr uns gesandt!"

Der Kaiſer, wie vom Blitz getroffen,
Saß regungslos, die Lippen offen;
Ihm klang's aus blauer Ferne
Wie Siegesgeſang der Sterne
Er ſaß an Haupt und Arm gelähmt,
Das ſtolze Herz zum Tod beſchämt. —
„Zeigt mir das Blatt," ſprach er beklommen,
„Durch das ihr ſolch Gebot vernommen!" —
Der Graf entfaltet ihm den Brief;
Der Kaiſer las und ſeufzte tief:
„Die Züge ſollt ich kennen,
Ich will den Dieb nicht nennen.
Was hier der Wildling ſich beſcheert,
Hab ich im Voraus blind gewährt.
Ich ſteh gleich einem Thoren
Und hab mein Spiel verloren.
Was ich gedacht zu wenden,
Das half ich ſelbſt vollenden.
Und wagt ich nochmals neuen Strauß,

Die Scharte weg ich nimmer aus.
Es iſt geſchehn, — wer rührt daran?
Vor dieſes Wortes Wunderbann
Verſiegt die Kraft, verzagt der Wille,
Die Allmacht ſelbſt, hier ſteht ſie ſtille.
Und will ich nicht auf Erden
Zum Spott im Alter werden,
So muß ich's ſchweigend dulden;
Heut büß ich alte Schulden."

Indeß der Kaiſer trauernd ſann,
Zog eine goldne Schaar heran:
Es kam in Sang und Harfenlaut
Jung Heinrich mit der jungen Braut
Und ſank zu ſeinen Füßen,
Den Vater zu begrüßen. —
Der Kaiſer ſah mit Staunen drein:
So fraulich ging ſein Töchterlein,
Voll aufgeblüht in Frühlingspracht

Wie Roſen nach der Maiennacht.
Da rührt von dieſem Jugendlicht
Ein Strahl des Greiſen Angeſicht;
Da dehnt ſich ſeine Seele weit
Zurück in längſt vergangne Zeit.
Und in der Tochter grüßt ihn mild
Der todten Mutter bräutlich Bild.

Er rief: „Nun iſt mir offenbar,
Wer hier der rechte Freier war!
In Zweifel irrten wir und Wahn, —
Die Minne ging auf ſichrer Bahn.
Steh auf, Jung Heinrich, tritt zu mir!
Nimm du mein Schwert und mein Panier!
Du ſollſt mit Fug, wo ich dich fand,
Mein Herzog ſein im Schwabenland.
Und kommt mein Volk in Kriegsgefahr,
So führe du die Bannerſchaar!
Was wir geſät in Sorg und Müh:,

Des Reiches Heil wird hier erblühn.
Denn was man Schlimmes hier erlebt,
Vor dir und deiner Sterne Macht
Muß Haß und Neid erbleichen.
Dein Glück ist ohne Gleichen!“

Deutsche Sage im Elsaß

von

Wilhelm Hertz.

Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1872.

BIBLIOTHECA
[illegible]
MCLACHLANIS

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart

Vorrede.

Das Elsaß wird von wenigen deutschen Landen an mannichfaltiger Fruchtbarkeit erreicht, an Schönheit der Natur und Kunst, an geschichtlicher Bedeutung von keinem übertroffen. Aber auch keines hat dem großen Mutterland so viel Schmerzen bereitet. Welcher Deutsche, der — noch im vorigen Jahr — von den schwäbischen Bergen hinüberschaute nach dem blauen Höhenzuge der Vogesen, wandte nicht zuletzt seinen Blick in Wehmut und grimmender Scham hinweg? War doch das schöne verlorene Land am Rhein in all seiner Herrlichkeit ein Bild der entschwundenen Herrlichkeit des Reichs, das Kleinod unserer nationalen Ehre, verpfändet an den raubgierigen Nachbarn. Die Nachwelt wird uns beneiden, daß wir den Tag der Abrechnung erlebt, wo dieses Pfand mit Schwertschlägen wider eingelöst, die alte Schmach mit jungem Heldenblute getilgt wurde. Jetzt, da sich unserem Andenken an die große Vergangenheit unseres Volks kein schmerzliches Gefühl mehr beimischt, mögen wir auch an dem widergewonnenen Grenzland in alter Liebe, in altem Stolz unser Auge weiden und uns der ureverbten Züge deutschen Volkstums erfreun, welche die zweihundertjährige Fremdherrschaft trotz aller Gewaltätigkeit darin nicht zu verwischen vermochte.

Während der deutsche Gelehrte wie der deutsche Tourist die seinem Vaterlandsgefühl peinliche Berührung des Elsaßes

vermied und verwälschte Elsäßer von den deutschen Erinnerungen ihres Landes nichts wissen wollten, ja ihr Vorhandensein geradezu leugneten, widmete sich eine Anzahl elsäßischer Männer mit patriotischem Eifer der Erforschung ihrer altheimischen Sitte und Sage und sammelte die zerstreuten Ueberlieferungen mit solch unverdrossenem Fleiß, solch liebevoller Sorgfalt, wie sie nur deutschem Geiste eigen ist. Das Hauptverdienst gebührt Professor August Stöber in Mülhausen und dem verstorbenen Archivar Ludwig Schneegans von Straßburg, neben denen Heiß, Gustav Mühl, Ringel, Stoffel (Christophorus), Hetter (Friedr. Otte) rühmend zu nennen sind.

„Der Wanderer, sagt August Stöber (Oberrheinisches Sagenbuch 6), wird nicht wohl einige Stunden durch unser Land gehen können, ohne an einen von der Sage besungenen, durch Dichtung oder Geschichte verherrlichten Ort zu kommen." Ein redendes Zeugniß hiefür ist seine reichhaltige, wohlgeordnete, mit sachkundigen Erläuterungen und einer schönen Sagenkarte ausgerüstete Sammlung: Die Sagen des Elsaßes, 2. Ausgabe, St. Gallen 1858.

Es war eine trübe Zeit, in welcher sich diese deutsch fühlenden Männer um das bedrohte vaterländische Fähnlein schaarten, wohl bewußt, daß sie der von oben unaufhaltsam vordringenden Verwälschung gegenüber für eine hoffnungslose Sache kämpften. Nicht ohne Bewegung liest man die wehmüthigen Worte, welche der schon auf den Tod erkrankte Ludwig Schneegans einem Freunde schrieb: Wir alle müssen ausharren bis zum Ende, fest und unerschütterlich. Wie schwierig und wie wenig lohnend es auch immerhin sein mag, dem reißenden Strom sich entgegenzustellen, der allmälig unsere ganze Vergangenheit unterwühlt und unser altes, ehrwürdiges Nationalelement mit sich fortspült, mit dem wir noch so innig und un-

unlöslich mit unserem ganzen geistigen Sein und Wesen verwoben sind, so bleibt dies doch stets eine edle und uns ehrende Tat. Mich wenigstens soll die täglich wachsende Strömung dennoch nie zum Weichen bringen. Attinghausens Wahlspruch und Zuruf soll der meine bleiben bis zum letzten Atemzuge: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! — In einem andern Briefe äußert er über die von wälscher Seite geheuchelte Bewunderung und Zärtlichkeit für deutsche Sprache und deutsches Nationalelement im Elsaß: All dieß, vergessen wir es nicht, ist eitel Hohn und Spott. Es ist genau, als ob ich einen Krieger sähe, der dem von ihm erschlagenen, sterbend am Boden liegenden Feinde das Schwert noch einmal in die Hand gibt und ihm in schön gewählten Phrasen zuruft: Jetzt, mein Bester, verteidige dich: ich gebe dir dazu die vollständigste Freiheit. Ach, er der Sieger hat ja nichts mehr zu befürchten von dem Gegner: blutriefend und bereits mit dem Tode ringend liegt letzterer ja am Boden, und bald wird das Auge ihm brechen im Sterben! (Gustav Mühl, Ludwig Schneegans, eine biographische Skizze, Mülhausen 1864, p. 38 und 40).

Mit solch drückenden Gedanken ist der pflichttreue Forscher dahingegangen. Wie nahe die Hilfe war, konnte er nicht ahnen. Hat doch auch unsere kühnsten Hoffnungen die neue Zeit gewaltigen Schrittes überholt. Wie der Riese Antäus, wenn er seine Mutter, die Erde, berührte, wird das Deutschtum im Elsaß sich verjüngen in unüberwindlicher Kraft. Uns aber geziemt es, dem edeln Kämpfer für deutsches Wesen im Elsaß einen Ehrenkranz auf sein frühes Grab zu legen.

Ich glaube nicht allein, einem Interesse der Zeit entgegenzukommen, sondern auch eine patriotische Pflicht zu erfüllen, wenn ich die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf die Leistungen dieser

Manner hinzulenken und die Früchte ihrer Arbeit übersichtlich zu gruppieren versuche.

Der nachfolgenden Abhandlung liegt ein von mir im Frühjahr gehaltener öffentlicher Vortrag zu Grunde. Die Rücksicht auf einen meinem damaligen Publicum entsprechenden weiteren Leserkreiß hat mich bestimmt, alle zusehr ins Einzelne gehenden Ausführungen und literarischen Belege in den Anhang zu verweisen. Wenn dieser besonders durch einige beigegebenen sagengeschichtlichen Excurse über Gebühr angeschwollen ist, so wird mir, wie ich hoffe, der freundliche Leser, im Falle er dem Gegenstand dieser Schrift wärmere Teilnahme schenkt, Indemnität nicht versagen; im andern Falle wird er mir wenigstens zu gute halten, daß ich ihm alles an einzelnen Punkten sich häufende und dadurch den cursorischen Gang der Darstellung hemmende Material aus dem Wege geräumt habe.

München im December 1871.

Der Verfasser.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

II. Keltische Zeit.

Drei große Völker haben dem Boden und der Erinnerung des Elsaßes ihre Spuren eingedrückt: Kelten, Römer und Germanen.

In ferner Vorzeit, vor mehr als 2000 Jahren, bespülte der Rhein an beiden Ufern die kuppelförmigen Holzhäuser keltischer Ansiedler. In unbestimmbaren Jahrhunderten aus dem Osten vorgedrungen saßen hier die Gallier, jenes merkwürdige Muttervolk der Franzosen.

Schnurrbärtige Krieger mit gefärbtem Haar, eitel und putzsüchtig in auffallender buntgestreifter Tracht und weiten Hosen, mit goldenen Halsketten, Armbändern und Fingerringen über und über bedeckt; die Rüstungen mehr zum Prunk als zur Abwehr geschaffen, Helme mit hohen Aufsätzen, ellenlange Spereisen, riesige buntbemalte Schilde; von Charakter nicht bösartig und gastfrei, aber von leichterregter Wildheit und barbarischen Gewohnheiten: sie schnitten den Männern die Köpfe ab und schonten „selbst der Frauen" nicht; bildsamen, beweglichen Geistes und kunstsinnig, doch ohne gesunden Menschenverstand und in bigottem Aberglauben befangen; von einfacher Lebensweise und dennoch berüchtigt durch unnatürliche Laster. Leidenschaftliche, unruhige Parteigänger voll reizbarer Empfindlichkeit kamen sie schnell in Zwist und liebten den Zweikampf. Ebenso rasch bereit zu abenteuerlichem Beginnen als unbesonnen in der Ausführung

vermochten sie weder ihre eigene Kraft noch die des Feindes zu schätzen. Kindisch neugierig und leichtgläubig für Sensationsnachrichten faßten sie auf bloßes Hörensagen hin die tollsten Beschlüsse; immer hochtrabend im Ausdruck und tragisch gespreizt und gerne drohend; tapfere Männer, besonders im Norden, aber ihre Tapferkeit selbst durch bombastische Prahlerei in Schatten stellend; nie redseliger, als wenn es galt, sich selber zu loben und den Gegner zu schmähen, blieben sie trotz allen tatsächlichen Gegenbeweisen dabei, kein Volk auf Erden könne sich ihnen an Tapferkeit vergleichen; immer ohne Maß, jetzt tollkühn, jetzt verzagt; übermütig im Glück, weinerlich im Unglück, und doch auch nach großen Niederlagen mit kleinen Trophäen sich brüstend; furchtbar im stürmenden Anprall, aber der eisernen Ausdauer und scharfsinnigen Kriegskunst der Römer nicht gewachsen.

Diese Züge entlehne ich nicht etwa den Erfahrungen der jüngsten Zeit, sondern den Schilderungen des Cäsar, Strabo und Diodor. [2]

Drei Stämme dieses zahlreichen Volkes saßen am Oberrhein: Die Rauriker im südöstlichen Sundgau, die Sequaner im übrigen Sundgau und im Oberelsaß, die Mediomatriker im Unterelsaß. [3] Von ihnen hat das Elsaß die wichtigsten Namen seiner Berge und Flüsse (Vogesus oder Vosegus, Belchen, Donne ꝛc.; Rhein, Ill, Moder ꝛc.) und die ersten Städte erhalten. [4] Im Gegensatz zu den in Einödhöfen zerstreut wohnenden Germanen liebten die Kelten das Zusammenleben in größeren Ortschaften. Mehr als zum Ackerbau zeigten sie frühe Neigung und Geschick zum Handel, zum Bergbau und zur künstlerischen Verarbeitung von Erz und Silber. Eine ihrer bedeutendsten Metallwerkstätten war zu Helvetus (oder Helletus) an der Ill im Unterelsaß. Ueber das ganze Oberrheintal verbreiten sich durch Wälder und Fluren die Hügelgräber dieses

Volks, halbkugelförmige Erdaufwürfe von 30—60 Fuß im Durchmesser, mit unverbrannten Leichen, Waffen, Schmuck und Gefäßen. Unter dem Volke heißen sie Heidengräber, Heidenbückel, Hünengräber, Lei-Hubel (Lei, mhd. lê Grabhügel und Hubel — Hügel), auch schlechtweg Hubel, so der rote Hubel, der Espenhubel in der Rixheimer Haart, Todtenberge, Todtenköpfe. Die Bedeutung des Wortes Hüne (Riese) ist im Volke vergessen, daher die häufige Entstellung von Hünengrab in Hünergrab. Ein Hünerberg ist im Badischen bei Lörrach, ein Hünerhubel im Elsaß in der Nähe von Mülhausen. Der letztere, von Bäumen übergrünt, ist eine verrufene Stätte; selbst am hellen Tage droht dort Gespensterspuk; Schatzgräber wühlten in seinen Tiefen. Ein alter General, meinten Einige, liege darin mit vielem Geld. Beim Nachgraben fanden sich ein männliches und ein weibliches Gerippe mit den üblichen Beigaben.[5]

Keine bestimmte Ueberlieferung hat sich im Elsaß von dem Volke erhalten, das in diesen grünen Hügeln schläft. Glanz und Ruhm, wornach es so leidenschaftlich begehrt, sind im Grau der Zeiten erloschen. Die Heldenlieder seiner Barden, woran sich dereinst sein nervöser Nationalstolz berauscht, sind spurlos verschollen und mit ihnen seine Helden und Weisen. Nur an einzelnen Mauerresten haftet noch ein verdunkeltes Andenken. Das merkwürdigste Denkmal aus keltischer Zeit ist die sogenannte Heidenmauer auf dem Odilienberg südwestlich von Straßburg, wohl die heiligste Stätte des Landes, im Frieden ein Festplatz, ein Volkslager im Krieg.[6] Besonders reich an keltischen Altertümern ist das wildromantische Dachsburgerland (am Westabhang der Vogesen gegen Kaufmanns-Saarbrück).

Auf den waldigen Berghöhen, wo die keltischen Priester, die Druiden, einen geheimnißvollen schaurigen Götterdienst mit massenhaften Menschenopfern zu feiern pflegten, ist es noch heute

dem Volke nicht geheuer. Noch sieht man in den Steinkreißen auf dem Bollenberg bei Ruffach weiße Frauen um nächtliche Feuer tanzen (Stöber, Sagen p. 64). Eine bekannte keltische Opferstätte ist der Druidenkreiß der Ziegenburg bei Niederbronn über dem Schlachtfeld von Wörth; unbehauene Felsblöcke, ohne Mörtel auf einander geschichtet, umgeben im Dreieck den steinernen Opfertisch, eine ungeheure Felsplatte, die etwas abwärts geneigt und unten mit einer Rinne zur Aufnahme des Blutes versehen ist. (Steger, das Elsaß mit Deutsch-Lothringen. Leipzig 1871, p. 59).[1] Ein dritter Steinkreiß von hundert Schritt im Durchmesser auf dem Berge bei Wisch im Breuschtal heißt der Feengarten. Auch dort erscheinen, so erzählen die französisch redenden Talbewohner, zur Nachtzeit weißgekleidete Jungfrauen, Feen, und tanzen den Reigen. Sie hatten in uralter Zeit unternommen, von Berg zu Berg über das Breuschtal Brücken zu bauen; allein der Sturz ihrer Macht unterbrach den Bau, von dem nur noch die vielen zerstreut liegenden Steine Zeugniß geben. (Schweighæuser, Bas-Rhin 92.)

Im Feenglauben mischen sich Erinnerungen an keltische Göttinnen und ihre Priesterinnen. Der Name Fee, fata (Femininform aus fatum gebildet) Schicksalsgöttin, stammt aus römisch-keltischer Zeit. Die Sagen von den nächtlichen Feentänzen, welche zuweilen durch die Ankunft eines mit feurigen Rossen bespannten Wagens gestört werden, gehen auf alte druidische Mysterien zurück. Die Feen sind ganz eigentümlich keltisch; ihre Heimat ist Frankreich, wo sie noch in Aller Munde leben. In Deutschland wurden sie zuerst ums Jahr 1200 durch die unter französischem Einfluß stehenden höfischen Dichter der Ritterzeit, Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Zazikhoven, Gottfried von Straßburg eingeführt. Das mittelhochdeutsche Wort war feie (oder feine); aus der Kunstsprache entlehnt

und auf verwandte deutsche Götterwesen übertragen, begegnet uns das Wort in dieser alten Form noch in einzelnen deutschen Gegenden, wie in der Mark, in Hessen und in Tirol. Das jetzt übliche Wort Fee stammt aus den neueren französischen Märchen.

Streng geographisch läßt sich das Gebiet des Feenglaubens abgrenzen: das deutschredende Volk im Elsaß weiß nichts davon; die Scheidewand bildet der Kamm der Vogesen. Diesseits tritt der Feenglaube nur in den französisch redenden Tälern auf, z. B. in Urbis (Orbey) im Oberelsaß. Dort heißt ein das Tal überragender roter Sandsteinfels lo Faulé (le faux Dieu), der falsche Gott; auf ihm sollen dereinst die in die Berge verdrängten Heiden alle Christen, deren sie habhaft werden konnten, geopfert haben. Hinter Urbis streben gewaltige Granitwände empor, welche Elsaß und Lothringen scheiden; sie heißen les fayes (fées), die Feen, und werden vom Wanderer besonders im Winter und zur Dämmerzeit gefürchtet (Alsatia 1856—57 p. 136.)*

Wie mit den druidischen Steinkreißen (den Cromlech) werden die Feen auch mit den einzeln stehenden Steinpfeilern, den sogenannten Menhir oder Peulvan, in Verbindung gebracht, über deren symbolische Bedeutung die Meinungen schwanken. Sie finden sich in allen keltischen Ländern, besonders häufig in der Bretagne. In der Regel heißt sie das Volk Feenspindel, Feenkunkel (quenouille de la fée), Spill- oder Spindelstein. In der Gegend von Bitsch stehen zwei dieser Menhir, der Spillstein und der Breitenstein, jetzt ihrem Heidentum zum Trotz mit christlichem Bildwerk geziert. Im Dachsburgerland standen an der roten Saar drei Obeliskensteine beisammen; der mittlere größte war wie eine Spindel geformt und wurde auch Spille (Spindel) oder Kunkel genannt: Feen sollten ihn in der Schürze herbeigetragen und in die Erde gesteckt haben. Er wurde um

die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch einen Wetterbach unterwühlt und umgeſtürzt und ſpäter auf ſeiner Baſis ein Steinkreuz errichtet. Alle ſieben Jahre in der Weihnacht erſcheint dort eine weiße Frau mit einem Korb voll Linnen, welche ſie im Fluſſe wäſcht. Ein anderer umgeſtürzter Menhir liegt im Schäfertal bei Sulzmatt im Oberelſaß und heißt der Langenſtein. Dieß iſt die deutſche Ueberſetzung des keltiſchen Menhir (kymriſch maen Stein, hir lang). In gewiſſen Mondnächten, altheiligen Feſtzeiten, richtet er ſich auf, ſo erzählen die Bauern, dreht ſich langſam um ſich ſelber, und weiße Frauen (Feen) tanzen um ihn in der Runde.[9]

Außer den Cromlech (Steinkreißen), Dolmen (Steintiſchen) und Menhir (Steinpfeilern) werden noch die ſogenannten Wagſteine (pierres branlantes, rockingstones, ſ. Kugler, Kunſtgeſchichte I, 4) zu druidiſchen Cultus- oder Rechtsbräuchen in Beziehung gebracht. Es ſind dieß Felsblöcke, welche mit abgerundeter Baſis auf horizontalen Steinplatten aufliegen und ſelbſt durch einen ſchwachen Stoß in ſchwankende Bewegung verſetzt werden können. Auch ſie finden ſich im Elſaß und heißen dort Lottelfelſen. Ein ſolcher liegt auf der Spitze des Schneebergs im Dachsburger Land, an dem einſt nach der Sage angeklagte Frauen im Gottesgericht ihre Treue beweiſen muſten; leicht bewegte ihn die Unſchuldige, unter den Händen der Schuldigen rührte er ſich nicht. Noch erſcheinen bei ihm die Feen in der Mondnacht und ſpielen Ball mit den umherliegenden Felsblöcken.[10]

An geweihten Orten pflegten die Druiden die Kriegsbeute, welche dem Schlachtengott gelobt worden war, aufzubewahren (Caesar, de bello gallico VI, 17). Schon griechiſche Reiſende wuſten Wunderdinge von keltiſchen Schätzen zu erzählen, welche auf den Grund heiliger Seen verſenkt ſeien (Strabo IV, 3). Daran

gemahnt die Verſicherung der heutigen Umwohner von Benfelden, daß im Kies der Ill das goldene Bild eines Heidengottes mit diamantenen Augen vergraben läge, mit jedem Jahr tiefer hinabſinkend. Wer ſo glücklich wäre, den Schatz zu finden, der könnte ganz Benfelden kaufen und Schlettſtadt dazu (Stöber, Hünerhubel und Weiler Ell, Mülh. 1859 p. 69). Bis jetzt hat ihn Niemand gehoben. Nur kärglich und ſäumig gibt die Erde altgalliſchen Reichtum zurück in den mit dem Nationalſymbol, dem Pferd, bezeichneten keltiſchen Goldmünzen, Regenbogenſchüſſelchen genannt, welche der Landmann aus der abgeſchwemmten Ackerfurche hervorzieht und als heilkräftig oder als Heckpfennig aufbewahrt. [11]

Jene Zeit der Alleinherrſchaft keltiſcher Völker am Oberrhein, wovon die Gräber ſtummes Zeugniß geben, liegt vor der Geſchichte. Die erſte redende Kunde, welche von jenen Gegenden zu uns ſpricht, nennt bereits deutſche Stämme auf dem linken Rheinufer. Schon zu Cäſars Zeit war der Rhein nicht mehr der Grenzfluß zwiſchen Gallien und Germanien. Nur im Sundgau und im Oberelſaß hatten ſich galliſche Stämme, die Rauriker und Sequaner, im Alleinbeſitz ihres Landes erhalten und blieben darin unter römiſcher Hoheit bis zum Einbruch der Alamannen. Das Unterelſaß hatten zum Teil germaniſche Stämme beſetzt, die Triboker mit der Hauptſtadt Brocomagus (Brumat, Brumpt) und die Nemeter, die ſich nordwärts bis über ihre Hauptſtadt Noviomagus (Neufeld), das heutige Speier, ausdehnten, und an welche ſich weiter rheinabwärts im ſpätern Wormſer Gau die germaniſchen Wangionen anſchloſſen. Daß dieſe unzweifelhaft deutſchen Völker (haud dubie Germanorum populi, Tacitus, Germ. 28) nach den Kelten in dieſe Gegenden kamen, beweiſen die keltiſchen Namen ihrer Städte. Die Triboker teilten zu Cäſars Zeit den Rhein noch mit den Medio-

matrikern (bell. gall. IV, 10), verdrängten ſie aber ſpäter in die Berge und weiter ins heutige Lothringen, wo der neuere Name ihrer Hauptſtadt Mettis, Metz, ihr Andenken bewahrt. [12]

Die älteſte Nachricht, welche uns von den genannten deutſchen Stämmen erhalten iſt (Caes. bell. gall. I, 51), knüpft ſich an einen Kampf um das linke Rheinufer. Der Markomannenkönig Arioviſt war von keltiſchen Völkern, welche unter ſich um die Hegemonie in Hader lagen, nach Gallien gerufen worden und drohte ſich dort in der heutigen Freigrafſchaft feſtzuſetzen. Die Gallier, welche dereinſt ſtärker als die Germanen geweſen ſein ſollen (Caes. bell. gall. IV, 24), vermochten ſich jetzt derſelben nicht mehr zu erwehren und riefen in ihrer Bedrängniß den Proconſul Julius Cäſar zu Hilfe. Schon handelte es ſich für die Gallier nur mehr darum, wer über ſie herrſche, Römer oder Germanen. Cäſars Genie und Cäſars Glück entſchieden für Rom: Arioviſts Heer wurde vernichtet. Nach der allgemeinen Annahme der Umwohner geſchah die Schlacht bei Sennheim im Sundgau (Laguille, Histoire d'Alsace, Strasb. 1725, p. 4). [13]

b. Römiſche Zeit.

Durch Cäſars und ſeines Legaten Labienus Siege kam das Elſaß mit ſeinen keltiſchen und germaniſchen Einwohnern i. J. 57 vor Chr. unter römiſche Oberhoheit, und die Germanen erkannten den Rhein als die Grenze des Römerreichs an (Caes. bell. gall. IV, 16). Die überlegene Cultur des Südens hielt ihren willkommenen Einzug: mit ihr verbreiteten ſich unwider-

stehlich römische Sitte und Sprache. Die Toga verdrängte den buntgewürfelten Keltenmantel ebensowohl wie das rauhe Tierfell des Deutschen. Die Städte der Barbaren erblühten im Luxus des Weltreichs, besonders Argentoratum die Silberburg (irisch rath Burg, s. Bacmeister, Alemannische Wanderungen I, 115), Standquartier der achten Legion Augusta mit Zeughäusern und Waffenfabriken, das spätere Straßburg. Neben den alten keltischen treten neue römische Ortsnamen auf.[14] Ueber den Felsenrücken des Vogesus hin zogen sich römische Wachtposten;[15] römische Steinstraßen durchkreuzten das Land.[16]

Die schönen Götter der griechisch-römischen Welt folgten den Adlern der Legionen, und statt der roh geschichteten Druidenfelsen erhoben sich an den Waldufern des Rheins ihre zierlichen Säulenhallen. Der Geheimdienst der Druiden wurde von Kaiser Claudius unterdrückt und die Menschenopfer abgeschafft.[17] Die einheimischen Gottheiten erhielten römisches Aussehen, römische Namen und römische Tempel, und die verschiedenen Culte mischten sich. Im höchsten Gott der Gallier (Teutates) wie in dem der Germanen (Wodan) glaubten die Römer ihren Mercur widerzuerkennen; sein Hauptheiligtum stand nach der Tradition an der Stelle des spätern Klosters Ebersheimmünster an der Ill unterhalb Schlettstadt. Auf der hohen Donne finden sich Trümmer seines Tempels; besonders reich an Mercurbildern ist die Gegend von Weißenburg und Wörth.[18] Nach der Lehre der Druiden war der König der Unterwelt, Dis pater, der göttliche Stammvater der Gallier (Caes. bell. gall. VI, 18). Ein ihm geweihter kleiner Altar wurde am Saum des Heiligenforstes bei Niderbetschdorf ausgegraben.[19] Andere Denkmäler geben Zeugniß von der Verehrung des Jupiter, des Apollo Grannus (grannos, heiß, war ein gallischer Beiname des Sonnengottes), des Vulcanus, des Silvanus; von einem Bilde des letz-

tern heißt ein Ort im Dachsburgiſchen „der kleine Mann", lothringiſch-franzöſiſch le petit man.[20] Ein antikes Steinbild des Hercules ſteht noch heute am Münſterturm zu Straßburg; darauf bezieht ſich der im Unterelſaß übliche Fluch: Potz Hercules am Münſter![21] Die Dioskuren mit ihren Roſſen zeigt ein Altar von Brumat (Als. ill. Tab. I, ad pag. 437, N. 1). Auch der heilige Rhein, worin die Kelten die eheliche Geburt ihrer Kinder zu prüfen pflegten, hatte ſeine Altäre[22] wie der Gott der Vogeſen, Deus Vogesus.[23] Nach einer Inſchrift auf der hohen Donne ſcheint Mercur dieſen Beinamen geführt zu haben, (Schweighæuser, Bas-Rhin 93) und der römiſch-keltiſchen Diana Abnoba des Schwarzwalds entſpräche ſomit ein Mercurius Vogesus.

Von Göttinnen erſcheinen auf Inſchriften und Bildwerken Juno, Minerva, Veſta, Venus, Diana, Cybele, Fortuna, ſelbſt die ſonſt ſeltene Hecate und die keltiſch-römiſchen mütterlichen Göttinnen, Deae Matres.[24]

Sogar die Götter des fernen Oſtens, der Aegypter und Perſer, wurden von den Legionen am Rheine eingebürgert.[25]

Von römiſchen Altertümern ſei hier nur noch der Steinſarg einer Frau Namens Terentia Augustula aus dem 3. oder 4. Jahrhundert erwähnt, welcher ſich bei Schöpflin (Als. ill. I, 524) abgebildet findet. Er ſtand lange Zeit im uralten Feldkirchlein Dompeter bei Molsheim, wo er für das Grab der heiligen Petronilla, einer Tochter des Apoſtels Petrus, galt und an den Fieberkranken, die ſich hineinlegten, Wunder wirkte, bis ihn der Kardinal Louis Conſtantin von Rohan dem gelehrten Schöpflin für ſein Muſeum ſchenkte (Grandidier, Histoire de l'église de Strasbourg, I, p. 52). Die wunderſüchtigen Wallfahrer müſſen ſich ſeitdem mit einem Zahn der apokryphen Heiligen begnügen (Schweighæuser, Bas-Rhin 90).

Spärlich und rein örtlicher Art sind im Elsaß die Erinnerungen an die Römerzeit. Die allgemeine Ueberlieferung bezeichnet die achteckige Kirche von Otmarsheim in der Rheinebene bei Mülhausen und die Kirche von Pfaffenheim bei Ruffach als heidnische Tempel.[26] Auch bei dem Dorf Illzach hat nach der noch lebendigen Volkssage ein heidnischer Tempel gestanden (Stöber, Sagen 28). Ein Ort bei Bockenheim heißt noch heute Heidentempel; dort soll in einem Goldsarg die Leiche eines heidnischen Kaisers liegen (Bulletin II. Série I, 1, 100). Der sogenannte Königshof bei Bockenheim, wo man noch viele Trümmer römischer Bauten findet, soll einst eine große vornehme Villa gewesen sein, in welcher der Landpfleger Pilatus seine Jugend verbrachte (Alsatia 1858, p. 273). In der Nähe von Zabern am Schloß Greifenstein zeigen sich noch deutliche Ueberreste eines befestigten Römerlagers, das den Vogesenpaß zu bewachen hatte; das Volk nennt sie die Stadt ohne Namen (Alsatia 1853 p. 290). Ein Weideplatz an der Römerstraße zwischen Brumat und Selz gilt für den Roßmarkt der alten Stadt Brocomagus (Schweighæuser, Bas-Rhin 147). Ein viereckiger Platz neben einer Römerstraße bei Hüttenheim heißt die Heidenpost, weil dort nach der Ueberlieferung eine römische Poststation war (Bulletin II. Série II. 2, 132). Zwischen den unterelsäßischen Dörfern Ratzweiler und Volksberg am Westabhang der Vogesen liegt eine Heide mit Mauertrümmern; da und dort hallt es dumpf und hohl, wenn Rosse darübertraben, und Rinder brachen mit dem Rasen in tiefe Höhlen ein. Dort liegt nach dem Glauben des Volks im Grunde der Erde eine große Stadt der Heiden (Otte in den Elsäßischen Neujahrsblättern 1844 p. 185 f.). Auf die Römerzeit beziehen sich in der Regel die zahlreichen Benennungen Heidenschloß, Heidenschanz, Heidenturm, Heidenfeld, Heidengräber u. a.[27] Das

kleine Gemach beim Hochaltar der alten Franciskanerkirche zu Ell (zerstört 1774), in dessen Wand zwei römische Altäre und eine Inschrift an die Deae Matres eingemauert waren, führte davon den Namen „Heidenkämmerle" (Grandidier, Hist. d'Als. I, 14).

Die antiken Straßen heißen Römerstraße, Römersträßle (z. B. bei Illzach und Kembs), Kaiserstraße, Heidenstraße (z. B. die von Horburg nach Ell), Heidensträßlein (z. B. die von Straßburg nach Arialbinum, Binningen bei Basel); Heidenweg, auch Teufelsweg, Teufelspflaster heißt die römische Kriegsstraße, welche auf den Odilienberg zur Heidenmauer führt. Da das christliche Mittelalter über der Bekämpfung des Islam keine Zeit fand, dessen Lehren auch nur oberflächlich kennen zu lernen, so wurden die Mohamedaner, die doch einen strengeren Monotheismus als die Christen bekennen, für Polytheisten, für Heiden gehalten. Daher heißt die Römerstraße im Schirmeckertal statt Heidenstraße Türkenstraße, Chemin des Sarrazins, wie ein heidnischer Begräbnißplatz in der französischen Schweiz cimetière des Sarrazins genannt wird (Weinhold, Todtenbestattung 93). Die Römerstraße, welche von Scherweiler durchs Weiler Tal nach Raon l'Etappe führt, hieß vom 7. bis ins 10. Jahrhundert gar Strata Sarmatorum, wobei unter Sarmaten wohl die Hunnen zu verstehen sind. Weitere Bezeichnungen der Römerstraßen im Elsaß sind: Entenweg (Ent = Riese), Dietweg (Volksweg), woraus, seit das Wort diet veraltete, Diebsweg wurde, Altweg, Altstraße, alte Gasse, Hochstraße (Hohestraß heißt ein Bezirk bei Banzenheim, Stabula, wodurch einst die römische Rheinstraße führte), Hochsträßel, Hochweg, der hohe Weg, auch Oberstraße (Oberstras heißt ein Ort bei Larg von einer römischen Straße, Als. ill. I, 200; Oberstraß hieß ferner im Mittelalter die Hauptstraße in Straßburg, früher unter den Merowingern

strata lata, jetzt lange Straße, Grand'rue genannt; es war die Landſtraße, welche aus der römiſchen Stadt heraus nach Zabern führte), endlich Heerſtraße, Heerweg, woraus wie anderwärts Herrenweg, Hartweg, Hertweg und Heerdweg geworden iſt. [28]

Wie alle Ueberreſte aus heidniſcher Zeit, ſo iſt auch römiſches Gemäuer beim Volke verrufen. Wer Nachts daran vorbei muß, dem begegnen allerlei ſchreckhafte Geſtalten, und wenn dieſe auch ausbleiben, wird man irregeleitet und oft bis zum Morgengrauen im Kreiße herumgeführt (Stöber, Sagen 319). Es ſind die Schatten der todten Heidengötter, welche ſich an dem abgefallenen Volke zu rächen ſuchen.

c. Germaniſche Zeit.

Ein halbes Jahrtauſend erhielt ſich die Herrſchaft der Römer im Elſaß, bis ſie den immer häufigern und mächtigern Angriffen der Germanen erlag. Wie zu Cäſars Zeit waren es Stämme der Schwaben, des älteſten deutſchen Völkerbundes, welche den Oberrhein erſtürmten. Seit dem dritten Jahrhundert machten ſie ſich unter dem Namen Alamannen dem Römer furchtbar. Im Laufe dieſes Jahrhunderts durchbrachen ſie den limes, ſetzten ſich im folgenden am rechten Rheinufer feſt und überfluteten das Elſaß mit verheerenden Raubzügen. Trotz blutigen Niederlagen behauptete ihre unerſchöpfliche Volkskraft das Feld. Im fünften Jahrhundert waren ſie Herrn des heutigen Schwabens, der deutſchen Schweiz und des Elſaßes. Das Römerreich muſte ſich mit der Vogeſengrenze begnügen. [29]

Wie ſich die auf dem linken Rheinufer anſäßigen deutſchen Stämme zu dieſer Eroberung verhalten haben, wiſſen wir nicht. Der Name der Triboker verſchwindet im vierten Jahrhundert. Ohne Zweifel hatten ſie unter der langen Fremdherrſchaft ihre Nationalität eingebüßt, und es geſchah alſo in unſern Tagen nicht zum erſten Mal, daß dem Vaterland entfremdete Deutſche im Elſaß mit Schwertesgewalt wider zu ihrem Volke zurückgeführt wurden. [30]

Ueber dem Rhein hatte für die Alamannen Jahrhunderte lang das Ausland begonnen. Daher nannten die in der dießrheiniſchen Heimat zurückgebliebenen ihre ins Ausland vorgedrungenen Volksgenoſſen Alisâzas oder Alisâzun, Elisâzun — die draußen in der Fremde Sitzenden — ihr Land Elisâzonô lant Elſaſſenland, oder kürzer Elisâza Elſaß. [31]

Von da an herrſcht ſeit vierzehn Jahrhunderten alemanniſche Sprache und Volksart im Elſaß bis auf den heutigen Tag. Nur im nördlichſten Teil über die pfälziſche Grenze herüber iſt das Fränkiſche bis gegen den Hagenauer Forſt hin eingedrungen. Ueberdieß laſſen Beſonderheiten der Mundart auf eine ſtarke fränkiſche Einwanderung auch im alemanniſchen Elſaß ſchließen. [32]

Nur kurze Zeit nämlich ſollten die Alemannen Sieg und Freiheit genießen. Da ſie in unerſättlicher Länder- und Beutegier ſich bis zu den Mündungen des Mains und der Moſel ausbreiteten und dort die ripuariſchen Franken bedrängten, trat ihnen der ſalfränkiſche König Chlodwig, Chlodovech, der Vernichter der Römerherrſchaft in Gallien, in der Nähe des Rheins entgegen i. J. 496. Als im heißen Kampfe die Schaaren Chlodwigs zu weichen begannen, da verlobte er ſich, an der Hilfe ſeiner heidniſchen Götter verzweifelnd, dem Siegesgott der Chriſten, und mit der darauf eintretenden glücklichen Wendung

der Schlacht war das neue Reich und der neue Glaube entschieden (Gregor. Tur. II, 30). Der Alemannenkönig fiel mit seinen besten Helden und die Ueberlebenden beugten den Leib der fränkischen Krone, die Seele der römischen Tiare.

Schon früher war durch römische Krieger das Christentum im Elsaß bekannt geworden. Die fromme Erfindung der spätern Zeit wuste viel von dem Apostel des Elsaßes, St. Maternus, zu sagen, der vom heiligen Petrus zur Bekehrung der Rheinlande ausgesandt in Eley (Ell, dem alten Helvetus, beim Geographen von Ravenna IV, 26 Alaia) gestorben, aber durch Petri Stab wider aus dem Grabe erweckt worden sein soll. [33] Ohne Zweifel hatten bereits in den ersten Jahrhunderten einzelne christliche Gemeinden im Elsaß bestanden (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 29); aber durch den Einbruch der Alemannen war das Land zum zweiten Mal heidnisch geworden. Erst die Frankenherrschaft verhalf dem Christentum zum Sieg.

Nach der Tradition gründete Chlodwig i. J. 510 an der Stelle eines alten Tempels des Kriegsgottes das Straßburger Münster. Das erste elsäßische Kloster laute Leobard, ein Schüler Columbans, um 590 in der Nähe von Zabern; anfangs nach ihm benannt, erhielt es im 8. Jahrh. den Namen Mauersmünster. [34]

Zahlreiche Legenden erzählen im Elsaß von den Heiligen der neuen Religion: von St. Amandus, dem ersten Bischof von Straßburg; vom heiligen Gallus, der mit Columban auf den Höhen des Wasgaus seine Zellen baute; von St. Arbogast, dem Patron von Straßburg, der den von einem Eber getödteten Sohn des Königs Dagobert wider ins Leben rief und sich unter dem Straßburger Galgen begraben ließ, um einen unschuldig Hingerichteten zu ehren; von seinem Nachfolger St. Florentius, um dessen Waldeinsiedelei sich das

Wild sammelte, durch dessen Wunderkraft die blind und stumm geborene Tochter König Dagoberts Gesicht und Sprache bekam und dem dafür so viel Land geschenkt wurde, als er auf einem Esel umreiten konnte, so lange der König im Bade saß; von St. Veit, dem Nothelfer gegen die Tanzwut und die fallende Sucht, zu dessen Höhlencapelle über Zabern noch heute Hilfsbedürftige wallfahren und seinem Altar eiserne Kröten opfern; vom heiligen Bonifaz, der in der Nacht seines Todes auf seine zwei Genossen gestützt in leuchtenden Gewändern im Straßburger Dom erschien, um vor seiner Himmelfahrt dem berühmten Heiligtum Marias seine Ehrfurcht zu bezugen; von der heiligen Herzogin Emma, deren Leiche in einem Kahn ohne Fährmann von Bingen rheinaufwärts bis ans Koster St. Stephan in Straßburg fuhr, wo sie bei St. Attala, ihrer Muhme und Freundin, bestattet wurde; [35] endlich von dem grösten Elsäßer der Kirchengeschichte, dem heiligen Palst Leo IX, einem geborenen Grafen von Egisheim. [36]

Die berühmteste und anmutigste Legende des Elsaßes ist die von der heiligen Odilia, der Patronin des Landes. Diese, die Tochter des elsäßischen Herzogs Ettiho (666–690), wurde blind geboren und deßhalb vom harten Vater verstoßen. In ein burgundisches Frauenkloster gesandt, wurde das Mägdlein durch die Taufe sehend und wuchs zu einer wunderschönen Jungfrau heran. Sie schickte ihrem Bruder durch einen Pilgrim einen in einen Scharlachknäuel eingewickelten Brief, worin sie ihn bat, daß er ihr Gnade erwerbe bei ihrem Vater; aber der Vater hieß ihn schweigen. Aus Mitleid und Sehnsucht nach der Schwester sandte ihr der junge Fürst einen schmucken Wagen, um sie ins elterliche Haus abzuholen. Doch als der wilde Herzog vom Fenster seiner Burg herab die Nahende erschaute, da schlug er den Sohn, daß er starb. Aus Reue über diese

raſche Tat gewährte er der Tochter Zuflucht an ſeinem Hof, wollte ſie aber zwingen, einem deutſchen Fürſtenſohn ihre Hand zu reichen. Da ſchlich ſie ſich im Pilgerkleid aus einem Pförtchen der Burg und floh — vom ergrimmten Vater verfolgt — über den Rhein. Schon hörte ſie Hufſchlag und Waffengeklirr hinter ſich, ſchon ſank ſie kraftlos vom weiten Weg vor einer Felswand nider: da öffnete ſich ihrem Flehen der Berg und entrückte ſie den Augen des Vaters. Dieſer, von dem Wunder betroffen, rief reuevoll ihren Namen, und die Jungfrau trat im Glanz ihrer Schönheit unter die Reiter. Noch ſteht der Fels offen in einer Waldkapelle bei Freiburg, von einer heilkräftigen Quelle durchrauſcht. Etticho ſchenkte der Tochter ſein Schloß Hohenburg, wo ſie ein Kloſter ſtiftete, deſſen erſte Aebtiſſin ſie wurde. Als bald darnach der Herzog ſtarb, da betete und weinte ihn die trauernde Tochter aus dem Fegefeuer; noch heißt die Kapelle im Kloſtergarten die Zährenkapelle, und lange trug der Stein vor dem Altar die Spuren ihrer jungfräulichen Kniee.[37] — Es iſt ein lieblicher Contraſt — das ſanfte Bild des ſchönen Fürſtenkindes in der erbarmungsloſen Zeit der Merowinger, die Kloſterſtille auf dem alten Heidenberg, der einſt vom Lärme keltiſcher Opferfeſte und dem ehernen Tritt römiſcher Cohorten widerhallte.

Wie die weiche Jungfrau den harten Mann, ſo überwand der milde Zauber der chriſtlichen Lehre den verwilderten Götterglauben der Wanderzeit. Aber die Menſchheit wechſelt ihre Vorſtellungswelt nicht wie ein Kleid. Langſame, in der Gegenwart kaum bemerkbare Entwicklung iſt die Grundform alles Lebens in Natur und Geſchichte. Nur was in ſich ſelber kränkelt und abſtirbt, vermag der Sturm einer Revolution wegzufegen; dem wahrhaft Lebendigen kann keine Gewalt an. Das germaniſche Heidentum war wohl in den jahrhundertelangen Kriegen aus-

geartet; aber die Geister waren ihm nicht entwachsen. Die heidnische Weltanschauung, welche auf alle Erscheinungen und Kräfte der Natur menschliche Persönlichkeit und menschliche Beziehungen übertrug, fuhr ungehindert fort, auf die naive Phantasie einen mächtigern Reiz auszuüben als die Idee eines über der entgötterten Natur stehenden geistigen Gottes, dessen Walten in der Welt die Seele anerkannte, ohne es zu begreifen. Zudem geschah die Bekehrung großentheils auf äußerliche Motive hin und in äußerlichster Art; das wirkliche Verständniß der neuen Lehre drang nur spärlich durch, von einem sittlichenden Einfluß war wenig zu verspüren.[34] Nicht besseres Wissen, nicht schärferes Denken bekämpfte im Volk auf dem Weg der Ueberzeugung die heidnischen Vorstellungen: dem Glauben trat der Glaube entgegen. Aber während der kritische Verstand seine Schlüsse zieht unbekümmert, ob sie dem Gemüte gefallen, der Glaube, auf einem Herzensbedürfniß beruhend, muß mit dem Herzen in Frieden leben; der Gedanke ist unerbittlich, das Gefühl will Versöhnung. So giengen im Volksgeist die neuerlernten Vorstellungen mit den altgewohnten, die sie nicht vernichten konnten, einen unbewusten, unwillkürlichen Bund ein; beide machten Zugeständnisse, und die Folge war weder ein reines Christentum, noch ein reines Heidentum, sondern die Verquickung von beiden, der christlich-heidnische Volksglaube, welcher bis heute neben dem dogmatischen Glauben der Kirche hergeht, selten begünstigt, häufig befehdet, meist geduldet.

Das Heidentum war keine gestiftete Religion, sondern ein notwendiges Naturproduct des menschlichen Geistes; es bezeichnet geradezu ein Entwicklungsstadium des menschlichen Erkennens. Die Mythen sind Jugendphantasien, Jugendillusionen der Menschheit. Statt die Erscheinungen der Welt Begriffen unterzuordnen, nehmen darin sogar Abstractionen vertrauliche Menschen-

gestalt an. Die Mythologie des Heidentums ist der Versuch, das Rätsel der Welt durch ein Weltgedicht zu deuten.

Wenn es das Hauptmerkmal der heidnischen Weltanschauung ist, die Erscheinungen der Dinge nach des Menschen Bilde umzuschaffen und ohne Rücksicht auf die Naturgesetze mit dem Menschen in gewünschte oder gefürchtete Beziehung zu bringen, so ist und bleibt jeder natürliche Sinnenmensch, dem nicht Wissen und Denken zu Hilfe kommt, in welcher Religion man ihn auch erziehen mag, seiner Vorstellungsart nach ein Heide. Wer daher das Heidentum als eine noch lebende Macht kennen lernen will — das weiß jeder Forscher, — der hat es nicht in den Reihen der Philosophen, wie es gewissen Religionsparteien beliebt, sondern in der Masse des naivgläubigen Volkes zu suchen.

So wuchert auch im Elsaß unter der goldenen Saat des aus dem fremden Osten gekommenen Christentums noch immer heidnisches Unkraut, das Naturkind des heimischen Bodens, in bunten Blüten fort. Nur wurde hier wie anderwärts der Mythus zur Sage, der alte Gott zum Menschen oder zum Gespenst, oder er vererbte seine Züge auf den neuen Gott und seine Heiligen. Fast unverändert erhielten sich allein die niederen Götterwesen, besonders die Zwerge und Nixen. Außer Mythen und Sagen hefteten sich an das wandelnde Jahr die Festgebräuche und der vielgeschäftige Aberglaube der Heidenzeit.

Tacitus (Germ. c. 9) sagt, daß die Germanen von den Himmlischen zu groß dachten, um sie in Tempelwände einzuschließen. Wälder und Haine waren ihre Tempel, wo sie das Brausen des Windes, das Rauschen heiliger Quellen mit der Ahnung geheimnißvoller Nähe des Göttlichen überschauerte. Noch lange nach ihrer Bekehrung brachten die Alemannen heiligen Bäumen und Wäldern Pferde und Rinder zum Opfer (Agathiae Historiarum I, 7), und Erinnerungen an Götterhaine be-

gegnen noch heute da und dort im Elsaß; soll ja das Münster von Straßburg wie das von Metz an der Stelle eines solchen erbaut sein (Stöber, Sagen 451; Alsatia 1851 p. 93). Unweit Hagenau war das ganze Mittelalter ein heiliger Forst. [39] Für alten Waldcultus spricht auch die langovererbte Sitte, auf Wurzelstöcke alter Eichen im Dunzenbruch bei Obermodern Opfergaben niederzulegen (Stöber, Sagen p. 269). Von einem Stammheiligtum im Walde hatten dereinst die deutschen Nemeter im nördlichen Elsaß ihren keltischen Namen erhalten. [40]

Daß Alemannen wie Franken und Sachsen Flüsse und Quellen verehrten, wird uns mehrfach bezeugt. Noch legen in einigen Orten der Vogesen die Knaben in der Weihnacht um zwölf Uhr Blumen- und Laubspenden an den Rand des Dorfbrunnens (Dugas de Beaulieu, Le comté de Dagsbourg, Paris 1858, p. 30). Auch im Straßburger Hain sprudelte eine heilige Quelle, in welcher nach einer localen Ueberlieferung Chlodwig von St. Remigius getauft worden sein soll. Später wölbte sich über dem Brunnen die Halle des Münsters, und fast ein Jahrtausend lang wurden die Straßburger Kinder wie die der Umgegend mit seinem Wasser getauft. Erst vor hundert Jahren vermauerte man die Oeffnung. [41]

Wasser, in bestimmten heiligen Zeiten geschöpft, galt für wunderkräftig. Das uralte Wort hiefür, heilawâc (Heilwoge), hat sich bis heute im Elsaß erhalten: Heilmog. Es ist das erste Wasser, das in der Neujahrsnacht um zwölf Uhr aus gewissen Brunnen geschöpft wird, welche davon Heilebrunnen, im Sundgau Helgenbronn heißen. Dasselbe geschieht auch in den Nächten vor Ostern und Pfingsten, wornach das geschöpfte Wasser Ostertau, Pfingsttau genannt wird, und in der Christnacht, was für das 17. Jahrhundert Philander von Sittewald bezeugt: „Das fließend brunnwasser, so man in der H. Weyh-

nacht, ſo lang die Glock Zwölffe ſchlägt, ſamlet, und Heilwag genant wird, iſt gut wider das Nadelwehe" (Wunderliche und wahrhafftige Geſichte, Straßb. 1667, I p. 483). Noch vor einigen Jahren gieng der Schulmeiſter oder ſein Gehülfe in Heiligkreuz bei Colmar mit den Chorknaben, deren einer das geweihte Waſſer trug, von Haus zu Haus, beſprengte die Anweſenden drei mal und ſprach dazu:

Heiliwog, Gottesgab,
Glück ins Hus, Unglück drus! (Stöber, Sagen 297.)

Auch dem Maiwaſſer, dem Maienregen werden beſondere Kräfte zugeſchrieben (Alſatia 1851, p. 142). Waſſer, das unbeſchrieen vor Mitternacht am Andreastag geſchöpft wird, gebrauchen die Mädchen von Mülhauſen zum Liebesorakel, zur Erforſchung des kommenden Freiers. [12]

Von den Feſten in jenen altheiligen Zeiten ſtammt noch mancher beim Volke beliebte Brauch. Ein Rückfall ins echteſte Heidentum war das Zechgelage im Münſter von Straßburg am Tag St. Adolfi, dem Kirchweihfeſt des Münſters. Da kam, wie Schadäus in ſeinem Münſterbüchlein nach Wimpheling erzählt, „auß dem gantzen Biſthumb von Mann und Weib ein groſſes Volk alhie im Münſter zuſammen, alſo daß es offt geſteckt voll war, die blieben nach alter gewonheit des Nachts im Münſter vnd ſolten betten: aber da war keine Andacht, dann man etliche Faß mit Wein in S. Catharinen Capell legte, ſolches zeppfte man den Fremdden vnd wer deſſen begert vmbs Gelt alda auß, vnd ſahe der Faßnacht, Veneris vnd Buchi Spiel mehr gleich als einem Chriſtlichen Gottesdienſt. Wann einer entſchlieff, ſo ſtupfften jhn die andern mit Pfriemen vnd Nadeln darauß entſtund alsdann ein gelächter, auch offtmals zank vnd ſtreich." Schon Bonifaz, der Apoſtel der Deutſchen, hatte gegen

weltliche Lieder und Gastmähler in den Kirchen Decrete erlassen müssen; das „ärgerliche Leben“ im Münster von Straßburg, wozu die gutgemeinte Weinstiftung eines früheren Pflegers des Frauenwerks, des langen Ellenhard, die Veranlassung geboten hatte, wurde erst gegen Ende des Mittelalters auf Anregung des bekannten Predigers Geiler von Kaisersberg abgeschafft. [43]

Das germanische Heidentum hatte drei Hauptfeste: um Mittwinter, Frühlingsanfang und Mittsommer. Hochheilig vor Allem war die Wintersonnwend in der zweiten Hälfte des Decembers; da feierten die Germanen ihr größtes Fest, das Neujahrsfest, im Norden Julfest geheißen. Die schaffenden Kräfte der Natur ruhen in dieser stillen Zeit, um sich zu neuem segensreichem Wirken zu sammeln. In den ersten Stunden des neuen Jahrs aber, so glaubte man, rühren sie sich und erwachen auf einen Augenblick. Daher die vielverbreiteten Sagen von blühenden Bäumen, von reifen Früchten der Christnacht, welche auch dem Elsaß nicht fehlen. In einem Dorfe unweit Marlstein steht ein Rosenknopf, welcher nie verblüht; das Jahr über ist er geschlossen, aber in der Christnacht entfaltet er sich und wirft weithindustend einen lichten Schein um sich (Stöber in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythol. I, 402). Ebenso blüht und duftet in der Christnacht die getrocknete Jerichorose (Alsatia 1852, p. 151). Als freudiges Symbol der nie erlöschenden Lebensmacht pflanzte man den Tannenbaum auf, der mitten im Schnee des Winters die Leibfarbe des Sommergottes bewahrt; man behängte ihn mit Fruchtopfern, mit Aepfeln und Nüssen, gleichfalls Symbolen der Keimkraft der Natur, und besteckte ihn nach gemeinem Festbrauch heiliger Nächte mit brennenden Lichtern, — der Weihnachtsbaum. Man ließ Freudenfeuer lodern auf den Bergen oder flammende Räder, Sonnensymbole, in die Täler rollen. Mythologischer Mummenschanz trieb sich in den Häusern um.

Im Elsaß hat der alte Brauch, in der Neujahrsnacht sich zu verkleiden und von Schenke zu Schenke zu ziehen, zuletzt in Mülhausen aufgehört (Alsatia 1851, p. 103). Im 15. Jahrh. hielten die Edelleute zu Straßburg einen Umritt und ließen ein gutes neues Jahr anblasen (Nach Seb. Brandts Annalen bei Strobel, Gesch. III, 501). Man hielt fröhliche Gelage und Opferschmäuse, auf welche noch heute bestimmte Weihnachtsgerichte zurückgehen, Backwerk in Tier- und Menschenform. Die Heiligkeit der Sonnwendnacht wirkte fort in den zwölf ersten Nächten des Jahrs, noch heute beim Volk unter dem Namen der Zwölften hochgehalten. Da schöpfte man heilkräftiges Wasser aus den Brunnen, da erforschte man im Looße die Zukunft, da wandelten die Himmlischen als Gäste auf Erden. Zeugnisse für dieses heiligste Fest der heidnischen Vorzeit haben sich bei allen deutschen Stämmen, und so auch im Elsaß, bis in unser Jahrhundert fortgepflanzt.

Das zweite Hauptfest des Jahres feierten die Germanen in der Frühlingszeit, wo der lange Kampf zwischen Winter und Sommer mit dem Siege des letztern endigt. Dieser Kampf, dann der Siegeseinzug des Sommers und die Flucht oder Bestattung des Winters wurden von Vermummten dramatisch dargestellt, ein Festspiel, das sich vielfach bis heute erhalten hat. Im Elsaß ist davon der Umzug des Winters am Fastnachtsonntag und Aschermittwoch und das Begraben der Fastnacht geblieben, welche an die Stelle des Winters getreten ist (Alsatia 1851, p. 114. 123 f.). In Buchsweiler wurde früher ein mit Laub und Blumen ganz umhüllter Knabe, der den Sommer vorstellte, herumgeführt, Pfingstklötzel genannt (Alsatia 1851, p. 147). Dasselbe geschah in Hürtigheim, westlich von Straßburg, beim Sommerfest am Himmelfahrtstag, das dort den rätselhaften Namen Lundibol führt (Alf. 1852, p. 133).

Mit Jubel bewillkommte man die ersten Frühlingsboten; der erste Maikäfer gab das Zeichen zu einem heitern Fest, wobei Jung und Alt mit Musik und Gesang in den Wald zogen und in einer Lichtung tanzten (Als. 1858—61, p. 141). Kinderlieder begrüßten die Blütenzeit. Noch jetzt ziehen Schaaren von Kindern im Elsaß am 1. Mai in den frischgrünenden Wald, brechen laubige Zweige ab und schmücken sich mit Blumen, schneiden sich Pfeifen und Brummeln von den Weiden und kehren mit Sang und Klang zurück (Als. 1851, p. 139). In Thann führen die Kinder das Maienrösslein umher, ein Mädchen in weißem Kleid, das einen mit Blumenkränzen und Bändern, verzierten Maien (Maibaum) trägt. Dabei singen sie:

Maiereſele, fehr di dreimol erum,
Loß di bſchoie rum un num!
Maiereſele, kumm mer wänn in griene Wald hinein,
Mer wollenalli luſtig ſein!
So fahre mir vo Maie in die Reſe!“

Die Maibäume pflanzte man auf als Siegeszeichen des Sommergottes. Auch im Elsaß standen sie dereinst mitten in den Dörfern und wurden jeden Tag im Mai von den singenden Kindern umtanzt. Schlanke Tannen mit Blumen und Bändern stellten die Burſche in der Walburgisnacht ihren Mädchen vors Fenster (Als. 1851, p. 141 f.). Einen Maibaum voll Sträußen und Bändern tragen noch an Pfingsten Knaben umher, die Maienknechte genannt.[45] Auch in den Frühlingsnächten wurden Feuer angezündet, — die heutigen Fastnachtfeuer und die einstige Feuerweih am Osterabend, — flammende Räder gerollt und brennende Holzscheiben in weitem Schwung vom Berg in die Täler geschleudert (Alsatia 1851, p. 120; 1858—61, p. 142). Noch heute umreiten an Pfingsten in einzelnen elsäßischen Dorfschaften die jungen Burſche vermummt auf buntgeschmückten

Rosen in munterem Festgetümmel die Markung, ein uralter vielverbreiteter Cultusbrauch (Alf. 1852, p. 133 ff.).

Die Gottheit, welche in den alten Frühlingsfesten unserer Väter hauptsächlich gefeiert wurde und welche hernach dem schönsten christlichen Fest ihren heidnischen Namen lieh, war Ostara, die Göttin des Morgens und des Frühlings, ihr heiliges Tier der Hase, ihr Lieblingsopfer das Ei, beide Symbole für die Zeugungskraft der Natur. Osterhase und Osterei, welche mit der Auferstehung Christi so wenig zu tun haben als der Weihnachtsbaum mit seiner Geburt, haben auch im Elsaß wie im übrigen Deutschland die Jahrtausende überdauert, obgleich der hochweise Rat von Mülhausen im Jahr 1693 Weihnachtkindlein und Ostereier bei 10 Pfund Heller Strafe abgeschafft wissen wollte (Alf. 1862—67, p. 253). In Gras und Busch versteckt, unter hellem Jubel erhascht, beglücken sie die Jugend von heute, wie sie einst die nackten Kinder des Urwalds beglückt. Mit schönen Sprüchlein beschrieben gehen die farbigen Ostereier — in Straßburg Ostergackle geheißen — selbst unter den Erwachsenen als Tauschgeschenke von Hand zu Hand. Auch die Opferkuchen der Frühlingsgöttin sind in den elsäßischen Ostersladen erhalten.

Ein wunderlicher Festbrauch ist die Weiberfastnacht im Sundgau. Am Fastnachtmontag der dort Hirztag heißt (von hirzen zechen), haben allein die Weiber und Jungfrauen das Recht, die Wirtshäuser zu besuchen. Truppenweise ziehen sie dahin und finden sie einen Mann, so pfänden sie ihn an Hut oder Mütze, welche er mit einigen Flaschen Wein einlösen muß (Alf. 1851, p. 122). Ein solcher „Weibertag" war auch früher im Münstertal im Schwang; da zogen die Weiber maskiert mit einem aufgeputzten Bock und einem schellenbehangenen Pferd, das zwei Fässer Wein trug, durch die Straßen, und kein Mann durfte sich vor Abend selbst an den Fenstern sehen lassen. Der

Brauch wurde auf Anregung des Paſtors Forſter im Jahr 1681 abgeſchafft (Curiosités d'Alsace, Colmar 1861—62, I, p. 82). Dieſer Weiberfaſching iſt nicht deutſchen, ſondern römiſchen Urſprungs; er knüpft ſich an die Myſterien der bona Dea an, welche in der erſten Mainacht von den römiſchen Matronen unter Leitung der Veſtalinnen mit Opfern und bacchantiſchen Tänzen gefeiert wurden, wobei keine Myrten und kein Mann zugegen ſein durften und ſelbſt männliche Bildniſſe verhängt wurden. [47]

Das dritte Hauptfeſt der Germanen feierte den höchſten Stand der Sonne, die Sommerſonnwend, und lebt fort in den Bräuchen des Johannistags (Sommer-Johanni, Sungihttag). Da kann man, wie das Volk behauptet, vom Sulzer Belchen aus die Morgenröte in Schwaben erglimmen ſehen, ſobald das Abendrot in Lothringen erloſchen iſt (Golbéry, Haut-Rhin 65). Auch in der Johannisnacht wurden brennende Räder gerollt, glühende Scheiben geſchlagen, Feuer auf den Bergen entzündet — die Johannisfeuer — und das junge Volk ſprang paarweiſe durch die reinigenden Flammen. Zu Straßburg wurden die Sungihtfeuer bis in unſere Zeit herein in den Straßen und auf den Plätzen angefacht trotz der Strafen, welche ſchon im 15. Jahrh. Meiſter und Rat darauf geſetzt hatten. In Thann wird das Sonnwendfeuer bis zur letzten Juninacht verſchoben, wo es zu Ehren St. Theobalds, des dortigen Kirchenpatrons, auf dem Platz vor dem zierlichen Münſterturm angezündet wird. Um die herabfallenden brennenden Splitter, denen Wunderkraft zugeſchrieben wird, rauft ſich das Volk (Golbéry, Haut-Rhin p. 80). [48]

Heiligende, ſühnende, feiende Kraft hatte das Waſſer der Mittſommernacht; daher der uralte Brauch, ſich ſchaarenweiſe am Johannisabend zu baden. Ein ſolches Bad ſchützte, nach dem Volksglauben das ganze Jahr vor Krankheiten. Noch im

J. 1584 eiferte in Straßburg der Kirchenconvent gegen diesen abergläubischen Brauch, wobei allerdings manche Leichtfertigkeit mitunterlaufen mochte. Der Rat aber beschloß: „Man solls also treiben lassen, gehet etwas Ungebürlichs für, so hats ein Ersamer Rhat zu straffen.“ Auch die Heilbäder von Niderbronn erhielten um Johanni massenhaften Besuch, besonders vom Landvolk, „so ein tag zwen da gebliben, tag vnd nacht im wasser gesessen, in den Burgers Heusern dasselbig wärmen lassen, vnd darein in Bütten gesessen, daß das gantz Dorff voll Badgest vnd erfüllet gewesen, vermeynend, sie seien das gantz Jar hernacher von kranckheiten verwaret vnd sicher“ (Heliseus Röslin, Des Elsäß vnd gegen Lotringen grentzenden Waßgawischen Gebirgs gelegenheit, Straßb. 1593, p. 41). Vom Brauche der Frauen zu Köln, am Johannisabend im Rhein die weißen Arme zu waschen, gibt Petrarca als Augenzeuge einen anmutigen Bericht (s. Grimm, Mythol. p. 555).

Ein Johannisfest von eigentümlicher Lustbarkeit wurde zu Straßburg auf dem Münster gefeiert. Ein Johannistag war es gewesen, an dem der Blitz das alte Münster zerstört hatte (1007), ein Johannistag wars, an welchem Meister Hans Hültz von Köln die Spitze des neuen Turms mit dem Bilde Mariä, der Schutzpatronin des Baus, krönte (1439). Von da an rief alljährlich am Johannistag die silberne Glocke das Volk auf den weiten Speicher des Münsters; dort waren Schaukeln angebracht und Fässer aufgepflanzt; man schaukelte und jauchzte, man trank und sang, und weithin über die Giebel der altdeutschen Stadt hallte der festliche Lärm der fröhlichen Menge (Schneegans in der Alsatia 1851, p. 181 ff.).

Als Ueberreste heidnischer Festbräuche mögen schließlich noch das Bohnenfest am Dreikönigstag, der Hahnentanz nach der Ernte und der Herbstschmaus an Martini angeführt werden.“

Nach Tacitus (Germ. c. 24) war der Schwertertanz das einzige Schauſpiel, welches die Germanen kannten. Solche Schwertertänze übten die Straßburger Innungen bis in die neuere Zeit. Die Schuhmacher- und Schneidergeſellen erbaten ſich im J. 1494 vom Rat die Erlaubniß, ihren Schwertertanz mit einer Pfeife und einer Pauke zu begleiten. Noch im J. 1744 ergetzten die Straßburger Bäcker den franzöſiſchen König mit einem Schwertertanz auf der Illterraſſe. [50]

Die Germanen pflegten ihren Todten für den weiten dornigen Weg in die Unterwelt ſtarke Schuhe anzuziehen. Dieſer Brauch hat ſich in neuerer Zeit auf die im Kindbett verſtorbenen Frauen eingeſchränkt, von denen die Sage geht, ſie kehren ſechs Wochen lang jede Nacht zurück, um ihr Kind zu ſäugen. Vor nicht ſehr langer Zeit ſtarb zu Ingersheim eine Wöchnerin, und man verſäumte, ihr Schuhe mit ins Grab zu geben. Da kam ſie in der erſten Nacht im Todtenhemd, klopfte leiſe ans Fenſter und ſagte: „Warum habt ihr mir keine Schuhe angelegt? Ich muß durch Diſteln und Dornen und über ſpitzige Steine.“ Nun ſtellte ihr der Mann ein paar Schuhe vor die Türe, und ſie kam von da an allnächtlich, um ihr Kind zu ſtillen, bis ſechs Wochen um waren (Stöber, Sagen p. 99). Dieſer uralt heidniſche Glaube herrſcht zu beiden Seiten des Rheins (z. B. im Kinzigtal, Schreiber Taſchenbuch I, 326).[51]

Die meiſten der angeführten Bräuche ſind in neueſter Zeit im Elſaß wie anderwärts ihrem Ausſterben nahe, ſo auch der echtdeutſche Brauch der Spinnſtube, wo die Burſche und Mädchen des Dorfs zu fröhlichem Geplauder und geſelligen Spielen von Alters her ſich verſammelten. Die Benennungen dafür ſind im Unterelſaß Kunkelſtube, Maiſtube (mhd. meien ſich beluſtigen), zu Licht gehen, im Oberelſaß Kelte oder Gwelte wie Kilt und Kiltgang in der Schweiz (von einem alten ver-

lorenen Wort, das Abend bedeutete wie das altnordiſche kvöld, at kveldi Abends). Die Spinnſtuben beginnen, wenn auf den Wieſen die Herbſtzeitloſen blühen, die daher im Sundgau Keltbliemle, Kelterle, in der Schweiz Killblume heißen (Stöber in Frommanns Mundarten IV. 10 ff.). Dort war von je die Lieblingsſtätte der Sage; beim Schnurren der Spindeln wandelte die heimiſche Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht. Noch lebt die Sitte da und dort im Elſaß und im Bitſcher Ländchen. Da ſitzen in der Winternacht die Weiber mit den Spinnrädern um den Ofen, die Männer mit qualmenden Pfeifen liegen auf den Bänken an der Wand, und in die Beſprechung der Tagesereigniſſe miſchen ſich jene innigen deutſchen Volkslieder, von welchen vor hundert Jahren der Straßburger Student Goethe eine kleine Sammlung für Herder aufſchrieb, die Sagen der Vorzeit und die Märchen von der Frau Holle, von den Erdmännchen, von Hänſel und Gretel, Kleinode deutſcher Volksdichtung in treuherziger alemanniſcher Sprache. In früheren Wintern, ſo ſagt man, kam wohl auch der Hausgeiſt dazu, legte ſich auf den großen Kachelofen und rauchte Tabak wie die andern (Stöber in Wolfs Zeitſchrift für deutſche Myth. I, 401). Da iſt noch urdeutſches Volkstum, von Verwälſchung nichts zu verſpüren.[52]

Die treueſten Parteigänger deutſchen Weſens aber ſind die elſäßiſchen Kinder mit ihrem echtſchwäbiſchen Reichtum an Spielen, denen zu Ehren eine Gaſſe in Straßburg benannt iſt (Kinderſpielgaſſe). In ihren poetiſchen Liederchen und Sprüchlein blüht und lacht deutſches Gemüt und deutſcher Scherz in lieblicher Friſche. Unter die beiläufig vierzig deutſchen Kinderſpiele, welche Stöber in ſeinem elſäßiſchen Volksbüchlein anführt, hat ſich nur ein einziges franzöſiſches eingeſchlichen, und dieſes heißt ominös genug Diable vient, der Teufel kommt.[53]

1. Mythische Sage.

Götter und Göttinnen.

Vom Götterdienst zu den Göttern selbst übergehend treten wir in einen reichen Sagenwald, aus dessen mannichfaltigen Schößlingen sich leicht ein bunter Strauß wird binden lassen.

An Alter steht **Ziu** obenan, der altnordische Tyr. Sein Name ist der älteste Götternamе der Indogermanen. In der unberechenbar fernen Zeit, wo noch die Väter der Inder, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Slaven und Germanen ein einziges Volk bildeten, war es der lichte Himmelsgott, der „Vater Himmel", der unter diesem Namen verehrt wurde: pitâ djaus in den vedischen Hymnen, Ζεὺς πατήρ bei Homer, Djupiter Jupiter bei den Römern (Kuhn in Haupts Zeitschrift II, 231). In historischer Zeit erscheint Ziu als Schwert- und Kriegsgott, dem römischen Mars entsprechend. Die niederdeutsche Form seines Namens **Tiu** lebt mit abgeschwächtem Anlaut im Worte Dienstag, **dies Martis**. Die hochdeutsche Form hat das Alemannische bewahrt: **zistag**, zistig Zius Tag, im Oberelsaß Zistigh, im Unterelsaß Zisti (Alsatia 1851, p. 99).[54] Außer diesen Tagsnamen läßt sich keine Erinnerung an Ziu im Elsaß nachweisen, obwohl sein Dienst dereinst bei dem schwäbisch-alemannischen Stamm in hohem Ansehen gestanden sein muß, da die Schwaben den Beinamen Ziowari, Ziuwarii Ziuverehrer führten (Grimm, Myth. 180).

Nach Ziu war in einer ſpätern Periode des germaniſchen Götterglaubens der Donnergott in den Vordergrund getreten. Doch auch von ihm gibt im Elſaß nur ſein Wochentag, der Donnerstag, halbverſchollene Kunde: das iſt ein allbeliebter Glückstag und trägt noch immer die Spuren früherer Heiligkeit, welche die Kirchenverbote des Mittelalters nicht auszurotten vermochten. Donnerkeile, Donnerärte heißen im Elſaß die Aërolithen und Belemniten, Wurfgeſchoſſe des Donnergottes, welche, wie man glaubt, während eines Gewitters aus den Wolken fallen. Auch die keltiſchen Streitmeißel (Celte) werden Donnerkeile genannt. [55]

Wie Ziu von Donar, ſo wurde dieſer in der Folge von Wodan, Wuotan, in Schatten geſtellt. [56] Er war in der letzten Periode des germaniſchen Heidentums der König der Götter und Ahnherr der deutſchen Stämme, der Gott der wehenden Luft, des Tatendrangs und der geiſtigen Erregung; gleichmäßig waltete er im brauſenden Sturm, in der tobenden Schlacht und in der begeiſterten Seele des Dichters. Fruchtbarkeit des Feldes und günſtiger Wind, Sieg und Ruhm, Schönheit und Glück, Schrift und Weißagung, alle höchſten Güter und Gaben kamen von ihm. Als Himmelsgott charakteriſiert ihn ſeine Erſcheinung: er hat nur ein Auge, die Sonne, einen breiten, niderhängenden Hut, das ſchattende Gewölk, einen weiten blauen Mantel, die weite blaue Luft; ſein ſchnaubendes weißes Roß iſt der Wind.

So wandelt er noch immer durch die Sagen des Volks, wenn auch ſeine göttliche Würde vergeſſen iſt. Bei Oberlarg im Sundgau iſt eine unheimliche Stätte: da ſchreitet zuweilen ein ſchwarzer Mann mit breitem großem Lapphut den Berg hinan. Er ſieht finſter und fürchterlich aus und hat nur ein einziges Auge (Alſatia 1856, p. 130). Auch auf ſeinem weißen Roſſe erſcheint er noch oft als der in allen deutſchen Gauen bekannte

gespenstige Schimmelreiter. So sah ihn der Hirt von Winkel (bei Pfirt an der Grenze des Sundgaus) eines Sonntagmorgens, als er unweit des Altschlosses mit seinem Söhnlein die Heerde weidete. Plötzlich kam ein fremder Reiter auf einem Schimmel gegen die Wiese geritten. Der Hirt befahl seinem Knaben, den Zaun zu öffnen; dafür gab der Fremde dem Kind einige Geldstücke und ritt weiter dem Altschlosse zu. Die Münzen aber waren so alt, daß Niemand das Gepräge erkannte (Alsatia 1858 -61, p. 250). Gewöhnlich erscheint der Schimmelreiter Nachts an gewissen Orten mit dem Kopf unter dem Arm, z. B. auf der sogenannten Meistergasse zwischen Mietesheim und Uttenhofen bei Niderbronn, wo einst der Meister, d. i. der Henker, gewohnt hat (Als. 1854—55, 214). Hier spielen in die altmythische Vorstellung Gespensteriagen von Hingerichteten herein. In der Umgegend von Schlettstadt sieht man oft bei Nacht einen Schimmelreiter, der seinen Kopf auf einem Teller unter dem Arme trägt. Er hat Offizierskleider an und reitet hin und her auf einem Felde, wo in alten Zeiten eine Schlacht vorgefallen sein soll, indem er mit ungeheuer lauter Stimme beständig kommandiert (Ernst Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben I. 124). Hier hat sich der alte Lenker der Schlachten in moderne Offiziersuniform gesteckt.

Zu Wodan als dem Luftgott kamen von je die luftigen Seelen der Todten. Als er aber in den endlosen Kämpfen vorzüglich kriegerische Bedeutung angenommen hatte, da waren es nur die Seelen der Helden, die Gefallenen der Walstatt, welche er in seinen himmlischen Königssaal als seine Gäste und Dienstmannen aufnahm. Mit ihnen und den lichten Wolkenfrauen, welche Schicksalsgöttinnen der Schlacht geworden waren, mit den Helden Walhallas und den Walküren jagte er, durch die Lüfte in unersättlicher Streitlust. Diese wildschöne Fiction,

im sausenden Sturm die Geister des Kriegs zu vernehmen, hat ihren schaurigen Zauber auf das Gemüt des Landvolks bis heute bewahrt. Noch braust in gewissen Nächten über alle deutschen Gaue Wodans Gefolge, das wütende Heer, die wilde Jagd. Der König der Götter ist zum König der Gespenster geworden. Auch das Elsaß ist reich an solcher Kunde. Merkwürdig vor Allem ist der im Unterelsaß und besonders in Straßburg übliche Ausdruck Wütenheer, worin deutlich ein altdeutsches Wuotanher anklingt. Sprichwörtlich sagt man bei großem Lärm: Man meint, das Wütenheer (straßburgisch Wüedeheer) sei los. [57] Unvergessen ist dabei, daß es die Geister von gefallenen Kriegern sind. Im J. 1516, so erzählen Straßburger Chronisten (Trausch und nach ihm Wencker, s. Stöber, Sagen 433), wurde das „Wüetten-Hör" im Elsaß und Breisgau bei Tag und Nacht, auf Bergen und Wäldern gehört; mit Trommeln und Pfeifen und brennenden Lichtern zog die Todtenschaar durch Feld und Stadt. Der Eine trug seinen Kopf, der Andere sein Gekröse, der Dritte sein abgehauenes Bein, und voraus lief Einer, der fortwährend rief: Abweg, abweg, daß Niemand Nichts geschehe! Zu Freiburg sah eine Frau ihren Mann, der im Kriege umgekommen war, unter dem Haufen, und da ihm der Kopf auseinander klaffte, lief sie hin und verband ihn mit ihrem Schleier. Auch vom Jahr 1123 berichten elsaßische Ueberlieferungen, daß Todtenschaaren in feurigen Harnischen zu Straßburg, Molsheim, Colmar und Freiburg gesehen worden seien, darunter der kurz zuvor erschlagene Graf Emich von Leiningen mit hundert Pferden (Stöber, Sagen 122). Nach der Ansicht des christlichen Mittelalters mußten alle diejenigen, welche vor ihrer Zeit einen jähen, gewaltsamen Tod fanden, noch so lange im Gespensterheer fahren, als sie auf Erden gelebt hätten. Diese Sage des gemeinen Mannes besprach Geiler von Kaisersberg, als er am

Donnerstag nach Reminiscere 1508 im Münster zu Straßburg „von dem wütischen und Vnholden Heer" predigte (Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens p. 20).

Noch immer zieht in Straßburg in stürmischen Herbstnächten das Wütenheer vom Norden, der alten Götterheimat, herbrausend mit wildem tollem Gebell, Jagdruf und Getöse über die Weißenturmstraße hin bis ins Finkweiler (Stöber, Sagen 433).

Ganz besonders häufig tritt das Wütenheer als gespenstiger Jagdzug auf. Die elsäßischen Benennungen hiefür sind: die wilde Jagd, das Nachtgejäg, das Pfaffengejäg, der ewige Jäger, der wilde Jäger, der Nachtjäger (Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 20). Eine Lieblingsstätte des wilden Jägers ist der Moderer Wald bei Buchsweiler. Da fährt er mit Geschrei und Gebrause von Norden her über die Wipfel der Bäume und läßt in dem daranstoßenden Reiherwald seine Rosse grasen (Alsatia 1850, p. 59). Mitten aus dem tobenden Lärm heraus hört oft der einsame Wanderer seinen Namen rufen; er darf aber nicht antworten, sonst käme er in der Geister Gewalt (Stöber, Sagen 271). Auch zu Heiligkreuz bei Colmar hat das Nachtgejäg seine bestimmte Straße. Einmal zog es mit entsetzlichem Geheule zum Sengenwald, und eine Stimme rief dazwischen: Weiter, weiter! der Marbacher Hund billt schon! Damit ist die Klosterglocke gemeint: alle heidnischen Geister hassen den Glockenklang.[58] Andere Orte, wo sich die wilde Jagd zu zeigen pflegt, sind das Altschloß bei Winkel, wohin jener Hirte den fremden Mann auf dem Schimmel reiten sah (Als. 1858—61, p. 250), der Bocksfelsen beim Odilienberg (Schweighæuser, Bas-Rhin 54), der Frohwald oder Hexenwald bei Oberbronn (Stöber, Sagen 330; Alsatia 1850, p. 60), die Römerstraße zwischen Illzach und Ringersheim nördlich von Mülhausen (Stöber, Sagen 29); dort im Dorfe Illzach erscheint

jedes Mal, wenn die Jagd vorübergebraust ist, ein weißes zügelloses Pferd, Wodans Roß, und säuft am Brunnen bei der Linde (Wolfs Zeitschr. I, 403).

Die weißen Hunde des Nachtjägers haben weder Augen noch Ohren. Kommt ein solcher in eine Menschenwohnung, so liegt er und winselt unablässig und bringt Krankheit ins Haus, bis man ihn wieder an den Ort führt, wo man ihn gefunden hat (Als. 1858—61, p. 253).[46]

Mit der Sage vom wütenden Heer im nächsten Zusammenhang stehen die nicht minder verbreiteten Sagen von den bergentrückten Helden und den kämpfenden Gespensterschaaren. Uralte Erinnerungen aus indogermanischer Zeit, daß die Seelen aus dem Wolkenberge kommen und dahin zurückkehren und daß der Sturmgott im Wolkenberge schlafe, verwandelten sich unter dem Einfluß des germanischen Brauchs, die Todten im Hügelgrab zu bestatten, in die mythische Vorstellung, der kriegerische Sturmgott halte sich mit seinen Heldengeistern in der Tiefe irdischer Berge schlafend verborgen, bis er zu seiner Zeit hervorbreche und mit Kriegslärm durch die Lüfte fahre. Die Göttlichkeit der Schläfer im Berge wurde vergessen; bedeutende Zeitereignisse gaben ihnen geschichtlichen Halt, geschichtliche Namen: Wodan wurde zum schlafenden Kaiser, und seine Helden zu verwünschten, zauberentrückten Menschen. Es ist natürlich, daß sich solche Sage mit Vorliebe an alte Schlachtfelder knüpft, wo viele Todte unter der Erde liegen. So schlafen unter dem Ochsenfeld bei Thann, das mit dem Lügenfeld bei Sigoldsheim verwechselt wird,[47] in weithinlaufenden Höhlen die Kriegsheere der treulosen Söhne Ludwigs des Frommen. Oft hört man zu nächtlicher Stunde dumpfes Waffenklirren in der Tiefe, und neben verspäteten Wanderern gehen oft einzelne Krieger in rasselnden Harnischen über die Heide bis gegen Sennheim oder Thann. Eines Tages

öffnete ſich vor einem Bewohner der Umgegend eine ſolche Erdhöhle, und ein Kriegsmann, der aus ſeinem langen ſchweren Schlaf erwachte, verkündete den Zeitpunkt, wo der ſchreckliche Bann aufhören werde (Golbéry, Haut-Rhin 79; Stöber, Sagen p. 43). Der Oberſte des ſchlafenden Heers heißt Prinz Karl, das iſt Karl der Kahle. Wenn ein Menſch aus dem Leben ſcheidet, ſagt man in der Gegend: er iſt unter die Soldaten des Prinzen Karl gegangen (Bulletin, II. Série, I, 2, 143).

Nach einer andern Verſion der Sage war es ein Kriegsheer Karls des Großen, das aus Uebermut ſeine Geſchoſſe gegen den Himmel richtete und ſofort in die Erde verſank; alle ſieben Jahre ſieht man es auf dem Ochſenfelde exercieren (E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 122). Einſt gieng die Tochter eines Bäckers mit einem Korb voll Weißbrod über das Ochſenfeld. Da kam ein Kriegsmann auf einem Schimmel zu ihr geritten und forderte ſie auf, mit ihm zu gehen, er wolle ſie an einen Ort führen, wo ſie das Brod gut verkaufen werde. Das Mädchen folgte ihm in einen unterirdiſchen Gang und kam in ein weites Heerlager; die Soldaten ſchliefen alle und hatten lange Bärte. Man bezahlte ihr das Brod reichlich und trug ihr auf, täglich die gleiche Menge herzubringen. Das beſorgte ſie mehrere Jahre lang; aber als ſie erkrankte und ſtarb, öffnete ſich die Türe des unterirdiſchen Ganges vor Niemand mehr (Meier ebenda 123).

Mitten auf dem Ochſenfeld ſoll ein Felsſtück liegen, der Bibelſtein genannt. Darunter ſitzt der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, und wer das Ohr an den Stein hält, hört das Kniſtern ſeines wachſenden Bartes (Stöber, Sagen p. 44). Abweichend, aber aus derſelben Quelle fließend, iſt die alte Localſage von Hagenau: „Der gemein Mann iſt beredt worden, man müſſe alle nacht diſem Keyſer Friderico zu Triefels, auch zu Keyſerslautern

ein Bett machen, darinnen er ruhe, dann er ſey zu Hagenaw in der Burg lebendig verzucket worden, das iſt aber Fabelwerck, dann wie es mit diſem frommen Keyſer (welcher nit allerdings des Bapſts vnd der geyſtlichen liedlin ſingen wollen) ein ende genommen, bezeugen die Chroniken vnd Hiſtorien, ſo von jhme geſchriben ſeindt" (Bernh. Hertzog, Edelſaſſer Chronick, B. 8, p. 149).

Auch auf dem Schloß Hohen-Geroldseck bei Zabern wurden dereinſt die Geiſter alter deutſcher Helden geſehen, eine Sage, welche Philander von Sittewald den erſten Geſichten ſeines zweiten Bandes zu Grunde legt. Er wird von Reitern in altgermaniſcher Fellbekleidung entführt: „Indem wir nun überzwerchs zuruck durch den Wald auff die Matten kommen, erkante ich mich alſo bald, daß wir nicht ſo weit vnd nechſt bey Geroltz Eck, einem alten Schloß auff dem Waßgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abenthewer erzehlen hören: daß nemblich die vralte Teutſche Helden, die Könige Arioviſtus, Arminius, Witichindus, der Hürnin Siegfried vnd viel andere in demſelben Schloß zu gewiſſer zeit deß Jahrs geſehen werden, welche, wan die Teutſche in den höchſten Nöthen vnd am vndergang ſein werden, wider da herauß vnd mit etlichen alten Teutſchen Völckern denſelben zu hülff erſcheinen ſolten" (Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt Straff-Schriften H. M. Moſcheroſchen von Wilſtädt; Ander Theil, Straßb. 1665, p. 32). Die Sage iſt volkstümlich; die Namen ſind gelehrte Zutat.

Es darf uns bei dem gewaltigen Eindruck, den der erſte Napoleon auf ſeine Zeitgenoſſen machte, nicht wundern, daß auch an ſeinen Namen die alte Sage ſich heftete. Sein Tod, ſo meinte man im Elſaß, iſt eine Erfindung ſeiner Feinde; er lebt noch und wird mit den Mohren und Türken zurückkommen, um die Welt wider zu erobern (Stöber, Sagen 441). Die

Mohren und Türken haben wir wohl geſehen; aber die Verwälſchung der deutſchen Kaiſerſage hat ein ſchlechtes Ende genommen.

Die Sagen von den Schlachten der Geſpenſter, der bergentrückten Helden ſind Nachklänge des germaniſchen Mythus vom Weltkrieg der Götterdämmerung, dem Entſcheidungskampf zwiſchen Göttern und Götterfeinden, welchen der griechiſche Mythus an den Anfang, der tiefſinnigere germaniſche an das Ende der Göttergeſchichte verlegte. [81]

Die Zeit, wo nach altheidniſchem Glauben die Götter ihren Umzug auf Erden hielten, war um Weihnachten und in den Zwölften: da tobt noch heute die wilde Jagd am wildeſten.

Doch auch allein, ohne Geleite, zeigten ſich die himmliſchen Gäſte in jener feſtlichen Zeit; ſo kam Wodan als einſamer Reiter auf ſeinem weißen Roß die Waldwege daher oder pochte als Fußwanderer im Pelzkleid an das verſchneite Hoftor. Solche Göttererſcheinungen wurden im Heidentum von vermummten Menſchen dramatiſch dargeſtellt. Noch haben viele deutſche Landſchaften ähnliche Darſtellungen im Brauch. In Schleſien z. B. führen die Burſche noch immer den Umzug des Schimmelreiters auf (Weinhold, Weihnachtſpiele p. 6); in einigen Gegenden heißt der Schimmelreiter Ruprecht, in andern geht Knecht Ruprecht neben ihm her, und wieder in andern erſcheint der Ruprecht allein. Das iſt jener pelzvermummte Gaſt der Kinderſtube mit der Rute in der Hand und dem Sack auf dem Rücken. Wer denkt, daß in dieſem kinderſchreckenden Pelz der alte Himmelsgott, der Spender aller Freuden und Ehren, verborgen iſt? Ruprecht (hruodperaht ruhmglänzend) war ohne Zweifel ein Beiname Wodans bei den Türingern und einigen oſtdeutſchen Stämmen. Oft erſcheint er in Begleitung des von Haus zu Haus ziehenden Chriſtkindes, der alte Gott und der neue in gemütlicher Kameradſchaft.

Im Elſaß, wie überhaupt in Südweſtdeutſchland, kommt der Name Ruprecht nicht vor; dort heißt der ſchreckhafte Begleiter des Chriſtkinds Hanstrapp. Er trampelt in die Stube r- mummt oder mit geſchwärztem Geſicht, hat einen Stock in der Hand, raſſelt mit Schellen und bläſt, wie man ſagt, den unartigen Kindern die Augen aus (Alſ. 1851, p. 164; 1852, p. 146). Er führt ſeinen Namen offenbar von ſeinem trappenden, d. h. trampelnden, ſtampfenden Gang, wie die Nachtfrauen Trempe in Franken und Stempe, Stampa in Tirol, und hat ſicher mit dem Hofmarſchall Hans von Tratt, einem berüchtigten Bauernſchinder im 16. Jahrhundert, nichts zu tun, auf den im Elſaß der Name zurückgeführt wird (Stober, Sagen 349; Alſ. 1853, p. 141 ff.).

In Schwaben muſte der alte Heidengott ſeinen Pelz dem heiligen Martin abtreten, der davon Pelzmärte heißt, in Baiern dem heiligen Nicolaus, dem guten Biſchof von Myra und Landespatron von Lothringen, an deſſen Tag den Kindern im Elſaß noch da und dort beſchert wird, früher in den Schulen Wecken verteilt wurden (Alſ. 1851, p. 162) und im 15. Jahrhundert der Knabenbiſchof mit ſeiner mutwilligen Cleriſei in Straßburg umherzog. [42]

Wie bei Indern und Griechen hat auch bei den Germanen die trauliche Vorſtellung, daß Götter in Menſchengeſtalt auf Erden wandern und bei den Sterblichen einkehren, die dichteriſche Phantaſie viel beſchäftigt. Die altnordiſchen Sagen und Lieder ſind voll davon. In der Ausbeutung des wirkſamen Contraſtes zwiſchen göttlicher Würde und menſchlicher Ungeſchlachtheit kam auch der Humor zu ſeinem Recht und nahm keinen Anſtand, die Götter ſelbſt in mißliche Lage geraten zu laſſen, ohne daß dadurch die fromme Ehrfurcht beleidigt wurde. Auch die chriſtliche Zeit ließ ſich das ſchöne alte Motiv nicht verkümmern. Wie

dereinſt Wodan allein oder in Begleitung anderer Götter (im Norden namentlich Lokis) die Menſchen beſuchte, ſo wandert in chriſtlichen Legenden der Erlöſer durch die Lande, allein oder gefolgt von Petrus, dem populärſten Apoſtel, der dem bedürfnißloſen allwiſſenden Gott gegenüber die komiſche Rolle des begehrlichen und kurzſichtigen Menſchen zu ſpielen pflegt.

Unter dem elſäßiſchen Volk ſind eine Anzahl ſolcher Sagen verbreitet. Da kommt Chriſtus auf einſamer Wanderung nachts in die Tenne eines armen Bauern, der eben ſein letztes Korn ausdriſcht, um einen hartherzigen Gläubiger bezahlen zu können. Mitleidig tritt der Herr näher und hält das Licht unter die Garben, aus denen ſofort rauſchend wie ein Waſſerfall die ſchönſten Waizenkörner in dichter Fülle hervorquellen. Die ganze Nacht währt der Wunderguß, und der Bauer wird reich. Aber im Taumel des jähen Glücks verfällt er in Uebermut und Schwelgerei. Eines nachts — ſinnlos vom Wein — will er das göttliche Wunder nachahmen, hält das Licht unter die Garben, und in kurzer Stunde ſteht ſein ganzer Hof in Flammen, ſo daß er wider in die bitterſte Armut „urückſinkt (Stöber, Sagen 215).

Ein andermal kehrt Chriſtus als Bettler bei einer armen Wittwe ein, die ihn willig beherbergt und mit ihrem Wenigen bewirtet. Dafür ſpricht er beim Abſchied den Segen über das erſte, was ſie tun werde. Sie verſteht ihn nicht und geht in den Keller, um den Reſt Wein, den der Herr im Kruge gelaſſen, wider ins Faß zu gießen: aber der Krug iſt unerſchöpflich, und die Frau kommt zu Wohlſtand. Die habſüchtige Müllerin vor dem Dorf wird ihr neidiſch und bittet ſie, ihr doch den Herrn, wenn er wider komme, hinauszuſchicken. Der Herr kommt, und die Müllerin trägt ihm das Köſtlichſte auf, was zu finden iſt. Wirklich verleiht er ihr beim Scheiden daſſelbe Geſchenk: aber,

indem ſie in ungeduldiger Haſt nach dem Schranke läuft, um Geld zu zählen, ſtößt ſie die Waſſerflaſche um, und das Waſſer ergießt ſich unaufhaltſam und verwüſtet Haus und Feld (Stöber, Sagen 212).

Ein drittesmal wandert Chriſtus mit St. Peter durchs Sundgau. Petrus hört den fröhlichen Lärm der Kilbe (Kirchweih) im Dorfe Moos bei Pfirt und erbittet ſich Urlaub, um dort einzukehren. Der Herr wartet in Oberlarg lange auf ihn; endlich kommt Petrus in freudiger Erregung und erzählt, wie luſtig es da zugegangen ſei. „Haben ſie nichts von mir geſprochen?“ fragt der Herr. „Nein,“ gibt Peter zu, „an dich hat niemand gedacht.“ Ein Jahr darauf wandelte Chriſtus denſelben Weg und entließ den Petrus wider zur Kirchweih nach Moos. Aber als er nach Oberlarg kam, war Petrus bereits dort und ſagte, er habe nichts gehört als: Gott im Himmel und lieber Herrgott, hilf! „Siehſt Du,“ erwiderte der Herr, „jetzt können ſie an mich denken, da ihre Felder verhagelt ſind; als es ihnen gut gieng, wollten ſie nichts von mir wiſſen“ (Alſ. 1853, 165). Eine bekannte Erzählung, von Hans Sachs mit Vorliebe behandelt.

Neben dieſen tiefſinnigen Sagen gehen andere her von leichtem, ſchwankhaftem Charakter, wo die himmliſchen Wanderer in Ungelegenheiten kommen, ſo die Erzählung, wie Chriſtus und Petrus als Muſikanten durchs Land ziehn und von Zimmerleuten, denen ſie am Sonntag nicht zum Tanze geigen wollen, geſchlagen und ihre Fiedeln zertrümmert werden. Der ergrimmte Petrus verlangt, daß der Herr den Zimmerleuten alles Holz in Bein verwandle; Chriſtus aber willfahrt ihm nur teilweiſe: ſeit jener Zeit werden die Zimmerleute durch beinharte Aeſte im Holze für ihre Grobheit geſtraft (Alſ. 1853, p. 137).

Hier alſo wird des Herrn ſelbſt nicht geſchont; in der

Regel aber iſt es Petrus allein, der in den Schwänken übel ankommt. Einmal treibt ihn das Gelüſte, in einer Schenke elſäßiſcher Bergknappen neuen Wein zu trinken, und der Herr entläßt ihn mit wohlmeinender Warnung. In der Schenke geht es luſtig her, und einer der Gäſte ſagt zu Petrus: „Du mit deinem langen Bart, mach uns doch eins auf, damit wir tanzen können!“ Petrus, der gerade ſeinen witzigen Tag hat, erwidert: „Wartet, ich will euch eins aufmachen!“ — und macht die Türe auf, findet aber bei den Bergknappen ſo wenig Verſtändniß für ſeine geſelligen Talente, daß ſie ihn durchprügeln und hinauswerfen. Jammernd kommt er zum Herrn und fordert Strafe für die groben Geſellen. „Nun,“ ſagt der milde Herr, „bis ſie höflicher werden, ſoll ihre Strafe ſein, Sonntags zu vertrinken, was ſie in der Woche mit ſaurem Schweiß verdient haben“ (Stöber, Sagen, p. 209). Ob die Strafe noch fortwirkt, weiß ich nicht; für das 16. Jahrhundert und zwar nicht allein für die Bergknappen bezeugt es Sebaſtian Münſter: „Das arbeitſam Volk, ſo darinnen (im Elſaß) iſt, verzecht gemeinlich all ſein Gut, ſpart nichts in Zukunft und darumb ſo etwan durch Reif, Kälte oder Krieg ein Unfall in Wein oder in das Korn kommt, leiden ſie Mangel und ſchwere Teurung“ (Cosmographey, Baſel 1614, p. 842).

Noch ſchlimmer ergeht es dem Petrus in einem köſtlichen Schwank von Buchsweiler: Chriſtus und Petrus kommen in der Erntezeit zu einem reichen Pächter und laſſen ſich von ihm als Dreſcher anwerben. Für die Nacht wird ihnen zuſammen ein Bett angewieſen. Aber müde von der Reiſe verſchlafen ſie am andern Morgen die Arbeitſtunde. Der Pächter kommt mit einem Stock und prügelt den vorne im Bett liegenden Petrus tüchtig durch. Auf Grund dieſer Beobachtung bittet Petrus am folgenden Abend, ſich an die Wand legen zu dürfen, und der

Herr hat nichts dagegen. Am nächſten Morgen verſchlafen ſie abermals, und wider erſcheint der Pächter mit dem Prügel. „Geſtern," ſagt er, „hat der da vorne Schläge bekommen, heut iſt die Reihe am andern!" und Peter erhält auch die zweite Beſcherung (Stöber, Sagen 221). [63]

In unſerer nüchternen Zeit, wo der kritiſche Verſtand ſelbſt den Wunderglauben pedantiſch gemacht hat, mag eine derartige Behandlung heiliger Perſonen bedenklich erſcheinen: im jugendlichen Sinn des Mittelalters wohnten noch Ernſt und Scherz verträglich beiſammen. Jene Lieblinge der Volksphantaſie ſtanden allzufeſt im gläubigen Gemüt, als daß ihnen eine humoriſtiſche Färbung hätte Eintrag tun können, ſo wenig als durch die Narren- und Eſelsfeſte oder das Geſchrei des Rohraffen im Münſter von Straßburg [64] die Heiligkeit des chriſtlichen Cultus beim naiven Volk wirklich gefährdet wurde.

Neben Wodan in ebenbürtiger Majeſtät thronte ſeine Gemahlin, die vielnamige Mutter des Lebens. Ihr urgermaniſcher Name war Fria, die Liebende, Freundliche (Nebenformen Frea und Frikka), Frigga bei den Skandinaven, des Himmels Königin und Odins Hausfrau. Bei allen Germanen iſt der Freitag nach ihr genannt. Doch nur bei den Niederſachſen und in der Uckermark lebt im Volke ihr urſprünglicher Name fort. Schon in heidniſcher Zeit muß ſie bei den einzelnen deutſchen Stämmen verſchiedene Beinamen geführt haben, welche ihren eigentlichen Namen vergeſſen ließen; unter dieſen Beinamen tritt ſie noch heute im übrigen Deutſchland auf, in Meklenburg als Frau Gauden (der weibliche Wodan), in Weſtfalen, Türingen, Heſſen, Nordfranken und einem Teil von Böhmen, Baiern und Tirol als Frau Holda, Holle (die Gnädige), im Vogtland, in Oſtfranken, Baiern und Schwaben als Berta, Behrta (die Glänzende).

Dieſer Beiname Berhta weiſt auf ihre früheſte mythiſche Bedeutung hin: gleich Wodan war ſie eine Himmelsgottheit: war er urſprünglich der wehende Wind, ſo war ſie urſprünglich die glänzende Wolke, die aus mütterlicher Bruſt den allnährenden Regen ſpendet. Später vereinigte ſie als oberſte Göttin die Eigenſchaften aller übrigen, der Waſſer-, Licht- und Erdgöttinnen, in ſich. Als Göttin der Luft war ſie Seelenherrin und als ſolche ſowohl Todtengöttin wie Geburtsgöttin: noch in chriſtlicher Zeit gebören ihr die Seelen der ungetauft verſtorbenen Kinder, mit deren weinender Schaar ſie nachts umherzieht; aus ihrem Brunnen kamen die Seelen der Geborenen, daher die unzähligen Kinderbrunnen in Deutſchland. Auch der uralt heilige Quell unter dem Straßburger Münſter hieß der Kindelbrunnen, und noch heute beredet man die Kleinen in Straßburg, daß die Neugeborenen aus dem Münſterbrunnen geholt werden (Stöber, Sagen p. 455; Elſäßiſches Volksbüchlein, 2. Auflage 1859 I, p. 111). Durch die Brunnen gelangt man in der Göttin Wohnung, wie in dem bekannten Märchen von der Frau Holle (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 24), das auch im Elſaß eingebürgert iſt, nur ohne den mitteldeutſchen Namen: Frau Holle heißt einfach „e wieſſe Madam" (Stöbers Volksbüchlein 1842, p. 114). Wenn es ſchneit, ſagt man in Heſſen: Frau Holle macht ihr Bett. Satt deſſen ſingt die elſäßiſche Mutter: Die Englein haben's Bett gemacht, die Federn fliegen runter (ebenda p. 42).

Zahlreiche Züge der alten Naturgöttin ſind auf die Jungfrau Maria übergegangen. Die auch im Elſaß häufigen Marienbilder in Eichen bezeichnen alte heilige Bäume der Göttermutter. [63]

Wie Wodan durchwanderte dereinſt auch Berhta und nach ihr Maria lohnend und ſtrafend die Wohnſitze der Menſchen. Eine elſäßiſche Sage erzählt, daß die Mutter Gottes eines Abends

zu einer geizigen Frau kam, welche mit dem Spinnrad in ihrem Baumgut ſaß, um das Obſt zu hüten. Maria als Pilgerin bat um einen Apfel; aber die keifende Alte hatte nur Schelt-worte für ſie. Da wuchs die Geſtalt der Himmelskönigin und indem ſie weiter wandelte, ſprach Maria: „So ſollſt du ewig dein Obſt hüten!“ Und der Fluch gieng in Erfüllung: längſt iſt Haus und Gehöfte verſchwunden; der Baumgarten vererbte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht; aber jeden Abend im Herbſt, ſo lange die Bäume voll Früchten hangen, ſitzt die Alte dort in altväteriſcher Tracht und ſpinnt und hütet das Obſt und kann nicht ſterben (Alſatia 1858—61, p. 256).

Auch Berhta hielt ihre hauptſächlichſten Umgange um Mitt-winter zur Weihnachtzeit. Aber von der Vorſtellung einer lichten, liebevollen Göttin iſt wenig übrig geblieben; ihre jugendliche Schönheit hat ſie an die chriſtliche Himmelskönigin verloren; als altes Weib pocht ſie nachts an die Fenſter, und unwillkommen iſt ihr Beſuch. Die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Göttin hat ſich zur Angſt vor dem Geſpenſt verdüſtert. Am ſchreckhafteſten wurde bei den ſüddeutſchen Stämmen das Bild der Göttin verunſtaltet. “

Als unheimlicher Gaſt der Spinnſtuben heißt ſie im Elſaß Frau Faſte, in Baden Fronfaſtenfrau. Es iſt damit Fron-faſten vor Weihnacht, ihr altes Hauptfeſt, perſonificiert. In Heiligkreuz bei Colmar ſaßen einſt am Fronfaſtenabend etliche Spinnerinnen in der Kunkelſtube beiſammen. Da klopfte es ans Fenſter, und als man öffnete, ſtand Frau Faſte draußen mit zornigem Geſicht und warf Spulen ins Zimmer: „Wenn die bis zwölfe nicht vollgeſponnen ſind, wird es euch ſchlimm gehen!“ Ein junges Mädchen wußte Rat: ſie umwand die Spulen mit Werg, ſpann dann einige Fäden darüber und ſtellte ſie vors Fenſter. Als Frau Faſte um zwölf Uhr wider kam, ſchüttelte

ſie den Kopf und ſagte mürriſch: „Daß du Recht gehabt haſt!“ — Es iſt die Arbeit an ihrem heiligen Feſt, worüber die alte Göttin zürnt. So wirft ſie auch den Wäſcherinnen am Fronfaſtenabend den Zuber um (Alſatia 1856—57, p. 134). [47]

Auch der Dreikonigstag war ihr heilig und hieß durchs ganze Mittelalter und noch heute in einzelnen Gegenden der Berchtentag, die vorangehende Nacht Berchtennacht; zuweilen heißt ſo auch die Neujahrsnacht. Seit alter Zeit waren am Berchtenabend Volksaufzüge im Schwang, welche die Umfahrt — früher der Göttin, ſpäter der Kinderſcheuche — mimiſch darſtellten. Frau Berhta mit ihrem Gefolge zog von Haus zu Haus und heiſchte Gaben; man nannte das berchteln oder bechteln, elſäßiſch bechten. Im Elſaß fiel das Feſt in die Weihnachtsfeiertage, im Mittelalter auf den 30. December, den Tag der „milden Bechte“. Da liefen, wie die Statuten der Straßburger Schifferzunft beſagen, „die handwercksknecht oder knaben nach alter gewohnheit“ von einer Trinkſtube in die andere und drangen auch frommen Leuten in die Häuſer, um Gaben zu erbitten und zu erpreſſen, daher der Umzug bei Strafe auf die Trinkſtuben und die Häuſer der Handwerksmeiſter beſchränkt wurde (Scherz, Glossar. I, 103). Ein Ueberreſt des mittelalterlichen Bechtens findet ſich noch im Unterelſaß. Da wird in den Dorfſchaften am Chriſtabend Sperrnacht gehalten, d. h. die Mädchen werden geſperrt und das Spinnen über die Feiertage eingeſtellt. Die jungen Leute verſammeln ſich partienweiſe, ſo wie ſie ſich den Winter über in den Kunkelſtuben zuſammengefunden haben, halten Mahlzeiten und treiben allerlei Kurzweil. Ein Hauptſpaß beſteht darin, daß ſich die jungen Burſche, wie einſt die Handwerksknaben von Straßburg, in die Küchen auch minder bekannter Leute ſchleichen, um die Pfannen mit den Braten wegzuſtehlen (Alſatia 1852, p. 149 ff.). [48]

In die franzöſiſchen Familien des Elſaßes kommt ſtatt der Frau Berhta die Dame de Noël in weißem langem Gewand, verſchleiert und mit einer goldenen Krone oder einem Blumenkranz im Haar. Sie hat mit dem chriſtlichen Feſt ſo wenig gemein als Frau Berhta und iſt eine altkeltiſche Fee, welche auch in der Freigrafſchaft die braven Kinder um Weihnachten mit Nüſſen und Kuchen beſchenkt (Alſatia 1851, p. 165).

Wie in heidniſcher Zeit alle deutſchen Königsgeſchlechter ihren Stammbaum auf Wodan zurückführten, ſo ſteht auch Frau Berta als Ahnmutter an der Spitze einzelner Familien. Rein mythiſch iſt Berta die Spinnerin, die märchenhafte Mutter Karls des Großen; aus mythiſchen und hiſtoriſchen Elementen gemiſcht iſt die Sage von der böhmiſchen Gräfin Berta von Roſenberg, welche als weiße Frau an allen Hofſitzen erſcheint, wo Verwandte ihres Stammes wohnen, in Berlin, Ansbach, Stuttgart und anderwärts, — die deutſche Göttin als Schutzherrin fürſtlicher Geſchlechter, verwandt mit Karolingern und Hohenzollern, dem älteſten und dem jüngſten Kaiſerhaus. [69]

Als weiße Frau lebt Wodans Gemahlin auch im Elſaß in zahlreichen Sagen, manichfach localiſiert, doch meiſt ohne jede hiſtoriſche Anlehnung. An den Namen der Frau Berhta hieng ſich, wie wir ſahen, die Verzerrung ihrer hehren Geſtalt zum kinderſchreckenden Popanz, — auf den namenloſen weißen Frauen dagegen ruht noch ein Nachglanz jener himmliſchen Schönheit, welche der Göttin dereinſt jenen Namen berhta, die lichte, verliehen hatte.

Ein uralter Naturmythus klingt uns in Deutſchland und Skandinavien aus halbverſchollenen Sagen entgegen: Die liebende Erdgöttin wird von ihrem ſchönen Gemahl im Winter verlaſſen; in weißes Schneegewand gehüllt ſucht ſie ihn ſehnſüchtig durch alle Lande und weint ihm goldene Tränen nach. Zwar jeden

Lenz führt ſie den Flüchtling zurück, doch nur um ihn nach wenigen Monden wider zu verlieren. Ein ebenſo einfaches als hochpoetiſches Bild des nordiſchen Jahrs mit dem kurzen Sommer, flüchtig wie Liebesglück.

Vereinzelte Zeugniſſe für dieſen Mythus tauchen in Nord- und Mitteldeutſchland auf: Fru Frien im weißen Hemd ſtreift durch den Wald über Berg und Tal und ſucht ihren Freier in der ganzen Welt; doch kaum hat ſie ihn gefunden, ſo verläßt er ſie wider, und ihre Klage beginnt aufs neue (Pröhle, Unterharziſche Sagen, Aſchersleben 1856, p. 209). In Unterfranken, in der Gegend des Mains zeigt man ſogenannte Frauhullisſteine, die ganz ausgehöhlt ſind als Seſſel der Frau Hulda (Frau Hulli). Aus dem Berge, wo ſie als Erdgöttin ihren wunderreichen Wohnſitz hat (Frau-Venusberg), kommt ſie dahin und weint um ihren Gemahl, der ſie verlaſſen. Oft hat man ſie vorzeiten, wenn die Reben blühten, im Mondſchein auf einem Felſen ſitzen ſehen; ihr weißes Gewand leuchtete ins Tal, und ſie ſang wunderbare Lieder, die einem Menſchen das Herz im Leibe ſchmelzen machten (Wolfs Zeitſchrift I, 23 ff.). Am Rande der Waſſer ſitzt ſie am liebſten, und im brütenden Schweigen des Sommermittags badet ſie den ſchönen Leib in einſamen Seen, oft in Geſellſchaft von Jungfrauen, wie ſie von ſchneeweißer Haut und langen goldenen Haaren.

Vergleichen wir mit dieſem Bilde der Göttin die zahlreichen Schilderungen von weißen Frauen in Burg und Wald, ſo ſpringt ihre Verwandtſchaft in die Augen. Die Göttin erſcheint in den weißen Frauen nur vervielfältigt durch manichfache Lokaliſierung ihrer Sage. Meiſt kommen ſie — im Elſaß wie anderwärts — lächelnd aus Burgtrümmern den Waldberg herab, waſchen ſich Geſicht und Haar und kehren dann laut weinend zurück, wie die weiße Jungfrau von Hohenburg bei Lembach,

nach welcher der dortige Quell Maidebrunn genannt wird (Stöber, Sagen, 342). Am häufigſten erſcheinen ſie einzeln, dann und wann zu zweien und dreien, ſelten in größerer Geſellſchaft. Im Gürtel hängt ihnen der Schlüſſelbund, das Abzeichen der Hausfrau, der mütterlichen Göttin. Die weiße Jungfrau, welche alle ſieben Jahre auf dem Illzacher Hügel, der Stätte eines alten Heidentempels, erſcheint, trägt einen reichen goldenen Bruſtſchmuck wie die tränenſchöne Freyja des Nordens (Stöber, Sagen 28). Das „wyß Fräule" auf dem Schloſſe Plixburg bei Winzenheim (weſtlich von Colmar) kommt im Mondſchein mit hellem Geſang durch den Wald herab, tritt bis an den Saum des Wegs und ſteigt dann weinend zum Schloſſe zurück (ebenda 89). Auf dem Gemäuer von Schloß Rotenberg (Rougemont) an der Straße von Masmünſter nach Belfort ſitzt oft eine weiße Dame und ſchaut traurig ins Tal (eb. 36). An die Erſcheinungszeit der Göttin erinnert die Sage, daß alljährlich in der Chriſtnacht eine weiße Jungfrau mit einem Schlüſſel in der Hand die Burg St. Ulrich über Rappoltsweiler umwandelt (eb. 112). Zu den Wäſcherinnen, welche oft bis in die Nacht hinein beim Mondlicht oder beim ſchwachen Schein ihrer „Luzernen" in der ſogenannten Waſchbach bei Oberbronn arbeiten, geſellt ſich zuweilen ſeit undenklichen Zeiten eine fremde weiße Frau. Ohne jemand anzuſehen und ohne ein Wort zu ſprechen, wäſcht ſie, abſeits von den andern, Hemden in der Flut: es ſind Todtenhemden, und jedesmal ſtirbt ein Menſch aus der Verwandſchaft der Anweſenden (eb. 331). Hier übt Frau Berta ihr altes Amt der Todtengöttin; ihr Erſcheinen kündet einen Sterbfall an wie das der weißen Frau im Berliner und Ansbacher Schloß. — Im Haſelburger Berg gegen Pfalzburg zu hört man, wenn Unglück droht, lautes Wehklagen; Jungfrauen in weißen Kleidern treten nachts heraus und ſtreifen ſingend durch den Wald,

wo ſie ſeit langen Jahren ein verlorenes Kleinod ſuchen (eb. 233).

Hier iſt die Urſache der Klage und der Gegenſtand des Suchens in Vergeſſenheit geraten, wie ſich überhaupt die urſprüngliche Bedeutung der weißen Frauen vielfach durch Beziehungen auf andere Sagenelemente verdunkelt hat. Im Volke werden ſie meiſt mit verborgenen Schätzen in Verbindung gebracht; ſie ſind frühere Burgfräulein, zu ruheloſem Umgehen verwünſcht, bis ſich ein Unerſchrockener findet, der ſie erlöſt. Daher winken ſie den Menſchen, welche ihnen begegnen, und geſellen ſich gern zu einſamen Schäfern und Hirtenknaben. In der Regel aber mißlingt der Verſuch, weil auch der Kühnſte die entſetzliche Geſtalt, in welcher ſie zuletzt erſcheinen, nicht ertragen kann. Die weiße Frau auf Greifenſtein bei Zabern z. B. kommt als ungeheure Kröte (eb. 248), ebenſo die wegen ihrer Sprödigkeit verwunſchene Herzogstochter auf dem Krötenſtuhl über der pfälziſchen Grenze (Grimm, Deutſche Sagen N. 223; Stöber, Sagen p. 346), die Dame von Rotenberg als Drache mit einem Schlüſſel im Rachen (Golbéry, Haut-Rhin 91). —

Auch im Nonnengewand zeigen ſich die verwunſchenen Jungfraun: in den Trümmern der Kloſtergebäude bei Rotbach (im Walde bei der Felſenveſte Lichtenberg), wo zuweilen geſpenſtige Mönche um einen großen Kirſchbaum tanzen und einer von ihnen im Keller einen reichen Schatz bewacht, kam einesnachts zu einem Bauern, der dort nachgraben wollte, eine weiße Kloſterfrau und reichte ihm eine Blume, die ihm den Zugang zu dem Horte öffnen ſollte. Er aber erſchrak ſo bei ihrem Anblick, daß er nach Hauſe lief und bald darauf ſtarb (Stöber, Sagen 325). Von der Wunderblume, welche wie die Springwurzel das Innere der Berge durch Zauberkraft öffnet, erzählt man in Deutſchland allerwärts: dieſe Blumen, bald gelb

bald blau, erſchließen unterirdiſche Schätze, daher der Name Schlüſſelblume, und werden in der Regel von den aufgeregten Beſitzern im Berg zurückgelaſſen, obgleich ihnen die Warnung zugeht: Vergiß das Beſte nicht! daher der — lieblich von Liebenden umgedeutete — Name Vergißmeinnicht. [70]

Häufig weiß die Volksphantaſie als Grund der Verwünſchung begangene Frevel anzuführen. Das weißgekleidete Mädchen, das im Paulinerſchlößchen von Weißenburg umgeht, iſt eine Kindsmörderin; ſeufzend und weinend kniet ſie nachts vor einem Lindenbäumchen und wird nicht eher erlöſt, als bis aus dem Holz dieſes Bäumchens ein Sarg für ihr Kind gezimmert wird (Stöber 352). Näher kommt der alten Naturgöttin eine andre Erſcheinung der weißen Frau im Paulinerſchlößchen: wenn ein guter Herbſt bevorſteht, wandelt ſie mit freudigem Angeſicht durch die Rebgelände, grüßt die Leute und raſſelt mit ihrem Schlüſſelbund (Stöber 353). [71]

Wo die weißen Frauen zu dreien erſcheinen, wie z. B. auf dem ſogenannten Küppele (Stöber im Bulletin, I. Série, III, 2, 189), da berühren ſie ſich mit den Schickſalsſchweſtern des germaniſchen Heidentums, im Norden Nornen genannt, welche wie bei Römern und Griechen aus der Einheit in die Dreiheit übergegangen ſind. Ihr deutſcher Geſammtname iſt unbekannt; bei den hochdeutſchen Stämmen, im Elſaß wie in Tirol, Baiern, Baden und Rheinfranken, werden ſie noch heute unter den Namen Einbett, Warbett und Wilbett als heilige Jungfrauen verehrt. Nach der Legende gehörten dieſe zur Schaar der 11000 Jungfrauen, teilten jedoch nicht ihr Martyrium, da ſie St. Urſula zur Pflege der heiligen Aurelia, die auf dem Rückweg von Rom nach Köln am Fieber erkrankt war, in Straßburg zurückließ; ſie blieben dort auch nach dem Tode ihrer Schutzbefohlenen, führten ein frommes Leben und wurden in der Kirche

Altſanktpeter beſtattet, wo man ihnen ſpäter eine Kapelle weihte. Nach der Wormſer Sage waren ſie die Töchter des burgundiſchen Königs, deſſen Herrſchaft Attila vernichtete, — alſo Gundaharis, Gunthers im Nibelungenlied, — und wurden wegen ihres unerſchütterlichen Chriſtenglaubens von den Hunnen gemartert. Ihr Todtenmal ſtand dereinſt in der alten Kirche des Bergkloſters und iſt ſeit deren Zerſtörung das merkwürdigſte Alterthum des Wormſer Doms. Man ſieht darauf drei weibliche Geſtalten mit Kronen auf den Häuptern und Lilienſtengeln in den Händen, dabei die Inſchriften S. Einbede, S. Warbede, S. Willebede (Pauli, Geſchichte der Stadt Worms 1825, p. 149). Auf einer Halbinſel im Kochelſee bei Schlehdorf werden die drei heiligen Jungfraun Ainbett, Walbett und Wilbett als Peſtpatroninnen verehrt; alte Leute wollen ſie geſehen haben: zwei waren weiß, die dritte ſchwarz mit weißem Schleier — die Todesgöttin — von einem Hündchen begleitet (Panzer, Beiträge zur deutſchen Mythologie, I, 23). Der Hund iſt nach uralter Symbolik das Tier des Todes und der Unterwelt (ſ. Anm. 59).

Wie Parcen und Moiren wurden auch die germaniſchen Schickſalsſchweſtern als Spinnerinnen gedacht, den Lebensfaden der Menſchen wirkend. So ſieht man ſie noch in einem unbewohnten Haus zu Oberlarg im Sundgau: auf dem Speicher ſitzen ſie und ſpinnen ſo ſchnell, daß die Spinnräder glühen; die mittlere iſt viel größer als die beiden andern, und ihr langes Haar fällt ihr über die Schultern herab (Stöber in Wolfs Zeitſchrift I, 401). Dieß iſt die älteſte, ehrwürdigſte, früher die einzige, bei den Skandinaven Urdr, bei den Sachſen Wurd geheißen. Unter den drei genannten heiligen Jungfraun nimmt Einbett dieſen Vorrang ein. [73]

Als Geſpenſter erſchienen ſie einem Mann von Illzach drei

Tage nach dem Tode ſeiner Frau. Um Mitternacht ſprang die Türe ſeiner Schlafkammer auf, und drei weißgekleidete Weiber traten jammernd und heulend herein; ſie waren von verſchiedener Größe, und die kleinſte ließ ihr Haar über das Geſicht herabfallen (Stöber ebend. I, 404).

Nach altem Glauben kamen die Nornen zu den neugeborenen Kindern und verliehen ihnen ihre guten und böſen Gaben. Deßhalb wohl legte man, um ſie günſtig zu ſtimmen, ihr Lieblingsgeräte, die Kunkel, zu den Kindern in die Wiege, ein Brauch, der auch im Elſaß heimiſch war (Barack in der Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſch. IV, 37).

Wie die oberſte Göttin, die Spinnerin und Seelenherrin, mit dieſen Schickſalsſchweſtern nahe verwandt war, ſo ſtand ſie auch zu den Nornen des Kriegs, den Walküren, in engſter Beziehung. Hatte ſie doch als Wolkenfrau mit den Walküren denſelben mythiſchen Urſprung. Als in der deutſchen Heroenzeit der Luftgott Wodan und ſein Wolkengeleite ſich in eine himmliſche Kriegsſchaar verwandelten, wurde die oberſte der Wolkenfrauen, Wodans Gemahlin, eben damit zur oberſten der Walküren. An der Spitze der Schlachtjungfraun ritt ſie im ſtrahlenden Waffenſchmuck an Wodans Seite durch die brauſenden Lüfte. Im Norden iſt es Freyja, die mythologiſche Doppelgängerin der Göttermutter Frigg, welche als Herrin der Walküren die Schlachten der Männer lenkt und ſich mit Odin in die Kampftodten teilt. In einzelnen deutſchen Sagen iſt Frau Gauden, Fria oder Holda geradezu Führerin eines weiblichen wilden Heers. Auf weißem Roß mit klingendem Zaum reitet ſie von Berg zu Berg über weite Täler; ein Gefolge göttlicher Frauen begleitet ſie, zuweilen auf Katzen reitend oder ſelber in Katzengeſtalt. Die Katze war Wolkenſymbol.

Aus dieſem Umritt der Wolkengöttinnen wurde im chriſtlichen

Mittelalter die Hexenfahrt, in einzelnen Gegenden, z. B. im Westerwald, noch Hollefahrt geheißen. Den Uebergang bezeichnet der Umzug der Fronfastenweiber in Baden (Baader, Volkssagen, Karlsruhe 1851, N. 43; Neugesammelte Volkssagen, 1859, N. 20). Die Wandelung der mythischen Vorstellungen ist deutlich. Am Berge haften die ziehenden Wolken, — das hieß in der ältesten mythischen Sprache: die Wolkenfrauen versammeln sich auf der Höhe; in der Dichtung des Heroenalters lautete es: die Schildjungfrauen reiten nach dem Berg, um mit Wodan dem Kriegsgott über das Schicksal der Schlachten zu beraten; in christlicher Zeit sagte man: die Hexen fahren nach dem Berg, um dem Teufel ihrem Herrn zu huldigen und mit ihm auf das Verderben der Menschen zu sinnen. So sind aus den herrlichsten Gebilden der dichtenden Phantasie, aus den wildschönen Schlachtjungfrauen unserer Heldenzeit, die häßlichsten Ausgeburten abergläubischen Wahnsinns geworden, Schandmale der Menschheit.

Nach der Lehre der christlichen Bekehrer waren ja die Götter des Heidentums nichts anderes als eine Schaar von Teufeln gewesen, welche durch höllischen Trug die unseligen Menschen zu ihrem Cultus verführt hatten. Unfähig sich vom mythologischen Standpunkt zu emancipieren, vermochte diese Ansicht nur die heidnischen Vorstellungen phantasierend zu verunstalten, statt sie denkend zu überwinden. Das Grauen vor den alten Göttern, denen man abgesagt hatte, ohne ihre Realität zu leugnen, fand im Hexenglauben seinen furchtbarsten Ausdruck.

Auch im Elsaß hat dieser Wahn seine traurigen Spuren hinterlassen. Die Hexensagen sind zahlreich wie überall, und ihre Anlehnung an das Heidentum ist nicht zu verkennen. Die Zeiten, wo nach dem Glauben des elsäßischen Volks die Hexen ihre meiste Macht haben und ihr tollstes Wesen treiben, sind die

Freitage und die Tage um Weihnacht (Alſatia 1851, p. 101. 170). Der Freitag führt ſeinen Namen von der alten Gemahlin Wodans, und in die Weihnachtszeit fiel ihr höchſtes Feſt. [73] Glockenklang iſt den Hexen ebenſo verhaßt wie dem wilden Heer, den Erdmännlein und andern heidniſchen Weſen; auch ſie heißen ihn Hundebellen (Alſ. 1856—57, p. 315).

Sammelpunkte der Hexen gibt es viele im Elſaß; in der Regel ſind es unheimliche alte Cultusſtätten oder Hinrichtungsplätze. Am häufigſten werden genannt der Bollenberg bei Ruffach, ohne Zweifel eine druidiſche Opferſtätte, und der Baſtberg bei Buchsweiler, beide noch im vorigen Jahrhundert Galgenberge. Ein Schulmeiſter, der einmal nach Mitternacht von einem Taufſchmaus heimkehrte, ſah die Spitze des Baſtbergs hell beleuchtet und hörte Tanzmuſik. Er ſtieg hinauf und fand eine Geſellſchaft von Herrn und Damen, welche an reichen Tafeln ſpeiſten und Tänze aufführten. Einer aus der Geſellſchaft reichte ihm einen Becher und eine Geige, und ſo ſpielte er mit den Muſikanten die ganze Nacht hindurch. Am Morgen erwachte er müde und zerriſſen auf einem Steinhaufen; ſtatt des Bechers lag ein Pferdehuf zu ſeinen Füßen, und ſtatt der Geige hielt er eine große Katze im Arm, die ihn kratzte und biß und ſich dann mit tollen Sprüngen in die Reben verlief (Stöber, Sagen 287). Ein anderer erwachte nach demſelben Erlebniß unter dem Galgen des Baſtbergs und hielt ſtatt des Goldpokals ein Hufeiſen in der Hand (Alſ. 1856—57, p. 138); ein dritter fand ſich bei Enſisheim in einem Pferdegerippe („tod Roß Corpel") liegend, und das Geld, das er empfangen hatte, war zu Scherben geworden (Alſ. 1856, p. 311). — Der hölliſche Betrug des alten Götterdienſtes zeigt ſich namentlich in den Geſchenken des Teufels und der Hexen, welche ſich aus Gold und Silber in allerlei Unrat verwandeln, wie umgekehrt in heid-

niſchen Sagen die unſcheinbaren Geſchenke der Frau Berhta und der Erdmännlein zu blinkendem Golde werden.

Andere Verſammlungsorte ſind der Grasberg oberhalb Bergheim, wo die Hexen Nebel ſieden (Alſ. 1856, p. 315), der Hexentiſch im Rimbacher Tal, ein heidniſcher Opferplatz, wo nun die Hexen ſchmauſen, ferner ein heidniſcher Grabhügel an der großen römiſchen Rheinſtraße bei Arzenheim, öſtlich von Colmar, und die Kalmiſer Weide im Canton Pfirt; auch hier kam ein Burſch zu einer tafelnden Geſellſchaft, und ein Weib trat auf ihn zu, um ihn einzuladen: der oben auf dem Throne ſitze, ſei ein reicher Herr, der jede Nacht ſeinen Dienern eine große Gaſterei gebe; doch wer Zutritt haben wolle, müſſe ſich erſt mit ſeinem Blute in ein Buch einſchreiben. Sofort brachte ſie auch das Buch herbei; aber der Burſch ſchrieb mit ſeinem Blute die drei allerheiligſten Namen hinein. Da war Alles plötzlich verſchwunden; der Burſch ſtak in einer ſchneebedeckten Dornhecke und hielt das Buch in der Hand, das die Geiſtlichkeit ſpäter verbrannte. Es haben mehrere Perſonen aus ſeinem Dorfe Oberlarg darin geſtanden (Alſ. 1856—57, p. 128).[71]

Auf dem Hexenplan, einer Heide in der Haart, ſteht der Hexenbaum; in ſeiner Krone verbarg ſich eines nachts ein Burſch und belauſchte die Hexen, wie ſie zuerſt den Baum umtanzten und dann im Kreiſe umlagerten, ihre Untaten ſich erzählend (Stöber, Sagen 7). Dieſer Tanz der Hexen um beſtimmte Bäume weiſt auf altgermaniſchen Waldcultus. Am Urſprung der Ill im ſüdlichſten Sundgau ſteht eine alte Tanne, um welche ſich ein mit Füßen getretener Kreiß zieht, darauf kein Gras wächſt; der kommt von dem nächtlichen Rundtanz der Hexen (Alſatia 1856, p. 127). Ebenſo kann man durch die Haart den Weg der Hexenfahrt bis gegen Baſel hin genau an

den auf einanderfolgenden Lichtungen im Walde erkennen (eb. 133). Dagegen verſteht man ſonſt im Elſaß wie in der Schweiz und in Schwaben unter Hexentanz die dunklern üppigeren Stellen in Wieſen und Saatfeldern, welche man anderwärts Feenkreiße und Elfenkreiße (fairy-rings, cercles des fées) nennt. In dieſem Namen klingt noch eine alte freundliche Naturbeziehung an, welche ſich auch in den Pflanzennamen Hexenmilch (Euphorbie), Hexenkraut (Johanniskraut) und der Bezeichnung der Sommerfäden als Herengeſpinnſt ausſpricht (ebenda 328 f.).

Zu ihren Verſammlungen kommen die Hexen auf Beſen, Gabeln, Stecken und Kunkeln, auch auf Wagen und Karren, auf Böcken und roten Katzen, auf Mutterſchweinen, Hunden und Stutenfüllen gefahren. Beim Ehemann bleibt im Bett ein mit einem Hemd bedecktes Holzſcheit (Dorlan. Notices II, 214). Bisweilen genügt für die Luftfahrt das einfache Einreiben einer beſtimmten Salbe, ſo in einer mit dem griechiſchen Märchen vom verwandelten Lucius (Pſeudo-Lucian und Apulejus) auffallend übereinſtimmenden elſäßiſchen Sage: Ein Mühlknecht in der Nähe von Zabern bemerkte, daß ſeine Meiſterin und ihre Tochter, welche er liebte, oft des Nachts abweſend waren, und belauſchte ſie, wie ſie ſich mit einer Salbe beſtrichen und verſchwanden. Er ſalbte ſich gleichfalls die Hände, ſprach die Worte, die er gehört hatte, nach: „Obenan und nirgends wider!“ und flog ſofort durch den Schornſtein, daß ihm Hören und Sehen vergieng. Als er zu ſich kam, befand er ſich mitten unter den Hexen auf der Spitze des Baſtbergs und wäre von den wütenden Weibern getödtet worden, wenn nicht die Müllerstochter für ihn gebeten hätte. Die Hexen verwandelten ihn darauf zur Strafe für ſeine Neugierde in einen Eſel; aber das Mädchen flüſterte ihm zu, er werde ſeine frühere Geſtalt wider erhalten, ſobald es ihm gelinge, Weihwaſſer zu trinken. Ein volles Jahr muſte der Verwandelte

einem Bauern Laſten tragen, und wenn er den Leuten ſeinen Jammer klagen wollte, erhielt er Schläge. Endlich fand er nach vielen vergeblichen Verſuchen Gelegenheit in eine Kirche einzudringen und wurde durch das Weihwaſſer des Zaubers ledig (Stöber, Sagen 234).

Das Hexenbankett iſt die Carricatur des heidniſchen Opferſchmauſes. Als Speiſen werden genannt neben Kalbfleiſch, Wildbret und Eierkuchen auch „Keybenfleiſch" (Keib, das bekannte alemanniſche Schimpfwort, bedeutet Leiche, Aas), Ratten, Mauſe und Fledermäuſe. Regelmäßig fehlt Brod und Salz. Das Getränk iſt Wein; die Geſchirre glänzen wie vergoldetes Silber (Dorlan II, 211). Eine nackte Hexe muß als Leuchter dienen (ebend. 214). Die vornehmen und die fremden erſcheinen nach den elſäßiſchen Hexenakten in der Regel vermummt und laſſen ſich von den armen aufwarten. [75]

Die Hexen lieben es, nachts in Tiergeſtalt umherzuſchweifen, beſonders als Katzen: Die vielverbreitete Sage, daß einer Katze, welche in der Küche naſcht, eine Pfote abgehauen wird und am Morgen darauf die Nachbarin mit abgehauener Hand im Bette liegt, iſt auch im Elſaß, in Oberbronn, eingebürgert (Stöber, Sagen 332), ebenſo die vielfach widerkehrende Sage von der Hexe, welche in Pferdegeſtalt beſchlagen und am andern Tag mit Hufeiſen an Händen und Füßen gefunden wird (eb. 281). Hexen von Enſisheim machten als Haſen im Feld einen Nebel zum Schaden der Früchte (Alſ. 1856—57, p. 312). Ein Schaarwächter von Buchsweiler traf einſt auf der Straße um Mitternacht eine große Ente, welche ihm vor den Füßen hin und her flatterte. Er warf ſie ſchließlich zu ſeinem offenen Kellerladen hinein, daß ſie einen Fuß brach. Als er am Morgen nach Hauſe kam, hörte er inwendig in der Falltüre des Kellers klopfen, und als er öffnete, hinkte ſein eigenes Weib ſchimpfend und fluchend heraus (Stöber, Sagen 282).

Auch als Werwölfe gehen die Hexen um. In einem Altkircher Hexenakt von 1589 bekennt Margareta Tscheiblerin, sie habe in Gestalt eines Wolfes ein Schwein aus der Heerde des Hirten von St. Ulrich gestohlen und mit ihren Gespielen verzehrt (Alsatia 1856—57, p. 289). Ganz eigentümlich den Elsäßer wie den Basler Hexenakten aber und nordischen Anklangs ist die häufige Notiz, daß die Hexen auf Wölfen, den Lieblingstieren des alten Schlachtengottes, im Schnee umhergeritten seien. [76]

An den mythischen Ursprung der Hexen mahnt ihre Hauptkunst, Wind und Wetter zu machen. Sie tanzen um den Kessel, worin der Hagel gekocht wird; dann stürzen sie ihn um, und Sturm und Gewitter bricht los (Dorlan II. 215). Eine berühmte Wetterhexe im Elsaß war die Gräfin Itta von Lützelburg im 12. Jahrhundert; sie gilt noch immer für die Meisterin der Unholden, welche sich in der sogenannten Hexenschule, einer kreisrunden Vertiefung im Felsen bei der St. Michaelskapelle oberhalb Zabern, versammeln und von da nach dem Bastberg bei Buchsweiler fliegen (Stöber, Sagen 250. 255). [77]

Auch die Windsbraut ist eine Hexe: wenn man in einen Staubwirbel einen gesegneten Rosenkranz oder sonst einen geweihten Gegenstand wirft, so sieht man die Hexe splitternackt vor sich stehn (Alsatia 1856—57, p. 133).

Außer dem Hagelsieden schädigen die Hexen ihre Nachbarn durch allerlei Zauberwerk: sie schlagen das Vieh mit weißen Stäbchen, wovon es krank und lahm wird; sie melken fremde Milch aus einem Türpfosten, einem Arthelm oder einem Handtuche; sie zaubern den Menschen Nadeln und Nägel in den Leib; sie rauben den Männern durch Nestelknüpfen die Kraft u. s. w. Ein äußeres Kennzeichen ist ihr böser Blick. Geiler von Kaisersberg erwähnt in einer Predigt, daß die Hexen in jedem Auge

zwei Augäpfel (Kindlein) haben, und was sie ansehen, durch ihren Blick vergiften. Dieß ist noch heute Volksglaube im Elsaß. [78]

Noch weiß man auch hier wie anderwärts Mittel anzuführen, um die Zauberinnen zu erkennen und abzuwehren. [79] Besonders zäh haftet der Hexenglaube im Stall und in der Ammenstube und zwar, wie wir täglich erfahren können, nicht bloß beim wundergläubigen Volk.

Alle angeführten Züge des Hexenglaubens lassen sich ins deutsche Heidentum zurückverfolgen: Hexenfahrt und Hexentanz, Tierverwandlung, Wettermachen, Verzaubern durch den Blick (mhd. entsehen) und magische Gebräuche. Aus späterer Zeit dagegen, aus Ketzersagen des Mittelalters, stammt die Teufelsbuhlschaft, welche kaum in den Akten eines Hexenprocesses fehlt. In trostloser Uebereinstimmung widerholt Urgicht für Urgicht auch im Elsaß, wie sich der Teufel in Gestalt eines schönen Mannes der Angeklagten genähert, sie durch nichtige Versprechungen und Geschenke zur Buhlschaft und zur Verleugnung Gottes und seines himmlischen Heers verführt und mit seiner Marke als sein Eigentum gezeichnet habe. [80] Zuweilen wurde ein förmliches Hochzeitfest mit Verhöhnung der kirchlichen Bräuche begangen wie in den drei Türmen der Schloßruine Egisheim (Weckmund, Wahlenburg und Dagsburg geheißen), wo eine alte Hexe, die im J. 1568 verbrannt wurde, ihre Tochter beim Fledermausmahl dem Teufel verheiratete (Golbéry, Haut-Rhin 50; Alb. 1856—57, p. 308). Die Ochsenwirtin von Schlettstadt (hingerichtet 1630) feierte die Teufelshochzeit in ihrem eigenen Hause; sie sorgte für das Mahl, der Teufel für Bräutigam und Gäste, Harfner und Geiger; wie die Türen geöffnet wurden, kam die Adlerwirtin auf einem Besen, die alte Nunnenmacher auf einem Schwein; zwei vornehme Frauen erschienen

in Masken. Als die Gesellschaft beisammen war, legte der Teufel die linke Hand der Braut in die linke ihres dämonischen Buhlen und gab sie im Namen von zehntausend Teufeln zusammen; dann gieng es zum Tanz und zu ausschweifenden Freuden (Dorlan II, 210). Die Hochzeit einer Kelluerin dagegen wurde auf dem Richtplatz gefeiert, wohin die Hexen, zum Teil reich geschmückt, über die Stadtmauer geflogen kamen; der Teufel saß als Spielmann auf dem Galgen (eb. II, 212). [81]

Die Uebereinstimmung in den Bekenntnissen der Hexen wird Niemand befremden, der die Schemata kennt, nach welchen die Richter ihre Fragen stellten, [82] und daß die gewünschten Antworten nicht ausblieben, dafür sorgte Meister Hämmerlein und die Folter. Wer Gefahr läuft, sich auf die Gottähnlichkeit des Menschen zu viel einzubilden, der studiere die Hexenprocesse, und er wird bald die Tiere um ihren sichern Intellekt beneiden. Durchs ganze Mittelalter waren einzelne Hinrichtungen wegen Zauberei vorgekommen; der Massenmord unschuldiger Menschen begann jedoch erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, angeordnet von einem — nunmehr infallibeln — Pabst, Innocenz VIII, in der berüchtigten Bulle Summis desiderantes vom 5. Nov. 1484. Stupide Unwissenheit, wüster Aberglaube, Neid und Habsucht nahmen die Richterstühle ein, und Hunderttausende starben nach Folterqual und Kerkerangst in dumpfer Verzweiflung einen schmachvollen Tod.

Im Elsaß giengen die öffentlichen Anklagen von den Amtleuten oder der städtischen Obrigkeit aus und wurden dem Malefizgericht übergeben, das bald aus Regierungs-, bald aus Stadtbeamten, bald aus einer Art Jury von Bürgern bestand. In einem weitläufigen Gutachten der Reichsstadt Münster aus dem Ende des 16. Jahrhunderts wird es für billig und erlaubt erklärt, auf bloße Denunciation hin zu verhaften und zu foltern;

auch die, welche gutlich bekennen, sollen doch gefoltert werden, wenn sie sich weigern, Mitschuldige anzugeben. Als mildes und bewährtes Mittel wird die Folter der Schlaflosigkeit empfohlen. Man hatte hiefür, z. B. in Zabern, einen eigenen Folterstuhl, sedes vigiliarum, worin der Angeklagte durch ein eisernes Halsband festgehalten 48 Stunden sitzen mußte und durch Stacheln wach gehalten wurde (Alsatia 1856—57, p. 274). Auch die bekannte Wasserprobe wurde angewandt, wie eine Straßburger Henkersrechnung vom Jahr 1630 beweist (Curiosités d'Alsace, Colmar 1861—62, I, 211 f). Nur äußerst selten kam es vor, daß Angeklagte trotz aller Qualen nichts gestanden (wie die Dreher Kätel in Zabern um 1650, Alsatia eb. 322). Als ein humaner Fortschritt wird in dem Münsterer Gutachten hervorgehoben, daß man die Verurteilten nicht mehr mit langwierigem Feuer lebendig peinige, sondern vorher erwürge oder enthaupte (Alsatia eb. 276). Hab und Gut der Hingerichteten fielen dem Fiscus anheim.

Am schrecklichsten wütete diese geistige Pest im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im Bistum Straßburg allein, dessen Kirchenfürsten Albrecht von Baiern der Pabst seine Hexeninquisitoren besonders empfohlen hatte, wurden innerhalb zwanzig Jahren, von 1515—35, über fünftausend Menschen verbrannt, Männer und Weiber, doch die letztern in großer Ueberzahl: „Wenn man ein Mann verbrent, so brent man wol zehen Frawen," bezeugt Geiler von Kaisersberg zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Kein Alter wurde verschont: unter den in Schlettstatt zwischen 1630 und 1642 Hingerichteten finden sich ebensowohl Greisinnen von 80 und 90 Jahren, als Mädchen von 19 und 20 und Kinder beiderlei Geschlechts von 12—15 Jahren.[88] Eine traurige Berühmtheit erlangte in der Hexenverfolgung das schöne Münstertal gegen Ende des 16. Jahr-

hunderts. Als Beispiel für viele sei hier das Geständniß einer gewissen Anne Marei angeführt, welche zu Münster abgeurteilt wurde. Nachdem man ihr das Marterhemd ausgezogen und sie von den Folterschrauben befreit hatte, bekannte sie, wie eines Tages ein Jäger zu ihr gekommen sei, in grünem Rock mit goldenen Borten und einer großen Hahnenfeder auf dem Hut; der habe ein Krüglein aus seiner Ledertasche gezogen und ihr einen Trunk gereicht; dann habe er sie mit einem Messerlein am Arme geritzt und das rinnende Blut aufgesogen; hierauf sei sie viele geheime Künste inne geworden und oft mit ihm auf die Berge bei Metzeral geflogen, wo sich nachts glänzende Gesellschaft eingefunden, darunter viele Edeldamen und Bürgersfrauen, die sich Schmausens und Tanzens vergnügt hätten. Die Anne Marei war so schön, daß Richter und Schreiber das Gesicht von ihr abwenden mußten und sich bekreuzten, um nicht durch ihre Reize verzaubert zu werden. So wurde sie von der wahrhaft blinden Gerechtigkeit zum Tode verurteilt und in Münster öffentlich verbrannt (Stöber, Sagen 91).

Die Gefängnisse, worin die Unglücklichen schmachteten, wurden nach ihnen Hexentürme genannt; solche standen in Colmar, Ensisheim, Schlettstatt, Westhofen und anderwärts. Von den vor der Hinrichtung häufig angewandten glühenden Zangen führen die Bewohner von Brunnstadt bei Mülhausen ihren Spitznamen „Hexenzangen" (Stöber, Das vordere Alltal p. 60). **

In Schlettstadt stellte der Magistrat im Jahr 1642 die Hexenprocesse ein, nachdem eine Verurteilte, Anna Armbruster, die Frauen dreier Richter als Mitschuldige angegeben hatte (Doslan II, 222 ff.).

Unter den ersten, welche sich der unschuldigen Opfer annahmen und mit eigener Lebensgefahr den mörderischen Wahn bekämpften, ist auch ein Elsäßer zu nennen, Ulrich Schweizer

von St. Johann bei Zabern. Wenn irgend ein Menſchenname die dankbare Erinnerung der Nachwelt verdient, ſo ſind es die Namen jener mutigen Gegner der Hexenproceſſe, welche den Namen der Menſchheit ſelbſt wider zu Ehren brachten. [85]

Rieſen und Zwerge, Elben und Nixen.

Nachdem wir ſo den hellen und dunkeln Spuren der alten Götter im elſäßiſchen Volksglauben nachgegangen ſind, bleibt uns noch die Umſchau nach den halbgöttlichen Weſen des Heidentums, nach Rieſen und Zwergen, Elben und Nixen, übrig.

In der nordiſchen Kosmogonie ſind die Rieſen älter als die Götter. Sie ſind die Söhne der Urwelt, die Mächte der elementaren Natur in ihrer Gleichgiltigkeit und Feindſchaft gegen den Menſchen, während die Götter als Bildner und Ordner der Welt zu den Menſchen in engſter Beziehung ſtehen. Den Rieſen gehört die Steinwelt des Gebirgs und die Wüſte des Meers, die Unbill des Wetters in Winter und Sommer, der verheerende Sturm und die freſſende Flamme. Ihr mürriſcher Starrſinn äußert ſich im Widerſtand der Materie, dem der Menſch ſein Leben abringen muß und gegen den ihm die Götter zu Hilfe kommen. Dieſer naive Dualismus iſt ein Erbſtück fernſter Vorzeit, dichteriſch geſtaltet in den Liedern der Edda wie in den Indrahymnen des Rig-Veda und in der Titanomachie des Heſiod. Allen Göttern und Menſchen voran kämpft der Donnergott, der Freund des Ackerbaus, gegen die Sturm- und Steinrieſen der Urwelt. Im Gewitter hörte man den ſchmetternden Zweikampf der Gewaltigen, worin der brüllende finſtere Rieſe dem lodernden Zorne des Gottes erlag. Ueberreich an ſolchen Gewittermythen war das nordiſche Heidentum. In den Sagen des Elſaßes iſt der Krieg zwiſchen Göttern und Rieſen vergeſſen, nur das hohe

Alter der Riesen als der Erstgeborenen der Welt ist im Gedächtniß geblieben. Sie gelten für die ausgestorbenen Ureinwohner des Landes; die ältesten Bauten sind ihr Werk. Nach ihnen heißen die großen Todtenhügel aus keltischer Zeit Hünengräber. Auf dem Berg Hohenack (bei Baroche westlich von Colmar) liegt ein Riese im Hügelgrab; sein Atmen und Stöhnen hört man weit in den Tälern (Stöber, Sagen 97). Sieben Erdhügel im Kastenwald bei Andolsheim (zwischen Colmar und Neu-Breisach) bilden die Gruft eines ungeheuren Riesen. Oft verfolgt er die Leute unsichtbar; man hört es am furchtbaren Rauschen und Getöse in Büschen und Bäumen (eb. 88). Unter einem gewaltigen Steinhaufen auf dem hohen Roßen im Breuschtal fand man vor dreißig Jahren das Gerippe eines Riesen, welcher Räger hieß (eb. 194). Gewöhnlich werden fossile Knochen vorweltlicher Ungetüme für Riesenknochen gehalten. Ein solcher hängt noch unter dem Tore des Spitals von Schlettstadt und gilt beim Volk für einen Ueberrest des Riesen Schletto, der sich zuerst an diesem Ort aus weither geschleuderten Felsblöcken ein Haus gebaut habe. [66]

Neben diesen Sagentrümmern hat uns das Elsaß die lieblichste aller Riesengeschichten erhalten, die bekannte Erzählung vom Riesenspielzeug. In einem Seitentale der Breusch liegen die Trümmer der Burg Nideck auf einem hohen Felsen über einem wilden Wasserfall. In den Zeiten, da noch die Riesen in den Bergen hausten, kam einst von dort ein Riesenfräulein an einem Frühlingstag aus ihrer Wildniß neugierig in das sonnige Haslacher Tal, wo eben das Feld bestellt wurde. Verwundert erschaute sie zu ihren Füßen die Bauern und die Rößlein am Pflug, was ihr alles etwas neues war. Das nehm ich mit, dachte sie, kniete nider und strich alles zusammen in ihre Schürze. Vergnügt lief sie heim aufs Schloß. Wo die Menschen mühsam

den steilen Waldweg emporklettern müssen, mit einem Schritt war sie oben. Ihr Vater, der eben am Tische saß, sah ihr die Freude aus den Augen leuchten und fragte, was sie Zappliches im Fürtuch mitbringe. „Ein Spielzeug," rief sie, „so niedlich, wie ich noch keines gehabt." Damit stellte sie die Männlein und ihre Gespanne säuberlich auf den Tisch, lief herum und schlug lachend in die Hände. Vater Riese aber hob den Finger auf und sprach: „Kind, da hast du was Schönes angerichtet. Trag nur Alles gleich wider hin, wo du es genommen hast!" Das Fräulein weinte; aber der Vater fuhr ernsthaft fort: „Nicht gemurrt! Die Menschen sind kein Spielzeug. Baut nicht der Bauer sein Ackerfeld, so fehlt es uns an Brod in unserem Felsennest" (Stöber, Sagen 202).

Diese reizende Sage wurde von Frau Charlotte Engelhardt entdeckt, welcher sie ein Förster in der Umgegend von Nideck erzählte. Sie verfaßte darüber ein anmutiges Gedicht in Straßburger Mundart und teilte es Jakob Grimm mit, der die Sage in seine Sammlung aufnahm (N. 17) und das Gedicht in seiner deutschen Mythologie abdruckte (p. 505). Chamisso, Rückert und Andere haben hiernach den Stoff dichterisch behandelt.[87]

Die Sage taucht auch in andern deutschen Gegenden, auch in Estland und Finnland auf. In der Mehrzahl ihrer Versionen spricht Vater oder Mutter des Riesenfräuleins eine ahnungsvolle Scheu vor den „Erdwürmern", den Menschen, aus. „Trag sie fort, mein Kind," lautet die Weisung, „das sind unsere Vertreiber!" Aehnliches wird auch ursprünglich in der elsäßischen Erzählung der Vater gesagt haben. Die Riesen, als Vertreter der wilden Natur die Urbewohner der Erde, müssen trotz ihrer Größe und Stärke vor der winzigen, aber rastlosen Culturarbeit des Menschengeschlechts entweichen.[88]

In christlicher Zeit ist an die Stelle eines Riesen vielfach

der Teufel getreten. Bei Sulzeren im Münstertal liegen mächtige Felsblöcke bis gegen den grünen See hin. Hier hatte der Teufel dereinst ein großes Schloß, das er in einer Aufwallung des Zorns selbst zerstörte. Die Trümmer warf er mit gewaltigen Armen in den See (Alf. 1856—57, p. 136), unverkennbar ein alter Riese. Aus dem Rollentausch dieser mythischen Wesen ist auch der Ausspruch des Teufels zu erklären, den er gegen Christus bei der Versuchung getan haben soll: „Das Städtlein Barr ist mein Erbe von meiner Großmutter her" (Alf. 1863, p. 136). Wie käme der Teufel zu dieser für die Einwohner von Barr anscheinend nicht sehr schmeichelhaften Behauptung, wäre er nicht der Rechtsnachfolger der alten Riesen, der Autochthonen des Landes? Ebenso verhält es sich mit dem Tal im Sundgau, wohin der Teufel einst seufzend und keuchend das Dörfchen Pfirt auf dem Rücken geschleppt hat. Damals, so erzählt man, schenkte er das Tal seiner Großmutter, und sie soll sich dessen seitdem noch nicht entäußert haben (Alf. 1854—55, p. 190). Das Herbeischleppen des Dorfs und der Anspruch auf Grund und Boden sind deutliche Züge einer Riesensage. Des Teufels Großmutter selbst ist bekanntlich auch nicht aus der Bibel geschöpft: sie entspricht den Riesenmüttern und -Großmüttern der altnordischen und angelsächsischen Mythen und ist unzweifelhaft deutschen Geblüts.

Am reinsten unter allen mythischen Gestalten haben sich in der Ueberlieferung die niederen göttlichen Wesen, das stille Volk der Unterirdischen, der Zwerge und Bergmännlein erhalten. Zwerge und Bergmännlein heißen sie im Elsaß und in Schwaben; Wichtel in Hessen, Türingen, Franken, Baiern und Tirol; Elben, Elwen in Niederdeutschland, englisch Elfen. In diesen Geistern der kleinen Natur leben uralte Vorstellungen von den Seelen der Verstorbenen, welche in Kindergestalt im Innern

der Berge hausen und an den Schicksalen der Lebenden wohlwollenden, hilfreichen Anteil nehmen. Arbeitsam und kunstreich lieben sie menschliche Hantierung und bringen in anspruchsloser Milde den Armen von ihrem Vorrat. So leben sie noch in den Volkssagen des Münstertals: dort steht ein hoher Berg, das Kerbholz geheißen, mit würzigen Weidekräutern übergrünt. In den zahlreichen Sennhütten werden die altberühmten Münsterkäse bereitet. Vom 1. Mai bis zum letzten September verweilen dort alljährlich die Sennen mit ihrem Vieh. Doch die übrige Zeit, wo sie im Tale überwintern, stehen die Sennhütten nicht leer. Denn die rüstigen Zwerge, die im Berge hausen, kommen dann hervor, stellen ihre stattlichen Kühe in die Ställe und bereiten noch viel schmackhafteren Käse, als es die besten Sennen vermöchten. Oft steigen sie nachts über den krachenden Schnee ins Tal herab zu den armen Leuten in den Hütten und legen ihnen unbemerkt frische Butter und Käslaibe auf den Tisch (Stöber, Sagen 91).

Wenn ein gutes Weinjahr bevorsteht, so hört man im Brunnstadter Rebhügel bei Mülhausen zur Zeit der Traubenblüte den Lärm eines lustigen Festes; da freuen sich die Naturgeister mit dem Menschen. Gläser klirren, und ein elbischer Spielmann, das Weingeigerlein, fiedelt zum Tanz (eb. 14). Verwandt mit diesem unterirdischen Musikanten im Sundgau ist das Schellenmännlein auf den Ettendorfer Hügeln bei Hochfelden im Unter-Elsaß, das zur Zeit der Rebenblüte mit hellen Silberglöcklein durch die Weinberge wandelt und guten Wein verheißt, zuweilen auch wohl an eine Rebenlaube gelehnt eine Traube in eine Schale zerpreßt, in schlechten Weinjahren dagegen still und traurig am Raine sitzt und die Vorübergehenden schüchtern anblickt (eb. 263).[99]

Doch nur selten sind die Sagen in Deutschland, welche

vom Erscheinen der Zwerge in der Gegenwart wissen; die meisten berichten, daß die gutmütigen Zwerge ausgewandert seien oder sich tiefer in die Erde gezogen haben. Wie alle heidnischen Wesen stört auch sie Glockengeläute; wie die Riesen verdrießt sie das Ausreuten der Wälder, und der Lärm der modernen Industrie ist ihnen verhaßt. Aber am schmerzlichsten berührt sie unehrerbietige Neugierde und frivoler Spott der undankbaren Menschen. Wie schön sie nämlich auch von Angesicht, und wie zierlich sie von Gestalt sind, ein unheimliches Erbteil des Heidentums tragen sie noch an sich: ihre Füße sind meist von tierischer Bildung, Geißfüße, Gänsefüße, uralte Naturſymbole, welche sie mit der bekannten Königin Gänsefuß (Reine pédauque) und den Schwanjungfraun gemein haben (s. Schwartz, Ursprung der Mythologie, Berlin, 1860 p. 216 ff.). Aus Scheu vor dem entfremdeten Volk, das für die Heiligkeit und den guten Sinn dieser Symbolik kein Verständniß mehr hat, suchen sie die ungestalten Füße unter langen Mänteln zu verdecken. Aber der Mutwille des jungen Geschlechts profaniert das Geheimniß; im gestreuten Mehl oder Sand werden die verräterischen Fußstapfen erkannt, und vor dem Gelächter entweichen die gekränkten Zwerge auf immer.

So ergieng es auch bei Pfirt, wo in der Wolfshöhle zwischen den Felswänden der Heidenflühe vor vielen hundert Jahren das Zwergenvolk unzählige Steinkämmerlein bewohnte. Sie hausten daselbst einträchtiglich je ein Männlein und ein Weiblein; all ihr Hausrat war von blankem Silber. In ewiger Jugend blühte ihre niedliche Gestalt, und ihre Augen gaben einen eigentümlichen Schein wie glitzernde Sterne. Sie waren alle kinderlos und kamen gern aus ihrer Abgeschiedenheit, um mit den Menschen zu verkehren, deren Sprache sie mit feiner wohlklingender Stimme nachahmten. Zur Zeit der Ernte strömten sie in buntem Ge-

wimmel aus den Berghöhlen hervor und stellten sich mit ihrem blinkenden Feldgeschirr in die Reihen der Schnitter. Fast jede Haushaltung in den umliegenden Dorfschaften hatte ihr Zwergenpärchen, das an all ihren frohen und traurigen Begegnissen Antheil nahm und bei jedem Besuch reiche Geschenke für Jung und Alt zurückließ. Bei Kirchweih- und Hochzeitschmaus saßen die Zwerge auf dem Ehrenplatz und wurden mit dem besten Bissen, mit dem süßesten Most bewirtet. Aber eines fiel auf: ihre langen Röcke reichten bis auf den Boden, und nie zeigten sie ihre Füße. Da stiegen eines Morgens vor Sonnenaufgang einige Mädchen aus Neugierde zur Wolfshöhle hinauf und streuten auf die Felsenplatte vor dem Eingang feinen Sand. Sobald die Sonne in die Höhle schien, kamen die Bergmännlein und Bergweiblein paarweise heraus und giengen lustwandeln im Wald. Da sahen die Mädchen, die sich im Gebüsch versteckt hatten, lauter Spuren von Geißfüßen im Sande und schlugen ein schallendes Gelächter auf. Die Bergmännlein wandten sich um, erkannten die Arglist und kehrten mit traurigen Mienen in die Höhle zurück. Seit jenem Tag hat sie niemand mehr gesehen (Stöber, Sagen p. 4). [29]

Die alte Anhänglichkeit der Heidengötter an ihr abtrünniges Volk, mit dem sie wenigstens incognito zusammen leben möchten, und ihr wehmütiges Scheiden aus der nüchternen pietätlosen Welt könnte nicht glücklicher gezeichnet sein.

Wie in niederdeutschen und englischen Sagen Elben im Liebesverhältniß zu sterblichen Weibern stehen, so weiß man auch bei den Silbergruben von Mariakirch in den Vogesen von einem Berggeist zu erzählen, der sich in die schöne Tochter eines Bergmanns verliebte. Da sie ihn verschmähte, verschüttete er die Gruben, kam noch einmal hervor, um dem Mädchen eine silberne Rose zu schenken, und verschwand dann für immer. Die Rose

ſoll noch heute im Beſitz der Nachkommen des Mädchens ſein und durch Oeffnen oder Schließen ihrer Blätter Glück oder Unglück der Familie voraus verkünd[illegible] (Stöber, Sagen 119). Aus ſolchen Sagen von Liebſchaften zwiſchen Elben und menſchlichen Weibern ſind die Buhlernamen des Teufels in den Hexenproceſſen entlehnt, im Elſaß z. B. Peterlin, Blümlin, Federſpiel, Rotmennlin, Kreutlin, Gräslin, Roslen, Heberlin, Vögelin u. ſ. w. (Alſatia 1856—57, p. 282. 333), welche Jakob Grimm gewiß mit Recht als urſprüngliche Elbennamen bezeichnet hat (Deutſche Mythologie p. 1015 f.).

Auf alten Cultus der Elben iſt in Deutſchland ein vielverbreiteter Brauch zurückzuführen, der auch im Elſaß noch vorkommt, das Steintragen nach beſtimmten heiligen Orten. Es iſt allgemein menſchlicher Glaube, daß würdige Beſtattung das Recht und die Ehre des Todten ſei; auch der kleinſte Beitrag zur Vergrößerung ſeines Gedächtnißmals, eine Handvoll Erde, ein Stein auf den Grabhügel geworfen, erfreut die Seele des Verſtorbenen, daher faſt bei allen Völkern der Welt den Gräbern ſolche Todtenopfer von Vorübergehenden geſpendet werden, in den indogermaniſchen Ländern ebenſowohl wie an den Quellen des Nil, in der mongoliſchen Wüſte und in Peru. Die Elben, welche urſprünglich nichts anderes als Menſchenſeelen waren, behielten auch in ihrer mythiſchen Metamorphoſe ihr altbeliebtes Steinopfer; noch heute rufen dabei die tiroliſchen Kinder im Vintſchgau: „Ich opfere, ich opfere den wilden Fräulein," d. h. den Elbinnen (Wolfs Zeitſchrift II, 61). Unter den chriſtlichen Wallfahrern hat das Steintragen die Bedeutung einer Bußhandlung angenommen. So konnte man noch vor wenigen Jahren auf dem Britzgyberg bei Illfurt, wo einſt die Kapelle des ſundgauiſchen Heiligen Präjectus oder St. Prix geſtanden hatte, unbehauene Steine aufgehäuft ſehen, welche die Wallfahrer von der Ebene

hinaufgetragen hatten. Ohne Zweifel war der Britzgyberg ein heidniſcher Opferplatz geweſen; darauf deutet auch die Sage, daß man zuweilen auf ſeiner Spitze Feuer erblickt, um welche Geſtalten ſchweben (Stöber, Das vordere Illtal, Mülhauſen 1861, p. 32 f.). Auch an der ſogenannten hangenden Kapelle des Odilienbergs haftete dieſer Brauch, nur daß er hier den Charakter eines heitern Auguriums angenommen hatte: heiratsluſtige Mädchen beluden ſich um die Wette mit Steinen, ſo groß und ſo ſchwer ſie dieſelben zu tragen vermochten, und umgiengen damit den ſchmalen Pfad, der um die Kapelle führt. Diejenige, welche dieſen Umgang am längſten aushalten konnte, war ſicher, in Jahresfriſt einen Mann zu bekommen. Für den heidniſchen Urſprung des Steintragens ſpricht, daß der Brauch noch am ſogenannten Hexentiſch üblich iſt, einem im Rimbacher Tal am Fuße des Sulzer Belchen liegenden Felsblock, der in keinerlei Beziehung zu chriſtlichem Cultus ſteht (Stöber a. a. O. 34). [91]

Neben die ſchönen und freundlichen Erdgeiſter ſtellte die alte Mythologie in naturgemäßem Dualismus noch ein Geſchlecht von häßlichen bösartigen Zwergen, im Norden die Schwarzalfen neben die Lichtalfen, dieſe den Göttern, jene den Rieſen verwandt. Von den menſchenfeindlichen elbiſchen Weſen hat ſich im Elſaß nur eines erhalten, der Alp ſchlechthin, jener allbekannte Dämon, der ſich dem Schläfer auf die Bruſt kauert. Seine mythiſche Natur hat er am beſten in Weißenburg bewahrt, wo er als zwergartiger Unhold im gewölbten Gang unter dem Rußwall hauſt und von dort hervorſchleichend den Schlafenden ſich aufs Herz ſetzt. Er hat das Käppchen immer „letz“ (verkehrt) auf, daher heißt er Letzekäppel. Wer es ihm abnimmt und recht aufſetzt, wird ſogleich von ihm befreit (Stöber, Sagen 349). Das iſt noch eine Erinnerung an die Tarn-

kappe der Zwerge und Elfen, welche den Träger unſichtbar macht. Wer dem Elfen das Käppchen vom Kopf ſchlägt, ſieht ihn und bekommt ihn in ſeine Gewalt.[92] Der Name Letzekäppel wird im Elſaß auch in Letzel abgekürzt; das Bild des Unholds aber hat ſich meiſt verwiſcht. In Buchsweiler z. B. verſteht man unter Letzel ein Tier von unbeſtimmter Geſtalt, das ſich in einen ſilbernen Schwanz endigt. Von Kindern, welche nicht gedeihen, ſagt man: Das Letzel ſäuft an ihnen (Stöber, eb. 278). Auch im Sundgau hat das die Schläfer drückende Weſen unbeſtimmte zuſammengeknäuelte Tierform (ebenda 30), heißt aber wie in der Schweiz Doggele. Man malt zur Abwehr ein Hexagramm an die Türe oder hängt zwei gekreuzte Degen in die Stube oder legt ſie in die Wiege des leidenden Kindes; denn Stahl wirkt nach dem Volksglauben entzaubernd. Im Münſtertal trägt der Alp noch einen alten Kobold namen: Schrätzmännel (ebenda 92); Schrettele heißt er in Schwaben — altdeutſch schrat elbiſcher Geiſt, schretelin Zwerg — daneben Rettele. Dieß iſt das Straßburgiſche Rätzel (ebenda 279), das auch Goethe in Bezug auf ſeinen Freund Meyer aus Lindau braucht: „ſeiner ganzen Phyſiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Rätzel war, d. h. daß ſeine Augenbrauen über der Naſe zuſammenſtießen, welches bei einem ſchönen Geſichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt“ (Wahrheit und Dichtung, 9. Buch).[93] Zuſammengewachſene Brauen ſind ein dämoniſches Abzeichen: in Dänemark kennzeichnen ſie den Werwolf, in Griechenland den Vampyr, der dem deutſchen Alp verwandt iſt. Neben dem eigentlichen Dämon üben zauberkundige Menſchen, beſonders Hexen, Truden oder Mahrten, den Alpdruck aus, und ſolche erkennt man an den zuſammengewachſenen Brauen.

In Schlettſtadter Hexenakten vom Jahr 1630 hat der Teufel die Rolle des Alp übernommen. Er ſetzt ſich einer gefangenen Hexe nachts im Kerker auf die Bruſt und droht ſie zu erſticken, daß man weithin ihr Geſchrei hört; ein andermal kommt er im Beiſein der Wächter als große Katze, ein drittesmal als ungeheure Spinne, all dieß Geſtalten, unter welchen der Alp aufzutreten pflegt (Dorlan II, 222). Als ſchwarze Katze erwürgte der Teufel im Jahr 1477 den Fürſtabt von Murbach, Bartholomäus von Andlau, welcher „erſchröckliche casus“ in der Chronik der Dominikaner von Gebweiler zu leſen iſt (Ausgabe von Moßmann, Guebwiller 1844, p. 86).

Das germaniſche Heidentum liebte Darſtellungen aus der Elben- und Koboldwelt. Die Kinder ſpielten mit kleinen Elbenbildern; daher heißen die Puppen noch heute Docke (urſprünglich Klotz, der drückende Alp, Dogßi), Wichtel, Tatermann (Grimms Myth. 409. 469. 471). Bei Maskenſcherzen ſpielten Verkleidungen in Koboldgeſtalt eine Hauptrolle. Der allgemeine Name für Poltergeiſt war Butz oder Putz (von biuzen, bôzen, klopfen); noch heute heißen ſo die elbiſchen Weſen in Tirol und Vorarlberg; daher der Ausdruck butzen, ſich als Elbe, als Kobold verkleiden, unſer heutiges putzen. Faſelbutz heißt in Schwaben ein als Kinderſcheuche Verkleideter. Auch das Wort vermummen geht auf den alten Elbennamen Mumme, Mummel zurück, der noch in Mummelſee erhalten iſt. Beide Koboldnamen verbindet der Straßburger Ausdruck Butzemummel für Popanz.“

Zu den unheimlichen Naturgeiſtern gehören auch die Nixen, die tückiſchen Bewohner der Gewäſſer. In altheidniſcher Zeit ſcheint man ihnen, um ihre Mordluſt zu ſtillen, an beſtimmten Feſttagen Menſchen geopfert zu haben; darauf deutet wenigſtens die allverbreitete Ueberlieferung, daß ein See oder Fluß an gewiſſen Tagen ſein Opfer haben wolle. Der weiße See im

Urbistal, ſo erzählen die Elſäßer, war einſt von trüber grauſchwarzer Farbe; an ſeinen Ufern ſtanden die Blumen und Bäume welk und dürr; die Fiſche trieben todt auf der Oberfläche hin; kein Vogel kam, ſich am Strande zu baden, kein Wild, ſeinen Durſt zu löſchen, und eine bösartige Seuche wüthete im ganzen Land. Da erkannte man dieſes Elend als eine Strafe des Himmels und meinte, ſein Zorn könnte nur beſänftigt werden, wenn man ein unſchuldiges Kind im See ertränkte. Allein keine Mutter wollte das ihrige opfern. Da begab es ſich, daß ein Geier aus einer benachbarten Burg ein Knäblein raubte, um es in ſeinen Horſt zu tragen. Doch beim Fluge über den See entglitt es ihm und ſtürzte in das Waſſer. Alsbald wurde der See wider klar wie Kryſtall, ſeine Ufer begannen wider zu grünen und zu blühen, und Geſundheit und Glück kamen über das ganze Land (Stöber, Sagen 109). Eine Erzählung, wie ſie nicht heidniſcher gedacht werden könnte.

Die Sage kennt ſowohl männliche als weibliche Waſſergeiſter (der Nix und die Nixe). Die männlichen ſind altertümlicher und berühren ſich mit den Waſſerrieſen der Urwelt. Solche kennt auch das Elſaß: Im Quadelbach bei Illzach hauſt ein neckiſcher Geiſt, das „Tucherle" (Taucherlein) geheißen, weil er die Vorübergehenden beſpritzt und ins Waſſer taucht (Alſatia 1866—57 p. 135). Bösartiger iſt der Geiſt in Lachtleweiher bei Kirchberg, einem Dorf im Masmünſtertal, welcher Menſchen, die im Elend ſind, zum Selbſtmord verlockt und über dem Ertrunkenen ein hölliſches Gelächter erhebt (Alſatia 1858—61, p. 255).

Lieblich und ſinnenreizend, aber ſeelenlos, kalt und ungetreu wie ihr Element ſind die weiblichen Waſſergeiſter, die Nixen. Von ihnen weiß das Elſaß wenig mehr. Nur der eine Zug hat ſich erhalten, daß ſie kein Senkblei in ihren Gewäſſern

dulden wollen. Als einſt ein Fiſcher die Tiefe des grünen Sees im Münſtertal meſſen wollte und ſeinen Floß in die Mitte des Waſſers trieb, tauchte plötzlich am heitern Mittag eine Waſſerjungfer aus den Wellen auf, hob den Finger und rief ihm in altertümlicher Sprache zu:

Willſt du mich ergründen,
So tu ich dich verſchlinden! (Alſatia 1856—57, p. 136).“

Schrecklicher noch als die Nixen ſind die weiblichen Windgeiſter, die im Kornfeld hauſen. Zu Heiligkreuz bei Colmar ſpricht man von einer wilden Frau, die Kornmutter genannt, und ſchreckt die Kinder, die immer aufs Feld wollen, mit den Worten: Wart, die Kornmutter nimmt dich! Ein anderes rätſelhaftes Weſen wird Schuh oder Ferſe geheißen: in der Morgendämmerung brauſt es gleich der Windsbraut durch die Aehren (Alſatia 1856—57, p. 133). Aehnliche Vorſtellungen finden ſich in allen deutſchen Gauen.“

Zu den Felddämonen gehören auch die Weggeiſter, welche den Wanderer irre führen. Ein ſolcher iſt z. B. das ſogenannte „Dambürle“ (der kleine Tambour) im Masmünſtertal, das in der Waldlandſchaft am Wälſch-Belchen die Menſchen durch den Zauberſchall ſeiner Trommel zwingt, die ganze Nacht hin und her zu marſchieren (Alſatia 1858, p. 255). Die Sage klingt nicht deutſch und ſtammt auch aus einer Gegend, wo das franzöſiſche Element überwiegt. Das iſt die alte franzöſiſche Kriegstrommel, hinter welcher dereinſt auch ſo mancher Deutſche in der Irre gieng: nun iſt ihre Herrſchaft zum Mährlein geworden.

2. Heldensage.

In den bisherigen Sagen erkannten wir den alten Mythus, wie er den christlichen Vorstellungen untermischt oder unter solchen verborgen, die Zeiten des Heidentums um ein Jahrtausend überdauert hat und vom Volk, das sich seiner nicht zu entäußern vermochte, dem Christentum gleichsam einverleibt, ein wesentlicher Teil der christlichen Dämonologie geworden ist. Selbstverständlich erlitt der Mythus hiebei empfindliche Verluste; nicht bloß seine Heiligkeit, auch seine anmutige oder erhabene Poesie, seine trauliche Gemütsinnigkeit und sinnige Bedeutsamkeit, welche schon im alternden Heidentum zu schwinden begannen, verkehrten sich fast durchweg in ihr Gegenteil. Der Sieger hat allen Unterworfenen sein Brandmal auf die Stirne gedrückt, und dieses schattenhafte Zeichen des Ueberlebtseins gibt auch dem schönsten Götterantlitz der Volkssage einen Ausdruck unheimlicher Wehmut. Wenn auch nicht alle vom nächtigen Feuerschein der Hölle angeglüht sind, das Licht, in dem sie scheinen, ist das Spätlicht des verblaßten Tags. Die alten Götter leben noch, aber sie leben wie die Widergänger der nordischen Sage, wie die Todten, die im Grabe keine Ruhe finden: noch sind sie mächtig genug, im Dunkel der Nacht die Menschen zu schrecken; aber die Strahlen des Morgens scheuchen sie hinweg. Ihr Besitz, ihre Herrschaft ist in fremder Hand; sie haben unter den Lebenden keine Stätte mehr.

Ein weit günstigeres Loos wurde dagegen jenen Göttergestalten zu Teil, welche schon in heidnischer Zeit ihrer himmlischen Würde und Unsterblichkeit entkleidet und in die Menschenwelt herabgerückt worden waren. Das sind die Heroen, die Träger der Heldensage. Es ist eine in der Entwicklungsgeschichte des Mythus häufig zu beobachtende Erscheinung, daß ein Gott durch einen andern in Schatten gestellt und aus seiner ursprünglichen Bedeutung verdrängt wird. Man denke z. B. an die vielberufenen Liebschaften des Zeus; jeder dieser Liebesgeschichten liegt eine Göttersage zu Grunde, in welcher nach dem Geschlechtsdualismus der mythischen Anschauung ein männlich gedachtes Naturprincip mit einem weiblich gedachten schöpferisch sich vermählte; in jedem dieser Mythen war das weibliche Princip die ebenbürtige Geliebte, die rechtmäßige Gemahlin des Himmelsgottes. Als aber in der spätern Feststellung der Göttergenealogie eine dieser Gemahlinnen, über welche die Sage den hellsten Glanz verbreitet hatte, zur alleinigen Hausfrau des Donnerers erhoben wurde, sanken die übrigen zu bloßen Nebenfrauen, zu Concubinen herab; einmal ihrer Ebenbürtigkeit verlustig, verloren sie bald auch ihre Göttlichkeit und wurden als sterbliche Frauen gedacht, denen sich der Göttervater in Liebessehnsucht genaht habe. Auch die Söhne, welche sie als Göttinnen dem Gotte geboren, wurden sterblicher Art und traten als Heroen in die Jugendgeschichte der Menschheit ein.

So machte eine ganze Schaar göttlicher Wesen, deren Cultus in Vergessenheit gekommen war, den Proceß der Menschwerdung durch; Erinnerungen und Namen historischer Stammeshelden giengen auf sie über, und aus ihrem Mythus bildete sich durch Einflechtung geschichtlicher Ueberlieferungen die Heldensage. Im Nibelungenlied z. B. knüpft sich der zur menschlichen Sage herabgesunkene Mythus von dem fränkischen Licht-

gott Siegfried an den hiſtoriſchen Untergang des burgundiſchen Königsgeſchlechts in der Hunnenzeit. Faſt alle berühmten Namen der griechiſchen und deutſchen Heldenſage gehören ſolchen entthronten Göttergeſtalten an. Da ihr göttlicher Urſprung noch im Heidentum vergeſſen wurde, giengen ſie durch den Kampf chriſtlicher und heidniſcher Vorſtellung unverletzt hindurch und retteten wie unter einer ſchützenden Verkleidung ihre jugendliche Schönheit bis in unſere Zeit, während die Götter, die an ihrer Stelle geherrſcht und ſich bis zum Untergang des Heidentums behauptet hatten, zu Kinderſcheuchen verkümmerten.

So ſicher aber im Allgemeinen die Entſtehung der Heldenſage aus dem Mythus erkannt iſt, ſo ſchwierig iſt es im Einzelnen dieſe Entſtehung nachzuweiſen, da in der Regel der urſprüngliche Mythus — ſchon im Heidentum veraltet — nunmehr völlig verſchollen und uns eben nur in der Umbildung der Heldenſage erhalten iſt. Auch die geiſtreichſten Conjecturen wirken hier nur wie Zauberſpeiſen, welche trefflich munden, ohne zu ſättigen. Dieß gilt beſonders von den im Elſaß einheimiſchen Heldenſagen, welche ich einfach erzählen will, ohne eine Deutung zu verſuchen. Für die Sagendeutung noch weit mehr als für die den Kinderſchuhen endlich entwachſene Etymologie gilt der Grundſatz des ehrlichen Friſch, lieber eine behutſame Unwiſſenheit zu bekennen als ein verwegenes Wiſſen vorzugeben (Teutſch-lateiniſches Wörterbuch, Berlin, 1741, im Vorbericht).

Wie das Elſaß an mythiſchen Sagenreſten äußerſt reich, ſo iſt es auch für die deutſche Heldenſage eines der wichtigſten Gebiete. Zwar ſind die alten Lieder ſeit dem 16. Jahrhundert im Volke mehr und mehr in Vergeſſenheit geraten und wir faſt durchaus auf ſchriftliche Quellen angewieſen; aber die beſtimmte Localiſierung der Sage beweiſt, daß ſie einſt im elſäßiſchen Lande kräftige Lebenswurzeln geſchlagen hatte.

Um mit der berühmteſten, der Nibelungenſage zu beginnen, ſo fällt uns ſofort die hochragende Geſtalt des furchtbarſten Nibelungen in die Augen: der Hagen von Tronje iſt ein Elſäßer. Tronia hieß die Burg, welche — vom Merowinger Dagobert I zu Kirchheim an der Moſſig, weſtlich von Straßburg, erbaut — ein Lieblingsſitz der fränkiſchen Könige war.[97] Im Waskenwalde geſchah, wenigſtens nach der Mehrzahl der Handſchriften, die verhängnißvolle Jagd, wo der grimme Hagen den fröhlichen Siegfried über einem kühlen Brunnen ermordete.[98] Die Vornamen und Familiennamen Nibelung, welche ſeit dem 12. Jahrhundert im Elſaß auftauchen, laſſen auf die Beliebtheit der Sage ſchließen, der ſie entlehnt ſind. Noch gewichtiger iſt die Angabe der Kolmarer Annalen, daß zur Zeit Rudolfs von Habsburg im Elſaß eine Geſellſchaft von Rittern beſtand, welche gleiche Kleider trugen und ſich Nebelungen nannten.[99] Dem ſagenberühmten Roſengarten Kriemhilds zu Worms geſellt ſich ein Roſengarten zu Straßburg.[100]

Wenn aber die Nibelungenſage, welche weiter rheinabwärts im Wormſergau localiſiert iſt, nur durch einen ihrer Helden mit dem Elſaß in Beziehung tritt, ſo ſind ihm dagegen zwei andere Heldenſagen ausſchließlich eigen und können ſchlechthin die alemanniſch-elſäßiſchen genannt werden: Das ſind die Sagen von Eckart und den Harlungen und von Walther und Hildegund, jene localiſiert in Breiſach, dieſe am Waskenſtein in den Vogeſen.

Die Harlungenſage darf hier nicht übergangen werden, weil in der Zeit, wo ſie ſich entfaltete und in Aller Munde lebte, Breiſach, ihre Heimat, eine elſäßiſche Stadt war. Zur Römerzeit lag nämlich Mons Brisiâcus auf dem linken Rheinufer; in der fränkiſchen Zeit noch war Breiſach die einzige feſte Stadt des Sundgaus; aber bereits im 10. Jahrhundert wurde

die Hügelſtadt auf beiden Seiten vom Rhein umfloſſen, übrigens noch immer zum Elſaß gerechnet; im Laufe des 12. Jahrhunderts endlich begann durch die Vertrocknung des rechten Rheinarms ihre Lostrennung vom Elſaß. [91]

Die Harlungenſage knüpft ſich an einen geſchichtlichen König in der älteſten Zeit der Völkerwanderung.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts herrſchte über das Gotenvolk der Oſtgote Ermanarich (Airmanareiks), der größte aus dem ruhmvollen Geſchlecht der Amaler. Ueber das tatenreiche Lebensbild dieſes Heldenkönigs breitet ſich ein Schleier verdunkelter Sagen. Er hatte in beinahe hundertjähriger Arbeit alle umwohnenden Völker germaniſcher und ſarmatiſcher Abkunft teils durch Gewalt, teils durch Verträge ſich unterwürfig gemacht und ſeine Herrſchaft ausgedehnt vom ſchwarzen Meer bis zur Oſtſee, als von der untern Wolga her die greulichen Horden der Hunnen zahllos wie die Wölfe der Steppe über ihn herfielen. Zwar verſuchte der greiſe Held einige Zeit dem heranſtürmenden Verderben Stand zu halten; aber von Entſetzen überwältigt und am Glücke verzweifelnd gab er ſich ſelbſt den Tod, um den Untergang ſeines kaum erblühten Reiches nicht zu erleben (um 375). So erzählt der gleichzeitige Geſchichtſchreiber Ammian (XXXI, 3) das Ende des größten Gotenkönigs. Aber das finſtere Geſchick, dem der Lebende zum Opfer gefallen, wütete unverſöhnt auch gegen den Todten fort, warf Schmach auf ſeinen Namen und verkehrte in den Erinnerungen der Völker die alte Ehrfurcht in Grauen, Bewunderung in Abſcheu. Ein ſo großes Reich manichfaltiger Völker, wie das Ermanarichs geweſen war, konnte ohne Gewalttaten nicht geſchaffen, ohne abſchreckende Strenge nicht erhalten werden, und die feindſelige Sage mag in dem nun völlig vergeſſenen Leben des energiſchen Mannes wohl Schatten genug zu einem düſteren Charakterbild gefunden haben. Schon

Caſſiodor, der Freund Theodorichs des Großen, indem er die Tugenden der früheren Amaler, welche Amalaſuintha in ſich vereinigt habe, aufzählt, ſchweigt bedeutſam von dieſem größten ihrer Ahnen (Müllenhoff in Haupts Zeitſchr. XII, 253). Der Oſtgote Jordanes, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts die ſagenhafte Urgeſchichte ſeines Volkes ſchrieb, ſpricht noch mit Hochachtung von dieſem „vornehmſten der Amaler", weiß aber bereits eine Grauſamkeit von ihm zu erzählen, welche von der Sage mit ſeinem tragiſchen Tod in Verbindung gebracht worden war. Als nämlich der König, ſagt er, ein Weib aus dem treuloſen Geſchlecht der Roxolanen, Swanihilda geheißen, wegen der betrügeriſchen Flucht ihres Ehemanns in Wut verſetzt, von wilden Roſſen zerreißen ließ, überfielen ihn ihre Brüder Sarus und Ammius und brachten ihm eine ſchwere Wunde in der Seite bei. Sowohl am Schmerz dieſer Wunde hinſiechend als in Verzweiflung über den Einfall der Hunnen ſtarb der König im 110. Jahre (De rebus Geticis c. 24).

Nach vielen Jahrhunderten begegnen wir dieſer Sage wider in den Liedern der Edda und den Sagenbüchern des Nordens. Hier iſt Swanhild die Tochter Sigurds (Siegfrieds) und hat die leuchtenden Augen ihres Vaters, welche Niemand leicht ertragen kann. Vom Ruf ihrer Schönheit verlockt ſendet Ermanarich (Jörmunrek), der König des Gotenvolks, ſeinen Sohn Randwer als Brautwerber an ſie ab. Als die Königskinder zuſammen auf dem Schiffe ſitzen, flüſtert Bikki, des Königs ſchlimmer Rat, dem Jüngling zu, es wäre billig, daß er eine ſo ſchöne Frau hätte und nicht der alte Mann. Das gefiel Randwer, und er ſprach freundlich zu Swanhild und ſie zu ihm. Aber nach ihrer Ankunft verleumdete Bikki den Jüngling bei ſeinem Vater, er habe der Braut Gunſt genoſſen, und der jähzornige Greis ließ ihn an den Galgen hängen. Als er hinausgeführt wurde, rupfte Randwer ſeinem Habicht alle Federn

aus und ſchickte ihn ſo an den König. Der verſtand die Botſchaft: ſo hilflos wie der Habicht, werde nun ſein Reich ſein, und ſandte hinaus, den Sohn zu retten. Aber Bikki war nicht müßig geweſen: der Jüngling war todt. Nun lenkte der böſe Rat des Königs Zorn auf Swanhild als die Urſache des ganzen Unglücks. Sie wurde gebunden unter den Torweg gelegt und Roſſe gegen ſie getrieben; als ſie aber die leuchtenden Wölſungenaugen aufſchlug, ſcheuten die Roſſe zurück. Da ließ Bikki ihr Angeſicht bedecken, und nun wurde ſie von den gotiſchen Roſſen zerſtampft, ihre glänzenden Locken in den Staub getreten. Darauf zogen Swanhilds Brüder aus, um an Ermanarich Rache zu nehmen; es waren ihrer drei: Sörli, Hamdir, und der jüngſte hieß Erp. Den erſchlugen die ältern aus Neid auf der Reiſe. In der Halle der Goten richteten ſie ein Blutbad an und hieben dem König Hände und Füße ab; aber der Hilfe des dritten Bruders entbehrend fielen ſie, ehe ſie das Rachewerk vollendet hatten, unter dem Steinregen des Hofgeſindes.[102]

Hier ſehen wir das Sagenbild Ermanarichs in ſeinen charakteriſtiſchen Zügen bereits vollendet. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk fortwandernd hatte ſich ſein Angedenken immer mehr verdüſtert. Schon in den alten Liedern der Angelſachſen aus dem 7. und 8. Jahrhundert wird er wild und treulos genannt (vrâdh and værloga, Vidsidh 9). Im Klagelied des Sängers Deor heißt es: „Wir hörten von Ermanarichs (Eormanrices) wölfiſchem Sinn; er beſaß weite Völker des Gotenreichs; das war ein grimmer König. Mancher Mann ſaß mit Sorgen gebunden in Leides Erwartung und wünſchte ſehnlich, daß ſein Königtum überſtanden wäre" (Greins Bibliothek der angelſächſiſchen Poeſie, Göttingen 1857 I, 250). Im 10. Jahrhundert gab es deutſche Bücher, in welchen erzählt wurde, wie Hermanrich auf die ſchlimmen Einflüſterungen ſeines

Ratgebers sein ganzes Geschlecht vernichtete (Flodoardi Hist. ecclesiæ Remensis IV, 5; Grimm Heldensage 30). Die Sage von seinem Tod durch die Brüder taucht in Chroniken seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts auf; zugleich wird erwähnt, daß er seinen eigenen Sohn, der in Deutschland Friedrich heißt, getödtet, seinen Neffen Theoderich (Dietrich von Bern) aus seinem Erbe verjagt und zwei andere Neffen, Embrica und Fritla am Galgen habe sterben lassen. Das sind die Harlungen.[103]

So war Ermanrich der böse Geist in der deutschen Sage geworden. Ganze Sagengruppen späterer Zeit hatten sich an ihn angeschlossen, um ihn als den Vater alles Unheils erscheinen zu lassen. Er muste in der gotischen Sage — obgleich über ein Jahrhundert von Theoderich getrennt — zu dessen Oheim und Vertreiber werden, wie ihn die alemannische Sage zum Oheim und Mörder der jungen Harlungen gemacht hat.

Am verworfensten erscheint er in den mittelhochdeutschen Gedichten, besonders in Dietrichs Flucht: aus Habgier fällt er seinem Neffen Dietrich ins Land, und da er in offener Feldschlacht zurückgeschlagen wird, nimmt er durch einen Hinterhalt sieben Dienstmannen Dietrichs gefangen und droht sie zu hängen, wenn Dietrich nicht auf alle Früchte seines Sieges verzichte, ihm sein Land ausliefere und, als wäre er der Besiegte, in die Fremde ziehe. Dietrich zaudert keinen Augenblick. Um seine treuen Mannen zu retten, verläßt er Herrschaft und Heimat. Mit grausamer Schadenfreude und cynischer Rohheit behandelt Ermanrich den Ueberlisteten und die Frauen, welche für ihn bitten. In den darauf folgenden Kriegen wütet er gegen Weiber und Kinder, entweicht aber feig und heimlich aus den Kämpfen der Männer. In all seinen Verbrechen begegnet uns keine einzige Spur von edleren Regungen, kein Zug von Größe. Nur elende Schwächen sind die Quellen seiner Gewalttaten:

Lüſternheit, Habſucht, Jähzorn, kindiſche Lenkſamkeit. Er iſt ein Böſewicht aus zweiter Hand, das blinde Werkzeug eines andern. Das iſt Sibich, der ungetreue Rat, der für eine Schmach, die Ermanrich ſeinem Hauſe angetan, an des Königs ganzem Hauſe Rache nimmt. Dieſem diaboliſchen Plan fällt auch das junge Leben der Harlungen zum Opfer.

Leider ſind die alten deutſchen Lieder, welche hievon handelten, verloren. Nur wie eine Nebellandſchaft liegt uns die Sage vor Augen; die allgemeinen Umriſſe ſind zu erkennen, aber wenige Einzelheiten treten deutlicher hervor.

Zuſammenhängenden Bericht über Sibichs Verrat und der Harlungen Tod geben nur eine nordiſche und eine deutſche Quelle: die Thidrek- oder Wilkinaſage, eine proſaiſche Sammlung niederdeutſcher Heldenſagen, von einem Isländer im 13. Jahrhundert verfaßt, und das alte Heldenbuch (nach dem Druck von 1477 neu herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgart 1867). Aus der Zuſammenſtellung beider Erzählungen läßt ſich wenigſtens ein Geſammtbild der verdämmerten Sage gewinnen.

Im Heldenbuch heißt Ermanrich Ementrich und iſt zum römiſchen Kaiſer geworden. Der Kaiſer Ementrich, ſo lautet der Bericht, hatte einen Marſchall; der hieß der getreue Sibich und hatte eine ſchöne fromme Frau. Nach ihrer Gunſt begehrte der Kaiſer; aber ſie wies ihn ab. Da ſchickte er den Marſchall auf zwölf Wochen hinweg und hielt mit den Frauen ein Hoffeſt um das andere, bis er im Bunde mit böſen Weibern die Hausfrau Sibichs berückte wider ihres Herzens Willen und mit großem Leid, ſo daß ſie gar ſehr betrübt ward bis an ihr Ende. Als darauf Sibich, ihr Mann, heim kam, ſagte ſie ihm Alles, wie es ergangen war. Da ſprach Sibich: „Nun bin ich allwegen ein getreuer frommer Mann geweſen und ward mir der Name gegeben:

der getreue Sibich; nun will ich werden der ungetreue Sibich“ (Vorrede des Heldenbuchs p. 8). Er ließ ſich ſeinem Herren gegenüber nichts anmerken und war der allerfröhlichſte in ſeiner Gegenwart. Aber im Innern ſann er darauf, wie er ihn und ſein ganzes Haus verderbe, und brachte es durch argliſtige Ratſchläge dahin, daß der zornmütige Alte gegen ſein eigen Fleiſch und Blut blindlings zu wüten begann. Unter den erſten, welche verderben ſollten, waren die Harlungen, Ermanrichs Bruderſöhne. Nach der nordiſchen Sage wuſte Sibichs Frau, Odila, der Gemahlin Ermanrichs einzureden, daß die jungen Harlungen leichtfertige Anſchläge auf der Königin eigene Perſon im Schilde führten, und als Ermanrich (er heißt in der nordiſchen Erzählung Oberkönig von Romburg) zu den Frauen kam und Wein mit ihnen trank, ſprach die Königin: „Nun iſt Weſt- und Südwind und ſchöner warmer Sonnenſchein und zuweilen ein kleiner Regen und ſchön in Oſten und Norden; nun werden wider die jungen Harlungen kommen, vor denen kein wildes Tier und kein Waldvogel und keine meiner Frauen Frieden hat, und über welche mir wahre Botſchaft gebracht wurde, daß ſie darauf denken, mir ſelber Schmach anzutun.“ — Ob dieſer Rede kam Ermanrich in großen Zorn und ſchwur, daß er an keinem Ort die zweite Nacht liegen wolle, wo er die erſte gelegen, bis er die Harlungen höher gehängt habe, als je ein Menſchenkind gehangen. Das hörte der Pfleger der Harlungen, der zugegen war, und ritt Tag und Nacht, um ſeine Herren zu warnen. Als er an den Rhein kam, wollte er nicht des Schiffes warten, ſondern ſchwamm durch den Strom und zog ſein Roß nach ſich. Die Harlungen liefen ihm entgegen und fragten, warum er ſolche Eile habe. „Große Not treibt mich,“ ſprach der treue Mann, „König Ermanrich iſt auf der Fahrt hierher mit ſeinem Heer und will euch erſchlagen. Rettet euch!“ Aber die jungen

Fürſten wollten nicht fliehen und hofften mit ihrem Oheim verſöhnt zu werden. Sie ſandten Boten nach ihren Mannen, zogen die Brücke vom Graben auf und waren entſchloſſen, die Burg zu wehren. Da kam König Ermanrich vor ſeinem Heer mit dem Banner geritten, ſprengte an den Graben und ſchoß die Bannerſtange hinein in die Burg. „Herr, was gibſt du uns Schuld?“ fragte der eine der Jünglinge. — „Was ich euch auch Schuld gebe,“ rief der König, „ihr ſollt heute noch am höchſten Baume hangen, den ich finde.“ — „Teuer ſollſt du uns erkaufen,“ ward ihm zur Antwort, „und manchen tüchtigen Helden verlieren.“ — Aber die Wurfmaſchinen des Königs ſchleuderten Feuer über die Mauern, daß bald Burg und Stadt in Flammen auſloderten, und der treue Pfleger ſeine Herrn bat, mit Ehren zu ſterben. Da brachen die jungen Helden aus dem Tor und erſchlugen manchen Kriegsmann Ermanrichs, wurden aber ſchließlich gefangen und gehängt, wie es Sibich angeſtiftet hatte (Raßmann, die deutſche Heldenſage. Hannover 1858, II, 571. 575 ff.).[104] In der deutſchen Sage iſt Breiſach die Burg der Harlungen, wo die Untat geſchah.[105]

Die bedeutendſte Geſtalt der Harlungenſage war der treue Meiſter, in Deutſchland Eckart, Eckehart geheißen, das edle Gegenbild des ungetreuen Sibich, ſprichwörtlich ſchon im 11. Jahrhundert, wo Kaiſer Heinrich III den Markgrafen Ekkihard II von Meißen „ſeinen treueſten treuen Eckart“ nannte. Leider ſind die Lieder, welche im 13. Jahrhundert die Fahrenden von ihm ſangen und ſagten, ſpurlos verſchollen; er tritt nur da und dort als Nebenperſon in die Dichtungen der Dietrichſage ein. Aus der trümmerhaften Ueberlieferung läßt ſich ſoviel deutlich erkennen, daß der treue Mann nach der Ermordung ſeiner jungen Herrn an den Kämpfen Dietrichs gegen Ermanrich

Teil nahm und an dem dämonischen Sibich die gerechte Strafe vollstreckte, während Ermanrich den Rächern Swanhilds zum Opfer fiel.[106]

Das feindliche Paar, Eckehart und Sibich, worauf, wie es scheint, das Hauptgewicht der ursprünglichen Harlungensage ruhte, läßt einen entschwundenen dualistischen Mythus ahnen, der sich noch in deutschen Märchen und Sagen andeutet und im Norden neben der entlehnten Ermanrichsage selbstständige Gestalt gewonnen hat: Der König Sigar von Dänemark hatte zwei Ratgeber; der eine hieß Bilwis (Bilvisus) und hatte seine Freude daran, Feinde zu versöhnen, der andere Bölwis (Bolvisus), der war blind und böse und darauf bedacht, zwischen Freunden Unfrieden zu stiften. So entzweite er die Söhne Sigars mit den Söhnen Hamunds, deren einer, Hagbarth, mit Sigars Tochter Sygne in heimlichem Liebesbunde lebte. Während des unheilvollen Zwistes, in welchem auf beiden Seiten Söhne der feindlichen Häuser gefallen waren, schlich sich Hagbarth in Frauentracht zu Sygne, wurde aber von den Mägden verraten und nach tapferer Gegenwehr gefangen. Eine Volksversammlung wurde berufen, über sein Schicksal zu entscheiden, und Bilvis riet, lieber des Jünglings Heldenkraft sich dienstbar zu machen, als grausam gegen ihn zu verfahren. Aber der blinde Bölvis kam hinzu und verdächtigte den wohlgemeinten Rat. „Wie kann Sigar," rief er, „gerechter Rache vergessen und dessen schonen, der ihn nicht allein seiner Söhne beraubt, sondern auch durch die Verführung seiner Tochter entehrt hat?" Dieser aufreizenden Rede stimmte die Mehrheit bei: Hagbarth wurde gehängt, und Sygne verbrannte sich in ihrem Frauenhaus (Saxo Grammaticus, ed. Müller, Havniæ 1839, p. 340 ff.)[107] Obgleich sich diese Sage von der nur lückenhaft überlieferten Harlungensage durch Abrundung und Klarheit der

Motive vorteilhaft unterſcheidet, ſo läßt ſich doch eine gewiſſe Familienähnlichkeit beider nicht verkennen. Die ungleichen Ratgeber, welche hier die ſprechenden Namen „Führer zum Guten“ und „Führer zum Böſen“ tragen, ſtehen neben dem König Sigar wie Eckehart und Sibich neben Ermanrich; ſtatt eines Brüderpaars iſt hier das Opfer des böſen Rats nur ein einziger junger Held, den ein Wagniß der Liebe an den Galgen bringt; es iſt jedoch wohl der Beachtung wert, daß auch die — in der nordiſchen Ueberlieferung nur ſkizzenhaft angedeuteten — Anſchuldigungen gegen die jungen Harlungen erotiſcher Art waren.

Steht der treue Eckart ſchon in der Heldenſage in halbmythiſchem Dämmerlicht, ſo erſcheint er in der noch lebenden Volksſage vollends als rein mythiſches Weſen. Allbekannt ſind die Erzählungen vom treuen Eckart, dem Warner der Menſchen, der vor dem wilden Heere mit weißem Stabe hergeht oder vor dem Venusberge ſitzt, um die Lüſternen vom Eintritt abzuhalten. In der Vorrede des alten Heldenbuchs heißt es: Man vermeint auch, der getreue Eckart ſei noch vor Frau Venus Berg und ſoll auch da bleiben bis an den jüngſten Tag und warnet alle, die in den Berg gehen wollen. Darauf bezog ſich das altdeutſche Sprichwort: Du biſt der treue Eckart, du warnſt jedermann. Noch im 17. Jahrhundert hielt man das Ohrenſauſen für das Flüſtern des warnenden Eckart. Er war der ſorgſame Schutzgeiſt der Sterblichen.[198]

Dieſer Warner im wilden Heer und am Venusberg iſt übrigens nicht allgemein germaniſch, ſelbſt nicht allgemein deutſch: der geſammte Norden, Niederdeutſchland wie Scandinavien und England, und der Südoſten, Baiern und Oeſtreich, wiſſen nichts von ihm. Er fehlt ebenſowohl der Sage von Frau Goden wie der von Hackelberg und vom Rodenſteiner. Nur Türingen

mit den Nachbarländern, und der Südweſten Deutſchlands, Schwaben und die Schweiz, kennen ihn.

Noch beſchränkter iſt das Gebiet, in welchem dieſer Warner den Namen Eckart führt. Zwar liegen auch im Breisgau der Eckartsberg und der Venusberg ſcheinbar bedeutſam beiſammen: Eckartsberg heißt der ſüdliche Hügel der Stadt Breiſach, jetzt verödet, als Burg in einer Urkunde des 12. Jahrhunderts genannt; von einem Venusberg bei Breiſach und ſeinen ſchlafenden Rittern kannte Fiſchart Lieder und Sagen.[109] Allein keine alemanniſche und ſchwäbiſche Sage gibt dem Warner den Namen des ſo wohlbekannten alemanniſchen Helden. Im wirtenbergiſchen Schwarzwald heißt er einfach der Ermahner (E. Meier, Deutſche Sagen aus Schwaben I, 134), im Elſaß hat er gar keinen Namen; im Bühler Tal iſt es ein Engel (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861, I, 36); nach andern ſchwäbiſchen Sagen iſt es der wilde Jäger, der Schimmelreiter ſelbſt, welcher den warnenden Ruf ausſtößt (eb. I, 33). In der Lauſitz iſt es der heilige Bonifaz, in Böhmen ein namenloſer Greis, in Churrhätien ein großer ſchwarzer Mann.[110] Eckart heißt er nur in Tükingen. Türingiſch iſt der Hörſelberg, Frau Holles Wohnung, wo der treue Eckart ſitzt, und türingiſch die Sage von Frau Holles Weibern und den Bierkrügen der Kinder, durch Goethes Gedicht bekannt; eine der höchſten Spitzen des Türingerwaldes heißt der Eckartsberg.[111]

Die mythiſche Bedeutung des warnenden Eckart iſt noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Jakob Grimm denkt an einen heidniſchen Prieſter, der die Göttin bei ihrer Umfahrt begleitete (Mythologie 888). Mannhardt legt das Hauptgewicht auf den Gegenſatz des treuen Eckart zur Frau Holle und dem wütenden Heer und ſchließt daraus, daß Eckart in der Zeit des Heidentums, ehe ſich die Göttin in eine teufliſche Dämonin verwandelt hatte, das Gegen-

teil von heute, der die Wolkengöttin gefangen haltende und vom Zugang zu den Menſchen abſchneidende Dämon geweſen ſei, den das Chriſtentum, ſobald ihm Holda als heidniſche Göttin zur Teufelin geworden war, wegen ſeines Gegenſatzes zu ihr als wolltätige Macht aufgefaßt habe (Germaniſche Mythen, Berlin 1858, p. 93). Auch Schwartz hält ihn für ein Gewitterweſen (Urſprung der Mythologie 244). Wolf dagegen möchte in ihm den das Heer in die Schlacht geleitenden Prieſter ſehen (Beiträge zur deutſchen Mythologie II, 159). Die dürftigen Ueberreſte des Mythus bieten zu wenig Anhaltspunkte dar, um eine Entſcheidung über dieſe verſchiedenartigen Deutungen zu begründen. Wir müſſen uns vorläufig mit dem Nachweiſe begnügen, daß zwar in den verſchiedenſten deutſchen Gegenden Warnungsrufe des wilden Heers bekannt ſind, daß aber nur in Südweſtdeutſchland und Türingen das Warneramt in einer beſondern mythiſchen Perſon concentriert iſt, auf welche in Türingen der Name des treuen Eckart aus der Heldenſage übergegangen iſt, wie anderwärts der wilde Jäger den Namen Dieterichs von Bern angenommen hat.[117]

Wie die alemanniſche Sage von den Harlungen an den großen Völkerkönig des Oſtens Ermanarich, ſo knüpft ſich die Sage von Walther und Hildegund an den Hunnenkönig Attila, der als Kriegsherr zahlreicher germaniſcher Stämme in deutſchen Liedern fortlebte und zu einer Hauptperſon der deutſchen und nordiſchen Heldenſage geworden iſt.

Die Erinnerung an den furchtbaren, einer Sintflut gleichen Einbruch dieſes gewaltigen Mannes zitterte Jahrhunderte lang in Deutſchland nach und wurde durch den Ungarnſchrecken unter den ſächſiſchen Kaiſern ſo nachhaltig aufgefriſcht, daß der Name der mit den Ungarn identificierten Hunnen bis auf den heutigen Tag im Volke nicht erloſchen iſt. Auf das Ochſenfeld bei

Thann, den alten Walplatz Cäsars, verlegt die elsäßische Sage einen entsetzlichen Kampf Attilas, wo unter den Hufen der Hunnenrosse das Gras für immer verdorrt sei (Steger, das Elsaß 43). Auch die Hundsgaß beim Schloß Heidweiler, eine kleine Anhöhe, wo menschliche Gebeine und Waffen gefunden wurden, — wahrscheinlich ein Kirchhof aus der Merowingerzeit, — hat nach der Volksetymologie ihren Namen von einer großen Hunnenschlacht, in welcher die Einwohner massenhaft zusammengehauen worden sein sollen (Stöber, Das vordere Illtal, Mülhausen 1861, p. 103. 117). Straßburg selbst leitete seinen Namen von der Kreuzstraße ab, welche der hunnische Eroberer durch seine Mauern habe brechen lassen, [113] und der rote Querbalken im Wappen der Stadt wurde auf den Blutstrom gedeutet, welcher damals durch die Gassen geflossen sei. Ein altes Brustbild am Kronenburger Tor galt für das des furchtbaren Hunnenkönigs. [114]

Es war um die Zeit der Verheerung Alemanniens durch die Ungarn (925), daß der junge Mönch Eckehart von St. Gallen die deutsche Sage von Walther und Hildegund in virgilianisches Latein umzudichten bemüht war. Gerald, der Meister der Klosterschule, nahm das Schulgedicht in langjährige Pflege, und noch hundert Jahre später feilte ein anderer Eckehart, der Chronist des Klosters, daran, um die für ein feineres Ohr störenden Germanismen auszumerzen. [115]

Dieses Lieblingsbuch der Benediktiner von St. Gallen hatte ohne allen Zweifel ein nunmehr verschollenes altdeutsches Heldenlied zur Vorlage. Aus den lateinischen Mönchsversen bricht die rauhe und schlichte Kraft der germanischen Heroenzeit. Trotz seiner fremden Form steht der Waltharius an altertümlich deutschem Gepräge allen späteren Dichtungen, auch dem Nibelungenlied, weit voran. Zwar hat der lateinische Dichter, wie er die Sprache Virgils nachahmte,

auch das Costüm seiner deutschen Helden zum Teil antikisiert: er spricht von Roßschweifen auf den Helmen, von vergifteten Pfeilen, von siebenfachen Schilden; er läßt wie Homer und Virgil die Besiegten um ihr Leben flehen, was der lachenden Todesverachtung der Germanen durchaus widerspricht. Allein die Nachahmung der classischen Muster berührt das Gedicht doch meist nur äußerlich; der Geist desselben ist echt germanisch geblieben, und der Waltharius in seinem virgilianischen Redeschmuck erscheint nur wie ein mit römischen Beutestücken behangener Germane der Völkerwanderung. Die spätern großen Dichtungen des deutschen Mittelalters stehen leider zu viel unter romanisch ritterlichem Einfluß. Im Waltharius lebt noch die heroische Freude an Kampf und Wunden ohne die höfische Convenienz des Rittertums, da lebt noch die alte deutsche Liebe in schlichter keuscher Kraft ohne die lüsterne Gefühlständelei des Frauendienstes. Ja, neben den weicheren Regungen eines edlen Menschentums überraschen uns befremdend wilde Züge der germanischen Urzeit. Die Fabel ist bei aller Einfachheit reich und mannichfaltig gegliedert; die Handlung wächst von Schritt zu Schritt. Mit den Schrecken des Kampfes versöhnt die heitere Seelenstärke der Hauptheldeu, für welche es keine Furcht und keinen Schmerz gibt. An poetischem Gehalt, an ruhiger Größe und Gewalt der Darstellung reicht dieses Klostergedicht an das Höchste hin, was unsere epische Dichtung geschaffen. [116]

Der Inhalt ist folgender: Als Attila aus Pannonien heraufzog, beschloß der Frankenkönig Gibicho um die Freundschaft des Unüberwindlichen zu werben, und da sein eigenes Söhnlein Gunthari der Mutter noch nicht entbehren konnte, sandte er ihm als Geisel einen Knaben edeln Geschlechts, Hagano, mit unermeßlichen Schätzen. Seinem Beispiel folgte Herrik, der König von Burgund, der zu Gabillonum (Chalons an der

Saone) saß, und überantwortete dem Hunnen seine Erbtochter, die schöne Hildgund. Der König von Aquitanien endlich, Alphere geheißen, stellte seinen jungen Sohn Walthari, der schon im Kindesalter mit Hildgund verlobt worden war. Frohlichen Herzens zogen die Hunnen heim, und Attila ließ die Knaben wie seine eigenen Erben erziehen. Sie wuchsen heran, an Kraft die Starken, an Geist die Weisen überflügelnd, und erwarben sich in den Heerzügen den höchsten Ruhm und die Liebe des Königs. Auch die Jungfrau stieg in der Gunst der Königin Ospirin bis zum Amte der Schatzmeisterin.

Mittlerweile war der Frankenkönig Gibicho gestorben, und sein Sohn Gunthari verweigerte den Hunnen den Zins. Kaum hörte das Hagano, so entfloh er nächtlicher Weile, während Walthari auf einer Heerfahrt abwesend war. Von da an duldete es auch diesen nicht länger am Hunnenhof. Als er eines Tags siegreich von einem neuen Kriegszug heimkehrte, fand er in des Königs Gemach Hildgund allein. Er bat sie um einen Becher Wein und führte ihn mit der einen Hand zum Mund, während er mit der andern die Hand der schweigenden Jungfrau umschlossen hielt. „Gleiche Verbannung dulden wir schon so lange Zeit," begann er, „und wissen doch wohl, was unsere Väter dereinst unter sich vereinbart. Warum sprechen wir nichts darüber?" — Sie nahm seine Rede für Scherz; er aber fuhr beteuernd fort: „Ferne sei, daß ich dir heuchle! Wir sind allein; wüßte ich, daß du gleichen Sinnes mit mir wärest und mir Treue halten wolltest, so würde ich dir meines Herzens geheime Gedanken vertrauen." — Da neigte sie sich demütig vor ihm und sprach: „Herr, ich werde dir folgen, wohin du mich rufst." — „Oft denke ich," fuhr er fort, „der verlassenen Heimat und wäre längst entflohen; aber es schmerzte mich, daß Hildgund allein zurückbleiben sollte." — Darauf verabredete er mit ihr, wie sie sich zur Reise rüsten

wollten; aus des Königs Schatz solle sie Helm und Panzerhemd und zwei Schreine voll goldener Armringe nehmen, auch von den Schmieden Angeln fertigen lassen, damit er unterwegs die nötige Reisezehrung beschaffe. Als Alles vorbereitet war, lud Walthari den König und sein Gefolge zu einem üppigen Gastmahl und ließ die Schenken so fleißig ihres Amtes warten, daß bald die Beredten zu stammeln, die Starken zu taumeln begannen. Tief in die Nacht hinein hielt Walthari seine Gäste zurück, bis alle von Wein und Schlaf belastet in den Gängen umherlagen. Dann zog er aus dem Stalle das beste Roß und hängte ihm die Goldschreine und Speisekörbe über. Sich selber bewaffnete er bis an die Zähne und machte sich mit Hildgund auf den Weg. Die Jungfrau führte das Roß und hielt die Angelgerte im Arm; der Held gieng kampfbereit nebenher. So flohen sie durch die Nacht.

In der Hofburg der Hunnen war es stille bis zum Mittag; endlich erwachten die Zecher und suchten nach Walthari, um ihm für das Gelage zu danken. Attila trat aus seinem Schlafgemach mit beiden Händen seinen Kopf haltend und rief nach Walthari, um ihm seine Schmerzen zu klagen. Aber Ospirin entdeckte die Abwesenheit Hildgunds, die ihr sonst die Kleider zu bringen pflegte, und schrie Wehe über das gestrige Mahl. Der König zerriß im Zorne sein prächtiges Gewand, verschmähte Trank und Speise und lag schlaflos die ganze Nacht. Er verhieß dem, der ihm Walthari gebunden zurückführe, er wolle ihn bis zum Scheitel mit aufgehäuftem Gold einhüllen; allein Niemand lüstete nach diesem Schatze.

Die Flüchtlinge unterdessen wanderten bei Nacht und zogen sich bei Tage in die unwegsamen Waldgebirge und in dichtes Gebüsch. Walthari fieng Vögel mit der Leimrute und, wo er an Flüsse kam, nützte er die Angel. Am vierzigsten Tag gegen

Abend kamen ſie an den Rhein, wo er der Königsſtadt Worms zufließt. Den Fährmann, der ſie überſetzte, lohnte Walthari mit Fiſchen, die er anderwärts gefangen hatte. Dieſe brachte der Mann dem Koche des Königs in die Stadt, und ſo kamen ſie auf des Königs Tafel. Da die Fiſche in der Gegend unbekannt waren, forſchte Gunthari den Koch und den Fährmann darüber aus und vernahm, daß geſtern Abend ein gewappneter Fremdling mit einer glänzenden Jungfrau über den Rhein gefahren ſei; in den Schreinen, welche ſein Roß getragen, habe es geklungen, als ob Gold und Edelſteine zuſammenſtießen. „Freut euch mit mir!“ rief Hagano, der am Tiſche ſaß, „mein Geſelle Walthari kehrt heim von den Hunnen!“ — Aber Gunthari ſtieß mit dem Fuße den Tiſch um und rief: „Freut euch mit mir! Der Schatz, den Gibicho an den König des Oſtens geſandt, kehrt heim in mein Reich.“ Sogleich ließ er ſein Roß ſatteln, und wählte zwölf der erprobteſten Kampen aus, darunter auch Hagano, der vergebens für ſeinen alten Waffenbruder ſprach. Der König befahl ſeinen Begleitern ſich zu rüſten, und jagte den Flüchtlingen nach.

Dieſe waren bereits in das Waldgebirg des Vosagus gekommen, in den wildreichen Tann, an Hundegebell und Hörnerklang gewöhnt. Dort in der Einſamkeit treten zwei Berge ſo nahe aneinander heran, daß ſich zwiſchen ihnen eine anmutige Schlucht nicht durch Aushöhlung der Erde, ſondern durch überhangende Felſen bildet, ein tauglicher Schluptwinkel für Räuber, mit zarten grünen Kräutern bewachſen. — Wir haben hier unverkennbar eine Schilderung des Waskenſteins, jetzt Wasenſtein geheißen, welchen überdieß das Nibelungenlied ausdrücklich als Schauplatz unſerer Sage bezeichnet, eine Doppelburg in den Wäldern des Wasgaus weſtlich von Weißenburg nahe an der pfälziſchen Grenze. [117]

Seitdem Walthari das Hunnenland verlaſſen, hatte er

keinen andern Schlaf verkostet, als über den Schild gelehnt mit kaum geschlossenen Augen. Freudig nahm er daher Herberge in dem sicheren Felsenhaus, warf die Rüstung ab und legte sein Haupt in der Jungfrau Schoos. „Siehst du Staubwolken aufsteigen," sprach er, „so wecke mich mit sanfter Berührung; selbst wenn ungeheure Schaaren daherkämen, rüttle mich nicht plötzlich aus dem Schlaf!" Damit schloß er die leuchtenden Augen. Gunthari aber folgte den Fußspuren im Staube; die fernausspähende Hildgund sah ihn mit seinen Begleitern daherreiten und weckte ihren Helden mit sanfter Berührung: „Da sind die Hunnen," rief sie angstvoll und fiel in die Kniee, „durchschneide mir den Hals mit dem Schwert, o Herr! Soll ich auch deines Brautgemachs nicht würdig sein, so laß mich doch nicht eines fremden Mannes Gemeinschaft erdulden!" Er aber sprach ihr Mut ein: „Keine Hunnen sind es, sondern Nibelkranken (Franci Nebulones v. 555, früheste Erwähnung der Nibelungen), Bewohner des Landes." Zugleich erkannte er Haganos Helmbild und rief lachend: „Da ist mein Geselle Hagano, mein alter Waffenbruder!" Aber Gunthari sandte einen seiner Helden als Boten voraus und ließ Walthari befehlen, das Roß mit den Schreinen und die Jungfrau auszuliefern, wenn er Leben und Glieder behalten wolle. „Törichter hörte ich nie einen Weisen reden," erwiderte Walthari, „ein Fürst, den ich nicht kenne, verheißt mir, was er nicht hat. Ist er ein Gott, daß er mir das Leben gewähre? Hat er mir schon die Hände in Banden auf den Rücken gedreht? Doch wenn er mir den Kampf erläßt, biete ich ihm hundert Armringe aus rotem Gold, dem Königsnamen zur Ehre." — „Nimm es an," riet Hagano dem König, „du kennst Walthari nicht. Ich schaute heute Nacht im Traum, wie dir ein Bär den Schenkel abriß; mir selber, als ich dir zu Hilfe kam, biß er ein Auge aus." — „Ich sehe wohl," höhnte der

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

König, „du artest ganz deinem Vater Agaci nach; auch er trug ein verzagtes Herz in kühler Brust und weigerte sich mit vielem Gerede des Kampfes.“ — „Tut, was ihr wollt,“ rief Hagano zürnend, „ich will keinen Teil haben an der Beute.“ Damit ritt er auf einen nahen Hügel, stieg vom Roß, setzte sich nider und schaute zu.

Nun beginnt ein dichterisches Meisterstück, die Schilderung der aufeinanderfolgenden Kämpfe des Walthari mit Gunthars Helden; keine der belebten Kampfscenen gleicht der andern; jede erweckt für sich ein neues fesselndes Interesse. Die enge Schlucht gestattet nur Einzelkampf. Blindwütend treibt der Frankenkönig einen seiner Mannen nach dem andern in den Tod. Der in allen Kampfarten gewandte, in allen überlegene Walthari erringt in ruheloser Mühsal Sieg um Sieg, und als der Abend herannaht, liegen alle fränkischen Helden am Boden, darunter auch Patafrid, Haganos Neffe und ein straßburgischer Held Trogus.

Nun demütigte sich der König vor seinem beleidigten Dienstmann. Wohl dachte Hagano an die dem Jugendfreund gelobte Treue; aber der unselige König bat so inständig, daß sich der Held vor seines Herren Antlitz schämte und fürchtete, seine Ehre möchte verloren sein, wenn er ihn in dieser Lage verlasse. „Da ich sehe,“ sprach er, „daß dich mehr die Schande als der Verlust der Gefallenen schmerzt, so unterwerfe ich mein eigenes Leid der Ehre des Königs. Räumen wir nun den Ort und lassen wir ihn weiterziehn! Auf der Warte liegend weiden wir die Rosse, bis er sicher gemacht die enge Felsenburg verlassen hat; dann folgen wir ihm nach und fallen ihm im freien Felde in den Rücken.“ — Der König umarmte und küßte ihn vor Freude, und sie zogen sich zurück.

Walthari versah sich von dem Kusse, den er mit angesehen, nichts Gutes. Er verrammelte den Weg mit Dorngestrüpp und

legte sich, um von den langen Kämpfen zu rasten. Hildegund saß zu seinen Häupten und hielt sich die müden Augen offen mit Gesang. Als es gegen Morgen gieng, stand er auf und ließ die Jungfrau schlafen. Auf die Lanze gelehnt erwartete er den Tag. Dann zog er den Gefallenen ihren Kriegsschmuck ab und belud damit vier ihrer Rosse, auf das fünfte hob er die Braut, auf das sechste schwang er sich selber. Er spähte und lauschte nach allen Seiten, ob kein Flüstern, kein Tritt, kein Klingeln von Zügeln, kein Hufschlag zu hören sei, — es war stille ringsum. Da ließ er zuerst die Saumrosse aus der Schlucht, dann die Jungfrau; er selber ritt zuletzt in voller Rüstung und führte das Roß mit den Goldschreinen. Aber kaum waren sie tausend Schritte weit, so sah die angstvoll zurückblickende Jungfrau zwei Männer in vollem Lauf einen Abhang herabsprengen. Walthari erkannte die Verfolger sofort, hieß die Jungfrau sich mit dem Schatzrosse im Walde verbergen und wartete unten am Weg. Mit höhnenden Worten nannte ihn Gunthari an; aber Walthari wandte sich zu Hagano. „Von dir hoffte ich, du würdest mir auf meiner Flucht grüßend entgegen gehn, mich gastlich pflegen und friedlich in meines Vaters Reich geleiten. Wenn nur Hagano noch lebt, dachte ich, so fürchte ich keinen der Franken. Bei unseren Knabenspielen beschwöre ich dich — vergaßen wir doch einst über unser Zusammenleben Vater und Vaterland, — laß ab vom Kampf! Dann wirst du in Ehren hinweggehen, und ich fülle dir den Schild mit rotem Golde.“ Aber finster blickend entgegnete Hagano: „Erst übst du Gewalt, dann wirst du bereut. Du hast die Treue gebrochen. Sahst du mich nicht zugegen und erschlugst mir doch die Gefährten und Blutsfreunde? Nichts will ich von deinem Schatze; aber das Leben meines Neffen fordere ich von dir.“ — Alle drei sprangen von den Rossen, und Hagano begann den Kampf mit mächtigem Speer-

wurf. Der König wäre rasch erlegen, wenn ihm nicht Hagano geholfen hätte. Bald zu zweien, bald abwechselnd stürmten sie gegen den Gewaltigen. Er wehrte sich wie ein Bär, den die Hunde umbellen, aber aus Furcht vor seiner erwürgenden Umarmung nicht zu fassen wagen. Vom Morgen bis in den Mittag hinein währte der ungleiche Kampf im Brande der Sonne. Walthari, der wohl merkte, daß sie ihn listig zu ermüden trachteten, drängte zur Entscheidung; er stieß dem König den Schild beiseit und trennte ihm mit einem furchtbaren Schwerthieb den Schenkel von der Hüfte. Zum zweiten Mal holte er aus, um dem vor seinen Füßen Liegenden den Todesstreich zu geben; aber Hagano drängte sich dazwischen, und auf seinem harten Helm zersplitterte Waltharis Schwert. Zornig schleuderte der Held auch den Griff von sich; doch indem er hiebei die Rechte zu weit vorstreckte, schlug sie ihm Hagano ab. Da schob er, ohne eine Miene zu verziehen, den verstümmelten Arm in das Schildband, riß mit der Linken das Halbschwert von seiner rechten Hüfte und führte nach Hagano einen schrecklichen Stoß, der ihm das Antlitz von den Schläfen bis zu den Lippen spaltete, die Zähne zerbrach und das rechte Auge herauswarf. Hier lag Gunthariś Fuß, dort Waltharis Hand, dort zitterte noch Haganos Auge — so teilten sie die hunnischen Ringe.

Zwei saßen; der dritte lag, und mit Blumen stillten sie des Blutes Fluß. Hildgund kam aus ihrem Versteck hervor und verband ihnen die Wunden. „Nun mische den Wein," gebot ihr Walthari, „und reiche ihn Hagano zuerst! Er ist ein guter Held, wenn er nur Treue hielte! Dann reich ihn mir, der ich mehr als die andern erduldet; zuletzt trinke Gunthari, da er lau und schwächlich im Männerkampfe sich erwies." — Hildgund gehorchte; aber Hagano, obgleich nach dem Weine lechzend, wehrte ab: „Bring ihn zuerst, o Jungfrau, deinem Ver-

loben und Herrn, der, ich bekenne es offen, stärker ist als ich und nicht nur mich, sondern alle überragt." —

Hier, obgleich matten Leibs, doch unbesiegter Seele, scherzten beim Becher nach furchtbarem Kampf Hagano der Dornige (Hagan heißt Dorn) und der aquitanische Held in neckischem Wettstreit — eine gewaltige Scene, eines der großartigsten Zeugnisse für den altgermanischen Heldengeist. In einer Lage, in welcher bei Homer die Heroen und selbst die Götter schreien und wimmern, wechseln die schwerverwundeten deutschen Helden lachende Scherzreden, als säßen sie gesund beim Gelage. „Nun jage dir Hirsche, Freund," sprach Hagano, „daß dir die Handschuhe von ihrem Leder nie mangeln. Den rechten rate ich dir mit feiner Wolle auszustopfen, daß du Unkundige mit dem Bilde der Hand betrügst. Was sagst du dazu, daß du gegen des Landes Brauch dein Schwert an die Rechte gürten und dein Weib in verkehrter Umarmung mit der Linken umfassen wirst?" — „Du hast nötig, dich breit zu machen, einäugiger Sigambrer," erwiderte Walthari, „während ich Hirsche jage, wirst du dich (mit deinen zerbrochenen Zähnen) des Oberfleisches enthalten. Schielend wirst du den Dienern befehlen, mit schiefem Blicke die Schaaren der Helden grüßen. Aber der alten Treue gedenkend rate ich dir: wenn du heimkommst, so laß dir aus Mehl, Milch und Speck einen dicken Brei kochen, das ist dir nahrhaft und heilsam zugleich."

Unter solchen Reden erneuerten sie den Bund der Blutsfreundschaft. Dann hoben sie den König, der große Schmerzen litt, auf sein Roß und nahmen Abschied; die einen kehrten gen Worms, der andere in sein Vaterland. Dort mit hohen Ehren empfangen feierte Walthari sein Hochzeitfest mit Hildgund und beherrschte nach seines Vaters Tod sein Volk allgeliebt und glücklich dreißig Jahre.

Haec est Waltharii poësis, das ist das Waltharilied, schließt der Mönch mit den üblichen Schlußworten des Volksgesangs.[118]

Ehe wir hiemit von der Heldensage Abschied nehmen, sei noch jener Berhtold von Elsaßen, der Schwaben Herr, erwähnt, welcher im Biterolf auf Seite der Burgunden kämpft. Ob jedoch dieser den Erbnamen der Zähringer führende Held wirklich einer Sage angehörte, oder nur willkürlich vom Dichter eingeführt wurde, — vielleicht um den Gönner der Sangeskunst, Berthold V (1186—1218), den Gründer von Bern, zu ehren, — läßt sich nicht entscheiden. Im Biterolf ist er nichts als ein Name.[119]

3. Geschichtliche Sage.

Die Heldensage, in welcher menschgewordene Götter als die Träger des nationalen Epos fortleben, steht auf der Grenzscheide zwischen mythischer und historischer Sage. Indem wir zur letztern übergehen, fällt uns neben den einheimischen, d. h. von einer bestimmten Tatsache der elsäßischen Geschichte ausgehenden, eine Anzahl allgemeiner Sagen auf, welche, meist ungewissen Ursprungs und wie Flugsame über die Länder der Erde verbreitet, sich da und dort an geschichtliche Personen und Ereignisse oder wenigstens an bestimmte Localitäten geheftet haben. Auch unter ihnen lassen sich viele auf mythische Vorstellungen zurückführen, wie die bereits erwähnten Erzählungen von den bergentrückten Helden. Die merkwürdigste im Elsaß ist die Sage von Bischof Winderold und den Mäusen.

Winderold (richtiger als Winderolf oder Wilderolf) wurde Bischof von Straßburg im Jahre 991 und starb eines schnellen Todes am 15. Juli 999 zu Benevent, wohin er dem Kaiser Otto III gefolgt war. Er war, nach Grandidier, während seiner Amtsführung bemüht gewesen, die Ausschreitungen des Reliquiencultus einzuschränken, und hatte sich dadurch unter dem Clerus ein schlimmes Andenken bereitet. Sein plötzlicher Tod wurde noch im Anfang des 12. Jahrhunderts von mönchischer Feder als eine Strafe Gottes für ein leichtfertiges Benehmen be-

zeichnet, das sich der Bischof während des Messelesens vor dem Kaiser habe zu Schulden kommen lassen. Nun befand sich im Münster von Straßburg bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts ein altes Gemälde, das den Bischof darstellte, wie er, das Haupt von Sonnenstrahlen umleuchtet, mit der heiligen Gertrud in einem Schiffe fuhr, das von Mäusen, den Tieren dieser Heiligen, umschwommen wurde. Darunter war die Inschrift zu lesen: Wilderolfus Episcopus Argentinensium, Orate pro eo (Schadäus p. 76). Daß die Seelen der Abgeschiedenen über den Todtenstrom setzen müssen, ist uralt indogermanischer Glaube. St. Gertrud ist an die Stelle einer heidnischen Todtengöttin getreten; ihr Name ist ein altdeutscher Walkürenname. Nach älterem Kirchenglauben nahmen die Seelen ihre erste Nachtherberge bei St. Gertrud. Das Glas, woraus man in den Niederlanden Gertrudens Minne trank, hatte die Form eines Schiffchens mit Beziehung auf das Todtenschiff. Die Seelen selber aber wurden in Mausgestalt gedacht. Allverbreitet sind die Sagen, daß die Seele einem Schlafenden als weiße oder rote Maus aus dem Munde läuft; so kommt die Seele der Trud als weißes Mäuschen durchs Schlüsselloch und verursacht den Alpdruck; wird ihr der Rückweg versperrt, so bleibt der Leib entseelt. Weiße Mäuse sind beim Volke noch da und dort Gegenstand der Verehrung. Auch die Elben, ursprünglich Menschenseelen, halten um Mittwinter ihren Umzug in Mausgestalt, z. B. in der Mark.

Die Mäuse sind also wandernde Menschenseelen, und jenes Gemälde im Münster zeigte den Bischof, wie er, von Himmelsglorie umflossen, von der h. Gertrud im Todtenschiff entführt wurde. Als aber im spätern Mittelalter diese Symbolik nicht mehr verstanden wurde, fiel dem Beschauer von selbst die verwandte Sage vom Mäuseturm ein, und so lag die Erklärung

nahe, Biſchof Winderold ſei wegen einer Untat nach Gottes Ratſchluß von Mäuſen überfallen und in einem Schiff, auf dem er ſich zu retten gedachte, gefreſſen worden. Als Grund ſolcher Strafe wurde ein Gewaltakt angegeben, den der Biſchof, wohl nach alter Tradition, an den Reliquien der h. Attala in St. Stephan begangen haben ſollte.

Die Sage von Erzbiſchof Hattos Tod im Mäuſeturm bei Bingen wird zuerſt am Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt. Bezeichnend iſt, daß ſie die Mäuſe aus dem Feuer hervorkommen läßt, das die Armen verzehrt: es ſind die Seelen der Gemordeten, welche den Mörder unentrinnbar verfolgen. Das Wort Mäuſeturm iſt bekanntlich mißverſtanden und umgedeutet aus Mautturm (mittelhochd. mûte, mûze aus mittellateiniſch muta von mutare). Man findet die Sage ebenſo in Köln, Osnabrück, am Wörtſee in Oberbaiern, in Polen, Dänemark und England. [120]

Die Straßburger Sage läßt ſich nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts nachweiſen. Wie populär aber die Geſchichte war, zeigt die Kloſterchronik von Ebersheimmünſter, welche ſchon zu Anfang des 13. Jahrhunderts den Nachfolger Winderolds, Alawic, deſſelben Todes ſterben läßt. Alawic, aus der Familie der alten Grafen von Sulz, war erſt Abt von Reichenau und wurde nach Winderolds Tod von Otto III zum Biſchof von Straßburg erwählt (999), ſtarb aber ſchon im Jahre 1001. Als einſt die Mönche von Ebersheim, ſo erzählt der feindſelige Kloſterchroniſt, ohne des Biſchofs Zuſtimmung ſich nach der Regel St. Benedicts ihren neuen Abt Rudolf ſelbſt gewählt hatten, überfiel Alawic das Kloſter und beraubte es all ſeiner Schätze; ja, als die Mönche ihn an die alte Freundſchaft erinnerten, die er ihnen als Abt von Reichenau bewieſen, ſtieß er die blasphemiſchen Worte aus: „Die Maria von Reichenau war

nur mein Kebsweib; meine rechte Gemahlin ist jetzt die Maria von Straßburg." Da erschienen dem Frevler in der Nacht die Patrone des Klosters, der heilige Moriz mit den Kriegern der thebaischen Legion, und warfen ihn unter Schlägen vor die Türe. Er gab sofort den Raub zurück und schiffte sich eiligst nach Straßburg ein. Aber Ratten und Mäuse von seltsamer Farbe und außerordentlicher Größe verfolgten ihn. Um sich vor ihren Bissen zu retten, ließ er sein Bette an vier Gurten frei in die Luft hängen.[121] Aber auch dorthin kamen die Verfolger, fraßen ihn bei lebendigem Leibe und ließen selbst von seinem Leichnam nicht, so daß man sie mit ihm begraben mußte. Dieses Wunder, schließt der Chronist, setzte das Kloster Ebersheim in hohe Achtung, so daß Niemand mehr an seine Güter zu tasten wagte (Grandidier, Oeuvres historiques inédites, I, 85—88). Die Erfindung der Mönche ist durchsichtig genug; doch der Grund ihres Hasses gegen den Bischof ist unbekannt.

Ursprünglich mythischer Art sind ferner die an die Dioscuren gemahnenden Ritter von Winstein. In den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts wurde der Ritter Kuno Eckbrecht von Dürkheim in eine Fehde verwickelt, in welcher seine beiden Schlösser Winstein und Schöneck zu gleicher Zeit angegriffen wurden. Er selber befand sich im letztern, als er eines Abends zwei Ritter in alten Rüstungen ins Schloß treten sah. Verrat argwöhnend wollte er ihnen entgegen; aber schon standen sie vor ihm, und einer sprach: „Mein Sohn, eile mit Hilfe nach Winstein! Morgen ist es zu spät." Dann stiegen sie vom Söller und verschwanden in einem untern Saal. Kuno brach mit seinen Knechten aus und entsetzte seine hartbedrängte Feste. Noch jetzt soll man zuweilen die beiden Ritter nachts zwischen elf und zwölf Uhr langsamen Schritts um den Turm von Winstein wandeln sehen (Schweighæuser, Bas-Rhin 164;

Stöber, Sagen 336). Das ſind Ahnengeiſter, Schutzgeiſter des Hauſes, urſprünglich göttlicher Art, wie ſchon die Seelen der Väter im Rigveda.

Im Mittelalter erſchienen an Stelle der heidniſchen Götter und Schutzgeiſter in Stunden der Bedrängniß die chriſtlichen Heiligen. Während des Angriffs der ſogenannten Engländer auf Gebweiler (1445) ſah das Volk, „das die glorwürdigſte Mueter Gottes und der heilige Biſchoff undt Martyrer Valentinus auff der Ringmawren mit einem groſſen Glantz umbgeben hin undt her ſpatziereten, anzuzeigen, das ſie die Statt undt dero Inwohner undter ihren Schutz undt Schirm genommen haben“ (Chronique des Dominicains, ed. Mossmann p. 64). — Als die Schweden im dreißigjährigen Krieg 1632 die Stadt Thann einnahmen und auch in die Kirche eindringen wollten, in welche ſich die Mehrzahl der Einwohner geflüchtet hatte, erſchien plötzlich der Patron der Kirche, der h. Theobald, in ſeiner vollen Himmelsglorie, und ſofort fielen den feindlichen Roſſen die Hufeiſen ab, worauf die Schweden ſich beſtürzt zurückzogen (Stöber, Sagen 41).

Eine eigentümliche Schutzgeiſterſage lebt zu Diemeringen an der Eigel. Als der dortige Schloßherr von Bockiſch ſein Ende herannahen fühlte, ſagte er zu ſeiner Frau, es werde drei Tage nach ſeinem Tod ein weißer Schwan ſich im Schloſſe einſtellen, den ſolle ſie wohl pflegen, und es würde ihr dann an nichts mangeln. Der Schwan kam wirklich mit wehmütigem Geſang. Später aber ließ ihn die Wittwe zu den herrſchaftlichen Schwänen nach Aßweiler tragen. Da verſchwand er noch am ſelben Abend, und nur dann und wann hörte man noch ſein trauriges Lied. Die Frau aber fiel in Schwermut und verarmte ſo, daß ſie von den Almoſen der benachbarten Edelleute erhalten werden muſte (Alſatia 1856—57, p. 140). Im weißen Schwan kehrt die

Seele des Burgherrn als Schutzgeiſt ſeines Weibes und ſeines Hauſes zurück; mit ihm läßt die Frau ihr Glück von dannen tragen.

Die Vorſtellung, daß die Seelen Verſtorbener in Vogelgeſtalt erſcheinen, iſt faſt allen Völkern vertraut. Wer kennt nicht die deutſchen Märchen, wo die ertränkte junge Königin als Ente durch die Goſſe zu ihrem Kinde ſchwimmt (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 11. 13)? Das weiße Vögelein, das dem Aſchenbrödel ſeine Wünſche gewährt, iſt die Seele ſeiner Mutter. Die Seele des ermordeten Brüderchens im Märchen vom Machandelbom (N. 47) fliegt als ſchöner Vogel auf und ſingt jenes Lied, das dem wahnſinnigen Gretchen im Kerker beim Gedanken an ihr gemordetes Kind einfällt.[122]

Aus noch nicht aufgehellten mythiſchen Anfängen, aus einem Kampf verſchwiſterter Götter, giengen endlich die allerwärts und ſo auch im Elſaß vorkommenden Sagen von den feindlichen Brüdern hervor.

Auf Wineck und Schöneck hauſten zwei Brüder, welche um eine ſchöne Jungfrau ſich entzweiten. Der jüngere hieb dem ältern im Kampfe die Hand ab, und dieſe rollte blutig auf einen platten Stein, der noch vor wenigen Jahren zwiſchen Bitſch und Stürzelbronn zu ſehen war und des Herzogs Hand hieß (Alſatia 1858–61, p 274). Klingt hier nicht der Zweikampf der alten Waffenbrüder Walther und Hagen an?

Auch auf der Bergveſte Lichtenberg wohnten zwei Brüder, welche gegen einander ſo ſchrecklichen Haß hegten, daß der eine ſchwur, er wolle ſeinen Bruder verdurſten, der andere, er wolle ſeinen Bruder verhungern laſſen. Als darauf der letztere in des erſtern Gewalt fiel, ließ ihn dieſer in ein tiefes unterirdiſches Gemach werfen, wo ihm täglich nur ein trockenes Stück Brod gereicht wurde. Das benetzte aber der Dürſtende mit der an

den Wänden herabtriefenden Feuchtigkeit und friſtete damit ſein Leben. Doch als dieß der Burgcaplan dem Bruder verriet, wurde der Gefangene in eine hochgelegene ſonnige Kammer gebracht, wo er verſchmachtete. Nach Andern ließ der Burgherr das Gewölbe austäfeln (Auffchlager, Elſaß, II, 278). Später ſtürzte ſich der Mörder aus Gewiſſensqual mit dem Burgcaplan vom Felſen in den Abgrund (Schweighæuser, Bas-Rhin 141; Stöber, Sage 326).

Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer ſchaurigen Sage gaben drei Fratzenköpfe in einem Kreuzgewölbe der Burg, in welchen man einen Verſchmachtenden in verſchiedenen Stadien ſeines Hinſchwindens erkennen wollte. Der erſte Kopf ſollte den Gefangenen in ſeiner blühenden Geſtalt darſtellen; der zweite zeigte ihn mager und abgezehrt von den Leiden und Entbehrungen des Kerkers; in der dritten, der ſcheußlichſten Fratze, welche die Zunge ausreckte und Geifer oder Blut aus dem Munde träufen ließ, ſah man den Todeskampf des Verſchmachtenden (Auffchlager, Elſaß, II, 278). Der Turm, worin das Verließ war, führte überdieß den unheimlichen Namen Turm der Vergeſſenheit (Frieſe, Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elſaſſes, Straßb. 1804, p. 32). So hatte die Phantaſie Nahrung genug, die Burg mit Grauſamkeit und Entſetzen zu bevölkern. Für die Anknüpfung der Sage von den feindlichen Brüdern bot eine Erinnerung an die Fehde zweier Brüder von Lichtenberg den hiſtoriſchen Halt. Das Ereigniß fällt ins Jahr 1462.

Graf Jakob von Lichtenberg mit dem Bart, Obervogt von Straßburg, ein milder und ſchwacher Herr, lebte nach dem Tode ſeiner Gemahlin in ſeinem Schloß zu Buchsweiler mit einem Bauernmädchen aus dem badiſchen Dorf Ottenheim, die ſchöne Bärbel genannt. Dieſe, hoffärtig und herrſchſüchtig, zwang die armen Leute zu hartem Frohndienſt und ließ ſich täglich ſämmt-

liche Sahne im Städtchen abliefern; ſogar ſäugende Mütter, ſo geht die Sage, muſten ihr von ihrer Milch geben, welche ſie zu Zauberkünſten mißbrauchte. Die Widerſtrebenden aber büßten im Turm. Endlich an einem neuen Frohntage zogen die Männer von Buchsweiler nach Lichtenberg, wo Ludwig, Jakobs Bruder, ſaß, und riefen deſſen Hilfe an. Die böſe Bärbel aber wollte auch die Weiber und Kinder der ausgezogenen Männer aus der Stadt verjagen, um ſich ihrer Habe zu bemächtigen. „Da lieffen die Frawen zuſammen," erzählt der Chroniſt Hertzog, „vnnd bracht jede ein gewehr mit jr, eine nam ein Bratſpiß, die ander ein Hawgabel, die drit ein Spieß, die vierdt ein Kolben, die fünfft ein Stecken, die ſechſt ein Axt vnnd was jede gehaben mochte, werten ſich hefftig, trieben das Böſe weib mit jhren helfferen vnd den Burgknechten widerumb hinder ſich in die Burg vnd bliehen ſie in der Statt" (Edelſaſſer Cronick, B. 5, p. 33). Ludwig fand die Klagen der Männer gerecht und kam mit Kriegsvolk vor die Stadt. Da verglich ſich Jakob mit ihm; die ſchöne Bärbel muſte ſchwören, ſich nach Speier oder Hagenau zu begeben und ohne Wiſſen und Willen Herrn Ludwigs mit Herrn Jakob nicht mehr zuſammenzukommen. Sie zog reich beſchenkt nach Hagenau, wo ſie der Graf häufig beſuchte. Als jedoch Ludwig im J. 1471 ſtarb, nahm ſie Jakob wider zu ſich nach Buchsweiler und lebte mit ihr zuſammen bis an ſeinen Tod (um 1474). Kaum war aber die ſchöne Bärbel ihres hohen Beſchützers beraubt, wurde ſie in Hagenau als Hexe angeklagt und lebendig verbrannt. Die Büſten des berühmten Liebespaars, von Nicolaus von Leyen meiſterhaft gebildet, waren Jahrhunderte lang über der Treppe des alten Stadthauſes zu Straßburg aufgeſtellt.

Aus dieſem nichts weniger als grauſamen Brüderpaar ſind in der Sage jene unmenſchlichen Feinde geworden. In Wirk-

lichkeit war Jakob von Lichtenberg ſehr gerührt über den Tod ſeines Bruders Ludwig, der ihn auf dem Sterbebette wegen jenes Zwiſtes noch um Verzeihung gebeten hatte, und feierte ihm ein prächtiges Leichenfeſt zu Straßburg (Schweighæuser, Bas-Rhin 142).[153]

Konnten in dieſen weitverbreiteten und nur zufällig auch im Elſaß localiſierten Sagen mythiſche Keime nachgewieſen oder wenigſtens vermutet werden, ſo fallen andere fällig außerhalb des mythiſchen Gebietes, wie die Sage von der Weibertreu, vom Ritter Toggenburg, vom geblendeten Meiſter, ſcheinbar hiſtoriſche Sagen ohne nachweislich hiſtoriſchen Grund, vielleicht Erinnerungen an ein irgendwo geſchehenes Ereigniß, vielleicht und wahrſcheinlicher widerholte freie Erfindungen der neben aller nationalen Beſonderheit in den verſchiedenſten Ländern gleichmäßig wirkenden menſchlichen Phantaſie.

Die weitzerſtreute Sage von der Weibertreu heftete ſich im Elſaß an die Eroberung des Raubneſtes Schwanau im 14. Jahrhundert. Die gleichzeitigen Chroniſten fanden keinen Anlaß, dieſes Ereigniß durch poetiſche Zutat zu verherrlichen; ſie berichten in derben realiſtiſchen Zügen. In der Nähe von Erſtein lag am Rhein die Burg Schwanau, das beſte Bergſchloß und böſeſte Raubneſt, das man finden konnte. Darin hauſte ein Herr Walther von Geroldseck, zubenannt von Tübingen, mit mehreren Edelleuten und tat den Städten ſo vielen Schaden, daß dieſe ſich endlich, Bern, Lucern, Baſel, Freiburg und Straßburg an der Spitze, mit Werken und Katzen (Wurfmaſchinen) aufmachten und die Burg berannten. Als die gebräuchlichen Mittel der Kriegskunſt nicht durchgreifend genug erſchienen, kamen die Straßburger auf einen ingeniöſen Einfall; ſie holten aus ihrer Stadt eine bisher unverdient mißachtete Munition und überraſchten die Belagerten mit einem Hagel von Stinkbomben

neuester Construction, daß es diesen, wie Closener sagt, „gar widerwertig was“. Die Besatzung flüchtete sich in den Turm und capitulierte; sieben vom Adel handelten sich los und gaben die andern in den Tod. Die Städte machten bei der Einnahme ebensowenig Umstände wie bei der Belagerung: sie ließen die Besatzung Mann für Mann köpfen — nur machte der Henker von seinem Recht Gebrauch und nahm als Zehnten „ein altes mennelin, das unschadebar was und ein junges rennerlin (einen Stallbuben), wand es ein kind was“. Die Werkmannschmiede und Zimmerleute aber (die Artilleristen des Mittelalters) wurden auf die Wurfmaschinen gelegt und gegen die Burg geschleudert. Das Raubschloß selbst verwandelten die Sieger in Staub und Asche, so daß jetzt nicht einmal mehr seine Stätte bekannt ist.[124]

Dieß geschah im Jahre 1333. Erst zwei Jahrhunderte später mischt sich in die Ueberlieferung der historischen Tatsache die Sage von der Weibertreu. Das früheste Zeugniß hieher finde ich in der Zimmerischen Chronik, welche die Belagerung von Schwanau mit unverhohlener Sympathie für den unterliegenden Edelmann ausführlich erzählt. Während die Zeitgenossen von weiblichen Bewohnern der Burg nichts verlauten ließen, weiß die Chronik des Grafen von Zimmern, daß in der belagerten Burg auch die Gemahlin Walthers („gleichwol man grundtlichen nit waist, wer sie von geschlecht gewest“) mit etlichen Kindern sich befunden habe. Nach der durch Detailzüge bereicherten Belagerungsgeschichte fährt die Chronik fort: „Das schloß Schwanow und was darin, ward uf gnad und ungnad ufgeben, und userhalb der siben personen wardt niemands salvirt; userhalben herr Walthers von Geroltzeck gemahl, so der zeit der belegerung auch im schloß war, ward vergont frei abzuziehen und mit ir zu nemen, was zu irem leib gehörte und über die falbrucken ertragen kunt; sollichs sollte ihr zusteen, bleiben und auch

geſichert ſein. Alſo do name die guet fraw von Gerolzeck iren alten herren und gemahl auf den rucken und dann ain jungen ſon uf den arm; die trueg ſie über die falbrucken, zu gedenken, der allmechtig habe ir als ainer bekumberten und vertribnen frawen gluck und ſterke verlihen, ain ſollichs zu volbringen. Die ſtett aber, wie ſie das ſahen, wolten ſie der frawen das nit zugeben, mit vermeldung, die underhandlung het ſich uf keine perſonnen, ſonder uf gelt, clainater oder andere farende hab verſtanden und erſtreckt, und wolten ir den merertail, wiewol ſie das hoch verſprochen, nit gern halten. Aber demnach der adel derzeit die ſtett, bevorab Straßburg und Baſel, regierten, die auch diſen bericht mit dem herren von Gerolzeck und ſeinem kriegsvolk zu Schwanow hetten ufgericht, beſigelt und geſchworn, die ſchampten ſich übel, das in iren handlungen von den ungeſchickten pauren alſo ſollt grublet und geſucht werden; darum namen ſie der ſachen ſich ſovil an, das der loblichen frommen frawen die tädigung (der Vertrag) gehalten, und mueſten die dollen karſthannſen hunder ſich ſteen. Gemelte fraw von Gerolzeck ward mit irem alten herren, herr Walthern, und irem jungen ſone uber Rhein in die herrſchaft Gerolzeck gefuert und belaitet, und von diſem jungen herren (deſſen namen vergeſſen worden) ſollen die nachvolgenden herren von Gerolzeck alle abkommen ſein. — — Und ward das ſchloß Schwanow mit groſem jubel und frolocken der Colmarhenslen und Kochensperger zerriſſen und geſchlaift, wie das der augenſchein noch mit bringt (Zimmeriſche Chronik, herausg. von Barack, Stuttg. 1869, I, 365). Hiemit ſtimmt nahezu wortlich Bernhard Herzog in ſeiner Edelſaſſer Chronik (B. 5, p. 111; Stöber, Sagen p. 148). Da nichts zur Annahme berechtigt, dem Amtmann von Wörth habe die handſchriftliche Chronik des Grafen Froben von Zimmern vorgelegen, ſo müſſen beide eine ältere Quelle ausgeſchrieben haben.[195]

Wie ſeine Weibertreu hat das Elſaß auch ſeinen Ritter Loggenburg. Ein fremder junger Ritter warb um ein elſäßiſches Fräulein und erhielt die Zuſage ihrer Eltern unter der Bedingung, daß er auch die Einwilligung ſeiner Eltern einhole. Er verſprach der Geliebten, zu einer beſtimmten Zeit zurückzukehren; komme er nicht, ſo ſei er entweder todt oder ſeine Eltern hätten ihre Einwilligung verweigert. Die Zeit verſtrich; unerwartete Hinderniſſe verzögerten ſeine Rückkehr; die Boten, welche er an die Geliebte ausſandte, fieng ein Nebenbuhler ab: die verzweifelnde Braut nahm den Schleier im Nonnenkloſter Alſpach bei Kaiſersberg. Wenige Tage darauf kam der Jüngling an: es war zu ſpät. Da baute er ſich auf dem nahen Berge eine Einſiedelei, und wenn Morgens und Abends die Geſänge der Schweſtern ertönten, ſaß er auf einem vorragenden Felſen und lauſchte, ob er nicht die liebe Stimme darunter erkennen möchte. Wenn die Kloſterglocken im Tale zum Gebete riefen, antwortete ſein Glöcklein aus dem Walde. Eines Tages jedoch blieb die Antwort aus; der Einſiedler ſaß todt vor der Türe ſeiner Klauſe.[136]

Alles was die Neugierde und Phantaſie des Volkes reizt, zieht auch die Sage an mit magnetiſcher Gewalt, ſeltſame Felsgruppen, Eindrücke im Stein, unverſtandene Bilder und Zeichen, Außergewöhnliches in Natur und Kunſt. Wie das Gemälde vom Biſchof Winderold, wie die Fratzen in der Burg Lichtenberg, ſo leuchtet auch die berühmte aſtronomiſche Uhr des Straßburger Münſters in ſagenhaftem Schimmer. Zwar ſo lange das Uhrwerk vollſtändig im Gange war, ſo lange der Hahn auf der Spitze krähte, der Tod die Stunden ſchlug und der Heiland ſegnend die Rechte hob, während die Apoſtel mit Verbeugungen vorüberzogen, hatten die Beſchauer vor Erſtaunen und Entzücken keine Zeit, ſich nachdenkliche Geſchichten zu erſinnen. Erſt als im Lauf des vorigen Jahrhunderts die Wunderkraft erloſch und

eine Figur nach der andern ſtille ſtand, da vor das erſtorbene Werk trat die teilnehmende Sage und erklärte dem jungen Geſchlecht mit einer alten Geſchichte, wie das Alles ſo gekommen. Aus Eiferſucht, der unvergleichliche Meiſter Iſaak Habrecht möchte anderwärts ein ähnliches oder gar noch kunſtreicheres Werk ausführen, habe ihn der Magiſtrat von Straßburg der Zauberei angeklagt, und als er durch die Folter geſtändig geworden, ſeines Lohnes für verluſtig erklärt und zur Blendung verurteilt. Da ſei der alte Meiſter noch einmal zu der Uhr getreten, angeblich um am Räderwerk noch etwas zu richten, und habe einige Zeit darin gefeilt. Dann ſeien ihm die Augen ausgeſtochen worden; aber die Uhr ſtehe ſtille ſeit jener Stunde (Kiefer, Sagen des Rheinlandes, Köln 1845, p. 281). Nach Andern lief Räderwerk um Räderwerk von ſelber aus, und die Uhr verſtummte wie vor Trauer um den geblendeten Meiſter (Stöber, Sagen 514). Das Bild des Copernicus am untern Feld des Gewichtkaſtens gab endlich zu der Sage Veranlaſſung, jener unglückliche geblendete Meiſter ſei Copernicus ſelbſt geweſen (Stöber, Sagen 516).[127] Aehnliche Geſchichten weiß das Volk faſt von allen berühmten Kunſtwerken zu erzählen.

Noch weiter durch die entlegenſten Länder verbreitet, doch ohne Zweifel orientaliſchen Urſprungs, iſt die Sage vom **verzückten Mönch**, welche im Elſaß vom Benediktinerkloſter St. Walburgis bei Hagenau erzählt wird. Ein Mönch gieng eines Tags aus dem Kloſter in den nahen Wald und lauſchte dem Vogelſang; als er heimkehrte, waren dreihundert Jahre verronnen. Auf einen Basrelief im Chor war der Entzückte abgebildet (Schweighæuser, Bas-Rhin 151). Das Elſaß kennt noch zwei Varianten dieſer Sage in der Erzählung vom verlornen Bräutigam und im Märchen vom redenden Todtenkopf.

Auf dem Schuttplatz von Mülhauſen ſtand noch zu Anfang

dieses Jahrhunderts die St. Katharinenkapelle. In derselben sollte einst ein Hochzeitpaar getraut werden; aber auf der Schwelle des Gotteshauses verschwand der Bräutigam plötzlich von der Seite der Braut. Man suchte und suchte und konnte ihn nicht finden; die trostlose Braut sah ihn niemals wider. Hundert Jahre später kam ein junger Mann in festlicher, aber veralteter Tracht zum Baseltor herein; er war über und über mit Staub bedeckt, obgleich es schon einige Tage anhaltend geregnet hatte. Seine Rede glich zwar der Mülhauser Mundart; aber er brauchte Wörter, welche längst in Abgang gekommen waren. Der Torwächter führte ihn aufs Rathaus. Er nannte daselbst seinen Namen — es war der eines bekannten, aber ausgestorbenen Geschlechts; er fragte nach Braut und Anverwandten, — aber Niemand wuste von ihnen. Endlich erinnerte sich ein alter Mann, daß man ihm einmal in seiner Jugend das seltsame Begebniß von einem verlornen Bräutigam erzählt habe, das sich zur Zeit, da sein Vater noch in die Schule gieng, zugetragen haben sollte. Nun erzählte der Fremdling, er sei dieser Bräutigam; beim Eintritt in die Kirche sei ihm der Gedanke aufgestiegen: wie wird es wohl in hundert Jahren bei uns aussehen und wer wirds erleben? Da habe ihn plötzlich das Bewustsein verlassen, und wie alles Uebrige ergangen sei, wisse er nicht. Mitleidig umstanden die Hörer den vereinsamten Mann. Er aber verlangte das Grab seiner Braut zu sehen, und nach langem Suchen fand man ihr verwittertes Kreuz. Dort warf er sich nider und zerfiel vor den Augen der Anwesenden in Staub und Asche (Stöber, Sagen 21).

Obgleich die Motivierung der Sage in der vorliegenden Ueberlieferung abgeblaßt ist, — das Verlangen des Bräutigams nach jener fernen Zeit müste energischer ausgedrückt sein — so ist doch der Sinn der Sage, der zu Grunde liegende religiöse

Gedanke deutlich genug. Nicht allein in ſeinem unzeitigen Auftauchen im feierlichſten Augenblick und an der Schwelle der heiligen Stätte, in dem vorwitzigen Wunſche ſelbſt ſchon liegt eine ſtrafbare Vermeſſenheit. Aus glücklicher Gegenwart greift er über die Grenzen des menſchlichen Daſeins hinaus in die nur Gott bekannte Zukunft, und die Erfüllung wird die Strafe des Wunſches. Mit der Schnelligkeit ſeines Gedankens der Gegenwart entrückt findet ſich der Frager fremd in einer fremden Welt, die für ihn nichts hat als Gräber, und für die er nichts iſt als Staub und Aſche.

Wie hier, erſcheint auch in vielen Sagen vom verzückten Mönch das Zerrinnen der Zeit als eine Strafe des Himmels. Es iſt ein Zweifel an der Ewigkeit Gottes, für welchen der fromme Mann die überwältigende Lehre empfängt. „Tauſend Jahre ſind in deinen Augen wie der geſtrige Tag, wenn er vergangen, und eine Wache in der Nacht", ſingt der Pſalmiſt. Vor dieſem ſchwindelnden Gedanken eines zeitloſen Seins erſchrickt die Seele des Mönchs; da weckt ihn aus ſeinem ängſtlichen mißtrauiſchen Grübeln der ſüße Vogelſang.

Nach Andern erhält der Mönch auf ſein Gebet eine kleine Probe von der himmliſchen Seligkeit, in welcher alle Zeit vergeſſen wird. In ſämmtlichen verwandten Sagen bei Indogermanen, Semiten und Chineſen iſt der Grundgedanke die Idealität der Zeit, die frühgewonnene Erkenntniß, daß an das Göttliche das Maß unſerer Zeit nicht reicht, daß die Zeit überhaupt nur für den Menſchen iſt. Auch dem germaniſchen Heidentum war dieſer Gedanke nicht fremd; wie dem verzückten Mönch entſchwindet die Zeit dem menſchlichen Gaſt bei den Unterirdiſchen, bei Zwergen und Elben und bergentrückten Helden, ſo auch in dem elſäßiſchen Märchen vom redenden Todtenkopf (aus Kienzheim bei Kaiſersberg): Ein junger Burſch folgt einem vor ihm herkollernden

Todtenkopf ins Land der Todten, wo in einem Schloß die Lebenslichtlein brennen; er ſieht ſein eigenes, das am Erlöſchen iſt. Als er heimkehrt, ſind dreihundert Jahre verfloſſen. Man lieſt ihm eine Meſſe; da fliegt eine weiße Taube um den Altar, und der Knieende zerfällt in Staub (Alſatia 1858—61, p. 264). [128]

In dieſe Claſſe allgemeiner wandernder Sagen gehören noch die von den drei Mönchen zu Colmar, vom kühnen Sprung, vom Schwabenſtreich, von den Schildbürgern, welche wie anderwärts auch im Elſaß Boden gefaßt haben. [129]

Als die letzte möge hier die Sage vom **Gang nach dem Eiſenhammer** aufgezählt werden, obgleich dieſelbe allem Anſchein nach erſt durch Schiller zu einer elſäßiſchen geworden iſt. Zwar zeigt man bei Reinhartsmünſter den Hammer, zu welchem Fridolin geſandt worden ſein ſoll; allein das Wenige, was wir hierüber hören, iſt bedeutend jünger als die Ballade Schillers. Nach einer wirklichen elſäßiſchen Volksſage von Fridolin haben die Forſcher vergebens geſucht. Die Nachricht, daß Schiller die Geſchichte in Jena von einem elſäßiſchen Hammerſchmiede habe erzählen hören, iſt ſelber eine Sage. Wir wiſſen aus den eigenen Worten des Dichters nur, daß ihm der Zufall das Thema in die Hände ſpielte. [130] Welches Mittels ſich der Zufall bediente, wird nicht geſagt; doch haben wir triftigen Grund zu vermuten, daß es ein franzöſiſches Novellenbuch war. Der Stoff iſt eines der verbreitetſten orientaliſchen Märchen, vielleicht buddhiſtiſchen Urſprungs, das ſich von Indien aus durch Perſien und Arabien über das ganze Abendland verzweigt hat. Der Leſer, welcher ſich für die Wanderung der Sagen und Märchen intereſſiert, findet die Nachweiſe, welche übrigens keinerlei Anſpruch auf Vollſtändigkeit erheben, im Anhang. [131]

Von dieſen pſeudohiſtoriſchen laſſen ſich die wirklich hiſtoriſchen Sagen des Elſaßes, die von geſchichtlichen Perſonen und Ereigniſſen ausgehen, deutlich unterſcheiden. Sind jene kosmopolitiſcher Art, ſo ſind dieſe als ſolche echt und ausſchließlich deutſch. Wie uns die mythiſchen Sagen der Elſäßer ein überſichtliches Bild des germaniſchen Heidentums in kurzen Zügen widergaben, ſo führen uns ihre hiſtoriſchen Sagen am Strom der deutſchen Geſchichte hin bis ins 17. Jahrhundert, wo die ſagenbildende Kraft zu erlöſchen beginnt.

Die Erinnerungen reichen bis zu den älteſten germaniſchen Herrſchern auf galliſchem Boden, bis zu den Merowingern zurück. War doch das Elſaß ein Lieblingsland der fränkiſchen Könige geweſen; in keiner Provinz Deutſchlands, Frankreichs und Italiens waren auf ſo engem Raum ſo viele königliche Pfalzen, Villen und Renthöfe wie in dieſem eben ſo ſonnigen als waldſchattigen Gebiet. [132]

Der bekannteſte Merowinger iſt Dagobert, in welchem Namen die drei verſchiedenen Träger zuſammenfließen; wie die gelehrte Welt bis ins 17. Jahrhundert hinein, ſo weiß das Volk im Elſaß und in der Pfalz bis heute nur von einem Dagobert, dem erſten dieſes Namens, dem letzten Merowinger von Bedeutung, auf welchen Erinnerungen aus der kurzen Regierungszeit der beiden andern Dagoberte übergiengen. Er ſtiftete nach der Tradition, welche von einer falſchen Urkunde unterſtützt wurde, das Kloſter Weißenburg. Von ihm ſoll noch der uralte viereckige Turm an der Weſtſeite der Stiftskirche ſtammen. In der Kirche hieng bis zur Revolution als ein Geſchenk Dagoberts jene Rieſenkrone aus vergoldetem Silber, von 24 Fuß im Durchmeſſer, mit Türmen und den Figuren der zwölf Apoſtel geſchmückt, von welcher die Stadt zum Unterſchied von Weißenburg am Sand, Stuhl-Weißenburg in Ungarn und Griechiſch-

Weißenburg (Belgrad) in Serbien den Namen Kron-Weißenburg empfieng. Auch im Klosterschatz von Münster befand sich noch im 17. Jahrhundert eine Krone König Dagoberts aus vergoldetem Silber mit Steinen und rotem Sammtfutter. Die römische Wasserleitung, welche sich von Stützheim gegen Straßburg hinzieht, soll Dagobert erbaut haben, um roten und weißen Wein zur Stadt zu schaffen; in den senkrecht stehenden kaminartigen Columnarien, welche nach Vitruv Abzugsröhren für die comprimierte Luft bildeten, seien Blasbälge angebracht gewesen, um den Lauf des Weins zu beschleunigen. An Dagobert knüpfen sich die früher erwähnten Legenden von St. Arbogast und Florentius und die Ueberlieferung, daß er sich zum Leibeigenen des Straßburger Doms gemacht habe wie später Heinrich II zum Canonicus. Für seinen Lieblingssitz galt die Isenburg bei Rufach, und Hagens Burg Tronje ist von ihm erbaut. [133]

Die Weisheit Pipins des Kleinen, des Ahnherrn der Karolinger, war sprichwörtlich im Elsaß noch zu Wimphelings Zeit im Anfang des 16. Jahrhunderts. Sein Name, bezeugt der Humanist, war in Aller, auch der Kinder Munde. Du kannst das nicht tun, riefen sich Streitende zu, und wärst du gleich so weise wie König Pipis. [134]

Auch Pipins großer Sohn, der seine deutschredenden Länder zum Aufenthalt vorzog, kam öfter ins Elsaß (Strobel, Gesch. I, 130). Ein Schloß zwischen Illzach und Kingersheim wird ihm noch jetzt im Volke zugeschrieben (Stöber, Sagen p. 28). Ein weibliches Brustbild mit langem Haarzopf im Chor der nun zerstörten Klosterkirche von Leberau — Leberaha — hielt man für eine Tochter Karls des Großen (Grandidier, Geschichte des Lebertals, Mariakirch 1808, p. 73). Aus dem Frauenhaus von Colmar stammten jene beiden Jünglinge im sagenreichen Buch des Mönchs von St. Gallen, welche, als sie

von Karl im Sachſenkrieg wegen ihrer unehrlichen Geburt zum niderem Kammerdienſt beſtimmt wurden, nachts, während der Kaiſer ſchlief, im Feindeslager den Tod ſuchten (Pertz, Monum. II, 749).

Der Waskenwald war ein beliebtes Jagdrevier der Karolinger.[135] Das Rotfeld zwiſchen Colmar und Sigoldsheim ſah den Verrat an Ludwig dem Frommen und hieß von da an im Volke das Lügenfeld. Jetzt iſt die Stätte vergeſſen; aber Karl der Kahle und ſeine ungetreue Schaar leben noch immer in der Erinnerung fort und können keine Ruhe finden (ſ. oben p. 36). In Marlenheim, wohin der verlaſſene Kaiſer von den liebloſen Söhnen geführt wurde, hauſte ſpäter der Auswurf des Geſchlechts, der elende Lothar II, mit ſeiner Buhlerin Waldrada. Die niderträchtige Verleumdung, durch welche ſich der lüderliche König ſeiner unglücklichen Gemahlin Thietberga im J. 864 zu entledigen ſuchte,[136] fand Nachahmung bei dem Schwächling Karl dem Dicken in dem ſcandalöſen Proceß, der ſeine Gemahlin Richardis zum Liebling der elſäßiſchen Sage gemacht hat.

Richardis war eine geborene Elſäßerin, die Tochter Erchangers, Grafen vom Nordgau. Eine Partei am Hofe beſchuldigte ſie ehebrecheriſcher Beziehungen zu dem Erzkaplan Liutward, Biſchof von Vercelli, um dieſen mächtigen Reichsverwalter zu ſtürzen. Die Intrigue gelang: Karl der Dicke verbannte den Biſchof und ſtellte ſeine Gemahlin vor eine Reichsverſammlung in Kirchheim. Hier, ſo berichtet der gleichzeitige Chroniſt Regino von Prüm, legte der Kaiſer das Geſtändniß ab, daß er trotz ihres mehr als zehnjährigen Zuſammenlebens die Ehe mit Richardis nicht vollzogen habe, und ſie beſtätigte dieß, erklärte aber zugleich, daß ſie ebenſowenig eines andern Mannes Weib geworden ſei; um ihr unverletztes Magdtum zu beweiſen, wolle ſie, wenn es ihrem Gemahl gefalle, durch einen Stellvertreter das Gottesurteil des Zweikampfs oder ſelber die Probe der

glühenden Pflugscharen bestehn. Daß ein Gottesurteil wirklich statt fand, wird nicht gesagt. Der Ausgang des unwürdigen Handels war, daß die gekränkte Fürstin sich für immer von ihrem ebenso geistig wie körperlich verkommenen Gatten trennte, um in dem Nonnenkloster Andlau, das sie sieben Jahre zuvor zu Ehren des Erlösers auf ihrem väterlichen Erbgut gegründet hatte, ihr Leben zu beschließen.

Aber des Schicksals der im Elsaß wegen ihrer Weisheit, Frömmigkeit und Schönheit hochverehrten Kaiserin bemächtigte sich die heimische Sage und dichtete hinzu, daß Richardis wirklich das Gottesurteil bestanden habe. Der erste Chronist, der hievon, jedoch unbestimmt, zu berichten weiß, ist Hermann der Lahme im 11. Jahrhundert. Hundert Jahre später hat die Sage bereits eigentümliche Gestalt gewonnen. Die Kaiserchronik erzählt in ihrem schlichten Märchenton: Karl hatte eine Frau, die war lustsam und ehrbar; aber Neider waren am Hofe; die haßten sie wegen ihrer Tugend und sprachen, sie hielte es mit fremden Männern. Eines Morgens in der Frühe gieng der König zur Metten; ihm folgte ein Dienstmann, geheißen Sigerat. „Herr," sprach er, „was meine Frau (Herrin) begeht, das geziemt nicht Euren Ehren. Weiter traue ich mir nicht zu sagen." Der König sah ihn an und sprach traurig: „Daß Gott deiner walte, sag mir die Wahrheit! Hast du je etwas gesehen wider des Reiches Ehren, das verschweig mir nicht!" Da sprach der Alte: „Herr, ich werde wahrlich nimmer froh, daß ich das erschaut habe: meine Frau, die Königin, minnt andere Männer. Werde ich auf einer Lüge ergriffen, so heiß mich an einen Baum hängen!" Sofort kehrte der König um zu seiner Kemenate und legte sich wider zu Bette. Die Frau sprach zu ihm: „Herr, deß bin ich ungewohnt. Wie seid Ihr so bald wider gekommen? Sonst betetet Ihr bis an den Tag." — Da schlug er ihr einen

ſtarken Fauſtſchlag und rief: „Weh, daß ich dich jemals ſah! Soll ich meine Ehre durch dich verlieren? Das muß dir an das Leben gehn!“ — Die Frau weinte ſehr. „Herr,“ ſprach ſie, „ſchonet Eurer Worte, erhaltet Eure Ehre! Ich fürchte ſehr, ich bin bei Euch verleumdet. Bin ich ſchuldig, ſo laßt mich das Leben verlieren. Gern wüſte ich den Urheber.“ — Karl dem reichen gefiel die Rede; er bezwang ſeinen Zorn. Dann ſprach er nach einiger Zeit: „Iſt es, wie ich vernommen habe, ſo biſt du ſchlimm gefahren: du pflegſt unrechter Minne. Wie taugteſt du dem Reich zu einer Königin?“ — „Herr, hab ich das getan,“ ſprach ſie, „ſo ſoll ich das Leben mit Recht verlieren. Deſſen will ich mich verantworten; mit Gott werde ichs überwinden. Genas doch auch Suſanna vor böſen Lügnern.“ Schnell ſandte die Frau zu vier Biſchöfen, die ihre Beichte vernahmen, und immer um ſie waren; ſie betete und faſtete und löſchte ihre Sünde; ihr fußfälliges Gebet (venie) war manichfalt. Als ihr Gerichtstag kam, ſammelten ſich alle Biſchöfe und Herzoge und andern Volks eine große Menge. Die Königin rüſtete ſich zu ihrem ſchweren Werk. Gern hätten die Biſchöfe und Herzoge ſie daran gehindert. Aber die edle Königin ſprach: „Wolle mein Herrgott nicht, daß ich je wider Krone trage, wenn man ſolche Mähre von mir ſagt, ich hätte mich ſelbſt entehrt.“ Das jammerte die Fürſten alle. Vor ſie gieng die Frau mit aufgehobenen Augen; mit manchem gutem Segen ſchloff ſie in ein Hemde, das dazu bereitet war. Man ſang und las; alle die da waren, wünſchten ihr um Gottes willen Gnade. An allen vier Enden, an den Füßen und an den Händen, entzündeten ſie dann das Hemde. In einer kurzen Stunde brannte das Hemde ganz von ihr ab, und das Wachs rann auf das Pflaſter; doch der Frau geſchah kein Arg. Da ſprachen Alle Deo gratias. Als die Biſchöfe Urlaub nahmen, hieß der König die

Lügner fangen: ſie wurden all an einen Galgen gehangen. Die Königin ſchied fröhlich von dannen. Sie entſagte des Reiches und diente fortan Gott mit Fleiße.

Aehnlich wird das Gottesurteil erzählt von dem berühmteſten Elſäßer Chroniſten, Twinger von Königshofen um 1400: Daß ſie noch eine reine Magd war, bewährte ſie damit, daß ſie ein gewichſtes Hemde antat und damit in ein Feuer gieng und unverſehrt blieb in dem Feuer. — Am ausführlichſten ſchildert den Vorgang eine lateiniſche Predigt über die Jungfräulichkeit der Kaiſerin: Ihr ganzer Leib wurde in Leintücher gehüllt, die mit Wachs benetzt und getränkt waren und an vier Ecken angezündet wurden; von den Flammen umgeben ſang ſie zu dem Herrn, und als die verbrannten Tücher in Aſche zerfielen, erſchien die glänzende Jungfrau ſo unverletzten Leibs wie reinen Sinns, in des Feuers Mitte unverſehrt ohne einen ſchwarzen Brandfleck auf der Haut, ohne ein verſengtes Haar.

Die lebendige Volksſage, welche bereits von Specklin aufgezeichnet wurde und noch heute in der Gegend von Andlau verbreitet iſt, machte ſeltſamer Weiſe die Landsmännin zu einer Königstochter von England. Sie war ſo weiſe und fromm, daß ſie von allem Volke geliebt ward. Aber die Höflinge hatten des Kaiſers Sinn betört und ſie der Untreue gegen ihn angeklagt. Dieſe ſchmachvolle Verleumdung gieng Richardis ſo zu Herzen, daß ſie darob erkrankte. Da trat eines Tages ein junger Rittersmann hervor und erbot ſich nach der Sitte jener Zeiten für ihre Unſchuld gegen deren Verleumder zu fechten. Allein keiner wagte es, den Kampf anzunehmen. Da zog die Kaiſerin, welche die Schmach nicht länger tragen wollte, ein weißes ſeidenes Hemd an, das mit Wachs beſtrichen war, und wandelte alſo bekleidet durch die Flammen: Hemd und Leib blieben ihr unverſehrt, und ihre Widerſacher wurden zu Schanden.

Aber ihres ungerechten Gatten und alles Herſcherglanzes müde gelobte ſie, Gott allein bis an das Ende ihrer Tage zu dienen und zu ſeinen Ehren ein Kloſter zu bauen. Dasſelbe ſollte ferne von der Welt in der Wildniß liegen. Sie ſchickte daher den jungen Ritter, der für ihre Ehre eingetreten war, hinaus in den Waſkenwald, damit er ihr in der Einſamkeit eine ſtille Zufluchtſtätte ſuche. Sie ſelber zog ſich unterdeſſen in das Kloſter St. Stephan in Straßburg zurück und wies alle Aufforderungen des Kaiſers, wider am Hofe zu erſcheinen, mit Entſchiedenheit ab. Der junge Ritter kam auf ſeinem Streifzug durch den Wasgau vom Odilienkloſter herab über die nidern Abdachungen der Berge in ein einſames Tannental, durch das ein wildes Bächlein brauſte. Am Waſſer trank eine Bärin, und nahebei war ihre Höhle mit mehreren Jungen. Die Stätte deuchte den Ritter einſam und wild genug, und er berichtete darüber ſeiner Herrin. Richardis ließ dort ein fürſtliches Kloſter erbauen, worin nur edelgeborene Frauen Aufnahme finden ſollten. Der junge Ritter, der von Andelo hieß, wurde des Kloſters Schirmvogt und der Stammvater der Herrn von Andlau. Darum zeigt ſein Wappen ein Kreuz auf goldenem Feld.

Nach einer abweichenden Sage erhielt die Kaiſerin im Traum den Befehl, an dem Ort, wo ſie einen Bären werde die Erde aufkratzen ſehen, das Kloſter zu bauen (Schweighæuſer, Bas-Rhin 30).

Zur Erinnerung an die Stiftung des Kloſters wurden in einer unterirdiſchen Kapelle bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts lebendige Bären gefüttert und erſt abgeſchafft, als einer derſelben ein Kind zerriſſen hatte. Seitdem ſteht ein in Stein gehauener Bär hinter der Kirchtüre, und das zum Unterhalt der lebendigen Bären beſtimmte Geld wird unter die

Armen verteilt. Die Vertiefung aber, in welcher die Bärin mit ihren Jungen gelegen haben soll, wird noch in der Krypta gezeigt und gilt als heilkräftig gegen Beinschäden. Bis in die neueste Zeit erhielt jeder vorüberziehende Bärenführer ein Brod und drei Gulden (Stöber, Sagen 157 ff.).

Die Richardissage wiederholt sich fast Zug für Zug bei einer andern heiligen Kaiserin, bei Kunigund, der jungfräulichen Gemahlin Heinrichs II, in deren Legende sich auch das Märchen vom Gang nach dem Eisenhammer verwoben hat. Statt das brennende Wachshemd zu tragen, schreitet sie über sieben glühende Pflugscharen. Dasselbe wird erzählt von der englischen Königin Emma, Mutter Edwards des Bekenners; des Ehebruchs mit dem Bischof Alwin von Winchester angeklagt, schritt sie barfuß mit verbundenen Augen über neun Pflugscharen, vier für sich und fünf für den Bischof. Daß angeklagte Frauen durch das Gottesgericht des Feuers ihre Unschuld erhärten, ist eine häufig widerkehrende Sage, ohne daß man dabei an Entlehnung zu denken brauchte. Schon im Ramayana beweist die einem dämonischen Entführer wieder abgenommene Sita ihrem zweifelnden Gemahl Rama die Reinheit ihres Leibes, indem sie sich in die Flammen des Opferaltars stürzt, ohne zu verbrennen, und Lilawati, die Königin von Malwa, heimlichen Verkehrs mit dem Dichter Kalidasa beschuldigt, trägt zur Abwehr der Verleumdung eine rotglühende Eisenkugel in der unverletzten Hand. Hat sich die Sage selbst Frauen wie Kunigund angehängt, deren Leben ihr keinerlei historischen Rückhalt bot, um wie viel leichter muste sie sich an den Namen der elsäßischen Heiligen heften, deren wirkliches Schicksal ihr so nahe kam und nur einer von selbst sich darbietenden Ergänzung bedurfte, um sich zu einer poetischen Erzählung abzurunden.[187]

Aus der Zeit der sächsischen Kaiser ist Kuonko, der treue

Held König Heinrichs des Finklers, hier anzuführen, weil ſeine Sage in der altelſäßiſchen Stadt Breiſach localiſiert war. Kuno (Konrad) war kleinen Wuchſes und hieß daher Kurzebold; aber in ſeinen Adern floß alter Helden Blut, und in der Bruſt trug er ein großes mannliches Herz. Nach zweihundert Jahren noch giengen ſeine Abenteuer von Mund zu Mund, und noch im 17. Jahrhundert lebte er im deutſchen Sprichwort neben dem ſtarken Schweppermann. Einſt ſaß er mit König Heinrich in Beratung, als ein Löwe, der aus dem Käfig gebrochen war, auf ſie losſtürzte. Der König, ein hochgewachſener Mann, wollte Kunos Schwert ergreifen; aber dieſer ſprang ihm zuvor und erſchlug den Löwen augenblicklich. Auch einen Slaven von rieſigem Körperbau, der herausfordernde Worte in des Königs Lager rief, ſtreckte er als ein zweiter David mit dem Sper ſtatt des Steines zu Boden. Eine Seltſamkeit des kleinen Helden war, daß er Weiber und Aepfel nicht ausſtehen konnte und auf der Reiſe nirgends Herberge nahm, wo er eins von beiden vorfand. Um ſo lieber war ihm, wie dem alten Wate, mit guten Helden in harten Stürmen zu fechten. Als die gegen König Otto rebelliſchen Herzoge Giſelbert von Lothringen und Eberhart von Franken bei Breiſach, ſo lautet die Sage, ihr Kriegsvolk über den Rhein ſetzten und eben auf einem Plan am Ufer beim Brettſpiel ſaßen, da überfiel ſie Kurzebold mit zwanzig Rittern: Giſelbert ſuchte auf dem Rhein zu entkommen, aber Kurzebold durchſtieß den Nachen mit dem Sper, daß er ſammt allen, die darin waren, verſank. Den Herzog von Franken faßte er am Ufer, ſchalt ihn wegen ſeines Wankelmuts und hieb ihn mit dem Schwerte nider. So berichtet der Kloſterchroniſt Eckehart von St. Gallen im 11. Jahrhundert nach den Liedern und Sagen ſeiner Zeit. Daß Kurzebold eine echte epiſche Volksfigur war, zeigen die individualiſtiſchen Züge, welche der Mönch in

ſeiner beiläufigen Erwähnung des Helden gerettet hat. Die Lieder ſelber ſind auf immer verklungen.[138]

Unter Heinrich dem Heiligen legte der Biſchof Wernher I von Straßburg den Grund zum heutigen Münſter (1015) und erhielt daher den Beinamen Aedificator, der Erbauer. Von ihm und ſeinem Bruder Ratbod erzählt die habsburgiſche Stammſage: Aus einer edeln und reichen altrömiſchen Familie kamen einſt zwei Brüder nach Deutſchland gewandert und ließen ſich in Straßburg nider. Der ältere wurde daſelbſt zum Biſchof erwählt; der jüngere zog weiter ins Aargau. Dort dachte er zu bleiben, und ſein Bruder gab ihm große Summen Geldes, daß er ſich damit eine feſte Burg baue; er aber warb ſich damit Bundesgenoſſen unter den Edeln des Landes. Eines Tages entflog ihm beim Jagen ſein Habicht auf einen hohen Felſen, und er ſtieg hinauf, ihn zu holen. Als er aber die Augen in die Runde ſchweifen ließ, ſah er ein paradieſiſches Land, mit ſchönen Feldern, Forſten und Flüſſen geziert, und er wählte den Berg zu ſeinem Wohnſitz. Er ließ eine kleine Burg darauf erbauen, und nannte ſie Habichtsburg (Habichspurg, Habsburg, burgus accipitris). Nach ihrer Vollendung lud er ſeinen Bruder in Straßburg ein, ſie zu weihen. Als dieſer den unanſehnlichen Bau erſchaute und des vielen Geldes gedachte, das er dazu gegeben hatte, konnte er ſeinen Aerger kaum verbergen. In der Nacht aber lagerten ſich die befreundeten Edeln des Landes in hellen Haufen wie Feinde um die Burg; ihre Frauen und Töchter folgten reichgeſchmückt zu Wagen und zu Roß, und Zelte und Küchen deckten das Feld. Als der Biſchof am Morgen das Heer gewahrte, glaubte er ſich ſchon von ſeinem Bruder verraten und entſetzte ſich ſehr. Sein Bruder aber führte ihn auf die Mauer und wies hinab: „Hätte wohl die beſte Burg, die ich hätte erbauen können, gegen dieſe Menge

Stand gehalten? Nun habe ich aber eine kleine Burg erbaut und mit deinem Gelde dieſe ſtarken Heerſchaaren uns zu Freunden und Dienſtmannen geworben. Komm hinab, Herr Bruder, du wirſt ſehen, daß ich die beſte Burg erbaut habe, mit den ſtärkſten Männern ummauert, mit unzertrennlicher Freundſchaft befeſtigt." Er führte den Biſchof hinab, der mit Jubel und Ehren empfangen wurde, wie er ſie in ſeinem Leben nicht geſchaut, und das Einweihungsfeſt der Habsburg währte mehrere Tage in Pracht und Luſtbarkeit (Felicis Fabri monachi Ulmensis Historia Suevorum L. I, c. 13 bei Goldast, Rerum Suevicarum Scriptores, Ulmae 1727, p. 41). [139]

Aus der Periode der fränkiſchen Kaiſer hebt die Sage den Aufſtand der Stadt Ruffach gegen Heinrich V und den Heldenmut ihrer Frauen verherrlichend hervor. Der ergreifende Nekrolog des unglücklichen Kaiſers Heinrich IV aus der Feder eines geiſtvollen Zeitgenoſſen berichtet in kurzen Zügen über dieſes Ereigniß: das Gefolge König Heinrichs V habe durch Unfug die Einwohner von Ruffach gegen ſich aufgebracht; durch des Königs Einmiſchung ſei der Zwiſt nur noch ſtärker entfacht worden und Alles gegen ihn aufgeſtanden, die Weiber mit den Männern, die Knechte mit den Herren, die Schwachen mit den Starken, ſo daß der König und die Seinen mit Zurücklaſſung der Reichskleinodien haben fliehen müſſen; zur Rache habe Heinrich trotz geſchloſſenen Friedens ſpäter die Stadt verwüſtet und unter den Einwohnern ein Blutbad angerichtet (Vita Heinrici c. 11, bei Pertz, Mon. XIV, 280). Dieß geſchah im Jahr 1106. Die Tatſache, daß ſich die Weiber von Ruffach bei der Verjagung des Königs beteiligt hatten, gab der Sage willkommenen Stoff zu dichteriſcher Motivierung und Ausſchmückung. Nach ihr war es beſonders der kaiſerliche Schloßvogt geweſen, der ſein böſes Spiel mit den Einwohnern des Städtchens trieb.

Am Oſtertage ließ er während des Kaiſers Anweſenheit eine ſchöne Bürgerstochter, die mit ihrer Mutter eben in die Kirche gehen wollte, gewaltſam zu ſich aufs Schloß bringen. Da rief die verzweifelnde Mutter die Männer zur Abwehr ſolcher Schmach; doch ſie wagten nichts gegen die Uebermacht des Bedrückers. Die Frauen aber, welche die Mutter bei der Liebe zu ihren eigenen Töchtern beſchwor, griffen Waffen auf, ſprengten die Tore des Schloſſes und hieben die Wache zuſammen. Nun wuchs auch den beſchämten Männern der Mut. Die ganze Bevölkerung erhob ſich; die Kaiſerlichen fielen unter den Streichen der Bürger, und Heinrich ſelbſt entkam mit Mühe nach Kolmar. Die Frauen brachten Krone, Scepter und Mantel, welche er zurückgelaſſen hatte, im Triumph zur Kirche und legten ſie auf den Altar der heiligen Jungfrau nider. Von dieſer Zeit an hatten die Ruffacher Frauen bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen den Vorrang vor den Männern und noch heutigentags ſtehen ihre Kirchenſtühle zur rechten Seite des Altars (Stöber, Sagen 61).[166]

Zu den kriegeriſchen Frauen der deutſchen Sage und Geſchichte hat das Elſaß überhaupt ein reiches Contingent geſtellt. Beſonders die Bürgersfrauen der Städte bewahrten den entſchloſſenen Sinn und den ſtreitbaren Mut ihrer altgermaniſchen Mütter. Als im J. 1375 die Raubhorden der ſogenannten Engländer gegen Gebweiler heranzogen, ſteckten ſich ſofort auch die Weiber der Stadt in Harniſch, um den Feind durch ihre Zahl zu täuſchen (Chronique des Dominicains de Guebwiller, p. 25, hier fälſchlich ins J. 1293 verlegt), und ſiebzig Jahre ſpäter, als der Dauphin Ludwig mit den „armen Gecken," den Armagnacs, das Elſaß überfiel, um die natürlichen Grenzen Frankreichs wider herzuſtellen, wurde die Stadt durch die Geiſtesgegenwart eines Weibes gerettet. „Nachdem der Del-

phin," ſo erzählt die Chronik der Dominikaner, „mit ſeinen Generalen undt Kriegs-Obriſten Rath gehalten, zoch er an Sanct Valentini Abendt (13. Febr. 1445) für diſe Stadt undt nach Mitternacht umb die drey Uhren gegen dem Tag kamen ſie undt legten Leitheren an die Ringmauwren auswendtig gegen der hinderen Badſtuben undt ſtigen auff die Mauwren; undt als die Mawur mit Stein belegt ware, da fielen die Stein auff das Gerüſt, das es ein groſſes Geboldter undt Getös von ſich gabe, ab welchem die Wächter erwachten (dan ſie hatten ſich in die Badſtuben in die Wärme gelegt, weilen es ſelbige Nacht ſehr kalt ware). Die Wächter fiengen an zu ſchreuwen undt machten einen groſſen Lärmen, alſo das die Leith aus dem Schlaff erwacheten undt luffen alle dem Geſchreuw zu. In deſſen aber war ein wackhers Weib in der Statt mit Namen Bridt (Brigitta) Schickhin; ſie lies ihr das Heil der Statt wohl angelegen ſein. Die ſelbige nahm etlich Wellen Stroh undt luff auff den Prediger Gang, zündete daſſelbige Stroh an, wurffe ſolches mit groſſem Geſchreuw über die Mauwren hinaus in den Stattgraben, ab welchem ein ſolcher Forcht undt Schräckhen undter den Feind kame, das er eiligiſt widerumbh zurückh den Schinberg hinauff undt die Flucht nahme, nicht ohne eine ſonderbare Schickhung Gottes" (ebenda p. 63). Noch heute ſind in der Pfarrkirche der Stadt einige Leitern der Armagnacs zu ſehen.

Ein Jahr zuvor erſchlugen die Bauern von Geberſchwihr plünderndes Kriegsvolk des Dauphin und retteten ſich mit der abgejagten Beute nach Münſter. Die Armagnacs ſteckten das offene Dorf in Brand und griffen die in demſelben ſtehende Mittelburg an; aber in dieſe hatten ſich die zurückgebliebenen Weiber des Orts geflüchtet und wehrten ſich ſo tapfer, daß die Belagerer abziehen muſten (Aus Maternus Berlers Chronik bei Strobel, Geſch. III, 202).

Vom Weiberkrieg in Buchsweiler gegen die böſe Bärbel war bereits die Rede. Auch in einem Aufruhr zu Mülhauſen am 13. Juni 1590, als die Feinde der Ordnung ſich des Rat- und Zeughauſes bemächtigt hatten und die Einwohner durch Geſchrei und Schießen in Schrecken ſetzten, war es eine Frau, Anna Schön, welche den auf der Straße verſammelten Bürgern Mut einſprach, ſo daß ſie zu den Waffen griffen, und den Aufſtand niderſchlugen (Graf, Geſchichte der Stadt Mühlhauſen, Mühlh. 1820, II, 242 ff.).

Mit beſonderer Treue hiengen die Elſäßer an den hohenſtaufiſchen Kaiſern, ihren alten Herzogen, welche ihrerſeits mit Vorliebe im Elſaß verweilten. Friedrich I behielt noch als deutſcher König die elſäßiſche Herzogswürde bei. Der hohenſtaufiſche Lieblingsſitz war Hagenau.

Einſt, ſo erzählt die Sage, zog ein Herr in den heiligen Forſt auf die Jagd und entdeckte mitten in der Wildniß eine Inſel, von der Moder umfloſſen, mit einem großen Hag, wohin das Wild vor den Rüden flüchtete, und es kam ihm in den Sinn, wie gar wohl an dieſer Stätte eine kaiſerliche Veſte und Burg ſtünde und das Waſſer ſo lauſchiglich auch um die Burg fließen würde, wie es um den wilden Hag floß. Darnach wurde die Burg erbaut königlich und zierlich und von dem Hage Hagenau genannt, und in der Mitte ſtand des Landesherren Ritterhaus.

Nach Einigen ſoll Barbaroſſas Vater, Herzog Friedrich der Einäugige von Schwaben und Elſaß, im J. 1115 oder 1123 die Burg gegründet haben. Der Ort Haganoha kommt jedoch ſchon in einer Urkunde von 1105 vor. Herzog Friedrich vergrößerte das Jagdſchloß, Kaiſer Konrad III gründete die St. Georgskirche, und Barbaroſſa verwandelte das Schloß in eine kaiſerliche Pfalz. Das war ein viereckiger Bau mit ſtarken Eckthürmen; für die Hauptſehenswürdigkeit galten noch in ſpäten Jahrhun-

derten die drei übereinander gewölbten Kapellen, die unterste dem Vater, die mittlere dem Sohn und die oberste dem heiligen Geiste geweiht; über der letztern, auf der Spitze des Turms saß eine goldene Taube, welche als Wetterzeichen auf die Münzen der Stadt geprägt wurde. Hier waren unter Barbarossa die Reichskleinodien aufbewahrt. Noch im 17. Jahrhundert zeigte man den steinernen Gerichtstuhl, darauf der Kaiser gesessen habe.[141] Daß in diese, seine Lieblingspfalz der Rotbart lebendig verzückt worden sei, wurde schon unter den mythischen Sagen (oben p. 36) besprochen. Den ehrwürdigen Bau zerstörten die französischen Mordbrenner, welche unter Marschall von Crequi im Jahr 1678 die Stadt an vier Enden anzündeten; die ausgebrannte Ruine ließ De la Grange, der Intendant des Elsaßes, im J. 1687 abbrechen und die Steine zum Bau von Fort Louis verwenden. Unter der wälschen Herrschaft errichteten sodann die Jesuiten ihr Collegium auf der verwüsteten Stätte des Hohenstaufenschlosses.

Ein interessantes Beispiel für die Entstehung erklärender Sagen begegnet uns in Kaisersberg. Dort findet sich über dem Portal der altertümlichen Kirche eine Gruppe ausgemeißelt, welche die Krönung Mariä darstellt. Der gekrönte Christus berührt mit der rechten Hand die Krone auf dem Haupte seiner Mutter; vor ihnen knieen Engel mit Rauchfässern, welche jedoch wegen der Kürze der Wurfbänder wie Beutel aussehen. Da nun in der Ueberlieferung Barbarossa statt seines Enkels Friedrich II für den Gründer der Stadt und der Kirche galt und sein steinernes Bild von Alters her den Brunnen bei der Kirche zierte, so wurde auch die gekrönte männliche Figur in jener Gruppe für Barbarossa gehalten. Wen anders konnte das Frauenbild neben ihm vorstellen als seine Gemahlin? Aber warum streckte er die Hand nach ihrer Krone aus, und was sollten die

Engel mit den Beuteln? Auch hiefür fand sich Rat: Dem Kaiser, so lautet die naive Erklärung, war während des Kirchenbaus das Geld ausgegangen, und er stand eben im Begriff, die Krone seiner Gemahlin zu versetzen, als ihm zur Belohnung seines frommen Eifers zwei Engel mit vollen Beuteln erschienen, um die Krone der Kaiserin einzulösen und den Bau der Kirche zu fördern (Stöber, Sagen 103).

Der Sehnsucht nach dem gefeierten Kaisergeschlecht entsprach der Erfolg, welchen der falsche Friedrich von Reuß, Theodor Holzschuh, im Elsaß hatte; Hagenau und Colmar huldigten ihm im Jahr 1285 und standen unter des Betrügers Bann, bis er von Rudolf von Habsburg in Wetzlar gefangen und als Ketzer und Zauberer verbrannt wurde (Ellenhardi Chronicon bei Pertz, Mon. XVII, 134).

Zu König Rudolf hielt vor allem die Stadt Straßburg, deren Bannerherr er gewesen war (venre der stete zu Stroszeburg, Closener, Städtechroniken VIII, 42), und welcher er im glorreichen Kampf mit ihrem Bischof Walther von Geroldseck redlich beigestanden hatte. Gleich nach seiner Wahl wurde er daselbst glänzend empfangen und verweilte von da an häufig in der Stadt; noch kurz vor seinem Ende besuchte er sie, und als er in Todesahnung hinausritt, rief er wehmütig: „Leb wohl, Stadt! Lebt wohl, meine lieben Bürger!“ (Ellenhardi Chronicon a. 1291, Pertz XVII, 134). Noch im selben Jahre starb er, und der Bischof Konrad von Lichtenberg ließ sein Reiterbild neben dem von Chlodwig und von Dagobert über dem Münsterportal anbringen, von welchen drei Statuen das Volk später erzählte, es seien drei Könige, welche über den Bau des Münsters arm geworden seien (Stöber, Sagen 471).

Unter Rudolfs Regierung (1275) war der Hauptbau des Münsters fertig geworden und stieg, nach des Bischofs Aus-

druck, immer reizender für die Augen des Beſchauers in mannichfaltigem Schmuck wie die Blumen des Mai in die Höhe.[119] Zwei Jahre darauf hatte Meiſter Erwin von Steinbach façade und Türme begonnen. Anno domini 1277 in die beati Urbani hoc gloriosum opus incoavit magister Erwinus de Steinbach, ſo verkündete eine Inſchrift am nördlichen Turm. Wann ſie in den Stein gemeißelt wurde, können wir nicht mehr erforſchen; denn ſie iſt längſt verſchwunden. Die Grabinſchriften des Meiſters und ſeines Sohnes Johannes ſind unecht; die Straßburger Chroniſten des Mittelalters, Cloſener und Königshofen, ſchweigen über ihn. Die Zeit, welcher zum Trotz er ſein Rieſenwerk erſann, hat ſich an ihm ſelber gerächt. Vergeſſenheit umſchleiert ſein Bild und ſein Leben. In klarer Pracht, in ewiger Jugendfülle ſteht das Werk; vom Meiſter blieb nichts als der Name. Um ſo üppiger rankt ſich die Sage um den Wunderbau von der nächtigen Tiefe des Fundaments bis zu der ſonnigen Spitze.

Wer iſt die jungfräuliche Geſtalt vor dem Portal auf den Gräten mit dem Meißel in der Hand? Jedes Kind weiß die Antwort: Es iſt Sabina, Meiſter Erwins Tochter, und die Phantaſie zeigt uns ein liebliches Familienbild in der Bauhütte des Meiſters. Allein der ſüdliche Arm des Münſters mit Sabinas Portal iſt älter als Erwin; ihre Statuen, ſo viel davon die Hämmer der Schreckensmänner am Tempel der Vernunft übrig gelaſſen haben, tragen die Züge des zwölften Jahrhunderts. Sabina iſt ein volles Jahrhundert älter als ihr angeblicher Vater Erwin. Lag der Sage von der verſetzten Krone in Kaiſersberg ein Mißverſtändniß kirchlicher Sculpturen zu Grunde, ſo beruht die Sage von Erwins Tochter Sabina einzig und allein auf einem Ueberſetzungsfehler. Eine Schriftrolle, welche der Apoſtel Johannes in der

ſteinernen Hand hielt, zeigte in vertiefter Schrift zwei leoniniſche Hexameter:

Gratia divinæ pietatis adesto Savinæ,
De petra dura per quam sum facta figura.

Zu deutſch: Die Gnade göttlicher Barmherzigkeit ſei mit Sabina, von der ich, dieſe Figur, aus hartem Steine gemacht worden bin. Seit mehr als drei Jahrhunderten jedoch verbanden Gelehrte und Laien de petra dura mit Savinæ und überſchrieben „Sabina von Steinbach," und der erſte, dem dieſer unbegreifliche Irrtum auffiel, war Ludwig Schneegans ums Jahr 1830. [168]

Die übrigen Münſterſagen von dem ſchauerlichen unterirdiſchen See, über welchem das Fundament auf Erlenpfählen ruht, von den merkwürdigen Bildwerken außen und innen, von der Mordtat beim Beginn der Grabarbeiten für Erwins Turm, von den drei Junkherren von Prag, welche das Achteck des Turms von der Plattform an mit den zierlichen Schneckenſtiegen bauten ꝛc. ꝛc. findet man geſammelt von Ludwig Schneegans in Stöbers Sagen (p. 402. 451 ff.).

Fortteilend durch die Jahrhunderte wird unſer Blick durch ein fröhliches Feſtgetümmel in Straßburgs Gaſſen angezogen. Wieder kam ein deutſcher König die treue Stadt zu beſuchen. Es war am Abend des 7. Juli 1414; die Glocken klangen vom Münſterturm, deſſen faſt vollendete Pyramide noch das Gerüſt verhüllte, als König Sigismund von zahlreichen Schiffen geleitet durch die Rheingießen in die Stadt einfuhr, von den Zünften mit Stangenkerzen empfangen. An der neuen Brücke ſtieg er zu Roß und ritt mit ſeinem prächtigen Gefolge durch die jubelnden Gaſſen; auf dem Münſterplatz war das Gedränge ſo groß, daß der König nicht in das Münſter kommen konnte

und gleich ſeine Herberge, den Lohnherrnhof neben dem jetzigen Luxhof in der Brandgaſſe, aufſuchte. Erſt nach dem Abendſchmaus, als die Menge ſich verlaufen hatte, betrat er den herrlichen Bau. Die Stadt ſchenkte ihm drei Fuder Weins, ein rotes und zwei weiße, und eine ſilberne vergoldete Kanne, 200 Gulden wert. Der Biſchof Wilhelm von Dieſt gab ihm ein Feſt in ſeinem Garten, wozu der geſammte Adel geladen wurde. Noch währte der Zwiſt der zwei feindlichen Geſchlechter Mülnheim und Zorn, und der Biſchof ſelbſt lag mit der Stadt in Hader; daher ließen Meiſter und Rat, um gegen jegliche Störung des Feſtes ſofort einſchreiten zu können, an den Toren und auf den Türmen ſtrenge Wache halten, und die Zunftſtuben lagen voll Gewappneter. Doch das Feſt verlief friedlich und in Freuden. Nachdem der König ſich auf dem Mühlſtein, der Trinkſtube der Mülnheim, bei Gelag und Tanz vergnügt hatte, luden ihn die Frauen der Zornſchen Familie für den folgenden Tag auf ihre Stube zum Hohenſteg. Gerne, gab er ſcherzend zur Antwort, wolle er kommen, allein er wiſſe den Weg nicht, ſie müſten ihn wohl abholen und dahin geleiten (Stöber, Sagen 406 ff.).

Am andern Morgen, zur Primezeit, um ſechs Uhr, ſo erzählt Bernhard Hertzog, kamen die Frauen wirklich „in des Lonherrn hoff, da der König inne gelegen. Vnd als der König ſolches gewahr worden, ſey er auffgeſtanden, einen Mantel vmb ſich geworffen vnd barfuß mit den Weibern durch die Statt gedantzet. Vnd da er in die Korbergaſſen (jetzt Corduangaſſe, rue du maroquin) kommen, haben ſie jhm ein par ſchuh vmb 7 Creutzer gekaufft, jhme ſolche angethon, vnd habe der König als ein weiſer ſchimpflicher (ſcherzliebender) Herr zugelaſſen, wie die Weiber mit ihm gehandelt, kam zum Hohenſtege, dantzte vnd fügte ſich wieder in ſeine Herberg vnd rugte“

(Buch 2, p. 96). Beim Abschied kaufte Sigismund für die Frauen 150 Fingerringe, „deren eins zweyer, auch anderhalb gulden wertt was"; die Frauen geleiteten ihn auf Schiffen den Rhein hinab eine halbe Meile Wegs und hielten ihm auf einem Wört das Abschiedsmahl (ebenda).

Dieß lustige Genrebild wurde hier angereiht, da es die Geschichtsforscher ins Reich der Sage verwiesen haben, und so, wie es uns überliefert ist, mag es wohl in seiner Ausgelassenheit etwas übertrieben sein. Man verwarf den Vorgang als eines Königs unwürdig; allein wer den aller Sitte Hohn sprechenden Uebermut und bis zur äußersten Rohheit gesteigerten Mutwillen jener Zeit ins Auge faßt, dem muß der öffentliche Tanz des jungen Königs im Nachtgewand als ein liebenswürdiger harmloser Spaß erscheinen. Man lese bei Schilter die haarsträubenden Actenstücke über die Excesse der Edelleute in Straßburg um 1419 (Königshofen p. 817 ff.).

Daß der galante König bei den Straßburger Frauen ganz außergewöhnliches Vergnügen gefunden hatte, beweisen die authentischen Berichte der Straßburger Botschafter Ulrich Meiger von Waseneck und Ritter Goße Burggraf. Ulrich Meiger der Protonotarius schreibt an seine Obern aus Avignon, wohin er dem König gefolgt war, im Januar 1416: „Min Herre der Künig meinet, er sye zu Straßburg by uch der Frauen Burger, und darumb hat er mir wohl 200 guldin wert guldiner Ringe gegeben, den Frawen heimzubringende zu eime guten Jare, die zu teilende und darzu zu redende, als mir sin gnade denne hat bevolhen" x. (Wencker, Collecta Archivi, Argentorati 1715, 4°, p. 158). In der Fastnacht desselben Jahres überreichte der Gesandte dem König, der sich nach Paris begeben hatte, einen Brief der Frauen von Straßburg mit einem Halsfleinod. Er berichtet hierüber am Freitag vor der großen Fast-

nacht 1416: „Dieweil es nun die Vaßnacht waz, so trat ich für den Künig uf den abent und wolt nun der Frawen sachr für mich nemen, als ich auch tett. Do ward er zumal froelich und hieß mich der Frawen brief lut lesen, daz es menclich hort, und hett grosen froede und mute darabe. Also gab ich Im der Frawen Cleinot, das tette er an den Halß und trug es die gantze nacht, und sprachen die gesellen, sie hetten In uf diser Vart nie so froelich gesehen, als In die Frawen von Strazburg gemachet hetten, und er hies die gesellen in siner Kamer vor Im tantzen, — und er sprach, er wolt den Frawen von Londers uz Engellant erst vil Tinges schicken oder selber bringen, — und do er das Cleinot an den hals gehieng, do sprach er: nun will ich mit disem Cleinot, ob Gott wil, von hut über ein Jar uf den Turken ligen, darumb wer durch Gott und durch Ere oder umb Frawen willen mit den Turken dächten welle, der soll uff di zit bi mir syn" (ebenda 159).

Der Ritter Goße Burggrave fand den König zu Aachen auf St. Nicolaus Abend (6. Dec.) desselben Jahrs. Sigismund reichte ihm gnädig die Hand, und seine erste Frage war nach den Frauen. „Gnediger Herr," antwortete der Ritter, „sie hant groß verlangen nach uwern gnaden" (eb. 160).

Von dem Tanz und den Schuhen handelte sicher ausführlich jenes merkwürdige große Anekdotenbuch über Sigismund, das einst im Elsaß existierte und zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Besitz des Herrn von Plumeneck war. Es enthielt aus dem Leben des humoristischen geistreichen Fürsten „eine Unzahl der ergetzlichsten Geschichten und Schwänke, welche er in seiner Jugend mit den Weibern von Straßburg, denen alle Zeit seine Gesellschaft sehr lieb gewesen, und mit andern vornehmen Frauen in eben so vertraulichem als ehrbarem Zusammenleben aufgeführt hatte." Welches Schicksal diese kostbare Sammlung gehabt

hat, wer weiß es zu sagen? Die Kunde von des Königs Tanz aber lebt noch heute im Munde des Volks, und zum Wahrzeichen dreht sich noch immer ein Schnabelschuh als Wetterfahne auf einem alten Hause der Corduangasse (Piton, Strasbourg illustré, Straßb. 1855, I, 137).[144]

Wenige Jahre nach Sigismunds erstem Besuch kam ein aus Mainz in Parteifehden geflüchteter junger Patrizier nach Straßburg und nahm seine Herberge außerhalb der Stadt am Ufer der Ill beim Kloster St. Arbogast, dem spätern Wirtshaus zum grünen Berg vor dem Weißenturmtor (Auffschlager, das Elsaß I, 192). Sein Vater hieß Friele Gensfleisch, seine Mutter Else von Gutenberg (Gutenberg war der Name eines Hauses in Mainz), und nach beiden wurde er der junge Henne Gensfleisch zum Gutenberg genannt. Er war ein heißblütiger, gewalttätiger Cavalier: da man ihm seine Zinsen in Mainz vorenthielt, nahm er frischweg den zufällig in Straßburg anwesenden Stadtschreiber von Mainz gefangen (1434) und gab ihn erst frei, als der Straßburger Magistrat vermittelnd einschritt. Er heiratete eine adeliche Straßburgerin, Ennelin zu der Iserin Tür, jedoch erst, nachdem sie ihn auf Erfüllung seines Ehegelöbnisses verklagt hatte. In seinem abgelegenen Hause trieb der unmüßige Mann allerlei geheime Künste im dunkeln Drange seiner Zeit.

Die Erfindung des Papiers hatte eine gewaltige Revolution in der Vervielfältigung der Schriftwerke angebahnt. Zu Anfang des Jahrhunderts war von den niderländischen Briefmalern der Holzschnitt und die Druckerpresse erfunden worden, eine weltumgestaltende Tat vergessener Männer. Noch lastete zwar auf der jungen Erfindung der schwerfällige Tafeldruck; aber auch ihn zersprengte ein erlösender Gedanke: der Holzschneider Lorenz Koster von Harlem schnitzte um 1426 die ersten beweg-

lichen Holzlettern. Wie naheliegend ſcheint uns jetzt dieſes Hilfsmittel, und wie ſpät verfiel die europäiſche Menſchheit darauf, obgleich ſchon die römiſchen Kinder zu Quintilians Zeit an beweglichen Elfenbeintypen das Leſen gelernt hatten (Institutiones Oratoriæ I. 1) und ferne im Reiche der Mitte die klugen Chineſen ſich ſeit achthundert Jahren des Holzſchnittes, ſeit vierhundert ihrer beweglichen Wortzeichen bedienten, bei ihnen lebende Zeichen (huo-tsö) oder aneinander gereihte Perlen (tsiu-tschin) genannt (Comptes rendus de l'Académie des sciences Paris 1847, XXIV. 1002).

Das erſte, nur auf einer Seite der Blätter, gedruckte Buch in Europa war „der Spiegel des menſchlichen Heils" (Speculum humanæ salvationis) in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts. Ein Exemplar muß ums Jahr 1435 dem begierigen Adepten von St. Arbogaſt in die Hände gefallen ſein; deſſen Scharfſinn durchſchaute das Geheimniß und ließ ihn nicht ruhen, bis er durch ſelbſtſtändige Verſuche das ganze Verfahren der Harlemer nacherfunden hatte. Er ſchloß mit einigen Straßburger Bürgern einen Verein, deſſen Zweck war nach der zweideutigen Loſung der Eingeweihten, „Spiegel" — wie jenen aus Harlem — zu fabricieren. So wurde Straßburg zur Geburtsſtätte des deutſchen Bücherdrucks, und mit Recht ſteht Gutenberg, nicht der erſte Erfinder, aber der große „Eroberer der Buchdruckerkunſt," aus Erz gegoſſen im Herzen der Stadt.

Mit Gutenbergs Geſellſchaft war ein junger Goldſchreiber, Johannes Mentelin von Schlettſtadt, in Beziehung getreten und ſetzte, als Gutenberg im Jahr 1444 nach Mainz zurückgekehrt war, deſſen Unternehmungen fort. Im Jahr 1458 druckte er bereits täglich gegen 300 Blätter, im Jahr 1466 vollendete er ſeine lateiniſche Bibel in Folio und wurde dafür

vom Kaiser Friedrich III in den Adelstand erhoben; er starb reich und hochgeehrt im Jahr 1478, und sein Tod wurde der Bürgerschaft durch das Anschlagen der großen Glocke verkündet.

Das Ansehen, in welchem Mentelin nicht bloß bei seinen Mitbürgern, sondern auch beim Kaiser gestanden, hob ihn in der Erinnerung des Volks über den mit viel bescheideneren Ehren dahingegangenen Gutenberg. Schon bei Wimpheling, einem Zeitgenossen der beiden, begegnet uns die Sage, daß ein Straßburger die Buchdruckerkunst erfunden habe. Nach Specklin war der Erfinder Johann Mentele am Fronhof zum Tiergarten im Jahre 1440; der hatte einen ungetreuen Diener Johann Genßfleisch, welcher, als er ihm die Kunst genugsam abgestohlen, in seine Heimat nach Mainz entfloh und das Geheimniß dem Gutenberger verriet, der als ein reicher Mann sich der Kunst mit Vorteil bemächtigte. Ueber diese Treulosigkeit bekümmerte sich Mentele so hart, daß er starb vor Leid, und zu Ehren der Kunst bestattete man ihn im Münster und ließ eine Druckerpresse auf seinen Grabstein meißeln. Gott aber strafte den falschen Diener, den Genßfleisch, daß er erblindete (Schilters Königshofen p. 442). Man sieht, die sagenbildende Phantasie ist nie um Auskunftsmittel verlegen, und wenn sie auch den Armen zum Reichen, den Meister zum Diener umwandeln und einen leibhaftigen Menschen in zwei verschiedene Personen zerspalten muß.

Ganz auf Specklins Erzählung beruht die Darstellung der Streitfrage über den Erfinder der Buchdruckerkunst im sechsten Gesichte Philanders von Sittewald (Straßburg 1665, II, 804 ff.): nachdem der Franzose und der Niderländer mit ihren Ansprüchen abgewiesen sind, tritt Mentelin mit obiger Sage auf, und Gutenberg selbst bezeugt, daß ihm Mentelins Diener Genßfleisch das Geheimniß seines Herrn geoffenbart habe.

Die Anſicht blieb im Elſaß die herrſchende, bis der gelehrte Schöpflin im Jahre 1760 mit wichtigen, von Archivar Wenkler im Pfennigturm entdeckten, Documenten hervortrat. Es waren dieß Protokolle eines Zeugenverhörs in einem Proceß, welcher von den Brüdern eines verſtorbenen Geſchäftsgenoſſen Gutenbergs im Jahre 1439 gegen ihn angeſtrengt, aber zu ſeinen Gunſten entſchieden worden war. Aus dieſen Akten ergab ſich unzweifelhaft, daß Gutenberg lange vor Mentelin, bereits im Jahre 1436, Verſuche mit der Buchdruckerpreſſe gemacht hat. Trotzdem gibt es noch heute Elſäßer, welche an der Priorität ihres Landsmannes feſthalten, wenn ſie auch nicht mehr an die Volksſage von dem verdoppelten Magiator glauben. [145]

Zu Mentelins Lebenszeit war es, daß der Herzog Sigismund von Oeſterreich das Sundgau an Karl den Kühnen verpfändete (1469) und dieſer ſeinen Landvogt Peter von Hagenbach ins ſüdliche Elſaß ſandte, damit er ihm die freien Reichsſtädte untertan mache. Maßlos waren des Landvogts Bedrückungen und Erpreſſungen; in den ſagenhaften Erinnerungen des ſchmählich verpfändeten und mißhandelten Landes lebte er fort als das Urbild eines Tyrannen. Bei ſeiner Hochzeit, welche er im Jahre 1470 zu Thann feierte, beſtimmte er die Geſchenke, welche man ihm zu bringen hatte. Den Straßburgern ließ er ſagen, ſie werden nächſtens keinen Rat und Ammeiſter mehr zu wählen brauchen; er werde ihnen einen ſetzen, der kein Schneider oder Schuſter ſei, den Herzog von Burgund. Die Stadt Enſisheim, die ſich ihrem alten Herrn, dem Herzog von Oeſtreich, zugewandt hatte, ſuchte er durch Liſt am hellen Tage zu überrumpeln, fand aber die Bürger auf ihrer Hut. Da kam er in der Oſternacht 1474 mit 500 Reitern wider, um während des Glockengeläutes die Leitern an die

Stadmauern legen zu laſſen. Da, ſo erzählt die Sage, warf ſich ihm ein weißgekleidetes Weib zu Füßen und flehte ihn um Erbarmen für die Stadt. „Schone wenigſtens der Weiber und Kinder," bat ſie, „entehre das Heiligtum nicht! Dein Becher iſt voll von Blut; man muß dir Halt zurufen, oder du biſt verloren!" Aber während dieſer Verzögerung hatten die Wächter das Kriegsvolk bemerkt, und ſtatt der Mettenglocken begannen die Sturmglocken zu läuten. Raſend über den vereitelten Anſchlag riß Hagenbach ſein Schwert heraus und durchbohrte das Weib, das ihn aufgehalten. Es war ſeine Schweſter. Der Blutbecher quoll über; des Wüterichs Zeit war um. Wenige Wochen darauf — und die Kinder in den Gaſſen von Breiſach ſangen auf den Gefürchteten das ſpöttiſche Oſterlied:

Chriſt iſt erſtanden!
Der Landvogt iſt gefangen;
Deß ſollen wir froh ſein!

und acht Henker ſtritten ſich darum, wer dem gefolterten, verlorenen Mann den Kopf abſchlagen dürfe. [146]

Der Plan Karls des Kühnen, aus dem ſein hochfahrender Landvogt kein Hehl gemacht hatte, das Elſaß vom deutſchen Reiche loszureißen, mißlang. Unter den Siegesfahnen von Granſon, Murten und Nanſe wehte auch das Marienbanner von Straßburg. Auch noch im folgenden Jahrhundert prallte die Argliſt wälſcher Raubgier an der Klugheit und Entſchiedenheit der Straßburger ab.

Zwar hatte die pfäffiſche Politik Karls V die proteſtantiſche Stadt in das Bündniß des Kurfürſten Moritz von Sachſen mit König Heinrich II von Frankreich gedrängt, und der letztere pomphaft angekündigt, er werde ſelber zum Schutze der deutſchen Freiheit ins Feld rücken — le voyage du Roy tres-chrestien

aux Allemagnes pour la restitution de leurs libertéz nannte der naive Augenzeuge Franz von Rabutin den Heerzug Heinrichs — allein die Straßburger hatten das unnatürliche Bündniß bald zu bereuen. Die perfide Gewalttat, mit der Metz überfallen und nebſt Toul und Verdun dem franzöſiſchen Reich einverleibt wurde, ließ über die wahren Abſichten des edeln Bundesgenoſſen keinen Zweifel übrig. Als er ins Elſaß eingerückt war und in Zabern Quartier genommen hatte, kamen daher Geſandte des Straßburger Magiſtrats zu ihm hinaus, erſuchten ihn, ihr Gebiet zu ſchonen und boten ihm Lebensmittel für ſeine Truppen zu billigen Preiſen. Der Connetable von Montmorency, der dieſelbe Liſt, womit er Metz gewann, gegen Straßburg ins Werk zu ſetzen dachte, verlangte vom Rat, daß der König und die fremden Geſandten mit einem kleinen Gefolge Zutritt in die Stadt erhielten. Der Rat gab die Bewilligung; als ſich aber die Geſandten mit einem wachſenden Haufen von Kriegsleuten den Mauern näherten, krachte ihnen aus der wohlbewehrten Stadt das Geſchütz entgegen und nötigte ſie zu eiligſtem Rückzug. Auf die Reclamation des königlichen Abgeſandten erwiderten die Straßburger zornig, die Metzer ſeien, weil ſie ſelber franzöſiſch redeten, von den Franzoſen übertölpelt worden; hier ſpreche man nur deutſch und wolle ſich nicht von Franzmännern betrügen laſſen; der Connetable ſolle nicht glauben, daß er es mit Dummköpfen zu tun habe, welche (wie die Metzer) unter einer Fahne ſechs Compagnien in ihre Stadt ließen, ſondern er ſolle ſich verſichert halten, daß der König nur ſelbvierzigſt hereinkommen werde. Der heißhungrige Connetable riet dem König, ſich wenigſtens mit dieſem zugeſtandenen Gefolge in der Stadt feſtzuſetzen, und ſchon waren die Begleiter ausgewählt, als der ſchlaue Marſchall Vieilleville in einer dringlichen Anſprache, worin viel von den deutſchen Barbaren und Trunken-

holden die Rede war, den König von der Gefährlichkeit dieſes Schrittes überzeugte. Nur eine Nacht blieb Heinrich vor Straßburg und zog ſodann gegen Hagenau und Weißenburg ab (1552).

Die Straßburger taten ſich viel darauf zu Gute, daß ſie mit den heimtückiſchen Wälſchen ſo wenig Umſtände gemacht hatten; beſonders freuten ſie ſich der Wirkung ihrer ſprichwörtlich gerühmten Geſchütze. Eine wohlgezielte Kugel aus der „Meiſe", ſo erzählten ſie, ſei vom Walle der Stadt bis in des Königs Zelt beim Hausberger Brünnlein geflogen, habe zwar Niemand ein Leid getan, aber dem König ſolchen Schrecken eingejagt, daß er eilig aufgebrochen ſei (Stöber, Sagen 420). Noch lange war im Arſenal das Geſchütz zu ſehen, und die Straßburger hörten es gerne, wenn man ihren alten Spitznamen Meiſenlocker auf dieſen vernehmlichen Singvogel zurückführte. Aber die Zeiten kamen anders: als nach 129 Jahren die frechen Gaſte ſich wider herzudrängten, blieb der alterſchwachen Meiſe ihr reichſtädtiſches Trutzlied in der Kehle ſtecken, und die Wälſchen führten ſie im Triumphe nach Breiſach, wo ſie umgeſchmolzen wurde. [147]

Die letzte Sage aus Straßburgs deutſcher Zeit betrifft ein Vorzeichen des nahen Falls. In einer Septembernacht des Jahres 1680 hörten zwei beim Münſter wohnende „wahrhafftige glaubwürdige Herren", der Werkmeiſter des Frauenhauſes, Ratsherr Joh. Georg Heckheler und der Inſpector des Uhrwerks, Iſaac Habrecht, ein Enkel des berühmten Uhrmachers, zu ganz ungewöhnlicher Stunde die Glöcklein des Uhrwerks ſchlagen. „Da dann Beyde vff Vernehmen auß den Betten auffgeſtanden, ahne das Fenſter gegangen, der Sachen zugehört, Sie Beyde alß nechſte Nachbahren einander zugeruffen, was das im Münſter Newes wäre, ob Jemandt Frembdes darüber, der ſich die Glöcklein zu ſchlagen unterſtünde, da dann Beyde ſich entſchuldigten, daß Sie von nichts nicht wüßten, darauff den Schluß gemacht,

mit einander in das Münſter zu gehen und den Augenſchein in der Stille einzunehmen: da dann gleichhien, mit in der Laterne habenden Liechtern in das Leichthöfflein zu der kleinen Thüren bei dem Bronnen hinein gewandert, ſolche hinter ſich zugemacht, und gleich ſobalden die Glöcklein gantz klar ſchlagen, und nicht allein die Melodie deß Kirchen Geſangs:

Wo Gott der Herr nicht bey unß halt,
Wann unßere Feinde toben ꝛc.

gründlichen vernommen, ſondern auch noch mehr eine hell leichtende junge Knabens Stimme darzu ſingen hören, ſonderlich die letzte Wort in dem dritten Geſetz:

Nach Leib und Leben ſie uns ſtahn;
Deß wirdt ſich Gott erbarmen!

warüber dieße Männer ſich zur rechten Handt zum Uhrwerck gewandt, und alß der Knab das vierte Geſetz:

Sie ſtellen uns wie Ketzern nach,
Nach unßerm Blut ſie trachten,

weiters zu ſingen fortgefahren, und die beyde Männer die vortreffliche und holdſelige Stimme, nechſt über denen thönenden Glöcklein gar verſtändtlichen von oben herunter vernommen, und auff das verſchloßene Gegitter zu gegangen, und auffgeſchloßen, um hinauff zu gehen, hat alles zumahl auffgehöret. In der feſten Hoffnung aber, das was menſchlich obiges Uhrwerk gubernirte und das Geſang darzu führte, waren auch beyde ermeldte Perſohnen hinauff gegangen, und ſowohl von unten als biß oben hinauff nach dem Knaben, ſo geſungen, aller Orten und Endten nachgeſehen, aber von ihme nichts erblicken mögen, worüber Sie eine nicht geringe Forcht angekommen und gleichſahm gantz verſtarrendt und verſtumbt ihren Weg wieder zurück gekehret und geſucht, einander angeſehen, nach hinauß gegangen

und diß große Geheimbnuß Gott dem Höchsten überlaßen" (Stöber, Sagen 516 f.).

Ein Jahr, nachdem die klagende Knabenstimme in der einsamen Nacht des Münsters erklungen war, sammelte sich die protestantische Gemeinde zum letzten Mal an der heiligen Stätte, und der lutherische Choral „Aus tiefster Not schrei ich zu Dir" verhallte hoffnungslos in den weiten Räumen. Mit den Wälschen kam die wälsche Kirche zur Herrschaft, und das Münster wurde, obgleich nur zwei katholische Familien in Straßburg seßhaft waren, den Protestanten entrissen. An seiner Pforte empfieng der Verräter Egon von Fürstenberg den französischen Despoten mit den Worten Simeons: Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland gesehen. Vor seiner Abreise verbot Ludwig XIV den protestantischen Bürgern bei Strafe das Münster zu betreten, und seine Creaturen wetteiferten in brutaler Verfolgung des protestantischen und deutschen Geistes, höchst unähnlich der Toleranz, welche heute die deutsche Regierung den französischen Sympathien der Elsäßer angedeihen läßt.[140] Aber eben mit der Liste dieser französischen Brutalitäten in der Hand dürfen wir getrost in die Zukunft schauen. Wieviel Unbill und Mißachtung, können wir den Elsäßern zurufen, habt ihr von den Franzosen erfahren, gleichviel ob sie die Krone des heiligen Ludwig oder die Jakobinermütze trugen, und im besten Falle seid ihr nie mehr als die Stiefbrüder gewesen: hat euch dennoch gemeinsames Schicksal und Streben und ein ehrenwerter Zug der Treue ins wälsche Lager geführt, so werdet ihr euch dereinst mindestens ebenso leicht zu uns zurückfinden, wo ihr keine Fremde, keine Stiefbrüder seid und wo man in versöhnlicher Liebe selbst die Gefühle achtet, welche euch heute noch uns entfremden.

* * *

Ich habe verſucht, dem Leſer ein flüchtiges Bild altdeutſcher Mythologie und Sage im Spiegel des elſäßiſchen Volksglaubens zu zeigen. Faſt überall, wo wir mit dem Stabe des Forſchers an die Trümmer der Vorzeit pochten, gab es vollen deutſchen Klang.

Durchs ganze Mittelalter hat das Elſaß getreulich die Wacht am Rhein gehalten. Dort lag, wie Otto von Freiſing ſagt, die höchſte Kraft des Reichs (De gestis Friderici I. L. I, c. 12). Vor allen deutſch in Tat und Wort, in Sitte und Sage waren die freien Männer von Straßburg, welche ſich rühmen konnten, daß ihre Stadtfahne auf den Römerzügen der Kaiſer dem Reichspanier zunächſt getragen wurde, und wie ihre Boten im deutſchen Reichstag den erſten Sitz auf der Bank der Reichsſtädte inne hatten, ſo konnte Straßburg in der Tat bis in die Reformationszeit hinein die deutſcheſte der deutſchen Städte heißen. Des heiligen Reichs ſtarke Vormauer nennt ſie noch Kaiſer Max II, die den ehrlichen löblichen und ruhmwürdigen Fußſtapfen ihrer frommen Altvordern jederweilen treulich nachgefolgt in mannlicher Tapferkeit, aufrichtiger Redlichkeit, alter deutſcher Kühnheit und unerſchrockener Standhaftigkeit (Kleinlawels Chronik, 1625, Vorrede).

Als eifrige Pfleger deutſcher Geiſtescultur verfochten die Elſäßer allezeit dem — lüſtern nach dem ſchönen Rheinland ſchielenden — Frankreich gegenüber Vorrecht und Vorrang der deutſchen Nation. Schon Königshofen betont widerholt, daß unter den Merowingern und Karolingern wohl das wälſche Frankreich zu Deutſchland, nicht aber Deutſchland zum Reich der Wälſchen gehört habe (Chroniken der deutſchen Städte IX. 705). Der

feurigſte Streiter für Deutſchlands Ehre war der Humaniſt Jakob Wimpheling von Schlettſtadt. Er beginnt die Widmung ſeiner Flugſchrift über Deutſchland an die Großmächtigen Edeln Meiſter und Rat der löblichen Stadt Straßburg: „Viele ſind, die da vermeinen, o ihr hochberühmten Ratsherren, daß eure Stadt Straßburg und andere Städte auf dieſem Geſtade des Rheins gegen der Sonnen Nidergang einmal in Handen der Könige von Frankreich geweſen ſeien. Dadurch werden dann zu Zeiten die genannten Könige zur Zurückforderung dieſer Lande bewogen, die doch ſtets von den Zeiten des Kaiſers Julius und Octavianus bis auf dieſen Tag dem römiſchen und nicht dem franzöſiſchen Reich verwandt geweſen und feſtiglich angehangen haben. Als dann Ludwig der Delphin, Karls VII erſtgeborner Sohn, das Elſaß im Jahr Chriſti 1444 überfiel, gab er unter andern Urſachen ſeines Zugs auch die vor, daß er erobern und zu Handen bringen wolle die gerechten Anſprüche des Hauſes von Frankreich, welche ſich bis an den Rhein, wie er ſagt, ausſtrecke, und aus ſolcher Urſache unterſtand er ſich, eure Stadt Straßburg zu belagern. Dieſe Irrung iſt erwachſen aus Unwiſſenheit der alten Hiſtorien oder geſchriebenen Geſchichten. — Mit Recht hat daher eure Stadt und das ganze Land Elſaß die römiſche Freiheit ergriffen und beſchirmt ſich und ſperrt ſich dagegen, in die Dienſtbarkeit der Franzoſen zu fallen“ (Tutſchland, zum Druck gegeben von Moſcheroſch, Straßb. 1648). — „Nie hätten,“ ruft Wimpheling in einer andern Schrift, „Baiern, Schwaben oder Oſtfranken geduldet, daß Gallier über ſie geherrſcht hätten, über ſie, welche weder Cäſar noch Auguſt zu unterwerfen vermochten (Epitome Germanorum c. 21). Für uns beanſpruchen wir das Geſchlecht Karls des Großen und werden nicht dulden, daß die hochfahrenden Gallier ſich anmaßen, was unſer iſt. Alles möchte die galliſche Selbſtüberhebung gegen

Recht und Fug an ſich raffen" (ib. c. 22). — Ein anderer Elſäßer, Maternus Berler von Ruffach, ruft in ſeiner Chronik beim Abſchnitt von den deutſchen Franken aus: „Es hat nie ein geborener Franzoſe über deutſche Nation regiert. Gott behüt uns vor ſolchen Tyrannen!" (Chroniken der deutſchen Städte, VIII, Allgemeine Einleitung p. 67). [149]

Noch im 16. Jahrhundert war die nationale Abneigung gegen wälſche Art vorwiegend im Elſaß. Kein Wälſcher durfte z. B. in Münſter ohne Erlaubniß des Magiſtrats eine Einheimiſche heiraten (Curiosités d'Alsace I, 207), und im J. 1580 beſchloß ein Bund adelicher Herrn im Oberelſaß, überhaupt keine Heirat zwiſchen Wälſchen und Elſäßern zu dulden (ebenda II, 303). Aus jener Zeit ſtammt noch die Abneigung gegen den „wälſchen Hannickel", den franzöſiſch redenden Lothringer, der beliebte Kampfruf „Drauf, es iſt ein Wälſcher!" (Stöber in Frommanns Mundarten III, 482) und der noch heute lebende Volksglaube, daß der Storch da zu bauen aufhöre, wo die Leute anfangen franzöſiſch zu reden (Stöbers Volksbüchlein, 2. Auflage, I, 166).

Die Sage vom ſchlafenden Rotbart und ſeiner Widerkehr, die ſehnſüchtige Hoffnung auf künftige Verjüngung des abſterbenden Reichs haben dereinſt die Väter der Elſäßer wie unſere Väter im Herzen getragen. Der Kaiſer iſt erwacht, das Reich in Heldenehren wider aufgerichtet, — die Sage hat Recht behalten. Nicht minder eine andere dem Mythus entſtammende Prophezeiung, über welche ſich ſchon Luther mit Melanchthon bei Tiſche unterhielt und welche noch vor kurzem im Unterelſaß und in der Pfalz umgieng: unweit Straßburg werde dereinſt ein Herrſcher von Frankreich eine blutige Niderlage erleiden und das Schickſal Europas auf lange Zeit hin entſchieden werden (Stöber, Sagen 368). [150]

Noch vor hundert Jahren, als Goethe in Straßburg studierte, war das Deutschtum im Elsaß fast unberührt. Erst die französische Revolution und der Glanz der Napoleoniden hat die Elsäßer für Frankreich gewonnen. Aber so zäh nationale Eigenart ist, so flüchtig sind politische Sympathien. Die nationale Eigenart der Elsäßer ist deutsch, kerndeutsch: lassen wir ruhig das Verwandtschaftsgefühl in ihnen wirken. Stehen nicht die Schatten ihrer Väter zu uns, nicht alle ihre großen Dichter und Denker, alle schöpferischen Geistestaten ihrer Geschichte? Wie kurz ist der Weg, auf welchem uns die Jugenderinnerungen der Völker, Sagen und Sitten, zusammenführen! Mag auch das Gedächtniß daran bei vielen verblaßt sein, die große neue Zeit wird es auffrischen, und wie die zwei Jugendfreunde Hagen und Walther, welche ihr späteres Leben entzweit hat, sich nach blutigem Kampfe scherzend versöhnen, so werden auch die Alemannen am Wasgau, die so manches Jahrhundert in Freud und Leid treu zu uns gehalten, unserer gemeinsamen Mutter, unserer gemeinsamen Jugend gedenken. Das gallische Fieber, das auch sie aus dem Blutbecher der Gloire getrunken haben, wird verfliegen; das Comödiantenpathos der wälschen Phrase wird sich abnützen, und sie werden erkennen, daß ihr Verhältniß zu Frankreich ein ungesundes, ein unwürdiges war, und so entschuldbar jetzt der Widerwille ist, den sie der Vereinigung mit ihrer Nation entgegensetzen, bei ihren Enkeln wird er nichts als eine Sage sein, aber eine Sage, welche sie gerne vergessen werden.

Nachweise und Excurse.

Verzeichniß

der öfter angeführten Werke.

Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst. Herausgegeben von August Stöber. Mülhausen 1850–67. 8.

Alsatia diplomatica Schœpflini. Mannhemii 1772. Fol. 2 Bde.

Alsatia illustrata Schœpflini. Colmariæ 1771. Fol. 2 Bde.

Auffschlager, Das Elsaß. Strasburg 1825. 3 Bde. 8.

Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. Karlsruhe 1851. 8.

— — Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden. Karlsruhe 1859.

Baquól, L'Alsace ancienne et moderne ou Dictionnaire géographique, historique et statistique du Haut et du Bas-Rhin. Strasb. 1851. 2. edition. 8.

Beaulieu, Dugas de, Le comté de Dagsbourg aujourd'hui Dabo. 2. édition. Paris 1858. 8.

Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. Paris et Strasb. I. Série 1856 ff. II. Série 1862 ff. 8.

Chroniken der deutschen Städte (herausg. v. Hegel). Bd. VIII und IX Straßburg. Lpzg. 1870. 8.

Chronique des Dominicains de Guebwiller (ed. Mossmann). Guebw. 1844. 8.

Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. Colmar 1843. 2 Bde. 4.

Frommann, Die deutſchen Mundarten. Nürnberg 1854 u. ff. 8.

Golbéry, Antiquités de l'Alsace. Première Section, Departement du Haut-Rhin. Mulhouse 1828. Fol.

Grandidier, Histoire de l'église et des évêques-princes de Strasbourg. Strasb. 1777. 2 Bde. 4.

— — Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg. Strasb. 1782. 8.

— — Histoire d'Alsace. Tome premier. Strasb. 1787. 4.

— — Oeuvres historiques inédites. Colmar 1865. 4 Bde. 8.

Grimm, Brüder, Deutſche Sagen, Berlin 1865. 2 Bde. 8.

Grimm, Jakob, Deutſche Mythologie. Göttingen 1854. 2 Bde. 8.

Grimm, Wilh., Die deutſche Heldenſage. Göttingen 1829. 8.

Haupt, Zeitſchrift für deutſches Alterthum. Lpz. 1841. 15 Bde. 8.

Heldenbuch, Deutſches, herausg. von Jänicke, Martin, Amelung, Zupitza. Berlin 1866 ff. 8.

Hermann, Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg. Strasb. 1817. 2 Bde. 8.

Herzog, Bernhart, Chronicon Alsatine, Edelſaſſer Chronick. Straßb. 1592. Fol.

Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaſſes. Colmar 1839. 8.

Meier, Ernſt, Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttg. 1852. 2 Bde. 8.

Mone, Unterſuchungen zur Geſchichte der teutſchen Heldenſage. Quedlinburg und Leipzig 1836. 8.

— — Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins. Karlsruhe 1850 ff. 8.

Müller und Falke, Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſchichte. Nürnberg 1856 u. ff. 8.

Pertz, Monumenta Germaniæ historica. Hannoveræ 1826 ff. Fol.

Pfeiffer, Franz, Germania, Vierteljahrsſchrift für deutſche Alterthumskunde. Stuttg. 1856. 15 Bde. 8.

Ruyr, Recherches des sainctes Antiquités de la Vosge. Espinal 1634. 4.

Schadäus, Summum Argentoratensium Templum. Straßb. 1617. 4.

Schilter, die Aelteſte Teutſche ſowol Allgemeine Als inſonderheit Elſaſſiſche und Straßburgiſche Chronicke von Jacob von Königshoven. Straßb. 1698. 4.

Schreiber, Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland. Freiburg 1839 ff. 8.

Schweighæuser, Antiquités de l'Alsace. Deuxième Section, Departement du Bas-Rhin. Mulhouse 1828. Fol.

Steger, Das Elſaß mit Deutſch-Lothringen. Lpz. 1871. 8.

Stöber, Aug., Zur Geſchichte des Volks-Aberglaubens im Anfang des XVI. Jahrhunderts. Baſel 1856. 8.

— — Die Sagen des Elſaſſes. 2. Ausgabe. St. Gallen 1858. 8.

Strobel, Beiträge zur deutſchen Literatur und Literärgeſchichte. Straßb. 1827. 8.

— — Vaterländiſche Geſchichte des Elſaſſes. Straßb. 1841. u. ff. Fortgeſetzt von M. Engelhardt. 6 Bde. 8.

Wolf, Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853 ff. 4 Bde. 8.

mhd = mittelhochdeutſch.

Vor mehr als tausend Jahren schon rühmt der von Ludwig dem Frommen nach Straßburg verbannte Aquitane Ermoldus Nigellus die Ueppigkeit des Landes zwischen Rhein und Vogesen. In seiner um 830 geschriebenen ersten Elegie heißt es:

Terra antiqua potens, Franco possessa colono,
Cui nomen Helisax Francus habere dedit;
Wasacus est istinc, Rhenus quoque perluit illinc,
Inter utrumque sedet plebs animosa nimis.
Bacchus habet colles, pubescunt montibus uvae,
Vallibus in mediis pinguia culta satis:
Pinguia culta nimis putrique simillima fimo,
Qui solet agricolis horrea laeta dare.
Arva ferunt Cererem, colles dant copia (sic) vini,
Wasace das silvas, Rhenus opimat humum.
Ermoldi Nigelli Elegia I v. 77 (Pertz, Mon. II, 517).

Hieran schließt sich sodann ein Streitgespräch zwischen Rhenus und Wasacus über ihre Verdienste um das Land. — Ein Schriftsteller des 11. Jahrhunderts sagt vom Papst Leo IX, er sei „im süßen Elsaß" geboren: procreatus est autem in dulcis Elisatii finibus (Wiberti Vita S. Leonis IX, 1615, p. 5. L. I. c. 1). — Der bekannte Humanist Jakob Wimpheling von Schlettstadt verweilt in seiner zur Verherrlichung Deutschlands im J. 1502 geschriebenen Rerum Germanicarum Epitome c. 72 mit heimatlichem Behagen bei den Reizen des Elsaßes, das mit Recht die Vorratskammer und Amme Deutschlands genannt werden könne: Ut multas Germaniæ regiones obmittamus, Alsatiæ fertilitatem prosequamur: ea tametsi Germaniæ portiuncula est, tamen aëris temperie, soli fertilitate, aquarum copia, nemorum salubritate, Cereris ac Bacchi abundantia, ac omnium rerum ubertate, est affluentis-

sima, quae merito cella penuaria et Germaniæ nutrix nominari potest — — Huc adde, quod Alsatici divina ingenia sortiuntur ex aëris locique temperie (Basileæ ex officina Hervagii 1532 p. 379). — Damit ſtimmt die ausführliche Schilderung des Ingelheimers Sebaſtian Münſter aus der Mitte des 16. Jahrhunderts: Nun wie fruchtbar das Elſaß ſey, magſt du darauß mercken, daz in dem engen begriff alle jar ein ſolich groß gut von wein und korn gefalt, daz nit allein daruon ſeine ynwoner, der trefflich vil ſeind, zu leben haben, ſunder man fürt darauß mit ſchiffen vnd wägen den köſtlichen wein in Schweitzerland, Schwabenland, Baierland, Niderland, ja Engelland. Im Sunggöw, ja im gantzen Elſaß vff der ebne wechßt ein groß gut von korn, daruon Lothringen, Burgund vnd Schweitzerland auch zu eſſen haben. An den bergen kocht ſich der gut wein vnd vff der ebne wechßt das korn vnd vil fruchtbarer obßbäum. Man findt auch gantz wäld mit köſten (Kaſtanien) bäumen in den bergen. Darzu weißt man wol wie ſo groß gut järlich von ſylber in dem Leberthal gegraben wirt. Es ſeind do nit minder dann 30 ſylbergruben. — Weiter was koſtlicher weid in diſem gebirg gefunden wirt, zeigen an die guten Münſter keß, ſo man darauß bringt. Vnd das ich es mit kurtzen worten ſag, es iſt inn dem gantzen Teutſchen land kein gegenheit, die diſem Elſaß möcht verglichen werden. Man findt wol lender in Teutſchland do guter wein wachßt, der ſich dem Elſaſſer vergleicht, ſie haben aber nit darbey ſolichen vollen brotkaſten vnd luſtige obßgärten wie das Elſaß. Dann in diſem land findeſt du an dem gebirg kein ort, das nit erbauwen ſey mit flecken, weingärten oder äckern. Aber am Rhein iſt es an manchem ort ſumpffig, hat do ſelbigen gute weyd für das viech. Diß land iſt alſo wol mit menſchlichen wonungen erbauwen, das darin ſechs vnd vierzig ſtett vnd ſtettlin, die all umbmauret ſeind, gefunden werden vnd fünffzig ſchlöſſer auff den bergen vnd der ebne gebauwen. Der dörffer aber vnd weiler iſt kein zal. — Man findt nit einerley, ſunder mancherlei volck in diſem land. Auß Schwaben, Baiern, Burgund vnd Lothringen lauffen ſie daryn vnd kommen ſelten wider darauß (Cosmographei, Baſel 1553, p. CXXV).

Daniel Speckle, Stadtbaumeiſter von Straßburg, verfertigte im J. 1576 auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich

eine Landkarte des Elsaßes. Auf einem Eckschild derselben steht eine Notiz, worin es heißt: „Elsaß — ist das schönste thal in Germanie seiner fruchtbarkeit und wohnungen halben." Bernhart Herzog, Fischarts Schwiegervater, nennt das Elsaß wie Wimpheling, „die Kornscheuren der Teutschen" (Edelsasser Chronik, Straßb. 1591, B. 6, p. 223).

Man vergleiche ferner Heliseus Rößlin: Vnd nachdem ein gemein sprichwort ist, dieses das beste Land sey, darinnen fünff W gefunden werden, als Weitzen, Wein, Wasser, Waid, Wäld, findet sich solches alles in diesem Land des Elsaß vberflüssig vnd reichlich, dergleichen nit bald eines in gantz Teutschland ist (Des Elsäß vnd gegen Lotringen grentzenden Waßgawischen Gebirgs gelegenheit, Straßburg 1593, p. 4).

Diß Land ein Jrrdisch Paradeiß,
Kan nennen, ders betracht mit fleiß,
Wie es vor andern Landen weit
Begabet ist mit Fruchtbarkeit.

Straßburgische Chronick. Mit Fleiß zusammengebracht durch einen Liebhaber der Teutschen Poterey (Kleinlawel). Straßb. 1625. 4°. p. 5.

Vnd ist bald kein Provintz am Rheinstrom, so mit dem Elsaß, soviel die Fruchtbarkeit anlangen thut, könnte verglichen werden: daher man es insonderheit ein Speißkammer, Weinkeller, Kornschewer vnd Ernehrer eines grossen Theils Teutschlands genant, darinn Mandel, eine Menge Castanien vnd andere herrliche Früchten wachsen, auch ein Statt, Stättlein, Flecken, Schlösser ꝛc. an dem andern ist. Merians Topographia Alsatiæ, Frankf. 1644, p. 1. Vergl. Der Elsas-Landschaft Güte und Fruchtbarkeit bei Ursenson, Elsas und Breyßgau, Straßburg 1679, p. 28.

Das ähnliche Urteil eines Franzosen führt Schöpflin an, Alsatia illustrata, I, 28: Hoc die per Alsatiæ amoenissimam plagam, qua nullam jucundiorem aut fertiliorem vidisse memini, Argentoratum tendimus. Mabillon, Iter Germanicum, a. 1683, 30. Sept., p. 97. —

Bei Goethe allenthalben „das herrliche Elsaß".

Auf die Belebtheit des schönen Landes spielt der alte Volksspruch von den Wahrzeichen des Elsaßes an:

Drei Schlöſſer auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Tal —
Iſt das ganz Elſaß überall.

(Mit den drei Schlöſſern ſind Hohen-Rappoltſtein, Geirsberg und St. Ulrich bei Rappoltsweiler gemeint; die drei Kirchen ſtehen in Reichenweiher, dem Geburtsort Herzog Ulrichs von Wirtenberg; die drei Städte ſind Ammersweiher, Kaiſersberg und Kiensheim). — Altberühmt iſt der Elſäßer Wein; vor allen namhaft gemacht wird der Sigoldsheimer, der zur Zeit Karls des Großen einen heiligmäßigen Mann um ſeine Unſchuld brachte (Monachus Sangallensis I, 22). Ein elſäßiſcher Vagant der Hohenſtaufenzeit ſtimmt bei der Rückkehr in ſeine weinreiche Heimat ein fröhliches Trinklied an, worin es heißt:

Simon in Alsatiam
visitare patriam
venit ad confratres,
visitare patres,
ubi vinum
et albinum
et rufinum
potant nostri fratres (Carmina Burana p. 288).

Ueber die Weine im Elſaß ſ. Stöber in Frommanns Mundarten III, 13 f. VI, 9 f. Arnolds Pfingſtmontag, 2. Ausgabe, Straßb. 1850 p. 187. Kleine Thanner Chronik, Mülhauſen 1855, p. 78. Gérard, L'ancienne Alsace à table, Colmar, 1862. p. 265 ff.

[1] Cesar, de bello gall. III, 19. IV, 5. VI, 11 ff, — Strabo L. IV. — Diodor V, 26 f. — Vergl. Livius VII, 10. X, 26. — Cassius Dio XXXIX, 14 und Fragm. 156, ferner LXXVII, 6, wo von Caracalla geſagt wird, er habe alle Fehler der drei Nationen, welchen er der Abſtammung nach angehörte, in ſich vereinigt: von Gallien die Leichtfertigkeit, die Feigheit und den Uebermut. — Ueber das Rotfärben der Haare bei den Galliern ſ. die Stellen bei Grandidier, Hist. d'Alsace I, 34. — Ueber den Aufzug der Gallier ſ. Virgil. Aen. VIII. 657 ff. — Es war galliſche Erfindung, die Kleiderſtoffe würfelförmig zu muſtern (scutulis dividere) Plinius, hist. nat. VIII, 74. — Ueber den Korallen- und Goldſchmuck der

Gallier ſ. Plinius XXXII, 11 und XXXIII, 5. — Von der bunten Tracht haben die keltiſchen Briten ihren Namen erhalten, Brito und Britto von brit, kymriſch brith buntgefärbt (Glück, Die bei Cäſar vorkommenden keltiſchen Namen p. 79). — Dieſe buntgewürfelte Tracht hat ſich bekanntlich bis heute bei den keltiſchen Bergſchotten erhalten. — Die Schandtaten der Gallier gegen die Frauen der Kallieer in Aetolien ſ. Pausanias X, 22, 2. — Cicero nennt ſie immanes nationes (pro Fonteio c. 14), crudelissimas (ib. c. 15). — Gentes superbae, superstitiosae, aliquando etiam immanes adeo, ut hominem optimam et gratissimam Diis victimam ederent. Pomponius Mela, de situ orbis III. 2. — Krieger mit abgeſchnittenen Feindesköpfen in der Hand auf keltiſchen Münzen ſ. Schreiber, Taſchenbuch IV, 184 ff. und Tafel I. Der Brauch begegnet uns noch in den mittelalterlichen Chansons de geste ſ. z. B. Amis et Amiles (v. 391) und Jourdains de Blaivies (1810. 1779), herausgegeben von Conr. Hofmann, Erlangen 1852, p. 12. 161. 165. — avidi jurgiorum. Ammian. Marcell. XV, 12; ſ. daſelbſt die lebhafte Schilderung eines galliſchen Weibs, das ſeinem Mann in Händeln beiſteht, wie es vor Wut ſchäumend die gewaltigen weißen Arme ſchwingt, Fauſtſchläge und Fußtritte austeilt. — Cäſars Schwert als Trophäe im Heiligtum der Arverner, Plutarch. Cæs. 26. — Die Angabe des Ariſtoteles, daß die Kelten ſelbſt gegen die Meeresfluten mit den Waffen in der Hand anlaufen (*οἱ Κελτοὶ πρὸς τὰ κύματα ὅπλα ἀναντῶσι λαβόντες*), iſt zum mindeſten gut erfunden, Ethicorum ad Eudemum III, 1; vergl. Ethicorum Nicomacheorum III, 10. — Von ihrer Kühnheit und Wildheit nannten ſich zahlreiche Stämme, z. B. Aduatuci die Kühnen, Aedui die Feurigen, Ambibarii die Wütenden, Ambiliati die Aufbrauſenden, Esubii die Kriegeriſchen, Geidumni die Schäumenden, Nitiobriges die Kampftapfern, Parisii die Unternehmungsluſtigen, die Ruheloſen, Sontiates die Helden ſ. Glück, Die bei Cäſar vorkommenden keltiſchen Namen. — Von echt keltiſcher Renommage zeugt der Stammname Bituriges Könige der Welt ſ. Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen I, 78.

* Die Sequani heißen nach dem Fluſſe Sequana Seine. Rauriker (Rauraci, richtiger als Rauraci) deutet Glück als die Landbeſitzer, die Herren (Die bei Cäſar vorkommenden kelt. Namen p. 141 ff.),

Mediomatrici als medium telis petentes oder medium jaculantes (ib. p. 137, mataris der galliſche Wurfſper); ſollte auch hier galliſche Ruhmredigkeit zu Grunde liegen und der Name „die ins Schwarze Treffenden“ bedeuten?

4 Die meiſten Bergnamen harren noch einer ſicheren Erklärung. — Das galliſche Wort für Rhein iſt Rênos und heißt einfach Fluß (Glück, Rênos, Moinos und Mogontiacon, München 1865) wie auch Moinos Main, Ainos Inn, Dravus Drau, Avona Avon, Arnus Arno, Sarnus Sarno u. a. — Ill, Illa 9. Jahrhundert, wie Iller, Ilm von einer keltiſchen Wurzel il, vielleicht urverwandt mit ιλ eilen, kymriſch iliad Gährung (Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen I, 114). — Moder wie die Metter bei Bietigheim und Matrona, Marne, gemahnt an das obige mataris, alſo etwa die Sperſchnelle (Bacmeiſter ib. I, 99).

Ueber die alte Topographie des Elſaßes ſ. die zahlreichen ſchönen Karten des Bulletin. Die wichtigeren keltiſchen Ortsnamen ſind: Gramatum, nach Coſte in der Gegend von Dattenried (Bulletin, II. Série, III, 2, 167).

Larga, jetzt Largitzen im Sundgau (Als. ill. I, 200; Baquol 195).

Cambos, Groß-Kembs am Rhein (Als. ill. I, 51. 189); Cambidunum sive Chambeti und Cambetz im J. 758 (ebenda I, 719; Baquol 186).

Uruncæ oder Urunci, Illzach (Als. ill. I, 51. 200); Hilciacum, fränkiſche Pfalz, 835 (ebenda I, 692; Baquol 178).

Brisiacum, Breiſach, wovon ſpäter (ſ. Nachweiſe 101).

Argentovaria, nach Schöpflin Horburg bei Colmar (Als. ill. I, 193), nach Coſte bei Großenheim (Bulletin II. Série, II, 2, 18 ff.).

Columbra, Colmar, obgleich erſt unter Karl dem Großen genannt, weiſt dem Namen nach gleichfalls auf keltiſch-römiſchen Urſprung (Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen I, 115 Anm. 1.); die mannichfaltigen Formen des Namens ſ. bei Liblin, Chronique de Colmar, Mulhouse 1867, I, p. VIII.

Helvetus im Itinerarium Antonini, Helellum auf der Peutingerſchen Tafel, jetzt Ell bei Benfelden (Als. ill. I, 54. 203); Alaja beim Geographus Ravennas L. IV, c. 26; Elegia bei Hariger im 10. Jahrh. (Als. ill. I, 331); ſ. Stöber, der Weiler

Ell, Mülhausen 1859; Nickles, Helvetus et ses environs im Bulletin, II. Série, II, 2, 113—158.

Argentoratum, Straßburg, zuerst bei Ptolemäus im 2. Jahrh. genannt, Ἀργεντόραρον (L. II. c. 8); Argentoratus bei Ammian. Marcellin, XV, 11. — Die Erbauungszeit der Stadt hat der Astrolog Andreas Goldmeyer mit einer Genauigkeit ausgerechnet, die nichts zu wünschen übrig läßt. Er kommt zu dem Resultat, „daß diese Statt erbawet sey im jahr nach erschaffung der Welt 2683 den 14. Junij an einem Mittwoch vmb 1 vhr 40 minuten nach Mittag" (Straßburgische Chronica, Astrologisch beschrieben, Straßb. 1636, p. 8).

Brocomagus, auf der Peutingerschen Tafel, jetzt Brumat, Brumpt (Als. ill. I, 57. 231); Bruocmagad palatio publico Urk. Karlmanns von 770 (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. Pièces justif. tit. 60), Pruomat 973 (Als. ill. I, 710; Baquol 68).

Saletio, Selz, im Itinerarium Antonini (Als. ill. I, 226); Saliso bei Ammian. XVI, 2; Saloissa bei Fredegar c. 37, a. 610; Salise, Salsa und Salisa unter den Ottonen (Als. ill. I, 707; Baquol 395).

* Heidenbückel s. Bulletin I. Série, III, 1, 11; II. Série, II, 2, 145. Dugas de Beaulieu p. 62. — Daß der Ausdruck Hünengrab auch am Oberrhein zu Hause war, beweisen die „Hünengreber" und der „Hünengreberweg" in einer Verkaufsurkunde der Klosterfrauen von St. Agnes in Freiburg vom Jahr 1320 (Schreibers Taschenbuch I, 179). — Ein Leihubel bei Balgau im Oberelsaß s. Bulletin, II. Série I, 2, 5. Löhbücke heißen die Hünengräber bei Breisach (Schreibers Taschenb. I, 157). — Todtenberge bei Mackweiler in Deutsch Lothringen (Bulletin II. Série, III, 2, 81); Todtenkopf, ein Grabhügel bei Ebersheimmünster (Bulletin, II. Série, II, 2, 132). Ueber die Hubel s. Stöber, der Hünerhubel, ein gallisches Hügelgrab bei Rixheim, Mülhausen 1859. Ueber keltische Gräber s. die zahlreichen Berichte im Bulletin, z. B. I. Série, II, 1, 13. 124; III. 2. 59; III, 2, 145 u. a. IV, 2, 11. 112. II. Série, I, 2, 81 u. s. w. Keltische Begräbnißstätten aus römischer Zeit mit ihren pyramidalen Steindenkmälern in der Gegend von Straßburg (Bulletin, II. Série, II, 2, 188), auf den Höhen über Zabern (Bulletin II. Série, I, 2, 159), auf dem Engel-

berg im Dachsburger Land (Beaulieu p. 318 mit Abbildung). Ein keltiſches Grab bei Benfeld heißt die Heidenkanzel, ſonſt auch Maternusbuckel nach dem Apoſtel des Elſaßes (Bulletin I. Série, II, 1, 28; II. Série, II, 2, 145).

[6] Die Heidenmauer wird ſchon in einer Bulle des Pabſtes Leo IX. vom 17. December 1050 genannt, septa gentilis muri ſ. die Bulle bei Grandidier, Hist. d'Alsace. Piéces justif. tit. 410, p. CCLXII. — Plan, Abbildung und Beſchreibung in Schöpflins Als. ill. I. 532 und bei Silbermann, Beſchreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberg ſamt umliegender Gegend. Straßb. 1781 (das Lager hatte Raum für 50,000 Mann, p. 17), neue Auflage von Strobel, Straßb. 1835; ſ. ferner Grandidier, Hist. d'Als. I, 84 ff.; Schweighäuſer, Erklärung des neu aufgenommenen topographiſchen Plans der Heidenmauer, Straßb. 1825, und Antiquités du Bas-Rhin 43 ff. — Aehnliche Mauern auf dem Rotberg im Unterelſaß (Dugas de Beaulieu, p. 58); Heidenmauern in der Pfalz ſ. Becker, die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858, p. 224. 356. 797.

Der wichtigſte Punkt im Dachsburgerland (Dabo) iſt St. Quirin, überreich an Altertümern (ſ. Schweighæuser, Bas-Rhin 103). Der Gipfel des Berges Dreiheiligen iſt gleichfalls mit einer Keltenmauer umgeben (Strobel, Geſch. des Elſ. I, 19). Das Dachsburgerland mit ſeinen tiefen Wäldern ſcheint ein Hauptſitz der Druiden geweſen zu ſein, welche nach Lucan in erhabener Haine Einſamkeit zu wohnen pflegten (Nemora alta remotis incolitis lucis. Pharsal. I, 453). Ein Specialkärtchen des Landes ſ. Als. ill. I, Tab. XIII ad pag. 529. Geſchichte und Topographie ſ. Dugas de Beaulieu, Le comté de Dagsbourg, Paris 1858, welche Schrift jedoch wegen ihrer mythologiſchen Confuſion mit Vorſicht zu benützen iſt.

Andere Cultusſtätten finden ſich auf der hohen Tonne (ſ. Grandidier, Hist. d'Als. I, 48), auf dem Hügel von Langen-Sulzbach im Unterelſaß (Als. ill. I, 447), im Walde bei Efl (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 62, 120) u. a.

[7] Die keltiſche Bezeichnung für ſolche Opfertiſche iſt Dolmen (dol Tiſch, men Stein). Zwei derſelben finden ſich an der Heidenmauer auf dem Odilienberg, Schaffſtein und Wachſtein geheißen

(Steger, Das Elſaß p. 23; Bulletin, II. Série, I, 2, 178). Ein wohlerhaltener Dolmen bei Haſelburg im Dachsburger Land wurde erſt in unſerer Zeit zertrümmert (Beaulieu p. 301).

* Die Grenze des Feenglaubens läuft über Vogeſen und Jura ſ. Schreibers Taſchenbuch V, 28. Ueber die Feen ſ. Schreiber, Die Feen in Europa, Freiburg 1842, und im Taſchenbuch V, 1 ff: Feen und Hexen. — Feien heißen in der Grafſchaft Ruppin die als Frauen verkleideten Männer mit geſchwärztem Geſicht, welche — die alten Schickſalsgöttinnen darſtellend — den feierlichen Hochzeitzug zu ſtören ſuchen (Kuhn, Märkiſche Sagen 362). Fai heißt eine verwünſchte weiße Jungfrau in Heſſen (Wolf, Heſſiſche Sagen, N. 45. Lyncker, Deutſche Sagen und Sitten in heſſiſchen Gauen, Caſſel 1854, p. 88). Faien in Tirol ſ. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, p. 81. 94 ff.

* Spillſtein und Breitenſtein ſ. Stöber, Sagen p. 302. — Die Kunkel ſ. Als. ill. I, 530; Beaulieu, p. 268; Stöber, Sagen 231; Hocker, Die Stammſagen der Hohenzollern und Welfen, Düſſeldorf 1857, p. 109. — Der Langenſtein ſ. Stöber in Wolfs Zeitſchrift für deutſche Mythologie I, 404. — Specklin, (1576) will auf dem Kamm der Vogeſen über 100 ſolcher Steine geſehen haben und hält ſie für Grenzſteine (Schweighæuser, Bas-Rhin 132). Sicher iſt, daß einzelne wirklich als ſolche benützt wurden, wie der Breitenſtein, welcher in einer Urkunde von 1170 ausdrücklich als Grenzſtein zwiſchen Elſaß und Lothringen genannt wird (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 132; Abbildung desſelben Pl. 30), ein anderer auf einem Berg bei Oberſteigen im Dachsburger Land (Beaulieu p. 279). — Ein Menhir bei Weißenburg, der nach Schreiber unverkennbar phalliſches Gepräge trug, wurde als Gegenſtand des Aergerniſſes erſt in neuerer Zeit zerſtört (Taſchenbuch V, 59). — Aus der benachbarten Pfalz mögen der Gollenſtein bei Blieskaſtel im Weſtrich (Hocker, Stammſagen der Hohenzollern p. 109; Becker, die Pfalz p. 689) und die Chriemhildenſpiel (-ſpindel) bei Rentriſch nordöſtlich von Saarbrücken erwähnt werden (Grimm, Mythologie 390; Hocker, Stammſagen 106. Vergl. Menzel in Pfeiffers Germania I, 74 f.).

[10] Duchs de Beaulieu, Comté de Dagsbourg p. 278. Schweighæuser, Bas-Rhin 96. Strobel, Geſch. des Elſ. I, 19.

[11] Ueber die Regenbogenschüsselchen s. Streber in den Abhandlungen der Münchener Akademie, Philologisch-historische Classe, 1860; Diß, Bestimmung des Goldgewichts der sogenannten Regenbogenschüsselchen, München 1861. — Schreibers Taschenbuch I, 211; Baader, Volkssagen aus Baden N. 259.

[12] Metz — Mediomatrici bei Ammianus Marcellinus XV, 11; früher Divodurum, Götterburg, Tacitus, Hist. I, 63; s. Forbiger, Handbuch der alten Geographie, Leipzig 1848, III, 240.

[13] Es ist hier nicht der Ort, die zahlreichen auseinanderlaufenden Ansichten über das Schlachtfeld Cäsars und Arioviſts zu besprechen. Beatus Rhenanus sucht es bei dem ehemaligen Frauenkloster St. Apollinar (Rerum germanicarum Epitome I, 11). Ihm folgt Specklin (auf dem Schildchen seiner Karte 1576): „Im Suntgaw bey dem Tempel S. Apollinaris hatt Cesar Julius mit Arioviſto der Teutschen Kunig ein trefliche schlacht gethon." Schöpflin (Als. ill. I, 107) denkt an Mömpelgard; Grandidier schwankt zwischen St. Apollinar und Folgensburg auf der Straße von Pfirt nach Hüningen (Histoire d'Alsace p. 65). Andere Ansichten älterer Schriftsteller s. Grandidier, ebenda I, 64 f. Napoleon I erklärte sich für die Nachbarschaft von Belfort (Geschichte Cäsars, übersetzt von Barth, Augsburg 1863, I, 11). Köchly und Rüstow (Einleitung zu Cäsars Commentarien über den gallischen Krieg, Gotha 1857, p. 117) suchten die Schlacht nordwärts in die Gegend von Saarburg und Finstingen in Lothringen zu verrücken; doch zeichnet Rüstow in seinem Atlas zu Cäsars gallischem Krieg, Karte 3, das Schlachtfeld zwischen Sennheim und Reiningen an. Auch Napoleon III, der sich zuerst der Ansicht seines Oheims angeschlossen hatte (Précis des guerres de César, Paris 1836, p. 35), entschied sich in seiner Geschichte Cäsars für die Sennheimer Gegend; nach ihm schlug Arioviſt sein Lager bei Reiningen, Cäsar das seine vielleicht auf der Anhöhe über der kleinen Doller nördlich von Schweighausen; das Römerheer hatte Front nach Osten, und die Schlachtlinie erstreckte sich über das Terrain, das jetzt teilweise von dem Walde Nonnenbruch bedeckt ist (Histoire de Jules César, Paris 1866, II, 89—93).

[14] Die Städte mit römischen Namen: Concordia, nach Schöpflin Altstadt bei Weißenburg (Als. ill. I, 232. 253) vetus villa in

einer Urkunde Heinrichs VII von 1311 (Laquille, Histoire de la province d'Alsace, Strasb. 1727, II, Preuves N. 60), nach Schweighäuser Lauterburg (Bas-Rhin 176), ſ. Baquol p. 11.

Tribuni nach Schöpflin Lauterburg (Als. ill. I, 228; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 77), Luterburg im 13. Jahrh. (Als. ill. II, 173); nach Schweighäuser wahrſcheinlich das Dorf Au am rechten Rheinufer (Bas-Rhin 176), ſ. Baquol p. 179. Ueber Concordia und Tribuni vergl. Bulletin, II. Série, VI, 2, 5.

Tabernae auf der Peutingerſchen Tafel (3. Jahrh.), Tres Tabernae bei Ammian XVI, 11 (4. Jahrh.), jetzt Elſaß-Zabern zum Unterſchied von Rheinzabern und Bergzabern in der Pfalz (tabernae bedeutet Bretterbuden, Baraken); Ziaberna beim Geographen von Ravenna IV, 26; Zabarna bei Nithard, Historiarum Liber III, c. 4 (Pertz, Monum. II, 665); Zavernia 1228 (Als. ill. II, 679); Zabernia bei Richer von Senones (D'Achery, spicilegium, Paris 1723, II, 645); ſ. Baquol 377.

Lucus Augusti, wahrſcheinlich öſtlich von Schlettſtadt im Walde von Mütterholz, der noch der Kaiſergarten heißt (Aufſchlager, das Elſaß, II, 299).

Stabula im Itinerarium Antonini, das jetzige Dorf Banzenheim nordöſtlich von Mülhauſen (Als. ill. I, 190; Baquol 25).

Dieſe Römerorte gehören ohne Zweifel großenteils zu den Rheincaſtellen des Druſus. Florus (IV, 12) gibt ihre Zahl auf 50 an. Nach Grandidier (Hist. d'Als. I, 121) gehörte darunter auch das aus Goethes Jugendgeſchichte bekannte Druſenheim. Das Schloß, das einſt dabei ſtand, hieß Druſenburg oder Druſenburghof (Grandidier, ib. I, 122). Schon Schöpflin (Als. ill. I, 226) bezweifelte jedoch die Beziehung auf Druſus; nach Schweighäuſer (Bas-Rhin 148) findet ſich daſelbſt keine Spur von römiſchen Bauten. Der Name erſcheint zuerſt im 8. Jahrhundert, Drusenheim 758 (Grandidier, Hist. de l'égliso de Strasb. Pièces justif. N. 50; Alsatia diplomatica, Nr. 28; I, p. 33); in ſpäteren Urkunden auch Druosenheim (Grandidier, Hist. d'Als. I, 122) und Drosenheim 1154 (Als. ill. I, 226; Als. diplom. I, 242 N. 293). Näher als Druſus liegt der altdeutſche Name Druso; die weibliche Form Drusa und das Patronymicum Drusing führt Förſtemann auf (Altdeutſches Namenbuch, Nordhauſen 1856, I, Sp. 353).

Ueber die römischen Städte im Elsaß s. Als. ill. I, 149 ff; Grandidier, Hist. d'Als. I, 72 ff. Ueberreste von römischen Bädern zeigen Mackweiler (Bulletin, I. Série, III, 2, 166), Buchsweiler, Lichtenberg und Niderbronn (Als. ill. I, 53 ff; Schweighæuser, Bas-Rhin 155). Zahlreiche römische Münzen in Niderbronn, welche von den Badenden als Opferspenden ins Wasser geworfen wurden, s. Rößlin, Des Waßgawischen Gebirgs Gelegenheit, Straßb. 1593, p. 111 ff. Ueber die Salzquelle von Niderbronn und die Münzen s. Lersch, Geschichte der Balneologie, Wirzburg 1863, p 47. — Römische Altertümer in Straßburg s. Silbermann, Localgeschichte der Stadt Straßb. p. 3 ff. — Römische Gräber p. 39; Als. ill. I, 507 ff; zeltartige von Ziegeln (obrendaria) 515; Grandidier, Hist. d'Als. I, 155 ff; s. ferner Beaulieu, Comté de Dagsbourg 1858, p. 91.

[15] Lucan. Phars. I, 397. — Die Existenz einer fortlaufenden Römermauer vom Schloß Hohenack im Urbistal bis zum Schloß Wasenburg bei Niderbronn, welche Schöpflin auf seiner Karte des römischen Elsaßes angibt (Als. ill. I, zu p. 123) und Grandidier ausführlich beschreibt (Hist. d'Als. I, 93 ff), leugnet Schweighäuser (Bas-Rhin 62 f.). Ueber sonstige römische Befestigungen im Elsaß s. Als. ill. I, 238 und Strobel, Gesch. des Els. I, 43; Bulletin, I. Série, III, 2, 127. Ein verschanztes Römerlager ist noch auf einem Berge bei Illfurt sichtbar (Steger, das Els. 44).

[16] Die Römerstraßen im Elsaß s. Als. ill. I, 249 ff; Strobel, Gesch. des Els. I, 40 ff; Mone, Urgeschichte des badischen Landes I, 148; im Oberelsaß Golbéry, Haut-Rhin 123 ff; im Unterelsaß s. Bulletin, I. Série, IV, 2. 38 ff; II. Série, II, 2, 14.

[17] Sueton. Claudius c. 25. — Aurelius Victor, de Caesaribus c. 4, 2. — Die Menschenopfer hörten jedoch erst unter Hadrian auf. Eusebius, Praeparationes evangelicae L. IV, c. 15. — Grandidier, Hist. d'Als. I, 50.

[18] Der Cult des vieldeutigen Mercur scheint besonders im Unterelsaß, bei Tribokern und Mediomatrikern, geblüht zu haben. Zahlreiche Inschriften, zuweilen Maia und Apollo neben ihm genannt, s. Bulletin, I. Série, IV, 2, 73 ff. Altar mit Inschrift zu St. Remy bei Weißenburg s. Als. ill. I, 436 und Abbildungen. Die Inschrift der Wasenburg mit dem ἀναξ λεγόμενον „te-

gulicium" ib. I, 445 ff. Mercurbilder von Sulzbach, von Reichshofen ſ. ib. I, 447 mit Tafeln; von der hohen Tonne ib. 451 ff.; aus dem Dagsburgiſchen ib. 458 f.; die auf Tabula II (ad pag. 437) abgebildeten geſchlechtloſen Mercurbilder mit fibulae ſtatt der virilia haben ſich bei näherer Beſichtigung als unzweifelhaft männlichen Geſchlechts erwieſen (Schweighæuser, Bas-Rhin 92); ein zierlicher Torſo aus Königshofen ſ. Bulletin, II. Série, IV, 1, 9. Von dem Mercurtempel an der Stelle von Ebersheimmünſter berichtet das Chronicon Ebersheimensis monasterii (ſ. Chroniken der deutſchen Städte VIII, 331, Anm. 1).

[90] Mit der Inſchrift: Diti patri Vassorix Mar (abgekürzter Name des Vaters) fi (filius). Schweighæuser, Bas-Rhin 152; Bulletin, I. Série, IV, 2, 96. Vassorix ein galliſcher Name (vass Knabe, Diener, daher mhd. vassal Vaſall, und rix, lat. rex, gotiſch reiks König, Herr) ſ. Glück, die bei C. J. Cäſar vorkommenden keltiſchen Namen, München 1857 p. 12.

[91] Jupiter auf einer Inſchrift von Brocomagus u. a. Als. ill. I, 471; Grandidier, Hist. d'Als. I, 137 f.; Bulletin, II. Série, IV, 1, 8. — Apollo Grannus auf einer Inſchrift von Argentovaria, Als. ill. I, 461; Grandidier, Hist. d'Als. I, 132. Die Bedeutung des galliſchen grannos warm, heiß gibt Glück (Renos, Moinos und Mogontiacon, München 1865, p. 23). Apollo als römiſch-keltiſcher Badegott ſ. Becker im Archiv für Frankfurts Geſch. und Kunſt, Neue Folge III, 3 ff. Aquis Granni iſt die ältere Form von Aquisgrannum Aachen. — Ein Altar für Sol und Luna aus der Gegend von Zabern ſ. Bulletin, II. Série, VI, 2, 125. — Das Steinbild des Mars auf der Plattform des Münſters, von dem Schöpflin (Als. I, Tab. VI ad pag. 461 N. III) eine Abbildung gibt, iſt, wie ſchon Schweighäuſer (Bas-Rhin 71) erkannt hat, nicht antik, ſondern ein Werk der Renaiſſance. Ueber dieſe Statue ſ. Grandidier, Essais sur l'église cathédrale p. 2 und 220. — Ein Vulcan häßlich und buckelig auf dem Altar vom Balzerswinkel ſ. Bulletin, I. Série, I, 1, 296. — Silvanus ſ. Als. ill. I, 487; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 145. Inſchriften Silvano Teteo in Colmar und Rheinzabern ſ. Bulletin, I. Série, III, 1, 146.

[92] Der ſteinerne Hercules wurde unter römiſchen Trümmern

in Straßburg gefunden (Grandidier, Hist. d'Als. I, 140; abgebildet in der Als. ill. I, Tab. VIII ad pag. 483 N. 2; Hermann, Notices I, 115). Ein römischer Altar mit Hercules und Mercur in der Stadtmauer von Zabern (Alsatia 1852, p. 249). Eine antike Herculesbüste soll nach Steger (Das Elsaß 58) am Gasthof zur Krone in Schweighausen eingemauert sein. — Ein Erzbild des Hercules wurde im J. 1683 an der Stelle des Capucinerklosters zu Straßburg ausgegraben und von Minister Louvois nach Paris geschafft (Grandidier ib. abgebildet auf derselben Tafel N. 3). — Ein zweites Erzbild von zweifelhaftem Alterthum stand einst in der St. Michaelskapelle des Münsters bis zum Jahr 1525, wo es weggeschafft wurde, man weiß nicht wohin. Es ist uns durch eine Zeichnung Specklins († 1589) erhalten, welche in Schadäus Summum Argentor. templum 1617, p. 5, genauer in Schilters Ausgabe des Königshofen p. 550, in Laguilles Hist. de la province d'Alsace 1727, I, ad pag. 44, in Schöpflins Als. ill. (auf der obigen Tafel N. 1) zu finden ist. In Specklins handschriftlichen Collectaneen (Fol. 2) war vor der Zeichnung die Erklärung zu lesen, daß Hercules Almanus nebst seiner Mutter Isis von seinem Volk, das nach ihm Alemanier sich nannte, göttlich verehret worden sei; als Kriegsgott habe er auf altdeutsch Crutzmanna geheißen. „Alß hernach die Alemanier den Tempel zu Trebesburg bawten, haben sey disen Abgott Crutzmo darin gestelt und darin beleyben, bis Clodoveus den ersten Christen Tempel dohin bawett" (Als. ill. I, 76, Anm. 2). Diese gelehrte Notiz des Stadtbaumeisters Specklin ist unbeanstandet von den Schriftstellern des Elsaßes bis in unsere Zeit wiederholt worden. Es bedarf jedoch kaum der ernstlichen Versicherung, daß das altdeutsche Wort Crutzmana ebenso geistreich erfunden ist, als die Ableitung von Straßburg aus Trebesburg, so genannt nach dem fabulosen Trebeta, dem biederen Sohn der blutschänderischen Semiramis (s. Grandidier, Hist. d'Als. I, p. 53.) — Potz Hercules am Münster! in Arnolds Pfingstmontag, 2. Ausg. p. 141 (Stöber in Frommanns Mundarten II, 506).

" Die älteste Notiz über die Kinderprobe im Rhein gibt der Kaiser Julian Apostata in einem Briefe an den Philosophen Maximus: Auch verfährt der Rhein in den Augen der Kelten nicht

ungerecht, wenn er als Rächer freventlichen Beilagers die unechten Neugeborenen in seinen Strudeln auf den Grund zieht. Sofern er sie aber reinen Samens erkennt, erhält er sie über dem Wasser und gibt sie in die Hände der zitternden Mutter zurück, indem er ihr durch die Rettung des Kindes ein unbestechliches Zeugniß reiner unbescholtener Ehe ausstellt. (Juliani Imperatoris Opera et S. Cyrilli contra impium Julianum Libri X, ed. Spanhemius, Lipsiæ 1696. fol. p. 383). Eine ähnliche Stelle in seiner zweiten Rede s. ebenda p. 81: *ὑπάρχειν δέ φασι καὶ Κελτοῖς ποταμὸν ἀδέκαστον κριτὴν τῶν ἐκγόνων κ. τ. λ.* Aus den Werken des Kaisers gieng die Notiz in die Schriften von Freund und Feind über. Libanius nennt den Rhein das Wasser, welches die Schuld der Mütter dartut: *ὕδωρ ἐλέγχον ἐκ τῶν γεννωμένων ἀδικίαν μητέρων* (Morellus, Libanii Sophistæ Operum Tomus II, Lutetiæ 1627. fol. p. 238). Gregor von Nazianz, des Kaisers berühmter Gegner, ruft in einem Gebet: Wenn ich aber am Bösen Freude habe, dann wirf mich weit von deinen Kindern wie einen Bastart, den des edlen Rheines Flut verurteilt hat:

εἰ δὲ κακοῖσι
Τερποίμην, παίδων με τεῶν ἄπο τηλόθι ῥίψον
Ὡς νόθον, εὐγενέος Ῥήνου κριθέντα ῥέεθροις.

(S. Gregorii Theologi vulgo Nazianzeni Opera omnia, ed. Caillau, Parisiis 1840, Carmina Lib. II, Sectio II, N. IV, v. 141. T. II, p. 1044. Vergl. Cosmas ad Carmen LXI, 143 S. Gregorii Nazianzeni im Spicilegium Romanum, Romæ 1839, II, p. 147). Die griechische Anthologie hat ein eigenes Gedicht über diesen, den Griechen, wie es scheint, besonders interessanten Brauch:

Θαρσαλέοι Κελτοὶ ποταμῷ ξηλήμονι Ῥήνῳ
τέκνα ταλαντεύουσι καὶ οὐ πάρος εἰσι τοκῆες,
πρὶν πάϊν ἀνθρήσωσι λελουμένον ὕδατι σεμνῷ κ. τ. λ.

(Anthologia Græca sive Poëtarum Græcorum Lusus ex recensione Brunckii, ed. Jacobs, Lipsiæ 1794, T. IV, p. 117, N. XXXII). Der Aegypter Nonnus spielt zweimal auf die Rheinprobe an (Nonnus, Dionysiaca, ed. Græfe, Lipsiæ 1819, L. XXIII,

v. 94; L. XLVI, 56). Auch Claudian weiß davon: Et quos nascentes explorat gurgite Rhenus (Cl. Claudianus, In Rufinum, L. II, 112). Noch im 15. Jahrhundert lautete ein griechisches Sprichwort: Der Rhein entdeckt den Baſtart (ὁ Ῥῆνος ἐλέγχει τὸν νόθον, Michael Apostolius, Paroemiæ, ed. Lugduni Batavorum 1619, Centuria XIV, Proverb. 81). Weitere Stellen ſ. De la Cerda, P. Virgilii Maronis posteriores sex libri Aeneidos argumentis, explicationibus, notis illustrati, Lugduni 1617. fol. p. 372. — Ueber dieſen Cult des Rheins ſ. Als. ill. I, 16. 79; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 146.

[23] Im Schloßhof von Bergzabern in der Pfalz befand ſich eine nunmehr verſchwundene, aber von Gruter (Inscript. I, 94, N. 10) überlieferte römiſche Inſchrift: Vosego Maximinus V. S. L. L. (votum solvit lubens libero munere). Als. ill. I, 4. 79 und beſonders 486.

[24] Juno auf Altären von Wörth, abgebildet bei Schöpflin (Als. ill. I, Tab. IV, N. 6), und von Oll (Tab. V, N. 4), von ihm beidemal für eine Veſta gehalten (Grandidier, Hist. d'Als. I, 139); ſchönes Basrelief, leider verſtümmelt, in der Sakriſtei von Schweighauſen (Bulletin, II. Série, I, 1, 81). — Minerva auf Bildwerken von Wörth, Niderbronn, Oll u. a. (ſ. Als. ill. I, 475; Grandidier a. a. O.); In honorem DD (domus divinae des kaiſerlichen Hauſes) Minervæ sanctæ et Genio loci, Inſchrift in Straßburg vom J. 201 (ſ. Bulletin, I. Série, IV, 2, 74). — Veſta auf dem Altar vom Balzerswinkel bei Nidermodern (Bulletin, I. Série, I, 1, 297). — Venus auf einem Altar von Brocomagus (Als. ill. I, Tab. V und p. 476; Grandidier, Hist. d'Als. 142); nackte Venus auf dem Altar vom Balzerswinkel (Bulletin, I. Série, I, 1, 297), auf einem Stein von Niderbronn (Bulletin, II. Série, III, 2, 63). — Alterthümer der Diana im Elſaß ſ. Grandidier p. 142 f. Eine anmutige Broncestatuette der Göttin oder einer ihrer Nymphen, im Unterelſaß gefunden, ſ. Als. ill. I, Tab. VI, N. 8; Diana als Badegöttin ſ. Becker im Archiv für Frankfurts Geſchichte und Kunſt, Neue Folge, III, 23 ff. — Cybele ſ. Als. ill. I, Tab. VI, N. 4 und p. 488; Grandidier p. 141. — Fortuna in Straßburg ſ. Bulletin, I. Série, III, 1, 53. 2, 91. — Hecate auf einer Inſchrift der hohen Donne

(Schweighæuser, Bas-Rhin 93). — Deae Matres, den Feen verwandt (Schreiber, Die Feen in Europa, Freiburg 1842, p. 54 ff), auf einer Inſchrift von Ell: Matrabus (Als. ill. I, 478; Grandidier p. 151; Bulletin, II. Série, II, 2, 123). Ueber die keltiſchen Namensformen dieſer ohne Zweifel allen indogermaniſchen Völkern gemeinſamen Muttergottheiten ſ. Becker in Kuhns und Schleichers Beiträgen zur vergleichenden Sprachforſchung, IV, 166 ff.

[26] Iſis, Oſiris, Harpocrates, Anubis u. a. ſ. Als. ill. I, 494 ff.; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 150. — Mithras auf einem bei Hagenau gefundenen Basrelief (Schweighæuser, Bas-Rhin 151); vergl. das Felſenbild bei Schwarzerd im Weſtrich (Als. ill. I, Tab. IX und p. 501).

Räthſelhaft in Urſprung und Bedeutung iſt das Reiterbild mit dem nach Art der Giganten ſchlangenfüßigen Gegner, das im Wald von Hommert im Dagsburgerland gefunden wurde (ſ. Beaulieu, Comté de Dagsbourg, p. 42); ebenſo der ſogenannte Pompernickel, ein weibliches Reliefbildniß mit kreisrunden platten Brüſten und ohne Attribute auf einem Felſen des Winterbergs bei Niderbronn (ebenda 30), und die ſogenannte Gailer Lis, eine ſitzende weibliche Reliefſigur an einem Felsblock beim Ziegenberg (Bulletin, I. Serie, III, 2, 157).

[27] Die Kirche des Nonnenkloſters Otmarsheim wurde von Pabſt Leo IX um 1050 eingeweiht und iſt ein merkwürdiges Denkmal frühromaniſchen Stils (Kugler, Geſchichte der Baukunſt, Stuttgart 1859, II, 482); ſie iſt abgebildet bei Golbéry, Haut-Rhin, Tab. XI zu p. 121. Nach der Tradition ſoll ſie ein Marstempel geweſen ſein; Schöpflin hielt ſie wirklich für römiſch (Als. ill. I, 504 ff.). — Noch jünger, aus der Spätzeit des romaniſchen Stils, iſt der polygone Chor der Pfaffenheimer Kirche (Kugler a. a. O. II, 484; Abbildung bei Golbéry, zu p. 57).

[27] Ein Heidenſchloß im Moſſigtal oberhalb Waſſelnheim (Schweighæuser, Bas-Rhin 101; Bulletin, I. Série, IV, 2, 71); zwei im Dachsburger Land bei Walſcheid und bei Haſelburg (Beaulieu p. 286. 302); ein anderes auf dem hohen Berg hinter Börſch, Reſte alter Befeſtigungen (Silbermann, Beſchreibung von Hohenburg 4); auf dem Heidenkopf nördlich vom Odilienberg (Schweighæuser p. 61); bei Hüttenheim in der Nähe von Benfeld (Bulletin,

II. Série, II, 2, 127). — Eine Heidenschanz, römische Befestigung auf dem Köpfel hinter dem Odilienberg (Schweighæuser 60). — Ein abenteuerlicher Bau mit hohem spitzigem Dachfirst und altertümlich ausgezackter Giebelmauer in der Nähe der Feste Lützelstein heißt der Heidenturm und soll nach der Volkssage von den Römern erbaut sein (Th. Klein, Das Städtchen Buchsweiler und die Bergveste Lützelstein, Mülhausen 1858, p. 31); Heidenturm heißt ferner einer der drei Türme der Kirche von Ebersheimmünster (Bulletin, II. Série, II, 2, 132), ebenso ein Turm der Engelburg bei Thann (Bulletin, II. Série, II, 1, 35). — Heidenfeld und Götzenfeld bei Heiligenfeld im Breuschtal (Schweighæuser p. 91). — Ein Heidenloch bei Hochatzenheim (ebenda 119). — Heidengräber heißen die römischen Gräber bei Reringen (ebenda 128), Heidenberge und Römerbückel heißen Gräber im Hagenauer Forst (Bulletin, I. Série, IV, 1, 74). — Heidenheck, ein Gehölz bei Hüttenheim (Bulletin, II. Série, II, 2. 132). — Ein Heidenberg im Hagenauer Forst (Bulletin, II. Série, II, 1, 44); ein Heidengebirg im Dachsburger Land (Silbermann, Beschreibung von Hohenburg p. 4); Heidenhübel, ein gallorömischer Wohnort (Bulletin, II. Série, V, 1, 40). — Eine Heidenstadt im Wald von Ernolsheim (Bulletin, I. Série, IV, 2, 71). Die Heidenstadt im Zinzeltal bei Dossenheim hat dagegen ihren Namen von den Zigeunern (Schweighæuser, Bas-Rhin 126), welche im Elsaß zum ersten Mal im J. 1418 (Strobel, Gesch. des Elsaßes III, 183; Stöber, Sagen p. 410), zum zweiten Mal im J. 1510 erschienen (Strobel III, 495) und vom Volke Heiden genannt werden (Frommanns Mundarten III, 483).

** Römerstraße (s. Baquol, p. 178. 186), Römerstroß bei Aspach (Bulletin, II. Série, VIII, 1, 7), Römerweg im Oberelsaß (Bulletin, II. Série, I, 2, 193). Die übrigen Benennungen s. Stöber, der Hünerhubel p. 20. 53; Alsatia 1854—55, p. 295; Grandidier, Hist. d'Als. I, 81 f.; Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins V, 256. X, 203. — Die Römerstraßen in der Gegend von Ell heißen Altstraß, Altweg, Bühlstraß, Heidensträßel, Hochstraß, Hohweg, Kaiserstraße (Bulletin, II. Série, II, 2, 144); Burgweg, Herrenweg, Hartweg, Heidenweg in der Gegend von Straßburg (Bulletin, I. Série, IV,

2, 67); Alt-Kaiſerſtraß zwiſchen Oberehnheim und Schlettſtadt (Bulletin, II. Série, V, 2, 41). Ueber die Römerſtraße nach der Heidenmauer ſ. Grandidier, ib. I, 86; Strobel, Geſch. des Elſ. I, 43; eine Abbildung bei Silbermann, Beſchreibung von Hohenburg, Straßb. 1781, nach p. 12. — Chemin des Sarrazins ſ. Als. ill. I, 253; Billing, Geſchichte und Beſchreibung des Elſaſſes, Baſel 1782, p. 46; die Straße heißt in Urkunden Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Regia strata, Grandidier, Hist. d'Als. I, 82). — Strata Sarmatorum in Urkunden Childerichs II von 661 und Ottos des Großen von 949 für die Abtei Senones (Duhamel, Documents rares et inédits de l'histoire des Vosges, Epinal 1868, I. p. 157. 163) heißt im 12. und 13. Jahrhundert Via salinaria, jetzt chemin des saunniers (Salzhändler), Grandidier, Hist. d'Alsac. I, 83. — Die Oberſtraß in Straßburg ſ. Grandidier ib. I, 79. Pièces justif. tit. 362, p. CXCIX; Schweighaeuser, Bas-Rhin 72. Sie iſt angegeben auf den Planen des alten Straßburg bei Silbermann, Localgeſchichte der Stadt Straßburg, 1775, zu p. 34 und 47, und im Bulletin, I. Série, IV, Pl. I, und führte dieſen Namen noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (ſ. den Plan Straßburgs nach Specklins Modell von 1577 im 9. Band der Chroniken der deutſchen Städte, Leipzig 1871). Zu beiden Seiten der Straße zieht ſich eine ganze Todtenſtadt hin; bei Küttolsheim heißt ſie Römerſtraße, bei Zabern Kaiſerſtraße und Herrenweg; ſie überſteigt die Vogeſen im Bezirk Altſteig (Bulletin, I. Série, IV, 2, 49 ff.) — Das fremde Wort Straße, strata sc. via, wurde urſprünglich nur von den römiſchen Heerſtraßen gebraucht; es iſt wohl zu beachten, daß in Straßburg, das davon den Namen hat, durchs ganze Mittelalter unter den vielen „Gaſſen" nur zwei „Straßen" vorkommen, die Oberſtraß und die Steinſtraß, beide römiſche Landſtraßen, die eine nach Weſten, die andere nach Norden führend. Die letztere, die Steinſtraße, lag bis zum Ende des 14. Jahrhunderts außerhalb der Mauern (Straßburger Gaſſen- und Häuſernamen im Mittelalter, Straßb. 1871, p. 122. 178).

** Suebi, ſpätere Schreibung Suevi, Σουήβοι, lautete gotiſch Svebôs, althochdeutſch Swâbâ, angelſächſiſch Svaefas, altnordiſch Svâvar, von sviban ſchweben, ſich bewegen, — die Unſteten,

die Wanderer (Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837, p. 55). Der Name war ursprünglich ein Appellativum, das auf alle nicht seßhaften, sondern als ackerbauende Nomaden ohne Privatgrundbesitz sich umtreibenden Stämme der Germanen angewandt wurde. Ihr Gebiet dehnte sich im südlichen Deutschland vom Rhein bis zu den Karpathen und von da nordwärts bis zur Ostsee. Sie bildeten das gährende Element in den deutschen Völkermassen; von ihnen gieng Deutschlands Ruhm und die Eroberung des römischen Reiches aus. Die Usipeten und Tenkterer sagten in ihrer Botschaft an Julius Cäsar, sie erkennen nur die Ueberlegenheit der Sueben an, mit denen sich selbst die unsterblichen Götter nicht messen können (Bell. gall. IV, 7). Zu Cäsars Zeit sandte jeder Gau alljährlich tausend Bewaffnete auf Kriegszüge über die Grenzen; die andern blieben zu Hause und schufen den nötigen Unterhalt für sich und die Ausgezogenen; im nächsten Jahre kam der Kriegsdienst an sie (Bell. gall. IV, 1). Im Verlauf der Römerkämpfe bildete sich jedoch am Main ein Bund suebischer Stämme, welche jederzeit ihre gesammte Mannschaft unter den Waffen hielten, daher der Name Alamannen (Pfahler, Handbuch deutscher Altertümer, Frankfurt 1865, p. 30; die übrigen Ableitungen des Namens Alamanni s. Joh. Merkel, de republica Alamannorum, Berolini 1849, p. 25). Sie drangen ins jetzige Baden, das Elsaß und die Schweiz vor, wo sich der Name bis heute erhalten hat. Oestlich von ihnen, im jetzigen Wirtenberg, siedelte sich ein anderes suebisches Volk, die Juthungen, an, das diesen Stammesnamen um die Mitte des 5. Jahrhunderts verlor und seitdem Schwaben im engern Sinne genannt wird. Nach Müllenhoff (Nordalbingische Studien, Kiel 1844, p. 134 und Haupts Zeitschr. VII, 383; X, 562 ff.) sind die Juthungen identisch mit den Semnonen, dem ältesten und edelsten suebischen Stamm. Schon auf der Peutingerschen Tafel bezeichnet der Schwarzwald, silva marciana, wie noch heute die Grenze zwischen Alamannia und Suevia. Alemannen und Schwaben kämpften und erlagen zusammen in der großen Frankenschlacht gegen Chlodwig (Gregor. Turon. II, 30. 37), und seit dem 6. Jahrhundert sind beide Namen gleichbedeutend; bald wird der eine, bald der andere als Gesammtname gebraucht. Patria Suavorum, quae et Alamannorum patria, sagt der Geograph von Ravenna (Cosmographia

IV, 26, ed. Pinder et Parthey, Berol. 1860, p. 230). Nach der mittelalterlichen Stammeseinteilung begreift man unter Schwaben im weitern Sinn: die Alemannen in Baden und am Bodensee, die Elsäßer, die Schweizer und die Schwaben im engern Sinn zwischen Schwarzwald und Lech (Ferd. Heinr. Müller, Die deutschen Stämme, Berlin 1840, I, 61. 173 ff. 268). Das Elsaß kam definitiv zum deutschen Reich unter König Heinrich I im J. 925 und gehörte von 926 bis zu Konradins Tod 1268 zum Herzogtum Schwaben.

Alamannen, als zahlreiches Reitervolk zuerst unter Caracalla 213 genannt (Cassius Dio XXVII, 13 f.; Aurelius Victor, de caesaribus 21). — Erster Einfall unter Alexander Severus 234 (Herodian VI, 7; Lampridius, Alex. Sev. c. 59). — Raubzug des Alamannenkönigs Chrocus bis nach Arles unter Gallienus, 253—268 (Gregor. Tur. I, 30—32; s. Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 118). — Die Alamannen von Kaiser Probus zum letzten Mal über Neckar und Alb zurückgeworfen 277 (Vopiscus, Probus 13). — Sieg des Constantius Chlorus bei Langres 301 (s. Stälin, Wirtemb. Gesch. I, 120). — Die berühmte Straßburger Schlacht des jungen Cäsars Julian gegen den Alemannenfürsten Chnodomar 357 (s. die prachtvolle Erzählung des Zeitgenossen Ammian; Marcellinus XVI, 12). — Feldzug Valentinians I aufs rechte Rheinufer, aus welchem der Dichter Ausonius das schwäbische Mägdlein Bissula als Beute heimführte 368 (s. Stälin, Wirtemb. Gesch. I, 130 ff. und das anmutige Idyll Bacmeisters in den Alemannischen Wanderungen 1, 76 ff.) — Niederlage der alemannischen Lentienser (Linzgau am Nordufer des Bodensees) unter ihrem König Priarius bei Argentovaria (Horburg bei Colmar) gegen Gratian, den letzten Cäsar, welcher deutschen Boden betrat (s. Grandidier, Hist. d'Alsace I, 247). — Stilicho zog die römischen Besatzungstruppen im J. 403 vom Rhein zurück, um sie gegen Alarich zu brauchen; damit räumten die Römer das Elsaß für immer (Als. ill. I, 219. 424 f.).

** Die Triboker ließen sich zwar im J. 70 nach Chr. von Julius Tutor aus Trier zur Teilnahme an dem Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis bewegen, giengen aber beim Anmarsch der vespasianischen Truppen sofort zu den Römern über (Tacit. Hist. IV, 70). — Die civitas Triboccorum errichtete dem Cäsar

C. Valentinianus Messius Quintus, dem zweiten Sohn des Kaisers Decius, eine Säule im J. 251 (Bulletin, I. Série, IV, 2, 83), eine andere um 254 dem Kaiser Valerian, welche im J. 1736 in einem Keller zu Brumat aufgefunden wurde (abgebildet in Als. ill. I, ad p. 437, Tab. I; Grandidier, Hist. d'Als. I, 185; Bulletin, I. Série, IV, 2, 82). — Ein im Pallast Orsini zu Rom befindliches Grabdenkmal nennt zwei Triboker mit römischem Namen: D. M. T. Nigrio Simili Triboco ex Germania superiore Loco Augusti Nigrius Modestus fratri optimo et piissimo cinerarium fecit (Als. ill. I, 238; Grandidier, Hist. d'Als. I, 111). — Als Julian Apostata der Alemannensieger im J. 360 zum Kaiser ausgerufen wurde, errichtete ihm die Provinz Germania prima in Straßburg ein steinernes Monument, das noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Klostergarten von St. Stephan zu sehen war (Schilters Königshofen p. 1124; Als. ill. I, 44. 520). Nach einer merkwürdigen Notiz Grandidiers hat sich der Name der Triboker in französischen Mundarten erhalten: im Metzer Dialekt heißt der elsäßische Hanf chanvre de Tréboc, und im Patois von Belfort führt das Unterelsaß den uralten Namen pays de Trébay (Hist. d'Als. I, 68).

Treboci, von Förstemann (Altd. Namenbuch II, Sp. 433) unter dem Volksnamen aufgeführt, steht in Abbos Testament zu Gunsten des Klosters Novalese bei Susa, ums J. 805 (Mabillon, de re diplomatica Libri VI, Neapoli 1789, fol., I, p. 527), und hat mit den Tribokern des Elsaßes schwerlich etwas zu tun; der Ort liegt mit den unmittelbar zuvor genannten in Savoien im Tal von St. Jean de Maurienne und heißt heute Termignon (Mabillon, ebenda I, p. 667).

[31] Gotisch alis ander, urverwandt mit dem lateinischen alius, daher das althochdeutsche alilandi, elilendi fremdes Land, Verbannung, Elend; althochdeutsch sâzo der Sitzende, Sasse, Bewohner, mittelhochd. sâze und saeze, lantsâze Landsasse, vrîsâze Freisasse, insaeze Insasse. Der Name Elsaß spielt in mannichfaltigen Formen; vor dem 7. Jahrhundert ist er nicht nachzuweisen: Alesaciones, Fredegar (um 678), Chronicon c. 37. a. 610; Alsatii ebenda; Alsaciorum pagus 739 (Förstemann, Namenbuch II, Sp. 54); Conradus dux Alamannorum et Alsaciorum, 988 (Als.

dipl. N. 166); in Alsacis, 777, im ſogenannten kleineren Teſtament des Abts Fulrad von St. Denis (Kausler, Wirtembergiſches Urkundenbuch N. 19. I, 20). Alsatos braucht Wimpheling, Schöpflin Alsatae.

Alesatia, Fredegar Chron. c. 43. a. 613; Alisatia, 9. Jahrh. Annales Weissenburg. (Förſtemann II, 52); Alsatia, Urk. Ottos des Großen von 952 (Grandidier, Hist. d'Alsace, Pièces justificatives, tit. 268), Urk. Barbaroſſas von 1152 (Als. ill. I, 635).

Elisacia 787 (Grandidier ib. tit. 93); Elisatia, Nithardi Histor. I, c. 4 (9. Jahrh.), Urk. Kaiſer Heinrichs II von 1004 (Grandidier ib. tit. 359). — Elesatia, Urk. König Arnulfs von 888 (Als. dipl. N. 119). — Elsatia, Urk. Lothars I von 849 (Als. ill. I, 631).

Alisatium, Ruotgeri Vita Brunonis c. 25 (um 966).

Elisatium: im Vertrag von Merſen erhält Ludwig der Deutſche in Elisacio comitatus duo (Nordgau und Sundgau), Hincmari Remensis Annales a. 870; Elisatium, Urk. Ottos I von 948 (Als. ill. I, 633). — Elesazium 968 (Als. dipl. N. 150).

in Alisacius 777, indeclinabel, im ſogenannten größern Teſtament des Abts Fulrad von St. Denis (Kausler, Wirtemb. Urkundenbuch N. 18. I, 18), vielleicht verſchrieben für Alisaciis.

Pagus Alsacensis, 728, und Alsacinsis, 8. Jahrh. (Förſtemann II, 53). Dieſe Bezeichnung iſt die gebräuchlichſte unter den Karolingern; ſeit den Ottonen überwiegt das einfache Alsatia. — Pagus Elisacinsis, 808, Traditiones Weissenburg. N. 20, p. 28.

Ducatus Helisatiæ, Prudentii Trecensis Annales a. 839 (Pertz, Mon. I, 435). — Ducatus Helisacensis, 849 (Als. ill. I, 628); Halsacium und andere aſpirierte Formen ſ. Förſtemann II, 54. Pagus Heilisazensis, 929 (Grandidier ib. tit. 258).

Die älteſte deutſche Form iſt ſtarker Declination: pagus Alsazas, 757 (Grandidier, ib. tit. 41). Damit ſtimmen die merkwürdigen Pluralformen Niufaras (vom Jahr 737), Alongas (742), Bochildingas (755), Buatgisingas (763), Winzingas (774), Cuttingas (765—92), Raningas (825), Erpaldingas (847), Nithingas (847) in den Traditiones Wizenburgenses (ed. Zeuss, Spirae 1842, p. 16. 53. 212. 182. 65 u. 68. 210. 173. 191). In dieſen Ortsnamen hat ſich die urgermaniſche Pluralendung der A-Stämme,

ae, welche ſonſt nur im Angelſächſiſchen mit gekürztem Vocal (æ) vorkommt, auch auf althochdeutſchem Gebiet erhalten.

Alisazgouwe, 774 (Codex Laureshamensis diplomaticus, Mannhemii 1768, II, p. 44. N. 931).

Elisaza, um 850, Miracula S. Otmari I, c. 10; Nithardi Hist. III, 4; Urk. Ottos I von 953 (Grandidier, tit. 274). Aſpiriert Helisaz bei Ermoldus Nigellus, Eleg. I, 78, um 830 (Pertz, Mon. II, 517); in pago Helisaze, Urk. Ottos III von 1000 (Grandidier, tit. 355); in Elsazo, 1040 (Grandidier, tit. 393). — Elsaz, 1261 (Als. dipl. N. 593), ohne Artikel: ze Elsaz, von Elsaz, in Elsaz: Zu Elſaß ſöllen wir bliben, Lied von den Engelſchen vom J. 1375, Str. 4 (Liliencron, Hiſtoriſche Volkslieder I, 88); Wie lebt man zu Elsass? fragt Frau Venus den Meiſter Altſwert (Ausg. von Holland und Keller, Stuttgart 1850, 48, 9. Mitte des 15. Jahrh.); ze Elseze, 1266 (Als. dipl. N. 639). — in Elsezkreiz, Altswert (a. a. O. 97, 11). Vulgus Elses vocat, Beatus Rhenanus, Rerum Germanicarum Libri III, Basileæ 1551, p. 21. Elsäss durchaus in Oheims Chronik von Reichenau (um 1500) und in der Zimmeriſchen Chronik.

Eylsas 1354 (Als. dipl. N. 1060); Ritterſchaft und landſchafft zu Obern-Eilſas, 1433 (Mones Zeitſchrift für Geſch. des Oberrheins, XI, 338).

Im 16. Jahrhundert kam die mißverſtandene Form Edelſaß auf, ſ. des Herolds Rüxner Turnierbuch: Anfang, Vrſprung vnd Herkommen des Thurniers in Teutſcher nation, Siemern 1532, p. XIII. XIV u. a.; Bernhard Hertzog, Edelſaſſer Chronick, Straßburg 1591; Vnter allen des hoch vnd weitberümbten Teutſchenlandes orten iſt kaum ein beſſer edler ſitz, als daruon genantes Edelſaß oder Elſaß (Heliſeus Rößlin, Des Elſäß vnd gegen Lotringen grentzenden Waßgawiſchen Gebirgs gelegenheit, Straßb. 1593, p. 1). Wie dann das Elſaß ohn alle Widerrede ein rechte Schmaltzgrube vnd gleichſam gelobtes Canaan iſt, hierumb etliche das Wort Elſaß wegen ſeiner Gütigkeit in das Wort Edelſaß kehren (Murſchel, Flos reipublicae Argentinensis, Straßb. 1653, 4., p. 16).

Die übliche Dativpluralendung der deutſchen Ländernamen (dâ zen Elisâzen) taucht ſchon im 9. Jahrhundert auf; in pago Elisazon, 877, Urk. der Aebtiſſin Berta von Zürich, Tochter Ludwigs

des Deutſchen (Grandidier, Hist. de l'eglise de Strasb. II, CCLXII. Pièces justif. N. 142); pagus Elesazen, Urk. Kaiſer Heinrichs III von 1049 (Grandidier, Hist. d'Alsace, tit. 405); dar nâch fuoren si zehant ze Elsâzen über Rin, Biterolf 5772; von Elsâzen grâve Berhtolt, ebenda 5079. 6251; die von Elsâzen, ebenda 10777; einer von Elsâzen, Seifrit Helbling IV, 739 (Haupts Zeitſchrift IV, 116). De van Basel ind de van Elsacssen sullen in eynre scharen syn; beyde korn ind wyn weset in vele ouer alle ir lant. Karl Meinet, um 1300 (Ausg. von Keller 726, 46); de van Elsaissen ib. 809, 30; von Elsazzen, Urk. Ludwigs des Baiern von 1328 (Als. dipl. N. 938); lantſogt in Elſaſſen, 1347 (Mones Zeitſchrift VIII, 173). Niderdeutſch Elsaten bei Galbertus Brugensis, Passio Caroli comitis (um 1127) c. 47. 97 (Pertz, Mon. XIV, 587. 608); ducissa in Elsatam, c. 69 (Pertz XIV, 598). — Wil ieman gegen Elsâzenlant, der sol der lieben tuon bekant, daz ich mich sen. Der Püller, unter Rudolf I (Hagens Minneſinger II, 70).

Elſaß entſpricht alſo der Bedeutung nach vollkommen dem Wort Elend, elilendi Ausland, Elſaſſen dem keltiſchen Allobroges (kymriſch all, lat. alius, gotiſch alis; brog Land, Heimat: alſo Ausländer ſ. Glück, Die bei Cäſar vorkommenden keltiſchen Namen, p. 26).

Die unzähligemal und ſelbſt noch in unſern Tagen widerholte irrtümliche Ableitung von dem Flußnamen Ill, Ilia, taucht zuerſt in einer Urkunde Kaiſer Ludwigs des Frommen auf, im privilegium pro Novientensi monasterio, a. 817: Novientum sive Ebersheim, quod est situm in pago Illisaciae supra ripam Ille fluminis (Als. dipl. N. 82). Die Descriptio Theutoniæ aus Colmar vom Anfang des 14. Jahrhunderts leitet das lateiniſche Alsatia zwar gleichfalls von Alsa, das deutſche Elſaß jedoch nach richtigem Sprachgefühl von den Elſaßen: Dicitur hic locus Alsatia latine ab Alsa fonte seu fluvio, teutonice vero illa dicitur Elsasse et ab incolis nominatur (Pertz, Mon. XVII, 239). Der Fluß hieß von jeher Ille oder Hille; die Form Alsa iſt erſt von den Schriftkundigen aus Alsatia gebildet worden.

Neuen Datums iſt der Elſaß, ein norddeutſcher Sprachfehler, dem man ſelbſt in amtlichen Schriftſtücken begegnet. Die Elſäßer,

die es doch wohl am besten wissen müssen, und alle ihre deutschen Nachbarn sagen das Elsaß, so bekanntlich auch Goethe.

" So sind die Stellen, welche von fränkischen Ansiedlern des Landes sprechen (wie Ermoldus, Elegie I, 77), zu erklären. Fränkische Ansiedelungen beweisen die Ortsnamen Frankenheim, in einer Urkunde Ludwigs des Frommen um 820 (Grandidier, Hist. d'Alsace, Pièces justif. tit. 142); Frankenburg, jetzt eine Ruine über dem Dorf Gereuth im Bezirk von Schlettstadt, nach Specklin von Chlodwig erbaut (Grandidier, Hist. d'Alsace I, p. 94); Franken, ein Dorf im Sundgau (Auffchlager, das Elsaß II, 133); ein Frankenberg im Münstertal (Alsatia 1852 p. 73); ein Ort Frankenwege in einer Colmarer Urkunde von 1259 (Mones Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins XI. 321). — Auf Reste gallo-romanischer Bewohner deuten die Ortsnamen Wahlenheim zwischen Hagenau und Zabern, Walesheim 1178 (Als. dipl. N. 321), Walehesheim 1157 (eb. N. 282), Walahesheim (Als. ill. I, 734), in alio loco qui vocatur wualohom, 774 (Traditiones Wizenburgenses N. 71) von walah der Fremdling (vorzugsweise für Römer und Kelten gebraucht), der Wälsche; die kurze alte Form noch in einer Urkunde König Philipps 1207, Walhen (Als ill. II, 254); ein Wahlen im Sundgau, jetzt Wahlheim (Als. ill. II, 38); Walbach, Walahpah, 764 (Neugart, Codex diplom. Alemanniæ 1791, N. 41); Wahlenburg heißt einer der drei Türme des im Sechsplappertkrieg 1466 zerstörten Schlosses Egisheim (Abbildung bei Auffchlager, Das Elsaß, Straßb. 1825, II, zu S. 108 und bei Rothmuller, Vues pittoresques des chateaux, monuments et sites remarquables de l'Alsace, Colmar (o. J.) Pl. III.), früher hieß so das ganze Schloß: in castro Egensheim, dicto der Walhenburg, 1251 (Als. dipl. N. 544). Das Dorf Walburg beim Hagenauer Forst heißt dagegen nach der gleichnamigen Heiligen (Baquol, L'Alsace ancienne et moderne, Strasb. 1851, p. 490), deren Cult im Unter-Elsaß in hohem Ansehen stand (Hunkler, Leben der Heiligen des Elsaßes 196; Rochholz, Drei Gaugöttinnen, Leipzig 1870, p. 17). Ortsnamen mit Walah in den benachbarten Ländern s. Mone, Urgeschichte des badischen Landes II, 150 ff. —

Ueber Sprache und Ethnologie des Elsaßes s. Weinhold, Ale-

mannische Grammatik, Berlin 1863, p. 7, Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 223 und die eben erscheinende Zeitschrift Birlingers Alemannia, Bonn 1871.

** Zuerst erwähnt von Abt Hariger im 10. Jahrhundert (Als. ill. I, 330). Ueber St. Maternus s. Grandidier, Dissertation sur l'apostolat de St. Materne en Alsace in seiner Hist. de l'église de Strasbourg I, 45—64; Pièces justificatives N. 1—4; Hist. d'Als. I, 191. — Königshofen macht ihn gar zu dem schon einmal durch Christus vom Tod erweckten Jüngling von Nain (Chroniken der deutschen Städte IX, 713). — Stöber, Sagen 142; Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, Colmar 1839, p. 162. Ein Hymnus auf ihn bei Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 435; ein anderer in den Acta Sanctor. Sept. IV, 398. — Mit seinem heiligen Zerstörungseifer wurden im Volk die gallo-römischen Trümmer in Verbindung gebracht: Es wird glaubwürdig dafür gehalten, daß in dieser Gegend (bei Schlettstadt) der h. Maternus, der Teutschen Apostel, der Heydnischen Teutschen Götzen und Tempel-Geräth in eine Klufft und Abgrund geworffen, davon man noch im verwichenen Seculo auf den Hügeln der Wälder viel Antiquitäten und Denckmal gefunden hat (Han, Das Seelzagende Elsas, Nürnberg 1676, p. 223).

** „Der erste cristenkünig von Frangrich stifte das münster zuo Strosburg in unser frowen ere", Königshofen (Chroniken der deutschen Städte, IX, 625) nach einer handschriftlichen lateinischen Chronik aus dem 14. Jahrhundert s. Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 154. Die Kirche Chlodwigs soll von Holz und mit Stroh gedeckt gewesen sein; erst Karl der Große ließ einen, der Sage nach bereits von Pipin dem Kleinen begonnenen, Steinbau aufführen, der noch im Chor des Münsters erhalten ist (Strobel, Gesch. des Els. I, 129; s. Schadäus, p. 6 ff.). — Maurimonasterium s. Als. ill. I, 735; Schweighæuser, Bas-Rhin 105 f.; Spach, L'abbaye de Marmoutier s. Bulletin, I. Série, IV, 2, 117—144. Das Kloster im Münstertal gestiftet von Childerich II, 660; Ebersheim 667; Weißenburg, Wizzunburg, zwischen 685 und 690; St. Sigismund bei Rufach, später St. Marx-Zell, um 677, dessen erster Abt Irnerius von einer Meerfahrt die Greifenklaue mitbrachte, welche durchs ganze Mittelalter dort zu sehen war

(Stöber, Sagen 66; Strobel, Geſch. I, 117). — Ueber die elſäßiſchen Klöſter ſ. Als. ill. I, 735 ff.

[66] St. Amandus, Stöber, Sagen, 371; Alſatia 1851, p. 93; Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaſſes, Colmar 1839, p. 250; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 65 ff. 126 ff.; Schilters Königshofen p. 1160 ff.; Hegel, Chroniken der deutſchen Städte VIII, Allgemeine Einleitung p. 10. — St. Gall, Stöber, Alſatia 1852, 142. — St. Arbogaſt, Stöber, Sagen 373 ff.; Hunkler p. 126; Vita S. Arbogasti bei Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 204 ff. Preuves N. 18; Königshofen ſ. Chroniken der deutſchen Städte IX, 629. Der heilige ſant arbogaſt, den ſuchet man mit kinden vaſt. Cunrad von Dankrotsheim in Strobels Beiträgen p. 115; Nachtrag zu Jac. de Voragine, Legenda aurea, von Gräſſe p. 881.; Ruyr, Sainctes antiquitéz de la Vosge, Espinal 1634, p. 122 f. — St. Florentius, Stöber, Sagen 204; Hunkler p. 272; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 227 ff.; der heilige ſante florentze, der do kinden behütet ir swentze, Cunrad von Dankrotsheim, Strobel, Beitr. p. 120; er hängt ſeinen Mantel an einen Sonnenſtrahl, Ruyr, Sainctes Antiquitéz p. 127; die Bändigung der wilden Tiere dargeſtellt in einem alten Bildwerk der Thomaskirche ſ. Heitz, Die St. Thomas-Kirche in Straßb. 1841, p. 95 und L. Schneegans, L'église de Saint-Thomas à Strasbourg. Strasb. 1842, p. 158. Ein Hymnus, der die einzelnen Legenden andeutungsweiſe aufzählt, aus einer Straßburger Handſchr. des 14. Jahrh. bei Mone, Lateiniſche Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 301. — St. Veitsgrotte bei Zabern ſ. Schweighæuser, Bas-Rhin 113 mit Abbildung: on s'y rend surtout en foule le premier jour du mois de Mai, et, pendant toute l'année, les femmes sujettes à des maladies hystériques déposent sur l'autel des crapauds de fer, croyant que la forme de cet animal ressemble à celle de la partie du corps où siègent ces maux. Ebenſo in Baiern: Frauen, die an der Bärmutter leiden, opfern in Kirchen gern eine wächſerne oder eiſerne Krotte (Leoprechting, Aus dem Lechrain, München 1855, p. 83). — Die Erſcheinung des h. Bonifaz im alten Münſter von Straßburg beſingt Ermoldus Nigellus, In honorem Hludowici, L. IV, v. 683 ff. (Pertz, Mon. II, 514). —

St. Emma, Stöbers Alſatia 1856—57, p. 145. Daſſelbe Wunder wird auch von der Leiche des heiligen Maternus erzählt, Stöber, Sagen p. 146. — St. Attala ſ. Schilters Königshofen p. 507 ff. Chroniken der deutſchen Städte IX, 636. Stöber, Sagen 376. — Ueber die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit der Legenden ſ. Hegel in der allgemeinen Einleitung zu den Straßburger Chroniken (Chroniken der deutſchen Städte, VIII, 10 ff.).

** Brun von Egisheim, geboren nach der Ueberlieferung auf dem Leonsberg, dem alten Dachsburger Schloß (Dugas de Beaulieu, Comté de Dagsb. 288), den 21. Juni 1002, Biſchof von Toul 1027 (ſ. Benoit de Toul, Histoire ecclesiastique et politique de la ville et du diocèse de Toul, Toul 1707, 4°, p. 350 ff.), beſtieg den päpſtlichen Thron als Leo IX 1049, ſtarb ein Jahr nach ſeiner Niederlage gegen die Normannen 1054. Seine geſchichtliche Bedeutung ſ. Gieſebrecht, Deutſche Kaiſerzeit, 3. Aufl. II, 452 ff. 491 ff. Spach, Saint Léon IX, le pape Alsacien im Bulletin II. Serie, II, 2, 159 ff. und in ſeinen Oeuvres choisies, Paris et Strasb. 1866 I, 1 ff. Grandidier, Oeuvres hist. inédites II, 36 ff. — Sagenhafte Züge verweben ſich ſchon in ſeine von einem Zeitgenoſſen, dem Archidiacon Wibert von Toul, geſchriebene Lebensgeſchichte: Vita S. Leonis IX papæ, Leucorum autea episcopi, Wiberto archidiacono cosetanco auctore, Lutetiæ Parisiorum 1615, von den zahlreichen Wundern an ſeinem Grabe zu Benevent u. ſ. w. zu geſchweigen, in deren Aufzählung zwei anonyme Italiener des 11. Jahrhunderts wetteifern (der eine in den Acta Sanctor. Bolland. Venet. 1738, April II, 665: Historia mortis et miraculorum ꝛc.; der andere bei Stefano Borgia, Memorie istoriche della pontificia città di Benevento, Roma 1764, II, 299: Vita et obitus S. Leonis IX papæ). Seine künftige Bedeutung wurde der Mutter nach Wibert durch ein Traumgeſicht (l c. 2), nach dem Anonymus bei Borgia (II, 301) durch eine fromme Frau vorausverkündet; der Neugeborene war der ſchönſte unter ſeinen Geſchwiſtern, aber am ganzen Leib mit Kreuzen bezeichnet (totum ejus corpusculum invenitur charaxatum quasi crucicularum stigmatibus, Wibert I, 2). Als Kloſterſchüler von Toul auf Beſuch bei ſeinen Eltern im Schloß Egisheim (Eginisheim) erwachte er nachts an heftigem Schmerz und fühlte das Ge-

wicht eines Tieres auf seiner Wange; es war eine Giftkröte, die sich an sein Gesicht klammerte und an ihm saugte. Er schlug sie mit der Hand weg und schrie seinen Dienern, welche sofort mit Lichtern herbeiliefen, aber das Schlafgemach vergebens nach dem Tiere durchsuchten. Vom Gifte geschwollen lag er zwei Monate lang zwischen Leben und Sterben; da sah er einesnachts eine Leiter vor seinem Bett, die bis in den Himmel reichte; ein Greis im Mönchsgewand kam herabgestiegen und berührte sein Angesicht mit einem Kreuz, das er in der Rechten hielt; es war der heilige Benedict. Wenige Tage später brachen die Giftgeschwüre auf, und der junge Graf genas. So erzählt der Zeitgenosse Wibert (I, 5); nach der noch heute im Elsaß lebendigen Sage war die Kröte der Böse selbst gewesen und wurde Leo durch die wunderbare Rettung bestimmt, sich dem geistlichen Leben zu widmen (Stöber, Sagen 74). Das schloez zu Tageszburg ist gewesen die wonnung des heilgen graven Hugen und der heilgen grevin Hedwig, die in elichen standt durch gnad gottes gehebt haben den heiligen sun Leo, den der tuffel zu hindernusz der christenheit woldt in synner kindtheit in gestalt einer krotten umbracht haben (Chronik des Maternus Berler, p. 12 im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, I, 1843). Selbst die Tiere verkündeten sein Lob: ein Hahn in Benevent rief mit Menschenstimme Leo papa (Wibert II, 3); ein Papagei, den ihm der König von Dänemark zum Geschenke sandte, rief auf der ganzen Reise, ohne daß man es ihn gelehrt hatte: ad papam vado (eb. II, 4). Diese albernen Erfindungen scheinen auf die wundersüchtige Zeit besonderen Eindruck gemacht zu haben: wenigstens weiß der Mönch Richer von Senones (13. Jahrhundert) aus dem Leben des großen Papstes nichts Wichtigeres anzuführen, als daß die Hähne in allen Städten, Dörfern und Burgen, durch welche er gekommen sei, immer in der betreffenden Landessprache Leo papa geschrieen hätten (Abbatiæ Senoniensis historia bei d'Achery, Spicilegium, Parisiis 1723, II, 616). Leo legte einen Aussätzigen, welcher Christus selber war, in sein Bett (Wibert II, 15); bei seinem Tode begann die Glocke auf St. Peter von selbst zu läuten (der Anonymus in den Acta SS. April II, 667 und der bei Borgia II, 330). Bei keinem der älteren Schriftsteller findet sich die im Munde des elsäßischen Volkes lebende

Sage, wornach der Graf Hugo von Egisheim, dem ein altes Weib geweißagt hatte, er werde einſt ſeinem Sohne den Staub von den Füßen küſſen, die Ermordung des Knaben befahl. Der Jäger aber, dem der Auftrag wurde, verſchonte das Kind und brachte dem Grafen das durchſchoſſene Herz eines Rehbocks. Von Jahr zu Jahr ſteigerte ſich die Gewiſſensqual des Vaters, bis er auf den Rat ſeines Beichtigers im Büßerkleid nach Rom wanderte, um beim Pabſte ſelbſt Abſolution für ſeine Tat zu erflehen. Zerknirſcht küßte er des Papſtes Füße; aber dieſer hob ihn auf und umarmte ihn und gab ſich als ſein Sohn zu erkennen (Stöber, Sagen 71). Die Elſäßer hiengen durch das ganze Mittelalter mit Stolz an ihrem großen Landsmann: semper Alsaticis papa Leo in ore est, bezeugt Wimpheling (Rerum Germanicarum Epitome 2, 26). Um ſo auffallender iſt es, daß ihn Königshofen für einen Herrn von Braunſchweig hält (Chroniken der deutſchen Städte IX, 556). Noch heute iſt ſeine Popularität nicht geſchwunden: er iſt im Oberelſaß wie St. Morand im Sundgau und in Schwaben der heilige Urban der Patron der Winzer; als ſolcher hat er einen beſondern Altar in der Kirche von Kaiſersberg und iſt abgebildet mit einer Traube in der Hand (Stöber in Frommanns Mundarten VI, 8). Früher wurde ſeine ſeidene Dalmatica (ſine bobeſtliche ſydin cappe, Schilter, Königshofen p. 188), welche er in Straßburg zurückgelaſſen hatte, in der Kirche Jung St. Peter am Mittwoch vor Oſtern der Gemeinde gezeigt (Wimpheling, Argentinensium episcoporum catalogus, 1508, fol. XXIX unter Biſchof Hetzelo).

[87] Die Legende der h. Odilia, Patronin des Elſaßes, Stöber, Sagen, p. 168 ff.; Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaßes p. 307 ff.; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 341 und Oeuvres historiques inédites I, 118; Mabillon, Acta SS. Bened. IV. 441; Schilters Königshofen p. 515 ff. Chroniken der deutſchen Städte IX, 635 und Anm. 1; Nachtrag zur Legenda aurea des Jacobus von Voragine, Ausg. v. Gräſſe p. 876. — K. L. Roth (der St. Odilienberg in Stöbers Alſatia 1856—57, p. 65—118) leugnet die hiſtoriſche Exiſtenz der h. Odilia, ſ. dagegen Levrault im Bulletin, I. Série, II, 1, 147. Vergleiche über die Streitfrage Spach, Lettres sur les Archives Departementales du Bas-Rhin, Strasb. 1862, p. 146 ff.

Die zahlreichen Wachsaugen, als Votivbilder in der Odilienkapelle bei Freiburg aufgehängt, bezeugen, daß die blindgeborene Heilige besonders ihren Leidensgenossen Hilfe gewährt. Nach einer Localsage von Scherweiler wurde das Kind in einer Kiste auf dem Wasser ausgesetzt; als es gegen eine Mühle in Scherweiler, welche noch jetzt Odilienmühle heißt, geschwommen kam, standen die Räder still; der Müller fand das Mägdlein und erzog es (Alsatia 1858, p. 268. Das burgundische Kloster heißt Palma, jetzt Beaume-les-Nones bei Besançon. Die Lebensbeschreibungen des h. Hidulf dagegen sagen, daß Herzog Ettichо und seine Gemahlin Bereswind ihr blindgeborenes Kind ins Kloster Moyenmoutier (jenseits der Vogesen im Tal von Senones) zu dem Heiligen brachten, wo die Taufe und das Wunder statt hatten. Eine zu jenem Kloster gehörige Johanneskirche lag am Fuße eines Felsen Palma, s. Belhomme, Antiquitates montis Vogesi et præsertim Mediani in eodem monasterii, Argentorati 1733, 4° p. 60. 68 u. a; Ruyr, Sainctes Antiquitéz de la Vosge p. 165 ff. Lateinische Liederchen Ad S. Odiliam s. Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 468. Deutsche Volkslieder bei Simrock (die deutschen Volkslieder, Frankfurt 1851 p. 146), Ernst Meier (Schwäbische Volkslieder Berlin 1855 p. 370), Birlinger (Pfeiffers Germania V, 373; Schwäbische Volkslieder, Freiburg 1864 p. 50). — Der Feldrittersporn heißt St. Ottilienkraut (Högg, die altdeutschen Götter im Pflanzenreiche, Stuttgart 1872, p. 31).

Ettichо heißt in einer Urkunde Karlmanns von Bruocmagad (Brocomagus, Brumpt) 770 Adalricus sive Athicus dux, Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, Pièces justif. N. 60. — Er ist, wenn man den Genealogen glauben will, der Ahnherr zahlreicher berühmter Geschlechter, der Capetinger und Bourbonen, der Grafen von Egisheim, der Habsburger, der Zähringer und des badischen Fürstenhauses, des Lothringischen Herzoghauses, der Hohenlohe, der Grafen von Flandern, s. Als. ill. I. 754 f.; Golbéry, Haut-Rhin p. X; Stammtafel bei Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 347. — In Oberehnheim zeigte man noch in neuerer Zeit das Schloß Ettichos, Schweighæuser, Bas-Rhin p. 48.

Ueber den Odilienberg s. K. L. Roth in Stöbers Alsatia 1856—57, p. 65 ff. Aeltere Beschreibungen von Pfeffinger, Hohen-

burg, Straßb. 1811, und Silbermann, Beſchreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberg, Straßb. 1781. Vergl. Gyss, Histoire de la ville d'Obernai, Strasb. 1866, I, 1 ff. Die Literatur über Odilie und den Odilienberg ſ. Migneret, Description du département du Bas-Rhin Strasb. 1858 I, 456 ff.

[39] Wie langſam die Verchriſtlichung gieng, bezeugt Agathias (um 570), der die dritte Generation nach der Bekehrung als noch ganz im heidniſchen Aberglauben befangen ſchildert. Während die Franken den chriſtlichen Kirchen Ehrfurcht erweiſen, ſagt er, plündern ſie die Alemannen ſchonungslos: denn ſie haben einen andern Glauben (ἕτερα γὰρ ἐκείνοις ἐς τοῦτο δοκεῖ. Agathiæ Historiarum II, 1), und noch mehr als dritthalb Jahrhunderte ſpäter nennt Ermoldus Nigellus die Straßburger ein übles Volk, das üppig durch Ehren und Reichtümer nichts von der Liebe Gottes wiſſe; ihre barbariſche Sprache ſei bisher der heiligen Schrift unkundig geblieben; erſt der aus Sachſen gekommene Biſchof Bernold (822—40) wirke als Dolmetſcher des göttlichen Wortes. (Elegia I, 153 bei Pertz, Mon. II, 519).

[40] Die Alamannen opferten Bäumen, Flüſſen, Hügeln und Schluchten; den Opfertieren wurden die Köpfe abgeſchnitten. Die Stelle des Agathias lautet: δένδρα τε γάρ τινα ἱλάσκονται, καὶ ῥεῖθρα ποταμῶν καὶ λόφους καὶ φάραγγας, καὶ τούτοις ὥσπερ ὅσια δρῶντες, ἵππους τε καὶ βόας καὶ ἄλλα ἄττα μυρία καταθύοντες ἐπιθειάζουσιν (I. 7). Vergleiche das Verbot des h. Pirmin zu Anfang des 8. Jahrhunderts: Nolite adorare idola, non ad petras neque ad arbores, non ad angulos neque ad fontes; ad trivios nolite adorare nec vota reddere (Grandidier, Hist. d'Als. I, 47; Stälin, Wirtemb. Geſch. I, 163). — Die Stellen über den Heiligenforſt, foresta sancta, aus Schöpflin zuſammengeſtellt von J. Grimm, Mythologie p. 65. Auch an die St. Leonhardskirche bei Börſch, ecclesia S. Leonardi ad quercum, heftet ſich die Sage von einem alten Götterhain, ſ. Grandidier, Hist. d'Als. I, 48. Strobel, Geſch. des Elſ. I, 14, Anm. 2.

[41] Nemetes, Nemetæ, Νέμετες, Νεμῆται vom galliſchen nemed Heiligtum, bretoniſch nemet Wald; das Wort NEMHTON ſteht auf einer von einem Gallier mit griechiſchen Buchſtaben ge-

ſchriebenen Inſchrift, (Glück, Die bei Cäſar vorkommenden keltiſchen Namen, p. 16, Anm. 2). Die Stelle aus dem Indiculus paganiarum: de sacris silvarum, quæ nimidas vocant, ſucht Grimm vergeblich aus dem Deutſchen zu erklären (Mythol. p. 614). Vernemetum wird von Venantius Fortunatus (I, 9, 9) mit fanum ingens überſetzt, großes Heiligtum; ver iſt Verſtärkungspartikel wie in dem berühmten Namen Vercingetorix, der ſehr ſtarke Herr (ſ. Glück, ib. 76. 175). Das keltiſche Wort nemed kommt von nem Himmel (Bacmeiſter, Alemaniſche Wanderungen I, 141) und hat alſo nichts mit dem lat. nemus gemein, griech. νέμος Weideplatz, triftenreicher Wald, von νέμειν weiden. Näheres bei Becker, in Kuhns und Schleichers Beiträgen zur vergleichenden Sprachforſchung, IV, 130 ff. — Den Namen Triboker wollte Grimm gleichfalls, wie bereits Schilter, aus dem deutſchen Dreibuchen, einem Stammesheiligtum, erklären; allein auch dieſes Wort iſt keltiſch und bedeutet Hügelbewohner (tri durch, entlang und boc Schwellung, Hügel, wie in Melibocus), Zeuß, die Deutſchen und die Nachbarſtämme, p. 220 und Glück, ib. 158 f.

[41] Grandidier, Essais hist. sur la cathédrale de Strasb. p. 7. 255; Hist. d'Als. I, 50; Piton, Strasbourg illustré, I, 335. — Stöber, Sagen p. 454 ff. — Chlodwigs Taufe fand bekanntlich in Rheims ſtatt, Gregor. Tur. II, 31.

[42] Alſatia 1851, p. 157. 1852, p. 145. Ueber die Mädchenorakel in der Andreasnacht ſ. Stöber, Sagen p. 25.

Derſelbe Spruch von der Heilwog wie bei Colmar auch drüben überm Rhein im Kinzigtal, ſ. Schreibers Taſchenbuch I, 328. — Ueber den Helgenbronn beim gleichnamigen Dorf im Sundgau ſ. Rochholz, Drei Gaugöttinnen, Leipzig, 1870, p. 60.

[43] Den älteſten Bericht über dieſe orgia Bacchi Venerisque sacra aut tartareas Plutonis faces gab Wimpheling, Argentinensium Episcoporum Catalogus, 1508, unter Albertus I, Blatt LXV; darnach Schadäus, Beſchreibung des Münſters zu Straßb., 1617, p. 84. Ein ähnliches Bild entwirft Maternus Berler in ſeiner Chronik: Nun was zu Straszburg ein solche gewonheit das jerlich am abent der kyrchweihung desz obersten temples ein Grosz volck usz allen flecken weib und mann in dem tempel zusammen kam, do erhupt sych dan ein solche ungestumig-

keit mitt schwetzen, lachen, suffen und fressen, und so eins ettwen entschlieff so fandt man edlich bosz knaben, die hefften derselbigen mentel oder kleyder mit negel uff die stiel und benk, edliche negten underweillen zwey zesammen. Auch legt man ein fasz mitt wein in sanct Catherinen capell und wem wein gebrast, der fand yn ze kouffen. Und geschach grosz hurery und bybery, darvon nitt ze schriben. Darwider prediget der heilig doctor Johannes Keyssersberg so hefftig und trefflich, das solche bose gewonheit ward abe gethon mitt hilff Petter Schott ammeisters. (p. 119 im Code historique et diplomatique de Strasbourg I, 1843.) — Die Weinstiftung des langen Ellenhard für Pilgerinnen s. Schneegans in Müllers und Falkes Zeitschr. für deutsche Culturgeschichte, Nürnb. 1858, III, 24. Anm. — Ueber den „langen Elnhart" s. Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter, Straßb., 1871, 138.

[44] s. das Lied in Stöbers Volksbüchlein, Straßb. 1842 p. 56. Alsatia 1851, p. 140. Uhland in Pfeiffers Germania V, 275 (Uhlands Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage III, 30).

[45] s. den lieblichen Kinderbrauch in Stöbers Alsatia 1851, p. 144 ff.

[46] „Zuo dem sechßten so weicht man auch das feuer an dem Osterabent; das ist auch ze gebrauchen in den heuseren, wan der segen daruff gat." Geiler von Kaiserésberg, Emeis, s. Stöber, Zur Geschichte des Volks-Aberglaubens im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Basel 1856, p. 57.

[47] Spuren dieses Weiberfestes auch in Wirtenberg: die Weiberzech zu Ochsenbach bei Güglingen, ein Volksfest, in der Schwäbischen Chronik auf das Jahr 1790, verfaßt von Christian Gottfr. Elben, Stuttgart, N. 94 (6. Aug.) und hiernach bei Fabri, Beyträge zur Geographie, Geschichte und Staatenkunde, Nürnberg 1791, I, p. 161, auch in Vulpius Curiositäten VII, 91 und E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben, II, 377. 379. Daß das schöne Geschlecht im Elsaß sich übrigens mit diesem einen Freudentage nicht begnügte, ersehen wir aus den alten Ordnungen von Pfirt (aus dem 16. Jahrhundert): „Nachdem ein Gottloser brauch, wider alle Zucht und Erbarkeit, eingerissen, und Je länger Je mehr gebraucht würdet, Namblich daz sich die weibspersonen, so es doch

an den mannen zu vil iſt, Inn die wirthsheuſer ſetzen und ſich gleich den mannen beweinen, Ire Vernunft verlieren, übelſchweren und andere unzüchtige wordt und werkh volbringen, die Sie ſonſt, wo Sie niechter weren, unterlieſſen, und alſo die weibliche ſchamb, Zucht und Ehr hindan ſetzen; Diſem laſter und übel fürzekhommen, ſoll hinfüro khein weibsperſon und ſonderlich an denen ordten, da Sie daheim und wonhafft iſt Inn einich Würdtshauß ze zechen nit ſitzen, bey ſtraf ein Pfundt zehen ſchilling Jedesmal ꝛc. (Bonvalot, Coutumes de la Haute-Alsace dites de Ferrette, Colmar 1870, p. 218). In Straßburg wurden am Schwörtag die Frauen unter ſich von der Gemeinde freigehalten, daher das Sprichwort: Der Männer Schwörta, der Wiwer Zechta. (Piton, Strasbourg illustré, 1855, I, 172; ſ. Gérard, L'ancienne Alsace à table, Colmar 1862, p. 142).

[48] Vergl. Kleine Thanner-Chronik, Mülhauſen 1855, p. 82. — Um die Hitze der Kämpfenden zu mäßigen, läßt man zum Ergetzen der Zuſchauer die zwei Feuerſpritzen der Stadt unter ſie ſpielen (Auffſchlager, Das Elſaß, Straßb. 1825, II, 157). Anderswo iſt das Freudenfeuer auf eine einfache Fackel zuſammengeſchwunden: „Es war allwegen der Brauch, das an ſanct Joannis Abendt die Oberlinger ein Fackhel auf dem Vichmarckht anzindeten" (Chronique des Dominicains de Guebwiller publ. par Mossmann, Guebw. 1844, p. 90, ad a. 1485).

[49] Das Bohnenfeſt, Alſatia 1851, p. 109. — Der Hahnentanz, ſ. Stöber, Der Kochersberg, Mülhauſen 1857, p. 49. — L. Schneegans, Das Martinsfeſt und deſſen Feier im biſchöflichen Pallaſte zu Zabern im J. 1578, Alſatia 1851, p. 65 ff.

[50] Die Schuhmacher und Schneider, Strobel, Geſch. III, 501. — Der Tanz der Bäcker iſt abgebildet in dem Prachtwerk von J. M. Weis, Représentation des fêtes données par la ville de Strasbourg pour la convalescence du Roi, à l'arrivée et pendant le séjour de Sa Majesté en cette ville, 1744, fol. — Auf eine Art Schwerttanz zur Frühlingsfeier bezieht ſich auch das vielerwähnte, aber leider ſehr unklare Lied Goelis, das vom Rhein und von Kolmarhüten (Kolmârhüete) ſpricht. (Von der Hagen, Minneſinger II, 78. IV, 419. — Haupt, Neidhart von Reuenthal, Leipz. 1858,

p. XXIV. — Grimm, Mythl. 740. — Menzel in Pfeiffers Germania I, 70. — Uhland ebenda VI, 321).

[51] Ueber die Todtenſchuhe, im Norden Helskó Helſchuh geheißen, ſ. Grimm, Deutſche Mythologie 795 f., Simrock, Deutſche Mythologie 137 f. — Nach engliſch-ſchottiſchem Aberglauben muß man einmal im Leben einem Armen ein Paar Schuhe ſchenken; denn ſonſt muß man nach dem Tode barfuß über einen weiten mit Dornen und Raſen bewachſenen Raum gehen. Hat man aber jenes getan, ſo wird einem am Rande der Strecke ein alter Mann begegnen, welcher die Schuhe bringen wird, ſo daß man unverletzt darüber fortgehen kann (Kuhn in Hagens Germania VII, 438, Nr. 37). — Das älteſte Zeugniß für dieſe Vorſtellung in Deutſchland, die Visio Godeschalci, um 1188 (Leibniz, Scriptores Rer. Brunsvig. I, 872) ſ. Liebrecht zu Gervasius p. 90 und Haupts Zeitſchr. IX, 181. — Der Brauch, den Todten ein Paar Schuhe mitzugeben, ſoll auch jetzt noch in Irland herrſchen (Liebrecht zu Gervas. p. 91). — Was die Rückkehr der Wöchnerin betrifft, ſo denke man an die rührenden Züge der über das Grab hinaus fortwirkenden Mutterliebe in den deutſchen Märchen. In einer badiſchen Sage verlangt eine mit ihrem Kind begrabene Wöchnerin Faden, Nadel, Scheere, Fingerhut, Wachs und Seife, damit ſie für ihr Kind arbeiten könne (Baader, Volksſagen Nr. 304).

[52] Ueber das Bitſcher Ländchen berichtet Ulysse Hinglais in der Revue moderne, 1. Dec. 1867. — Elſäßiſche Volkslieder ſ. Stöber, Elſäſſiſches Volksbüchlein, Straßb. 1842 u. 1859; Alſatia 1854—55, p. 170 ff. — Mariakircher Berggeſänge, Alſ. 1853, 111. — Straßburgiſches Liederbuch von 1592 ſ. Birlingers Alemannia, Bonn 1871, I, 1 ff. — Elſäßiſche Volksmärchen: Die Geislein und der Wolf, Volksbüchlein 1842. p. 100. Hänſel und Gretel ib. 102. Mann und Frau im Eſſigkrug ib. 109. Frau Holle (der Name kommt übrigens nicht vor, ſie heißt einfach „e wieſſe Madam") ib. 113. Erdmännchen, Alſatia 1852, p. 77. Die zwei Kinder mit dem goldenen Stern, Alſ. 1854—55, p. 97. Erlöſung der ſchönen Prinzeſſin, Alſ. 1856—57, p. 52. Der redende Todtenkopf, Alſ. 1858—61, p. 264. Die drei Flaſchen, neueſtes Märchen, Alſ. 1854—55, p. 205. — Ueber die Spinnſtube ſ. den Aufſatz von Barack in Müller-Falke, Zeitſchr. für deutſche Kulturgeſch. IV, 36 ff.

[53] Stöber, Volksb. 1842, p. 38. — Eine Aufzählung von Straßburger Kinderspielen findet sich auch in Arnolds Pfingstmontag, 2. Ausgabe 1850, p. 24 und 89.

[54] Zischdi, singt in Arnolds Pfingstmontag der Bauer Claus vom Kochersberg, 2. Ausg. p. 191. — Wie Diestag zu Dienstag, so wurde ziestag zu zinstag, Salbuch der Stadt Straßburg aus dem 13. Jahrh. (Strobel, Gesch. I, 318). Geiler von Kaisersberg gibt davon folgende Etymologie: „Von dem Zinß kumpt här das Wort Zinßtag, denn die Römer sammelten am selben Tag in den Zinß; die von Nürnberg und die Beyer sprechend im Eristag. Kumpt här von es, aeris" (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausg. von Frommann, München 1869, I, Sp. 128). Diesen bairischen Namen Ertag, Erchtag, von Er, Ear, Eor, einem andern Namen des Kriegsgottes (Grimms Mythologie p. 183), finde ich einmal bei Murschel in der Form Erichtag (Flos reipublicae Argentinensis, Straßb. 1653, 4°, p. 17).

[55] Ueber die Heiligkeit des Donnerstags s. Grimm, Myth. 178 f. Alsatia 1851, 100. 1852, 125: Noch im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde am Oberrhein der Donnerstag gefeiert. In Straßburg war er der gesetzliche Hochzeitstag (Hochzeitordnung deß Heyligen Reichs Freyen Statt Straßburg, 1648, § 5). — Donnerkeile s. Stöber in Frommanns Mundarten II, 503. III, 485. Wurrum e Dunderax gern fallt bym e Gewitter. Arnolds Pfingstmontag, 2. Ausg. p. 110. — Un wenns Dunderaxe dät räje, kämt er her. ebend. 117. — Die Celte s. Bulletin II. Série, II, 2, 135.

[56] Ob das Wudental im Dachsburgischen von ihm den Namen hat (Wuden, Woden wäre fränkische Form), möge dahin gestellt sein, bis sich das Wort in ältern Urkunden findet. Ortsnamen mit Wotan, Voden s. Förstemann, Altd. Namenb. II, Sp. 1566; Müllenhoff in Haupts Zeitschr. XII, 403; in Hessen s. Lyncker, Deutsche Sagen in hessischen Gauen, Cassel 1854. p. 3. — Sicher abzulehnen ist dagegen die Zurückführung der elsäßischen Ortsnamen Baldersheim, Baldebrunn u. a. auf den Gott Balder (J. Grimm in Haupts Zeitschr. II, 256; Alsatia 1851, p. 93; Stöber, Sagen p. 223); das sind Zusammensetzungen mit altdeutschen Mannsnamen Baldo, Baldheri, Balderich: Balders-

heim bei Enſisheim, Baltersesheim, 837 (Als. ill. I, 716), Baltbersheim, 994 (Grandidier, Hist. d'Als. Pièces just. tit. 339) von Baldhari, Baltheri. — Baldenheim, ſo ſchon in Urk. von 817 und 824 (Als. ill. I, 994; Grandid. l. c. tit. 339), von Baldo. Ebenſo Bollweiler, Baltowiler, 727 (Grandid. l. c. tit. 24) und Ballbronn, Baldenbrunne 1193, Baldeburn 1204 (Als. ill. II, 229). — Ballersdorf, Ballersdorf im Sundgau, Balderichesdorf, 823 (Als. dipl. Nr. 86) von Balderich. — Aehnliche Ortsnamen in Baden ſ. Schreiber, Taſchenbuch V, 65. Baldeneck, Baldenauer Hof in der Pfalz, A. Becker, die Pfalz 755. Vergl. Förſtemann, Altd. Namenb. II, Sp. 172 ff.

[67] Wutanes her vnd alle sine man, dy di reder vnd dy wit tragen, geradebrecht vnd irhangen. Keinz, Beſchwörungsformel 19 (Sitzungsberichte der bairiſchen Akademie 1867, II, 1). Dô quam er under daz wôden her, Heinrich der Löwe (15. Jahrh.) Str. 66 (Maßmann, Denkmäler deutſcher Sprache und Literatur, München 1828, I, 132). In Schwaben Wutesheer und Mutesheer, 's Wuotas und 's Muotas (E. Meier I, 127 f), wuoteshere in der Zimmeriſchen Chronik (IV, 221), in Vorarlberg Wuothas (Haupts Zeitſchr. XI, 170), Wütisheer in der Gegend von Bern (Bernaleken, Alpenſagen, Wien 1858, p. 89). In Norddeutſchland heißt der wilde Jäger noch immer Wode (Müllenhoff, Sagen der Herzogtümer, Kiel 1845, p. 372; Kuhn, Sagen aus Weſtfalen, Leipz. 1859, I, p. 359 ff).

[68] Der Glockenklang iſt verhaßt den Zwergen (Grimm, Mythologie 428), den Rieſen (ebenda 520), den Teufeln (ebenda 974), den Hexen (eb. 1039. 1057), den Feen (Alſatia 1852, 144). Im Elſaß läutet man bei Gewittern gegen die Wettermacherinnen, beim Abſcheiden von Sterbenden, um die böſen Geiſter zu verſcheuchen (Alſ. a. a. O.). Es wirt darausz genummen, das man wider das wetter leutet, daz man mit dem leuten die böesen geist vertreibt, so sie hören die trummeten gotes, die glocken. Wan im alten gesetz, da bruchten sie trummeten, als wir ietz glocken bruchen. Geiler von Kaiſersberg, Emeis (Stöber, Zur Geſch. des Volksaberglaubens p. 66). ſ. Pfeiffers Germania IV, 83.

[69] Die Hunde des wilden Jägers haben uralt mythiſche

Bedeutung als Windſymbole. Saramâ, die Götterhündin in den Veden, der Jagd- und Spürhund Indras, heißt Wind; ihre beiden Söhne Sârameya ſind die Wächter des Todtengottes Yama und Seelenführer, in griechiſcher Anthropomorphoſe Ἑρμῆς (aus Ἑρμείας = Sârameyas) ſ. Kuhn in Haupts Zeitſchrift VI, 117 ff; Mannhardt, Götter, p. 122; Weber, Indiſche Studien II, 296 ff. Hund als Unterweltstier im Geleite der Hecate, welche ſelber, wie der ägyptiſche Anubis, der Sohn der Unterwelt, einen Hundskopf hat. (Wackernagel im Neuen Schweizeriſchen Muſeum V, 340 ff). Iſis als Unterweltsgöttin reitet auf einem Hund (Dio Cassius 79, 10). Bekannt ſind die Hunde auf den mittelalterlichen Grabdenkmälern. Heulende Hunde, Vorzeichen des Todes ſ. Henderson, Folklore 32; Kelly, Indo-European Tradition and Folklore 110. Die Hunde Wodans und der Nornen ſ. Grimm, Mythologie 381. 633. Vergl. Rochholz, Drei Gaugöttinnen, p. 18 ff.

** Der beſtunterrichtete zeitgenöſſiſche Chroniſt Nithard verlegt den Ort des Verrats ausdrücklich in die Nähe von Sigoldsheim: Quamobrem imperator una cum omni quod habebat imperio, tres reges filiique eius adversus eum cum ingenti exercitu, insuper papa Gregorius cum omni comitatu Romano, Elisatiam confluunt juxtaque montem Siguualdi castra ponunt, ac variis affectationibus populum, ut a patre deficeret, filii compellunt (Historiarum L. I c. 4 bei Pertz II, 652). Am 8. Juli 833 erließ Pabſt Gregor IV eine Bulle zu Colmar: pro Aldrico Cenomannensi episcopo, data Cohlambur (Columbariae). Die Bulle iſt aufgeführt von Grandidier, Hist. d'Alsace I. Pièces justif. tit. 164. Die Ebene zwiſchen Sigoldsheim und Colmar, welche zuvor Rotfeld geheißen hatte, führte von da an den Namen Lügenfeld: Denique filii eius coeptum peragere cupientes in pago Helisacino in loco qui dicitur Rotfelth, id est rubeus-campus, juxta Columbarium, qui deinceps Campus-mentitus vocatur, se conjunxerunt (Annalium Bertinianorum Pars I, a. 833 bei Pertz I, 426). Usque in magnum campum qui est inter Argentoriam (nach andern Handſchriften Argentoratum) et Basilam, qui usque hodie nominatur Campus-mendacii, ubi plurimorum fidelitas extincta est (Thegani Vita Hludowici Imp. c. 42 bei Pertz II, 598). Tandem ergo ventum est festivi-

tate sancti praecursoris Christi Johannis in locum, qui ab eo, quod ibi gestum est, perpetua est ignominia nominis notatus, ut vocetur Campus-mentitus (Vita Hludowici Imp. a. 838, bei Pertz II, 635).

Der Name Ochſenfeld rührt von einem daſelbſt abgehaltenen Viehmarkt her: „Von dieſem uns bekannten und Bannſtößigen groſſen, vier Stund langen und drey Stund breiten Ochſenfeld dienet zu wiſſen, daß es alſo geheiſſen werde, weilen vor Zeiten der groſſe Ochſen- und Rindermarkt allda gehalten worden, alſo daß aus Schwabenland, Schweitzerland, Schwarzwald, Breißgau und den Freybergen die Viehhändler auf und bey dieſem Feld zuſammen kommen, ihr Vieh allda gefüttert, geweydet, erhalten, verhandelt, und den Niderländern aus dem untern Elſaß, Weſterreich, Lothringen und auch Burgund kommenden Handelsleuthen verkauft haben" (Kleine Thanner Chronik, [1766], Mülh. 1855, p. 24). — Ueber die hergenrückten Helden ſ. Grimms Mythologie 905 ff.

[61] Der Kampf des weißen und des roten Heers auf dem Rotbfeld bei Rixheim, in welchem das weiße ſiegt, ſ. Stöber, Sagen p. 17. — Mit der Umfahrt der Götter und der wilden Jagd ſtehen auch die zahlreichen Sagen von Geſpenſterwagen in Verbindung, z. B. die Geſpenſterkutſche von Hohen-Rappoltſtein (Stöber, Sagen 115), von Buchsweiler (ebenda 264. 267), die Teufelskutſche von Schnierlach (eb. 106), die nächtliche Kutſche von Illfurt (Stöber, Das vordere Illtal p. 40), die Geiſterkutſche von Straßburg (Alſatia 1854, p. 213), die Burgſage vom Heidenſchloß bei Ebersheim (Schweighæuser, Bas-Rhin. p. 29), ferner die Sage: Der Teufel als Koch (Alſatia 1856, p. 134). — In verſchiedenen Gegenden Deutſchlands iſt der Umzug der Geiſter zuweilen von einer wunderſchönen Muſik begleitet, ſo auch in der elſäßiſchen Sage aus dem Dorfe Rohr im Kochersberg (Stöber, Der Kochersberg, Mülhauſen 1857, p. 63) ſ. beſonders Kuhn, Sagen aus Weſtfalen, Leipz. 1859, I, p. 183.

[62] Darnauch ſo ſoll man eren
Nicłaum den Biſchof und herren,
den begont die ſchüler lobelich
und dunt ſich an und zierent ſich
in engeliſcher wot und lond ſich ſchowen. (engliſche wät,

Engelskleid, hieß das Meßgewand). Conrad von Dankrotsheim, Schöffe zu Hagenau 1410—30 (Mones Zeitschrift für Gesch. des Oberrh. II, 323), in seinem Kinderkalender: Das heilige Namenbuch, Ausg. von Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur, Straßb. 1827, p. 121. — Die Chorknaben von Straßburg wählten am Nicolaustag aus ihrer Mitte einen Bischof, der mit den Insignien bekleidet in den Weihnachtsfeiertagen durch Straßen und Kirchen geführt wurde. Dabei sang die Jugend ein dem Aufzug entsprechendes Lied. Ein solches aus dem Jahr 1521 ist erhalten in der Panegyris Carolina, einem lateinischen Lobgedicht auf Kaiser Karl V, von Hieronymus Gebwiler, Lehrer an der Domschule zu Straßburg (Strobel, Gesch. IV, 130). — Ueber die Ausschreitungen dieses ursprünglich auf den Tag der unschuldigen Kindlein fallenden Knabenfestes s. Grandidier, Essais historiques sur la cathédrale de Strasb. p. 72 und L. Schneegans bei Müller-Falke, Zeitschrift für deutsche Kulturgesch. III, 23.

** Der Schwank ist vielverbreitet, z. B. in den Niderlanden (Wolfs deutsche Märchen und Sagen 145), am Rhein (Simrock in Wolfs Zeitschr. II, 13), im Odenwald (Wolfs Zeitschr. I, 41), in Schwaben (Meier, Schwäb. Märchen Nr. 11), in der Bukowina (Wolfs Zeitschr. I, 471), in Westfalen (Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, II, 238), in Siebenbürgen (Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1857, p. 130), in der Oberpfalz (Schönwerth, Aus der Oberpf. III, 301) s. das treffliche Gedicht Petersens (Wolfs Zeitschrift IV, 50).

** L. Schneegans, Das Pfingstfest und der Koraffe im Münster zu Straßburg, Alsatia 1842, p. 189 ff. Vergl. Alf. 1858—61, p. 52 ff. Stöber, Sagen 487 ff.

** Stöber, Sagen p. 32. 134. 153. — Grandidier, Hist. d'Alsace I, 47 f. — Die Kapelle Marie in Eichen zwischen Thumenau und Plobsheim soll auf der Stelle eines druidischen Heiligtums erbaut sein (Schweighæuser, Bas-Rhin. 40).

** Drittens ward des Kaisers Caroli M. Mutter, der Berta gedacht, von welcher Joachimus Camerarius in Chronolog. Nicephori p. m. 129 schreibet, daß es ein zorniges vnd schier wütendes Weib gewesen; daher die Alten, wann sie jhre böse schreyende Kinder haben stillen wollen, jhnen mit der wilden Berta, so bey Nachts vmb die Häuser gehe vnd die böse Buben zerreisse, gedrohet haben.

Martin Zeiller, 606 Episteln oder Sendschreiben, Marpurg 1656, II. Hundert, 96. Epistel, p. 538.

[67] Dieselbe Sage von der Fronfastenfrau in Baden (s. Baader, Neugesammelte Volkssagen, Karlsruhe 1859, N. 62) und anderwärts, z. B. im Voigtland (Bechstein, Thüringer Sagenbuch, Wien u. Leipzig 1858, II, 162), im Orlagau (Börner, Volkssagen aus dem Orlagau, Altenburg 1838, p. 159: Die betrogene Perchtha).

[68] Das älteste Zeugniß für das Bechten im Elsaß bringt Conrad von Dankrotsheim in seinem mehr erwähnten Namenbuch (um 1430). Er stellt in diesem für die „jungen Kinder" bestimmten Kalendergedicht Behte als eine Heilige dar, welche zwei Braten am Spieß auf der Achsel von Haus zu Haus trug und ihre Nachbarn zu Gaste lud. Ihr Tag fällt zwischen den des Bischof Thomas von „Cantelberg" und den Silvesters, also auf den 30. Dec.

Darnach so kumet die milte behte,
die nach hat gar ein groß geflehte (große Nachkommenschaft).
die stickt zwene braten an den spiß
und briete und machte einen guten friß (Imbiß)
und geriet in uff die ahsel fassen (geraten, Hilfszeitwort)
und ginge mitte behten affter den gassen
und drug da uff on alles duren (Bedauern, Reue)
und lud ir guten nachgeburen
und ir brüder und ir swester.
Do kam der heilige bobest silvester
und broht eine brotwurst in der hende,
mit dem so nymet das jor ein ende.

Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur p. 128.

Die syncopierte Form Bechte für Berhta kommt auch sonst vor: bei Heiligkreuz heißt eine durch Gespensterspuk verrufene Stelle der Bechtenwinkel (Alsatia 1852, p. 150; 1858—61, p. 262). Bechta Frauenname in einer Urk. von 1336 (s. Stark, Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868, p. 26). — Bechten wurde schließlich gleichbedeutend mit betteln, hat jedoch sprachlich mit dem „Fechten" der Handwerksbursche, womit es einige identificieren, nichts zu schaffen (s. Grimms Wörterbuch s. v. fechten).

[69] s. Hocker, Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen,

Düſſeldorf 1857; Gräſſe, Sagenbuch des preußiſchen Staats, Glogau 1868, I, 15 ff.

[70] Auch dieſen Sagen von den Schatzjungfrauen, welche ſich hier mit dem Freyjamythus miſchen, liegt uralte Naturſymbolik zu Grunde, ſ. die Abhandlung von A. Kuhn: Die Sagen von der weißen Frau, in Wolfs Zeitſchr. III, 368 ff.

Ueber die Wunderblume ſ. Grimms Mythologie p. 923; Menzel, Deutſche Dichtung, Stuttgart 1858, I, 186; Uhlands Schriften III, 365, Anm. 401; Wolf, Heſſiſche Sagen, Göttingen 1853, N. 41; Lyncker, Deutſche Sagen aus heſſiſchen Gauen, Caſſel 1854, p. 5; E. Meier, Deutſche Sagen aus Schwaben I, p. 37; Baader, Neugeſammelte Volksſagen N. 107; Witzſchel, Thüringiſche Sagen, Wien 1866, p. 126. 143. 171. 181; Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürſtentum Waldeck, Arolſen 1860, p. 202; Schambach-Müller, Niederſächſiſche Sagen und Märchen, Göttingen 1855, p. 87; Harrys, Volksſagen Niederſachſens, Celle 1840, II, 56; Kuhn-Schwartz, Norddeutſche Sagen p. 225.

[71] So ſieht man oft auch beim Dörfchen Riedisheim, einem Luſtort der Mülhauſener, eine weiße Frau mit grünen Schuhen längs dem Feldſaum auf und ab wandeln (Stöber, Sagen p. 21). Grüne Schuhe trägt auch die als weiße Frau umgehende heilige Barbara (ſ. Baader, Volksſagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1851, p. 165. Vergl. Kuhn, Märkiſche Sagen N. 190). — Ein gelbes Fräulein auf Hohenkönigsburg, Alſatia 1858, p. 268.

[72] Die Straßburger Legende von Einbett, Warbett und Wilbett erzählt der Jeſuit Crombach in ſeinem voluminöſen Werke: S. Ursula vindicata, Vita et martyrium S. Ursulæ et sociarum undecim millium Virginum, Coloniæ 1647, fol. Er ſchöpfte aus deutſchen Handſchriften in Straßburg (vernaculo idiomate consignata, p. 509). Ihr Andenken war faſt ganz erloſchen, als der Decan Gabriel Haug, ſpäter Biſchof von Tripolis, im J. 1646 zufällig in der Alt-Sanct-Peterskirche ihr Grab entdeckte, worin ſie neben einander unverſehrt an Leib und Kleidern lagen. Eine Inſchrift verkündete ihre Namen und Schickſale (ebenda). Sie wurden mit Ausnahme einiger Teile, die nach Molsheim ins Kartäuſerkloſter gebracht wurden, mitten auf dem Hochaltar von Alt-Sanct-Peter in einer eichenen Kiſte verwahrt (Grandidier, Hist. d'Als. I, 262).

Ueber die Legende der h. Aurelia in Straßburg s. Crombach p. 33. 115. 371. 508. 995; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 146; Hist. d'Als. I, 259.

Die Namen der drei Jungfraun finden sich in ihren abweichenden Formen zusammengestellt bei Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, München 1848, I, p. 285. Betta ist syncopiert aus Berta (Bethta bereits im J. 752); neben Eimbetta kommt übrigens noch die volle Form Eimberta, Aimbertha vor (Stark, Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868, p. 26). Wir haben also drei Berten, Ainberta, Warberta und Wilberta, wie es in Baiern eine Eisenberta, in Franken und Schwaben eine Hildaberta gibt (Grimm, Myth. 255). Die früheren Erklärungen s. Weinhold, Die Riesen des germanischen Mythus (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Philos. hist. Classe, 1858, XXVI, 248); Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin 1858, p. 644; Simrock, Deutsche Mythologie, Bonn 1864, p. 368.

Ueber Wurd als die ursprünglich einzige Norne s. Weinhold, Die Riesen a. a. O. 247. Ueber den Vorrang der h. Einbett s. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, Göttingen 1852, II, 174. Orte nach ihr benannt s. Mones Anzeiger 1835, p. 258. 499; 1836, 392; Panzer a. a. O. I, 379. Einbeth wird in einigen Martyrologien allein genannt (Crombach 997). Heinrich von Kirchberg, Chorherr des Stiftes Alt-Sanct-Peter, ließ ihr 1489 eine besondere Kapelle errichten (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 146, Note b).

Die Sagen von den drei Schicksalsschwestern sind ausführlich behandelt von Panzer, a. a. O. I, p. 1 ff. Vergl. Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, Innsbruck 1859, p. 19 ff. Sie heißen im Elsaß auch Chrischona, Ottilia und Margareta oder Mechtund, Chunegund und Wibrand (s. Stöber, Elsässisches Volksbüchlein, 2. Auflage, Mülhausen 1859, I, p. 127). Die drei schönen Jungfern im Kinderspruch kennt auch das Elsaß (s. ebenda p. 29 und Nachweise p. 127 f.).

[78] In Straßburg ist die tollste Hexenzeit um die Fastnacht, nach der Versicherung des Lizenziaten in Arnolds Pfingstmontag:

Am Faßnacht fra (besonders), do isch
Ken Blywes in der Stadt. Do fahrt e ganzer Wisch

Von dere Gaiſtre-n- als mit viele dauſig Hexe
Als de Kämminere aus, daß merr ſi noch heert grexe (krächzen),
Wenn ſi ſchunn, waiß wie wyt, hoch in de Lüfde ſinn.
Ausgabe von 1850, p. 143.

Die neueſte Schrift von Reuß über das Hexenweſen im Elſaß iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen.

[74] Dieſe Hexenſagen finden ſich mit geringfügigen Abweichungen in ganz Deutſchland, ſiehe z. B. die Geſchichte von einem Bauern aus der Grafſchaft Hohengeroldseck im benachbarten Baden, Baader, Volksſagen aus dem Lande Baden, 1851, N. 111. — Sonſtige berüchtigte Hexenorte im Elſaß ſind: der Forſt von St. Bild, wo die Hexen bei Harfen und Geigen tanzen (Alſatia 1856—57, p. 128); die Wieſen der Ill bei Schlettſtadt, beſonders der Zimmerplatz von Keſtenholz (Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace, Colmar 1843, II, 213); das alte Schloß Reichenberg über Bergheim (Alſatia ebenda 313 f.); der Wangenberg oberhalb Wangen bei Waſſelnheim (Stöber, Sagen 225); der Schneeberg hinter Waſſelnheim; der Biſchenberg bei Biſchofsheim (Alſatia ebenda 283 und 334); der Glöckelsberg und die Kuhwieſe bei Geiſpolsheim (Spach, Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin, Straſsb. 1862, 419. 423) u. a. In vielen Ortsnamen klingen die Hexen an: Hexenloch und Hexenſchule heißt eine kreisrunde Felſenvertiefung bei Zabern (Alſ. eb. 283); Hexenwald heißt der Frowald bei Oberbronn (Stöber, Sagen 330, Anm. 1); bei Mülhauſen iſt ein Hexenwäldchen, ein Hexenplatz bei Oberlarg; Hexenbäume ſtehen auf dem Hexenplan in der Haart und in Hagenbach bei Damerkirch; ein Viereck und ein Dreieck von Druidenſteinen am öſtlichen Abhang des großen Belchen heißen bei den Sennen Hexengärten (Alſ. ebend. 283); ein Hexengäßlein iſt in Straßburg (Hermann, Notices I. 224), in Brunnſtadt bei Mülhauſen (Stöber, Das vordere Illtal p. 60) u. a.; ein Hexenſchloß bei Dirlinsdorf, ſüdweſtlich von Pfirt (Alſ. ebenda); der von Türenne geſprengte runde Turm der Engelsburg bei Thann, durch deſſen am Boden liegende Röhre man den Himmel ſieht, heißt das Auge der Hexe (Steger, Das Elſaß p. 44. Abbildung bei Golbéry, Haut-Rhin, Pl. 29 und Rothmuller, Vues pittoresques de l'Alsace, Colmar o. J., Pl. LXVI).

[75] Die Vehikel der Hexen zuſammengeſtellt von Stöber, Al-

satia 1856—57, p. 330. — Kutsche von vier Katzen gezogen p. 317. Vergl. Dorlan, Notices II, 214. — Die Speisen s. Alsatia eb. 331; Stöber, Sagen 76; Gérard, L'ancienne Alsace à table, Colmar 1862, 202. Brod und Salz fehlen s. Hagenbacher Hexenakt von 1614 (Alsatia eb. 299. 302) und Oberbergheimer Hexenakt (eb. 313). — Im Hauptgesims an der Südwestseite der Münsterplattform ist ein Hexensabbath eingemeißelt (Grandidier, Essais historiques, sur l'église cathédrale de Strasbourg p. 222). — Der Tanz dreht sich von rechts nach links, wie überhaupt Alles mit der linken Hand geschieht (Spach, Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin, Strasb. 1862, p. 427).

[76] Im Naturalienkabinet von Straßburg wurde ein außerordentlich großer Wolf gezeigt, der vom Volk für einen Werwolf gehalten wurde, sofern man die Bemerkung des Naturforschers Hermann wörtlich nehmen darf (Observationes Zoologicae p. 33): Lupus immanis anno 1799 in silva Hagenoensi a viro parum robusto securi percussus est. Terruerat pagi incolas, rediisse autumantes, sub specie lupi, scelestum nebulonem, projecto hisce annis cucullo ex Germania advenam, (Eulogium) Schneiderum, capite ob flagitia plexum, cujus saevitiam vicies mille Alsatae exules effugerant (Hermann, Notices II, 390). — Eine Uebersicht der Werwolfsagen bietet meine Abhandlung: Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte, Stuttg. 1862. — Das Reiten auf Wölfen in Hexenakten von Altkirch 1589 (Alsatia 1856—57, p. 289. 291); von Hagenbach 1614 (ebenda 297. 299). Die Wölfe waren gesattelt und mit Tüchlein gezäumt (ebenda 302).

[77] Für das Seelenheil der Gräfin soll ihr Gemahl, Peter von Lützelburg, die Abtei St. Johann bei Zabern im J. 1126 gestiftet haben (Stöber, Sagen 250). In der Stiftungsurkunde wird jedoch die Gräfin als Mitstifterin genannt (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 126).

Vom Wettermachen heißen die Hexen Wettermacherinnen, Wetterhexen, Wetterkatzen, Donnerkatzen, Nebelhexen, Strahlhexen, Blitzhexen, Zessenmacherinnen (zessa Sturm) ꝛc. s. Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens p. 66. Der Eigenname Witterer, d. h. Wettermacher, haftete an einem Haus in Straßburg (Straß-

burger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter, Straßb. 1871, p. 81). Eine Hexe erregt Wind und Wetter, indem sie sich in den Bach stellt und mit dem Besen Wasser hinter sich wirft, nach Geilers Emeis (Stöber a. a. O. 38). — Um Nebel zu machen, läßt der Teufel eine Schlettstadter Hexe in ein großes Horn blasen (Dorlan, II, 215).

" Schlagen mit weißen Stäbchen in Altkircher Hexenakten, Alsatia 1856—57, p. 270. 288. 299. — Mil[illegible] ebenda 270; Stöber, zur Gesch. des Volksab[illegible] — Als Beispiel des Verhexens diene ein[illegible] der Handschrift des Nicolas Amschützel vom J. 1461 auf der Stadtbibliothek zu Schlettstadt: Anno Domini 1461 et 1462 quaedam virgo filia carnificis in Sletztadt per maleficas mulieres miserabiliter fuit vexata, ita quod omnis homo audiens hujus maleficia obstupuit. De ventre enim ejus exierunt per viam generationis primo lapides majores deinde minores, item ferrum variae formae, acus, clavi curvi et errecti, item Blech, item ein Meisel, item pilei equorum, item Nestel, item Nolen (Nadeln), item vitra multiformia, item cultelli acuti et alia instrumenta acuta; et non lesserunt usque ad cruentationem, licet cum magno dolore et labore illa posuerit, imo labore quasi parturientis (Dorlan II, 202). — Pferde werden verzaubert durch den Ruf Ho! (Spach, Lettres sur les archives p. 421. 429). — Durch Entzauberung des Nestelknüpfens waren einst Hürtigheimer und Bischheimer Männer berühmt (Schilter, Consilia Argent. fol. 304 f. Alsatia 1856—57, p. 270, Anm. 3). — Ueber den bösen Blick der Hexen s. Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 45.

" s. Stöber, Sagen 283. 284; Wolfs Zeitschrift I, 406; Alsatia 1856—57, p. 325; 1858—61, p. 145. Ein Mann, der Flieger genannt, hatte von einer Hexe in Kaisersberg viel zu leiden, welche volle Macht über ihn besaß. Endlich fand sich ein fremder Mann, der sich auf das Teufelsbannen verstand; der hat sie „weggebracht": er gieng um Mitternacht auf den Kirchhof, nahm eine brennende geweihte Kerze und einen Todtenkopf mit und machte allerlei geheimnißvolle Zeichen; sodann zog er ein Buch heraus und fieng an, „gegen sie zu lesen". In derselben Nacht fand man die Frau todt vor ihrem Bette stehen, den Zeigefinger und Mittelfinger

der rechten Hand emporhaltend und am ganzen Leib kohlschwarz. Alsatia 1856—61, p. 268.

* Der Teufel weiß besonders die Stunden auszunützen, wo die Frau von ihrem Ehemann mißhandelt wurde; da tritt er in schmucker Gestalt an sie heran, tröstet sie, verspricht ihr Schutz und bessere Zeit (Dorlan II, p. 205 f.). Außerdem beschleicht er sie in Gestalt ihres Ehemanns wie das Spielmannsweib von Hagenbach, 1614 (Alsatia 1856—57, p. 299), die Mädchen in Gestalt ihres Liebhabers, wie Magdalene Donis von Kingheim, welcher er bei ihrer Arbeit hilft und dann die gewonnene Zeit in Liebkosungen verschweigt, 1630 (Dorlan II, 204). Im Oberbergheimer Hexenakt von 1586 erscheint er als „langer hüpscher Mann, so ein langen Bardt gehabt, den der wind gewechet, geel gekleydet" (Alf. eb. 314), auch als „ein hüpscher Knab, der schwarz gekleydet vnd ein grossen Federbusch vff dem hut gehapt" (eb. 315). In dem Geispolsheimer Hexenakt von 1616 erscheint er als schwarzer Mann, bald in kostbarem schwarzem Anzug, bald in Bauerntracht; er schließt sich einer der Angeklagten auf dem Weg nach Straßburg an, nimmt ihr den Korb vom Kopf, wirft sie zu Boden und notzüchtigt sie (Spach, Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin, Strasb. 1862, 426). Sein dämonisches Wesen verrät zuweilen ein Gansfuß, 1583, 1586, 1627 (Alf. eb. 313. 333; der linke Fuß der Teufel ist ein Gansfuß, Spach, Lettres p. 427), ein Geißfuß, 1627 (Alf. 333); einmal erscheint er sogar mit zwei Ochsenfüßen, 1630 (ebenda); vom Pferdefuß ist nicht die Rede. — Er weicht von seiner Buhlen in einem rauschenden Sturmwind (ebenda 288). — Die Männer berückt er in Weibergestalt: so erscheint er dem Rudolf Stirig von Schlettstadt in Gestalt seiner Geliebten, 1630 (Dorlan II, 207), oder er kommt als prächtig gekleideter Herr im Federhut und verspricht Reichtum wie dem armen Jacob Helgenstein, der sich im Walde seufzend mit einem Holzbündel schleppte, 1630 (ebenda II, 206). — Die Formel der Lossagung von Gott lautet in einem Schlettstadter Hexenakt: „Ich widersage dir Gott, dir seine Muter Maria, allen heilig und himlischen heeren dein hilff und trost mehr bey dir zu suchen, gebe, verspreche mich die dem Teuffel in allem deinem Willen zu gehorsamen" (Dorlan II, 206). — Darauf folgt die Blutverschreibung; das Blut saugt

der Teufel seinem Opfer aus der Schulter, wodurch er ein dauerndes Merkmal zurückläßt (eb. 209), das stigma diaboli (s. Alsatia 1856—57, p. 284), das er auch durch Kräuter, die er der Novize unter die Haut schiebt, hervorbringt, wie der siebenjährigen Anna in Oberhaslach, 1617 (Curiosités d'Alsace, Colmar 1863, II, p. 190). — Aus Ketzersagen stammt auch der Huldigungskuß auf des Teufels Hintern, Schlettstadter Hexenakt bei Dorlan II, 215.

[81] Andere Hochzeiten im Hagenbacher Forst, unter den Hexenbäumen s. Alsatia 1856—57, p. 299. 302. — Bei Magdalene Bonis in Schlettstadt (hingerichtet 1630) nimmt der Teufel die Trauung in einer langen schwarzen Soutane vor (Dorlan II, 213). Im Geispolsheimer Hexenakt vollzieht die eine Trauung ein böser schwarzer Hund, die andere „ein köstlicher Mann" (Spach, Lettres sur les archives p. 426. 427). — Der „Gemahelring" ist von schwarzem Bein, Oberbergheimer Hexenakt (Als. eb. 315). — Für Männer hatte der Teufel weibliche Dämonen bereit: Ein Jüngling Lorenz Stipp bekannte in Zabern um die Mitte des 17. Jahrhunderts, daß er auf Anstiften einer Hexe den Teufel beschworen habe und dann mit derselben auf einer Ofengabel durch die Luft in das „Kreuzwäldle" gefahren sei, wo er sich im glänzenden Saal eines großen Palastes mit einer Teufelin Namens „Fegere" verheiratet habe (Als. 1856—57, p. 322).

[82] Ein solches Interrogatorium s. Dorlan II, 219: Alsatia 1856—57, p. 282.

[83] Die Hexenbulle ist abgedruckt im Eingang des Malleus maleficarum. — Den Ausspruch Geilers s. Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 41. — Im 14. Jahrhundert begnügte man sich in Straßburg damit, die Zauberinnen zu verbannen: „Grede von Lare (Lahr), hinder der der zouber funden wart, het dise stat versworn iemerme eweclich über Rin, und wo man sü indewendig der mile hie dissite Rines ergriffet, so sol man sü erdrencken, umb daz man zouber bi ir vant, und es ouch meister und rat für zouber hettent, und ouch vaste belümet waz vür unvertig" (lasterhaft). Aus dem heimlichen Buch, vom J. 1353. — Ebenda: „Grede Kannengießerin und Metze Slößerin von Baden hant dise stat iemerme eweclich versworn nahtz eine mile und dages us dem burgban von zouberige wegen und umb ander missetat die sü be-

gingent" (Chroniken der deutschen Städte, IX, 1020 f.). Später sind solche milde Urteile selten, wie im J. 1529 zu Gebweiler über eine Weibsperson, die „von einer leichtfertigen Gabelfahrerin das Hexenwerk" gelernt hatte, beschlossen wurde, sie zu „schwemmen undt nach gegebenem Eyd als dan aus dem Landt über den Rhein zu verschicken" (Chroniques des Dominicains, ed. Mossmann, p. 179). Noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde ein Hexenankläger Hans Schoch in Straßburg als Verleumder zum Tode verurteilt und in einen Sack genäht von der Schindbrücke herab in die Breusch geworfen (Friese, Historische Merkwürdigkeiten, Straßb. 1804, p. 107). — Aufzählung der Hexenbrände im Elsaß s. Alsatia 1856—57, p. 305 ff. In Schlettstadt wurden in dem einen Jahr 1630 fünf und sechzig Menschen hingerichtet, darunter sieben Männer (s. die Liste bei Dorlan II, 195 ff). In den Annalen des Städtchens Thann, von dem Franciscaner Tschambser im 18. Jahrhundert redigiert, heißt es beim Jahr 1572: „Den 9. Wintermonat hat man allhier angefangen vier sogenannte Hexen zu verbrennen, und hat dergleichen Execution gewährt bis auf Anno 1620, also daß innerhalb 48 Jahren nur allein hier, theils von hier theils von der Herrschaft, bey 152 (darunter nur etwann 8 Mannspersohnen gewesen) eingezogen, gepfezt, gefoldert, hingerichtet und verbrennt worden, theils mit, theils ohne einzige Reu" (Kleine Thanner-Chronik, Mülhausen 1855, p. 42). Hinrichtung eines jungen sechzehnjährigen Spielmanns von Jabern, der im Wipfel eines Baums den Hexen zum Tanz gegeigt haben sollte, 1618 (s. Curiosités d'Alsace, Colmar 1863, II, 429).

[64] Die Hexentürme s. Alsatia 1856—57, p. 309. Zu Schlettstadt fand die Untersuchung im Hexenturm statt, und das Urteil wurde im Rathaus gefällt (Dorlan II, 193). Verschärfung der Todesstrafe durch Kneifen mit glühenden Zangen in Brust und Weichen s. Alsatia 1856—57, 311. 319. 320. 322.

[65] Ganz im Geiste des Malleus maleficarum (Haeresis est maxima opera maleficarum non credere, Pars III, Quaestio 24) sagt das angeführte Münsterer Gutachten: „Was ist aber von denen zu halten, die da sagen, es gebe keine Hexen? Antwort: das alles seien gottlose Menschen, Irrlehrer, Ketzer und keine Christen, denn sie halten es mit den Atheisten, Heiden und Türken, die auch

glauben, daß kein Teufel und keine Hölle sei und deswegen auch keine Zauberer. Aber dergleichen Ungläubige setzen sich in Verdacht, daß sie mit den Unholden im nemlichen Spitale krank liegen und die Hexen nur darum vertheidigen, daß man nicht auch sie beim Fuchs- oder Wolfspelz nehme und, wie sie es verdienten, verbrenne" (Alsatia 1856—57, p. 276).

[86] Dorlan, Notices I, 25. — Stöber, Sagen 129. — Schon von Beatus Rhenanus erwähnt: Quae de Slettone gigante quidam affinxere, ea vulgo relinquemus. Rerum Germanicarum Libri tres, Basileae 1551, p. 170.

Sage von dem Riesen in der Gegend des Schlosses Frundsberg an der Pfälzer Grenze, der als Wächter des Tals mit gespreizten Beinen auf zwei entgegengesetzten Bergen stand und von einer Jungfrau gelöst wurde, s. Stöber, Sagen 345.

[87] Die Dichterin, geboren zu Straßburg 1781, war die Tochter des berühmten Hellenisten Johannes Schweighäuser, Schwester des Archäologen Gottfried Schweighäuser (des Verfassers der Antiquités du Bas-Rhin) und seit 1804 Gemahlin des Gelehrten Moriz Engelhardt (Verfasser der Monographie über Herrad von Landsperg, Herausgeber des Ritters von Staufenberg ꝛc., s. Alsatia 1858—61, p. 363 ff); sie starb 1864. Ihr Nekrolog Alsatia 1862—67, p. 422. Ihr Gedicht steht auch in Stöbers Oberrheinischem Sagenbuch, Straßb. 1842, p. 226.

Von der Burg Nideck sind noch ein Quaderturm und terrassenförmig aufsteigende Mauern erhalten, Alsatia illustr. II, 150; Schweighaeuser, Bas-Rhin 96. Eine Abbildung bei letzterem, Pl. 22. — Ein Barcardus Burggravius de Nidecke 1264, Als. ill. II, 660.

[88] In Westfalen sagt der Vater zur Hünentochter: „Das sind Erdmännchen, die uns vertreiben werden" (Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, I, p. 120. 182). Auf der Hünenkoppe in Türingen sagt die Mutter: „Es sind unsere Vertreiber" (Bechstein, Thüringer Sagenbuch II, 211); ebenso in einer Sage aus Brandenburg (Kuhn in Haupts Zeitschrift IV, 393; Norddeutsche Sagen, Leipz. 1848, N. 107; vergl. Nr. 43) und in der finnischen Sage (s. Grimms Mythologie 507). In einer Sage von Waldmünchen steht das Riesenfräulein am Fenster und sieht die ackernden Bauern.

„Das sind unsere Vertreiber", erklärt ihr der Vater, und zürnend erdrückt sie dieselben in ihrer Schürze (Schönwerth, Aus der Oberpfalz II, 267). In schleswigischer Sage bringt eine Riesenfrau die Bauern in der Schürze und zeigt sie den andern Riesen mit den Worten: „Süh, dat sünt unse Verdrywers" (Müllenhoff, Sagen der Herzogtümer, Kiel 1845, p. 279); ganz ähnlich in Siebenbürgen (Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1857, p. 7, N. 4). Vergleiche die badische Sage (Baader, Volkssagen, Karlsruhe 1851, N. 375).

In der Oberpfalz und in Siebenbürgen findet sich daneben die der elsässischen Sage entsprechende Version (Schönwerth II, 267, von der rauhen Kulm; Fr. Müller, a. a. O. N. 6); ebenso in Hessen (Lyncker, Deutsche Sagen aus hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 36), in der Eifel an der hohen Acht (Schmitz, Sagen und Legenden des Eifler Volks, Trier 1858, p. 23) und in der Gegend von Lauern (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen N. 126, 1). Vergl. Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen p. 143; Zingerle, Sagen aus Tirol p. 87. Auch im estnischen Epos trägt eines Riesen junge Tochter die Gefährten Kalewipögs in der Schürze zu ihrem Vater; dieser aber läßt sie von der Tochter wider zurücktragen (Reinthal, Kalewipög, Dorpat 1857, p. 411).

** Verwandt mit diesem Schellenmännlein sind die gespenstigen Küfer, welche man in guten Weinjahren in den Kellern klopfen hört. Sie gehören zu den Hausgeistern, welche wie die Zwerge ursprünglich als die Seelen Verstorbener gedacht wurden. Ein solcher ist in das sogenannte Küferkämmerlein der Felsenburg Falkenstein gebannt; je länger und kräftiger sein Klopfen ins Tal hinunter hallt, desto besser und reicher wird die nächste Weinlese (Stöber, Sagen p. 329). Ein anderer spukt in Straßburg auf der Brücke bei der Münze, und zwar, wie das Volk will, zur Strafe, daß er im Leben edeln Wein mit Wasser vermischt hat (Stöber eb. 431), ein Verbrechen, das dereinst die redlichen Väter der Stadt mit moralischem Schauder erfüllte. Man sehe die Auszüge aus dem „Heimlich Buch" in den Städtechroniken, IX, 1021, wo unter den Verbrechen des „vesseler" (Küfer) Liebnig neben Giftmischerei und Vielweiberei auch aufgeführt wird, daß er „wasser under win schutte", im J. 1353. Eberlin Snider wird im selben

Jahr aus der Stadt verbannt, „und wo man in indewendig der mile ergriffet, so sol man in erdrencken, umb daz er argen win under guoten vermenckelte" (ebenda IX, 1020).

[90] Eine ähnliche Sage wird von den „Herdwible" (Erdweiblein) zu Mörnach an der südlichen Grenze des Sundgaus erzählt. Diese lebten in Fichten oder unter der Erde beim Probstweiher und kamen gern zur Kelte ins Dorf, wo sie alle durch ihr liebliches Singen ergetzten. Einmal streute man Asche in die Stube; die Erdweiblein ließen Spuren von Gänsefüßen zurück und kamen nicht wider (Stöber in Wolfs Zeitschrift I, 399). Auch nach der Lehre des Talmud soll, wer die Teufel erkennen will, gesiebte Asche vor sein Bett streuen; dann wird sie am Morgen aussehen, als ob Hahnentritt darauf wäre (Eisenmenger, Entdecktes Judenthum, Königsberg 1711, I, 424). Ebenso bestreuen die vicentinischen und veronesischen Deutschen am Weihnachtsabend die Hausküche und jeden Ort, wo eine Oeffnung aus der Luft herabführt, mit Asche. Dann achtet man auf die darin abgedrückten Fußtritte und sieht an ihrer Lage, Größe und zumal daran, ob sie ein- oder ausgehen, welche gute oder böse Geister das Haus besuchen (Grimm, Deutsche Sagen N. 151).

[91] Aehnliche Steinhaufen finden sich auch auf dem Engelberg im Dachsburger Land, auf dem Ochsenkopf bei Niderbronn und anderwärts (s. Beaulieu, Le comté de Dagsbourg, p. 33). — Bei den Griechen hießen sie ἑρμαιες (s. Liebrecht, Ein alter Brauch, im Philologus von Leutsch, Göttingen 1863, XX, 378—82, Pfeiffers Germania X, 110; Peschel im Ausland 1867, p. 1108). Hast du Steine zu einem Haufen zusammengetragen? lautet eine der Bußfragen bei Burkhart von Worms, † 1025 (Burchardi Wormatiensis ecclesiae Episcopi Decretorum libri viginti, Coloniæ 1548, fol. 195). Bekannt ist der hohe Steinhaufen auf dem Grabe Manfreds bei Benevent (Schirrmacher, Die letzten Hohenstaufen, Göttingen 1871, p. 296. 534). In Norddeutschland führen diese Steinhaufen den noch nicht genügend erklärten Namen Nobiskrug oder Nobelskrug (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Leipz. 1848, p. 85; Kuhn, Märkische Sagen, Berlin 1843, p. 113; Liebrecht, Des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia p. 168). Eine Teufelssage mit solchen Steinhaufen verbunden s. Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, p. 316. Der Brauch am Niderrhein s. Montanus, Die

Vorzeit der Länder Cleve, Mark, Jülich-Berg und Westphalen, Elberfeld 1870, I, 220. Scherzweise wurde und wird zuweilen noch heute der Brauch geübt auf dem Hohentwiel und auf dem Lollenstein im Altmühltal.

** Die Tarnkappe (von tarnen, tarnjan verhüllen) heißt auch Nebelkappe, welcher Ausdruck noch heute im Elsaß und in der Pfalz für eine Weiberhaube, deren Lappen die Ohren bedecken, gebraucht wird (Stöber in Frommanns Mundarten III, 485; Aug. Becker, Die Pfalz p. 402). In Arnolds Pfingstmontag heißt Nebelkapp die Schlafhaube. Die Nebelkappe den Zwergen abgeschlagen s. Grimm, Deutsche Sagen N. 153. 154. 156.

** Naz, Näzel ist ohne Zweifel durch Aphäresis aus Schraz, Schrätzel entstanden. Nazen, Nazeln heißen im Südosten der Oberpfalz die Zwerge, neben Schrazen, Schrazeln (Schönwerth, Aus der Oberpfalz II, 291).

** Walther von der Vogelweide sagt in dem bekannten Spruch, wo er über das von Kaiser Friedrich II empfangene Lehen jubelt, nun gefalle er seinen Nachbarn viel besser: sie sehent mich niht mêr an in butzen wîs (wie einen Kobold), alsô sie täten (Ausgabe von Pfeiffer, Leipz. 1864, p. 260). Der Teufel heißt der butze schlechthin (Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter, Leipz. 1836, I, 55). Butz heißt im Vorarlbergischen jedes dämonische Wesen (s. Haupts Zeitschrift XI, 170 ff), ebenso in Churrätien (Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie p. 68 ff) und Putz in Tirol (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, p. 131). Ein Brunnen in der Flur von Großenritte in Hessen, aus dem die Knaben kommen sollen, heißt der Butzborn (Lyncker, Deutsche Sagen aus hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 75). Hier liegt noch die uralte Identität von Elbe und Menschenseele zu Tage. Butzemann ist in Schwaben ein Kosename für kleine Kinder, in der Schweiz Butzli, in Baiern Butzel. — Mummengehn verboten in der „Stadt Straßburg Polizey-Ordnung" 1628, p. 86. — Butzimummel auch in der Schweiz (Stalder, Versuch eines schweizerischen Idiotikon, Basel und Aarau 1806, II, 505). — Ueber die Etymologie von putzen und vermummen s. Wackernagels Altdeutsches Lesebuch, Wörterbuch s. v. buzo; Gerland in Höpfners und Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie, Halle 1869, I, 312. Eine andere

Ableitung von Mummel s. Decke, Die deutschen Verwandtschaftsnamen, Weimar 1870, p. 120. — Docke heißt ursprünglich Klotz (Stalder I, 287), dann der wie ein Klotz auf dem Schläfer lastende Alp und endlich dessen Abbild in Puppenform.

** mhd. slinden, slunt Schlund. Das neuhochdeutsche „verschlingen" ist entstellt aus verslinden. — Die Sage kehrt häufig wider, z B. am Titisee (Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1841, Nr. 48) und am Pillersee (Wolfs Zeitschr. IV, 204). Der keltischen Mythenwelt schließt sich an die Nixe im Salzbrunnen von Diemeringen, Salzfee genannt, eine weiße Jungfrau glänzend wie Krystall. Als Turenne im Jahr 1671 Schloß und Städtchen Diemeringen belagerte, tat sie seinem Heere soviel Schabernack an, daß er sein Lager auf einen entgegengesetzten Hügel verlegen muste, von wo aus er die Veste einnahm und zerstörte (Alsatia 1854, p. 217).

** Ueber die Kornmutter s. Mannhardt, Die Korndämonen, Berlin 1868, p. 19 ff. Korndämonen sind auch die sogenannten Dorftiere (ebenda p. 10 ff) von denen fast jeder Ort im Elsaß zu sagen weiß: Stöber, Sagen 15. 30. 31. 86. 225. 228. 230. 278. 279. 289. 306. 309. 318. 349. Der Lizenziat in Arnolds Pfingstmontag führt unter den Straßburger Gespenstern auch das „Stadtdier" an „Un's Röffel mit drei Bain" (Ausg. von 1850, p. 149) s. Alsatia 1850, p. 34 ff. Vergl. Rochholz, Naturmythen, Leipz. 1862, p. 74 ff.

Der Gespensterglaube, in welchem sich Vorstellungen von mythischen Wesen und von widerkehrenden Todten mischen, wurzelt noch allerwärts tief in der Volksphantasie. Arnolds Lizenziat ist der richtige Repräsentant altbürgerlichen Aberglaubens. Im Archiv von Mülhausen befindet sich die Verkaufsurkunde eines Hauses vom Jahr 1740, worin ausdrücklich bedungen ist, der Kauf solle rückgängig werden, „wan sich innerhalb eines Jahres frist eine Prob von einem Gespengst oder Ungeheuer erzeigen sollte" (Curiosités d'Alsace, Colmar 1861—62, I, 210).

** Der Name Tronia wurde gemäß der bis ins 7. Jahrhundert zurückreichenden Chronistenfabel vom trojanischen Ursprung der Franken mit Troja in Verbindung gebracht und nach mittelalterlicher Etymologie aus einer Zusammenziehung der Worte Troja nova erklärt. „Dirre Dagobertus oder Dagebreht (der grosse) wonete vil in dütschen landen und allermeist in Eilsas zu Rusach und uf einre vesten genant Yfenburg und buwete zu Kirchheim bi Marley (Marlen-

heim) eine ſchöne veſten und burg und nante die Nuwe Troeye und meinde die alſo gut zu machende alſo Troeye hievor was geweſen. Hiernoch uf hundert jor Karolus Martello des groſſen Karien atte fur in düſche lant und betwang die Sahſſen und Swoben und den ganzen Rin und zerbrach diſe veſten. Dernoch wart ſü wider gebuwen, doch nüt alſo gut alſo vor. Wie gros und ſtarg diſe veſten war, das erzougent noch wol die zervallen muren" (Königshofen ſ. Chroniken der deutſchen Städte IX, 626, vergl. 554 Anm. 1). Der Straßburger Chroniſt ſchöpfte ſeine Nachricht von der Gründung der Burg aus der Legende des h. Florentius: Eo quoque tempore rex Dagobertus apud municipium tunc Troiam, quasi Trojam novam, Kircheim dictum sibi domicilium fixerat (Vita S. Florentii bei Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, Preuves p. XXXIX). — Königshofens Angabe wurde von Steinlawel in folgende Reimen gebracht:

Der König (Dagobertus) bauet erſtlich im Land
Ein Statt neue Troya genant,
Sehr groß und ſtarck, welche hernach
Carl Magni Groß Vatter zubrach,
Stund an dem orth, da jetzt zur friſt
Der Fleck Kirchen bey Marlen iſt. Straßb. Chronik 1625, p. 9.

Eine Urkunde Ludwigs des Frommen zu Gunſten des Kloſters Ebersheimmünſter vom Jahr 817 iſt datiert: Actum Thronie seu Kilikheim (Grandidier, Hist. d'Alsace, Pièces justif. tit. 138). Davon hieß einer der fünf Gaue des Nordgaus zur fränkiſchen Zeit Pagus Troningorum oder Troniae, auch Comitatus Troniae et Kilicheim (Als. ill. I, 642. 663). Gebwiller in ſeiner Panegyris Carolina (p. 19) nennt das Thal zwiſchen Marlenheim und Waſſelnheim Tronia vallis (Als. ill. I, 706). Von den gewaltigen Ueberreſten der Burg, welche noch zu Schöpflins Zeit ſichtbar waren, ſpricht Beatus Rhenanus: Vix autem extant ullo Elsatiae loco majora antiquitatis vestigia. Prominent adhuc inter ruinas altissimi muri turrium instar. Nec miror cur veteres Francorum reges illic habitare voluerint, nam agrum habent amoenissimum (Rerum Germanic. Libri tres, Basileae 1551, L. III p. 173). Der Umfang des alten Schloſſes wurde neuerdings durch Nachgrabungen von Kaſt feſtgeſtellt (ſ. Bulletin II. Série, II, 1,

111). Marlenheim und Kirchheim liegen nur eine Viertelmeile von einander, und es ist wohl eine und dieselbe Pfalz, welche bald nach dem einen, bald nach dem andern Ort genannt ist (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 98 f). Marlenheim war bereits ein römischer Wohnsitz; bei der Eröffnung eines Grabes im Jahr 1828 fand man im Munde des Leichnams eine Denkmünze von Kaiser Constantin (ebenda 119).

Hagen heißt von Tronje im Nibelungenlied (Hohenems-Münchner Handschr.), Tronege (St. Galler und Hohenems-Laßbergische Handschr.), Tronge in der Klage (im gemeinen Text), Troneje im Biterolf (2393. 6685. 9825; Tronejaere 6020), Tronje im Rosengarte (W. Grimms Text v. 229, von der Hagens Text s. Grimms Vorrede p. X), Tronege in Dietrichs Flucht 2052. — Von Troja heißt er schon im Waltharius v. 28: veniens de germine Trojae; af Troja in der altnordischen Thidrekssaga (Müllenhoff in Haupts Zeitschr. XII, 382), von Troyen in der Weltchronik (W. Grimms Heldens. 87), van Troien am Niderrhein (Haupt XII, 427), von Troy in der Vorrede des alten Heldenbuchs (Ausg. von Keller p. 2). Im Biterolf liegt Hagens Burg Tronje jedoch nicht im Elsaß, sondern weiter nach Westen: Dietleip kommt auf seiner Fahrt von Toledo nach Etzelburg (Ofen) früher nach Tronje (2374), als er nach Metz kommt (2479), und zieht von da durch Lütringen an den Wasgenwalt (2674). Hocker hält dieses Tronje für das heutige Trognon bei Verdun (Des Moselandes Geschichten, Sagen und Legenden, Trier 1852, p. 375 f). Mit dem elsäßischen Tronia concurrieren zwei Burgen Throneck, die eine auf dem Hunsrück, die andere am südlichen Abhang des Hochwalds gelegen (s. Hocker, ebenda).

* „Nu wir der herverte leder worden sin,
sô wil ich jagen riten bern unde swîn
hin zem Waskenwalde, als ich vil dicke hân."
daz hete geråten Hagene, der vil ungetriuwe man. Lachmanns Text Str. 854. Bartsch Str. 911.

So der gemeine Text mit den Lesarten Waschem walde (St. Galler Hdsch.), Waskenwalde (Hohenems-Münchner), Wasigenwalde (Münchner Handschr. D). Hier liegt jedoch eine offenbare Verwechslung des Waskenwalds mit dem Odenwalde vor. In der Hohenems-Laßbergischen Handschrift lautet die Stelle:

> sô wil ich jagen rîten von Wormez über den Rîn,
> unt wil kurzewîle zem Otenwalde hân,
> jagen mit den hunden, als ich vil dicke hân getân. Holtzmanns Ausg. Str. 919.

In einer ſpätern Strophe (1013) wird dann genauer die Stelle des Mordes angegeben. Ohne auf den leidigen Handſchriftenſtreit einzugehen, muß man der letzteren Lesart den Vorzug zuerkennen. Sämmtliche Handſchriften, welche die Jagd in den Wasgenwald verlegen, laſſen dennoch die Jäger von Worms über den Rhein fahren (Lachmann 870, Bartſch 927) und mit der Leiche des Ermordeten über den Rhein zurückkehren (L. 943. B. 1002). Daß die Volksſage wirklich den Mord im Odenwald geſchehen ließ, bezeugt das Lied vom hürnen Seifried, das nicht auf dem Nibelungenlied beruht:

> Ob eynem prunnen kalt
> Erstach jn der grymmig Hagen dort auff dem Ottenwaldt. Str. 177.

[99] Ein Nibelungus und ſein Bruder Walterus als Zeuge in einer Brumater Urk. von 1210 (Als. dipl. N. 382; I, 321); ein Waltherus Nibelungi filius in einer Urk. von 1260 (ib I, 438). Nibelungus de Lobigassun 1186 (Als. dipl. N. 128; I, 102). Ein Adelsgeſchlecht de Nibelung: Henselinus Nibelung armiger 1359; Hetzelo de Nibelung armiger, Bürger von Enſisheim 1377 (Als. ill. II, 660). Vergl. Mone, Unterſuchungen zur Geſchichte der teutſchen Heldenſage 1836, p. 8. — Milites Alsatiae, qui parem vestem tribus annis pene tulerant et se Nebeleringin (l. Nebelungin) nominaverunt, ad regis praesentiam citantur. Annales Colmarienses majores a. 1289 (Pertz, XVII, 217 f. Müllenhoff in Haupts Zeitſchr. XII, 370).

[100] Als. ill. II, 291; Silbermann, Localgeſchichte von Straßburg, 146; Mone, Unterſuchungen zur teutſchen Heldenſage p. 44. 45; Mones Anzeiger 1836, p. 52; Wilh. Grimm, Der Rosengarte, p. LXXVI.

[101] Mons Brisiacus im Lande der Sequaner auf dem linken Rheinufer, zuerſt genannt auf dem Itinerarium Antonini; die Münzen, welche dort gefunden werden, reichen bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts herab (Mones Zeitſchr. X, 385); beim Geo-

graphen von Ravenna Brezecha (ed. Pinder et Parthey, Berol. 1860, p. 231), im Mittelalter Brisaca, Brisaga, Brisacum (ſ. Als. ill. I, 191. 678), deutſch Prisach. Von der Stadt erhielt der Gau den Namen: in pago Brisachgaginse, 805 (Als. dipl. N. 74); in Alemannia in pago, qui vocatur Brisahgawe, Urk. Ludwigs des Deutſchen 862 (Als. dipl. N. 110). Die Abkürzung Breisgau kommt ſchon im 8. Jahrhundert vor: in pago Brisgavense, 763 (Als. dipl. N. 34). Im 10. Jahrhundert lag Breiſach bereits auf einer Inſel mitten im Rhein: Est in Alsaciae partibus castellum, Brisicau patrio vocabulo nuncupatum (Stadt und Gau verwechſelt), quod et Rhenus immodum insulae cingens et naturalis ipsa loci asperitas munit. Liudprandi Antapodosis IV, 26 (um 960). Noch in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts war Brisaga ein oppidum Alsatiae, Sigebertus ad a. 943 (Pertz VIII, 348). Die Lostrennung der Stadt vom Elſaß, d. h. die Vertrocknung des rechten Rheinarms, vollzog ſich im Laufe des 12. Jahrh. In einem Bericht über das Elſaß vom Anfang des 13. Jahrh. heißt es: Rhenus ante breve tempus Brisacam ab Alsatia separabat (Pertz XVII, 236, 12). Um 1280 konnten ſich nur noch alte Leute erinnern, daß der Rhein Freiburg und Breiſach geſchieden habe: Item obiit mulier in Tierheim (Thiernheim oberhalb Neu-Breiſach, ſeit 1394 zerſtört) que se vidisse (ait) totum Rhenum Fryburgum et Brysacum proprio rivulo divisisse. Annales Colmarienses majores, a. 1282 (Pertz XVII, 210). Doch füllte ſich gegen Ende des 13. Jahrh. das verlaſſene Flußbett noch einmal mit Waſſer: Rhenus, qui longo tempore oppidum Brisacum ab Alsacia diviserat, iste anno (1295) pro parte ad latus montis se aliud transferebat (Annales Colmarienses majores, Pertz XVII, 221); ebenſo umfloß noch einmal im Jahr 1302 der angeſchwollene Rhein den Stadtberg von Breiſach (ebenda 227). — „Guillimanus, der zur Zeit Kayſers Rudolff II ſeine Hiſtorie geſchrieben, ſagt ausdrücklich, man habe noch zu ſeiner Zeit das alte Lager vom Rhein-Strom zur rechten Hand von Breyſach geſehen". (Scharfenſtein) Hiſtoriſche General-Beſchreibung von Ober- und Nieder-Elſaß, Frankfurt und Leipzig 1734, p. 308. — Von Neu-Breiſach heißt es, es ſei noch im Jahr 1677 eine ſchlechte Stadt geweſen, „die man die Strohſtadt nennete, lag auch nicht an dieſem

Ort, sondern auf einer Insul im Rhein." Nach dem Frieden von Ryswick ließ Ludwig XIV den Ort schleifen und die heutige Stadt Neu-Breisach anlegen (a. a. O. 308). — Fort Mortier, „dieser Orth war noch bey Manns-Gedencken ein nahrhafftes Wirths- und Gast-Hauß auf der Land-Straß durch das Ried nacher Basel führend, ausserhalb der Vestung Alt-Breysach gelegen, der König in Franckreich hat solchen Orth capable gefunden, daß er darin eine regulirte Schantze angelegt." Ichtersheim, Gantz neue Elsassische Topographia, Regenspurg 1710, 4°, Oberelsaß p. 71. — Ueber Breisach s. Rosmann und Ens, Geschichte der Stadt Breisach, Freiburg 1851; Costo, Notice historique et topographique sur la ville de Vieux-Brisach, Mulhouse 1860, mit einem Stadtplan vom Jahre 1692.

Wie Breisach lag einst auch Hügelsheim (Hughilaheim 788) auf dem linken Rheinufer, jetzt gegenüber von Fort Louis (Als. ill. I, 725); dagegen lagen mehrere pfälzische Orte, z. B. Edigheim, Oppau und Altripp früher auf dem rechten Ufer (Becker, Pfalz 76. 159). Das Kloster Arnulfoaugia, das ursprünglich auf einer Rheininsel lag, wurde im 8. Jahrh. vom Rhein verschlungen und das Stift von Ludwig dem Frommen nach Schwarzach in Baden verlegt (Schweighæuser, Bas-Rhin 148; Grandidier, Oeuvres hist. inédites I, 179 ff). Ebenso muste das Kloster Honau, Hohenaugia, im 8. Jahrh. auf einer Rheininsel gegründet, wegen Wassersnot im Jahr 1290 ins Städtchen Rheinau bei Benfeld verlegt werden; aber 100 Jahre später wurde auch Stadt und Abtei Rheinau von den Wassern unterwühlt, und die Capitularen fanden Aufnahme in Alt St. Peter zu Straßburg (Schilters Königshofen 1139; Grandidier, Hist de l'église de Strasb. I, 398 ff; Oeuvres hist. inédites I, 157 ff; Mones, Zeitschrift III, 150; Strobel, Gesch. des Els. III, 95). In früherer Zeit floß der Rhein auch näher an Straßburg als heute. Man findet das alte Flußbett tief unter dem jetzigen Boden nahe bei der Stadt (Stadtchroniken VIII, Allg. Einleitung 7, Anm. 1).

[102] Aeltere Edda: Gudhrunarhvöt und Hamdismál; Jüngere Edda c. 62; Völsungasaga c. 39 ff; Raßmann, Deutsche Heldensage, Hannover 1857, I, 262 ff.

[103] Embrica et Fritla, Annales Quedlinburgenses, Ende

des 10. Jahrh. (Pertz, Mon. V, 31). Dieſe Namen kennt bereits das angelſächſiſche Gedicht Widſidh aus dem 7. Jahrh.: Emercan söhte ic and Fridian (Grein, Bibliothek der angelſächſiſchen Poeſie, Göttingen 1857, I, 254, v. 113). Im Biterolf (um 1200) heißen ſie Fritele und Imbrecke (v. 4595. 4765. 5657. 7633. 11207. 10673). Nach der Genealogia Viperti aus dem 12. Jahrh. ſind es drei Brüder: Emelricus, Vridelo, Herlibo (Grimm, Heldenſage p. 400). Die Dreizahl kehrt wider in dem mittelhochdeutſchen Gedicht von Dietrichs Flucht, wo jedoch keine Namen genannt ſind: Diether der riche (Ermenrichs Bruder), der gewan sicherliche drie süne wolgetân, den Ermrich sit benam daz leben, dô er sie vie und si âne schulde hie (v. 2467). Dieſe Angabe widerholt Heinrich von München in ſeiner Weltchronik (Grimm, Heldenſ. 204). In der nordiſchen Aufzeichnung ſind es wie in den ältern deutſchen zwei Harlungen (Aurlungar); aber ihre und ihres Pflegers Namen ſind in Verwirrung geraten: der Pfleger heißt nämlich Fritila und dafür einer der Jünglinge Eggard (Eckhart iſt in Deutſchland der Name des Pflegers), der andere Aki (deutſch Hache, Name von Eckharts Vater).

Der Name Harlungen, im ältern Deutſch ſtark declinierť Harlunge, iſt eine patronymiſche Ableitung von Harilo. Schon Beatus Rhenanus hat das Wort von Harelus abgeleitet: ab Harelo Harlingi, quorum olim fuit Brisacum (Rerum Germanicarum Libri, Basileae 1551, p. 98). Dieſer Name des Vaters wird aber ſonſt nirgends genannt, wenn nicht Herlibo in der Genealogia Viperti aus Herilo entſtellt iſt. Im Heldenbuch heißt ſchon der Vater ſelbſt künig Harlung (Ausg. von Keller 6, 35. 8, 9); hier iſt das abgeleitete Wort irrtümlich an Stelle des Stammwortes getreten, wie auch in der nordiſchen Völſungaſaga der Name der Nachkommen ſchon dem Ahnherrn beigelegt wird (Völſung ſtatt Wals). In Dietrichs Flucht heißt der Vater der Harlungen Diether der riche (v. 2467). Jakob Grimm (Geſchichte der deutſchen Sprache 472) und Rieger (Haupts Zeitſchr. XI, 201) wollen in den Harlungen die Heruler widerfinden.

Der Harlungenname kommt zuerſt in einem angelſächſiſchen Gedicht vor, das noch ins 7. Jahrh. hinaufreicht: Herelingas, unter Ermanrichs Ingeſinde (inveorud Formanrices) aufgeführt (Vidsidh 112, bei Grein, Bibliothek der angelſ. Poeſie I, 254). In

Deutſchland erſcheint er zuerſt im Anfang des 12. Jahrhunderts, Harlungi im Chronicon Urspergense (Pertz, Mon. VIII, 185), welche Stelle der Annalista Saxo um 1139 wiederholte (Pertz VIII, 603). Wahrſcheinlich noch ins 12. Jahrh. fällt die Genealogia Viperti, welche das Geſchlecht der Grafen von Groitſch an die Heldenſage anknüpft, und worin auch die Harlungi genannt werden (Grimm, Heldenſ. 400).

Von den deutſchen Dichtungen der Heldenſage hat den Namen zuerſt der Biterolf (um 1200): den Harlungen, den edelen fürsten jungen (v. 4763); die küenen Harlunge (5214. 5656. 5720. 6381. 7631); der stolzen Harlunge (8765. 10201. 10165. 11199. 11643); man sach dâ krefticlichen die Harlunge striten (12090); die küenen Harlunge, die zwêne degene junge (12857). Sie kämpfen gegen die burgundiſchen Helden auf Seite Dietleibs, den Fritele ſeinen Neffen (Vetter) nennt (9808). Als ihre Dienſtmannen werden genannt neben Eckehart: 1) Wahsmuot (4769. 5227); er iſt der Führer ihrer Schaar: Wahsmuot der wîgant, der was ir leitære (5660. 5718. 6385. 10200); Wahsmuot der helt gemeit reit vor den Harlungen dan: klêgrüene was ir van, von eime samit riche (9800); er zählt ſich ſelbſt noch zu den tumben helden (zu den jungen, wenig erfahrenen, v. 9868); Herbort hebt ihn aus dem Sattel (10230). 2) Der alte Regentac (10239) oder Regentage (9894. 4770. 5725); Wachsmut und Eckehart ſind ſeine Bruderskinder (10241). 3) Hâche (5229. 5725. 6386. 10173. 10681); er iſt Eckeharts Vater und ſpringt dieſem im Kampfe bei (10243), ebenſo ſeinem Verwandten Wachsmut (12208). 4) Herdegen (5229. 6387. 10173). 5) Rimstein (4771. 10677); von den beiden letztern werden nur die Namen genannt. Von Wachsmut, Regentag und Herdegen findet ſich in andern Denkmälern der Heldenſage keine Spur; denn Herdegen im Wolfdieterich, König Walgunts Dienſtmann zu Salneck, und Wachsmut, Hugdieterichs Sohn und Wolfdieterichs Bruder, haben mit dieſen gleichnamigen Harlungenhelden nichts gemein. Dagegen findet ſich ſchon im angelſächſiſchen Widſidh unter Ermanrichs Helden ein Rumstân (v. 123), wahrſcheinlich der Rimstein der Harlungen. Nach dem großen Wolfdieterich iſt Hâche der junge ein Sohn des Herzogs Berchtung von Meran

(Ausgabe Holtzmanns, Heidelberg 1865, Str. 525) und sitzt mit Vater und Brüdern 13 Jahre lang gefangen, bis Wolfdieterich seine Getreuen erlöst. Er erhält sodann das Land bi Rin und zum Weib eine edle Herzogin, mit welcher er of der feste zu Priach den Eckhart zeugt (Str. 2100). In Alpharts Tod sitzt Hache der junge unter Dietrichs Helden (Str. 73) und kämpft an der Seite Hildebrands (Str. 433). Auch in der Virginal (Str. 619) taucht unter Dietrichs Helden ein junger Hache auf.

Außer dem Biterolf erscheint der Name der Harlungen noch in zwei andern Gedichten der Heldensage, in Dietrichs Flucht und im Rosengarten. In Dietrichs Flucht wird auf ihr Ende angespielt (2548. 2610. 4682. 7857. 9823; darnach bei Heinrich von München s. Grimm, Heldens. 204); im Rosengarten werden sie noch als lebend genannt: Hildebrand empfiehlt dem Amelolt von Garten außer seiner Frau Uote, Dietrichs Land und Bruder auch die Harlunge (W. Grimms Text v. 665). Von der Hagens Text (246 und 322) nennt sie gleichfalls, ohne Näheres hinzuzufügen (W. Grimm, Der Rosengarte, Göttingen 1836, p. XIV).

Als Vorname kommt Harlung zuerst im 9. Jahrh. in Baiern vor: Herilunk 820, Herilunc 828, Herilungus 1030 (Mone, Untersuchungen zur teutschen Heldensage 81), Harilunc, Herilung. 9. Jahrh. (Förstemanns Namenbuch I, 617).

Als Geschlechtsname erscheint Harlung im 15. Jahrh. im Breisgau: Anna dicta Harlungin zu Freiburg, Mechtildis dicta Harlungin im Seelbuch der Johanniter daselbst, Cunz Harlung von Steinenstadt im Breisgau (Mone, Untersuchungen 81).

Ortsnamen mit Harlung sind weit verbreitet in germanischen Landen: Burg und Umgegend von Bechelaren, Rüdegers Sitz, hießen im 9. Jahrhundert „von Alters her" Herilungoburc und Herilungovelt (Monum. Boica XXVIII, 1, 21, a. 832; Grimm, Heldensage p. 38; 2. Ausgabe p. 23; Förstemann II, 680; Dümmler, Pilgerim von Passau, p. 192; Müllenhoff bei Haupt X, 163). In Baiern finden sich Christianus de Harlungen, 12. Jahrh. (Mon. Boica XIII, 110); Harlungun 1177 (ebenda XXVII, 24); Harlungshoven, 1346 (eb. XXV, 391; Mone, Untersuchungen 81); Harling in Niderbaiern; in Türingen Herlingesberg 1317; ein Harlungeberg bei Leisnig und bei Brandenburg (Müllenhoff bei

Haupt XV, 312); Harlungenbereh, die Burg Ottos IV bei Goslar (ſ. ebenda XV, 313); Harlinghauſen, ein Dorf bei Minden; Herlingsberg in der Grafſchaft Pyrmont (Falkenſtein, Nordgauiſche Alterthümer, Schwabach 1734, I, 55); Harlungerberg bei den Stettiniſchen Wenden, wo der Abgott Triglow einen Tempel hatte (ebenda I, 73); Herlingehem, 967, in der Gegend von Gent (Förſtemann II, 681); bekannt ſind das Harlingerland in Oſtfriesland und die holländiſche Stadt Harlingen an der Zuyderſee.

104 Daß die Sage vom Tod der Harlungen ſchon im 10. Jahrhundert ausgebildet war, bezeugen die bereits erwähnten Annales Quedlinburgenses: Eo tempore Ermanaricus super omnes Gothos regnavit, astutior in dolo, largior in dono; qui post mortem Friderici unici filii sui, sua perpetrata voluntate, patruales suos Embricam et Fritlam patibulo suspendit (Pertz V, 31). — Eine abweichende, wahrſcheinlich auf einer däniſchen Volksſage beruhende, Erzählung gibt Saxo Grammaticus in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts: Bei ihm iſt Ermanrich (Jarmericus, altnordiſch Jörmunrekr) ein däniſcher König, und Sibich (Bicco, wie in der Völsungasaga c. 40 Bikki) hat nicht die Entehrung ſeines Weibes, ſondern den Mord ſeiner Brüder an ihm zu rächen (fraterna ultio); die Schweſterſöhne des Königs (die nicht mit Namen genannten Harlungen), welche in Deutſchland geboren ſind, empören ſich gegen ihn, um einen Anteil am Reiche zu erlangen; der König beſiegt ſie, läßt aber Milde walten, bis ihn der ungetreue Rat aufreizt; er zieht noch einmal nach Deutſchland, fängt ſeine Neffen und läßt ſie hängen (rursum Bicconis instinctu Germaniam petens captis bello sororiis laqueo spiritum eripere non dubitavit. Saxonis Grammatici historia Danica L. VIII. ed. Erasm. Müller, Havniæ 1839, I, p. 412 f.). — Das mittelhochdeutſche Gedicht von Biterolf und Dietleib aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, das die Harlungen als lebend unter den Verbündeten Dietleibs aufführt, ſchweigt vollſtändig über ihr Ende. — Andeutungen gibt unter den deutſchen Dichtungen zuerſt Dietrichs Flucht (gegen 1290). Ermenrich ließ ſeine Neffen ohne Schuld hängen (v. 2671) und bemächtigte ſich ihres Landes (2551) und Goldes (er hât der Harlunge golt, 7857); eigentümlich iſt hier der Zuſatz, daß er ſie in mör-

derischer Absicht zu einer Verhandlung einlud und so in seine Gewalt bekam:

er was diu grœste missetât,
diu öf der erde ie geschach. (2754)

Um seinen Neffen Dietrich gleich ihnen zu überlisten und zu tödten, heuchelt Ermenrich auf Sibichs Rat Reue über der Harlungen Tod und bittet ihn zu sich, weil er eine Bußfahrt zu dem heiligen Grab machen wolle. v. 2606 ff. — Heinrich von München, welcher dieses Gedicht zu seiner Fortsetzung der Weltchronik benützte (s. E. Martin, Deutsches Heldenbuch, Berlin 1866, II, XLVI ff), gibt als den Ort der Untat die Stadt Raven (Ravenna) an (Grimm, Heldensage 204). Eine ähnliche Sage hat die Vorrede des alten Heldenbuchs vor Augen, wo es heißt: Also schickt der künig nach den iungen harlingen seins bruders kint, vnd liess sie bencken (Ausg. von Keller p. 8). — Ein späteres nordisches Werk, die Blömsturvallasaga, welche aus der Thidrekssaga schöpfte, verflocht die Harlungen Aki und Etgard — offenbar ohne sagenhafte Grundlage — in ihre afrikanischen Abenteuer (s. Grimm, Heldensage 263).

[105] Das erste Zeugniß für die Localisierung der Harlungensage in Breisach bietet Eckeharts Chron. Ursperg. (Anf. des 12. Jahrh.): Est autem in confinio Alsaciæ castellum vocabulo Brisahc, de quo omnis adiacens pagus appellatur Brisahcgowe, quod fertur olim fuisse illorum, qui Harelungi dicebantur (Pertz, Mon. VIII. 185). In Hedios Ueberſetzung: In derſelbigen gegne in dem Elſas iſt eyn Caſtell, mit namen Briſach, von dem alles vmbligend land das Briſachgawe genant iſt. Man ſagt, es ſei etwan deren geweſen, die Harelungi genant ſeind (Caſpar Hedio, Ein Außerleſne Chronick, Straßb. 1539, Fol., p. 370). Aus Eckehart schöpfte der Annalista Saxo (1. Hälfte des 12. Jahrh.): rex (Otto I) Brisacam castellum munitissimum obsedit. Est in confinio Alsacie, inde adiacens pagus Brisagowe appellatur, fertur olim illorum fuisse qui dicebantur Harlunge, ad a. 942 (Pertz VIII, 603). Unter der Harlungen Land (4594; von Harlunge lant 10680) verſteht das Gedicht von Biterolf und Dietleib ohne Zweifel das Breisgau. Im ältern Teil des Gedichtes von Alpharts Tod (13. Jahrh.)

werden zwar die Harlunge nicht genannt; aber in der Fortsetzung sitzt der von ihnen ungertrennliche Eckehart in Brisach, von wo aus er mit seinen Mannen, den von Brisach (Str. 310. 340. 383. 465), Dietrich zu Hilfe zieht (Alph. 306 ff. 322. 406. 467). Im Gedicht von Dietrichs Flucht erhält der Vater der Harlunge als Erbe Brisach und Beiern daz lant (v. 2436). Im großen Wolfdietrich ist es Eckeharts Vater Hache, welchem das Land am Rhein und die feste zu Prisach verliehen wird (Ausg. von Holtzmann, v. 2100). Die Vorrede des alten Heldenbuchs bestimmt ausdrücklich das Land der Harlunge: das was das lant in dem preussgawe vnd vmb brisach (Kellers Ausg. p. 8). Ebenso Beatus Rhenanus: Olim montem Brisiacum Harelungi possidebant (Rerum Germanic. L. III, Basileæ 1551, p. 155, fol., vergl. 98). Noch Zeller weiß davon: „Nach den Römern ist dieses Orts (Breisachs) Beherrschung auff die Franckn vnd die Edelleut, die Harelungi oder Haringi genant, kommen" (Merians Topographia Alsatiæ, Frankf. 1644, p. 9, und darnach bei Han, Das Seelzagende Elsas, Nürnberg 1676, p. 26). Im Allgemeinen scheint jedoch die Sage schon im 16. Jahrhundert erloschen zu sein, da der Breisgauer Gelehrte Joh. Thomas Freig (s. Mone, Quellen und Forschungen, Aachen und Leipz. 1830, I, 5) unter Harlungen ein ganzes Volk, die alten Einwohner des Breisgaus, versteht. Er datiert die Vorrede seines Ciceronianus (Basileæ 1575): Friburgi Harelungorum, und seine beiden Söhne, in der Ausgabe seines Pædagogus (Basileæ 1582), bezeichnen als seine Heimat Friburgum illud Harelungorum veterum (in quorum locum Brisgoi, nomen a monte Brisiaco adepti, successerunt). Schon Sebastian Münster gab die Erklärung: Harelungi seind die Breißgöwer (Cosmographei 1544, p. CXLIX; Müllenhof bei Haupt XV, 312). — Die Genealogia Viperti macht die Harlungen zu Brandenburgern (Grimms Heldens. 400). Daß ein Harlungeberg bei Brandenburg existiert, wurde bereits erwähnt (p. 221). — In der nordischen Ueberlieferung liegt die Burg der Harlungen zwar auch am Rhein, heißt aber nicht Breisach, sondern Trelinburg (Thidrekssaga c. 282), nach Raßmann das heutige Trechlinburg (Die deutsche Heldensage II, 581).

[194] Nach dem über Breisach Gesagten hat Scherz in seinem

Glossarium Germanicum medii aevi (ed. Oberlinus, Argent. 1781, I. Sp. 271) den Eckart mit vollem Recht einen heros Alsaticus genannt. In deutschen Sprachdenkmälern tritt Eckhart, Eckehart nicht vor dem 13. Jahrhundert auf.

Der Biterolf (um 1200) nennt ihn unter den Recken der Harlungen auf Dietleibs Seite (4471. 5228. 6387. 10170. 12210), Eckehart der guote degen (8889). Hildebrand bestimmt ihn zum Gegner Boppes, des kindischen Knappen (7708), der ihn, da seinem Roß der Brustriemen (daz fürbüege) bricht, mit der Lanze zu Boden wirft (10226), worauf ihm sein Oheim, der alte Regentag, und sein Vater Hache zu Hilfe kommen (10241 ff). Seine und der Harlungen Sage wird nicht berührt.

Auch im Rosengarten (2. Hälfte des 13 Jahrh.) bekämpft er die burgundischen Helden auf Dietrichs Seite; nur in der Heidelberger Handschrift bleibt er zu Hause, weil er die Harlungen nicht allein lassen will: Dô sprach Eckehart der getriuwe: ich wære gerne dâ hin, wenne daz ich mit den Harlungen sô gar bekumbert bin; west ich wem ich die lieze, ich rümte mit in diu lant (W. Grimm, Heldensage 144). Ebenso befiehlt zwar in der Straßburger Handschrift Dietrich die Harlungen dem Amelolt und sagt: Wir nemen in irn herren, Eckehart muoz ouch mite; allein es ist von diesem im Verlauf des Gedichtes nicht weiter die Rede (Grimm, Heldens. 255). In W. Grimms Text, wo er durchweg grâve Eckewart heißt, besiegt er im Rosengarten den Riesen Pûsolt und schlägt ihm, obgleich der Gefallene um Gnade flehend die Finger emporreckt, das Haupt ab, weil er nie einem Christen hold gewesen sei; er empfängt darauf von Kriemhild den Siegerkranz von Rosen, lehnt aber ihren Kuß ab: ich lâze mich nit küssen ein ungetriuwe meit (v. 1172 ff). Im Rosengarten des alten Heldenbuchs, wo er durchaus der getrüwe Eckart heißt, kämpft er mit Hagen, der hier als Riese erscheint, schlägt ihn in die Flucht und verschmäht gleichfalls Kriemhilds Kuß (Ausg. von Keller p. 668 f.). Dieser für ihn charakteristische Zug ist bei Caspar von der Rhön verloren gegangen (Hagen und Primisser, Der Helden Buch in der Ursprache, Berlin 1825, II, 210, 272 ff). Auch in der rohen in Gesprächsform abgefaßten Bearbeitung des

Rosengartens aus dem 16. Jahrhundert ruft ihn Hilliprant zum Kampf gegen den Riesen Herzog Hagen:

Ein lantgraff Im' Elsaß er ist,
Im dienen Burgg, Stett vnd weyte landt,
Dor getrew Eckhart ist ers genanndt.

(Haupts Zeitschr. XI, 252). Im Pommersfelder Rosengarten fehlt er ganz (Pfeiffers Germ. IV, 1 ff); in W. Grimms Bruchstücken heißt er Eckwart (wie in Grimms Text) und erhält zum Gegner den Herbort von dem Rine (Germ. VIII, 199, 100).

Im ältern Teil von Alpharts tôt sitzt Eckehart unter Dietrichs Helden im Saal zu Bern (Str. 74); im Widerspruch hiemit holen ihn in der Fortsetzung Hildebrand und Ritger in Berisach (Str. 306 ff), wo er des hûses herre ist (315. 322). Er spielt darauf an, daß ihn Dietrich auf Anstiften Ermanrichs habe vertreiben wollen, sagt aber dennoch seine Hilfe zu (Str. 314 f.). Dietrich empfängt ihn dankbar gerührt:

Wis got wilkomen, Eckehart, dû vil werder man,
du treist ein getriuwez herze, dû wilt mich niht lân.
swaz ich dir durch den keiser ze leide hân getân,
des wil ich dich ergetzen, die wile ich daz leben hân. Str. 401.

Die Sage, welche hier vom Dichter als bekannt vorausgesetzt wird, ist verschollen. Der Harlungen Tod wird nicht erwähnt; allein Sibich der ungetreue hat Grund, den in der Schlacht wütenden Eckehart vor allen zu fürchten; als er ihn sieht, bricht er sein Zeichen vom Helm, schwingt den Schild auf den Rücken und entweicht (Str. 446).

Gewiß alter Sage gemäß ist die Rache Eckharts an dem ungetreuen Ratgeber Ermenrichs. Im Gedicht von Dietrichs Flucht ist es Rilstein, der Doppelgänger Sibichs, der von Eckehart im Kampf eingeholt wird:

nû hân ich der rehten einen,
sprach der recke Eckehart.
nû wirstu langer niht gespart,
du vil ungetriuwer man.
du gewunne mir min herren an,

die getriuwen Harlungen,
nu wil ich mit dir tungen
einen galgen, ob ich mac.
ez muoz sîn dîn lester tac. (v. 9818)

Nibstein bietet ihm Gold; aber der zürnende Held schlägt ihm das Haupt ab, bindet den Leichnam auf sein Roß und bringt ihn Dietrich.

Besser weiß es die Rabenschlacht: hier wird der mit Ermenrich aus der Schlacht fliehende Sibich selbst von Eckehart gefangen und nackt überzwerch über das Roß gebunden durch das Heer geführt. Nun mußt du hangen, spricht der Getreue, meine Herren sind gerochen, nun kann mir kein Leid mehr an (Str. 863 ff).

Eigentümlich ist die Erzählung in Dietrichs Flucht, daß Eckehart der Harlunge man sich eben am Hunnenhof Etzels aufhielt, als der von Ermenrich aus seinem Land vertriebene Dieterich dort Schutz suchte; er ist es, der den über sein Unglück beschämten Helden zuerst erkennt und freudig mit Kuß und Umarmung begrüßt (v. 4682 ff). Wie Eckehart an Etzels Hof kommt, ist dunkel.

Die Vorrede des alten Heldenbuchs, welche allein unter allen Denkmälern der Heldensage die Untaten Ermenrichs im Zusammenhang, wenn auch auszugsweise, erzählt, berichtet über Eckhart folgendermaßen: Sibich sprach dem Kaiser zu, er solle seines Bruders Kindern ihr Land und ein Schloß nach dem andern abnehmen. Das was das lant in dem preussgawe vnd vmb brisach. Wann sein bruder harlinge het gelassen zwen sün die waren zwen iung starck künig. Da was der getrüw eckart den zweyen künigen zu vogt vnd zuchtmeister geben, vnd was gesessen auff einer burg nidwendig brisach. Also schickt der künig nach den iungen harlingen seins bruders kint, vnd liess sie hencken. Nu was auff die selben zeit der getrüw eckart nit da heim. da nun der getrüw eckart das befand da besazt er alle schloss vnd befalch das man nieman sölt einlassen. Da reit Eckart zu dem berner, vnd clagte jm die sachen. Da sachen der berner vnd eckart an die übeltat, vnd fielen dem keiser mit macht in sein land, vnd gewannen jm sein schloss ab, dar auff er gesessen was, vnd erschlugen gar vil hundert held, da kam der keiser vnd sibich zu fusz darnon. (Ausgabe von Keller

p. 8.) Hieran schließt sich dann die Gefangennahme der Wülfinge und die Vertreibung Dietrichs aus Bern, welche nach der Erzählung der Flucht lediglich auf Sibichs Anstiften erfolgt. Eigentümlich dem obigen Bericht ist, daß Eckart nicht in Breisach, wie im Alphart, sondern in einer rheinabwärts gelegenen Burg seinen Sitz hat; ferner daß er zur Zeit der Untat abwesend ist, während er in der durch den Isländer erhaltenen niederdeutschen Sage von Ermenrichs Hof, wo er den Anschlag erfahren, in sorgenvoller Hast zu seinen jungen Herrn eilt und getreu seinem Warneramt sie zur Flucht auffordert. Als Alles verloren ist, mahnt er sie, in Ehren zu sterben. Was aus ihm selber wird, hat die Thidrekssaga zu berichten versäumt. Durch ein Versehen — wahrscheinlich des Aufzeichners — hat er mit einem seiner Pfleglinge den Namen getauscht (er heißt Fritila, einer der Harlungen Egard). Der Beiname Harlungentrost (Aurlungatrausti) kam ursprünglich ohne Zweifel dem Eckhart zu und gieng dann auf seinen Vater Hache über, welcher durch ein Mißverständniß der nordischen Saga mit dem Vater der Harlungen verwechselt wurde (Aki Aurlungatrausti, Thidreks c. 13). Zum Ueberfluß gab die nordische Sage auch noch einem der Harlungen, dem deutschen Imbreke, den Namen Hache (Aki). Ganz eigentümlich der nordischen Sage ist, daß die Harlungen Stiefsöhne Wittichs (Vidga) heißen, welcher wie Eckart im Heldenbuch während Ermanrichs Kriegszug abwesend ist, bei der Rückkehr seine Burg verbrannt findet und sich dann an Dietrich von Bern wendet, jedoch nicht wie Eckart im deutschen Bericht, um Rache zu nehmen, sondern um furchtsam auszukundschaften, ob sich Ermenrichs Zorn nicht auch auf ihn erstrecke, eine Erbärmlichkeit, welche kein deutscher Sänger dem treuen Eckart anzusinnen gewagt hätte (Thidreks. c. 283).

Völlig vereinzelt steht die Angabe der Vorrede zum alten Heldenbuch, wornach nicht Sibich, sondern Ermenrich selbst von Eckhart aus Rache erschlagen wird: Gotrûw eckart ein held von Brisach von dem geschlecht der harlinge. der was auch aus Elsas vnd prysgaw. Vnd da kam ein keiser der hiess keisser Ermentrich. Der selbe hieng die harlinge. Dem selben eckart wurden empfolhen die iungen herling. Darnach schlug er keiser Ementrich zu tode (Ausg. von Keller 3, 22). Hievon weiß kein

anderes Buch (Agricola, s. Anm. 108, hat nur diese Stelle umgeschrieben), und die Angabe beruht entweder auf einer verworrenen Erinnerung oder einer willkürlichen Neuerung, ähnlich wie das niderdeutsche Gedicht, das dem Ermenrich von Dietrich das Haupt abschlagen läßt (Gödeke, Konine Ermenrikes dôt, Hannover 1851); auch dieß ist eine Erfindung späterer Zeit. Zwei Bluttaten vor allem fordern Rache an Ermenrich und Sibich, die Ermordung Swanhilds und die der Harlungen; auf die Rache für diese hat keiner ein höheres Anrecht als der trauernde Pfleger, für jene sind die Brüder die geborenen Rächer. Die echte uralte Sage läßt denn auch Ermenrich durch Swanhilds Brüder sterben. Davon fangen die Goten schon im 6. Jahrhundert. Für Eckehart bleibt die Rache an Sibich. Beide stehen sich als natürliche Feinde gegenüber; beide sind sprichwörtlich und typisch, der eine wegen seiner Treue (die älteste Erwähnung des treuen Eckart findet sich in einem Diplom Kaiser Heinrichs III für den Markgrafen Ekkihard II von Meißen [† 1046] vom Jahr 1041: Rex ob minime denegandam voluntatem fidelissimi Fidelis nostri Ekkardi marchionis etc., s. Eccardus Historia genealogica principum Saxoniæ superioris, Lipsiæ 1722, fol., Sp. 175. 228. — Du treist ein getriuwez herze, Alphart 401; der vil getriuwe man, Rosengarte von W. Grimm, v. 704. 1175; auch kam gar trülich mit in Eckart geritten, Heldenbuch, Keller 632; hier fein stehendes Epitheton der getrüwe Eckart), der andere wegen seiner Treulosigkeit (perfidus Sibicho, Name eines Bischofs von Speier von 1039—54; Sibeche der ungetriuwe, Alphart 412. 420. 445. 446; der ungetriuwe man, Dietrichs Flucht 2657. 8390. 8394; Sibeche der unstæte, eb. 9741; Sifca enn illráði, Thidreksaga c. 288; Sifka Baleráð, eb. 410; noch im Trougemundslied: Unnützen Südichen ist maneg guot geselle von dem andern entwichen. Uhlands Volkslieder I, p. 6, 10; s. Müllenhoff in Haupts Zeitschrift XII, 308; Sybecho geradezu gleichbedeutend mit Verräter bei Richalm von Schöntal, um 1270, s. eb. 354). Passend fällt der ungetreuste durch den treusten Mann.

Das Roß Eckharts wird in zwei Gedichten genannt. Es heißt Ruoche (Biterolf 10228) oder Röschlin (Alphart Str. 445). Es hat einen zornigen Mut und hilft seinem Herrn im Kampfe mit

Beißen und Schlagen wie Ruſtems und Wolfdietrichs Roß (Alphart ebenda). Sein ſtarkes Schwert heißt Gleste (Alphart 380). — Im großen Wolfdietrich (Ausgabe von Holtzmann Str. 2100) und im Wolfdietrich des Heldenbuchs (Ausg. von Keller p. 563, 24) wird der Pfleger der Harlungen mit dem Herzog Berchtung von Meran, dem Pfleger Hugdietrichs und Wolfdietrichs, in genealogiſchen Zuſammenhang gebracht. Berchtung, Eckhart und Hildebrand ſind die drei berühmten Meiſter der deutſchen Heldenſage.

Daß Lieder von Eckart einſt in Deutſchland von den Fahrenden geſungen wurden, bezeugt der Marner (2. Hälfte des 13. Jahrh.) in einer bekannten Stelle, wo er die beliebten Epen ſeiner Zeit aufführt:

Sing ich den liuten minin liet,
sô wil der êrste dar,
wie Dietrich von Berne schiet,
der ander wâ künc Ruother saz;
der dritte wil der Riuzen sturm, der vierte von Eckartes nôt,
der fünfte wie Krimhilt verriet etc.

(Bartſch, Meiſterlieder der Colmarer Handſchrift, Stuttg. 1862, 426; von der Hagen, Minneſinger II, 251 b; Bartſch, Deutſche Liederdichter, Leipz. 1864, p. 178).

Das Lied des wilden Alexander (gegen Ende des 13. Jahrh.) über ſeine ungaſtliche Aufnahme zu Burgau ſpielt wohl auf eine Stelle des verlorenen Liedes an, wo Eckehart im erſten Zorn über den Tod ſeiner Pfleglinge in Ermenrichs Burg dringen wollte, aber von dem Ingeſinde abgehalten wurde:

Mir wart dâ gruoz und rede verzigen,
si sâhen hin ûz unde swigen
und heten ir herren sô verspart
und teten alle dem gelich,
als ez waere künik Ermenrich
unde ich der zornik Ekkehart.

(von der Hagen, Minneſinger III, 30 a).

Im Mittelalter hieß ein Haus im badiſchen Dorf Sunzheim „zum frommen Eckart" (Mones Unterſ. 80). — Auch H. Sachs iſt der

treue Eckart (trew Eckhart) eine vertraute Figur; als uralter Einsiedler zeigt er ihm z. B. in einem allegorischen Gedichte Frau Treue auf der Bahre (Sehr herrliche Gedicht, Nürnberg 1558, I, fol. 288c, Kellers Ausg., Stuttg. 1870, III, 306). — Von Jörg Wickram aus Colmar erschien im J. 1538 zu Straßburg: Ein hübsch new Faßnacht Spil, auß heyliger Biblischer gschrifft gezogen, der trew Eckart genant, darin alle stend der Welt begriffen werden (Gödeke, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung I, 369; vergl. Pfeiffers Germania II, 505). — Der trew Eckhart in Fischarts Geschichtsklitterung (Grimm, Heldens. 311). — Bei Pantaleon, Teutscher Nation Heldenbuch, Basel 1568, steht offenbar zwischen dem hürnen Seifried und Herzog Ernst der getrewe Eck für Eckart (s. Pfeiffers Germ. X, 95). — Burglechner (1620) zählt Eccard von Preisach aus dem Geschlecht der Harlinge wahrscheinlich nach der Vorrede des Heldenbuchs unter den alten Rüsen vnd Regkhen auf (Zingerle in Pfeiffers Germ. II, 435).

Unter den Bearbeitungen des Rosengartens haben zwei Eckewart für Eckehart, W. Grimms Text (v. 578. 788 u. a.) und die von ihm zuletzt bekannt gegebenen Bruchstücke: Herbort von dem ryne, sprach der kune Hagen, her sal mit Eckwarte vechtin (Abhandlungen der Berliner Akademie, Philol. histor. Classe, 1859, p. 486). In Dietrichs Flucht tritt ein Eckewart neben Eckehart auf und ist deutlich von ihm unterschieden; er ist einer der Helden Dietrichs (3009) und erklärt mit seinem Gesellen Eckenot, daß er sich von seinem Herrn im Unglück nicht trennen werde (4154). Als Dietrich mit den Frauen weinend seine Stadt verläßt, kommen ihm Eckewart und Amelolt entgegengeritten und melden, daß sie Garda den Mannen Ermenrichs wider abgenommen hätten (4447). Eckewart bleibt sodann bei Amelolt und wird von diesem nach Wittichs Verrat zu Dietrich ins Hunnenland gesandt, um ihm die Trauerkunde von Ermenrichs Untaten in Raben zu bringen (7691 ff). Er spricht seine Verwunderung darüber aus, wie Ermenrich zu so vielem Kriegsvolk komme, und Dietrich erklärt ihm, das werbe er mit dem Gold, das er den Harlungen und ihm (Dietrich) selbst geraubt habe (7845 ff). Darauf schließt sich Eckewart dem Heere des Berners an (8615) und fällt im Kampf neben Eckenot (9715). Wir haben es hier also mit einer besondern

Sagenfigur zu tun, die nur des ähnlich lautenden Namens wegen in den zwei Bearbeitungen des Rosengartens mit Eckehart verwechselt wurde. Bekanntlich erscheint auch im Nibelungenlied ein Markgraf Eckewart, der im Eingang des Gedichtes unter den burgundischen Helden aufgeführt wird (Ausg. von Bartsch, Leipzig 1860, Str. 9). Er ist Kriemhild treu ergeben und folgt ihr nach ihrer Vermählung mit Siegfried in ihre neue Heimat (Str. 700), bleibt nach Siegfrieds Ermordung bei ihr in Worms (1101) und folgt ihr auch ins Hunnenland (1283), wo er ihr als Kämmerer dient (1398). Hagen findet ihn schlafend auf Rüdigers Mark und nimmt ihm sein Schwert, gibt es ihm aber mit sechs Goldringen zurück, worauf ihn Eckewart warnt und nach Bechelaren weist (1631 ff). Von da an verschwindet er aus dem Gedicht. Auch dieser Eckewart ist mit dem treuen Warner Eckart identificiert worden; allein die an sich schon schwach begründete Annahme macht die vollständige Abtrennung Eckewarts von der Ermenrichs- und Harlungensage äußerst verdächtig. So lange auf diese in den uns erhaltenen Dichtungen verkümmerten Nebenpersonen der Sage kein helleres Licht fällt, wird man wohl daran tun, sie auseinander zu halten, wie es schon die kundigen Sänger der Heldensage getan.

*** Die Namen der beiden Räte Bilvisus und Bolvisus würden altnordisch lauten Bilvis und Bölvis, althochdeutsch Biliwiso und Balowiso: bil, der Stamm unserer Wörter Unbill, billig, bedeutet Gerechtigkeit, angelsächsisch bilvit milde (Grimms Wörterbuch s. v. Bill); balo Verderben, Böses; wiso der Führer (Graff, Sprachschatz I, 1067), balowiso, dux mali, heißt der Teufel im Heliand (Schmellers Glossarium Saxonicum, Monachii 1840, p. 9); über die Sage s. Uhlands Schriften III, 132 ff. — Verwandte Gestalten sind der wilde und der sanfte Reiter zu Hackelbergs Seiten (Kuhn, Märkische Sagen N. 17; Grimms Mythol. 874), Ferenand getrü und Ferenand ungetrü (Grimm, Kinder- und Hausmärchen II, 192; III, 208). — Für die Umwandlung des getreuen in den ungetreuen Sibich findet sich ein Analogon in den letzten Zeiten des römischen Kaisertums. Kaiser Valentinian III machte den Senator Petronius Maximus zu seinem Günstling, weil er ein Auge auf dessen schöne Frau geworfen hatte. Eines Tages nahm der Kaiser für eine beim Brettspiel gewonnene Summe den

Siegelring Petrons zum Pfand und ließ damit, als ſende ihn ihr Gemahl, die Frau in den Palaſt rufen, wo er ſie in einem abgelegenen Gemach überfiel und ſchändete. Dafür beſchloß Petronius Maximus blutige Rache. Um ihn deſto ſicherer zu verderben, brachte er den Kaiſer durch ſchlaue Intriguen dahin, daß er durch die Ermordung ſeines tapfern Feldherrn Aetius ſich ſelber die rechte Hand abhieb; dann ließ ihn Maximus am hellen Tage auf dem Marsfeld nidermachen, nahm ſelber die Kaiſerwürde an und, da ſeine entehrte Gemahlin mittlerweile geſtorben war, zwang er, um ſeine Rache zu vollenden, die verwittwete Kaiſerin Eudoxia in ſein Ehebett, welche dafür die Vandalen nach Rom rief (ſ. Pfahler, Handbuch deutſcher Altertümer, Frankfurt 1865, p. 140; vergl. Gregorovius, Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter, Stuttg. 1869, I, 195).

[108] Vom Venusberg ſprechen ſchon Denkmäler des 14. Jahrh. (Grimms Myth. 1230); der treue Eckart erſcheint in Verbindung damit nicht vor dem 15. Jahrhundert. In der Möhrin, einem wunderlichen Gedicht des ſchwäbiſchen Ritters Hermann von Sachſenheim vom J. 1458, fungiert der treue Eckhart als Fürſprecher des am Hof der Frau Venus ſchwer verklagten Dichters. Die Vorrede des Heldenbuchs nennt den treuen Eckart als den einzigen, der den Untergang der Helden der Sage überlebt habe: Man fermeint auch der getrüw Eckart sey noch vor frau fennsberg, vnd sol auch da beleiben biss an den jüngsten tag, vnd warnet alle die in den berg gan wöllent (Kellers Ausgabe p. 11). Dieſe Stelle hat Agricola im Auge in der ausführlichen Erklärung des deutſchen Sprichworts: Du biſt der trew Eckhart, Du warneſt yedermann. „Die gedechtnus des trewen Eckharts iſt von alten jaren bey den Deütſchen bliben, von wegen ſeiner erbarn frummkeit. Das Buch der Helden ſagt, vnd es ſtymmet mit den gewyſen Hyſtorien wie Dietrich von Bern gelebt hat zu den zeyten Zenonis vnnd Auguſtuli im jar nach Chriſti geburt vngeferlich CCCCC. — — Bald nach dyſer zeit iſt geweſen der trewe Eckart, ein held von Briſach, herre im Elſaß vnnd Breißgaw, von dem geſchlecht der Harlinge. Die weil aber in Lamparten oder Lombardeyen die Francken gewaltig wurden, griffen ſie vmb ſich vnnd erſchlugen die jungen Harlinge, der vormunde Eckhardt was; daz

thet aber Ermentfrid. Der Eckhardt woldt ſeinen herren, deren vormunde er was, trewe beweyſen, vnd ſchuff vnd bracht alſo vil zuwegen, das er mit anderer helden hilffe den Ermentfryd widder erwürgete, vnd vmb diſer that willen iſt er alſo hoch biß an vnſer zeit, lenger denn tauſent jar gerümet worden, vnd er iſt auch ſolchs lobs vnnd rhumes faſt wol wirdig, vnnd ich wolt das vil Deutſcher weren, den man ſolches lob mit eeren möchte nach ſagen. — Im ſprüchwort: Es wird geſchehen, wenn der Teuffel von Ach kompt (Bl. 2ᵇ f.), habe ich meldung gethan, wie der Teuffel nach dem abfalle von der reynen leere des Euangelii allerlay ſpiegelfechten vnd betrug herfürher gebracht hat, als mit dem Venus berge vnd Hoſelberge. Nun haben die Deutſchen in demſelben betrug yres trewen Eckharts nicht vergeſſen, von dem ſie ſagen, er ſitze vor dem Venus berge vnd warne alle leutte, ſie ſollen nicht in den berg gehen. Es iſt ein fabel, wie der Thanhauſer im Venus berge geweſen ſey ꝛc. — Die weil nun der Thanhauſer alſo mit leib vnd ſeele verdorben iſt, ſagen die deutſchen, der trewe Eckhart ſitze vor dem Venus berge vnd warne die leute, ſie ſollen nicht hineyn gehen, es möchte ynen ſonſt ergeen wie dem Thanhauſer. Ich habe neben andern gehört von dem wirdigen Jan Kennerer, pfarrer zu Manßfelde, ſeines alters vber achtzig jare, das zu Eißleben vnnd yhm ganzen lannd zu Manßfelde das wüttend heere (alſo haben ſie es genennet) fürübergezogen ſeye, alle jar auff den Roſenacht dornſtag, vnd die leute ſind zugelauffen, vnd haben darauff gewartet, nit anderſt, als ſolt ein groſſer mechtiger Kayſer oder Künig fürüber ziehen. Vor dem hauffen iſt ein alter man hergangen, mit einem weyſſen ſtabe, der hat ſich ſelbs den trewen Eckhart gehaiſſen. Dyſer alte man hat die leutte haiſſen auß dem wege weichen, hat auch ettliche leutte haiſſen gaar heim geen, ſie wurden ſonſt ſchaden nemen" ꝛc. (Johann Agricola, Das Ander Teyl Gemaynер Deutſcher Sprüchwörtter, Nürnberg 1529, Blatt 137 f.).

Es iſt nur eine mißverſtändliche Verchriſtlichung der Sage, wenn Aventin Eckart vor das Tor der Hölle ſitzen läßt. „Heccard, den haben die alten für ein Richter vnter das thor der Hellen geſetzt, der die Leut gewarnt vnd gelehrt, wie ſie ſich in der Hell ſollen halten, iſt noch ein Sprichwort: als der troiſch Heccard." Aventini Chronica, Frannff. 1566, 52ᵃ (troiſch iſt gelehrte Umdeutung von getreu).

Hodierno quoque die superstitiosi nonnulli vocem improvisam quasi susurrantem audientes imaginantur Treu Eckardi spiritum eos revocare (Waldenfels, Selectae antiquitatis libri XII, Norimbergae 1677. L. XI, c. 14: De fideli Eckardo sive Treu Eckard; ſ. Uhlands Schriften II, 231 Anm. 3; Haupts Zeitſchrift XV, 331).

[109] Kaiſer Heinrich VI nahm von Biſchof Heinrich von Baſel zu Lehen medietatem montis Brysach, excepta una mansione Burchardi de Usenberch medietatemque, qui dicitur Eggeharthberc; beide Berge ſollten vom Kaiſer und vom Biſchof gemeinſam befeſtigt und beſetzt werden (Urkunde vom Juli 1185 ſ. Herrgott, Genealogiae Diplomaticae Augustae Gentis Habsburgicae, Viennae 1737, fol. II, p. 195). — „Dieweil man bei vns Teutſchen vil geſchriben Gedichts vom Venusberg bei Briſach vnd jhren darinn ſchlaffenden Rittern ſinget vnd vmbtraget" (Fiſcharts Ueberſetzung von Bodins Daemonomania: Vom Außgelaſnen Wütigen Teuffelsheer, Straßb. 1591, p. 67). Venusberge gibt es mehrere am Oberrhein; an dem bei Ufhauſen, eine Stunde von Freiburg, gelegenen haftet eine Variante der Tanhäuſerſage; der Ritter heißt der Schnewburger (Schreibers Taſchenbuch 1839, p. 348; Schnezler, Badiſches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, p. 395). Vom fraw Venusberg ſpricht Geiler von Kaiſersberg in der Emeis (Stöber, Zur Geſch. des Volksaberglaubens p. 17. 28).

[110] In Betzingen bei Reutlingen ſtellt man ſich die im Mutesheer umziehenden als Fiſchmenſchen vor, deren gröſter voranfliege, um die Leute zu warnen (E. Meier, Deutſche Sagen aus Schwaben I, p. 129). Die warnenden Rufe, welche aus dem wilden Heer erſchallen ſ. eb. I, 129 ff. — „Vnnd lauffet einer vorauß, der ſchreyet: ſtühe ab dem weg, das dir got das leben gebe". Geiler von Kaiſersberg, Emeis, 1508 (Stöber, Zur Geſch. des Volksaberglaubens p. 22). — In der Lauſitz geht vor dem raſenden Jagdzug Pan Dietrichs (pan Herr) der h. Boniſaz her, der ihn oft vergebens ermahnt hatte, von ſeinem wüſten Leben abzuſtehen (Haupt, Sagenbuch der Lauſitz, Leipz. 1862, p. 123). — Nach böhmiſcher Sage aus Schwarzkoſteletz geht ein Greis der wilden Jagd voran und warnt die Leute vor Gefahr; dann kommt ein Weib auf einem weißen Pferde ohne Sattel und Zaum (Frau Holle), ihr zur Rech-

ten der wilde Jäger auf einem feurigen Rappen. Ein Bauer, der um Mitternacht von der wilden Jagd überraſcht wurde, warf ſich auf den Zuruf des Greiſes mit dem Geſicht auf die Erde (Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, p. 79). Daneben erſcheint aber auch der wilde Jäger ſelbſt als Warner (eb. p. 83). — Im Muſtergielertobel in Montavon geht dem Nachtvolk ein großer ſchwarzer Mann mit einer Pfeife und einem Taktierſtock voraus und warnt die Leute (Vonbun, Beiträge zur deutſchen Mythologie, geſammelt in Churrhätien, Chur 1862, p. 10). — An der Laber iſt es der grüne Jäger mit langem Bart (der Teufel) ſelbſt, der durch Pfeifen das Zeichen zum Aufbruch gibt und damit die Menſchen auf dem Wege warnt (Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Augsb. 1858 I, 152). Warnungsrufe der wilden Jagd hört man allenthalben in Deutſchland, z. B. Midden innen weg, süs biten di mine hunne! (Kuhn, Sagen aus Weſtfalen, Lpz. 1859, I, 360).

[116] Im Mannsfeldiſchen hat Agricola ſeine Sage vom treuen Eckart aufgegriffen (ſ. oben p. 234). Der Hörſelberg iſt Eckarts Wohnung (Pfefferhorns merkwürdige Geſchichten der Landgrafſchafft Thüringen, 1685, p. 26; Mone, Unterſuchungen 80) bis auf den heutigen Tag (ſ. Witzſchel, Türingiſche Sagen 129 ff). Im Hörſelberg verſchwindet die wilde Jagd; nach heſſiſchen Hexenakten zieht Holda mit dem wütenden Heer in den Venusberg, „ſie führe voranen, das gezücht hernach und zuletzt ein mansmenſch" (Mannhardt, Germaniſche Mythen, Berlin 1858, p. 264). Bei der Rückkehr in den Berg iſt Eckart der letzte. Die Sage von den Bierkrügen zuerſt in Prätorius Weihnachtsſratzen (ſ. Grimm, Deutſche Sagen N. 7; Bechſtein, Türinger Sagenbuch, Wien und Leipzig 1858, I, 66). Der Eckartsberg im Türingerwald (ſ. Hagens Germania II, 352) hat nach einer Koburger Sage den Namen von einem achzigjährigen Einſiedler in der Reformationszeit (Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes, Würzburg 1842 I, 211). Auch bei Hans Sachs iſt der treue Eckart ein Einſiedler (ſ. oben p. 231). — Für die Angabe Köhlers (Lauſitziſches Magazin 1839, p. 227 ff), daß auch am Eckartsberg bei Zittau der treue Eckart ſitze, will Haupt, der umſichtige Sammler der Lauſitzer Sagen, ſeine Bürgſchaft übernehmen (Sagenbuch der Lauſitz, Leipz. 1862, I, 121).

Als ſpecifiſch türingiſch bezeichnen die Sage eine Reihe älterer Autoren. Wolfgang Heider, Profeſſor in Jena von 1587 bis 1626, welcher die Sage im vollen Glauben hinnimmt, äußert ſich hierüber folgendermaßen: In nostra Thuringia, quae ut Italia mari, ita silvis supra ambitur et infra, saepe numero quidem, sed maxime tamen circa Natalitias Christi ferias et Bachanaliorum furias, non ruri tantum, quod plerumque fieri solet, sed in ipsis quoque vicis et oppidis colluvies quaedam spectrorum, lemurum, larvarum et Empusarum, in quibus et viventium et mortuorum haud raro sunt imagines, ingenti numero, qui interdum equitum turmas et peditum manipulos sua aequant multitudine, transire solent et transcurrere: neque fides haec, quod jam quoque dixi, vana, sed certa et omnis extra dubitationis aleam posita. Has itaque Diabolorum copias senecio quidam canitie spectabilis, quem fidum Eckhardum nominant, seu uti nostrates vocant den getreuen Eckart delibrato cum bacillo praeit et accurrentem, ut nostra fert curiositas, popellum hortatur, ut de via cedant, et domum se referant, ne sua temeritate sibi aliquid mali non necessarii accersant (Orationes 1646, II, Or. 28). Auch Eccard bezeichnet die Sage ausdrücklich als türingiſch (Historia genealogica principum Saxoniae superioris, Lipsiae 1722, Sp. 172), ebenſo Falkenſtein: „Es ſind artige Hiſtörgen, welche die (Türinger) Bauern in denen Schencken, auf denen Bier Bäncken denen Leichtglaubigen zu erzehlen pflegen“ (Nordgauiſche Alterthümer, Schwabach 1734, I, 297).

[119] Gegen die Anſicht Liebrechts (Des Gervaſius von Tilbury Otia Imperialia, Hannover 1856, p. 178. 185), daß Eckart der woltätige Sommergott Wodan ſelbſt ſei, welcher vor der Wintergöttin Holda herfliehe, ſpricht beſonders der Umſtand, daß der Warner auch in Sagen auftritt, wo nur vom wilden Jäger und ſeiner Jägerin die Rede iſt. — Die Deutungen älterer Gelehrten hat Hilſcher in ſeiner Dissertatio de exercitu furioso vulgo Wütenden Heer (Lipsiae 1688, §. 19 ff) zuſammengeſtellt. Martin Zeiler identificierte den treuen Eckart, dem Aventin folgend, mit dem troiſchen Hector (606 Epiſteln oder Sendſchreiben, Marpurg 1656, 2. Hundert, 96. Epiſtel, p. 538). Sagittarius leitete den Namen von jenem Markgrafen Eckihart II von Meißen ab, den Heinrich III

den treuesten treuen Eckart genannt hat (Exercitatio historica de Eccardo I Misniae Marchione, Jenae 1675, wider abgedruckt bei Eccard, Historia genealogica Sp. 189 ff). Eine Dynastie der Meißnischen Markgrafen im 11. Jahrhundert hieß nach dem unter ihr beliebten Namen Eckihart die Eckardinge. Der gelehrte Eccard (Hist. gen. Sp. 176) führte den Namen auf den Truchseß Karls des Großen Eggihardus zurück, welcher mit dem sagenberühmten Roland, Hruodlandus Brittanici liminis praefectus, in den Engpässen der Pyrenäen von den Basken (Wascones) erschlagen wurde (Einhardi Vita Karoli M. c. 9; bei Pertz, Script. II, 448). Noch weiter geht Caspar Abel zurück, welcher in Eckart den neben Brennus genannten gallischen Feldherrn Acichorius erkennen will: „Also ist leicht zu gedencken, man werde darauf bedacht gewesen seyn, das rühmliche Gedächtniß seiner klugen conduite auf die Nachwelt fortzupflantzen. Und solches deucht mir sey durch ein sinnreiches Gedicht geschehen von dem treuen Eccard, der vor der Höllen stehend jedermann warne, nicht hineinzugehen, und das aus der Höllen herausbrechende wütende unförmliche und wegen vieler verwundeten und zerstümmelten greßlich aussehende Heer mit einem Stabe vorhergehend commandire und führe, dabey aber alle Leute warne, ihnen aus dem Wege zu gehen, damit sie nicht in Unglück kämen. Solche Fabel ist bekannt genug". Abel meint, dem Heer des Brennus habe man mit Recht den Zunamen des wütenden beilegen können (Teutsche und Sächsische Alterthümer, Braunschweig 1729, p. 83). Der Deutung Eccards gegenüber hält er die Ansicht aufrecht, der treue Eckart müsse aus dem Heidentum herstammen (Sächsische Alterthümer, Braunschweig 1730, im Vorbericht).

An den treuen Eckart erinnert der lange eisgraue Mann mit schönem holdseligem rötlichem und jungem Angesicht, welcher die zu einer unglücklichen Schlacht gegen den Herzog Georg von Mecklenburg ausziehenden Magdeburger warnte, am 22. September 1550 (Grässe, Sagenbuch des preußischen Staates, Glogau 1868, I, 231). Auch das graue Männlein im Kiffhäuser, das den Verkehr der Menschen mit den Bergentrückten vermittelt, zeigt Verwandtschaft mit dem Türsteher des Venusbergs (Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend, Halberstadt 1847, p. 374).

[112] Der Name Straßburg tritt zuerst im 6. Jahrhundert

auf: Strataburgum bei Gregor von Tours, Hist. eccles. Francor. IX, 36; Strateburgum, ebenda X, 19; Argentaria (irrtümlich für Argentoratum) quae modo Stratisburgo dicitur, Ravennatis Anonymi Cosmographia (7. Jahrh.), IV, 26, ed. Pinder et Parthey, Berol. 1860, p. 231; Strasburgus, Strasburga, Strasburgum im 8. Jahrh. (Als. ill. I, 680); Barbara lingua Stratisburgus diceris, Klaglied des Patriarchen St. Paulin von Aquileja († 802) auf den Grafen Heinrich von Friaul, einen geborenen Elsäßer (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 321).

Urbs populosa nimis Romano nomine dicta est
Argentorata, nomine digna suo;
Prosperitate nova Strasburg vocitata manet nunc,
Quod populis constet publica strata modo.

Ermoldi Nigelli Elegia I, 141 (Pertz, Mon. II, 518); Strazburc custode tuebar, derselbe In honorem Hludowici, IV, 649 (Pertz II, 513). Infra praefatam Argentinam civitatem, quae rustice Strazburc vocatur alio nomine, Diplom Ottos II für Bischof Erchenbald, aus Salern 982 (Als. dipl. I, 131). Die Stadt erhielt diesen ihren deutschen Namen als Knotenpunkt der von Frankreich nach Deutschland und der den Rhein entlang führenden Hauptstraßen. Gleichfalls in der fränkischen Epoche kam die neuere lateinische Form Argentina auf (Als. ill. I, 680; Strobel, Gesch. I, 88). — Das Adelsgeschlecht von Straßburg, de Argentina, dem nach der Entdeckung von Hermann Kurz (Pfeiffers Germ. XV, 207 ff) meister Gotfrid der größte Liebesdichter, angehörte, soll seinen Namen nach einer leider nicht näher begründeten Notiz aus dem 17. Jahrhundert nicht von der Stadt, sondern von einem in einem südlichen Seitental des Münstertals gelegenen Ort Straßburg geführt haben: „Die Edeln Herren, so vormals gewesen und sich von Straßburg geschrieben, sind ohngefähr 1342 ausgestorben; sie haben sich aber nicht von dieser Statt, sondern von dem Dorff Straßburg, so bei Sultzbach im Gregorien Thal lieget, hergeschrieben" (Descriptio particulae territorii Argentinensis, Kurtze Beschreibung etlicher Stätte, Schlösser und Dörffer, welche vmb Straßburg gelegen, 1675, fol., p. 64). Der Ort ist angegeben auf Speclins Karte von 1576; zu Schöpflins Zeit waren von dem

castrum Strasburg bei Wasserburg kaum einige Trümmer und der Name nur bei den Umwohnern erhalten (Als. ill. II, 121); Golbery fand die Burg verschwunden und vergessen (Haut-Rhin 28). Möge dieser von einem ungewissen Strahl herrlichen Ruhms gestreifte Ort der Aufmerksamkeit der Localforscher empfohlen sein!

Die von älteren Gelehrten so oft widerholte Ableitung des Namens der Stadt von der durchgebrochenen Straße Attilas finde ich zuerst in Kezas ungarischer Chronik aus dem 13. Jahrh.: A loco autem illo (Basilea) egressus (rex Ethela) obsedit Argentinam civitatem, quam primitus Romanorum Caesarum nullus potuit expugnare, metus orbis expugnavit diruendo murum ejus, ut cunctis adeuntibus via libera haberetur, edictum faciens, ne vivente eo mutaretur. Propter quod eadem civitas postmodum Strosburc, non Argentina, usque hodie est vocata (Simonis de Kesa Chronicon Hungaricum, ed. Horányi, Budae 1782, p. 48). In der von einem unbekannten Verfasser des 14. Jahrhunderts gereimten Bearbeitung dieser Chronik lautet die Stelle:

Urbani (Argentinenses) sed resistere
Conantur et obsistere,
  Quos tandem expugnavit (Athyla).
Disrumpens muros moenia
Et portas sine venia,
  Strazzburcque appellavit,

Ut strata esset gentibus
Per hanc ire volentibus
  Aperta sine lite,
Muniri nec a senibus
Permisit nec juvenibus
  Ad finem suae vitae.

Engel, Monumenta Ungrica, Viennae 1809, p. 10.

Attila rex Hunnorum totam ipsam destruxit, ita ut libere via egredientibus ubique pateret, unde Straszburg dicta est. Iremicus, Totius Germaniae Descriptio, Francofurti, 1570, p. 372. — „Die Mauren der Stadt Argentina, welche bisher Silberthal hieß, schleiffte er creutzweis, machte 4 Straſſen darein und hieß die Stadt selbsten *Πολυοδόπολιν* (Stadt mit vielen Straßen), daher der Nahme Straßburg gekommen zu sein scheinet".

Cruſius Schwäbiſche Chronik, Frankf. 1733, 1. Teil, 7. Buch, 10. Cap. (I, 164).

Dargegen haben andre gſchribn,
Als Attila der groß Tyran
Dieſe Statt auch mit Sturm gewan,
Ließ er ein Creutzſtraß dardurch brennen
Vnd befahl ſie Straßburg zu nennen.

Kleinlawels Straßburgiſche Chronick, Straßb. 1625, p. 3. — „Die Namen Argentina oder Argentoratum ſoll ſie bekommen haben ab Argento vom Silber, das iſt von den Römiſchen Zöllen und Schatzungen oder groſſen geſammleten Hauffen Silbers, dann die Römer eine Rent-Cammer allhie gehabt, daher ſie auch von etzlichen Silberthal genennet worden. Der Name Straßburg ſoll ihr zu erwachſen ſeyn von dem grauſamen Wüterich Attila der Hunnen oder damahligen wilden Ungarn König, welcher auch Argentinam zerſtöret, eine Straſſe hindurch und zu einem offenen Dorff gemacht, worauf ſie an Statt des vorigen Römiſchen Namens Argentinae oder Argentorati Stratisburgicum, Stratopolis und Straßburg genannt worden.“ Han, Das Seelzagende Elſas, Nürnberg 1676, p. 246. Han folgt jedoch der Anſicht, „daß dieſe Gegend von den Allemanniern ſo übel zugerichtet worden, daß hernach Attila wenig mehr gefunden, ſo er zerſtören können“ (p. 247).

Die Zerſtörung Straßburgs durch Attila iſt nicht beglaubigt, doch eben ſo wenig die Behauptung, die Römerſtadt ſei ſchon 406 von den Vandalen, Sueben und Alanen zerſtört worden, und Attila habe nur eine Trümmerſtätte vorgefunden. Der Brief des h. Hieronymus an die Wittwe Ageruchia vom Jahr 409, auf den man ſich hiefür zu berufen pflegt, ſagt nichts von einer Zerſtörung der Stadt. Die wichtige Stelle lautet: Quidquid inter alpes et Pyreneum est, quod Oceano et Rheno includitur, Quadus, Vuandalus, Sarmata, Halani, Gepides, Heruli, Saxones, Burgundiones, Alemani et, o lugenda respublica, hostes Pannonii vastarunt. Etenim Assur venit cum illis. Maguntiacum, nobilis quondam civitas, capta atque subversa est, et in ecclesia multa hominum millia trucidata. Vangiones longa obsidione deleti. Rhemorum urbs praepotens, Ambriani, Atrebate extremique hominum Morini, Tornacus, Nemete, Argen-

toratus translati in Germaniam (S. Hieronymi Opera omnia, Parisiis 1609, I, Sp. 109, Epistola XI ad Ageruchiam viduam de monogamia). Der letztere Ausdruck will doch nur besagen, daß neben Rheims u. s. w. auch Speier und Straßburg zu Deutschland geschlagen worden seien.

Wie Straßburg wird auch der Name Metz auf Attila zurückgeführt und zwar auf die Metzelei, welche er im J. 451 in der eroberten Stadt angerichtet habe, eine Etymologie, welche August Terquem in seinem der kaiserlichen Akademie zu Metz gewidmeten spaßhaften Buch (Etymologies du Nom des villes et des villages du département de la Moselle, Metz 1860) mit dem Ausruf begleitet: Certes jamais nom n'a été plus convenable et mieux approprié que le nom de Metz (p. 53). Zur Illustration französischer Gelehrsamkeit möge hier beiläufig noch eine sprachwissenschaftliche Entdeckung desselben Verfassers (p. 82) erwähnt werden, welche, obgleich nicht zu unserem Thema gehörig, doch manchen deutschen Leser interessieren wird: La langue allemande a deux styles: le premier c'est le langage fleuri et poétique, le second c'est la langue vulgaire, employée indistinctement par tous les allemands. Il n'ont pas de patois; il est remplacé par un jargon qui ne trouve son pareil que parmi des tribus sauvages.

[1] Die Bischöfe von Straßburg führten in den Kreuzzügen ein rotes Banner mit einem Silberstreifen, einer Straße; die Stadt nahm dasselbe Wappen an, nur mit umgestellten Farben (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 108). Die Stadt hat „im Strütt Paner eine rote Stroß durchgezogen vnd zerbeilende ein wiß schinende Zeit, welche (als ich von eim gar alten gehört hab) bedüt ein groß vergiessung des Bluts, so vor zitten vß Totschlag der Menschen in diser Stat, entweders durch des Gloubens oder des Römischen Richs willen geschehen, vergossen vnd durch die Strossen diser Stat 'als ein Bach' oder Wasser geflossen sig". Teutschland Jacob Wympfflingers von Sletstatt, zu Ere der Statt Straßburg, herausg. von Molsheroch, Straßb. 1648 (ohne Paginierung). Das Blut von Attila vergossen I. Hermann, Notices II, 64. Auch an der Mordgasse von Gebiltweiler haftet die dunkle Erinnerung an eine Schlacht, worin das Blut wie ein

Waldbach durch die Straße geflossen sei (Alsatia 1851, p. 24). In dem vermeintlichen Bild Attilas am Kronenburger Tor (Als. ill. I, 222) hat Grandidier den Kaiser Karl V erkannt (Hist. d'Alsace I, 278, Note 1).

An die Ungarn erinnert der Ungersberg bei Andlau (Mignoret, Description du département du Bas-Rhin, Strasb. 1858, I, 40). Als sie im J. 937 das Elsaß verheerten, flüchteten sich die Mönche von Murbach mit den Kostbarkeiten des Klosters; nur sieben Brüder blieben zurück, welche von den enttäuschten Räubern an den Fuß des Belchen geschleppt und dort niedergemacht wurden. Noch heute heißt der Ort das Mordfeld. Ihre Reliquien werden in Murbach verehrt (Sebastian Münster, Cosmographey, Basel 1614, p. 852; Granclidier, Histoire de l'église de Strasb. II, 304; Otte, Die Abtei Murbach, Mülhausen 1857). Auch die Gründung des Ortes Altorf wird mit den Verheerungen der Ungarn in Verbindung gebracht (s. Strobel, Gesch. I, 181).

[116] In der Tradition des Klosters galt Eckehart, der erste dieses Namens, für den Verfasser des Waltharius. Er war ein durch Gelehrsamkeit berühmter Mann; auf seiner Romfahrt empfieng ihn der Papst Johann XII mit Auszeichnung, besuchte ihn, als er in eine sechswöchentliche Krankheit fiel, und entließ ihn ehrenvoll mit Reliquien beschenkt; seit 953 war er Decan und führte unter dem durch einen Sturz gelähmten Abt Graloh die Verwaltung des Klosters; er starb betagt und hochgeehrt am 14. Januar 973. Nach Aufzählung seiner lateinischen kirchlichen Dichtungen fährt der Chronist fort: Scripsit et in scolis metrice magistro, vacillanter quidem, quia in affectione non in habitu erat puer, vitam Waltharii manu fortis, quam Magontie punit, Aribone archiepiscopo iubente, pro posse et nosse nostro correximus; barbaries enim et idiomata ejus Teutonem adhuc affectantem reperte latinum fieri non patiuntur (Casus S. Galli, c. 9, bei Pertz, Mon. II, 118). Jener Lehrer, für welchen und unter dessen Beistand Eckehart das dictamen (so hießen die Schulgedichte) verfaßte, war Geraldus, ab adolescentia usque ad senilem vitae finem semper scolarum magister (eb. c. 9, Pertz, II, 114). Sein Tod wird ausführlich und ergreifend geschildert (c. 10, Pertz, II, 137). Im Prolog der Brüsseler und der Pariser Handschrift (s.

Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des X. u. XI. Jahrh., Göttingen 1838, p. 59) widmet Geraldus das Büchlein, das er de larga cura entläßt, dem Hohepriester Erkanbald, ohne Zweifel dem durch eigene Dichtungen bekannten Bischof von Straßburg dieses Namens (965—91). Ein Schwestersohn Eckeharts I war jener schöne Eckehart II, der Lehrer der Herzogin Hadawig auf Hohentwiel, welchen Scheffel in seinem lebensfrischen Roman als Dichter des Waltharius darstellt. Er war später Hofcaplan Kaiser Ottos II, daher sein Beiname Palatinus, und starb als Domprobst zu Mainz am 23. April 990 (Casus S. Galli, Pertz II, 122 ff; über diese Lehrer der berühmten Schule des h. Gallus s. Ildefons von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1810, I, 271 ff). Der Chronist Eckehart IV starb etwa 1060 (s. über ihn Dümmler in Haupts Zeitschr. XIV, 1 ff). Sein corrigierter Waltharius ist nicht erhalten. — Ueber den mißglückten Versuch Fauriels (Histoire de la poésie provençale I, 381 ff), den Waltharius für Südfrankreich zu reclamieren s. Geyder in Haupts Zeitschr. IX, 145 ff.

[110] Für die Beliebtheit des Gedichtes spricht seine weite Verbreitung zu Anfang unseres Jahrtausends; Handschriften aus jener Zeit finden sich außer Deutschland in Belgien, Flandern, der Schweiz und Italien (Pertz, Script. IX, 75). Das Gedicht wurde zuerst nach einer Stuttgarter Handschrift gedruckt von Friedrich Christoph Jonathan Fischer: De prima expeditione Attilae, regis Hunnorum, in Gallias, ac de rebus gestis Walthari, Aquitanorum principis, Carmen epicum seculi VI. Lipsiae 1780, 4. — Auf sorgfältiger Vergleichung der meisten Handschriften beruht J. Grimms Ausgabe in den Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts, herausgegeben von Grimm und Schmeller, Göttingen 1838. — Mit Zugrundelegung dieser Ausgabe, jedoch mit Benützung der Brüsseler Handschrift, welche Grimm nicht zugänglich gewesen, erschien die Ausgabe von Edélestand du Meril, Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle, Paris 1843. — Die Brüsseler Handschrift wurde besonders herausgegeben von Prevano, Turin 1848, neu abgedruckt von Althof, Waltharius, Monachii 1853.

Es existieren zahlreiche Uebersetzungen, die erste von Molter

in reimlosen fünffüßigen Jamben (1782). Klemm (Attila, nach der Geschichte, Sage und Legende dargestellt, Leipz. 1827) und San Marte (1853) überſetzten in Hexametern. Im Nibelungenmaß überſetzten oder bearbeiteten das Gedicht Guſtav Schwab, Geyder, Scheffel, Simrock und Linnig.

117 Im Nibelungenlied (Ausgabe von Bartſch, Str. 2344, 2) heißt der Berg Waskenstein (St. Galler Handſchr.), Wasgenstein (Hohenems-Münchner Handſchr.), Waschenstein (Hohenems-Laßbergiſche Handſchr.), im Roſengarten Wasgenstein (W. Grimms Text v. 32), Wachsenstein (Heldenbuch von Keller p. 595. 621. 662. 664) und Wassenstein (eb. p. 606. 625; auch bei Caſpar von der Rhön, Hagen-Primiſſer, Heldenbuch II, 192, 56); castrum Wasenstein vel Wasichenstein (Als. ill. II, 218. 233), Waſichenſtein, Urk. von 1337 (Mones Zeitſchr. für Geſch. des Oberrheins VII, 177).

Es gab bis ins 15. Jahrhundert zwei Adelsfamilien von Waſichenſtein (in Speirer Urkunden ſ. Mone, Unterſuchungen zur teutſchen Heldenſ. 54): die eine führte einen Löwen, die andere eine Hand im Wappen, ohne Zweifel die abgehauene Hand Walthers. Semannus und Fridericus de Wasichenstein, Urk. von 1272; Engelhardus eques de Wasichenstein, 1312 (Als. ill. II, 675; Schweighæuser, Bas-Rhin 166).

Wasken, Waſichen iſt das germaniſierte Wasacus, Vosegus: Vogesus und Vosegus lautet das Wort in den Handſchriften von Cæſar, De bello gall. IV, 10; Lucan I, 397. — Silva Vosagus auf der Peutingerſchen Tafel, 4. Jahrh. (Als. ill. Tafel zu I, 149); Vosagus, Fredegar chr. 47 (ſ. Haupt, Zeitſchr. XII, 410); Wosago 699 (Traditiones Wizenburgenses I, N. 252); in heremi vasta, que Vosagus appellatur, Urk. K. Theodorich IV von Frankreich, 727 (Als. dipl. N. 8); in heremo qui vocatur Vosacus, Urkunde des Biſchofs Widegern von Straßb. 728 (Als. dipl. N. 10); infra vasta Vosago, 777 (Kaußler, Wirtenbergiſches Urkundenbuch N. 18). — Wasacus, Ermoldus Nigellus, Elegia I, 79 (Pertz, Mon. II, 517 u. a.); Wasagus, Nithardi Histor. III, 5 (Pertz II, 666); ad ipsam Wasagon silvam, Urk. Ottos II aus Salern, 982 (Als. dipl. N. 163). — In nemore Wasigen in pago Spirigove, 997 (Acta acad. palat. VI, 267). — Waschen-

walt, Nibelungenlied (Ausg. von Bartſch, Str. 911, 3) mit den Varianten Waskem- und Wasigenwalt; Wasgenwalt, Biterolf 2676. 2699; Wasechenwalt, Karajans Bruchſtück von Walther und Hildegund (Haupts Zeitſchr. II, 217). — Waſichen, im Plural: Gerolzecke an den Wasichen, Bellum Waltharianum c. 4; Cloſener in den Städtechroniken VIII, 73 u. a. Daneben auch im Singular: am Waſſichen, Kleinlawels Straßburger Chronik 32; höher auch der Familienname Waſſicher; ſo hießen zwei Ammeiſter von Straßburg 1368 und 1381. — „Das Woſagiſch gebürg, darinn hat es die menig wilde pfert, Luxs, Beren, marder, katzen, danhirſch, des andern gewilts ser vil, deßgeleichen etlich weldt von Caſtanien, Mandeln vnd nuſſen". Specklin auf ſeiner Karte des Elſaſſes. — Der Name Wasgau, aus Waſego entſprungen (sylvam quae Wasego vocatur, Urk. von 1170, Als. dipl. N. 312), ging von dem Bergzug auf den ganzen Bezirk über: „Es wolle hie der hochgeneygte Leſer zur Nachricht wiſſen, daß das groſſe Elſaſſiſche Vorgebürg genant wird auff Latein Vosagus, auf Franzöſiſch Voge, auf Teutſch Waſſigin; dannenhero das Land hinder dem Gebürg heyſſet la Terre de Voge, la Voge - - vnd das Land, ſo hinder ſelbigem Gebirg vnd im Gebürg ligt, biß auff Weiſſenburg wird geheiſſen das Waßgaw" (Moſcheroſch, Geſichte Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, I, 769). In engſter Bedeutung iſt Wasgau der Diſtrict zwiſchen Moder und Queich, einer der fünf fränkiſchen Gaue des Nordgaus (Als. ill. I, 8).

Der Waſenſtein liegt eine halbe Stunde nördlich von Niederſteinbach an der Straße von Weißenburg nach Bitſch, nahe der Pfälzer Grenze. Das Gebiet der Burg kam 1815 an Baiern, bei der ſpätern Grenzregulierung jedoch wider an Frankreich. Die Burgtrümmer ſtehen auf zwei durch eine Schlucht getrennten Felſen (Abbildungen ſ. Rothmuller, Vues pittoresques des châteaux, monuments et sites remarquables de l'Alsace, Colmar Pl. XXXII; Schweighæuser, Bas-Rhin p. 166, Pl. 39), ganz wie unſer Gedicht den Kampfplatz ſchildert:

Interea vir magnanimus de flumine pergens
Venerat in saltum jam tum Vosagum vocitatum.
Nam nemus, est ingens, spatiosum, lustra ferarum
Plurima habens, suetum canibus resonare tubisque.

Sunt in secessu bini montesque propinqui,
Inter quos, licet angustum, specus extat amoenum,
Non tellure cava factum sed vertice rupium.
Apta quidem statio latronibus illo cruentis,
Angulus hic virides ac veneas gesserat herbas.
Hunc mox ut vidit juvenis, huc, inquit, eamus.
Hic juvat in cautis fessum componere corpus. v. 489 ff.

Eine Beſchreibung des Waſenſteins ſ. Rigaut, Description et statistique agricole du canton de Wissembourg, Strasb. 1860, p. 342. — Ein armer Taglöhner, der am Fuß des Waſichenſteins wohnte, ſoll in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Faß voll koſtbarer Geſchirre und anderer Schätze gefunden haben und nach Oeſterreich gezogen ſein, wo ſeine Familie wegen ihres Reichtums geadelt worden ſei (Schweighæuser, Bas-Rhin 166). Der Zugang zu den Burgtrümmern, welcher früher nicht ohne Gefahr war, wurde in neuerer Zeit durch die Geſellſchaft für Erhaltung der elſäßiſchen Altertümer erleichtert (Bulletin, II. Série, IV, 1, 45). — Aehnlich wie der Waskenſtein beſtehen auch die eine Stunde davon entfernte Burg Frundſperg und der Dreiſtein hinter dem Odilienberg aus zwei durch einen Abgrund getrennten Felsſchlöſſern.

Die Anſicht J. Grimms (Lateiniſche Gedichte p. 123), der Schauplatz des Waltharius ſei der Berg Framont zwiſchen Schirmeck und Raon-ſur-Plaine, weſtlich von Straßburg, wird wohl kaum mehr einen Verteidiger finden (über den Framont, wo des Gleichklangs der Namen halber das Grab des fabelhaften Frankenkönigs Pharamund geſucht wurde, ſ. Als. ill. I, 7, 452; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 96 ff). Uhland, der im J. 1857 die Vogeſen bereiſte, erklärte ſich entſchieden für den Waskenſtein.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß auch das älteſte Gedicht der Tierſage, die ſogenannte Ecbasis, von einem lothringiſchen Mönch zur Zeit Heinrichs des Finklers in lateiniſchen Hexametern abgefaßt, in den Vogeſen ſpielt (Vosaginis partibus), ſ. Grimm und Schmeller, Lateiniſche Gedichte, Göttingen 1838, p. 245, v. 71.

[118] Von einem andern lateiniſchen, wohl durch den Waltharius angeregten Gedicht in Diſtichen, Peregrinatio Walthurii betitelt, hat der Chroniſt des Kloſters Novaleſe (Anf. des 11. Jahrh.).

der auch einen Auszug des St. Galler Gedichtes gibt, ein Bruchstück von acht Verſen überliefert. Walther wird darin in überſchwenglicher Weiſe als Beſieger des Erdballs, des ſtarren Nordlands und des dürren Indiens geprieſen (Chronicon Novaliciense II, 7, bei Pertz, Mon. IX, 85). Noch weiter ab von der urſprünglichen deutſchen Heldenſage liegt die ſchwankhafte Kloſtergeſchichte desſelben Chroniſten von Walthers ſpäterem Mönchtum (Chron. Noval. ib.; ſ. Grimms Deutſche Sagen N. 412). Hier hat ſich eine fremde Sage, ſonſt auch von Guillaume d'Orange erzählt, an den berühmten deutſchen Namen geheftet. Das Leben des Helden wird aus der hunniſch-gotiſchen Zeit in die jüngere langobardiſche vorgerückt, und ſein Ende in Novaleſe localiſiert, wo ſein Felſengrab gezeigt wurde. Die ſtrenge Geſtalt des deutſchen Helden iſt hier zum Urbild jener Eiſenfreſſer in der Kutte geworden, welche das ſpätere Mittelalter mit Vorliebe behandelt hat. In Deutſchland iſt dieſe burleske Waltherſage unbekannt geblieben.

Zwei Jahrhunderte älter als der Waltharius ſind die Bruchſtücke eines angelſächſiſchen alliterierenden Heldenlieds von Valdere, Älfheres sunu (ſpäteſtens um 750), zwei Pergamentblätter, aufgefunden von Oberbibliothekar Werlauff in der Kopenhagener Bibliothek 1860, herausgegeben von Stephens (Two leaves of King Waldere's lay, London 1860) und von Müllenhoff und Dietrich (Haupts Zeitſchr. XII, 264 ff). Die beiden Bruchſtücke verſetzen uns in den zweiten Kampftag. Auf dem erſten Blatt richtet die Jungfrau (ihr Name iſt nicht genannt, er würde angelſächſiſch Hildgoðh lauten) ermunternde Worte an ihren kampfmüden Geliebten (vine min), Etzels Vorkämpfer (Ätlan ordvyga), ſein Schwert Mimming, Wielands Werk (Vêlandes geveorc wie Beowulfs Brünne, Beovulf 455; im St. Galler Gedicht iſt Waltharis Panzerhemd ein Werk Wielands: duratis wielandia fabrica giris, v. 965), laſſe keinen Mann im Stich; Gunther (Guðhere) ſolle dafür büßen, daß er mit Unrecht Streit geſucht. Im zweiten Fragment preiſt Gunther, der hier wie im Nibelungenlied König der Burgunden iſt (vine Burgunda), ſein Schwert, das einſt Wittich (Vidia), Nidhads Vetter und Wielands Sohn von Dieterich (Theódric) zum Lohn für ſeinen Beiſtand im Kampf mit Unholden erhalten habe. Walther verläßt ſich auf ſeine gute Brünne, die er von ſeinem

Vater ererbt (Älfheres lät), auf Gott und seine gute Sache. Hagen (Hagena) wird als Gegner Walthers genannt; wahrscheinlich war in der Lücke zwischen den beiden Fragmenten der Zweikampf der beiden erzählt worden.

Auch von dem mittelhochdeutschen Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, das die Sage in einer etwas verwilderten Nibelungenstrophe behandelte, sind uns nur einige Bruchstücke erhalten (die von Karajan entdeckten s. Haupts Zeitschr. II, 216 ff; die von Weinhold gefundenen Zeilen s. ebenda XII, 280 f.). Im ersten Bruchstück geleitet Volker, der stolze Fiedler, das heimkehrende Paar durch Gunthers Land mit Umgehung von Metz, wo Ortwin sitzt, nach Lengers (Langres) zu Walthers Eltern, welche sich zu festlichem Empfang rüsten. Der Vater Walthers heißt Alker (Str. 9), später Alpker (Haupts Zeitschr. II, 220, 7; die richtige Form ist althochd. Alphere, angels. Älfhere, entsprechend gotischem Albaharis und altnordischem Alfar, s. J. Grimm in Haupts Zeitschr. III, 143. V, 3), der vogt von Spanyge (Haupts Zeitschr. II, 248, 10). Das zweite Bruchstück zeigt die Ueberschrift hildegunde brute Hildegunds Beilager: Alpker, der Vater, bereitet die Hochzeit vor; Boten laden die Gäste aus Arragon, England, Navarra und Kärlingen (Frankreich); auch an Etzel und Helche schickt Walther seine Einladung; Gunther gienge gern zu der Hochzeit, wenn es Hagen recht wäre. Vom Kampfe Walthers mit den Burgunden erfahren wir nichts; dagegen heißt es, er habe auf seiner Rückfahrt den Hunnen manchen lieben Verwandten erschlagen (Haupts Zeitschr. II, 218, 13).

Dieß schließt sich an die abweichende Gestalt der Walthersage, welche die nordische Thidrekssaga (13. Jahrh.) überliefert hat (c. 241 ff). Hier heißt der Held Valtari af Vasgenstein, und dieß ist sein echter alter Name von seinem sagenberühmten Kampf auf dem Waskenstein; wegen des Anklangs an Wasconolant wurde er später zu einem Aquitanen und Spanier. — Gunther und die Franken bleiben ganz aus dem Spiel. Walthari wird in seinem zwölften Jahr von seinem Oheim Ermenrich (Erminrek) zu Attila gesandt, wo er sich in Hildigund, die Tochter des Jarl Ilias von Griechenland, die als Geisel am Hunnenhofe lebt, verliebt. Bei einem Ringtanz in des Königs Grasgarten faßt Walthari die Jung-

frau bei der Hand und überredet sie, mit ihm in sein Land zu fliehen. Sie nehmen aus Ercas (Erca, Helche, Etzels Gemahlin) Schatzkammern großes Gut mit sich und reiten heimlich aus der Hofburg. Attila schickt ihnen zwölf Mannen nach, darunter Hagen (Högni). Vor Abend tödtet Waltari elf seiner Verfolger; der einzige Högni entkommt in den Wald. Nun schlägt der schwerverwundete und kampfmüde Waltari Feuer und brät den Schenkel eines wilden Ebers. Mittlerweile springt Högni mit bloßem Schwert herzu; Waltari aber wird von Hildegund gewarnt und versetzt dem Högni mit dem abgenagten Eberknochen, den er zur Hand hat, einen solch furchtbaren Schlag, daß ihm ein Auge aus dem Kopfe springt und er eiligst heimwärts flieht. Walthari reitet hernach mit Hildigund südwärts zu seinem Oheim Erminrek, und dieser stiftet Versöhnung mit Attila durch Geldgaben (Raßmann, Deutsche Heldensage II, 286 ff).

Das Nibelungenlied setzt die Walthersage als bekannt voraus. Bei der Ankunft der Burgunden in der Hunnenburg sagt Etzel:

Wol erkande ich Aldriänen (Hagens Vater), der was min man.
lop und michel êre er hie bî mir gewan.
ich machet in ze ritter und gap im min golt.
Helche, diu getriuwe, was im inneclichen holt.
Dâ von ich wol erkenne allez Hagenen sint.
ez wurden mine gîsel zwei wætlichiu kint,
er und von Spâne Walther: die wuohsen hie ze man.
Hagenen sande ich widere: Walther mit Hildegunde entran.
(Bartsch, Leipzig 1866, Str. 1755 f.)
Er und der von Spâne träten manigen stîc (1797).

Bekannt ist die Stelle, wie Hagen den alten Hildebrand wegen seiner Flucht aus dem Kampfsaal verhöhnt und dieser zurückruft:

Zwîn verwîzet ir mir daz?
nu wer was der ôfme schilde vor dem Waskensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der friunde sluoc? (Str. 2344.)

Hier wird der Name des Kampfplatzes zuerst genannt.

Auch der Biterolf (um 1200) ist voll von Anspielungen auf Walthers Flucht. Er heißt daz Alpkêres kint (9904. 9952. 10112). Sein Land ist Spanien:

Walthér só was er genant:
er was der künec von Spanjelant
der was von Hiunen her bekomen,
als ir wol habt é vernomen. 575.
(ferner 619. 3042. 5083.)

Doch heißt er daneben auch von Kärlingen (2105); Frankreich, Arragon und Navarra ſind ihm untertan (5092). Etzel hat ihm und Hagen das Ritterſchwert verliehn (770). Hildegund hat Etzel und ſeine Mannen im Weine trunken gemacht (12633 ff). Er zeigt keine Luſt, noch einmal zu den Hunnen zu reiten (4809. 4836). Der einzige Hinweis auf den Kampf mit den Burgunden findet ſich in der Stelle, wo Walther, nachdem er vor Paris unerkannt mit ſeinem Oheim Biterolf gefochten hat, dieſem von den hunniſchen Reichen erzählt

und wie sich des heldes hant
hete ervohten an dem Rin. 716.

Damals — wohl bei der Verſöhnung — hat er den Burgunden gelobt, wenn ſie ſeinen Dienſt nötig hätten, nach Worms zu kommen (5085). Daher wird er von Gunther zu dem großen Turnier gegen Dietleib und die Helden Etzels und Dietrichs geladen und wird mit ſeiner Frau Hildegund Gunthers Gaſt (6279 ff). Er heißt ſie den hergeſandten Rüdeger als einen alten Bekannten begrüßen:

dô gienc ouch dar von Spanjelant
din minnicliche Hildegunt:
ir süezen rôsenrôten munt
bôt si im minniclichen an. (6852).

Ungern kämpft er auf dem Turnier mit Rüdeger; beide ſchlagen ſich Wunden (10472 ff). Dann fährt er mit Hildegund wider heim (12999). Sein gutes Schwert, das weitbekannte (644), heißt Wasge (12286).

Im erſten Teil des Alphart ſitzt Walther von Kerlingen unter Dietrichs Helden in Bern (Str. 77); im Widerſpruch damit muß ihn ſpäter Hildebrand bei Eckehart in Breiſach holen (Str. 307).

In Dietrichs Flucht wird einmal Walther von Kerlingen unter Ermenrichs Helden aufgeführt (8638). Dagegen kämpft ein

— nach den mittelhochdeutſchen Bruchſtücken offenbar gleichbedeutender — Walther von Lengers in Etzels Heer (5902. 7360. 8596. 9244. 9870, ſ. J. Grimm in Haupts Zeitſchr. V, 4).

Auch in der Rabenſchlacht zieht Walther der Lengenære dem Berner zu Hilfe (Str. 47. 551) und kämpft mit Heime (712).

In den verſchiedenen Bearbeitungen des Roſengartens ſteht Walther gleichfalls auf Seite der Burgunden. Er iſt einer der Wächter des Roſengartens und ein rinhorre (Rheinherr):

der sehente heizet Walther von dem Wasgenstein
(W. Grimm, Roseng. 32.)
er ist an dem Rine der knensten recken ein (ib. 286).

Hildebrand weiſt ihm Dietleib zum Gegner an (411), den er erſt für zu jung hält, aber im Kampfe bald als ebenbürtig erkennt. Kriemhild gibt jedem Kranz und Kuß, und ſie werden Eidgeſellen (1402 ff). Ebenſo im alten Heldenbuch (Ausg. von Keller 595, 32 u. a.; in der Vorrede, p. 2 wird er dagegen Walther von Kerlingen genannt) und bei Caſpar von der Rhön (Hagen und Primiſſer, Der Helden Buch in der Urſprache, Berlin 1825, II, 192, 56 u. a.). In W. Grimms Bruchſtücken (um 1300 geſchrieben) kämpft er mit Wittich, und die nur in dieſer Bearbeitung auftretende ſchöne Hildegund ſchlägt vor Freude über Wittichs Verwundung die Hände zuſammen (Abhandlungen der Berliner Akademie, Philologiſch-hiſtoriſche Claſſe, 1859, p. 483). Im Pommersfelde Roſengarten heißt er Walther geborn von Kerline und kämpft mit Hertine von Rüzen einen unentſchiedenen Kampf (Pfeiffers Germ. IV, 9, 66, 26, 625 ff). In der dialogiſch abgefaßten Bearbeitung aus dem 16. Jahrh. iſt er wie alle Kämpen Gibichs ein Rieſe und heißt Waltherr ein gefurster graff ob allen rekgen vnd ein lanndtherr zw waxenstain. Hildegund iſt vergeſſen: Gibich verſpricht ihm eine kunigin hochgemaydt (W. Grimm in Haupts Zeitſchr. XI, 243 f.).

Auf das ſagenberühmte Liebespaar ſpielt Walther von der Vogelweide an, indem er ſeine Geliebte, die mit ihrem eigentlichen Namen zu nennen, die höfiſche Zucht verbot, ſeinem Namen entſprechend Hildegund nennt:

mines herzen tiefe wunde
din muoz iemer offen stên, si'n werde heil von Hiltegunde.
(Ausgabe Pfeiffers, Leipz. 1864, p. 69.)

Außerdem wird noch in der altdeutschen Erzählung von dem übeln Weibe des Paares gedacht:

nû getân âventiure
wârn herren Walthern unkunt,
dô er und min frou Hiltegunt
fuoren durch din riche
alsô behagenliche. v. 301.
(Ausg. von Haupt, Leipz. 1871, p. 27.)

Die deutsche Sage wanderte nach Polen, wo sie sich mit einer andern, indisch-mongolischen Sage mischte, in des Boguphalus († 1253) Chronicon Poloniæ (s. W. Grimm, Heldensage 158. Vergleiche Liebrecht in Pfeiffers Germ. V, 56. XI, 172: in Benfeys Orient und Occident I, 125. III, 357).

Wir haben, wie schon Müllenhoff dargetan hat, die Sage in drei Gestalten: in der ersten und ältesten, welcher das angelsächsische Bruchstück und der St. Galler Waltharius angehören, und worauf das Nibelungenlied und der Biterolf anspielen, kämpft Walther von den Hunnen heimkehrend gegen Gunther und seine Mannen am Rhein; auch die mittelhochdeutschen Bruchstücke scheinen hierauf hinzuweisen. — In der zweiten streitet Walther gegen die verfolgenden Hunnen, deren Vorkämpfer Hagen ist; so in der Thidrekssage, wo jedoch Walther noch nach dem alten Kampfplatz af Vaskasteini heißt (in der schwedischen Uebersetzung Walter af Wasekensten, Haupts Zeitschr. XII, 383). Auch das behagliche Reiten des flüchtigen Paars in der Erzählung vom übeln Weib deutet nach Müllenhoffs Vermutung an, daß die Gefahr im Anfang der Flucht glücklich überstanden war. Im Waltharius wenigstens wird die Reise nicht so behaglich dargestellt. Das mittelhochdeutsche Gedicht hat, wie es scheint, beide Sagen vereinigt. — In der dritten Fassung endlich stellt sich die Sage auf den Standpunkt der östlichen Völker: Walgerz ist ein polnischer Held und Helgunda eine fränkische Königstochter, um die er, als er fliehend mit ihr über den Rhein kommt, gegen einen Alemannen streiten muß (Haupts Zeitschr. XII, 273 f.).

Eine Zwillingſchweſter der Walthersage iſt die nur im Norden zuſammenhängend erzählte Sage von Herburt und Hilde: Dietrich von Bern ſchickt ſeinen Neffen Herburt als Werber zu der ſtrengbewachten Königstochter Hilde; derſelbe wird ihr Mundſchenk und bringt Dietrichs Werbung vor, zeichnet aber ſein Bild ſo greulich auf die Steinwand, daß die Königstochter erſchrickt und ihn fragt, warum er nicht lieber ſelber um ſie werbe; ſie fliehen zuſammen, und der Vater ſendet ihnen eine Schaar Kämpen nach, welche Herburt alle erſchlägt (Thidrekssaga c. 233 ff; Raßmann, Heldenſage II, 536; E. Martin in den Heidelberger Jahrbüchern 1867, LX, p. 49). Die deutſche Geſtalt dieſer Erzählung deutet der ſagenkundige Dichter des Biterolf an. Bei ihm iſt die Jungfrau die Tochter des aus der Gudrun bekannten Königs Ludwig von Ormanie und heißt Hildburg (man vergleiche Hilde, Hildburg, Hildgund, ſ. Haupts Zeitſchr. XII, 274); den erſten Kampf um die Entführte hat Herbort üz Tenelant mit ihrem Vater Ludwig und ihrem Bruder Hartmut, den zweiten — dieß bietet die intereſſanteſte Parallele zum Waltharius — mit Dietrich von Bern und ſeinem Meiſter Hildebrand zu beſtehen (Bit. 6450 ff).

Im isländiſchen Lied Ribbalds kvædi reitet der Held Ribbald mit der ſchönen Gullbrun (Goldbraun) von dannen; ihr Vater, ihre elf Brüder und ihre ſieben Schwäger ſetzen ihm nach; er erſchlägt ſie alle und reitet aus ſechzig Wunden blutend mit der Geliebten in ſeine Heimat, um dort zu ſterben (Firmenich-Richartz, Volksdichtungen nord- und ſüdeuropäiſcher Völker alter und neuer Zeit, Berlin 1867, p. 36).

Mit der Wache Hildegunds bei dem ſchlafenden Geliebten berührt ſich ein echt epiſcher Zug aus der Sage des nordperſiſchen Räubers Kurroglou. Dieſer hat Nighara, die Tochter des Sultans von Iſtambul, entführt und legt ſich ſchlafen, ſeine Wange an ihrer Wange; zugleich ſchärft er ihr ein, auf ſein Roß Kyrat Acht zu haben: wenn es wiehere, ſo ſei das ein Zeichen, daß die Verfolger aufbrechen; wenn es unruhig werde und ſchnaube, ſo habe der Feind den halben Weg zurückgelegt; wenn es die Erde ſcharre und ſchäume, ſo werde der Feind alsbald in Sicht kommen; dann möge ſie ihn wecken (Chodzko, Specimens of the popular poetry of Persia, London 1842, p. 183).

[119] Berhtolt von Elsäzen, Biterolf 5079 u. ö.; von Swâben, 10307; der Swâbe herre, 10771; ſ. Wackernagel in Haupts Zeitſchrift VI, 159; Jänicke, Deutſches Heldenbuch, I, XXVII. — Ein Berchtold fährt auch an der Spitze der wilden Jagd (Wolf, Beiträge zur deutſchen Mythologie, Göttingen 1852, I, 15).

Einen Namen der Heldenſage trägt endlich noch ein Berg im Münſtertal, der Amelung (Alſatia 1852, p. 73).

[120] Vinderoldus, Annales Argentinenses, Anfang des 13. Jahrh. (Pertz, Mon. XVII, 87); ebenſo im Catalogus episcoporum Argentinensium vom Ende des 13. Jahrh. (Pertz XVII, 117). Hiſtoriſches über ihn ſ. Grandidier, Oeuvres historiques inédites, Colmar 1865, I, 75; Chroniken der deutſchen Städte IX, 1055). — „Wilderolfus, den oßend müſe zu tode." Fritſche Cloſeners Straßburger Chronik, um 1360 (Chroniken der deutſchen Städte VIII, 71). — Die Stelle aus einer deutſchen Ueberſetzung der Legenda aurea vom Anfang des 15. Jahrh., welche Königshofen benützte (Chroniken IX, 645), ſ. Schilters Königshofen p. 522 und Stöbers Sagen p. 379. — Antiquas episcopi navigantis muriumque circumnatantium picturas et imagines a sinistro latere sanctae crucis in introitu summi templi Argentinensis usque hodie videmus. Credibile est picturas illas in bonum interpretari, non in dedecus; quoniam praesulis caput radiis solaribus refulget et diva Gertrudis itidem cum soricibus illic cernitur. Wimpheling, Argentinensium episcoporum catalogus (Argentinae 1508) Bl. XXV b. Den Straßburger Chroniſten folgen Seb. Münſter, Cosmographey, Baſel 1553, p. 559; Herzog, Edelſaſſer Cronick, Straßb. 1592, B. 4, p. 75; Kleinclawel, Straßburgiſche Chronick 1625, p. 19 u. ſ. w. Nach Piton iſt Biſchof Winderold noch heute in einem Glasgemälde des Münſters zu ſehen (Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 82).

Ueber St. Gertrud (Sperjungfrau) ſ. Rochholz, Drei Gaugöttinnen, Leipzig 1870, p. 163 ff. — Ueber die mythiſche Bedeutung der Mäuſe ſ. Grohmann, Apollo Smintheus, Prag 1862. Die Seele verläßt den Leib eines Schläfers als ſchattenhafte Maus und kriecht in einen Pferdeſchädel; der Schläfer träumt von einem prächtigen Schloß (Schambach-Müller, Niderſächſiſche Sagen und

Märchen, Göttingen 1855, p. 237; Pröhle, Harzſagen 1853, p. 68; Müller, Altdeutſche Religion, Göttingen 1844, p. 403 u. ſ. w.). Die Seele eines Mädchens, welche einen jungen Menſchen als Alp heimſucht, wird als weißes Mäuschen von ſeiner Mutter in einem Tuche gefangen (Wolf, Heſſiſche Sagen, Göttingen 1853, p. 60). Die Seele fährt aus dem Mund der ſchlafenden Trud als rote Maus, um die Menſchen zu drücken; kann ſie nicht mehr zurückfinden, ſo bleibt die Trud todt (Beiſpiele ſ. Grimm, Deutſche Sagen N. 248; Grimm, Mythologie 1036; E. Meier, Schwäbiſche Sagen I, 174 f.; Rochholz, Drei Gaugöttinnen p. 175 u. a.). Auch nach rabbiniſcher Lehre fährt die Seele aus jedem, der ſchläft (Eiſenmenger, Entdecktes Judenthum, Königsberg 1711, II, 453). Nicht bloß die Seelen der Verſtorbenen, auch die der Ungeborenen erſcheinen als Mäuſe: Ein Mann, der eine leichtſinnige Dirne geheiratet hatte, wurde nach ihrem Tode von einem Unbekannten in einen ſchönen Saal geführt, wo ſeine Frau im Sarg lag und acht Mäuslein an ihr nagten; das waren die Seelen der acht Kinder, deren Geburt ſie verhindert hatte (Witzſchel, Türingiſche Sagen, Wien 1866, p. 315).

Die verſchiedenen Sagen vom Mäuſeturm ſ. Liebrecht in Wolfs Zeitſchrift II, 405; III, 307; Heidelberger Jahrbücher 1862, p. 935 ff; Grohmann, Apollo Smintheus, Prag 1862, p. 76 ff und darnach Dümmler in den Grenzboten, Leipzig 1867, I, 343 ff. — Die Sage von Hattos Tod (Grimms Deutſche Sagen N. 242), welche ins Jahr 970 fallen ſoll, wird zum erſten Mal am Anfang des 14. Jahrhunderts in Siffrids Chronik erwähnt (Majolus, Dies caniculares, Ursellis 1690, p. 268 f.). Der Binger Mäuſeturm iſt nicht älter als das 13. Jahrhundert. In dem, was die Geſchichte von Hatto II weiß, iſt kein Zug, an den der Mythus hätte anknüpfen können (Döllinger, Pabſtfabeln des Mittelalters, München 1863, p. 36). — Die polniſche Sage ſ. Röpell, Geſchichte Polens, Hamburg 1840, I, 74; ausführlich ſchon bei Seb. Münſter, Cosmographey, Baſel 1553, p. 1010. — Die Sage vom Wörthſee ſ. Wolfs Zeitſchr. I, 452; Schöppner, Bairiſches Sagenbuch II, 441. — Die Sage wurde auch einem Feinde Kaiſer Heinrichs IV nacherzählt (ſ. Vincentius Belvacensis, Speculum historiale, Venetiis 1591; L. XXV, c. 117). Die von Mäuſen ver-

folgte Königstochter im Märchen ſ. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Göttingen 1856, III, 103.

Die Stadt Straßburg hatte dereinſt zwei „Mäuſtürme"; ſo hießen zwei Warttürme zu beiden Seiten des Rheins, welche um 1770 abgebrochen wurden (Silbermann, Localgeſchichte der Straßburg, 1775, p. 232).

[121] Auch in der oberbairiſchen Sage vom Mausſee läßt der Burgherr, der arme Leute verbrannt hat und deßhalb von Mäuſen verfolgt wird, ſeine Bettlade an eiſernen Ketten aufhängen (Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie, München 1855, II, 189).

[122] Seelen in Vogelgeſtalt ſ. Grimm, Mythologie 788; Liebrecht, Gervasius, Hannover 1856, p. 115; Pfeiffers Germania I, 421. — Die ermordete weiße Braut als weiße Ente (Grimm, Märchen N. 135). Aehnlich dem Märchen vom Machandelbom iſt das von den drei Vügelkens (N. 96). Der todte Bruder als Waldvöglein im Volkslied von der Linde zu Reinsberg ſ. Mittler, Deutſche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, N. 309. — Schon im ägyptiſchen Todtenbuch ſind die Seelen der Verſtorbenen als Vögel abgebildet. — Die voriſlamitiſchen Araber glaubten, daß die Seelen der Guten in ſchöne, die der Böſen in häßliche Vögel verwandelt würden (Sprenger, Das Leben und die Lehre des Mohammad, Berlin 1861, I, 358), daß die Seele eines Erſchlagenen als Käuzchen ſein Grab umflattere, bis er gerächt ſei (Dovic, Les aventures d'Antar, Paris, I, 293, vergleiche Maſudis goldene Wieſen c. 48, Barbier de Meynard et Pavet de Courteille, Maçoudi, les prairies d'or, Paris 1864, III, 309 ff). — Ebenſo gelten in Schweden Raben, welche nachts in Waldſümpfen und Mooren ſchreien, für die Seelen von heimlich Ermordeten (Henderson, Notes on the Folklore, London 1866, p. 94). Auch in einem Märchen der Betſchuanen in Südafrica erſcheint das „Herz" eines Ermordeten als Vogel (Grimm, Märchen III, 361). — Mohammed ſelbſt gab zu, daß die Seelen der Märtyrer in den Leib grüner Vögel übergehen und als ſolche aus den Bächen des Paradieſes trinken (Julius Braun, Gemälde der mohammedaniſchen Welt, Leipzig 1870, p. 43; vergl. Hammer, Roſenöl, Stuttg. u. Tübingen 1813, I, 302). In der Dichterſprache der Orientalen heißt die Seele ein Himmelsvogel, der während des Lebens im Käfig

des Leibes eingeſperrt iſt (Iſen und Roſegarten, Touti Nameh, Stuttgart 1822, p. 255; Roſen, Tuti-Nameh, Leipzig 1858, I, p. 266; Eastwick, Anvar-i-Suhaili, Hertford 1854, p. 76; Behrnauer, die vierzig Veziere, Leipzig 1851, p. 229). Die Armenier tödten kein Waldvöglein, weil darin die Seelen der Verſtorbenen leben, welche von den Bäumen herab nach ihren Lieben ſchauen (Haxthauſen, Transkaukaſia, Leipzig 1856, I, 335). — Die Seelen der chriſtlichen Heiligen fliegen als Tauben davon, z. B. die der h. Eulalia im älteſten romaniſchen Gedicht: in figure de colomb volat a ciel (Bartſch, Altfranzöſiſche Chreſtomathie, Leipzig 1866, p. 6, 5). Die Seelen zweier Mörder fliegen unmittelbar nach der Hinrichtung als weiße Tauben gen Himmel zum Zeichen, daß ihre Reue bei Gott Gnade gefunden (Wolf, Heſſiſche Sagen, Göttingen 1853, p. 96.) Die Seelen der Verdammten dagegen erſcheinen in Rabengeſtalt und klagen mit Menſchenſtimme (z. B. bei Albericus Trium Fontium, Chronicon, ed. Leibnitz, Lipsiae 1698, a. 1130). Der h. Konrad erlöſte zwei Seelen, welche in Vogelgeſtalt im Strudel des Rheins bei Schloß Laufen umgetrieben wurden (Legenda aurea, ed. Graesse, p. 863). — Wie die Seele des elſäßiſchen Burgherrn haben die chineſiſchen Schutzgeiſter der Familien (fung-hoang) Vogelgeſtalt (Biot, Recherches sur les moeurs des anciens Chinois, Paris 1844, p. 45).

[123] Ueber Jakob v. Lichtenberg und die ſchöne Bärbel ſ. Alſatia 1851, p. 10 ff; Strobel, Geſchichte des Elſaßes III, 417. — Photographien der beiden Büſten, welche ſich zuletzt in der Straßburger Bibliothek befanden, als Beilage zum Bulletin I. Série, III, 2, 1 ff: Spach, Le comté de Hanau-Lichtenberg.

Die Schwäche gegen das ſchöne Geſchlecht war in der Familie Lichtenberg traditionell. Bekannt iſt die Anekdote von Konrad v. Lichtenberg, dem Straßburger Biſchof, der die junge Gemahlin Rudolfs v. Habsburg, als er ſie aus dem Wagen hob, ohne Weiteres auf die Wange küßte, welche Galanterie vom alten Kaiſer übel vermerkt wurde (nach Michael Sarg ſ. Grandidier, Oeuvres historiques inédites, IV, 51). Eine Vorläuferin der ſchönen Bärbel war Frau Liſe, die Concubine des Grafen Hannemann v. Lichtenberg im 14. Jahrhundert. Als des Aergerniſſes zu viel wurde, nahmen ſie Hannemanns ehelicher Sohn und der Bruder ſeiner

verſchmähten Frau, Emich von Leiningen, gefangen und ließen ſie ſchwören, ſich von Hannemann zu trennen. Sie brach aber den Eid und wuſte es durchzuſetzen, daß der verliebte Graf ſeine Ehefrau ſammt ſeinen ehelichen Kindern verſtieß und nur ſie mit ihren unehlichen im Hauſe behielt. Da drangen Sohn und Schwager in die Burg Lichtenberg, nahmen den Grafen in Gewahrſam und warfen Frau Liſe zum Fenſter hinaus den Burgfelſen hinab (im Jahre 1352, Königshofen nach Matthias v. Neuenburg ſ. Chroniken der deutſchen Städte IX, 803).

Andere Anekdoten und Sagen von den Herrn v. Lichtenberg, Zauberpoſſen, wie ſie von Dr. Fauſt erzählt werden, ſ. Zimmeriſche Chronik, herausgegeben von Barack, Stuttgart 1869, I, 448 ff.

[104] Nach der Zimmeriſchen Chronik wurde der Beiname Walthers „von Tübingen" damit erklärt, daß ſeine Mutter eine Gräfin von Tübingen geweſen ſei (Ausg. von Barack, Stuttgart 1869 I, 363). Dieß beſtätigt Schmid, Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen, Tüb. 1853, p. 365. 382. — Aus dem Geſchlecht der ortenauiſchen Geroldsecker, das von Walther abſtammen ſoll, war der gewalttätige Biſchof Walther von Straßburg (de Gerolzecke-ultra-Renum im Bellum Walthariannm c. 1, Pertz Mon. XVII, 105). Sein Nachfolger Heinrich dagegen gehörte dem elſäßiſchen Geſchlecht an: de Gerolzecke-an-den-Wasichen (Bell. Walth. c. 4), prope Borre (Catalogus episcopor. Argentin. Pertz XVII, 118). — Das Bündniß Oeſtreichs mit den Städten zum Auszug gegen Schwanau ſ. Chroniken der deutſchen Städte IX, 1037. — Den älteſten Bericht über das castrum in Alsacia dictum Swannow apud Renum situm, und zwar nach der Erzählung von Augenzeugen (audivi a multis qui videbant), gibt Johann von Winterthur (Johannis Vitodurani Chronicon, herausgegeben von Georg v. Wyß, Zurich 1856, p. 100 f). Er ſagt über das eigentümliche Bombardement: Insuper, quod est mirabile dictu et a retroactis annis raro vel nunquam auditum, sollerter et callide factum cum machinis sordidum et fetidum excogitarunt, scilicet quod stercora humana de locis vicinis in magna quantitate in carrucis et curribus afferri jubebant et illa per machinas in castrum certatim jecerunt. Per quod tam intolerabilis fetor in castro ebullire coepit, quod ferre ipsum non valentes et suf-

focari pertimescentes desperabant (ib. p. 101). Vom magister machine, der wie ein Wurfstein in die Höhe geschleudert wurde, sagt der Chronist, er sei beim Herabfallen zerplatzt, so daß die Eingeweide herausgequollen seien; übrigens solle er nicht mehr lebend zur Erde gekommen sein (ib.). — Mit Johann von Winterthur stimmt der gleichfalls zeitgenössische Straßburger Chronist Fritsche Closener (um 1360): „sunderlich die von Strosburg furtent olbergrien us der stat in dunnefesselin, die warf man mit eim werke in daz hus und entfusertin ire burnen und alle ire wonunge, daz in gar widerwertig was." Die Wurfmaschine nennt Closener nach dem Geschütz „twotwerg", vom mittelhochdeutschen quât, kât, kôt. (Chroniken der deutschen Städte VIII, 98 f, siehe daselbst in den Anmerkungen die in der Hauptsache übereinstimmenden Berichte anderer Chroniken). — Ueber den Zehnten des Henkers vergleiche Meier Helmbrecht v. 1679. — Königshofen (Chroniken IX, 799) folgt wörtlich dem Closener. Justinger nennt wohl den Berner Werkmeister Burkhart, dem die Stadt Straßburg für seine ausgezeichneten Dienste bei dieser Belagerung einen Jahresgehalt bis an sein Ende bezahlt habe, schweigt jedoch von den „dunnefesselin" (Die Berner Chronik von Conrad Justinger, herausgegeben von Studer, Bern 1870, p. 69 f.); ebenso übergehen die Gesta Bertholdi episcopi Argentinensis die Art und Weise der Belagerung, bestätigen dagegen die Hinrichtungen (Urstisius, Germaniae historicorum illustrium Pars altera, Francofurdi 1585, fol., p. 171). — Auch im Wasselnheimer Krieg (1446—48) warf Meister Graseck von Straßburg mit seiner Schleudermaschine 189 mal Kot und Steine ins Schloß Wasselnheim (nach Specklin bei Friese, Historische Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsasses, Straßb. 1804, p. 28; Strobel, Gesch. des Elsaßes III, 227). Umgekehrt benützten die Bürger von Neuß im burgundischen Krieg (1474) die stercora humana als Verteidigungsmittel zum äußersten Mißfallen der Belagerer (s. die ergetzliche Erzählung in des Stadt-Secretarius Christianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Neuß, herausgegeben von Groote, Köln 1855, p. 76: Wye die Nuyſſer yr vyant mit ſtanck van ſich dreven).

Das seltsame Wort Olbergrien bei Closener erklärt Scherz: albergrien alias olbergrien, œlbergrien, ulbergrien, ulmergrien —

excrementa humana (Glossarium Germanicum medii aevi, ed. Oberlinus, Argentor. 1781, I, Sp. 26). Der Ausdruck kommt nur in Straßburg vor; schon der Baseler Wurstisen (Mitte des 16. Jahrhunderts) verstand ihn nicht recht und setzte daher statt des Compositum das einfache Grien (Sand), das für sich wenigstens einen Sinn hatte („Deren von Straßburg Werckmeister warff gefülte Tunnen mit grien vnd vnraht in die Vestung", Baßler Chronick, Basel 1580, p. 162). Die rein locale Bedeutung des Wortes erklärt sich übrigens leicht: Albergrien, Olbergrien hieß ein alter Straßburger Stadtgraben, welcher als Cloake diente, Albergrün in einem Hausbrief von 1424, Olbergrün in einem solchen von 1480 (Silbermann, Localgeschichte der Stadt Straßburg, 1775, p. 33; Scherz, Glossar I, 26); ein orthus einsitent neben W. Twingers erben, stosset hinden uf olbergrien, 1421 (Scherz, Glossar II, 1160). Der Graben mündete in der Nähe der Schindbrücke in die Breusch (Verordnung von 1477: bei der Schindbrücke an dem Gräbel, da der Olbergrün herausgehet, Silbermann p. 171) und hieß später Ulmergraben (Scherz I, 26. II, 1813) mit Beziehung auf ulmen faulen, ulmig, ulmerig faul. Die älteste Form ist albergrien Pappelsand (alber Pappel, grien Sand) und bezeichnete ohne Zweifel das Grundstück, auf welchem jener Stadtgraben angelegt wurde; der Name gieng sodann auf den Stadtgraben selbst und endlich auf dessen Inhalt über.

Ortsbezeichnungen mit grien waren in Straßburg nicht selten: Das Testament des langen Ellenhard von 1302 erwähnt ein Haus dictum zuo dem griene (Mones Zeitschrift V, 329).

Die treffliche Schrift über die Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter (Straßb. 1871), welche mir während des Druckes zukam, stimmt im Wesentlichen mit meiner Erklärung überein; man sehe die bestätigenden und ergänzenden Belege p. 37. 151 f. Albergrien war ursprünglich ein Ort außerhalb der Mauern wie das Finkweiler, Finkenweiler 1224, ursprünglich ein finkenreiches Gehöfte vor der Stadt bedeutete (eb. 61).

[125] Ganz ähnlich ist die Sage von der Frau des Raubritters Graf Berthold von Ridda (Grimms Deutsche Sagen N. 573) und von der Burgfrau zu Thengen im Hegau (Schnezler, Badisches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, I, 108). Eine jüdische Frau, welcher

ihr Mann bei der Ehescheidung zugesteht, das Liebste, was sie habe, aus seinem Haus mitzunehmen, läßt, als er betrunken schläft, ihn selber in ihr Haus tragen (Krafft, Jüdische Sagen und Dichtungen, Ansbach 1839, p. 120). Ueber die Weiber von Weinsberg (Grimms Deutsche Sagen N. 493) und ähnliche Sagen s. Menzels Literaturblatt 1865, N. 90; Maßmann, Kaiserchronik III, 1110 f; Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 204 ff; Rochholz, Schweizersagen von der Weibertreue in Pfeiffers Germania XIII, 311; Wolf, Niederländische Sagen N. 543; Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, N. 114; Zingerle, Tirolische Sagen p. 395 u. s. w.

[126] Stöber, Sagen p. 107. — Die Abbildung der einst in malerischer Einsamkeit gelegenen Klosterruine s. bei Golbéry, Haut-Rhin 21. — Die verwandte Sage von Rolandseck und Nonnenwerth s. Aloys Schreiber, Sagen aus den Gegenden des Rheins, Heidelberg 1829, I, 44; Simrock, Rheinland, Leipzig 1847, p. 23. 322. — Schillers Ritter Toggenburg s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 322; Viehoff, Schillers Gedichte erläutert, Stuttgart 1859, III, 82 ff.

[127] Die berühmte astronomische Uhr wurde nach dem Plan des Mathematikers Dasypodius von den Brüdern Habrecht aus Schaffhausen 1571—74 ausgeführt. Isaak Habrecht wurde darauf zum Stadt- und Münsteruhrmacher ernannt, welches Amt in seiner Familie erblich blieb bis zu deren Erlöschen im Jahr 1732. Vergleiche Edel, die astronomische Münsteruhr in Straßburg 1843. Fischarts Gedicht s. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Nürnberg 1867, Sp. 375. Ueber die Fabel s. Grandidier, Essais sur l'église cathedrale de Strasb. 286. Schadäus in seinem Münsterbüchlein weiß noch nichts davon. Zuerst sollte sie nur erklären, warum die am Uhrgehäuse angebrachten Löwen nicht mehr brüllten; dieselben haben aber nie gebrüllt (Edel a. a. O. 24); dann, warum der Hahn nicht mehr krähe u. s. w. (Stöber, Sagen 512). — Was Copernicus betrifft, so wurde die Uhr erst 27 Jahre nach seinem Tode begonnen; er selber war nie in Straßburg. Ueber sein Portrait schreibt Dasypodius: „Nach diesem auf dem untersten ist des herrlichen und gelehrten Mathematici Nic. Copernici wahrhafftiges Abconterfet, so mir aus Dantzig durch den Ehrenvesten

und Hochgelehrten Herrn Doctor Tidemann Gyße zugekommen, und aus dem Original auff das fleißigſt und ſchärffeſt durch Tobiam Stimmer abgemahlet worden, welche Gemählde wir zu einer ſondern Gedächtnuß hieher haben ſetzen wollen, dann keines iſt, das nicht ſeine Bedeutung und Anzeigung hätte" (Cunradi Dasypodii Mathemathici Wahrhafftige Außlegung des Astronomiſchen Straßburgiſchen Uhrwercks in Schilters Königshofen p. 589). Die Uhr zählte mit dem Münſterturm zu den ſieben Wundern Deutſchlands. Die übrigen fünf waren: der Kölner Chor, die Ulmer Orgel, die Frankfurter Meſſe, die Nürnberger Induſtrie und die Augsburger Baukunſt (Piton, Strasbourg illustré, Str. 1855, I, 336).

[128] Die Predigtmärlein vom verzückten Mönch teilen ſich in zwei Gruppen: in der einen zweifelt er an der Zeitloſigkeit Gottes; in der andern bittet er Gott, ihm eine Probe der himmliſchen Seligkeit zu offenbaren. Die Stelle, welche den Zweifler beunruhigt, iſt der vierte Vers des 90. Pſalms, auf welchen ſich der zweite Brief Petri (3, 8) bezieht: Dieß eine aber bleibe euch nicht verborgen, Geliebte, daß Ein Tag beim Herrn wie tauſend Jahre und tauſend Jahre wie Ein Tag ſind. — Von den Rabbinen wurde dieß buchſtäblich verſtanden, und Mohammed, wenn er zu näherer Angabe der Zeit des Gerichtstages gedrängt wurde, berief ſich auf den jüdiſchen Satz, z. B. Koran 22, 46: denn ein Tag bei Deinem Herrn iſt gleich tauſend Jahren von dem, was ihr zählet (Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judentume aufgenommen? Bonn 1833, p. 78).

Am weiteſten greift die niederländiſche Sage zurück, welche einen Mönch des Kloſters Affligem zwiſchen Gent und Brüſſel im 8. Jahrhundert einem ſingenden Vöglein folgen und zu Ende des 11. Jahrhunderts unter Abt Fulgentius zurückkehren läßt (Wolf, Niderländiſche Sagen, Leipzig 1843, N. 148; Dunlop-Liebrecht, Geſchichte der Proſadichtungen, Berlin 1851, p. 543. Das Kloſter wurde übrigens erſt im Jahr 1083 geſtiftet, ſ. Chronicon Affligemense bei Pertz, Mon. XI, 408). An eine hiſtoriſche Perſon knüpft ſich die niederrheiniſche Sage vom h. Erpho, dem erſten Abt des vom heiligen Anno, Erzbiſchof von Köln (1056—75), geſtifteten Kloſters Siegburg bei Bonn. Er fiel eines Tags in Zweifel über die Stelle des Pſalms und gieng in tiefen Gedanken

durch den Klostergarten in den nahen Wald; da weckte ihn ein Waldvöglein mit wunderlieblichem Gesang aus seinen Betrachtungen. Es hatte Taubengestalt; aber Regenbogenglanz lag auf seinem Gefieder. Vor ihm her flatternd lockte es ihn über eine Viertelstunde weit in den Wald hinein. Da hörte er die Glocke zur Abendandacht läuten und kehrte heim; aber das Kloster war doppelt so groß; er sah kein einziges bekanntes Gesicht; selbst die Sprache der Grüßenden schien ihm fremd. Es waren, seit er das Kloster verlassen, 300 Jahre vergangen. Da kniete er nider in der Kirche, und sein Geist schwand im Gebet dahin. So erzählt die heutige Volkssage (Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve ꝛc. ꝛc. Elberfeld 1870, I, 178). Ganz ähnlich, nur ohne alle zeitliche und örtliche Localisierung lautet die Sage im Speculum exemplorum (Argentinae 1487, fol., Distinctio IX, c. 65), das sich auf ein früheres Exempelbuch beruft; ebenso in Paulis Schimpf und Ernst vom Jahr 1519 (c. 562, Ausgabe von Oesterley, Stuttgart 1866, p. 320 und Nachweise p. 537).

Zahlreicher sind die Beispiele der andern Gruppe. Das älteste finde ich im Promptuarium exemplorum des Martinus Polonus vom Anfang des 13. Jahrhunderts: Quidam religiosus rogavit deum, ut ostenderet ei minimum gaudium paradisi, et statim parva avicula cepit cantare mirabiliter coram eo, et cum vellet eam capere secutus est eam usque in ortum abbatie et auscultando eam stetit sub arbore CCCLXV annis et tunc audiens campanam properavit ad portam et videns totam abbatiam mutatam vix permissus est intrare, quia non poterat cognosci ab aliquo fratre, et cum omnes de illo et ille de omnibus miraretur, quesivit abbas ab illo quid fecisset et quo abisset et quis erat abbas et prior quando exivit, et allatis cronicis invenerunt tot annos transisse a tempore illo et ille dixit, quod non putabat ultra unam horam fuisse in orto (Sermones Martini ordinis praedicatorum de tempore et de sanctis. Argentinae 1484, fol., Promptuar. c. 16 de gloria eterna). Diese Erzählung widerholt sich mit geringfügigen Abweichungen in den Predigtsammlungen des 14. und 15. Jahrhunderts, bei Bromyard (Summa praedicantium, Venetiis 1586, I fol. 313b; Gaudium c. I, 15): Der singende Vogel ist ein

Engel, der Mönch lauſcht ihm im Garten 300 Jahre; bei Herolt (Sermones discipuli de tempore per circulum anni, Schluß der Predigt LXXXIV): Das Vöglein iſt ein Engel; der Mönch findet bei der Rückkehr die alte Kloſterpforte vermauert und das Tor an einer andern Seite; es ſind 340 Jahre verfloſſen; bei Bernardin de Buſtis (Secunda Pars Rosarii, Hagenaw, 1503, Sermo XVIII, c. p; fol. CLXIIII); des Vogels Gefieder ſchillert in allen Farben, beſonders in Gold; bei Pelbart (Pomerium, Dominica III post Pascha, Sermo XX, c. Y, o. O. 1511).

Zwiſchen beiden Gruppen ſteht das mittelhochdeutſche Gedicht von Felix im paradise aus dem 13. Jahrhundert:

In einem grâwen kloſene (einem Ciſtercienſerkloſter)
ein heiliger münch was,
der gerne von got las
swaz er geſchriben vant,
der was Félix genant.

Eines Morgens nach Primzeit gieng er aus dem Kloſter und las in einem Buch, daß die himmliſche Freude ewig währe; das deuchte ihn unmöglich zu begreifen. Da ſandte Gott vom Himmelreich ein kleines Vögelein; das war weiß wie Schnee und ſang ſo ſüß, daß er ſein Buch zuſchlug und voll Entzücken lauſchte. Gern hätte er es gefangen; aber es floh vor ihm her. Allzufrühe entflog es und ließ ihn in Sehnſucht zurück. Da klang eine Glocke zum Mittag, und er kehrte in ſein Kloſter zurück. Aber der Pförtner wollte nichts von ihm wiſſen; der Abt kam und die älteſten Brüder; doch keiner kannte ihn. Im Krankenhaus aber lag ein alter Mönch, der hundert Jahr im Kloſter gelebt hatte; der erinnerte ſich, daß in ſeiner Novizenzeit ein Bruder Felix aus dem Kloſter verſchwunden ſei; es waren gerade 100 Jahre. (Nach einer Gothaer Handſchrift gedruckt in den Altdeutſchen Wäldern der Brüder Grimm, Caſſel 1813, II, 70 ff; nach einer Heidelberger und einer Coloczaer Handſchrift im Geſammtabenteuer von der Hagens, Stuttgart und Tübingen 1850, III, 613, 701 ff).

Beide Fragen über die Pſalmſtelle und die Ewigkeit der Himmelsfreuden vereinigt das Straßburger Predigtmärlein aus dem 15. Jahrhundert: Es wunderte einen münich in einem orden, wie es möhte sin, wie in deme himelriche ewige frôide

möhte sin ône vertriesen und wie ein tag ûf ertriche lenger wêre denne tûsent jâre in himelrîch, alse Dâvît selber sprichet. Nuo solte er eines tages mes[illegible] singen zuo chôre, dô gedâhte er: »nuo gang vor ûz disem clôster in daz hölzelîn, unze men zuo messen würt liutende und sprich alsô dîn gebet.« Ein fögelîn daz wart von gnâden göttelicher süessekeit dar gesant und daz sang alsô wole, alse wêre ez aller fogel gesang und getoene ûzer deme paradîse, unde deme gesange hörte der münich zuo in dem walde in woluste und in grôsser fröiden und wunnen zwei hundert jâre, und dar nâch floug der fogel enweg und wart men ouch eine glocke liutende. Er gedâhte: »daz ist zuo der messe geliutet, gang heim.« Er ging wider zuo dem clôster, er wart kûme enpfangen, wenne in bekante dô nieman und er enbekante ouch nieman und er enwuste nit, wie es gefaren was. Men suochete in dem sêlebuoche und vant einen namen dar an und rechetent, daz es zweihundert jâr was, daz man in verlôr und ouch nieman enwuste, war er bekomen wêre (Pfeiffer, Germania III, 431).

Das Märlein citiert Fischart (Ehezuchtbüchlein, Scheibles Kloster, 39, Zelle, p. 472) und Abraham a Sancta Clara (Abrahamische Lauber-Hütt, Wien und Nürnberg 1721, 4°, I, 457), in polemischer Weise Bebel, dem es allerdings in einer höchst ungeschickten Fassung vorlag (Facetiae Bebelianae, l. III, De mendacio cujusdam fratris concionatoris) und Rauscher (Hundert außerwelte Papistische Lügen, Regenspurg 1553, Die 47. bäpstlich Lüg).

Von unvermerktem Hinschwinden der Zeit in den Wohnsitzen heidnischer Götterwesen, bei den Unterirdischen, den Elben und Feen wissen germanische wie keltische und romanische Völker. Herla, ein König der ältesten Briten, lebte in freundnachbarlichem Verkehr mit dem König der Zwerge und lud ihn zu seiner Hochzeit. Dafür muste er auch zur Hochzeit des Zwergkönigs kommen, welche in einer lampenhellen Felshöhle gefeiert wurde. Er blieb drei Tage dort; als er aber reich beschenkt aus dem Berg zurückkehrte, waren auf Erden unterdessen 200 Jahre verflossen (Wright, Gualteri Mapes de nugis curialium, London 1850, p. 14).

In der Nacht, da der berühmte Held Ogier der Däne geboren wurde, kamen sechs schöne Feen und verliehen ihm ihre

Gaben; die eine bestimmte ihm, daß er der kühnste Ritter sein, die zweite, daß es ihm nie an Kampf und Krieg fehlen, die dritte, daß er nie besiegt werden, die vierte, daß er sein Leben lang schön und anmutig bleiben, die fünfte, daß er in der Liebe immer glücklich sein solle. Die sechste aber, welche Morgue (Fee Morgane) hieß, verkündete, daß er einst ihr Geliebter werden und mit ihr in Avalon, im schönsten Schloß der Erde, wohnen solle. Wirklich fand der Held nach hundertjährigen Abenteuern auf dem Magnetberg, wohin er auf der Rückfahrt aus Babilon verschlagen wurde, die wunderschöne weiße Frau. Sie steckte ihm einen Ring an, wodurch er wider die Jugendkraft eines Dreißigjährigen bekam, und führte ihn auf ihr Schloß Avalon, wo er die glänzendste Gesellschaft fand, darunter ihren Bruder König Artus und Oberon. Reich geschmückte Feen empfiengen ihn mit Tanz und süßem Gesang, und die Geliebte setzte ihm eine kostbare Zauberkrone aufs Haupt, welche ihrem Träger allen Kummer und Schmerz und alle Erinnerung an Heimat und Verwandte benahm. In seligem Vergessen schwanden ihm die Jahre (si passoit temps en telle manière que ung an ne luy ennuyoit pas ung mois); als ihm aber die Fee eines Tags die Krone vom Haupt nahm, da erwachte ihm die Erinnerung an seinen König Karl den Großen, an sein Weib, Frau Clarice von England, und an seine ritterlichen Freunde, und aus Sehnsucht nach ihnen bat er die Geliebte um Urlaub. Aber lachend fragte ihn die Fee: „Was wollt Ihr in Frankreich? Wie viel Jahre glaubt Ihr hier gewesen zu sein?“ — „Wohl zwanzig“, antwortete Ogier. — „Ihr täuscht Euch, mein Freund, es sind mehr als 200 Jahre: vom Geschlechte Karls lebt keiner mehr und keiner von Euren Bekannten.“ — Sie führte ihn in einer Wolke nach Frankreich; da hörte er denn, daß statt Karls des Großen Hugo Capet regiere und alle seine Freunde seit 200 Jahren todt seien. So erzählt der altfranzösische Prosaroman: Ogier le Dannoys duc de Dannemarche, qui fut l'ung des Douze pers de France, Paris 1525, 4°. (ohne Seitenzählung).

Der sagenhafte schottische Sänger Thomas von Erceldoun lag einst unter dem Eldynbaum, da kam die Königin von Elfenland und koste mit ihm. Aber in seinen Armen verwelkte ihr Jugend und Schönheit. Darum nahm sie ihn mit in ihr Land, wo sie so-

fort wider in ihren früheren Reizen erblühte. Als sie ihn später zur Rückkehr mahnte, bat er: „Laß mich bleiben! Ich bin ja erst drei Tage da.“ Sie aber erwiderte: „Drei Jahre sind es, und du kannst nicht länger hier sein“ (Walter Scott, Minstrelsy of the Scottish Border, Edinburgh 1806, III, 184).

Eine interessante Variante zur Herlasage findet sich in Korners niderdeutscher Chronica novella (um 1425): Ein junger Graf Loringus von Benemontis begegnete im Jahr 834 auf dem Weg zu seiner Hochzeit einem ehrwürdigen Greis mit weißem Bart und in schneeweißen Gewanden auf einem schönen weißen Maultier. Er nahm ihn zum Feste mit, wo die Gäste über der wunderheitern Lieblichkeit seiner Rede alle Speise vergaßen. Vergebens suchten sie ihn nach dem Mahle zurückzuhalten und geleiteten den Scheidenden mit feuchten Augen. An der Stelle, wo er ihm begegnet war, nahm der Alte den Bräutigam bei Seite und sprach: „Morgen früh, wann Du von Deiner Braut aufstehst, bei der Du diese Nacht um meinetwillen in keuscher Reinheit ruhen sollst, wirst Du hier dieses Maultier finden; das wird Dich an die Stätte bringen, wo Du bei meinem Feste sein sollst, wie ich bei Deinem war.“ Der Jüngling sagte zu und ritt am andern Morgen auf dem Maultier über eine wonnigliche Wiese vor eine goldene Stadt mit Dächern von Edelsteinen. Der ehrwürdige Vater empfieng ihn gütlich und führte ihn durch die köstliche Stadt. Da war solche Lustbarkeit von Mann und Weib, von Schalmeien, Posaunen und Saitenspiel und manichfaltigen Vögeln, daß seine Ohren vor Freuden betäubt wurden und er Alles vergaß, was er hinter sich gelassen. Der Greis mahnte ihn zur Heimkehr. „Lieber Vater“, sprach er, „laß mich noch eine Weile bei Dir sein! Es ist ja kaum eine Stunde, daß ich herkam.“ Aber der Alte drängte in gütigem Ernst, und Loringus ritt zurück nach der Stelle, wo ihn seine Knechte erwarten sollten. Da standen viele große Bäume, welche er zuvor nicht gesehen hatte, und an der Stelle seines väterlichen Schlosses lag ein Kloster mit einem kleinen Kirchturm. Er glaubte fehlgeritten zu sein und klopfte am Klostertor, um zu fragen, wo er wäre. Dort hörte er vom Abt, daß ein Graf Theobald vor 346 Jahren das Kloster gestiftet habe für sein und seines Sohnes Loringus Seelenheil, der am Morgen nach seiner Brautnacht spurlos verschwunden sei. Da begann der junge

Ritter seine Geschichte zu erzählen, und der Abt lud alle benachbarten Bischöfe und Aebte ein dieses großer Wunders wegen. Loringus saß müßig an der Tafel der Prälaten: ihn lüstete weder nach Speise noch Trank; nur auf des Abtes dringendes Bitten nahm er einen Bissen in den Mund. Aber im selben Augenblick schwanden ihm die Jugendkräfte; sein Haupt ward grau, sein Bart schneeweiß und lang bis zum Gürtel, und der Abt hatte kaum noch Zeit, ihm das Sacrament zu reichen, so rasch welkte und starb er dahin (Pfeiffers Germania IX, 265 ff).

Auf solchen Sagen beruhen Aussprüche alter Dichtungen, wie die Worte Rüdigers von Bechelaren in Kriemhilds Rosengarten zu Worms:

Dô sprach der maregrâve, der edel fürste rich:
ir hânt üf dirre erden ein richez himelrich.
möhte ich darinne verbliben, daz ich gesprechen mag,
sô wære mir ein ganzez jâr reht als ein einiger tag.
W. Grimm, Rosengarte v. 995.

und die Stelle in einem der Tanhäuserlieder:

Sie fiengen an ein längen tanz,
ein jar war inen ein stundi
(Uhlands Volkslieder, Stuttg. 1844, p. 770.)

An Loringus erinnert das legendenhafte Volkslied von der Tochter des Commandanten von Großwardein: Am Morgen ihrer erzwungenen Hochzeit wird sie von Jesus, ihrem Himmelsbräutigam, in seinen Garten geführt. Als sie heimkehrt, sind 120 Jahre um.

Die Jungfrau war so schön und klar,
Als wenn sie wäre fünfzehn Jahr. — —
Man trug der Jungfrau vor viel Speis,
Im Augenblick ward sie schneeweiß.

Sie verlangt das Sacrament und stirbt (Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806, I, 64; Variante bei Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder, Stuttg. 1863, p. 225, vergl. 309; das wendische Volkslied in der Oberlausitz ist aus dem Deutschen übersetzt, s. Leop. Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden, Grimma 1841, I, 209).

Nach lebendiger deutscher Volkssage gieng einst ein armes Brautpaar hinauf zu der Prinzessin im Kyffhäuser und wurde von ihr zur Hochzeit reichlich beschenkt; als es aber aus dem Berg zurückkam, waren 200 Jahre vergangen (Witzschel, Türingische Sagen 265). Ein Schäfer kam in den Berg von Wettenburg am Main und fand dort einen schönen Garten, wo er seiner Meinung nach sieben Tage verweilte; es waren aber sieben Jahre, und als er heimkehrte, wollte seine Frau eben Hochzeit machen (Baader, Volkssagen aus Baden, N. 405). So bleibt ein Mädchen eine Nacht im Florianberg in Mähren; wie sie am Morgen herauskommt, ist ein Jahr vorbei (Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volks in Oesterreich 1859, p. 137). Ein Dienstmädchen, das von den Wichtelmännern zu Gevatter geladen wird, geht zu ihnen in den Berg; als das Tauffest vorüber ist, sind sieben Jahre verronnen (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Göttingen 1857, I, p. 207). Auch auf dem Glasberg im Märchen vergeht ein Jahr wie ein Tag (eb. II, p. 434). Die drei verschütteten Bergleute im Kuttenberg arbeiten weiter sieben Jahre lang, die ihnen wie ein Tag vorkommen (s. Grimm, Deutsche Sagen N. 1).

Die schwedischen Mädchen fürchten die Elfen (älfwor) besonders an ihrem Hochzeitstag; da wurde schon mancher schöne Bräutigam verzaubert wie in folgender Sage: Die Braut saß von ihren Brautjungfern umgeben und harrte des Bräutigams. Der sattelte seinen grauen Paßgänger und sprengte aus dem Hofe seiner Mutter in ritterlichem Gewand, den Habicht auf der Schulter. Aber im Walde lauerten die Elfenfrauen auf ihn, und am Elfenhügel vernahm er wunderbare Musik; die schönsten Elfenmädchen führten einen lockenden Ringtanz auf, und hervortrat Elfkönigs Tochter, schöner als sie alle, wie es im Liede heißt: Die Elfenbraut reckt aus die schneeweiße Hand: „Komm, komm, junger Knab, und tritt tanzen mit mir!"

Älfbruden räcker snöhwitan hand ifrån sig:

„Kom, kom, ungerswen, och tråd dansen med mig!"

Berührt er aber ihre bezaubernde Hand, so führt sie ihn ins Elfenland; dort tanzt er in ihrem Arm durch wunderschöne Säle und

Blumengärten unter Roſen und Liljen. Endlich denkt er an ſeine ſorgende Braut und bittet die Elfen, ihn zu entlaſſen. Aber obgleich er nur eine Stunde im Roſenwalde verbracht zu haben meint, er iſt 40 Jahre von Hauſe ferne geweſen. Niemand kennt ihn mehr; wenige alte Leute erinnern ſich an ſein Verſchwinden; ſeine Braut aber iſt längſt vor Gram geſtorben (Afzelius, Swenska Folkets Sago-Häfder, Stockholm 1844, II, p. 156 f). Die Verzauberung dauert auch ſonſt in ſchwediſchen Sagen 40 Jahre: ſo wird ein junger Bauer, der Abends ſeine Roſſe ſucht, in den Berg entrückt (bergtagen); dort findet er weite reichgeſchmückte Säle und ſchaut dem muntern Spiel der Bergritter zu, welche mit ihm Wein und Met aus goldenem Becher trinken. Als er nach einigen Stunden heimkehrt, ſind all ſeine Freunde und Angehörigen todt, und ſein Eigentum iſt im Beſitz eines unbekannten Verwandten; denn er iſt 40 Jahre im Berge geweſen (ebenda V, 49; Liebrecht, Gervasius p. 89).

Ebenſo verbrachten zwei ſchottiſche Geiger im Berg bei den Unterirdiſchen von Tomnafurich eine luſtige Faſtnacht: es waren 100 Jahre. Als ſie in die Kirche giengen, zerfielen ſie beim erſten Wort des Predigers in Staub (Grimm, Iriſche Elfenmärchen, Leipzig 1826, p. XXIV). — Ein Ziegenhirt von Pregoſſi in Wälſchtirol ſah ſeine Heerde eines Tages unter einem Stein verſchwinden; er folgte ihr und kam in einen wunderſchönen Garten voll Blumenduft. Dort wohnten viele ſchöne Fräulein, Eguane geheißen; die luden ihn zum Eſſen und beſtellten ihn zu ihrem Gärtner. Doch nach einigen Wochen ſchon trieb ihn das Heimweh nach Hauſe. Da war aber Alles verändert, und er kannte niemand mehr. Endlich kam eine Alte und ſprach: „Aber wo biſt du doch geweſen? Ich ſuche dich ja ſchon ſeit 200 Jahren.“ Sie nahm ihn bei der Hand, und er fiel todt zu Boden: denn die Alte war la Morte (Schneller, Märchen und Sagen aus Wälſchtirol, Innsbruck 1867, p. 217). — Nach dem altfranzöſiſchen Roman vom heiligen Gral ſchwinden dem Joſeph von Arimathia die 42 Jahre, welche er ohne Nahrung im Kerker verbringt, im Anblick der mit dem Blute des Herrn erfüllten Abendmahlsſchüſſel wie zwei Tage (San-Marte, Leben und Dichten Wolframs von Eſchenbach, Magdeburg 1836, II, 409).

Nach indiſcher Lehre umfaßt ein Tag und eine Nacht Brah-

mas ein ganzes Kalpa (Foucaux, Le Mahabharata, Paris 1862, p. 241). Um aber zu veranſchaulichen, was ein Kalpa ſei, brauchen die Buddhiſten folgendes Bild: Wenn man einen Felſen von ſechzehn Meilen in Höhe, Breite und Länge alle hundert Jahre einmal mit dem feinſten Gewebe von Benares flüchtig berührte, ſo würde der Fels durch dieſe faſt unmerkliche Reibung eher auf die Größe eines Mangokerns zuſammengeſchwunden ſein, als ein Aſanthwa, d. i. der vierte Teil eines Kalpa, verfloſſen wäre (Köppen, Religion des Buddha, Berlin 1857, I, 267. Vergleiche das Bild der Ewigkeit in deutſchen Märchen und Kirchenliedern, Köhler in Pfeiffers Germania VIII, 305). Neben dieſen ſchwindelnden Maßen erſcheinen andere Schätzungen beſcheiden, welche den Tag Brahmas auf nur 432 Millionen Jahre berechnen (Kalee Krishen, Neeti Sunkhulun, Serampore 1831, p. 82). — Einſt gieng der Fürſt Raiwata mit ſeiner Tochter auf dem Weg, den nur die Frommen finden, in Brahmas Reich, um ſich wegen ihrer Vermählung von dem Gotte Rat zu erbitten. Als er in den Thronſaal trat, ſangen eben die himmliſchen Sänger ein Lied. Raiwata wartete, bis es zu Ende war, und trug dann Brahma ſeine Bitte vor. Dieſer fragte ihn nach den Freiern ſeiner Tochter; doch als der König ihre Namen nannte, erwiderte Brahma lächelnd: „Alle, die du eben nanntеſt, leben längſt nicht mehr; ſelbſt ihre Enkelſöhne, ja die Enkel dieſer ruhn im Grabe. Zwanzig Menſchenalter ſind verſchwunden, während du dem Liede meiner Sänger lauſchteſt“ (Schack, Stimmen vom Ganges, Berlin 1857, p. 145 ff. aus dem Wiſchnu-Purana ſ. The Vishnu-Purana, translated by Wilson, London 1840, 4., p. 355). Auch unter den Küſſen himmliſcher Frauen ſchwinden dem Sterblichen die Jahre wie Minuten. Zu dem mächtigen Büßer Kandu ſandte Indra, um ihn zu Falle zu bringen, die ſchöne Apſarafe Pramlotſcha, und er verſchwelgte mit ihr über 900 Jahre wie einen Tag (Aus dem Brahma-Purana bei Höfer, Indiſche Gedichte, Leipzig 1844, I, 45 ff; vergl. A. W. v. Schlegel, Indiſche Bibliothek, Bonn 1823, I, 257; Journal Asiatique I, 3). Dieſelbe Liſt des Götterfürſten ſtört die Buße des gewaltigſten aller Aſketen, des Königs Wiswamitra. Zu ihm führt der Liebesgott die reizendſte der Huldgöttinnen Menaka. Duftende Winde vom Wald her wehen ihr das Gewand ab, und

der bezauberte Büßer kost mit ihr lange ungemessene Zeit wie einen Tag. Die Frucht ihrer Umarmungen ist Sakuntala, das Pflegekind der Waldvöglein und der Dichter (E. Meier, Sakuntala, Stuttgart 1852, p. 175; Râmâyana, Adikânda, Sarga 65, in der Uebersetzung von Pariset, Paris 1852, I, 275).

Auch die Chinesen wissen Aehnliches von ihrer Feen- und Dämonenwelt zu erzählen. Unter der Regierung von Ming-ti aus der Dynastie der Han (58—75 nach Chr.) giengen einst zwei Jünglinge Liŏ-schin und Yüen-tschao auf einen Berg, um Heilkräuter zu sammeln. Als ihre Lebensmittel erschöpft waren, aßen sie Früchte eines reichbeladenen Pfirsichbaums und fühlten darauf ihren Leib wunderbar leicht. Zugleich sahen sie zwei junge Frauen von göttlicher Schönheit vor sich, welche lachend riefen: „Unsere Freier Liŏ und Yüen sind gekommen!" Die Jünglinge vermählten sich mit den Göttinnen und lebten mit ihnen in einer Grotte. Doch endlich verlangten sie die Heimat widerzusehen, und man führte sie mit Musik aus der Höhle. Als sie aber in ihr Dorf kamen, erkannten sie, daß seitdem sieben Generationen vergangen waren. Da wollten sie zu ihren Frauen zurückkehren, fanden jedoch den Weg zum Berge nicht mehr (Stanislas Julien, Yu-Kiao-Li, les deux cousines, roman chinois, Paris 1864, I, 311; II, 171). Dieses Märchen wurde von dem Dichter Wang-tsŏ-yi im 14. Jahrhundert als Drama behandelt: Da ist es ein Gott, der in Gestalt eines Holzhackers die Freunde in die Grotte der Pfirsichbäume geleitet, wo die Königin des Westens (Si-wang-mu) mit ihren Göttinnen Hof hält. Getränkt und gespeist mit unsterblicher Nahrung, entzückt von der Musik und dem süßen Gesang der Himmlischen vergessen die Freunde der Weisheit und versinken in Wollust. Jeder vereint sich mit einer jugendlichen Göttin, und so schwelgen sie ein Jahr lang, bis ihnen das Heimweh erwacht. Aber sie finden bei der Rückkehr Alles verändert; die Fichten, welche Liŏ selbst gepflanzt hat, sind hohe Bäume geworden. Besitzer seines Hauses ist sein Enkel; denn seit seinem Verschwinden sind 100 Jahre verflogen. Heimatlos in der Heimat ziehen die Einsamen wider von dannen, begegnen wider dem geleitenden Gott, und das Stück schließt mit ihrer Apotheose (Bazin, Journal Asiatique, 1851, XVIII, 518 ff). — In einem andern chinesischen

Märchen wird erzählt, daß ein Holzhacker auf einem Berge zwei schachspielenden Feen zuschaute; als ihr Spiel zu Ende war, sah er den Stiel seiner Axt ganz verfault und hörte bei seiner Heimkehr, daß er sieben Jahre fortgewesen sei (Gützlaff in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XVI, 645; vergl. die andere Version im Journal Asiatique, VI, 162).

Wie die bisherigen Sagen die Nichtigkeit menschlichen Zeitmaßes in göttlichen Dingen dadurch zu veranschaulichen suchen, daß sie in einem göttlichen Augenblick viele menschliche Jahre verschwinden lassen, so legt umgekehrt eine arabische Dichtung die Fülle göttlicher Jahrtausende in einen irdischen Augenblick. Das Prunkstück mohammedanischer Legende, die göttliche Comödie des Islam, Mir'âdsch (Himmelfahrt, eigentlich Stufensteigung) betitelt, erzählt, wie Mohammed in stiller Nacht vom Engel Gabriel geweckt und auf dem Borak, dem Prophetenroß mit Menschenantlitz und Adlerflügeln, entführt wurde; auf dem Sinai, wo Musa (Moses) das Gesetz erhalten, und in Bethlehem, wo Isa (Jesus) geboren worden, wurde Halt gemacht zum Gebet; dann gieng es weiter im Flug, rechts und links rufende Stimmen, an lockenden Weiberreizen vorbei, unter Donnergepolter vom Höllenabgrund herauf — nach dem Tempel von Jerusalem. Dort vom Steine Jakobs aus trug ihn der Engel selber die Himmelsleiter hinauf durch alle sieben Himmel, deren jeder vom andern einen Weg von 500 Jahren entfernt ist; hier begrüßte Mohammed seine Vorgänger Adam, Idris (Enoch), Ibrahim (Abraham), Musa, Harun (Aaron), Jusuf (Joseph), Jahja (Johannes) und Isa, sprach mit den verschiedenen Engelfürsten, besonders mit Asrael dem Todesengel, der die Menschen als Blätter vom Lebensbaume abpflückt, tat dazwischen hinein einen Blick in die Räume der Hölle, machte mit den Engeln einen siebenmaligen Umgang um das Haus Mamur, die himmlische Kaaba, drang in die allerheiligsten Himmelsgebiete jenseits des Lotos der Grenze vor, wo ihm selbst Gabriel nicht folgen durfte, über weite Lichtoceane bis zum Wohnsitz Allahs. 70000 Engel geleiteten ihn durch 70000 Vorhänge von Edelstein, 70000 von Finsterniß, 70000 von Feuer, 70000 von Schnee, 70000 von Wasser, 70000 von Luft, 70000 von wüstem Chaos, dann durch die Schleier der Schönheit, der Vollkommenheit, der Allmacht, der

Unvergleichlichkeit, der Trennung, der Unendlichkeit und der Einheit; jeder Vorhang hatte eine Dichtigkeit von 500 Weglahren und war vom andern 500 Weglahre entfernt; zuletzt hinter all dem in strahlendem Weiß, in unendlicher heiliger Stille, unter Millionen stumm und regungslos anbetender Engel thronte der Herr. Mohammed näherte sich ihm bis auf zwei Bogenlängen (Koran 53, 9) und sah, was keine Menschenseele fassen, keine Menschenzunge beschreiben kann; an den leiblichen Augen geblendet schaute er Allah mit den Augen des Herzens. Dann folgte eine lange Unterredung mit Gott über die Lehren und Gebote des Islam. Der Prophet gieng und kam wieder und handelte mit dem Herrn als echter Semite — wie Abraham um die Gerechten von Sodom — um die vorgeschriebene Zahl der täglichen Gebete. Dann führte ihn Gabriel durch das Paradies, das für sein Volk bereitet war, kehrte mit ihm durch die sieben Himmel zurück und zeigte ihm Alles, was auf Erden war. Endlich bestieg er am Tempel von Jerusalem den Borak wider, der ihn im Fluge nach Mekka trug. Und das Alles geschah in so kurzer Zeit, daß der Prophet bei seiner Rückkehr sein Bett noch warm fand, ja daß ein Wassertopf, für die heiligen Abwaschungen bestimmt, der bei seiner Entführung umgestürzt worden, noch nicht ausgeflossen war.

Dieser überraschende Zusatz findet sich in Tausend und eine Nacht (übersetzt von Weil, Stuttgart 1838, I, 56) und in den Vierzig Vezieren (aus dem Türkischen von Behrnauer, Leipzig 1851, p. 17 und 353), fehlt aber in der für das Vorangehende benützten Tradition des Abu-Horaira (übersetzt von Gagnier, La vie de Mahomet, Amsterdam 1748, I, 251 ff) und in der auf einen andern Gewährsmann der Tradition, auf Anas ibn Malek zurückgehenden Darstellung des Ismael Abulfeda, c. 19 (De vita et rebus gestis Mohammedis, edidit Gagnier, Oxoniæ 1723, p. 33). Die Entstehung der Legende von Mohammeds nächtlicher Reise (el-asra), an welche die von seiner Himmelfahrt (el-mir'Adsch) hinzugedichtet wurde, verhieß Sprenger in seinem Buch über die Quellen der Prophetenbiographie eingehend zu behandeln (Das Leben und die Lehre des Mohammad, Berlin 1862, II, 528, vergl. III, p. LVI). Die genannten Märchenbücher erweisen die Wahrheit der Legende an der schönen Erzählung vom Scheich Schahabeddin und

dem freigeistigen Sultan von Aegypten. Dieser will die Legende nicht glauben; da läßt der Scheich eine Wasserkufe bringen und den König seinen Kopf einen Augenblick hineintauchen: in diesem Augenblick durchlebt der König sieben Jahre voll abenteuerlichen Schicksals und zeugt mit einer Frau vierzehn Kinder (Weil, Tausend und eine Nacht, I, 56 ff; Behrnauer, Vierzig Veziere, p. 16 ff; vergleiche Keller, Li romans des sept sages, Tübingen 1836, p. CLVI). Das Märchen ist nachgeahmt in dem hindustanischen Roman „die Rose von Bakawali": Der Prinz Tadsch-ulmuluk kam auf einsamer Wanderung an ein Marmorbecken voll klaren Wassers, von Blumen umblüht. Er badete sich darin; als er aber wider auftauchte, sah er sich zu seiner Beschämung in ein junges Weib verwandelt. So fand ihn ein junger Mann, und der Prinz, der mit der weiblichen Gestalt auch weibliche Neigungen empfangen hatte, wurde seine Gattin und gebar ihm einen Sohn. Eines Tages badete er sich wider in einem Bassin nahe bei seinem Hause; doch als er auftauchte, sah er sich als jungen Abyssinier und wurde von einer häßlichen schmutzigen Negerin, welche ihn ihren Mann hieß, heftig ausgescholten, er solle hacken für sie und ihre Kinder. Aus einem dritten Bade auftauchend fand er sich endlich wider in seiner ursprünglichen Gestalt am Rande des ersten Marmorbeckens, und Hut und Stock lagen noch, wo er sie hingelegt hatte (Garcin de Tassy im Nouveau Journal Asiatique 1835, XVI, 236 ff).

Zum Schluß mag noch an die verwandten Sagen vom Wunderschlaf erinnert werden, wie die antike Sage von Epimenides (Diogenes Laertius I, c. 10, ed. Huebner, Lipsiae 1828, I, 80) und die orientalische Legende von den Siebenschläfern in Epheus, zuerst bei Gregor von Tours (de miraculis I, 98; de gloria martyrum I, 30), nach deren Höhle im Koran die 18. Sure genannt ist; in Persien heißen sie heft ten (die sieben Männer), und ihre Gräber sind an mehreren Orten Gegenstand der Verehrung (Vambery, Tschagataische Sprachstudien, Leipzig 1867, p. 134). Schon der um 380 redigierte Talmud Jerusch hat eine ähnliche Sage von Chuni Hamaagal, der 70 Jahre verschläft (Gödeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter, Hannover 1854, 227). Ebenso schläft der Prophet Salih 20 Jahre in einer unterirdischen Höhle, weil er zu rasch im Verdammen war (Weil, Biblische Legenden der Musel-

männer, Frankfurt 1845, p. 54). Gäste der Unterirdischen in deutschen Sagen verschlafen im Berge hundert Jahre, z. B. ein Brautzug im Untersberg (Vernaleken, Alpensagen, Wien 1858, p. 62), eine Beeren suchende Frau im Heilingsfelsen (Grimm, Deutsche Sagen N. 152), ein Kornfuhrmann im Singerberg (Witzschel, Türingische Sagen p. 180), zwei Bauern aus Tarforst an der Mosel (Wolfs Zeitschr. I, 194) u. a. In die Worte eines solchen aus langem Zauberschlaf Erwachenden kleidet Walther von der Vogelweide die Wehmut über die entschwundene Jugend und die entfremdete Heimat in seinem erhabenen Gedichte: Owé war sint verswunden allin mîniu jâr! (Ausg. von Pfeiffer, Leipz. 1864 p. 306.)

[129] In dem mittelhochdeutschen Gedicht „Die Mönche von Colmar" ist ein weitgewandertes orientalisches Märchen verarbeitet. Der Dichter, der sich wie Odysseus „Niemand" nennt, ist nicht localkundig: er glaubt, Colmar liege am Rhein. Ein Mann, der aus Colmar kam, hat ihm den grauslichen Schwank erzählt (s. von der Hagens Gesammtabenteuer, Stuttgart und Tübingen 1850, III, 163 ff und die übrigen Versionen p. XXXV ff; Liebrecht in Pfeiffers Germania I. 263).

Der Karlssprung auf der Zaberner Steige s. Stöber, Sagen 249. — Anselm von Rappoltstein († vor 1314) setzte bei der Verfolgung eines Hirsches über einen vierzig Fuß hohen Felsen herab, der noch heute davon der Hirtzsprung heißt (an der Straße nach Markirch), Golbéry, Haut-Rhin p. 4.

Kuno von Rappoltstein, der mit Kaiser Konrad III ins heilige Land zog, spaltete vor Damaskus einen riesigen Sarazenen in zwei Stücke. Damit erklärte man das Männlein mit türkischem Spitzhut im Rappoltsteiner Wappen (Golbéry, Haut-Rhin p. 2; Stöber, Sagen p. 111). Ueber den Schwabenstreich s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipz. 1857, I. 502; Gosches Archiv für Literaturgeschichte, Leipz. 1871, II. 270.

Schildbürgergeschichten: Die Illzacher Mondfänger (s. Alsatia 1854—55, p. 192). Die Epficher zogen den Dorfstier auf den Turm, damit er dort das Gras abfresse, und riefen, als er die Zunge herausreckte: „Seht, seht, er langt schon darnach!" (ebenda). Die Hambacher Knopflöcher (s. Alsatia 1856, p. 141) u. s. w.

„Unsern Galgen haben wir für uns und unsere Kinder," sagen die Rutsacher (Stöber, Sagen 63).

[100] Schiller schrieb an Goethe den 22. Sept. 1797: Der Zufall führte mir ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtenteils fertig ist und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beschließt. Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen und ist überschrieben: Der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindiciert habe, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 3. Ausgabe, Stuttg. 1870, I, 366; s. Viehoff, Schillers Gedichte erläutert, Stuttg. 1859, III, 121 ff). — Reinhartsmünster, der angebliche Schauplatz der Ballade, hieß früher Tillersmünster: ce village tient son nom du comte Reinhard de Hanau, qui le bâtit, en 1616, non loin de l'emplacement d'un ancien village que la guerre avait fait disparaître. De là vient qu'on l'appelle encore vulgairement Neudorf. L'église qui, seule, paraît avoir été conservée, se trouve au milieu des champs. Entre l'église et la Champagnermühle est la forge que Schiller a immortalisée par son beau conte de Fridolin (Baquol, L'Alsace ancienne et moderne p. 292; vergl. Stöber, Oberrheinisches Sagenbuch p. 564; Steger, Das Elsaß p. 69). Götzinger hat bei Franzosen und Elsäßern vergebens der Sage nachgeforscht (Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 361). Andere wollen den Gang nach dem Eisenhammer nach Schönau im pfälzischen Wasgau verlegen, und Saverne sollte dann Bergzabern sein (Becker, Die Pfalz p. 578; Rheinwald, L'abbaye et la ville de Wissembourg, Wiss. 1863, p. 161). — Das französische Saverne ist nicht direct aus dem lateinischen Tabernæ, sondern erst aus dem deutschen Zabern Zavernia entstanden (s. die Formen des Namens in Anm. 14). Die Stadt gehörte im 10. Jahrhundert dem Bistum Metz, seit dem 13. den Bischöfen von Straßburg, welche von der Reformation an daselbst ihren Sitz hatten (s. Als. ill. II, 136; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 296 ff; Schweighæuser, Bas-Rhin 116). Grafen von Zabern hat es nie gegeben; dagegen blühte im 13. Jahrhundert ein ritterbürtiges Geschlecht dieses Namens: unter den Ratsherrn von Straßburg werden im J. 1228 Rudolfus et Sigmundus de Zavernia genannt

(Als. ill. II, 679). — Die Altstadt hatte nach der Tradition dereinst so viele Türme als Wochen im Jahr, dazwischen soviele Zinnen als Wochentage (Seb. Münster, Cosmographey, Basel 1553, p. 560). Diese Mauern finden sich noch bei Merian abgebildet (Topographia Alsatiæ, Franckfurt 1644, zu p. 47); sie wurden von den Franzosen im J. 1677 eingerissen (j. Jämmerliche Zerstörung der uhralten bischofflichen straßburgischen Residentz-Statt Zabern, 1677, 4.).

[101] Das Märchen vom Gang nach dem Eisenhammer. Leider ist mir Schmidts Taschenbuch der Romanzen, wo nach Viehoff (Schillers Gedichte erläutert, Stuttg. 1859, III, 122) die Sage in ihren verschiedenen Gestaltungen verfolgt sein soll, nicht zugänglich. Ich stelle zusammen, was mir eben zur Hand ist. Schon in Indien gehen zwei verschiedene Gestaltungen des weitverbreiteten Stoffes neben einander her. In der Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir, dessen Quelle, der Brihatkatha des Gunadhya, spätestens ins 6. Jahrh. nach Christus fällt, lautet die Erzählung folgendermaßen: Die Königin von Srikantha beredete ihren Gemahl, zum Zweck eines Zaubers den an ihrem Hofe lebenden Brahmanen Phalabhuti zu opfern. Sie weihten den Koch ins Geheimnis ein und befahlen ihm, den zu tödten und aus seinem Fleische ein süßes Gericht zu bereiten, der zu ihm komme und sage: Der König wird heute mit der Königin zusammenspeisen, darum bereite eilig das Essen! Am andern Morgen gab der König dem Brahmanen diesen Auftrag. Aber unterwegs begegnete dem Phalabhuti des Königs eigener Sohn und bat ihn, rasch beim Goldschmid Ohrringe für ihn zu bestellen, er wolle statt seiner den Auftrag an den Koch ausrichten. Der Koch, dem Befehle des Königs gehorsam, tödtete den Knaben und setzte sein Fleisch den Eltern vor. Als der Brahmane am andern Tag mit den Ohrringen kam und erzählte, was geschehen war, da setzte ihn der verzweifelnde König auf den Thron und bestieg mit seiner Frau den Scheiterhaufen (Katha Sarit Sagara, Sanskrit und Deutsch von Brockhaus, 1—5. Buch, Leipzig 1839, p. 107).

Im Dschaimini-Bharata (wohl spätestens aus dem 13. Jahrh.) verflichtet sich dieses Märchen mit dem verwandten Märchen von den vertauschten Briefen, das sich in Deutschland an die Jugendgeschichte Kaiser Heinrichs III geheftet hat. Der Minister des Kun-

talafürſten gewahrte an einem Knaben die Königszeichen (Male in der Haut, welche künftige Königswürde verkünden) und gab einigen Tſchandalas den Befehl, ihn im Walde zu tödten. Doch der göttliche Kriſchna, welchen der Knabe anrief, erweichte ihr Herz, daß ſie ihn leben ließen. Der von dem Miniſter eingeſetzte Kuntalafürſt fand und erzog ihn und gab ihm den Namen Tſchandrahaſa (mondlächelnd oder lieblichlächelnd). Alter bei einem Beſuch erkannte ihn der Miniſter und ſandte ihn an ſeinen Sohn mit einem angeblich politiſchen Brief, in welchem er befahl, dem Ueberbringer Gift (vishaṁ) zu geben. Als der Jüngling in die Nähe der Kuntalaſtadt kam, badete er ſich in einem Teich und entſchlief unter einem Mangobaum. Mittlerweile lief eine Schaar junger Mädchen blumenſuchend herbei und badete ſcherzend im Teiche. Darunter war Viſchaya, die Tochter des Miniſters. Sie gewahrte den ſchlafenden Jüngling, blieb hinter den heimkehrenden Geſpielen zurück und las ſeinen Brief. Schnell entſchloſſen änderte ſie das Wort vishaṁ (Gift) in ihren Namen Vishayâ um, und ihr Bruder, dem der Jüngling abends den Brief überbrachte, ließ ſofort die Vermählung vollziehen. Wütend über den vereitelten Anſchlag befahl darauf der Miniſter denſelben Tſchandalas, ſich bei einem Tempel vor der Stadt verſteckt zu halten und jeden niederzumachen, der des Abends dahin kommen werde. Den Tſchandrahaſa aber bat er, nach Familienbrauch in jenem Tempel ein Blumenopfer darzubringen. Unterdeſſen hatte der König des Landes, der ſein Lebensende nahe fühlte, Tſchandrahaſa zu ſeinem Nachfolger auserſehen und ſandte den Sohn des Miniſters ab, ihn herbeizuholen. Dieſer begegnete ihm auf dem Weg zum Tempel, nahm ihm die Blumen ab und ſchickte ihn auf ſeinem eigenen Roſſe zum König. Er ſelber ging zum Tempel, um ſtatt ſeiner das Opfer darzubringen, und wurde ſofort von den Tſchandalas erſchlagen. Als der Miniſter erfuhr, der Todtgeglaubte ſei König geworden, lief er voll Verzweiflung zum Tempel und zerſchmetterte ſich das Haupt über der Leiche ſeines Sohnes. Durch ein — echt indiſches — Selbſtopfer rührte aber Tſchandrahaſa die Göttin des Tempels, daß ſie die beiden wieder ins Leben rief und ihn ſelber heilte (Weber im Monatsbericht der k. preuß. Akademie zu Berlin, Januar 1869, p. 10 ff).

Beide Märchenſtoffe (vom Gang nach dem Eiſenhammer und

von Heinrich III) finden sich auch in einer arabischen Erzählung vereinigt: Der Kaufmann Mohallek trachtet seinem von einer Sklavin geborenen Sohn aus Furcht vor der Eifersucht seiner Frau widerholt nach dem Leben. Derselbe wird aber schließlich doch mit der Tochter des Kaufmanns, seiner Halbschwester, welche wie Wischaya einen Brief umändert, verheiratet. Nun befiehlt der Alte seinem Diener, denjenigen, der nachts an einen bestimmten Ort im Hause komme, zu erdolchen und sendet seinen Sohn dahin. Dieser wird jedoch von seiner jungen Frau zurückgehalten, und Mohallek, der nach der Ausführung seines Befehles sehen will, wird selber in der Dunkelheit niedergestoßen (Galland, Nouvelle suite de mille et une nuits, contes arabes, Paris 1798, II, 172). Ganz ähnlich lauten ein albanesisches und ein finnisches Märchen, wohl durch Handelsreisen vermittelt (Monatsbericht der Akademie zu Berlin 1869, p. 382 ff). Die albanesische Fassung ist folgende: Ein Kaufmann, dem geweissagt wird, der jüngste Sohn eines gewissen armen Mannes werde einst sein Vermögen vergeuden, trachtet demselben nach dem Leben; der Junge bekommt aber durch vertauschte Briefe des Kaufmanns einzige Tochter zur Frau. Da schreibt der Alte seinem Weinberghüter, er solle den erschießen, welcher um eine bestimmte Zeit in den Weinberg komme. Sein Schwiegersohn aber, den er hinausschickt, Trauben zu holen, kommt vor der benannten Stunde, und so wird der Kaufmann selbst, welcher nachsehen will, ob sein Befehl vollzogen sei, beim Eintritt in den Weinberg von seinem Wächter erschossen (Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, N. 20). Auch an die Person Mohammeds hat sich im Munde der Mekkaner das Märchen angeschlossen: Der Todfeind des Islam, Abu Lahab, Mohammeds Oheim, stellte an einem Brunnen eine Viertelstunde vor der Stadt einen Sklaven auf mit dem Befehl, den ersten, der in der Nacht hinauskomme, kopfüber in den Brunnen zu werfen, und beredete seinen Neffen hinauszugehen. Aber von der Ungeduld, den Propheten beseitigt zu wissen, verblendet, kam er selber früher hinaus und wurde statt seiner von dem Sklaven in den Brunnen gestoßen. Noch heute bezeichnet ein Steinhaufen, den die Pilger unter Verwünschungen Abu Lahabs vermehren, die Stelle des Mordanschlags (Burton, Personal narrative of a pilgrimage to

El-Medinah and Meccah, London 1856, III, 339 f.). Nach der hiſtoriſchen Tradition ſtarb Abu Lahab bald nach dem Treffen bei Bedr an einer blatternartigen Seuche, welche man für ſo anſteckend hielt, daß ihn ſeine eigenen Söhne verließen und ſelbſt ſeine Leiche drei Tage unbeerdigt blieb, bis man ſie mit langen Stangen in eine Grube ſtieß und mit Steinen bedeckte (Weil, Mohammed der Prophet, Stuttgart 1843, p. 114 f.).

Dieſe Märchengruppe zeichnet ſich durch Vereinfachung der Motive vor den indiſchen Verſionen aus, indem der Schuldige in eigener Perſon und nicht mittelbar durch den Tod eines ihm nahe ſtehenden Unſchuldigen von dem gegen einen Andern heraufbeſchworenen Schickſal getroffen wird. Einen weiteren Fortſchritt zeigt die vom Märchen der vertauſchten Briefe getrennt ſich entfaltende Gruppe, in welcher nicht der Abſender, ſondern ein dritter, ein hinterliſtiger Feind und Verleumder, der Schuldige iſt. Vortrefflich und eigentümlich ausgeführt iſt dieſe Wendung in einem arabiſchen Märchen aus der Geſchichte der ſieben Veziere in der bengaliſchen Verſion von Tauſend und eine Nacht: Ein Sultan, welcher ſich mit Vorliebe ausgeſetzter Kinder annahm, fand einſt einen ſchönen Knaben, erzog ihn unter dem Namen Ahmed Yettim und machte ihn zu ſeinem Schatzmeiſter. Eines Tages ſandte ihn der Sultan in das Zimmer ſeiner Nebenfrau Hyat-al-Nuffus, um dort eine Medicin zu holen; bei ſeinem unerwarteten Eintritt überraſchte ſie der Jüngling in den Armen eines Sklaven, ſchwieg aber gegen ſie und den Sultan. Doch die Frau, um dem gefürchteten Verrat zuvorzukommen, zerriß ihre Kleider und ſchrie, Ahmed habe ihr Gewalt antun wollen. Da gab der Sultan einem Sklaven den Befehl, in einem beſtimmten Hauſe zu warten; wenn Einer komme und ſage: „So ſprach der Sultan, tue was dir befohlen wurde!“ ſo ſolle er ihm das Haupt abſchlagen und es in einen Korb ſtecken; dieſen Korb habe er einem zweiten Boten auszuliefern, welcher komme und frage, ob er ſein Geſchäft getan habe. Darnach erhielt Ahmed jenen verhängnißvollen Befehl. Unterwegs begegnete ihm der Sklave, den er bei der Geliebten des Sultans geſehen. Auch dieſer ſann auf ſein Verderben, und um ihn zum Ungehorſam gegen den Herrn zu verleiten, bot er ihm an, er wolle ſtatt ſeiner den Auftrag ausrichten. Da er nicht widerkam,

gieng Ahmed ſelber nach dem bezeichneten Ort, erhielt den Kopf mit dem Kopf und brachte ihn dem Sultan. Dieſer erfuhr nunmehr den wahren Sachverhalt und ließ die Buhlerin hinrichten (Jonathan Scott, Tales, anecdotes and letters translated from the arabic and the persan, Shrewsbury 1800, p. 53).

Den Uebergang zu den abendländiſchen Formen des Märchens kennzeichnet eine Erzählung der aus perſiſch-arabiſchen Quellen ſtammenden türkiſchen Märchenſammlung von den vierzig Vezieren (1. Hälfte des 15. Jahrh.): Einem König wird von einem neidiſchen Menſchen hinterbracht, einer ſeiner Hausfreunde habe ihm nachgeſagt, er ſei ausſätzig; der König möge ſelber beobachten, es werde jener ſich ſcheuen, ihm nahe zu kommen. Der Verleumder lädt ſodann den Verleumdeten zu Tiſche und ſetzt ihm Knoblauch vor. Als der König den Angeſchuldigten gleich darauf zu ſich ruft, drückt dieſer den Rockärmel vor den Mund, um den Knoblauchgeruch abzuhalten. Der König glaubt die Anklage erwieſen und übergibt ihm ein Schreiben an einen ſeiner Fürſten. Der Neidiſche, welcher (ſeltſamerweiſe) meint, es ſeien Geſchenke in Empfang zu nehmen, ſchwatzt ihm den Brief ab und beſtellt ihn ſelber. In dem Briefe aber ſteht: Nehmt dieſen Menſchen, zieht ihm lebendig die Haut ab, ſtopft ſie mit Heu aus und ſtellt ſie an einen Ort, wo der König vorüber zu reiten pflegt! Der Befehl wird ſofort an dem Verleumder vollzogen. (Ueberſ. von Behrnauer, Leipz. 1851, p. 250).

Damit vergleiche man das altfranzöſiſche Fabliau vom König, der den Sohn ſeines Seneſchal verbrennen laſſen wollte (Du roi qui volt fere ardoir le filz de son seneschal). Hier iſt es ein König von Aegypten, welcher den Sohn ſeines verſtorbenen Seneſchal mit ſeinem eigenen Sohne erziehen läßt. Der neidiſche Hofmeiſter redet dem Knaben ein, ſein Atem ſei unrein, er ſolle daher, wenn der König ihn umarmen wolle, den Kopf wegdrehen. Dem König aber lügt er vor, der Knabe ſage ihm nach, daß ſein Atem übel rieche. Sogleich läßt der erzürnte König fünf edle Fräulein herbeiholen, damit ſie ſeinen Atem prüfen, und als ſie ihn lauter finden, befiehlt er ſeinem Förſter, im Wald ein großes Feuer anzumachen und den erſten, den er zu ihm ſchicke, hineinzuwerfen. Der Jüngling wird abgeſandt, hört aber unterwegs bei einem Einſiedler Meſſe. Da läßt eine weiße Taube auf den Altar einen

Brief fallen, worin dem Einsiedler befohlen wird, den Knaben bis Mittag zurückzubehalten.' Mittlerweile schickt der König den Hofmeister ab, um sich zu erkundigen, ob der Befehl vollzogen sei. „Nein, aber es soll gleich geschehen," erwidert der Förster und wirft ihn in das Feuer. Darauf erfährt der König von dem Einsiedler die Botschaft Mariä; der gerettete Knabe zieht sich selber in eine Klause zurück, und der König sammt seinem Sohne folgt seinem Beispiel (Méon, Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes inédits des Poètes français, Paris 1823, II, 331. Das Fabliau wurde widerholt, nur mit Umänderung des Königs in einen reichen Mann', im Renart contrefait, Poètes de Champagne antérieurs au siècle de François I, Reims 1851, p. 98 ff). Hier ist das orientalische Märchen in geistliche Hände geraten und nicht zu seinem Vorteil den Marienlegenden angepaßt worden.

Entscheidend für die Beliebtheit und Verbreitung des Märchens war das neu eingeführte Motiv, daß der Todgeweihte durch das Anhören einer Messe gerettet wird. Seit ihrem Auftreten in Europa, im Anfang des 13. Jahrhunderts, diente fortan die Geschichte als Predigtmärlein, als lehrreiches Exempel für die Früchte und den Segen der Messe. Geistliche und Laien wetteiferten in der Behandlung des erbaulichen Stoffes, voran ein königlicher Sänger, der während des Interregnums kurze Zeit auch in Deutschland eine Schattenkrone trug, Alfons der Weise von Castilien († 1284). In seinem Liede (Cantiga) ist der Ort der Handlung Tolosa; statt des Königs sendet ein Graf seinen verleumdeten Diener zum Feuerofen; die Verleumdung selbst wird nicht näher bezeichnet; der Diener wird gerettet, weil er bei einem Einsiedel eine Messe zu Ehren Mariä hört; daher flicht sich durch das ganze Lied der Refrain:

Non pode prender nunca morte vergonnosa
Aquele que guarda a virgen groriosa.

(nach einer Madrider Handschrift von Ad. Helfferich abgedruckt in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Literatur, Berlin 1859, I, 429). Die Erzählung des Fabliau, nur kürzer und ohne die Wundergeschichte, kehrt wider in der in England im 13. Jahrh. abgefaßten Recension der Gesta Romanorum. Der Herr heißt hier Kaiser Martius; der Verleumdete ist sein Bruderssohn Fulgen-

tius, der Verleumder des Kaisers Oheim und Reichsverweser; die Intrigue bezweckt auch hier, den Herrn durch den Vorwurf übelriechenden Atems zu reizen; Fulgentius schläft in der Kirche ein; unterdessen wird der Verleumder in seiner eigenen Ziegelei verbrannt (Ausg. von Gräffe, Dresden und Leipzig 1842, II. p. 243, c. 98; Ausg. von Swan, London 1824, I. CIV). Mit ganz geringen Abweichungen gieng diese Fassung in die italiänische Novellensammlung Cento Novelle Antiche über (um 1300, Novella 68, übersetzt in Kellers Italiänischem Novellenschatz, Leipzig 1851, I. 17), ferner in des englischen Dominikaners Johann von Bromyard Summa praedicantium (I. 6, 26, s. Gödeke in Benfeys Orient und Occident, Göttingen 1864, III. 190; 2. Hälfte des 14. Jahrh.), endlich in den Patrañuelo des Buchhändlers Timoneda von Valencia (Alcala 1576, N. XVII): Der König von Thracien verirrt auf der Jagd und bringt die Nacht im Hause eines Ehepaars zu, dessen fünfzehnjähriger Sohn Julian ihn so gut bedient, daß er ihn mit an seinen Hof nimmt. Der Mundschenk Eftacio gibt dem Neuling den Rat, er solle, wenn er den Herrn bediene, seinen Mund wegwenden, da sein Atem übel rieche u. s. w. Während Julian in der Kirche verweilt, läuft Eftacio aus Neugierde zu den Kohlenbrennern und stellt die verhängnißvolle Frage: buenos hombres? habeis hecho lo que el rey os ha mandado? worauf er sofort einen Schlag über den Kopf erhält und in die Kohlengrube geworfen wird (Ariban, Bibliotecа de Autores Españoles, Madrid 1846, III, 158).

Die den letztern Erzählungen eigentümliche Verleumdung findet sich auch in der Geschichte vom Schneider und vom Barbier, welche sonst mit dem Gang nach dem Eisenhammer nichts gemein hat: Der Barbier wird vom Schneider beschuldigt, er beschwere sich über des Kaisers Atem; sofort befiehlt der Kaiser, ihn in einem Sack ins Meer zu werfen. Er besticht aber die Schiffer und entkommt (Dialogus creaturarum optime moralizatus, Paris 1510, Dial. CXX).

Daß der Herr für einen treuen Diener nur deßhalb, weil dieser angeblich seinen Atem unangenehm findet, einen grausamen Tod ersinnt, dieses ebenso despotische als kleinlich grillenhafte Motiv, ist ein echtes Erbstück aus dem Orient. Von allgemein menschlicher Bedeutung dagegen ist das Motiv der Eifersucht, das in der über-

wiegenden Mehrzahl der Versionen dem Mordanschlag des Herren zu Grund liegt. Die Reihe dieser Erzählungen beginnt gleichzeitig mit den vorigen und läuft in manichfaltigen Windungen neben ihnen her.

Am reichsten entwickelt sich die Motivierung in jener Gruppe, welche das ganze Schicksal ihres Helden aus der treuen Befolgung väterlicher Lehren entspringen läßt. Die älteste dieser Erzählungen finde ich in der Sammlung von Predigtbeispielen des vielgelesenen Martinus Polonus aus dem Anfang des 13. Jahrh.: Ein Edelmann, welcher im Königsdienst ergraut war, gab auf dem Sterbebette seinem Sohne Wilhelm drei Lehren: 1) Meide den Umgang eines neidischen verleumderischen Menschen! 2) Richte deinen Gesichtsausdruck nach dem deiner Herrschaft: trauert sie, so trauere Du mit ihr! 3) Versäume nie die Messe! Der Jüngling trat darauf selbst in des Königs Dienst, und der väterlichen Ermahnungen eingedenk vermied er geflissentlich den Umgang eines gewissen Höflings, welcher den Leuten nur Uebles nachzureden wuste. Aber dieser, dadurch erbittert, raunte dem König zu, Wilhelm liebe die Königin, er möge nur die Probe machen und seine Gemahlin durch heftige Reden zum Weinen bringen; gleich werde der verliebte Diener mit ihr weinen. So geschah es wirklich, und der Verleumder riet dem zürnenden König, den Knaben im Kalkofen verbrennen zu lassen. Auf dem Wege dahin hörte Wilhelm im Walde eine Glocke und gieng zur Messe. Der Verleumder aber ließ sich aus Neugierde vom König hinausschicken, und als Wilhelm später zu den Kalkbrennern kam, wurde ihm die Antwort: „Sagt dem Herrn König, daß wir seinen Befehl vollstreckt haben!" (Martini Poloni Sermones de tempore et de Sanctis, Argentine 1484, fol; Promptuarium exemplorum c. 18).

Hiemit stimmt wörtlich das mittelhochdeutsche Gedicht Der Bôle trôst aus dem 15. Jahrh. (s. die Stelle in Wackernagels Altdeutschem Lesebuch, Basel 1839, Spalte 986). Schon früher findet sich die Geschichte in deutscher Sprache, beim Teichner (um 1370), doch allzu dürftig und lückenhaft erzählt (Laßbergs Liedersaal, St. Gallen 1846, III, 318, v. 65 ff; Pfeiffer in Hagens Germania IX, 207 ff). Etwas ausführlicher als bei Martinus erscheint das Predigtbeispiel im Pomerium de tempore des ungarischen Franciskaners Pelbart gegen Ende des 15. Jahrhunderts.

Hier stellt der König eine doppelte Probe an: am ersten Tag schenkt er seiner Frau einen Ring, und der Diener stimmt in ihr freudiges Lachen ein; am folgenden Tag gibt er ihr einen Backenstreich, und der Diener weint mit der Weinenden (Ausgabe von 1502, Augustæ Vindelicorum, Dominica secunda post Penthecostem). Ihm folgte im 17. Jahrhundert Peter Lauremberg in seiner Acerra philologica, nur daß von ihm die katholische Messe in eine protestantische Predigt umgewandelt wurde (s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 356). — Das Speculum exemplorum, gleichfalls eine Sammlung von Predigtbeispielen aus dem 15. Jahrhundert, weicht in einer der väterlichen Lehren ab: statt den Umgang mit Verleumdern zu verbieten, befiehlt der Sterbende dem Jüngling an, sein Leben in Keuschheit der heiligen Jungfrau zu weihen. Er verfeindet sich in Folge dessen mit einigen Höflingen, welche den Zofen der Königin nachstellen, und von einem derselben geht die Verleumdung aus. Zu den Ziegelbrennern abgesandt geht er in die Kirche und schläft ein. Der Verleumder läßt sich nachschicken und jammert unter den Händen der Knechte vergebens, er sei es nicht, der verbrannt werden solle. In längerer Auseinandersetzung erzählt darauf der Gerettete dem König von den Lehren seines Vaters (Argentinæ 1487, Distinctio IX, c. 133).

Die hier abweichende dritte Lehre ist in dem ansprechend erzählten deutschen Predigtmärlein der Straßburger Handschrift aus dem 15. Jahrhundert ganz weggefallen; der König gibt seiner Frau bei der Probe einen beckeling, Backenstreich (Pfeiffer, Germania III, 437). Der Verleumder ist rothaarig, und vielleicht lautete in dieser Fassung ursprünglich die ausgefallene Lehre: Hüte dich vor einem Roten! wie in der altnordischen Sage von Hakon Hareſſon, genannt Vigfús. Dieser, nachdem er seine Lehrjahre in den Silber-, Gold- und Steinschmiden des Dänenkönigs Swein Ulfsson (1047—76) durchgemacht hatte, wurde von dem letztern nach England geschickt, um dort seine Kunst zu zeigen, und erhielt neben andern guten Lehren auch die mit, keinem Roten zu trauen und keine Messe vor dem Ende zu verlassen. In England geriet Wigfus mit einem dortigen Meister in Wettstreit, welcher, um ihn zu verderben, dem König von England einredete, der Däne arbeite

mit bösen Künsten. Sofort befahl der fromme Fürst, daß Wigfus am andern Morgen in den Wald zu den dort arbeitenden Knechten geschickt und von ihnen in einen brennenden Holzstoß geworfen werden solle. Unterwegs aber stieg der junge Däne, dem Rate seines Herren folgend, bei einer Kapelle ab und hörte die Messe. Der rote Engländer ritt ihm nach, kam vor ihm zu den Knechten und wurde statt seiner verbrannt; der König aber schenkte von da an dem wunderbar Geretteten sein volles Vertrauen (Fornmanna-Sögur 11, 430 ff; Weinhold, Altnordisches Leben, Berlin 1856, p. 94 f).

In andern Behandlungen des Märchenstoffs wird von den drei väterlichen Lehren nur die eine und wichtigste, keine Messe zu versäumen, erwähnt, so in der Legende von der heiligen Elisabeth von Portugal, welche bereits der Schillerschen Darstellung sehr nahe kommt. Elisabeth wurde geboren im Jahr 1271, ihre Eltern waren Peter III von Arragon und Constanze, die Tochter Manfreds von Apulien; ihren Namen erhielt sie zu Ehren ihrer Großtante, der heiligen Landgräfin von Türingen; man vermählte sie in ihrem zwölften Jahre mit Diniz (Dionysius), König von Portugal (1279—1325); nach einem Leben voll werktätiger Barmherzigkeit starb sie 1336 im St. Clarenkloster zu Coimbra, das sie gestiftet hatte, und wurde 1625 von Pabst Urban VIII canonisiert. Die Acta Sanctorum der Bollandisten handeln von ihr unter dem 4. Juli (De Sancta Elisabetha Lusitaniae Regina vidua, Juli II, 169). In ihrer ältesten, portugiesisch geschriebenen Lebensgeschichte aus dem 14. Jahrhundert (in lateinischer Uebersetzung ebenda 173 ff) steht noch nichts vom Gang nach dem Eisenhammer, ebenso wenig in der spätern sehr ausführlichen des Jesuiten Peter Perpignan (Petri Perpiniani S. J. de Vita et Moribus B. Elisabetae Lusitaniae reginae historia, Coloniae Agrippinae 1609) und in den Canonisationsakten (Acta Sanctor. a. a. O. 201), obgleich zur Zeit der letztern Schriftstücke das beliebte orientalische Märchen bereits dazu dienen muste, die Tugend der christlichen Königin zu verherrlichen. Dieß beweisen der Dominikaner Ludwig von Granada und der Jesuit Antonio Vasconcello. Elisabeth, so erzählt der letztere, pflegte in ihrer Fürsorge für die Armen besonders einen ihrer jungen Edelknaben mit geheimen mildtätigen Aufträgen zu betrauen. Aus Neid über diese Bevorzugung wurde er

beim König eines heimlichen Umgangs mit ihr bezichtigt und von diesem in mörderischer Absicht zu den Kalköfen vor der Stadt gesandt. Vasconcello läßt es dahingestellt, ob das Ereigniß in Lissabon oder Coimbra Statt fand. Der Jüngling, dem sein Vater eingeschärft, keine Messe zu versäumen, geht in die Kirche; mittlerweile sendet der König den Verleumder hinaus, der sofort von den Kalkbrennern mit Gabel und Dreizack angefallen und trotz seines Sträubens in den Ofen geworfen wird. So reinigten die Flammen den gefährdeten Ruf der heiligen Königin (Antonio Vasconcellius, Anacephalæoses, Antverpiae 1621, 4°., c. 8, 15, p. 99). Ganz ähnlich ist die Erzählung des etwas ältern Ludovicus Granatensis (De fidei et religionis christianae praestantia, l. II. c. 27 in den Opera, Coloniae Agrip. 1628, I. p. 286), nur daß hier der Edelknabe gleich in mehrere Kirchen geht. Ludwig († 1588) hat die Geschichte in einer — mir unbekannten — Lebensgeschichte der Heiligen gefunden und will sie nicht als eine Wunderlegende, sondern als eine merkwürdige historische Tatsache betrachtet wissen. Baillet, der die Erzählung etwas ausführlicher widergibt (er läßt, wie Schiller, den König selbst zu den Kalkbrennern hinausreiten), fügt hinzu, daß Diniz, der zuvor ein ausschweifendes Leben geführt von da an seinen Maitressen entsagt habe (Les vies des Saints, Paris 1715, II. Juillet, Sp. 115 ff). Fernando Correa de Lacarda, Bischof von Oporto, bezeichnet das Kloster Francisco da Ponte als den Ort, wo der Page zwei Messen hörte (aus seinem Leben der Heiligen, 1737, mitgeteilt von Liebrecht in Hagens Germania VII, 422). Der Stoff wurde dichterisch behandelt von dem Italiäner Gian Antonio Bianchi († 1755) in seinem Drama Il don Alfonso (Morgenblatt 1839, N. 117), von Mira de Mescua in dem Drama »Lo que puede el oir misa« (Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, p. 542), als Ballade von Ignacio Pizarro de Moraes Sarmento, Romanceiro Portuguez, Lissabon 1841 N. 1 (Hagens Germania VII, 422).

In merkwürdiger Uebereinstimmung mit der portugiesischen Legende (nur daß von einer väterlichen Lehre keine Rede ist) befindet sich die Bamberger Sage von der heiligen Kaiserin Kunigunde. Auch sie wurde von einem gottlosen Kämmerling des Ehebruchs mit einem ihrer Edelknaben beschuldigt, und der Kaiser Heinrich II

ſandte dieſen zu einem Kalkofen jenſeits des Mains. Aber unterwegs hörte der Todgeweihte in der Gertraudenkapelle die Meſſe, und der Kämmerling, welcher hinausgieng, um nachzufragen, wurde ſtatt ſeiner in den Ofen geworfen (Schöppner, Sagenbuch der bayeriſchen Lande, München 1852, I, 204. Die Lebensbeſchreibungen von Heinrich und Kunigunde wiſſen nichts hievon).

Die Lehre, vor keiner Kirche, wo zur Meſſe geläutet wird, vorüberzugehen, findet ſich als Grundlage für eine kommende Erzählung ſchon im Ruodlieb (v. 512 ff in Grimm und Schmeller, Lateiniſche Gedichte, p. 156); aber leider iſt das Abenteuer, das dieſe Lehre illuſtrieren ſollte, verloren.

Noch bleiben einige in Hauptzügen der Erzählung von den bisherigen abweichende Geſtaltungen des Märchens zu erwähnen. Im Rosarium sermonum, einer Predigtſammlung des Mailänder Minoriten Bernardinus de Buſtis (um 1480), iſt die Lehre des Vaters, keine Meſſe zu verſäumen, erhalten; der Jüngling wird jedoch nicht eines geheimen Umgangs mit ſeiner Gebieterin, ſondern verräteriſcher Anſchläge auf das Leben ſeines Herren bezichtigt. (Hagenaw 1508, fol. CXXVII^b, Sermo XII: de fructificatione et utilitate audientium missam).

Noch weiter ab liegt die legendenhafte Darſtellung des Polychreſt Meletaon (Johann Leonhard Roſt † 1727) in der Wohleingerichteten, neuerfundenen Tugendſchule: Theodoſius, ein Grieche zu Conſtantinopel, ermahnt ſeine beiden Söhne Theophilus und Criſpinus, nie vor einer offenen Kirchtüre vorüberzugehen. Bald darauf wird Conſtantinopel von den Türken erobert; der Vater fällt, und die Söhne werden Sklaven des Türken Schemet, der ihnen die Wahl läßt zwiſchen dem Uebertritt zum Islam oder dem Tod. Der eine Bruder, Criſpin, wird wankend; aber Theophilus bleibt ſtandhaft und macht ihm Vorwürfe in Schemets Gegenwart. Da ruft dieſer im Zorn: Du wirſt bald erfahren, wie gut es Deinem Bruder und wie ſchlimm es Dir geben ſoll! — Theophilus wird hierauf zu den Ziegelbrennern geſchickt, tritt aber unterwegs in die offene Michelskirche und bleibt bis zum Segen; mittlerweile wird der nachgeſandte Criſpin ins Feuer geworfen. Da bekehrt ſich Schemet zum Chriſtentum, flieht mit Theophilus nach Venedig und macht ihn zu ſeinem Erben (Teil I, Novelle 3: Der

gesegnete Kirchgang des beständigen Christen, s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert I, 354). Nach Menzel (Deutsche Dichtung, Stuttgart 1858, I, 306) wurde diese Legende schon 1668 zu Straßburg in einem Schauspiel „die bestrafte Verleumdung" in schlechten Alexandrinern behandelt.

Wie diese Bekehrungsgeschichte weist schon die eigentümlich umgeformte Novelle des Giraldi Cinthio (2. Hälfte des 16. Jahrh.) auf eine neugriechische Quelle hin. Von einer väterlichen Lehre ist nicht die Rede. Lamprino, ein junger Christ aus Corfu, wird von Räubern gefangen und an den Sultan Selim in Constantinopel verkauft; in dessen Favoritin Tamulia, zu deren Kämmerer er bestellt wird, erkennt er seine Schwester, was aber beide geheim halten. Der Kämmerer Zelim beschuldigt ihn unerlaubten Umgangs mit ihr, und der Sultan schickt ihn nach dem Löwenzwinger, damit er dort den wilden Tieren vorgeworfen werde. Auf dem Wege dahin befällt ihn eine Todesahnung, und er betet lange im Walde. Der Verleumder, den die Neugierde, ihn zerreißen zu sehen, früher zum Zwinger führt, wird von den Wärtern entkleidet und den Löwen vorgeworfen. Als Lamprino dieß erfährt, entflieht er und schreibt an den Sultan, daß Tamulia seine Schwester sei. Später nach Selims Tode holt er sie nach Corfu, wo sie in ein Kloster tritt (Hecatommithi ovvero cento novelle, Montreal 1565, Decade 8, Novelle 6; übersetzt in Bülows Novellenbuch, Leipzig 1834, III, 242).

Der Schillerschen Ballade steht am nächsten eine Episode der Novelle La fille garçon von dem berüchtigten Restif de la Bretonne († 1806). Die Localisierung des Vorgangs in der Gegend von Vannes und Quimper läßt auf eine bretonische Quelle schließen. Außer dem Ort und den Namen der beiden Diener (Champagne und Pinson oder Biero) stimmt die Erzählung Schritt für Schritt bis in die unbedeutendsten Nebenzüge mit Schillers Dichtung überein: Der schöne gottesfürchtige Diener sucht alle Wünsche seiner Herrin, der Gräfin, zu erraten; sein Lob ärgert einen Kameraden, der ihn beim Herrn verlästert, er liebe die Gräfin, doch ohne ihr Wissen; der Graf geht selbst nach einem seiner Eisenhämmer und befiehlt einem Knechte, denjenigen in den Ofen zu werfen, welcher komme und frage: Hast du getan, was der Herr geboten? Dieses Auftrags freut sich der Knecht und wählt sich aus seinen Gesellen einen

Helfer, ebenſo grauſam wie er. Der Verleumder ruft den treuen Diener zum Grafen, und dieſer entſendet ihn nach den Hochöfen. Aber beim Weggehen fällt dem Argloſen ein, auch die Gräfin zu fragen, ob ſie keinen Auftrag für ihn habe, und ſie wünſcht, daß er für ſie, die nicht wohl ſei, die Meſſe höre. Er iſt noch nicht aus dem Dorf, als geläutet wird. Da in der Kirche wegen der Sommergeſchäfte der Miniſtrant fehlt, übernimmt er deſſen Dienſt, reſpondiert wohl dreiviertel Stunden, reinigt die Sacriſtei und ſtellt Alles wider an ſeinen Ort; unterwegs vollendet er die Gebete für ſeine Frau, ſeinen Herrn und ſich. Beim Eiſenhammer wird ihm der Beſcheid: Es iſt ſo gut, als wäre er ſein Tage nicht geweſen. Der Graf, der ihm den Angeber aus Ungeduld nachgeſchickt hat, ruft, als er ihn zurückkehren ſieht: Wo kommſt du her, Schurke? und er erwidert gelaſſen: Vom Eiſenhammer. Als der Graf den Zuſammenhang durchſchaut, ſpricht er zur Gräfin: Verlaßt Euch auf den, er iſt ein Liebling Gottes! — Götzinger, der die Erzählung im Auszug mitteilt (Deutſche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 358), hält ſie für die unmittelbare Quelle Schillers, und die einzige unbeſtimmte Aeußerung des Dichters, daß ihm der Zufall dieſes Thema zugeführt habe, ſteht damit nicht im Widerſpruch. Die Annahme einer mündlichen Mitteilung jedoch hat ihre erheblichen Schwierigkeiten. Es laſſen ſich nur zwei Fälle denken: entweder widerholte Schillers Gewährsmann einfach, was er bei Reſtif de la Bretonne geleſen hatte, oder er kannte die franzöſiſche Volksſage, nach welcher dieſer ſeine ins Breite gezogene Erzählung verfaßt hatte; beide Fälle, und ganz beſonders der letztere, ſetzen aber eine ſtaunenswerte Genauigkeit der Widergabe (ſowohl vom Erzähler, als von Schiller und im zweiten Fall auch noch von Reſtif) voraus, wie wir ſie im Leben ſonſt kaum zu erfahren pflegen. Wir bleiben dagegen vollkommen im Bereich des Wahrſcheinlichen, wenn wir den elſäßiſchen Hammerſchmid in das Gebiet der Sage verweiſen und annehmen, daß Schiller das Buch von Reſtif de la Bretonne, der ſicher nicht zu ſeinen Autoren gehörte, bei irgend einer Gelegenheit in die Hände bekam und zufällig darin auf die Geſchichte vom Eiſenhammer ſtieß. Dann erklären ſich die Abweichungen in ſeiner Ballade nicht minder leicht. Statt des unſchönen und im Reim unverwendbaren Quimper ſetzte Schiller das

wohlklingende Saverne, unbekümmert, ob es je Grafen dieſes Namens gegeben, und ſtatt der fremdartigen Namen Champagne und Pinſon oder Biero wählte er die — offenbar dem Charakter ihrer Träger angepaßten — Namen Fridolin und Robert. Was er ſonſt an der Erzählung im Einzelnen änderte, geſchah gleichfalls aus äſthetiſchen Rückſichten.

[182] Nulla Galliae Italiae Germaniaeque regio est, quae tot Palatia, tot Villas Regias, Curtesve Fiscales tam brevi intervallo contineat, ac nostra Alsatia (Als. ill. I. 689). Die wichtigſten Pfalzen waren Martenheim und Kilicheim (wohl eine und dieſelbe), Königshofen, Schlettſtadt und Colmar, die kleineren Illzach, Ilenburg, Ruffach, Epfich, Erſtein, Schweighauſen und Selz (ib. 690 ff). Die Kenthöfe ſ. ib. 707 ff.

[183] Dagobert I. König von Auſter und Neuſter (622—38), Dagobert II von Auſter (674—679), Dagobert III. einer der Puppenkönige unter dem Majordomat Pipins von Heriſtal (711 bis 715). — Die älteſte Urkunde von dem monasterium Unizunburg ſtammt aus der Regierungszeit Chlodwigs III (691—95); der erſte bekannte Abt Raifridus erſcheint in Urkunden von 693—724 (Zeuss, Traditiones possessionesque Wizenburgenses, Spirae 1842, p. XIV). Ihuß verlegt die Stiftung des Kloſters zwiſchen 685 und 690 (ib.). Die falſche Urkunde ſteht in der Alsatia diplom. N. 20. Der Dagobert, welcher dem monasterium quod dicitur Wizenburg Baden-Baden verlieh — balneas illas trans Renum in pago Auciacinse sitas quas Antoninus et Adrianus quondam imperatores suo opere aedificaverunt — war Dagobert III, im J. 712 (Tradit. Wizenb. p. XIII und 266). — Der Turm ſ. Schweighæuser, Bas-Rhin 173. — Die Krone ſ. ebenda 71. „König Dagobertus aus Franckreich hat hieher eine ſilberne (andere melden von einem Metall ſo nicht zu erkennen geweſen), und übergüldete Cron mit Leinen-Thürmen von ſchöner künſtlicher Arbeit gezieret, ſo 24 Schuh in der Weite begriffen, verehret, daher dann der Name Cron-Weiſſenburg erwachſen; es iſt noch vor dem dreiſſigjährigen Teutſchen Krieg eine Cron allda in der Kirche, nur von Kupffer, gehangen und vielleicht noch, ſo aber nicht deß beſagten Königs Dagoberti iſt" (Han, Das Seelzagende Elſaß, Nürnberg 1676, p. 327; ebenſo Urſenſon, Elſaß und Breyß-

gau, Straßburg 1679, p. 86). Die Krone ſtammte vom Abt Samuel (1056—98); ſie kam durch ein Diplom Karls V vom Jahr 1539 in das Wappen des Kloſters und in Folge deſſen auch in den Namen der Stadt; doch zogen die Einwohner die Bezeichnung Weißenburg am Rhein vor. Auf dem Reif der Krone ſtanden lateiniſche Verſe über das himmliſche Jeruſalem, deſſen Ringmauern ſie vorſtellen ſollte (Rheinwald, L'abbaye et la ville de Wissembourg, Wiss. 1863, p. 67 f). Die Krone im Kloſter Münſter ſ. das Inventar von 1659 (Curiosités d'Alsace II, 99; ferner Vues pittoresques de d'Alsace, dessinées par Walter, accompagnées d'un texte historique par Grandidier, Strasb. 1785, Munster p. 16); über dieſe und andere Kronen im Elſaß ſ. Pfeffinger, Hohenburg, Straßb. 1812, p. 74 f. — Das Weißenburger Mundat, das die Ueberlieferung gleichfalls dem Dagobert zuſchreibt, ſtammt aus der Zeit Pipins des Kleinen (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 171). — Ueber Otfrieds berühmtes Kloſter vergl. Spach, L'abbaye de Wissembourg im Bulletin, I. Série, I. 2, 149 ff. — Die römiſche Waſſerleitung ſ. Schweighæuser, p. 100. Nach dem Annolied war auch der Aquäduct, von dem ſich in der Eifel noch Spuren finden, dazu beſtimmt, Wein von Trier nach Köln zu leiten:

Triere was ein burg alt:
si cierti Römère gewalt;
dannin man unter dir erdin
den win santi verri
mit steinin rinnin
den herren al ci minnin,
di ci Kolni wârin sellihaft. v. 512.

(ſ. die Stelle aus den Gesta Trevirorum in den Anmerkungen bei Bezzenberger, Mære von Sente Annen, Quedlinburg und Leipzig 1848, p. 113). — Dagobert II als Leibeigener des Straßburger Doms ſ. Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaßes, Colmar 1839, p. 384; ſeine zwei heiligen Töchter Irmina und Adelheid ſ. ebenda 339 ff. — Die Sage von Heinrich II ſ. Stöber, Sagen 463. — „Dirre Dagobertus oder Dagebreht, ſagt Königshofen, wonete vil in dütſchen landen und allermeiſt in Eilſas zu Rufach und uf einre veſten, genant Yſenburg, und buwete zu Kircheim bi Marley eine ſchöne

veſten und burg und nante die Nuwe Troeye" (Chroniken der deutſchen Städte IX, 626). — Reicher als das Elſaß iſt die Pfalz an Dagobertſagen (ſ. A. Becker, Die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858, p. 27. 165. 337 f. 348 ff. 423. 426. 434).

[133] „Daß aber Pipinus nit ſig ein Frantzoß geweſen, vermut ich daruß, daß von Jugent vff ich jngedenck bin, deſſelben Namen in yedermans Red, ouch der Kinder geweſen vnd noch ſin, dann es wart brocht gar noh in ein täglichs Sprichwort, wann etlich zanckenden mit einander redten, daß ſie ſprochen, du magſt das oder das Ding nit tun oder zu wegen bringen, wann du glich werſt als wiß als Künig Pipis. Deßhalb ich nit glouben kan, daß die vnſern ſo dick vnd gemeinſamklich einen Namen eines Frantzoſen, ſunder eines Tütſchen in iren Leſſzen geübt haben." Moſcherosch, Tütſchland Jacob Wimpfflingers von Stettſtatt, Straßb. 1648. 4. (ohne Pagin.)

[134] Saltibus in nostris soliti discurrere reges,
Venatu varias exagitare feras.
Hic fugit ad fontes conjecta cerva sagitta.
Hac spumosus aper flumina nota petit.

Ermoldi Nigelli Elegia I, 99 (Pertz, Mon. II, 518); vergl. Strobel, Geſch. I, 135.

[135] Ausführlich handelt hierüber Dümmler, Geſchichte des oſtfränkiſchen Reichs, Berlin 1862, I, 445 ff.

[137] Et primo quidem (rex) Liudwardum, episcopum Vercellensem, virum sibi percharum et in administrandis publicis utilitatibus unicum consiliarium, obiecto adulterii crimine, eo quod reginae secretis familiarius quam oportebat immisceretur, a suo latere cum dedecore repulit; deinde paucis interpositis diebus conjugem Richardem — sic enim Augusta vocabatur — pro eadem re in concionem vocat, et, mirum dictu, publice protestatur, nunquam se carnali coitu cum ea miscuisse, cum plus quam decennio legitimi matrimonii foedere eius consortio esset sociata. Illa e contra non solum ab eius, sed etiam ab omni virili commixtione se immunem esse profitetur, et de virginitatis integritate gloriatur, idque se approbare Dei omnipotentis iudicio, si marito placeret, aut singulari certamine, aut ignitorum vomerum examine, fiducialiter adfirmat; erat

enim religiosa femina. Facto dissidio in monasterio quod in proprietate sua construxerat, Deo famulatura recessit. Reginonis Chronicon. a. 887 (Pertz, Mon. I, 597. Regino ſtarb 915). Wörtlich in den Annales Metenses a. 887, vom Ende des 10. Jahrh. (Duchesne, Historiæ Francorum Scriptores, Lutetiæ 1661, III, 322).

Die Stelle bei Hermann dem Lahmen († 1054) lautet: Richarda imperatrix, adulterii cum Luitwardo Vercellensi episcopo, qui apud eam et imperatorem familiariter in palatio vigebat, ab imperatore et aliis incusata, divino judicio ab omni se virorum commixtione integram, et eatenus virginem se comprobavit, quamvis jam duodecim annis in conjugio imperatoris apparuerit. Moxque ab eo separata, in Andelahense coenobium virginum a se constructum secessit (Hermanni Contracti Chronicon a. 887 bei Canisius, Thesaurus Monumentorum ecclesiasticorum et historicorum, Antverpiæ 1725, fol., III, 254). Die Erzählung der Kaiſerchronik (um 1137) ſ. Ausgabe von Maßmann, Quedlinburg und Leipzig 1849, II, 415 ff. Der Dichter beruft ſich auf eine ſchriftliche Quelle: daz buoch kundet uns daz. v. 15416. In einem Hymnus auf Richardis imperatrix aus einer Straßburger Handſchrift des 14. Jahrhunderts heißt es:

Flore verecans virginali
sub contractu conjugali
  pudoris fera signaculum,
victrix atas flamma non usta,
mente, carne tu venusta
  monstraris per miraculum.

Tanquam aurum es probata,
nec uxor adulterata,
  psallens igne gratularis;
spreto maritali nexu
perennem sponsum amplexu
  novo cantu comitaris.

Mone, Lateiniſche Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 492. —

Schon Pabſt Leo IX, der bei ſeinem Beſuch im Elſaß im J. 1049 ihre Gebeine erhob, ſoll Hymnen auf ſie gedichtet haben

(Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 238). Mit den obigen Versen stimmt die angeführte Predigtstelle: Lineis pannis cera intinctis, perfusis et inebriatis et ex quatuor angelis igne accensis involuta toto corpore, pannis circa se ardentibus psallens Domino, consumptis pannis et tandem in favillam redactis, apparuit splendida virgo, sicut integra mente, ita et incorrupta corpore et in medio ignis non aestuata nec incendio cute obfuscata nec pilo minuta (Acta Sanctor. Sept. V, 796). Königshofen dagegen läßt wie die heutige Volkssage Richardis mit dem Wachshemd durch ein Feuer schreiten (Chroniken der deutschen Städte VIII, 414). Die alten Straßburger Breviarien, welche 1484 und 1511 gedruckt wurden, folgen sowohl der einen wie der andern Version; an der einen Stelle heißt es von der Kaiserin: quam per ignem transeuntem flamma non nocuit, quae insta odorem ignis non sensit in corpore; an der andern: convocati viri religiosi et imperii fideles — communicato procerum consilio, cereatam camisiam ei ad cutem induerunt et in quatuor partibus ipsam incenderunt. Ipsa vero, quasi ovis mansuetissima immobilis stetit, et ignis divinitus est extinctus, et in nullo eam penitus laedere potuit (Acta Sanctor. Sept. V, 796; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb., Pièces justif. N. 166, T. II, p. CCCX). Der Behauptung der Volkssage, selbst das Wachshemd sei unversehrt geblieben, entspricht, daß das letztere im Kloster Etival als kostbare Reliquie aufbewahrt wurde, la tunique de Sainete Richarde (Ruyr, Recherches des sainctes antiquitéz de la Vosge, Espinal 1634, 4°., p. 242; Acta Sanct. Sept. V, 796; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 234).

Den Berichten der Zeitgenossen näher steht die Erzählung Sebastian Münsters, der nichts vom Vollzug des Gottesurteils sagt, dagegen die Kaiserin nach Hebammen verlangen läßt: „Keyser Carlen der dick oder feißt von dem geschlecht des grossen künig Carles, hett ein eefraw die hieß Richard (Sant Richart bei Königshofen), des künig von Schottland tochter, die hett er im argwon mitt dem Bischoff von Vercell, der sein sunderlich rhatgeb was, vnd nam sie desbalben für vnd schwur auch, das er sie nie berürt het oder etwas onzimlichs von jr begert. Do sprach die from fraw, die sie nie het lassen mercken, das er keins manns wert were: Wolan,

bringen herzu die hebammen vnd andere erliche frauwen, die mein jungfrawſchaft bezeugen. Bey diſem mann wil ich nit mere wonen. Gefalt es euch, ſo wil ich auch auff ſewrigen ſcharfachen ghan, vnd domit bezeugen mein reinikeit. Nach diſem ließ ſie ſich ſcheiden vnd nam jr gut vnd bawet das cloſter zu Andlow, do ſie auch begraben ligt" (Cosmographey, Baſel 1553, p. 555). Münſter folgt hier wörtlich dem Cuſpinian († 1529), der die neuen Details wohl aus der mündlichen Ueberlieferung geſchöpft hat: Habuit autem Richardem Regis Scotiæ filiam - - Casta foemina, quae impotentiam viri tot annis celavit: Bene, inquit, res se habet, mariti jurejurando virgo, afferte obstetrices et mulieres honestas, quae meam integritatem attestentur: nec amplius tali marito cohabitabo. Si vultis insuper, ignitis vomeribus castitatem meam palam cunctis faciam (Johannes Cuspinianus, De Cæsaribus atque Imperatoribus Romanis, Basileæ 1561, fol., p. 262). Aus Sebaſtian Münſter entlehnte ſodann Bernhard Herzog ſeinen Bericht; nur hat er ſcharfach (beſſer scharsahs Scharmeſſer, Pflugſchar) für Scheermeſſer gehalten (Edelſaſſer Cronick, Straßb. 1592, B. 3, p. 18).

Die Stiftung des Kloſters, welche die Legende der Anklage folgen läßt, fällt früher als dieſe ins J. 880; im folgenden Jahr wurde Richardis mit Karl in Rom gekrönt (am Weihnachtsfeſt 881); die Anklage fand ſtatt 887; die dem Kloſter von der Kaiſerin verliehenen Statuten ſind aus dem J. 893; ein Jahr darauf ſtarb ſie, den 18. Sept. 894. In ihrer Kloſterzeit ſoll ſie mehrere lateiniſche Gedichte verfaßt haben, von welchen Ruyr folgende Diſtichen anführt:

Jnveni portum mundi perpessa procella
Et requiem votis mente capesso meis.
Despectis mundi regnis, coelestia curans
Perveni ad tutum divite mente scopum.
(Recherches des sainctes antiquitez, p. 234.)

Ueber St. Richardis ſ. Acta Sanctorum, Bruxellæ 1857, Sept. V, 793 ff: de S. Richarde Imp. Virg. Andlaviæ in Alsatia; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 234 und die erſchöpfende Darſtellung Dümmlers, Geſchichte des oſtfränkiſchen Reichs, Berlin 1865, II, 284 ff.

Die Sage von der h. Kaiſerin Kunigunde erzählt das niederdeutſche Zeitbuch des Eike von Repgow, aus dem erſten Drittel des

13. Jahrhunderts folgendermaßen: Eme (deme koning Hinrîc deme anderen) wart gegeven tô wîve de gôde Konigunde. se beleven beide unbewollen (unbefleckt) wante (bis) an eren ende. De dûvel wolde se doch unêren, dat se de keiser têch van enes hertogen râde, dat su ene verhoget (verachtet, entehrt) hadde. De vrowe de bôt dar vore ere gerichte. Dar tô quam manich biscop. dar worden seven sech (Pflugſcharen) geleget, de de vrowe solde treden. Se hof ûp ere hande tô gode unde sprac: „Herre god, dû wêst mîne scult allêne, ledege mi van dere nôt, alsô dû dedist de gôden Susannen van der unrechten bîtale (Beſchuldigung)." Se trat de scare balthike (mutig) unde wart sêker mit grôten êren. De koning vêl ere dô tô vôte unde de hêrren alle (Ausgabe von Maßmann, Stuttgart 1857, p. 324). Die Legende, wahrſcheinlich wie die auf Seite 289 angeführte in Bamberg entſtanden, taucht ſchon im 12. Jahrh. auf, in der unter Friedrich I. vom Diaconus Adalbert verfaßten Vita Heinrici II, L. I, c. 21 (Pertz, Mon. VI, 805), weiter ausgeſponnen in dem um 1200 hinzugefügten dritten Buch (Pertz VI, 819), welches ein türingiſcher Geiſtlicher in deutſche Verſe umſetzte (Bechſtein, Heinrich und Kunegunde von Ebernand von Erfurt, Quedlinburg und Leipzig, 1860, p. 53 ff). — Die Sage vom Ordal der engliſchen Königin Emma († 1052) tritt in den Chroniken nicht vor dem 14. Jahrhundert auf. She passed barefotte vppone nyne burnynge shares, fowr for her selfe, and fyve for Alwyne Bishoppe of Winchester with whome she was suspected with incontynencye, whiche historye you maye see at large in Ranulphus Higden, in his policronicone, L. 6, c. 23, and other auctors (Thynne, Animadversions on Chaucer, 1598, ed. Kingsley, London 1865, p. 54). Außer bei Higden († 1363) ſteht die Sage in der unter dem Namen des Abtes Brompton von Jorevall in Richmondſhire laufenden Chronik (Chronicon Joannis Bromton Abbatis Jornalensis, um 1330, bei Twysden, Historiae Anglicanae Scriptores X, Londini 1652, p. 941) und hiernach bei dem Canonicus Henry Knighton (Henrici Knighton Canonici Leicestrensis Chronica, Ende des 14. Jahrh., L. I, c. 8; bei Twysden p. 2329). Den hiſtoriſchen Anhalt für die Sage mag das unfreundliche Verhältniß zwiſchen Emma und ihrem Sohne, König Edward, geboten haben, welcher ſich nur durch Gewalt in

den Besitz des von ihr zurückbehaltenen Kronschatzes setzen konnte (Lappenberg, Geschichte von England, Hamburg 1834, I, 497). — Ueber die dem Rakschasa abgewonnene Sîtâ s. Eichhoff, Poésie héroïque des Indiens, Paris 1860, p. 170. — Ueber Lîlâvatî und Kâlidâsa s. Bhôdjaprabandha im Journal Asiatique, Paris 1854, VI, 416.

[138] Surgunt ambo (Kisilbertus et Eburhardus) in arma; ducibus Suevo et Norico litteras mittunt. Quibus secum sentire jam motis, quadam die cum collectas in armis apud Prisacham copias navibus transposuissent, ipsique interea in litoris planitie luderent tabula, Chuono quidam regii generis, churzibolt a brevitate cognominatus, fortuitu 20 militibus stipatus viros incurrit, Kisilbertum cum omnibus, qui in navi erant, quam insiluit, lancea infixa submersit; Eburhardum levitatis increpatum gladio in litore occidit. Erat quidem angusto in pectore audax et fortis; qui leonem, cavea effracta, se et regem solos inventos in consilio insilientem, rege, grandi quidem viro, gladium quem Chuono tunc, ut moris est, gerebat, arripere volente, ipse prosiliens incunctanter occidit. Diffamatur longe lateque, Henrici regis militem leonem se insilientem gladio occidisse. Mulieres ille et mala arborum naturali sibi quodam odio adeo execratus est, ut ubi in itinere utrumvis inveniret, mansionem facere nollet. Multa sunt, quae de illo concinnantur et canuntur, quae, quia ad nos redeundum est, praeterimus, nisi quod provocatorem Sclavum, giganteae molis hominem, e castro regis prorumpens, novus David lancea pro lapide straverat. Ekkehardi IV Casus S. Galli c. 3 (Pertz, Mon. II, 104; Grimm, Deutsche Sagen N. 471). Die Stellen über Giselberts Ende s. Wittich, Entstehung des Herzogtums Lothringen, Göttingen 1862, p. 122. Den sprichwörtlichen Ausdruck in Christian Weises Absurda comica von 1682 s. in Haupts Zeitschrift III, 168. — Kurzbolt, churzibolt heißt Däumling, Zwerg (Schers Glossar. I, 849). — Der Todeskampf der Herzoge fällt ins J. 939, fand jedoch nicht bei Breisach, sondern in der Gegend von Andernach Statt (s. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Braunschweig 1863, I, 268). Vor Breisach lag zur selben Zeit König Otto I. Beide Orte hat die Sage vermengt: doch könnten

sie eben so leicht von Eckehart IV verwechselt worden sein. Wäre dem so, worüber wir nicht entscheiden können, so würde Kurzbold aus den elsässischen Localsagen zu streichen sein.

139 Ebenso bei Tschudi, Chronicon Helveticum, Basel 1734, I, p. 6, 1. Teil, 1. Buch, a. 1019 ff. — Die Quellen der Sage s. Grandidier, Oeuvres historiques inédites I, 501, Note 1 u. 2. Die schöne kurze Erzählung bei Grimm (Deutsche Sagen N. 511) weicht von den Quellen ab. Verwandt ist die türingische Sage vom eisernen Landgrafen Ludwig und Kaiser Rothart (Grimm, Deutsche Sagen N. 558; Witzschel, Sagen aus Türingen, Wien 1866, p. 42). — Ueber Bischof Werner s. Spach, Biographies alsaciennes (Oeuvres choisies, Paris et Strasb. II, 21 ff).

140 Die Erzählung Stöbers muß der lebenden Volkssage entnommen sein. Bei Sebastian Münster heißt es nur, das Hofvolk König Heinrichs habe mit den Weibern und Töchtern der Bürger Mutwillen treiben wollen (Cosmographey, Basel 1614, p. 856). Bernhard Herzog hält sich noch näher an die historische Tatsache: „Da erhub sich solches mörden, was stab vnd stangen tragen mochte, die Weiber waren vor zorn eitel Mann vnd schlugen den Keyser, daß er sein Kron vnd Keyserlich kleinot verzettet vnd hinder jhm ließ" (Edelsasser Cronick, B. 2, p. 32). — Eine ähnliche Erfahrung machte Otto IV zu Breisach im J. 1212 (Annales Marbacenses bei Pertz, Mon. XVII, 173). Die Bürger überfielen seine Leute bei ihren Frauen und Töchtern und richteten ein solches Blutbad an, daß Otto sich flüchten muste (Richer, Abbatiae Senoniensis historia bei D'Achery, Spicilegium, Paris 1723, fol., II, 625).

Am obern Teil des Münsterturms über der Plattform ziehen seit Jahrhunderten zwei wundervoll gearbeitete Statuen die Augen der Besucher an: ein langbärtiger Mann mit Scepter und Reichsapfel blickt in trauernder Majestät in die Ferne hinaus. Die Ueberlieferung wollte in ihm den unglücklichen Vater Heinrichs V, den gebannten Kaiser Heinrich IV, und in dem gegenüberstehenden wehmütig abgewandten Mönch seinen Beichtvater erkennen (Piton, Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 375). Nach anderer Deutung ist es Kaiser Heinrich VII und der wälsche Mönch, welcher ihm zu Bologna die vergiftete Hostie gereicht habe (Stöber, Sagen p. 497).

[a] In einer Urkunde von 1156 heißt es: Sub rege Friderico, eodem duce Alsacie (Als. ill. II, 550; Strobel, Geſch. I, 402). — Die Sage von der Gründung Hagenaus gibt Strobel, Geſchichte des Elſaßes I, 248, nach handſchriftlichen Anmerkungen zu einem Exemplar des Königshofen aus dem 15. Jahrhundert. Leider teilt er nur eine kurze Stelle im Urtext mit: und bedohte sich der herre do, wie gar wol an derselben stat eine keiserliche vesten und burg stünde, und das wasser so lüschecliche ouch umbe die burg würde fliessen also es umbe die wilde hog flos, do sich die wilden diere uf zufluht mahtent (Anm. 5). — Ein Rodegerus de Haganoha in der Stiftungsurkunde des Kloſters Fides in Schlettſtadt von Friedrich dem Einäugigen, 21. Juli 1105 (Würdtwein, Nova Subsidia Diplomatica, Heidelbergæ 1785, VI, 290). — Die Gründung der Georgskirche ſ. Bulletin, II. Série, VI, 2, 162 ff. — Die älteſte Beſchreibung der Kaiſerpfalz gibt Gebwilerus, Epistola ad Senatum Hagenovensem, 1528: quod vivo marmore a fundamento errectum et tribus capellis sibi invicem uno tecto subjectis, ac coctili lapide cameratis, distinctum intra paucos annos (rex) magnifico sumptu prius civitate perfici curavit (Als. ill. II, 356). — M. Johann Wagner, Schulpräceptor in Hagenau, ſchreibt darüber um 1589 an Martin Cruſius in Tübingen: Die Stadt Hagenau iſt von Friedrich dem Rotbart erbaut, und das Schloß oder die Burg war anfangs in einem ſehr groſſen und dichten Wald (dem heiligen Forſt). Dieß iſt ein ſtarkes Gebäude, mit Quaderſteinen rund und gewölbt, mit drei Kirchen übereinander: davon die unterſte Gott dem Vater, die mittlere aber Chriſto, mit der Ueberſchrift über der Türe: Haec capella in honorem Salvatoris est dicata, die höchſte dem h. Geiſt gewidmet iſt. Auf der Spitze des Turms iſt eine goldene Taube, welches Zeichen die unſern auch auf ihrer Münze gebraucht (Martin Cruſii Schwäbiſche Chronik, überſ. von Moſer, Frankfurt 1733, Fol., II, 380). — Specklin nennt das Schloß eine ſchöne Antiquität (Strobel, Geſch. I, 415). — Zeiller, der Bädeker des 17. Jahrhunderts, gibt folgende Schilderung: „Es iſt obgemelter keyſerlicher Palaſt, Burg oder die alte Pfalz ſehr eng vnd alt, auff welche hart zu ſteigen iſt. Zu höchſt oben iſt der Gerichtsſtuhl, wie ſie jhn allda darvor an-

ſehen vnd ſagen, daß Keyſer Friderich alſda geſeſſen; ſo von Steinen gemachet iſt. Vnten in dieſer Burg iſt die Kirche geweſen, darinn oben herumb noch feine gegoſſene ſteinerne alte Säulen; es ſeyn da drey auffeinander in der Runde gebawet vnd gewölbte Capellen vnter einem Dach, mit gebackenen Steinen vnderſchieden, in welchen die beſagte Keyſerliche Kleinodien auff die 56 Jahr auffbehalten worden. Vnd iſt ſolcher Palaſt beinahe mitten in der Statt gelegen" (Itinerarium Germanicum, Straßburg 1632, p. 633 und widerholt in Merians Topographia Alsatiæ, Frankfurt 1644 p. 19). — Die Pfalz war abgebildet auf den alten Stadtſiegeln (ſ. Bulletin, II. Série, V, 2, 122). Eine gute Zeichnung aus dem Jahr 1614 vom St. Georgskirchtum aufgenommen, reproduciert das Bulletin, II. Série, VII, 2, 120: Genauer Abrizz vun Hohenſtauffer Burgſchlozz zu Hagenau auch Hagenaw, wie ſolches von Sct Georgen Kirchthurm zu ſchaun iſt, Anno 1614.

[143] Conradus Dei gratia episcopus Argentinensis universis presentium inspectoribus seu auditoribus salutem in Domino. Quia opus Ecclesie Argentinensis, sicut flores maii variis ornatibus consurgens in altum oculos aspicientium magis et magis allicit et eisdem dulcibus oblectaminibus alluditur, ideo cordi nobis inest ut idem opus — promovere fideliter studeamus etc., Ablaßbrief von 1275 (Spach, Une charte de l'evêque Conrad de Lichtenberg, 1841, p. 6; Strobel, Geſch. II. 96). — Von dem fertigen Turm ſagt Aeneas Sylvius, nachdem er Straßburg an Schönheit mit Venedig verglichen, nur daß es geſünder ſei: Ecclesia pontificalis cui monasterio nomen est, secto lapide magnifico constructa, in amplissimam fabricam assurrexit, duabus ornata turribus, quarum altera, quae perfecta est, mirabile opus caput inter nubila condit (Aeneae Sylvii Piccolominei Opera omnia, Basileæ, fol., p. 1052). Der Münſterturm „möcht wol zu den ſiben wunderwercken der welt für das achteſt geſetzt werden" (Münſter, Cosmographey, Baſel 1553, p. 557).

[144] Eine Abbildung des Portals „uff der Gräten" (mhd. grœde Stufe, Treppe vom lat. gradus) vom Anfang des 17. Jahrhunderts gibt Schadäus, Summum Argentoratensium templum. Straßb. 1617, p. 46. Der gelehrte Schilter führt die Verſe an und „verteutſcht" munter: Die Gnade göttlicher Barmhertzigkeit

ſtehe bey der Savine von Steinbach, durch welche ich, dieſe Figur, gemacht worden bin (Königshofen p. 559). Auch Grandidier (Essais p. 239) und Strobel (Geſch. des Elſaßes II. 95) ſtießen ſich nicht daran. Frieſe überſetzt zwar richtig, nennt aber Sabina doch Erwins Tochter (Neue Vaterländiſche Geſchichte der Stadt Straßburg, 1792, p. 220). Erſt Schneegans handelte ausführlich darüber (Revue d'Alsace, Colmar 1850, p. 255; Alſatia 1856—57, p. 173; Stöber, Sagen p. 482).

[144] Hertzog fand die Anekdote, nach einer handſchriftlichen Anmerkung in Schöpflins Exemplar, in einer Fortſetzung des Königshofen, welche Schilter nicht gekannt hat (Stöber, Sagen 410). In keiner der bekannten Fortſetzungen wird der Tanz erwähnt; nur die Verteilung der Ringe wird beſtätigt: „und da er von Straßburg fuhr den Rhein ab gen Speir, da lies er den beſten Frawen und den erwölten jr jeglicher ein guldin Fingerlin zur letz" (Schilters Königshofen p. 145). Dieſes Schweigen zeitgenöſſiſcher Berichte ſpricht jedenfalls mehr gegen die hiſtoriſche Treue der Sage als ihre angebliche innere Unwahrſcheinlichkeit. — Die Notiz über das elſäßiſche Schwankbuch von König Sigismund gibt Cuſpinian: Sigismundus — facetissimus et ingeniosissimus Princeps. De cuius vita ac facetiis liber historiarum insignis et grandis adhuc extat in Alsatia apud D. de Plumeneck, innumerus continens et jucundissimas historias ac facetias, quas egit Sigismundus in juventute cum Argentinensibus mulieribus, quae ejus semper gaudebant societate, aliisque illustribus foeminis, quibuscum familiariter et honeste semper convixit (De Cæsaribus atque Imperatoribus Romanis, Francof. 1601, p. 399). — Die Form Korbergaſſe bei Hertzog hält der ungenannte Verfaſſer der Straßburger Gaſſen- und Häuſernamen im Mittelalter (Straßb. 1871, p. 103) für eine mißverſtändliche Verhochdeutſchung des Straßburgiſchen „Kurben- oder Kurwengaſſe", aus Kurdewangasse (1309) zuſammengezogen, und dieß ſtatt älterem Kurdewenergasse (kurdewener, mittelhochdeutſch kurdiwæner Schuhmacher, — mittellateiniſch cordubanarius, corduanarius, franz. cordonnier, — von mittelhochdeutſch kurdiwân Corduan, Ziegenleder aus Cordova, ſ. Diez, Etymologiſches Wörterbuch der romaniſchen Sprachen, Bonn 1861, I. 140). Es iſt noch heute die Gaſſe der Schuſterläden.

[145] Ueber Koſter und Gutenberg ſ. Léon de Laborde, Débuts de l'imprimerie à Strasbourg, Paris 1840; Falkenſtein, Geſchichte der Buchdruckerkunſt, Leipzig 1840, p. 67 ff; Humphreys, History of the art of printing, London 1867, p. 45 ff; Gutenberg der „Eroberer" eb. 82. Die Buchdrucker in Straßburg ſ. Hermann, Notices II, 403 ff. — Ueber Mentelin, Strobel, Geſchichte des Elſaßes III, 439 ff; für ihn plaidiert Dorlan, Quelques mots sur l'origine de l'imprimerie, Schlestadt 1840 und in ſeinen Notices historiques sur l'Alsace, Colmar 1843, I, 277 ff. — Wimpheling, geboren 1450, ſchreibt in ſeinem Verzeichniß der Straßburger Biſchöfe: Sub hoc Roberto nobilis ars impressoria inventa fuit a quodam Argentinensi, licet incomplete: sed cum is Maguntiam descenderet ad alios quosdam in hac arte investiganda similiter laborantes ductu cuiusdam Joannis Genszfleisch, ex senio coeci, in domo boni montis (gutenberg), in qua hodie collegium est juristarum, ea ars completa et consummata fuit in laudem Germanorum sempiternam (Argentinensium Episcoporum Catalogus, um 1508, Blatt LXII). Doch verbeſſert Wimpheling dieſe Angabe in einem ſpätern Werk: Anno Christi 1440 Friderico III Romanorum imperatore regnante magnum quoddam ac pene divinum beneficium collatum est universo terrarum orbi a Joanne Gutenberg Argentinæ novo scribendi genere reperto. Is enim primus artem impressoriam (quam latiniores excusoriam vocant) in urbe Argentina invenit. Inde Maguntiam veniens eandem feliciter complevit. Interea Joannes Mentel id opificii genus inceptans multa volumina castigate ac polite Argentinæ imprimendo factus est brevi opulentissimus (Epitome Germanorum c. 65). — Maternus Berler hält zwar noch Gutenberg und Gensfleiſch für zwei verſchiedene Perſonen, ſagt aber nichts von Mentelin und nichts vom Verrat; nach ihm wie nach Wimpheling war Gensfleiſch blind vor Alter (Chronik p. 56 im Code historique et diplomatique de la ville de Strasb. I, 1843). — Das Anſchlagen der großen Münſterglocke bei Mentelins Tod war nach Murſchel urkundlich beglaubigt: „Sonſten findet ſich auff dem Frawen-Hauß dieſer Stadt ein ſehr alt Buch, Liber pulsuum genandt, da man ſolchem Mentelino, als er geſtorben, auch die groſſe Glock zu Ehren in ſeiner Leich-

begängnuß geleutet hat, mit dieſen Worten: Obiit Dominus Johannes Mentelin Impressor. Sabbatho post Conceptionem Virginis Mariæ Anno 1478 et factus est ei pulsus cum campana magna" (Murſchel, Flos reipublicae Argentinensis, Straßburg 1653, p. 46). Das Hus do Johannes Mentelin inne sitzet in der Dornesgaſſe, 1466 (ſ. Straßburger Gaſſen- und Häuſernamen im Mittelalter, Straßb. 1871, p. 54); beim Tiergarten (ſ. Piton, Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 98). Schöpflin handelt von der fabulosa Argentinensium de originibus typographicis traditio in ſeinen Vindiciae typographicae (Argentorati 1760, p. 51 ff); das Zeugenprotokoll ſ. ebenda p. 5 ff; über Mentelin 95 ff. — Mentelins ſpäte Grabſchrift in Alexandrinern ſ. Behr, Straßburger Münſter- und Thurn-Büchlein, Straßburg 1744, p. 137 ff; Stöber, Sagen 416; vergl. Alſatia 1850, p. 89. — Nach einer andern Tradition wird das Schloß Rauſchenburg bei Ingweiler für den Mutterſitz der Buchdruckerkunſt gehalten (Stöber, Sagen 309).

Auch die Niederländer haben Sagen von einem ungetreuen Arbeiter, der die Harlemer Erfindung den Mainzern verraten haben ſoll (Humphreys, Hist. of the art of printing, p. 52). Nach Hadrian Junius von Harlem (um 1569) ſoll ein deutſcher Arbeiter, Namens Johann, in der Chriſtnacht Typen aus der Werkſtatt Koſters geſtohlen haben (eb. 57). Ein anderer verriet die Kunſt dem Engländer Caxton (eb. 53).

[146] Die Sage ſ. Bulletin, I. Série, IV, 1, 101. — Ueber Peter von Hagenbach ſ. Schreibers Taſchenbuch, Freiburg 1840, p. 3 ff; ein Gedicht auf ihn vom Ende des 15. Jahrhunderts ebenda 1844, 316; Alſatia 1850, p. 9; Strobel, Geſch. des Elſaßes III, 289 ff; Lorenz und Scherer, Geſchichte des Elſaßes, Berlin 1871, I, 111.

[147] Ueber den Zug König Heinrichs II im Jahr 1552 ſ. Strobel, Geſch. IV, 85—91. Es iſt ein Irrtum, wenn Lorenz den König wirklich zu Gaſte nach Straßburg kommen läßt (Lorenz und Scherer, Geſchichte des Elſaßes, Berlin 1871, I, 229). Rebutin, der an dem Zuge ſelber Teil genommen und den Marſch bis vor Straßburg genau beſchreibt, ſagt kein Wort davon: Pour ne fouler le territoire et pays circonvoisin à l'entour de Stras-

bourg, une nuit seulement l'armée y sejourna; le lendemain, tirant à main gauche, fut pris le chemin à une petitte ville appellée Haguenean (Petitot, Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France, Paris 1823, XXXI, 85 und Michaud et Poujoulat, Nouvelle Collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France, Paris 1838, VII, 415). Die im Text gegebene Darſtellung beruht auf den Memoiren deſſen, der die Seele des Unternehmens war, des Marſchalls Vieilleville, von ſeinem Secretär Carloix († 1571) verfaßt (ſ. Michaud et Poujoulat IX, 133).

Der Meiſterſänger Kleinlawel erzählt den Heerzug Heinrichs II in folgenden Reimen:

Nachdem der Frantzos die ſtatt Metz,
Thol Verdun eingenommen,
Iſt er auch für Straßburg zu letz
Mit großer Kriegsmacht kommen.
Da rüſt man ſich zur gegenwehr
Vnd wolt jhn nicht einlaſſen,
Darumb muſt er mit ſeinem Heer
Wider ziehen ſein ſtraßen. (Straßb. Chronik, 1625, p. 148).

Der Vorfall veranlaßte die Straßburger, das äußere Judentor ſtärker zu befeſtigen, wie die Inſchrift beſagte: Heinrico Galliarum rege militem in Carolum V Imp. Augustum per hanc Germaniae partem ducente S. P. Q. Argentinensis portam hanc aggere et fossa muniri fecit Anno Domini MDLII Mense Majo (Silbermann, Localgeſchichte der Stadt Straßburg, 1775, p. 101 und Plan XV, N. 1).

Die Meiſe im Straßburger Arſenal ſ. Hermann, Notices I, 284. Achtzig Stück Straßburger Geſchütz, darunter die uralte Meiſe, wurden nach Einnahme der Stadt durch die Franzoſen zum Umgießen nach Breiſach geführt (Strobel, Geſch. des Elſaßes V, 135). Ein alter bekannter Spruch rühmt:

Nürnberger Witz,
Straßburger Gschütz,
Venediger Macht,
Augsburger Pracht

Ulmer Geld
Sind berühmt in aller Welt.
(Piton, Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 42).

Der Feuergewehre geſchieht überhaupt zum erſten Mal Erwähnung bei der Verteidigung der Straßburger gegen die ſogenannten Engländer unter Engerraud de Coucy im Jahr 1375 (Königshofen, Chroniken der deutſchen Städte IX, 817; Specklin, ſ. Silbermann, Localgeſch. von Straßb. p. 89; Strobel, Geſch. II, 375). Ein berühmtes Geſchütz der Straßburger im burgundiſchen Krieg hieß der Strauß (Strobel III, 321. 335. 456). Mit ihm und dem „Löwen" ließ Kaiſer Max I bei ſeinem Beſuch in Straßburg 1505 Uebungen vornehmen (eb. III, 475). Die Stadt lieferte ihm zu einem beabſichtigten Römerzug 1508 unter andern Büchſen den „jungen Rohraffen" (eb. III, 480). — Die Spitznamen der Straßburger ſind Meiſenlocker und Hans Dännel, Hans Daniel, ein unter den ältern Bürgerfamilien allverbreiteter Vorname (Stöber in Frommanns Mundarten II, 561). Wenn ein Feind ſich näherte, pflegten die Straßburger zu ſagen: „Wir werden ihm mit unſrer Meiſe locken" (Piton, Strasbourg illustré I, 44).

[148] Im Jahr 1685 erſchien der Befehl, daß alle Richter, Magiſtrate, Notare und Gerichtsſchreiber des durchaus deutſchen Landes ſämmtliche Akten in franzöſiſcher Sprache abzufaſſen hätten (Strobel, Geſch. V, 170). Im ſelben Jahr ergieng der Befehl an alle Einwohner ſich franzöſiſch zu kleiden (Coste, Réunion de l'Alsace à la France, Strasb. 1841, p. 162). Der Magiſtrat von Straßburg muſte auf königlichen Befehl, 1686, allen franzöſiſchen Familien das Bürgerrecht um ein Drittel des geſetzlichen Preiſes gewähren (Strobel V, 188). Der Proteſtantismus ſollte vernichtet werden. Kinder proteſtantiſcher Eltern, welche katholiſch werden wollten, hatten ſchon im ſiebten Jahre die Wahl, ob ſie das Elternhaus verlaſſen wollten, und die Eltern hatten ihnen ſtandesgemäßen Unterhalt zu geben, 1681 (Strobel V, 183). Gemiſchte Ehen wurden im Jahr 1680 kurzweg verboten und erſt 1774 wider erlaubt; doch muſten dieſelben vom katholiſchen Prieſter eingeſegnet und alle Kinder katholiſch werden (Billing, Geſch. des Elſaßes, Baſel 1782, p. XXXIX). Den Proteſtanten wurde 1681 verboten, ihre Kinder auswärts erziehen zu laſſen (Strobel V, 185).

Alle unehelichen Kinder wurden seit 1682 katholisch getauft (Billing p. XXXVII). Der Uebertritt zum Protestantismus wurde strenge untersagt, dagegen solchen, die zum Katholicismus übertraten, dreijährige Befreiung von allen außerordentlichen Abgaben zugesichert, 1683 (Billing p. XXXVIII). In Selz wurde die reformierte Gemeinde während des Gottesdienstes durch Dragoner zum Uebertritt gezwungen, 1684 (Strobel V, 186). An jedem Ort, wo die Protestanten nur den dritten Teil der Bevölkerung ausmachten, hatte ihr Gottesdienst von selbst aufzuhören. Die Prediger wurden eingekerkert oder vertrieben (eb. 189). Waren aber nur sieben katholische Familien in einer Gemeinde, so hatte diese ein katholisches Pfarrhaus und Schulhaus zu bauen und den katholischen Schulmeister zu erhalten (Billing XXXVIII). Wenn eines der Eltern zum katholischen Glauben übergieng, musten alle Kinder folgen, 1686 (eb.). In Nordheim musten die Protestanten die Steuern ergänzen, die den Convertiten waren erlassen worden, 1688 (Strobel V, 190). Als die Protestanten in Folge dessen nach Heilbronn und ins Herzogtum Wirtenberg auswanderten, wurde die Auswanderung durch königlichen Befehl verboten (eb.). Den lutherischen und reformierten Consistorien wurde die Ehescheidung untersagt, 1722 (Billing XXXVIII). Kein Protestant durfte sich an einem rein katholischen Ort niderlassen, 1727 (eb. XXXIX). — Nach diesen Gewalttaten der königlichen Regierung lese man die von wahnwitzigem Haß gegen das Deutschtum der Elsäßer schäumenden Reden der Propagandisten und des Maires Monet in der Schreckenszeit (Strobel VI, 237. 253. 281. 346 ff. 410 ff).

„O elendes, vormals edles, durch Straßburg aber unglückselig gemachtes Elsaß!" ruft der Panierherr von und zu Hochfelden, Ruprecht von Ichtersheim, die treuen Reichsbürger seien unschuldig und darum zu bedauern, setzt er weißagend hinzu, „daß sie ohne Martialisches Feuer der Stücken, Bomben, Carcassen und Minen schwerlich werden mehr zu der Kayserlichen vorgehabten Glückseligkeit gelangen", noch weniger werde die Stadt als eine Jungfrau in den Kreiß des römischen Reichs zurückkehren können; es werde „diese grosse Stadt kümmerlich anderst als durch ihr und des gantzen Landes Hunger zu gewinnen sein" (Gantz neue Elsaßische Topographia, Regenspurg 1710, 4°., Unter-Elsaß p. 32).

*** Weitere Zeugniſſe für Königshofens deutſchen Patriotismus ſ. Chroniken der deutſchen Städte VIII, 402. 404. 421; IX, 623 f und Hegels Vorrede VIII, 183. — Nos, mi carissime Thoma, gloriabimur a majoribus nostris Germanis processisse. Wimpheling, Epitome Germanorum (Basileae apud Hervagium 1532, p. 316, datiert von 1502). — Das Manifeſt Karls VII von Frankreich vom Jahr 1444 über den Zug ſeines Sohnes, des nachmaligen Ludwig XI, gegen die Schweizer ſ. Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois, Paris 1825, VII, 189; 5. edition, 1837, VI, 352. Es heißt darin: Wir haben um ſo lieber dem Wunſche (des Kaiſers Friedrich III) entſprochen, als die franzöſiſche Krone ſeit vielen Jahren ihrer natürlichen Grenzen beraubt iſt, welche einſt bis an den Rhein reichten, und ſie daſelbſt ihre Souveränität wider herſtellen will.

Wo man in die ältere Geſchichte und Literatur der Elſäßer hineingreift, findet man Proben ihrer deutſchen und antiwälſchen Geſinnung, ſ. z. B. das Streitgedicht Sebaſtian Brands gegen die Franzoſen:

O Han, du ſuchſt anſchlag vnd Lyſt,
wie du kompſt uff den Tytſchen miſt ꝛc.

(Strobel, Beiträge p. 38).

Es iſt anheimelnd zu leſen, mit welcher Wärme elſäßiſche Männer des 16. Jahrhunderts deutſche Art und deutſche Cultur auch gegen den Uebermut der ſüdlichen Wälſchen, der Italiäner, verteidigen. Vaſari läßt ſich bekanntlich in der Bewunderung ſeiner Landsleute häufig zu ungerechter Geringſchätzung der Kunſtleiſtungen anderer Völker verführen. Dagegen tat Einſprache der Straßburger Kunſthändler und Kunſtfreund Bernhard Jobin, Fiſcharts Schwager (in ſeiner Vorrede zu den von ihm im Jahr 1573 veröffentlichten „Contrafeytungen oder Antlitzgeſtaltungen der Römiſchen Bäbſt", verdolmetſcht von J. Fiſchaert). Nachdem er den Italiäner auf Jan von Eik, Martin Schön von Colmar, Albrecht Dürer, Hans Holbein und Tobias Stimmer von Schaffhauſen verwieſen hat, ſchließt er: „Derwegen bedunckt mich hiemit klärlich genug dargethan, das jhnen die Teutſchen mit viel beſſerem grund vnd bilicherem ſchein, dann andere Nationen, die widerſtattung, ergäntzung vnd auffbringung des Rechten Malens (welches bey manigfältigen zerſtörungen der Statt Rom nach Conſtantini Magni zeiten in ein

abgang geriet) zueignen vnd vendiceren: Oder wa sie schon eigen lob vnd neid zu vermeiden, solches rhums vnd vortheils sich begeben, doch mit andern Völckern wol zugleich in einem Siegeswagen mögen triumpffieren. Dann die Redliche auffrichtigkeit der Teutschen nicht so vnärtig vnd vergünstig ist, das sie nit neben jhnen andere Nationen jhrer sondern art halben liessen etwas gelten vnd die kunst mit gleichmässiger geschicklichkeit üben" (Alsatia 1852, p. 23).

Hören wir weiter den wackern Specklin, den Vauban des 16. Jahrhunderts: In der Vorrede zu seiner Architectura bezeichnet er als die fürnehmste Ursach, welche ihn zur Herausgabe des Werks trieb, die ungerechtfertigte Behauptung der Ausländer, man habe „sein lebenlang niemalen gehört oder gesehen, daß die vollen Teutschen etwas news erfunden hetten." Er fragt, wogegen denn die Italiäner ihre großen Festungen, deren sie sich so sehr in großen Büchern rühmen, erbauten; die Antwort sei: „für daz grausam geschütz." — „Wer hat dann nun daß geschütz erfunden? die Bücher, dauon sie schreiben, wer hat daß Trucken erfunden? kompt es nit von unß Teutschen her? welche zwo inuentiones vnd kunst jetz zumal die höchsten in der Welt seind, dessen Rhum vnß auch der Türck (wiewol er vnser Erbfeind ist) zulegt. Wann solches ein Italianer erfunden hette, könnte kein Mensch von jrem pracht vnd rhum zukommen, ja alle Welt vnd Menschen müsten Kinder vnd gänß gegen jhnen sein, weil sie ohn das gern alles auff sich ziehen wölten. Hat vnß nun Gott, wie die warheit, solche zwo herrliche künst gegeben, so ist je nit zu zweifeln noch zu leugnen, daß er uns Teutschen noch mehr andere gaben vätterlich mitgetheilet habe: sagen sie unß nun, wer hat das preßwerck zu Müntzen (so jetzund in Italia vnd Hispania gebraucht wird) erfunden? — Item in den suptilen künsten, daß klein Vhrmachen, daß schönste schreinerwerck, Malen, kupfferstechen, Gießwerck in Berckwercken vnd in allerhand kriegshändlen, welche alles zum scherffsten von uns Teutschen herkommt — ich halts auch darfür, daß Gott uns Teutschen solche gaben fürnemlichen mittheilt, daß wir solches mit danckbarkeit von jm annemmen, nit also aufgeblosen sein vnd vnseren nechsten darumm verachten. Waz solten wir mehr begeren, daß wir nit vor andern Nationen in der gantzen welt hetten: Wir haben ja erstlich die erkanntnuß Gottes durch sein Wort vnd Euangelium. Zum andern

die höchste Oberkeit, daß Keyserthum mit seinen schönsten vnd dapfersten gliedern, den Ständen des Reichs, als Churfürsten Grauen vnd Herren, demnoch, Gott sey lob, den heiligen Frieden, darum wir billich Gott dancken, Ehren, preisen und loben sollen." — Schließlich kommt der treuherzige Straßburger auf die Trinklust der Teutschen, eine köstliche Stelle, welche nicht übergangen werden darf: „Anlangende aber, daß (der Italiäner) vnß volle Teutschen heißt, die nichts wissen, deren erstes bekenne ich, daß der drunck vnß Teutschen etwas mehr dann andern anhange; hergegen gedencke er, mit was grossen lastern Italia erfüllt sey vnd daselbsten in vollem schwanck gehen; wann man solche (gegen einem starcken drunck) sehen vnd halten solte, würde solchs der Teutschen drunck weit vbertreffen, als [illegible]h vnd knaben, Weiber vnd Töchter schenden, Todschläg, Mörd, Abgötterey vnd andere Sodomitische abscheuliche sünden, vnd obwol daß zudrincken bei vnß Teutschen darumb nit verantwort ist, vnd auch ichs für eine grosse sünd halte, so ist doch zu zeiten leidlicher, etwan mit einem guten freund ein starken drunck zu thun, die zeit zu kürtzen, seiteinmal es doch niemands schwerlicher vnd schedlicher dann jnen selbs felt, als denen der kopff schwer vnd der seckel lär wirdt vnd zuletst schlaffen begeren, welches weltlicher weise etwas geringer zu achten, dann solche Sodomitische sünden, mit denen Italia behafft ist" (Architectura, Straßb. 1589, Vorrede, ohne Seitenzahl. Ueber Specklin, 1536—1589, s. Schneegans in den Elsäßischen Neujahrsblättern, Basel 1847 p. 1 ff; L. Spach, Oeuvres choisies, Paris et Strasburg 1866, I, 73 ff).

In einem Zeitlied aus dem bischöflichen Krieg von 1592—93 heißt es:

Straßburg, du jungfrau schöne,
Halt fest, bewahr dein ehr!
Vil fromme werden dich krönen,
Solts sein dem teufel schwer.

Keim welschen dich vermähle,
Du adenliche zier,
Der mördt, der brendt, der stähle,
Gott wirdt Dir helffen schier.

(Alsatia 1858—61, p. 117).

Moscherosch, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, rühmt das Festhalten der Straßburgerinnen an der deutschen Tracht (Gesichte Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, I, 18). Noch zu Goethes Zeit war Straßburg in Sprache und Sitte, in Kleidung und Hausgerät vollkommen deutsch. Der Fremde hätte ebenso gut glauben können, er befinde sich in Frankfurt oder Mainz, wenn ihn nicht die Uniformen der Garnison daran erinnert hätten, daß er auf französischem Grund und Boden weile (Spach, La ville et l'université de Strasbourg en 1770 in den Mémoires du congrès scientifique de France, Strasbourg 1842, I, 65).

Um auch aus neuerer Zeit noch ein erfreuliches Zeugniß aufzuführen, stehen hier zum Schluß die schönen herzlichen deutschen Worte des verstorbenen Eduard Reuß, in seiner Vorrede zu den Gedichten des Drechslermeisters Daniel Hirtz von Straßburg (Straßburg 1838, p. XI): „Wir reden deutsch" heißt nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus. Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen; aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer unseres Ursprungs vergessend um des eitlen Flitterstaats napoleonischer Lorbeern willen noch jetzt im Liede die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt. Unsere Meistersänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unserer Deutschheit zu finden wissen.

Vergleiche die eben erscheinenden Deutschen Stimmen aus dem Elsaß, Berlin 1871. Ueber das Deutschtum im Elsaß und seine Bedeutung für die deutsche Kulturgeschichte s. das schöne Buch von Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses, Berlin 1871.

[169] Da sprach M. Phil. M(elanchthon): Es ist eine alte Prophezey, daß der König von Frankreich fur Straßburg soll geschlagen werden ꝛc. und ist der Wahrheit ähnlich. Denn diese Stadt liegt an der Grenz und im ersten Anlauf, ist eine Festung;

dieselbige wird der Kaiser und Franzos am ersten angreifen, Andern zum Exempel. M. Luthers Tischreden, c. LXXVI, 5 (Ausgabe von Förstemann, Leipzig 1846, III, 659). Eine Salzburger Weissagung verkündet, die Franzosen werden noch einmal nach Deutschland kommen, aber am Rhein (bei Köln) eine gänzliche Niederlage erleiden, worauf Frankreich in sieben Teile zerstückelt werde (Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, 202; Vernaleken, Alpensagen, Wien 1858, p. 67). Ausführlicher über diese in mythischen Anschauungen, in den Sagen vom letzten Weltkampf, wurzelnde Weissagung s. Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, I, 204 ff.

BAYERISCHE STAATS-

Bruder Rausch.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Bruder Rausch.

Ein Klostermärchen

von

Wilhelm Hertz.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.
1882.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHIENSIS

Meinem lieben Freunde

Gustav Siegle

gewidmet.

Erſtes Abenteuer.

Es lag im Wald abſeits vom Rhein
Ein armes Bettelklöſterlein.
Dort dienten, der Verſuchung fern,
Zwölf biedre Mönche Gott dem Herrn.
Sie wohnten in des Friedens Zelt,
Entrückt dem Schiffbruch dieſer Welt:
Die Einen in der Jugend Prangen,
Mit ſanftem Blick und zarten Wangen,
Von frommen Eltern kaum geboren
Zu Himmelsbürgern auserkoren,
Eh' ſie der Maienhauch der Sünde
Mit ſeiner ſüßen Brunſt entzünde;
Die Andern alt, mit langem Bart,
Gebräunt von mancher heißen Fahrt;
Die ſchlaffen Augen gaben Kunde
Von mancher wildverſchwelgten Stunde:

Nun büßten ſie im härnen Kleid
Des Lebens ſchöne Eitelkeit.

Herr Irminold der Guardian,
Dem ſie voll Demut unterthan,
Der hatte lange mit Scholaren
Die Welt durchſchweift in jungen Jahren,
Bald eines Biſchofs Tiſchgenoß,
Bald Schreiber in des Kaiſers Troß,
Bald mit verwettertem Geſinde
Ein Gaſt des Waldes und der Winde.
Er war ihr Stolz; denn er allein
War ſchriftgelehrt und ſprach Latein.
Sie zählten zu den Geiſtesarmen,
Die Chriſtus ſegnet voll Erbarmen.
Denn ihnen ſchuf kein Rätſel Qual;
Sie dachten täglich ſiebenmal
In Reu und Leid des Sündenfalles;
Sie wußten Nichts und glaubten Alles.

In ebnem Bette floß ihr Leben,
Der ſtrengen Regel fromm ergeben.
Sie gingen barhaupt, ohne Schuhe
Und ſchliefen ſanft auf harter Truhe.
Nie dampfte Fleiſch auf ihrem Tiſch;
Am Faſttag fehlte ſelbſt der Fiſch.

Sie aßen Bohnen unverdroſſen
Und andres, was dem Halm entſproſſen,
Der alten Väter heilge Koſt.
Für ſie vergohr kein edler Moſt.
Sie kannten keine andre Süße
Als Hymnen und Mariengrüße.
Von irdiſcher Arbeit Schweiß und Pein
Blieb ihnen Leib und Seele rein.
Ihr einzig Tagwerk war Geſang;
Sie ſangen halbe Nächte lang
Mit ſo zerknirſchten Jammerlauten,
Daß ſich die Engel dran erbauten.
Wornach der Menſchen Gier entbrannt,
Kein Geld entweihte ihre Hand.
Doch kam einmal die Not ins Haus,
So ſchwärmten ſie gleich Immlein aus
Und rührten rings durch Herzensgüte
Der Bauernweiber weich Gemüte.
Sie traten lächelnden Geſichts
Ins Hofthor ein und ſagten nichts,
Empfingen aber ſich zur Labe
Beſcheiden auch die ärmſte Gabe,
Und wenn erglomm der Abendſtern,
So kehrten ſie von nah und fern,
Beladen für des Leibes Not
Mit Reiſigwellen, Frucht und Brot,

Verzehrten froh die magre Beute
Und lobten Gott und gute Leute.

Hienieden war ihr Paradies
Ein Gütchen, das ans Kloſter ſtieß,
Von hoher Mauer rings umſchloſſen,
Von einem klaren Bach durchfloſſen.
Dort lauſchten ſie am Sommertag
Auf Kukuksruf und Wachtelſchlag
Und plauderten, verſteckt in Roſen,
Von jenen weißen dornenloſen,
Die der Gerechten warten
Im lichten Himmelsgarten.

Hier ging dereinſt der Bruder Benz.
Der würdge Neſtor des Konvents,
Und ſucht' in erſter Frühlingshitze
Ein kühles Ecklein ſich zum Sitze.
Im Hintergrund, am Rand des Quells,
Ragt hoch ein eppichgrüner Fels;
Dort, überdacht vom dichten Flieder,
Ließ ſich der fromme Bruder nieder,
Sah blinzend in den Sonnenſchein
Und ſchlief beim Sang der Grillen ein.
Sanft glitt ſein Haupt zum weichen Raſen:
Da weckte ihn ein grobes Blaſen,

Das meuchleriſch im beſten Schlaf
Ihn an der blanken Glatze traf.
Er ſchreckt empor, — doch geht kein Hauch;
Kein Blättlein bebt an Baum und Strauch;
Nur Fliegen ſchwärmen mit Geſumm.
Er ſchlägt ein Kreuz und dreht ſich um
Und kehrt ſein Haupt der Felswand zu.
Wie wohl thut ihm die ſichre Ruh!
Doch nun — fürwahr, er träumt doch nicht
Nun bläſt es ſcharf ihm ins Geſicht.
Da rief er mit entſetztem Ton
Zu ſeinem heilgen Schutzpatron.
Doch wie er nach dem Boden ſtarrte,
Gewahrt' er eine Felſenſcharte;
Drin klafft ein langer feiner Spalt:
Von dorther weht es modrig kalt.
Hier, ſprach der Mönch mit Beben,
Hier iſt ein Schatz zu heben! —
Er lief auf ſchwanken Sohlen,
Die Brüder herzuholen:
Merkt auf, ich zeig' euch einen Ort,
Da liegt der Nibelungen Hort! —
Sie kamen alle, Mann für Mann,
Mit Hacken und mit Schaufeln an
Und gruben um die Wette
An der gefeiten Stätte.

Da tauchte bald ein rundes Thor
Aus Schutt und Felsgeröll hervor.
Nun leuchtet in den Berg hinein
Vom hellen Tag ein Dämmerschein,
Und drinnen wölbt sich hoch und weit
Ein Keller aus der Römerzeit.
Viel alte Krüge stehn umher
Mit mächtgem Bauch, doch leider leer.
Die armen Mönche sahn sich stumm
Enttäuschten Blicks und fröstelnd um.
In diesem heidnischen Gemäuer
Schien's ihnen doch nicht recht geheuer.
Da zischelt einer angstverstört:
Was war das? Habt ihr's nicht gehört? —
Ein jeder sucht vor Schrecken
Am andern sich zu decken,
Horcht atemlos mit offnem Mund
Hinunter nach des Kellers Grund.
Und wirklich, hinten aus dem Düstern,
Da kam ein Pusten und ein Flüstern,
Darnach ein Laut, wie wenn mit Gähnen
Erwachende die Glieder dehnen.
Da sträubte sich ihr bischen Haar;
Um Hilfe schrie die ganze Schar.
Das war ein Rennen und ein Laufen;
Sie lagen bald auf einem Haufen.

Nun eilt der Guardian herbei;
Den Hirten lockt der Herde Schrei.
Er hört die Mär geneigt zum Scherze
Und steigt hinab mit heilger Kerze.
Die Krüge schaut er mit Behagen;
Ihn rührt ein Wunsch aus jungen Tagen.
Das war der Durst nicht, der gemeine:
Die Sehnsucht war's nach goldnem Weine.
Er sprach: Wo ist, davor euch grauſt?
Hier hat ein guter Geist gehauſt. —
Er trat hinein, erhob das Licht
Und sprach mit lächelndem Gesicht:
Ja, gütger Geist, wer du auch seist,
Wir sind an Freuden arg verwaist.
Laß dir's gefallen, laß dich laden,
Als Gast uns gastlich zu begnaden! —
Sein Licht erlosch. Er ging von dannen,
Bestaunt von seinen treuen Mannen,
Und sprach: Die Schatten werden lang.
Macht euch bereit zum Abendsang! —

Doch als er kam vor seine Zelle,
Da saß ein Männlein auf der Schwelle,
Glattwangig, zart und wohlgestalt,
Von einem roten Hemd umwallt,
Ein rotes Hütchen in den Locken.

Willkommen! rief er unerſchrocken,
Woher, du Fremdling ſchön und licht?
Von böſem Stamme biſt du nicht. —
Da klang ein Stimmchen fein wie golden:
Wir heißen auch die guten Holden. —
Was ſuchſt du hier auf meinen Pfaden? —
Du haſt ja ſelbſt mich eingeladen
Im Keller, wo ich lag und ſchlief,
Bis mich dein Gruß ins Leben rief. —
Wie kamſt du in die Felſengruft? —
Wohl lebt' ich einſt in freier Luft,
Den Frauen lieb, den Helden wert,
Von allem Volke hochgeehrt,
Bis mit des fremden Gottes Namen
Die ſchwarzen Kuttenmänner kamen,
Gebete murmelnd auf Latein.
Ihr Beil erknirſcht im heilgen Hain;
Singhäuſer baun ſie allerorten,
Beſchimpfen uns mit wilden Worten
Und machen uns die Ohren gellen
Mit ihren großen welſchen Schellen.
Da ſcharten ſich die Meinen
Mit Wehmut und mit Weinen
Und fuhren aus, ein ſtilles Heer,
Bei Nacht ſtromabwärts übers Meer.
Ich dacht' erſt mit den andern

Auch fernhinweg zu wandern.
Da fand ich jenes Mauerloch,
Wo ich im Unmut mich verkroch.
Dort ſtanden aus verſchollner Zeit
Viel ſpitze Krüge ſchöngereiht,
Uralten Römerweines voll:
Die trank ich aus in meinem Groll.
Nun mußt du wiſſen: unſer Wein,
Das iſt der klare Mondenſchein.
Wir ſcheuen als Beſchwerde
Das rote Blut der Erde.
Doch ich im Trutze trank und trank,
Bis ich umnebelt niederſank.
So ſtille war's im Grunde;
Mich ſtörte keine Kunde.
Nur oft wie einer Drohne Summen
Hört' ich von fern die Glocken brummen.
Ich aber ſchlief, ich glaube gar,
Wohl über ſiebenhundert Jahr. —
Und nun? — Nun bin ich hier erſchienen,
Als Gaſt euch gaſtlich zu bedienen. —
Uns, die zum ſelben Gotte beten
Wie jene Schwarzen, die dich ſchmähten?
Denkſt nicht, uns für dein Leid zu ſtrafen? —
Das iſt vertrunken und verſchlafen!
Ihr habt ſo freundlich mich begrüßt

Und mir der Schwarzen Schimpf gebüßt.
Auch ſeid ihr braun, ein gutes Zeichen:
Ich habe Vettern, die euch gleichen. —

Der Guardian wiegt das Haupt und ſpricht:
Freund, hier iſt deine Stätte nicht! —
Doch jener fleht: Laß mich gewähren!
Als meinen Herrn will ich dich ehren. —
Er blickt empor, ein bittend Kind:
Wir ſind ſo gern, wo Menſchen ſind. —
Wohlan, ich heiße Irminold,
Und du, wie heißt du? — Wie ihr wollt!
Da wo es ſprudelt, rauſcht und brauſt,
Hab' ich am liebſten einſt gehauſt
Und ritt als Fant auf Wind und Wolke:
Drum hieß ich Rauſch bei meinem Volke. —
Durch dieſen Namen ehrt mit Recht
Dich auch der Sterblichen Geſchlecht.
Wieviel die Sagen melden
Von Trünken deutſcher Helden,
Es brauchte ſiebenhundert Jahr,
Bis deiner ausgeſchlafen war:
Drum ſollſt du auch in unſern Reihn
Als Bruder Rauſch geprieſen ſein.
Doch welches Amt wird dir zu Lehn?
Wir ſind mit Dienern wohlverſehn:

Der Oberkämmrer ſorgt getreu
Im Schlafgemach für trockne Streu;
Der Truchſeß hält mit wenig Haus
Und würzt mit Faſten unſern Schmaus.
Und Waſſermann der Schenke,
Dem mangelt nie Getränke. —
Herr, laßt ſie dieſer Dienſte frei!
Gebt mir die Aemter alle drei! —
Der Guardian nickt ihm lachend zu:
Und welchen Liedlohn forderſt du? —
Bleibt mir mit Wort und Mienen hold,
So heiſch' ich weder Dank noch Sold. —
Das ſei gelobt in Treuen! —
Es ſoll euch nicht gereuen! —

Zweites Abenteuer.

Als Bruder Rauſch ſein Amt begann,
Da hub ein neues Leben an.
Die guten Mönche ſtaunten;
Sie ſahn ihm nach und raunten,
Wenn er mit leiſem Kindertritt
Geſchäftig durch die Gänge glitt.
Was ſeine kleinen Hände brachten,
Mißtrauiſch nahmen ſie's und lachten.
Es war ihr alter Bohnenbrei;
Doch fremde Süße war dabei.
Im Waſſer ſelbſt welch milde Güte!
Wie angehaucht von Rebenblüte.
Und es geſchah nach wenig Tagen,
Daß Hühnchen auf den Bohnen lagen,
Gefüllt mit zarten Leckerein,
Und aus dem Krug floß edler Wein.
Sie zagten erſt, ſie nippten dann

Und blickten ſchmalzend himmelan.
Und immer reicher ward ihr Mahl
Und immer würziger der Pokal,
Den er, vor Eifer heiß und rot,
Mit freundlich ſchlauem Lächeln bot.
Die Tafel deckt ein feines Linnen,
Wie es nur Edelfräulein ſpinnen,
Und kein Gelüſt blieb ungeſtillt.
Nun gab es Braten zahm und wild
Und eine Fülle von Gerichten,
Wie Kaiſerköche ſie erdichten:
Im Honig ſchwimmt der weiße Schwan;
Vom Zimmetbaum falzt der Faſan,
Und fürſtlich prunkend ſtellt der Pfau
Des Schweifes bunte Pracht zur Schau.
Die armen Mönche ſaßen
Verzaubert ſtill und aßen.
Sie löſten ſich den Kuttenſtrick
Und ſprachen mit gerührtem Blick:
Der Kleine wird uns recht zum Frommen;
Der muß von guten Eltern kommen. —

Doch ſtieg er höher noch in Gunſt,
Wies er am Faſttag ſeine Kunſt:
Weinſuppen in der Frühe
Und Aal in Safranbrühe,

Und mittags in der Krebſe Kranz,
Da lag der fette Biberſchwanz,
Forellenkrapfen, Blamenſchier
Und Feigenmus in Malvaſier.
Und abends Turmpaſteten
Von Salmen und Lampreten:
„Ach, riefen ſie, du ſelges Kind,
Du machſt das Faſten ſanft und lind! —

Für alles ſorgt' er treu und klug
Und that ſich nimmermehr genug.
Das Tellerbrett, der Gläſerſchrank
Glitzt jeden Morgen ſpiegelblank.
Stets war der Eſtrich glatt gefegt
Und Saal und Zelle wohl gepflegt.
Bald ſah man über Flur und Treppen
Ihn raſtlos Pfühl und Polſter ſchleppen,
Des harten Lagers Druck zu mildern;
Und weiche Decken bunt von Bildern,
Die glänzten allerorten
Von Pelz und ſeidnen Borten:
„So ſchön, wie nun ihr Bette war,
War in der Kirche kein Altar.

Und in der Kloſterwieſe Grün
Fing alles wuchernd an zu blühn.

Dichtſchattig ſproßten Baum und Strauch,
Umweht von ſüßem Blumenhauch.
Darin erſcholl mit ſanfter Macht
Das Lied der Vöglein Tag und Nacht.
Durch Myrten ſchlich der Quell dahin,
Und goldne Fiſchlein ſpielten drin.
An Bäumen bei des Baches Rand,
Da waren Tücher ausgeſpannt,
Worin an ſchwülen Nachmittagen
Die ältern Brüder ſchlummernd lagen,
Wenn ſich die jüngern friſch und kühn
Auf Schaukeln ſchwangen durch das Grün.
Sie ſchwebten hoch im Bogen,
Daß ihre Kutten flogen.

Und oben auf des Felſens Spitze
Erbaute Rauſch zu luſtgem Sitze
Ein rotbewimpelt Sommerhaus;
Dort ruhten ſie von Spiel und Schmaus.
Sie ſchauten abends von dem Gipfel
Weit übers Meer der Tannenwipfel,
Umkränzt nach allen Enden
Von lachenden Geländen.
Dort floß der Rhein im Purpurſchein
Mit ſeinen Burgen groß und klein
Und zog den Blick von Ort zu Ort

Und zog die Herzen mit sich fort,
Bis er am goldnen Himmelsrand
Im lichten Duft der Ferne schwand.
Sie sehn die Kaufmannsschiffe gleiten,
Sehn Herrn und Fraun mit Falken reiten;
Im Dorfe jauchzt der Tänzer Schwarm,
Und Pärchen wandeln Arm in Arm,
Und Kinder ziehn in Reihen,
Geputzt mit grünen Maien:
Die Mönche schauten sehnsuchtsbang
In diese Welt voll Licht und Klang.

Doch wenn in blauer Dämmrung dann
Der Mond die Silberfäden spann
Und Thal und Höhe lag in Schweigen,
Da hub der Kleine an zu geigen.
Er fiedelte kristallenrein
Gar wundersame Melodein
Und sang dazu vom Reich der Zwerge,
Von Helden schlafend tief im Berge,
Vom Todeskuß der Wasserfraun,
Vom Elbentanz auf Waldesaun,
Der einst den schönen Jungen
Mit holdem Bann umschlungen,
Als er durchritt den Rosenhag
Die Nacht vor seinem Hochzeittag:

Da rührt ihn mit der weißen Hand
Die Königin vom Elbenland
Und tanzt mit ihm am Wieſenhang
Bei leiſem Sang und Flötenklang.
Er kehrte heim nach kurzen Stunden:
Da waren hundert Jahr entſchwunden
Und längſt ſein armes Lieb indeſſen
Im Gram geſtorben und vergeſſen.
Die Weiſe klang ſo ſchaurig,
So ſüß und doch ſo traurig,
Wie uralt ewge Liebesklage
Um dieſe flüchtgen Erdentage.
Doch plötzlich taucht aus Leid und Nacht
Sein Lied in helle Tagespracht
Und kehrt ins Leben lachend jung
Mit einem kecken Freudenſprung.
Er ſang von Luſt und Roſen,
Von Bechern und von Roſen;
Er ſagte Märlein wunderhold,
Durchwirkt mit weiſer Sprüche Gold;
Er wußte kluger Rätſel viel
Und manch ein neckiſch Frageſpiel;
Von Rieſen wußt' er manchen Schwank,
Von derbem Schimpf und Heldenzank,
Von wilden Schelmenſtreichen
Und Lügen ohnegleichen.

Das klang ſo luſtig, ſchmuck und toll,
Daß alle des Entzückens voll
Die hellen Thränen lachten
Und kaum des Mahls gedachten.

So ging mit reichlichem Gewinn,
Mit Scherz und Ernſt der Tag dahin.
Und ward es endlich Schlafenszeit,
Stand Naſchwerk ſchon am Bett bereit
Und Becher voll von edlem Naß,
Von Maulbeerwein und Hippokras.
Sie knuſperten und tranken,
Bis ſie im Bett verſanken
Und ſanft in ſeinen weichen Tiefen
Wie Engelein in Wolken ſchliefen.

Bald ſpürten alle neugemut
Im Herzen friſches Lebensblut.
Die Labekoſt, der Zeitvertreib
That ihnen wohl an Seel' und Leib.
Sie gingen auf bei all dem Segen
Wie knoſpend Laub im Frühlingsregen.
Sie wurden merklich feißter,
In Wort und Mienen dreiſter.
Nicht mehr gebückt, wie Mönche gehn
Und ſchweigend vor ſich nieder ſehn,

Sie ſchritten mit erhobnem Haupt,
Den Hut mit jungem Grün umlaubt,
In munterem Gebaren,
Neugierig wie die Staren.
Drall in die Kutten eingeſpannt,
Als wär's ein ritterlich Gewand,
Mit weiten Aermeln, feingekreppten,
Die ſie wie Schwalbenſchwänze ſchleppten.
In Stiefelchen von Korduan
Stolzierten ſie wie ein Galan,
Das Lockenkrönlein wohl gekrauſt,
Mit kleinen Sperbern auf der Fauſt,
Am Gurt ein ſamtnes Täſchchen
Mit goldnem Biſamfläſchchen.
So ſah man brüderlich umſchlungen
Die Alten ſcherzend mit den Jungen
Am Feſttag durch die Blütenaun
Luſtwandeln in der Lüfte Blaun.
Manch Bäuerlein, an deſſen Herd
Sie früher bettelnd eingekehrt,
Wich aus dem Weg und grüßte ſie
Verwundert mit gebeugtem Knie.
Sie nickten vornehm abgewandt
Und winkten gnädig mit der Hand.
Auch ihr Geſang im Kirchenchor
Klang nicht ſo fromm mehr wie zuvor:

Sie ſchrieen an der heilgen Stätte
Mit Fink und Amſel um die Wette;
Sie ſangen kühner ſtets und ſchriller
Im Jubelton und ſchlugen Triller.

Der ſtille, heilig dumpfe Sinn,
Die Kindeseinfalt war dahin.
Sie unterfingen ſich zu denken,
Erfüllt von übermütgen Ränken,
Und freuten ſich, mit ſcharfen Reden
Einander liſtig zu befehden.
Nicht alle ſtimmten fröhlich ein;
Da gab's geheime Seelenpein.
Inſonderheit der Bruder Benz,
Der würdge Neſtor des Konvents,
Der litt oft nachts in ſeinen Kiſſen
An Alpdruck und Gewiſſensbiſſen
Und ſpürte ſchon mit Ach und Wehe
Die Strafe Gottes in der Zehe.
Im rechten Feuereifer ſchalt
Der fromme Bruder Hunibald.
Der hatte ſich zu lange Zeit
Geplagt, gegeißelt und kaſteit,
Um ſeinen Lohn im ewgen Leben
So leichten Kaufes hinzugeben.
Doch gegen ihn ſprach Winimar,

Der Schönſte aus der jungen Schar:
Wie hat der Kleinmut dich verſtört!
Haſt nie von großen Herrn gehört,
Von Erzbiſchof und Kardinal,
Die ſchwelgten an der Freuden Mahl?
Sie ſangen manch verbuhltes Karmen,
Umſtrickt von weichen Weiberarmen;
Sie jagten Wild auf ſchlankem Renner
Und ſtarben doch als heilge Männer. —
Die lebten nach der Freien Recht;
Der Mönch iſt ſeiner Regel Knecht. —
Zu ängſtlich nach der Regel ſchaun,
Heißt das nicht Gottes Huld mißtraun,
Hoffärtig ſcheun den Born der Gnaden,
Zu dem wir alle ſind geladen?
Nein, ſchau nur auf den Guardian!
Erkennſt du da nicht weiſen Plan?
Wie man die Unſchuld zaghaft lobt,
Die kein Verſucher noch erprobt,
Hat auch die Buße wenig Wert,
Die niemals ahnt, was ſie entbehrt.
Leicht trägt ein härenes Gewand,
Wer Samt und Seide nie empfand,
Nicht minder, wer vergeſſen,
Was Holdes er beſeſſen.
Wer ſich dem Reiz der Welt entzieht,

Der meint zu ſiegen, wenn er flieht.
Nur der wird ehrlich ſie bezwingen,
Der ſie umfaßt in keckem Ringen.
Was iſt der Engel höchſte Freud'?
Ein einzger Sünder, der bereut,
Gilt mehr in ihren ſelgen Reichen
Als hundert Fromme deinesgleichen.
Bei unſrem ewgen Faſtenſang
Ward ihnen leicht die Weile lang:
Doch denk', wie werden ſie uns ehren,
Wenn wir uns g'lorreich einſt bekehren! —

So ſprach der ſchöne Winimar,
Und Beifall rief der Brüder Schar.
Der Guardian ſchwieg und dachte lächelnd,
Mit einem Palmenbuſch ſich fächelnd:
Wie thöricht war's, mit leerem Magen
Den freien Künſten nachzujagen!
Der Teufelsjunge disputiert,
Als hätt' er in Paris ſtudiert. —
Der fromme Hunibald hinwieder
Sah ſchwerbetroffen vor ſich nieder:
Wird das von allen eingeräumt,
So hab' ich viele Zeit verſäumt. —
Er ging und ſuchte unverwandt,
Bis er den kleinen Kämmrer fand,

Zog ihn beiſeite und begann:
Du nimmſt dich unſrer trefflich an,
Willſt uns den Tand der Erde lehren,
Um unſern ewgen Schatz zu mehren.
Doch, im Vertrauen ſei's geſagt,
Du biſt im Angriff noch verzagt,
Lockſt uns wie Kindervolk mit Kuchen:
Du mußt uns kräftiger verſuchen.
Den Weltling macht Gemeines toll;
Doch ein Asket iſt anſpruchsvoll.
Drum, willſt du Heilige verführen,
So gilt's, das Feinſte auszuſpüren.
Der Guardian geht noch heut auf Reiſen;
Dann magſt du deine Künſte weiſen. —
Der Kleine lacht: Ich will's beſorgen!
Die heilge Sonnwend kommt uns morgen.
Geſellſchaft bring' ich jung und fein:
Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein. —

Drittes Abenteuer.

Der Sonnwendabend kühlt die Luft
Mit Roſentau und Lindenduft.
Schon funkeln wie entflammte Sterne
Luſtfeuer auf den Höhn der Ferne.
Im Kloſtergarten grün umheckt
Prangt eine Tafel reich gedeckt
Mit zieren Bechern und Pokalen,
Mit Eisgeſchirr und Erdbeerſchalen.
Rings in den Lauben liegen Pfühle;
Verdoppelt iſt die Zahl der Stühle.
Es harren auf des Mahls Beginn
Die Brüder mit erregtem Sinn,
Ein fragendes Gedränge.
Da nahen muntre Klänge:
Der Kleine tanzt durchs offne Thor;
Er bläſt auf grünem Haberrohr,
Und hinter ihm, ein holder Schwarm,

Da ſchreiten paarweis Arm in Arm
Zwölf zarte Bürſchlein jung an Jahren
Im Kleid der fahrenden Scholaren.
Er jubelt: Heil zum Sonnwendfeſte!
Nun teilet euch in meine Gäſte! —

Bald ſchmauſten alle buntgeſellt.
Durch Lampen war der Tiſch erhellt;
Die hingen von den Linden
Aus blumigen Gewinden.
Erſt ſahn die Schüler ſchamhaft drein
Und hauchten ſchüchtern Ja und Nein.
Doch Bruder Rauſch mit Scherz und Schwank
Schenkt ihnen ſüßen Lautertrank,
Daß alle Wangen feſtlich glühten,
Aus ſanften Augen Funken ſprühten.
Sie ſchauten ſeitwärts ihren Mann
Mit raſchen Schelmenblicken an
Und ſtimmten in die Neckerein
Mit ſilberhellem Kichern ein.

So ging es fort in Saus und Braus.
Doch als zu Ende war der Schmaus,
Da rückten ſie die Stühle
Und ſchwärmten durch die Kühle.
Ein Sonnwendfeuer wird entfacht;

Das lodert in die Vollmondnacht.
Sie lagern in der Runde
Auf weichem Wiesengrunde.
Die Schüler streun im Uebermut
Sich Rosen in der Locken Flut
Und flechten sie, mit Wein durchlaubt,
Den Mönchen um das kahle Haupt,
Daß lüstern aus den Kränzen
Die weißen Platten glänzen.
Da schallt ein Lachen von der Linde;
Dort wiegt sich Rausch im Abendwinde.
Er saß, rot angeglüht vom Brand,
Die Zauberfiedel in der Hand.
Sie riefen: Spiel uns einen Reigen! —
Und wieder fing er an zu geigen,
Doch heut mit nie gehörtem Klang,
Der fein durch alle Sinne drang.

Anhebt sie leis' und leise,
Die heilge Elbenweise.
Sie bebt hinaus durch Berg und Flur:
Der Hochzeitreigen der Natur.
Ein süßer Schreck durchzuckt die Nacht.
Was schläft und atmet, das erwacht.
Die Vöglein in des Nestes Ruh,
Sie schütteln sich und hören zu.

Die Hindin auf der Heide
Blickt auf von ihrer Weide.
Der Wolf, vom Beutegier entbrannt,
Vergißt sein Wild und steht gebannt.
Der Eichwald stillt sein Rauschen,
Und alle Wesen lauschen.

Und wie die Weise mählich schwillt,
Haucht weiche Sehnsucht durchs Gefild.
Die jungen Mönche schaun empor,
Als öffne sich des Himmels Thor,
Von Schauern überronnen,
Von Wehmut und von Wonnen
Das Herz im Tiefsten aufgewühlt,
Das sich noch nie so kühn gefühlt.
Verheißend lockt in alle Weiten
Die Welt mit tausend Herrlichkeiten;
Nach Wunderfernen stürmt ihr Sinn.
Die Alten träumen vor sich hin,
Als sähen sie Gestalten schweben
Aus einem frühern Erdenleben.
So fremd und doch so wohlbekannt
Entschleiert sich ihr Jugendland.
Da liegt es rings im Maienschein:
Wie ging sich's da so hold zu zwein!
Sie faßt ein schmerzliches Gelüst

Nach Lippen, die ſie einſt geküßt,
Nach blütenhellen Wangen,
Die längſt in Staub vergangen.

Da wächſt der Klang mit Zaubermacht
Wie Sturmgeſang der Frühlingsnacht.
O, ſchaut nicht vorwärts, nicht zurück!
So nahe grüßt euch Lieb und Glück.
Die Welt iſt euer, ſchaut euch um!
Ein feſtlich prangend Heiligtum.
Des Mondes Silber tränkt die Matten
Und rieſelt durch der Zweige Schatten,
Und alle Blumen öffnen ſacht
Des Blätterſchoßes zarte Pracht,
Und ſüße Wohlgerüche ſchwellen
Der Lüfte ſanft erregte Wellen.
Gleich Wölkchen ſteigt der Bienen Zug;
Sie ſchwärmen auf im Hochzeitflug.
Von Faltern wimmelt Buſch und Au;
Die Adler kreiſen hoch im Blau.
Waldvöglein heben goldnen Schall,
Die Lerche mit der Nachtigall.
Der Spielhahn ſchleift, der Täuber girrt;
Das gluckſt und ſchmettert, zirpt und ſchwirrt,
Und fernher aus den Föhren
Erdröhnt des Hirſches Röhren.

Mit allberauſchender Gewalt
Ergreift die Weiſe Jung und Alt
Und reißt ſie fort im Siegerſchritt:
Sie ſpringen auf und ſingen mit.
Die Schüler zwängt ihr Bruſtgewand:
Sie werfen's ab mit wilder Hand, —
Und ſchwanweiß taucht aus ſchwarzer Hülle
Magdlicher Glieder ſchlanke Fülle,
Und wen noch Traumesweh umwunden,
Fühlt im Entzücken ſich geſunden.
Der Erde liebſtes Lenzgebild,
Das Lieb und Luſt entgegenſchwillt,
Lichtäugig Leben jugendwarm
Schmiegt ſehnend ſich in ihren Arm.

Wie glüht ihr Blick im Flammenglanz!
Und horch, die Weiſe ruft zum Tanz.
Verzaubert muß ſich alles drehn;
Kein Halten gibt's, kein Widerſtehn.
Sie faſſen ſich im Ringelreihn
Und raſen um den Feuerſchein,
Bis im Gewog die Kette reißt
Und Paar um Paar im Wirbel kreiſt.
Das ſcherzt wie Bräutigam und Braut,
Neckt, flieht und haſcht mit Jubellaut.
Sie ſchließen feſter ſich zuſammen

Und ſpringen jauchzend durch die Flammen,
Um ſich in lauſchigen Revieren,
In dunkeln Lauben zu verlieren.

Nur noch ein einzger Ton erſcholl,
Der ſüß und immer ſüßer ſchwoll,
Bis alle Sinnen und Gedanken
In ihm ertranken und verſanken.

Und ſieh, da wallt die Königin,
Frau Minne, durch die Mondnacht hin.
Sie blickt umher: Des Himmels Dach
Umwölbt ein großes Brautgemach.
Sie ſegnet mild die ärmſte Stätte,
Weiht jedes Blatt zum Hochzeitbette. — —

Und rückwärts ſpielt nach Elbenpflicht
Sein Zauberlied der kleine Wicht,
Bis daß es leiſe, wie's begann,
In einen Seufzerhauch verrann.

Still iſt es. Nur die Flamme ſauſt,
Die tobend in den Aether brauſt.
Nun ſinkt ſie jäh, mit Rauch vermiſcht,
Zuckt, ſprüht und flackert und erliſcht.
Sacht glitt der Mond dem Walde zu,

Und Thal und Hügel kehrt zur Ruh.
Die Roſe, üppig aufgeblüht,
Die Lilie neigt ſich ſchlummermüd.
Da taumeln aus den Kelchen
Verſchlungene Libellchen.
Es regnen Käfer liebesmatt
Wie Tropfen Gold von Blatt zu Blatt.
Die Vögel ſtecken wieder
Die Köpflein ins Gefieder.
Glühwürmchen tippt ſein Lichtlein aus;
Still ſucht das Wild ſein grünes Haus.
Nun huſcht der Träume Schattenſchwarm,
Und Lieb' entſchläft in Liebesarm.
Nichts wacht mehr als der Sternenreigen;
Der wandelt fort in ſelgem Schweigen.

Viertes Abenteuer.

Am Morgen ſtatt des Sommers Blau
Ein unabſehbar wüſtes Grau.
Das trieft von Regen und Genibel;
Das Wetterfähnlein ächzt am Giebel.
Vom Dache ſpeit ohn' Unterlaß
Ein Drachenhaupt ſein troſtlos Naß.
Das Kloſter lag wie meerverſunken,
So regenöd und ſchlummertrunken,
Bis endlich mittags dort und da
Ein Mönch aus ſeiner Zelle ſah.
Der eine gähnt und ſtarrt ins Leere;
Der andre wimmert Miſerere.
Und wie der Kleine kam gegangen,
Ward er mit Vorwurf rings empfangen.

Und wieder laut vor allen ſchalt
Der fromme Bruder Hunibald:

Nun iſt verſcherzt der Heilgenſchein,
Und der iſt ſchuld, nur der allein!
Wir lebten hier ſchon in der Zeit
Im Vorhof ſelger Ewigkeit;
Da wandelt uns der ſchnöde Zwerg
Das Gotteshaus zum Venusberg,
Wo ſtatt zerknirſchter Litaneien
Die Lüſte frech gen Himmel ſchreien. —
Der Kleine lauſcht des Redeſchwalls
Mit ſtaunend vorgerecktem Hals.
Zu Boden warf er Krug und Teller
Und ſchlüpfte murrend in den Keller.

Sie aber gehn vereinzelt, ſtumm
Im Düſtern wie Geſpenſter um,
Hohläugig, ohne Gruß und Nicken.
Sie meſſen ſich mit ſtrengen Blicken,
Und jeder zieht ein ſchief Geſicht:
Da geht auch ſo ein Sündenwicht!
Der iſt an Leib und Seele krank. —
Wo zwei ſich treffen, gibt es Zank:
Du haſt ja ſchön galaniſiert. —
Du haſt dich auch nicht lang geziert. —
So frech wie du gehub ſich keiner. —
Dein Kuttenzipfel ſprang wie meiner. —
Ein arglos Herz iſt bald verführt. —

Ja, wo es brennt, ist leicht geschürt. —
Ein dritter stand dem ersten bei;
Ein vierter rief: O Gleißnerei!
Euch ziemt es, andre anzuklagen,
Statt an die eigne Brust zu schlagen. —
Ein Junger drängt sich durch die Reihn:
Ja, Memmen seid ihr insgemein!
Die Schüler wären gern geblieben;
Doch euer Schrein hat sie vertrieben. —
Hu, werft das Teufelskind hinaus!
Es zieht den Blitz in unser Haus. —
Die Jungen riefen: Er hat recht! —
Und scharten sich wie zum Gefecht.
So standen sie mit grimmem Drohn,
Die einen voller Trotz und Hohn
Die Arme auf der Brust verschränkend,
Die andern wild die Fäuste schwenkend.

Indes auf einer Kellerstufe
Saß Bruder Rausch in einer Kufe;
Er lachte still in sich hinein
Und schnitzte Stecken groß und klein.
Ein junges Mönchlein trat ihm nah
Und frug erstaunt: Was treibst du da? —
Man sorgt bei Zeiten für die Not.
Langt zu! Sie stehn Euch zu Gebot. —

Gib her, ſprach jener, du biſt klug.
Laß fühlen, hat er Saft genug,
Um alte Heuchler durchzulaugen? —
Der Kleine zwinkert mit den Augen.
Der Milchbart lacht: Hab Dank, Geſell! —
Und birgt den Stock im Aermel ſchnell.

Drauf kam ein Alter zuzu[redacted]n:
Was ſchaffſt du, Schalksknecht, und für wen? —
Für mich; mir wird der Tag ſo lang.
Ein Weiſer flieht den Müßiggang;
Denn der, Ihr wißt es, frommer Pater,
Iſt aller andern Laſter Vater. —
Der Griesgram ſchaut ſich mit Gebrumm
Nach einem derben Knittel um.
Er wiegt ihn boshaft in der Fauſt
Und läßt ihn ſchwingen, daß es ſauſt:
Ein Wedel, handfeſt und gediegen!
Hilft gegen freche junge Fliegen. —
Er nahm ihn ohne Dankeswort
Und trug ihn in der Kutte fort.

So ſah man einen nach dem andern
Bewehrt in ſeine Zelle wandern.
Und in der Nacht im Kloſtergang,
Sie kamen juſt vom Mettenſang,

Drängt fehdeluſtig Schar an Schar.
Auf Hunibald ſtieß Winimar
Und zeigte ſchimpflich ihm die Zunge.
Der holte aus mit weitem Schwunge
Und ſchlug ihm einen Backenſtreich.
Doch er, aufſpringend panthergleich,
Warf ihm den Leuchter ins Geſicht;
Zerknickt am Grund erloſch das Licht, —
Und jählings klatſcht ein Regen
Von hageldichten Schlägen.

Was hier Unſterbliches geſchehn,
Kein Menſchenauge hat's geſehn.
Man preiſt mit prächtgem Liederſchalle
Den Nachtkampf in der Hunnen Halle.
Dort aber war es hell vom Brand;
Da ſah man doch, wer fiel und ſtand.
Hier dieſe ſangeswerte Schlacht
Deckt finſtres Graun der Mitternacht.
Dort war doch Freund und Feind geſchieden;
Hier gab kein Freund dem Freunde Frieden:
Wahllos wie Blitz und Liebe,
So fielen hier die Hiebe.

Lang wütet der geſpenſtge Kampf
Mit Schnauben, Quieken und Geſtampf,

Des blinden Prügelns Raſerei.
Auf jeden Schlag erſcholl ein Schrei,
Auf jeden Schrei ein ſtärkrer Schlag,
Davon ein Held am Boden lag.
So ſtillte mählich ſich das Toben:
Da plötzlich kam ein Licht von oben.
Sie ſchauten an der Wand hinauf;
Dort ſaß auf einem Säulenknauf
Der Bruder Rauſch bei Fackelſchein.
Er ſah vergnügt und höhniſch drein,
Und, ſich verneigend, grüßt er ſie
Mit Salbung: **Pax huic domui!** —

Da ſtöhnten die gefallnen Recken,
Die wie ein Haufen brauner Schnecken
Blutrünſtig, mit zerbleuten Knochen,
Voll Wehmut durcheinander krochen.
Da war nicht eine Glatze heil;
Sie rieben ſich manch edlen Teil
Und prüften unter Heulen
Die Striemen und die Beulen:
Der Unhold lacht ob unſrer Not!
O weh, wie freut ihn unſer Tod! —
Ja wohl! rief Hunibald mit Flennen,
Wollt ihr ihn endlich nun erkennen?
Der uns verführt, der uns verhetzt,

Wie grinſt und triumphiert er jetzt!
Das iſt kein Chriſt, wie wir gemeint:
Das iſt ein heidniſch böſer Feind! —

Sie rafften hinkend ſich empor
Und riefen ſchmerzvereint im Chor:
Verbleibt er hier im Orden,
Er wird uns alle morden.
Heran! Wer kann das ABC?
Leſt ihm das Exorcino to! —
Sie laſen's ihm mit viel Geſchrei;
Sie ſchleppten Weihgeſchirr herbei,
Pſalmierten ohne Raſt und Ruh:
Er ſaß und hielt das Licht dazu.
Da riefen ſie: Den Teufel auch!
Das iſt ja gegen Recht und Brauch.
Mann, wenn wir dich beſchwören,
So haſt du drauf zu hören. —
Ich höre gerne. Leſt nur fort!
Verſteh' ich auch kein Sterbenswort. —
Sie ſahn verdutzt einander an:
Er trotzt dem ſtärkſten Höllenbann! —

Da kam in Schweiß und Schnaufen
Der Bruder Benz gelaufen
Mit einem ſchweren Kirchenſchrein:

Nun gebet acht, ich heiz' ihm ein!
Er ließ ihn in den Kasten sehn:
Kannst du dem Anblick widerstehn?
Jungfräulich heilige Gebeine!
Von den elftausend ist es eine. —
Er lachte: Laßt die Possen sein!
Ich kenne leider dies Gebein.
Ihr habt's mit andern schönen Gaben
Am Römerkreuzweg ausgegraben.
Das hier, ein tröstlicher Gewinn,
War eine welsche Tänzerin,
Die keines Werbers Herz gebrochen.
Mit diesen lockern Schenkelknochen
Ist wenig Heiliges geschehn,
Soweit wir Heiden dies verstehn.
Meint ihr so billig uns zu meistern?
Wie niedrig denkt ihr doch von Geistern! —

Da drängte Hunibald sich vor
Und hielt ein Kruzifix empor:
Nun wird es Ernst! Nun muß er weichen.
Erkennst du, Kobold, dieses Zeichen? —
Doch unerschüttert saß er da,
Indem er grollend niedersah:
Ich kenn' den todeswunden Mann,
Der uns das Leben abgewann.

Für euch ließ ſich der Reine morden;
Doch beſſer ſeid ihr nicht geworden.
Einſt diente als getreuer Held
Der Mann den lichten Herrn der Welt
Und ſah im Stolz erfüllter Pflicht
Frei in der Götter Angeſicht,
Stand für ſich ein in That und Wort —
Ihr winſelt Gnade fort und fort.
Das waren Männer unterm Helme:
Doch ihr ſeid weinerliche Schelme,
Glüht nach der Erde Luſtgewimmel
Und ſeufzt verdrehten Blicks gen Himmel,
Im Heucheln groß nach Knechtesbrauch,
Und faule Knechte ſeid ihr auch:
Es reut noch euren heilgen Chriſt,
Daß er für euch geſtorben iſt! —

Auf dieſe Schelte keulenſchwer
Verhaltne Schreie rings umher.
Doch jener rief: Wenn du ihn kennſt,
Du wortſcharf heidniſches Geſpenſt,
So weich' aus ſeinem Angeſicht! —
Ich ſtehe nicht in ſeiner Pflicht.
Hier hab' ich Heim und Herrenſchutz:
Hier bleib' ich eben euch zum Trutz. —

Sie ſtanden ratlos, ohne Worte;
Da ſchellt es an der Kloſterpforte.
Wohl kannten ſie des Meiſters Weiſe:
Der Guardian kehrt von ſeiner Reiſe.
Sie ſtürzen fort, ihn zu empfangen,
Mit fiebernd ſchamerglühten Wangen;
Sie rutſchen knieend auf den Steinen
Mit Seufzen und mit lautem Weinen
Und beichten ihm mit Reueflehn,
Was Ungeheures hier geſchehn.
Er ſtand umtoſt vom Jammerſchalle
Und hob den Arm; da ſchwiegen alle. —
Wir ſprechen uns. Jetzt aber geht
Und büßt mit Faſten und Gebet! —
Er winkt: Doch du, Geſelle,
Komm mit in meine Zelle! —

Fünftes Abenteuer.

Ihm folgte Rauſch mit ſchnellen Schritten:
Dein Glatzenvolk hat ſchlechte Sitten!
Sie haben bübiſch mich entehrt,
Weil ich gethan, was ſie begehrt. —
Der Guardian ſaß und blickt' ihn an,
Bis er mit ernſtem Ton begann:
Gedenk, es war mein erſtes Wort,
Du ſeiſt hier nicht an deinem Ort.
Du biſt erkannt, es iſt vorbei:
Ich laß dich aller Dienſte frei. —
Der Kleine ſchaut erſchrocken
Aus ſeinen goldnen Locken:
Sie haben mich geſcholten;
Das hab' ich treu vergolten.
So bin ich quitt mit deinen Mannen.
Und darum willſt du mich verbannen? —
Ich nicht, ich mag dich gerne leiden.

Ich trank vom frischen Quell der Heiden,
Kann frei auf eignen Füßen stehn
Und ohne Glaubenskrücken gehn.
Doch meinem Volk bist du ein Grausen:
Ihr könnt nicht mehr zusammen hausen. —
Der Kleine klagt: So werd' ich gehn,
Den lieben Herrn nicht wiedersehn?
So lang und oft, als du begehrst,
Wenn du kein heidnisch Wesen wärst.
Nimm treuen Freundesrat von mir:
Wohin du fliehen magst von hier,
Und wanderst du nach allen Winden,
Wirst nirgends eine Heimat finden.
Der Kirche Sieg ist längst entschieden;
So füg' auch du dich, mache Frieden!
Versteh mich recht, sie wahrt den Schein:
Dein Stand und Kleid soll christlich sein.
Hast du die Herrin anerkannt,
So schirmt sie dich mit starker Hand.
Im Kreise christlicher Dämonen
Wirst du bequem und sicher wohnen.
Mit Heiden soll kein Christ verkehren;
Den Teufel darf er nicht entbehren. —
Da schrie der Kleine: Wehe,
Wenn ich dich recht verstehe!
Ein Teufel soll ich werden?

Frug er mit Zorngebärden. —
Ein andres wird dir kaum gelingen:
Zum Engel wirſt du's ſchwerlich bringen.
Die ſind ſo ſpröd altjungfernhaft:
Du blühſt in deiner Sünden Saft. —

Da warf der Elb das Haupt empor
Und trat mit heftgem Tritte vor:
Pfui, wißt Ihr nicht, mit wem Ihr ſprecht?
Ich bin von göttlichem Geſchlecht! —
So ruft er, und ſein Auge rollt.
Biſt du ſo ſtolz? ſprach Irminold,
Nur eine Frage gib mir frei:
Erzähle mir, warſt du dabei,
Wie aus der Elemente Krieg
Die erſte Sonne jauchzend ſtieg.
Des Lebens Sinn und tiefſten Grund,
Des Weltalls Weſen thu mir kund!
Erhebe mich in Götterſphäre,
Damit ich dich als Gott verehre! —

Lang ſchwieg gebeugt der kleine Mann
Und trutzt ihn halben Blickes an:
Ein grauſam Wort! Was that ich dir?
Wie unhold ſprichſt du doch zu mir!
Als ich der Nacht erſtanden,

War Alles ſchon vorhanden.
Du magſt der Urwelt Rieſen fragen:
Sie reden auch nach Hörenſagen.
Aus Ewigkeiten rauſcht es her,
Ein grundlos uferloſes Meer:
Nimm alle Götter zu Geleitern!
In Nacht und Wahnſinn wirſt du ſcheitern.
Oft erbt ſich halbvergeßner Sang
Von Mund zu Mund, wer ſagt wie lang?
Ein Rätſellied, das man noch ſingt,
Weil es ſo ſchön zur Harfe klingt.
Doch niemand weiß, wer's einſt erſann,
Und niemand lebt, der's löſen kann:
So iſt die Welt. Wie mancher Laut
Tönt deinem Herzen ſo vertraut!
Meinſt ihre Worte zu verſtehn,
Bis jäh die Sinne dir vergehn.
Die dich mit Sehnſucht überquillt
Und läßt ſie ewig ungeſtillt;
Bald kühn wie junges Werben,
Bald troſtlos bis zum Sterben.
Es iſt ein wunderſam Gedicht:
Doch ſeine Deutung findſt du nicht. —

Ja, rief bewegt der Guardian,
All unſre Weisheit iſt ein Wahn!

Die Dinge zu benennen,
Das heißen wir Erkennen.
Wer faßt das grenzenloſe All?
Das iſt für uns ein Wort und Schall:
Was leben will, das ſchränkt ſich ein;
Unendlich ſein heißt gar nicht ſein.
Ein Weſen ohne Schranken
Zerſprengt uns die Gedanken.
Drum nimmt man, was die Stunde beut:
Der Schöpfungstag iſt ewig heut.
Das Höchſte, was der Geiſt erfuhr,
Lehrt ihn Verzicht. Wir können nur
Das Unvergängliche verehren
Und nach Vergänglichem begehren.
Gleich Völkerzügen, die ſich drängen,
In Kampf und Wanderfahrt ſich mengen,
So durch des Himmels Oede ziehn
Der Götter reiſge Dynaſtien
Und ſtreiten ſich um Raum und Rang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Doch wie der Strom vorübertreibt,
Sie gehn, — das Weltgeheimnis bleibt.
Und biſt du ſelbſt ein Kind der Zeit,
Gleich uns ein Spiel von Luſt und Leid,
So laß dir mit uns allen
Den Wechſel auch gefallen!

Wie alles, was zum Licht erwacht,
Trägſt du das Muttermal der Nacht.
Wer gar der Menſchen Gunſt begehrt,
Was iſt dem Dauernden gewährt?
Doch darfſt in unſern Tagen
Du wahrlich nicht verzagen:
Du biſt Gebild nach ihrem Bilde,
Und gegen ſolche ſind ſie milde.
Ja, wenn es ernſt wär' mit dem Einen,
Dem Gleichnisloſen, Heiligreinen,
Der uns zu ſelgen Höhen lenkt,
Mit Schönheit, Geiſt und Liebe tränkt!
Wie, wenn des Tages Auge ſtrahlt,
Die Farben, die der Morgen malt,
In ihrem bunten Spiel erblinden,
So müßtet ihr ins Blaue ſchwinden.
Doch ihn mag wohl der Seher ahnen,
Der einſam wandelt hohe Bahnen:
Das Volk, das in der Erde gräbt,
Am derben Trug der Sinne klebt,
Die Schuldbeladnen, Mühſalreichen,
Sie wollen Götter ihresgleichen.
Der Weltkraft innerliches Walten
Muß menſchlich greifbar ſich geſtalten.
Den Trieb verbannt kein Predigtwort,
Kein Taufguß aus dem Herzen fort.

Die Kirche kommt ihm ſanft entgegen
Und nützt ihn weiſe, ſich zum Segen.
Glaub' mir! Haſt du dich eingewöhnt,
Auch du wirſt bald mit ihr verſöhnt.

Ihr ſagt von Göttern ſchöne Sachen,
Und mich wollt Ihr zum Teufel machen!
Ei, ob man Gott euch oder Geiſt,
Ob Engel oder Teufel heißt,
Was thut's, wenn man nur an euch glaubt?
Viel beſſer Horn und Satyrhaupt,
Als daß ihr unbeachtet
Ins Nichts hinüberſchmachtet.
Und wenn euch Lieb' und Ehrfurcht lügen,
So laßt euch mit der Furcht genügen!

Zum Teufel, Herr, bin ich zu gut!
Er iſt der Knecht der Glaubenswut,
Der Beſtie mit dem Heilgenſchein,
Die ſchwelgt an ewger Höllenpein. —
Freund, wollteſt du dich nur bequemen,
Die Sache nicht ſo ſchwer zu nehmen!
Bedenke, wer lebt ohne Tadel?
Viel Schwächen deckt ſein hoher Adel.
Ob Götter, ob Titanen,
Das kommt von gleichen Ahnen,

Heißt heute Freund und morgen Feind:
Man muß nur wiſſen, wie's gemeint.
So ſchlimm ſie aufeinander wettern,
Sie ſind im Grund die nächſten Vettern.
Nein, ſchilt mir nicht die Herrn der Nacht!
Groß iſt ihr Heer und ihre Macht.
Was oft der lieben Gotteshuld
Mit ihrer himmliſchen Geduld
In Jahren nicht gelingen mag,
Vollbringen ſie an einem Tag.
Sieh unſer gläubges Herdentier,
Schwach von Vernunft und ſtark von Gier
Und ſtets verlockt, abſeits zu weiden
Auf dieſes Lebens grünen Heiden!
Wie ſammelten wir armen Hirten
All die Zerſtreuten und Verirrten,
Wär' nicht der ſchwarze Zottelhund,
Der grimme Wächter, mit im Bund.
Schweift uns ein Wildling überzwerch,
Er ſcheucht ihn in der Kirche Pferch.
Von Teufelsangſt und ihrer Buße
Lebt unſre ganze heilge Muße.
Doch er, ſo fündig vielgewandt,
Iſt uns auch ſonſt noch gern zur Hand.
Denn er iſt, ganz wie du, geſellig,
Macht als Verführer ſich gefällig,

Erhöht die Ehre, wenn wir ſiegen,
Entſchuldigt uns, wenn wir erliegen.
Denn wo wir ſtraucheln in der Welt,
Da hat er uns ein Bein geſtellt.
Wenn wir in Evas Apfel biſſen,
Ihm ſchiebt man alles ins Gewiſſen.
Drum ſieh, wo unſereins gedeiht,
Da iſt der Teufel auch nicht weit.
Wir haben uns in allen Landen
Von jeher wunderbar verſtanden. —

Ja, wär' er nur nicht ſo vertrackt,
So ungetümlich abgeſchmackt!
Er iſt zu greulich für das Lachen,
Zu lächerlich, um graun zu machen. —
Ach ſo, du kennſt nur jene Fratze
Mit Huf und Schweif und Krallentatze.
Nein, Freund, ſo will der Bauer ihn;
Denn der liebt kräftge Medizin.
Uns thut ein ketzeriſcher Zug,
Der Blick des Spötters ſchon genug.
Ein ſchalkhaft Hörnerpärchen keimt,
Lachſt wie ein Kuppler abgefeimt,
Mit kecken höfiſchen Manieren:
Das alles wird dich trefflich zieren. —

Ranſch ſah zu Boden, ſchwieg und ſann,
Und Irminold hub wieder an:
Nicht jedem iſt ſein Leben
In freie Hand gegeben.
Ich ſelber, ſchau, wie treib' ich's hier?
Viel ſanfter ſäß ich, glaube mir,
Ein Liebling heiliger Natur,
Mit Ariſtipp und Epikur
Bei Lyraklang und vollen Bechern,
Statt hier mit meinen armen Schächern
Den dürren Roſenkranz zu drehn
Und auf die ſchöne Welt zu ſchmähn.
Ach, Herz und Welt ſind heut entzweit;
So will's der Eigenſinn der Zeit.
Sieh, der Geſcheidre biſt ja du:
Gib nach und drück' ein Auge zu! —

Du möchteſt allen Troſt mir rauben.
Ich kann es nicht, ich will's nicht glauben,
Was wir für dieſes Volk gethan,
Das ſei nun Alterweiberwahn.
In Gunſt und Gnade nimmer müd,
Wie waren freudig wir bemüht,
Gedeihn und Heil zu ſpenden
Mit unſichtbaren Händen!

Wie wuchs durch unſre ſtille Pflege
Das Gut im Haus und im Gehege,
Des Herdes Brot, die Milch der Kühe,
Und zogen wir in heilger Frühe
Im Reigenſchritte durch die Flur,
Erquoll von Segen unſre Spur.
Beim kranken Kind in ſchwüler Nacht
Die guten Holden hielten Wacht.
Es wurde groß in unſrer Mitte;
Wir ſtützten ſeine ſchwanken Tritte.
Vors Bett des Jünglings legten wir
Am Weihetag die Waffenzier;
Beim Oſterfrühlicht fand die Maid
Im Moos ein Neſtlein voll Geſchmeid.
Des Kindes Wunſch, der Traum der Braut,
Er ward dem Hausgeiſt leiſ' vertraut,
Und galt es ernſte Männerthat,
Wir ſaßen ungeſehn im Rat.
Als feierlich geladne Gäſte
Verteilten wir am Hochzeitfeſte
Glückſäckel, Wunſchring, Zauberhorn,
Des Metes unerſchöpften Born.
Wir ſprachen Troſt in ſchweren Tagen
Und halfen fromm die Toten klagen.
Und all der trauliche Verein,
Die Treue ſoll vergeſſen ſein,

Verweht im Wind mit welkem Laube?
Das muß ich ſehn, bevor ich's glaube.

Der Guardian hob ſich raſch vom Pfühl:
So zieh hinaus ins Weltgewühl,
Willſt du mit eignen Augen ſehn!
Doch, armer Freund, wie wird dir's gehn?
So weiſe und ſo unerfahren,
Wirſt du dich ſchwer vor Schaden wahren.
Wie ging's dem Fant auf nächtger Au,
Der tanzte mit der Elbenfrau?
Da fangeſt du dein eignes Los:
Du ſchliefſt zu lang im Bergesſchoß
Und findeſt deine Welt nicht mehr.
Du ſegelſt in ein fremdes Meer;
Doch denk', bevor dein Schifflein ſinkt,
Daß hier ein ſichrer Hafen winkt! —
Rauſch zeigt hinaus: Die Schatten weichen.
Der Tag erhebt ſein Siegeszeichen! —
Er ſchwenkt das Hütlein: Auf ins Land!
Rief er frohlockend und entſchwand.

Sechſtes Abenteuer.

So zog er aus im Morgenſtrahl.
Da lag im tiefen Tannenthal
Ein ſchmucker Ort mit Bach und Mühle.
Ein Kirchlein glänzt von weichem Bühle,
Des Pfarrers Haus daneben,
Ganz übergrünt mit Reben,
Darunter, halbverſteckt im Hain,
Ein ſpitzes Dach mit Hirſchgeweihn.
Der Förſter war zu jagen aus;
Sein rundlich Weib beſtellt das Haus,
Indes im Korb am Gartenhag
Ihr ſchöner Junge ſchlummernd lag.
Ein rotes Röckchen trug der Kleine;
Die Wänglein glühn im Roſenſcheine.
Rauſch nahte auf den Zehen
Und blieb verwundert ſtehen,

Und lachend ſagt er ſich: Fürwahr,
Der Racker gleicht mir auf ein Haar. —
Ihm fiel mit allen Schelmerein
Der Mutwill' ſeiner Jugend ein,
Und eh' er ſelber ſich's verſann,
Lief er ſchon mit dem Kind bergan;
Er trug es in des Pfaffen Bette
Und legt ſich an des Knaben Stätte.

Bald kam die Frau mit muntrem Schritt
Und nahm ihn in die Stube mit
Und bettet ihn an ſichrem Ort
Mit manchem ſüßen Liebeswort.
Sie ſaß und ſchaukelt ihn und ſang,
Indes die Spindel ſurrend ſprang.
So heimlich war's, ſo dämmerkühl,
Das Bett ſo weich, ſo lind der Pfühl:
Rauſch bleibt behaglich liegen,
Schweigt ſtill und läßt ſich wiegen.
Ah, denkt er, mir iſt ſanft zu Mut!
Wie hat's ein ſolches Menſchlein gut!
O Mutterblick, du ſchönſtes Licht!
So wohl erging mir's lange nicht. —

Leiſ' kam die Mittagſtunde
Zum lichten Tannengrunde.

Der Harzduft kocht im Sonnenbrand:
Ein ſchläfrig Glöcklein ſummt ins Land.
Dann ward es ſtille ringsumher
Und Weg und Kirchlein menſchenleer.
Zur Kammer kam, ſich auszuziehn,
Der wackre Prieſter Zephyrin.
Da lag das Kind. Der kleine Fant
War ihm nur allzu wohl bekannt.
Der lacht' auch gleich, als er ihn ſah.
Betreten ſtand er vor ihm da
Und ſprach in väterlichem Ton:
Ei ſieh, biſt du's, mein goldner Sohn?
Wer hat mit meinem armen Lieben
Zur Unzeit ſolchen Scherz getrieben? —
Er nahm ihn ſamt dem Pfühl heraus
Und huſcht mit ihm ins Förſterhaus:
Gevatterin, Frau Friderun,
Was ſoll ich mit dem Rangen thun?
Wir haben doch vor wenig Wochen
Sein Erbgut feierlichſt beſprochen.
Er wird gewiß auf Erden
Dereinſt ein Biſchof werden.
Doch treibt nicht frevle Neckerei!
Ihr bringt uns gar noch ins Geſchrei. —
Sie ſah ihm fragend ins Geſicht:
Was meint Ihr? Ich verſteh Euch nicht. —

Er ſprach: Was ſollt' ich meinen?
Ihr kennt doch dieſen Kleinen? —
Und damit wickelt er ihn los
Und ſtellt ihn auf der Mutter Schoß.
Herrgott, rief ſie, es iſt mein Bube!
So liegt der Teufel in der Stube! —

Zum Thürſpalt wies ſie bleich vor Graun;
Der Pfaffe ſchlich, hineinzuſchaun.
Er muſtert Rauſch mit Kennerblicken
Und ziſchelt mit bedächtgem Nicken:
Diaboli ludibrium!
Wie ſieht er ſich bedrohlich um!
Das arme Söhnlein ward verzückt:
Ein Wechſelbalg hat Euch berückt. —
Sie ringt in wilder Angſt die Hände;
Er faßt ſie tröſtend um die Lende
Und flüſtert: Nein, habt guten Mut!
Ich will Euch raten, was Ihr thut,
Wie wir's in jungen Tagen
Die Muhmen hörten ſagen.
Merkt auf! Ihr müßt vor allen Dingen
Den Feind mit Liſt zum Sprechen bringen.
Dann lohnt man ihm mit blauen Malen:
Geht, brauet Bier in Eierſchalen! —

Sie that ſo, wie er ſie gelehrt.
Sie lief geſchäftig um den Herd,
Uebt allen Brauch der weiſen Frau,
Die Gerſtentrank zum Feſte braun.
Ihr Treiben ſtört des Kleinen Ruh;
Er ſah mit großen Augen zu,
Erhob ſich langſam aus den Daunen
Und brummte mit treuherzgem Staunen:
Nun bin ich doch ſo alt, ſo alt,
Viel älter als der Weſterwald,
Und hab' mein Tage nicht geſchaut,
Daß man das Bier in Eiern braut!

Hui, drauf und dran! Wir haben ihn!
So rief der tapfre Zephyrin
Und wiſchte aus der Kellerthür
Mit einem Beſenſtiel herfür.
Die Frau mit fliegendem Gelock
Ergriff den knotgen Runkelſtock,
Und beide hieben im Verein
Auf den erſchrocknen Redner ein.
Die Wiege rollte hin und her;
Die Kiſſen flogen kreuz und quer.
Wohl ſtrebt er rüſtig, zu entfliehn;
Doch ſtets ereilt ihn Zephyrin.
Der focht wie einſt Sankt Michael;

Der Streiche ging ihm keiner fehl.
Er ſchrie und ſchlug in einem Saus:
So treibt man dumme Teufel aus! —

Rauſch lief in Angſt und Eile
Wohl mehr als eine Meile.
Weit in der Wildnis hielt er an
Und pries ſein Glück, daß er entrann.
Es ſcheint mir faſt, ſo murmelt er,
Die alten Späße ziehn nicht mehr.
Das war ein ſchwarzer Wüterich!
Und Teufel, glaub' ich, hieß er mich.
Wie kann mir ſolch ein Schimpf geſchehn?
Sollt' ich ihm wirklich ähnlich ſehn? —

Siebentes Abenteuer.

Er ſchlich ſich vor zum Waldesrand.
Da ſaß ein Pärlein Hand in Hand
Allein in grüner Einſamkeit
Und klagte Gott ſein Liebesleid.
Es war die blonde Hadulind,
Des reichen Bauern einzig Kind;
Dort lag in weiter Fluren Kranz
Sein ſtolz Gehöft im Abendglanz.
Sie liebte trotz der Eltern Drohn
Des armen Nachbars ſchmucken Sohn;
Doch morgen wird ſie ungefragt
Verhaßtem Werber zugeſagt.

Weh, ruft der Burſch, wir ſind betrogen!
Wie hat der Stelzfuß doch gelogen.

Der uns im Glas den Alraun wies
Und unverhofftes Glück verhieß!
Gibst du dich hin dem ekeln Wicht,
Ich trag' es nicht, ich duld' es nicht.
Ich würg' ihn hier mit dieser Faust
Und mach' ein End', davor mir grauſt. —
Das Mägdlein weinte bitterlich:
Wie ſollt' ich leben ohne dich? —
Sie ſah mit ernſten Augen auf:
Und haben wir nicht freien Lauf?
Was hindert uns, zu fliehen,
Soweit die Schwalben ziehen?
Dir iſt die alte Märe kund,
Wie Walther floh mit Hildegund:
So gürte dich vor Mitternacht
Und komm gerüſtet wie zur Schlacht!
Den Wurfſpieß nimm zum Wanderſtab
Und harre mein am Hünengrab!
Mein Bündel, das iſt bald bereit:
Nichts nehm' ich als mein Hochzeitkleid.
Diebsfinger zünd' ich heimlich an;
Das iſt der ſtärkſte Schlummerbann.
So hört kein Störer meinen Tritt.
Ich bring' den Heckethaler mit!
Der hilft uns bis ans End' der Welt,
Und mag's dann gehn, wie's Gott gefällt!

Glück auf den Weg! so rief im Grimme
Mit einmal eine rauhe Stimme,
Und zornerglühend ſtand vor ihnen
Der Bauer mit verzerrten Mienen:
Der Donner ſoll verdammen
Die Ahneln und die Ammen,
Die, ſtatt der Dirne vorzubeten,
Durch Märlein ihr den Kopf verdrehten! —
Er hielt mit ſeiner Eiſenhand
Der Tochter runden Arm umſpannt:
Wir werden dich verwahren,
Bis wir zur Hochzeit fahren.
Biſt erſt bei deinem Mann geborgen,
Dann mag er für das Weitre ſorgen.
Er weiß, wie man das Füllen zähmt,
Daß es dem Zaume ſich bequemt.
Doch rat' ich dieſem Laffen hier,
Jagt er mir wieder im Revier,
So meid' er mich und meine Mannen:
Mit Hunden hetz' ich ihn von dannen. —

Sie ſprach: Hier geht Gewalt vor Recht.
Was haſt du gegen Heribrecht?
Er iſt, wenn nicht an Gütern reich,
Doch dir und jedem Herren gleich:
Ein freier Mann auf freiem Grund. —

Ja, rief der Burſch mit ſtolzem Mund,
Und hätt' ich nichts als dieſen Arm,
Ich will ſie betten weich und warm.
Kein Beßrer pflügt und ſchwingt die Garben:
An meinem Herd ſoll niemand darben! —
Da lacht der Alte ſpöttiſch froh
Mit Lauerblicken: Prahlſt du ſo?
Vergönnſt du dir, dich ſelbſt zu loben,
Vergönn' auch mir, dich zu erproben! —
Am Abhang dehnt ſich ſonnverbrannt
Ein weites wüſtes Heideland. —
Da drüben dieſes Diſtelfeld,
Schon lange ſchaut' ich's gern beſtellt.
Nun zeig', was ſolch ein Held vermag!
Find' ich's ge..kert bis zum Tag,
Dann, aber merke wohl, nur dann —
Drei Finger ſtreckt er himmelan —
Ich ſchwör' es bei des Herren Leib!
Nur dann wird Hadulind dein Weib. —
Er höhnt: Du weißt, ich halte Wort!
Und zieht das Mädchen mit ſich fort.

Im letzten Abendgrauen ſtand
Der Burſch, bis ihm ihr Bild entſchwand.
Der eben noch ſo kühn geſprochen,
Wie jählings war ſein Trotz gebrochen!

Er ſenkt das Haupt: Es iſt vorbei! —
Dann fährt er auf mit wildem Schrei,
Flicht eilig einen Strick von Baſt
Und läuft damit zum nächſten Aſt.
Doch ſieh — ein roter Heinzelmann
Soß rittlings drauf und lacht' ihn an:
Was ſoll's, du Narr? Die Stunden rinnen.
Ans Werk, das Liebchen zu gewinnen! —
Des Burſchen Hand entfiel der Strick;
Doch vor des Männleins gütgem Blick
Schwand ihm vom Herzen Schreck und Bangen.
Ach, ſprach er mit bethränten Wangen,
Hätt' ich ein Dutzend Hände,
Ich bring' es nicht zu Ende! —
Sag', willſt du mich nach Brauch der Alten
In deinem Freihof ehrlich halten?
So möcht' ich mich erdreiſten,
Für dich das Werk zu leiſten. —
Ach, liebes Wichtel, rate mir!
Was du begehrſt, gelob' ich dir! —

Schon bricht die bleiche Nacht herein;
Der Oſten ahnt des Mondes Schein.
Wohlan, ſprach Rauſch und ſchwang die Hand,
Schlafzauber ſing' ich übers Land.
Denn Elbenwerk ſieht Einer nur,

Der weidet durch des Himmels Flur,
Der Nachthirt mit den Wolkenschafen.
Kein Leben lauscht. Die Lüfte schlafen. —
Des Jungen stürmend Herz umspinnt
Ein Traumgewebe dicht und lind,
Und eingelullt vom Zauberton
Liegt er im Moos und schlummert schon.

Doch als gemach der sanfte Bann
Im kühlen Morgenhauch zerrann,
Da weckt ihn kräftger Erdgeruch:
So dampft ein frischer Ackerbruch.
Und wirklich, sieh, den ganzen Hang
Ziehn schwarze Furchen sich entlang,
Gewölbte Beete hoch und breit,
Die glatten Schollen gleich gereiht:
Das Unerhörte war vollbracht,
Das Feld gepflügt in einer Nacht.

Die Nachbarn hörten, was geschehn,
Und alles lief, das Werk zu sehn.
Von ringsher wie zum Bittgang wallten
Die Meier mit den Ehehalten.

Man ſchaut und ſtaunt, man lacht und zecht:
Dem reichen Pocher ward ſein Recht! —
Und jeder lobt den ſchmucken Jungen;
Der ward umjubelt und umſchlungen.
Die Burſche trugen frohgeſellt
Ihn auf den Schultern um das Feld.
Da ſeht ihr's, riefen Weib und Mann,
Daß treue Liebe Wunder kann! —

Der Bauer ſah ſein Spiel verloren:
Zu hoch und heilig war's beſchworen.
Da ſchritt mit Bänderſtab und Strauß
Der Brautknecht ſtolz von Haus zu Haus.
Es ritten auf geſtrählten Roſſen
Zum Ehrentag die Gaugenoſſen.
Gefolgt von ſchwertbewehrter Schar
Traf ſich im Hof das junge Paar.
Er trat einher in lichtem Prangen;
Sie ſchlich, vom Schleier überhangen.
Er ſcharlachrot, ſie blütenweiß,
So ſtehn ſie in der Sippe Kreis.
Da ſprach ein Bauer wettergrau,
Es war der ältſte Mann im Gau:
Ich hör', hier ſoll ein Bräutchen ſein.
Sprich, kecker Burſch, willſt du ſie frein? —
Ja, Vater Ilſung, gebt ſie mir! —

Nun wandte ſich der Greis zu ihr:
Ich ſeh' hier einen friſchen Knaben.
Sag', willſt du ihn zum Manne haben? —
Sie ſtand ein Veilchen züchtig ſtumm;
Dann ſprach ſie: Ja, ich bitt' Euch drum! —
Er fragte, wie's der Brauch befahl,
Zum zweiten und zum dritten Mal.
Dann gab er ſie in ſeine Hand:
Gefeſtet iſt dies Eheband;
Bezeug' es dein und ihr Geſchlecht.
Nimm ſie nach freier Franken Recht! —
Er hielt im Arm ſein junges Glück
Und ſchlug das Schleiertuch zurück.
Wie ſcheu und ſchalkhaft glühn den Mann
Zwei blaue Kinderaugen an!
Er küßte ſie zum Gattengruß
Und trat ihr leiſe auf den Fuß.

Da löſte ſich der Ring mit Schalle,
Und zum Gelage drängten alle.
Das Brautmus ſchleppt der Koch herbei,
Begrüßt mit hellem Luſtgeſchrei.
Vor jeder Schüſſel tief und ſchwer
Ziehn muntre Schwegelpfeifer her.
Aus Tonnen kommt der Met gefloſſen,
Wie eine Sündflut ausgegoſſen.

Da ward auf gute Nachbarſchaft
Mit ungefüger Reckenkraft
Geſchlungen und geſogen,
Daß ſich die Bänke bogen.
Dann ging es paarweis Hand in Hand
Zur Linde, wo der Maibaum ſtand.
Man zog im Schritt der Lieder
Den Anger auf und nieder;
Man ſchlug in Himmelshelle
Die bunten Sommerbälle.
Die Dirnen ſchürzten ſich zum Tanz,
Und freudenrot im friſchen Kranz
Begannen ſie den Reihen
Zu Fiedeln und Schalmeien.
Der ſtolze Spielmann Hurlebaus
Sprang mit dem Dudelſack voraus.
Ein Faß erklettert Stürzenkrug,
Der meiſterlich die Trommel ſchlug.
Manch Dorfkind wird von wilden Jungen
Gleich Puppen durch die Luft geſchwungen.
Da ſchimmern Kniee blank und prall;
Dazu Gegrill und Jubelhall.
Manch Pärlein in den Graben rollt,
Und alles ſingt und ſpringt und tollt. —
Doch oben aus dem Taubenhaus
Steckt Bruder Rauſch den Kopf heraus.

Er freut ſich des Gewühls und lacht
Und ſpricht: Das hab' ich gut gemacht.

Mit Liebesglück und Sonnenſchein
Zog er im jungen Haushalt ein
Und ſchwamm in Vollbehagen
Wie zu der Vorzeit Tagen.
Wo er in Hof und Feld erſchien,
Wie ehrenvoll begrüßt man ihn!
Im Keller, hinterm Faß verſteckt,
War ihm ein Bettlein aufgedeckt,
Und wenn er nachts zum Herde kam,
Fand er ein Näpfchen friſchen Rahm.
Sein Liebſtes war die Dämmerzeit,
Wenn alles ruhte weit und breit
Beim Demantſchein der Himmelskerzen;
Da vor dem Haus mit Sang und Scherzen
Saß Heribrecht bei Hadulind
Und ſeinem jungen Hofgeſind.
Ein Ahorn an der Scheune Thor
Streckt einen langen Arm hervor;
Dort ſaß vergnügt der kleine Gaſt
Und ſchwang den Leib, daß ſich der Aſt
Wie eine Gerte ſchwankend bog,
Drauf lachend er die Luft durchflog.

So ging's mit Rauſch im erſten Mond;
Im zweiten ward man ihn gewohnt.
Im dritten ſcherzt man über ihn
Und ſpürt Gelüſt, ihn aufzuziehn.
Das Männlein würdevoll und zierlich,
Sein Eifer war doch zu poſſierlich.
Sie raunten dies, ſie raunten das:
Es wäre traun ein Heidenſpaß,
Wenn unter ihm der Aſt zerkrachte!
So meinte Heribrecht und lachte.
Der Knecht, wie ſo der Meiſter ſprach,
Sah pfiffig drein: Da helf' ich nach! —
Und ſchmunzelnd ob dem feinen Witz
Durchſägt er ihm den Lieblingsſitz.
Die Nachbarn alle in der Runde,
Sie kehrten ein zur Feierſtunde;
Die Thürbank faßt die Gäſte kaum.
Bald ſaß auch Rauſch im Ahornbaum.
Doch wie er trieb ſein Schaukelſpiel,
Da brach der Aſt. Der Kleine fiel,
Wie reifes Obſt vom Baume ſchnellt.
Die Beinchen himmelwärts geprellt,
Lag er im Gras und ward zu Schanden,
Indem ſie lachend ihn umſtanden. —
Wie hart, Frau Erde, biſt du doch!
O Menſchenundank, härter noch!

Fluch dem, der einen Bauern rettet!
Ihm werde ſo wie mir gebettet! —
Er ſtöhnte laut in bittern Wehn
Und ſchied auf Nimmerwiederſehn.

Achtes Abenteuer.

Er kam, des Bauernlebens ſatt,
In eine hochgetürmte Stadt.
Da ſtrömt das Volk im Abendſchein
Durch Thor und Brücke aus und ein:
Altherrn mit weißen Haaren,
In farbigen Talaren;
Studenten ziehn in Schwärmen
Mit Lachen und mit Lärmen.
Aus blumgen Kähnen ſchallt Geſang
Zu Becherguß und Lautenklang.
Sie rieſen Heil der hohen Schule
Und ſangen von der liebſten Buhle.

Rauſch, als es dunkelt, folgt von fern
Durchs Stadtthor zwei gelehrten Herrn.
Die prieſen einen weiſen Mann,
Der heut den Doktorhut gewann:

Der ſei vor allen andern Meiſtern
Vertraut mit Göttern und mit Geiſtern.
Den, dachte Rauſch, den muß ich ſehn!
Der eine Mann wird mich verſtehn.
Ihm werd' ich nicht zum Spotte
Vor dieſem neuen Gotte.
Zwar der iſt Sieger, iſt im Recht;
Doch ich bin werter von Geſchlecht.
Mir brachte Blumenopfer dar
Ein adlich Volk in goldnem Haar,
Da ſeine krummgenaſten Väter
Ein Kalb umſprangen mit Gezeter.
Das weiß der Mann; der iſt gelehrt.
Wie mich das Bauernvolk entehrt,
Dem weiſen Meiſter will ich's klagen:
Der wird manch tröſtlich Wort mir ſagen. —

Er ſucht das höchſte Giebeldach,
Dort war des Herrn Studiergemach,
Pocht an die Thüre zart und fein;
Da ſchallt ein mürriſches Herein!
Und drin am Fenſterpulte ſtand
Ein Mann in langem Hausgewand.
Der, rings umſchanzt vom Bücherhauf,
Lieſt ruhig fort und blickt nicht auf.
Doch nickt er flüchtig im Studieren

Und brummt: Ihr wollt Euch inſkribieren.
Dort liegt das Merkbuch, tragt Euch ein!
Ihr ſollt den Curſus benedein:
Was Ihr bis heut von Göttern wißt,
Das iſt des Augias alter Miſt. —
Dann kramt er fort in ſeinen Bänden.
Rauſch dreht ſein Hütlein in den Händen:
Verzeiht, daß ich Euch plage,
Und gönnet mir die Frage:
Hat einer von der Götter Art
Sich Euch ſchon leibhaft offenbart?
Pah, lacht er, eitel Phantaſie!
Die gibt es nicht und gab es nie. —
Oho, ſprach Bruder Rauſch gekränkt,
Das geht ſo glatt nicht, wie Ihr denkt!
Und wollt Ihr nur vom Buche ſehn,
So habt Ihr einen vor Euch ſtehn. —

Wds? ſchrie empört der weiſe Mann,
Sprang vor und ſtarrt ihn grimmig an,
Ein Ammenſpuk! Was will der hier?
Wagt ſolch ein Popanz ſich zu mir?
Fürwahr, ein Puck, ein Poltergeiſt,
Ein Kerl, der Rumpelſtilzchen heißt!
Welch ein Phantaſt hat Euch veriert,
Zu glauben, daß Ihr exiſtiert?

Das haben wohl die Philologen
Euch armem Schlucker vorgelogen.
Jedoch gemach! Sie ſind gerichtet.
Ich habe gründlich ſie vernichtet;
Sie ſterben aus, habt nur Geduld! —
Und damit warf auf ſeinen Pult
Er einen ſchweren Folianten,
In Holz gefaßt, mit Eiſenkanten.
Das knallte wie ein Donnerſchlag,
Daß Bruder Rauſch zu Tod erſchrak. —
Hier iſt der Schule Wuſt und Wahn
Für alle Zeiten abgethan.
Von all den himmliſchen Geſtalten,
Mir hat nicht eine ſtandgehalten.
Wer iſt noch, was er ſcheint, geblieben?
Zum Urbrei hab' ich ſie zerrieben.
Doch gar mit Herren Eures Weſens,
Da macht man wenig Federleſens.
Ich weiß, Ihr bildet Euch wohl ein,
Ein deutſch Original zu ſein,
Und ſeid im Nilſchlamm doch gezeugt
Mit allem, was da kreucht und fleugt!
Ihr ſeid, wenn nicht ein Renegat,
Ein nachgepfuſchtes Plagiat,
Ein Faſelhans nach fremder Norm,
Kurz, eine ſchlechte Typhonform!

Das merkt Euch wohl, und nun hinaus!
Für Laven bin ich nicht zu Haus. —
So ſchob der Mann mit Ungebühr
Den Kleinen unſanft vor die Thür.

Neuntes Abenteuer.

Der Arme ſtand noch lange
Verblüfft im finſtern Gange.
Dann ſchlich er ſachte wieder
Die Wendeltreppe nieder.
Von unten lärmt ein luſtig Mahl:
Dort ſaß gedrängt im Erkerſeal
Ein Heervolk alter Studioſen
Im Harniſch, mit zerſtammten Hoſen,
Die Federhauben ſchief im Nacken,
Mit roten Schrammen auf den Backen.
Sie waren durch des Schwertes Kraft
Die Meiſter der Studentenſchaft,
In fremden Flüchen hochgelehrt,
Im jus potandi vielbewährt.
Aus ihren bunten Reihen ſtarrten
Spitzhämmer, Stangen, Hellebarden.

Sie ſchrieen all aus einem Munde,
Und ruhelos ging in der Runde
Ein Humpen wuchtig, mörſergleich;
Den hießen ſie das römſche Reich.

Rauſch horchte auf der Schwelle;
Der Gang war lampenhelle.
Da ſah ihn einer, kam geſchwind,
Nahm auf den Arm ihn wie ein Kind
Und rief mit Lachen: Sehet hier!
Ein rotes Füchslein fing ich mir! —
Verwundert hob der Zecher Hauf
Die ſchweren Augendeckel auf:
Halloh! Wer biſt du, ſchmucker Fant? —
Der Bruder Rauſch bin ich genannt. —

Rauſch? rief ein Trunkner überquer,
Rauſch, alter Freund, wo kommſt du her?
Poz Velten, wirſt mich doch noch kennen:
Brauch' ich den Suffian zu nennen?
Nun ſind ſo manches liebe Jahr
Wir zwei ein unzertrennlich Paar
Und haben uns, ſo kann es gehn,
Mit keinem Auge noch geſehn.
Wie ſtellſt du dich pygmäenhaft
Und haſt doch Siebenmännerkraft!

Ach, denkſt du noch? Das war ein Praſſen
Einſt auf Tubingas krummen Gaſſen!
Mußt' ich auch meiſt die Zeche zahlen,
Wenn wir am Wört die Gänſe ſtahlen,
Der Jubel brauſte Tag und Nacht.
Noch rühmt man unſre letzte Schlacht:
Wir ſtürmten erſt ein Hochzeithaus
Und trieben Wirt und Gäſte aus,
Rottierten uns in gleichem Schritt —
Die Muſikanten mußten mit —
So zogen wir, der Welt zum Staunen,
Bei Nacht mit Pauken und Poſaunen,
Dazu das Hundehetzen,
Das Wüten und das Wetzen,
Das übermenſchliche Geſchrei!
Da lief der Untervogt herbei
Und fiel uns an. Doch ich entwand
Den Bratſpieß ſeiner tapfern Hand,
Zerdroſch ihn damit windelweich,
So daß er pfiff bei jedem Streich,
Und ſtach ihn ſchäkernd noch zum Schluß
In den **glutaeus maximus**.
Als dies Magnifikus vernahm,
Da ward er mir von Herzen gram
Und relegiert mich — der Barbar —
Auf runde neunundneunzig Jahr.

O ſieh, ſeitdem bin ich verbannt
Und ſuche dich von Land zu Land. —
Er ſtiert ihn an; ihm fehlt das Wort,
Und thränenſchluckend fährt er fort:
Nun rührt mich's wie ein Herzeleid,
Daß wir uns nach ſo ſchöner Zeit
In dieſem Neſt hier finden müſſen!
Schmollis, Herr Bruder! Laß dich küſſen! —

Dies Wiederſehn voll Freud und Schmerz
Fiel den Betrunknen ſchwer aufs Herz.
Sie ſchluchzten all in tiefem Harm.
Der Kleine ging von Arm zu Arm
Und ward bewirtet und liebkoſt.
Er dachte: Sieh, hier ſind' ich Troſt!
Ich bin zur rechten Thüre kommen;
Hier werd' ich ehrlich aufgenommen. —

Da platzt mit Klirren und Gekrach
Ein dicker Raufbold ins Gemach.
Den Rock zum Reiterwams gekürzt,
Das Schwert ſoldatenhaft geſtürzt,
Steht er geſpreizt nach Bärenart
Und faucht in den geſträubten Bart.
Der Häuptling war's der Nation;
Sein Ruf erſcholl wie Horneston:

Ihr Herrn, was ſoll mir der Skandal?
Was thut der Säugling hier im Saal? —
Sie ſchwiegen all vor ſeinem Grimme;
Nur einer ſprach mit weicher Stimme:
Es iſt ein männlicher Kumpan,
Der beſte Freund des Suffian. —
Der Senior frug: Iſt er Student,
Den ihr voreilig Bruder nennt? —
Der Kleine ſprach mit Angſtgebärden:
Noch bin ich's nicht; doch möcht' ich's werden.
Da ſeht ihr's! Euer Trankkumpan,
Ein Spulwurm iſt es, ein Bean!
Wie mögt ihr euch ſchimpfieren,
Mit ihm zu bankettieren? —
Hei, riefen ſie, wir bringen's ein:
Man muß ihn raſch zum Burſchen weihn! —

Da wurden alle wach im Nu.
Sie winkten ſich mit Lachen zu
Und ſahn auf ihn mit luſtger Wut.
Dem Kleinen war nicht wohl zu Mut:
Was habt ihr vor, ihr edlen Herrn?
Der Reden Sinn erführ' ich gern. —
Da ſchwang der lange Hildebrand
Ein Tiſchtuch um als Meßgewand
Und ſprach in ſalbungsvollem Ton:

Vernimm der Weisheit Wort, mein Sohn!
Wem nicht der freie Burschenorden
Nach Musenbrauch verliehen worden,
Der bleibt in seiner schönsten Zier
Doch nur ein unvernünftig Tier.
Man muß ihn fangen erst und zähmen
Und ihm der Bosheit Gift benehmen;
Man muß an Hörnern ihn und Klann
Wie einen groben Klotz behann;
Man muß ihn kneten, muß ihn putzen
Und ihm die langen Ohren stutzen.
So wird er fein und wohlgelitten
In aufrecht ehrenfesten Sitten;
So lernt er Praktika und Schliff
Und den heroisch sichern Griff,
Und so wird aus dem borstgen Thoren
Ein Akademikus geboren.
Das sollst an Haut und Haaren
Du selber gleich erfahren! —

Der Kleine sah sie mit Entsetzen
Grausame Instrumente wetzen,
Sprang auf — doch war er schon gepackt
Und ward gehudelt und gezwackt,
In einen Schraubstock eingeklemmt,
Gefegt, gestriegelt und geschwemmt;

Er ward gemeißelt und gefeilt,
Gebohrt, gehobelt und gefeilt,
Mit einem Ziegelſtein balbiert
Und mit dem Küchenbeil raſiert.
Zuletzt kam Suffian gerannt
Mit einer Bettſcher' in der Hand
Und zwickt ihn grinſend in die Naſe.
Da ſchrie er wie ein wunder Haſe,
Brach durch die runden Scheiben aus
Und räumt mit Hilferuf das Haus.
Es ſtürzt mit Lachen und mit Schrein
Die tolle Meute hinterdrein,
Indes vom Turme vorwurfsvoll
Das heiſre Narrenglöcklein ſcholl.

Zehntes Abenteuer.

Müd' dieſer ganzen Menſchenwelt
Kam er hinaus ins freie Feld.
Blind war die Nacht, wie Blei die Luft;
Am Boden flockt ſich Nebelduft.
Da ſah er unfern im Gehege
Ein feurig Ding abſeits vom Wege,
Das über Schollen hüpfte
Und durch die Zäune ſchlüpfte,
Hinkollernd auf dem Ackerpfad.
Als er ihm langſam näher trat,
Fing's lichterloh zu brennen an:
Es war ein kleiner Feuermann,
Der einen Grenzſtein keuchend trug
Und wimmernd Purzelbäume ſchlug. —
Mir iſt, als kenn' ich dieſen Wicht.
Das iſt ein altvertraut Geſicht! —

Er ſah ihm lang verwundert zu;
Dann rief er unwirſch: Höre du,
Du magſt dir dieſe Scherze ſparen!
Zu Ernſtes iſt uns widerfahren.
Sprich, Mummhart, meiner Baſen Kind,
Was das für Affenſprünge ſind? —

Das Feuermännlein ſtockt' im Lauf
Und ſchaute ſchwerbetroffen auf.
Weißglühend ſtand der Arme da,
Daß man ihm durch die Rippen ſah.
Dann hub er kläglich an zu weinen:
Ach, find' ich einen von den Meinen?
Ja, Rauſch, welch Unheil iſt geſchehn,
Seitdem wir uns zuletzt geſehn! —
Was fackelſt du, wie Stroh entflammt? —
Ich ſpuke, Freund. Das iſt mein Amt. —
Kannſt du dich ſo heruntergeben? —
Jenun, Freund Rauſch, man will doch leben!
Im Staube liegt das alte Recht;
Verdarben läßt uns dies Geſchlecht.
Das Waſſer ging mir an die Kehle:
Da ward ich eine arme Seele.
Es iſt das wohl ein ſaures Brot;
Doch nährt es ſeinen Mann zur Not.
Ich bin kein Herr von Stande;

Doch kennt man mich im Lande.
Kehrt ſpät der Schulz vom Kirmesſchmaus
Und flucht im Finſtern ſich nach Haus,
Schwer von des Metes Honigſeim,
Ich leucht' ihm für ein Trinkgeld heim.
Die Bauern thun mir alle Ehr',
Und meine Qual erbaut ſie ſehr. —

Rauſch blickt auf den Genoſſen;
Auch ſeine Thränen floſſen:
Weh mir, ſoll dies das Ende ſein,
So weiß ich nimmer aus noch ein! —
Und kleinlaut hub er an zu ſagen,
Was er dem Guardian ausgeſchlagen.
Wie? eifert Mummhart, biſt du toll?
Dies Angebot iſt ehrenvoll.
Das iſt doch traun ein ſchönrer Poſten,
Als wie ein Weihnachtsblock zu gloſten! —
Er nahm den Vetter bei der Hand,
Der wie verdonnert vor ihm ſtand:
Was ziemt uns Kleinen dies Gewimmer?
Ging's doch den großen Herrn noch ſchlimmer.
Wie Opferrauch im Wind verweht,
Schwand ihnen Macht und Majeſtät.
Willſt du's erproben, komm mit mir!
Die alten Götter zeig' ich dir.

Am Kreuzweg im verfemten Grunde,
Da ziehn ſie heim von nächtger Runde. —

Er führt ihn durch die Halde
Und lauſcht hinauf zum Walde:
Hier harre ſtill! Sie nahen ſchon.
Hörſt du der Eule Jammerton?
Spürſt du, wie alles, was da lebt,
In dumpfen Aengſten bangt und bebt?
Das Waldweib ſtöhnt im Hagedorn;
Windkatzen laufen durch das Korn.
Die Wolkenwölfe ziehn in Rotten
Mit ihren grauen Wetterzotten.
Der ganze Wald erknarrt und kracht:
Sieh hin, da kommt's! Es flammt die Nacht!
Und durch die Lüfte brauſt im Flug
Ein greulicher Geſpenſterzug,
Ein Galgenvolk, zu Haufen
Dem Rabenſtein entlaufen:
Gehenkte Diebe mit dem Strick
Um das gebrochene Genick,
Geköpfte, ein gedrängter Schwarm,
Zu Roß, ihr glotzend Haupt im Arm,
Geräderte, durchs Rad geſchlungen,
Zerſchellt, mit ausgereckten Zungen,
Schnapphähne mit zerſchlitzten Lippen,

Den Pfahl des Schinders in den Rippen,
Ein Mordgeſindel ohne Zahl,
In Leichenſtarre, fahl und kahl,
Von Krähen jämmerlich zerhackt,
In blutgen Fetzen ſchmählich nackt,
Verweſt, verwittert und verzauſt,
Mit Nattern in der Knochenfauſt.
Und Weiber kommen mitgefahren
In wüſtem, buhlendem Gebaren,
Sturmhexen, die auf Beſen ſitzen,
Mit dürrem Leib und ſchlaffen Zitzen.
So jagt mit raſendem Geſchrei
Das wilde Totenheer vorbei.

Sieh, raunte Mummhart, dieſes war
Dereinſt Walhallas Heldenſchar.
Und denkſt du noch der Wolkenfraun?
Wie war es herrlich anzuſchaun,
Wenn ſie, den Helm im Goldgelock,
Mit Speer und Schild und Waffenrock,
In ſiegreich königlichen Sitten
Zum Walfeld durch die Lüfte ritten!
Erkennſt du ſie, den Stolz der Lieder,
In dieſem Hexentroſſe wieder?
Und kennſt du den vergrämten Mann,
Der dort im Fuchshut trabt voran?

Der Alte auf dem magern Schimmel,
Dereinſt der höchſte Herr im Himmel,
Durchirrt er nun, entthront, verdammt,
Sein treulos Volk. Was ihn umflammt,
Das iſt der Hölle Feuerſchein:
Beim Satan zieht er aus und ein.
Er, den vor Ehrfurcht ganz verzagt
Wir einſt kaum anzuſchaun gewagt,
Der Gott der Helden und der Dichter,
Der führt nun dieſes Schandgelichter! —

— — — — — — — — — —

Es war in erſter Morgenhelle,
Der Guardian las in ſeiner Zelle,
Als plötzlich vor ihm an der Wand
Ein kleiner roter Teufel ſtand. —
Ha, Bruder Rauſch! Kommſt du erſt heut?
Ich hab' mich lang auf dich gefreut.
Der Menſchen Sinnen und Gebaren
Haſt du wohl gründlich nun erfahren.
Ich ſeh', die Reiſe that dir gut. —
Ja, ſchmollte Rauſch, wenn dieſer Brut
Ihr Gott zum Teufel ſich verkehrt,
Sie ſind fürwahr nichts Beſſres wert! —

Ein ſchlecht verhaltner Freudenton
Durchlief das Kloſter: Wißt ihr's ſchon?
Der Bruder Rauſch iſt heimgekehrt!
Wir haben lang doch ſein entbehrt.
Und denkt, das ehrt den ganzen Orden:
Er iſt der Unſern einer worden. —

In Anmut, ohne Wortgefecht
Fügt ſich nun alles regelrecht.
Wenn ihn der Exorziſt beſprach,
Gab Rauſch als der Geſcheitre nach.
Er wich dem Wedel achtungsvoll,
Wie das ein frommer Teufel ſoll.
Auch ſeines Amts vergaß er nicht:
Er übte des Verſuchers Pflicht
Und goß auf ihr verarmtes Haus
Der Erde Herrlichkeiten aus.
Sie ließen duldſam ihn gewähren,
Doch nicht aus weltlichem Begehren,
Nein, um zum Spott den Pfuhl der Sünden
In ſeiner Seichtheit zu ergründen.
Wie bald im Ueberdruß erſchlafft
Des Böſen Trieb, des Böſen Kraft!
Dann fromm empört ergriffen ſie
Die Waffen heiliger Magie.
Man ſchwang in ſittlicher Ekſtaſe

Das Räucherfaß ihm vor der Nase.
Er ward beſchworen und gebannt,
Bis er in ſeinem Berg verſchwand.

Sie aber faſten wieder
Und geißeln ihre Glieder,
Bis, von der Buße Kraft durchwärmt,
Ihr Mut nach friſchem Streite ſchwärmt.
Dann kommt auch, eh' der Mond verſtrichen,
Rauſch wieder ſacht hervorgeſchlichen,
Daß er ſein altes Spiel erneue
Und durch Verſuchung ſie erfreue.
So führt die Weltluſt ewgen Krieg:
Den ſatten Guten bleibt der Sieg.
Stets, wenn er's juſt vollendet meint,
Zerſtört ſein Werk der böſe Feind
Und treibt, das iſt ſein teufliſch Los,
Das Laſter in der Tugend Schoß.

Da flog von Mund zu Munde
Die wunderſame Kunde,
Wie ſie des Teufels Handen
So ſieghaft widerſtanden.
Bald war ihr Ruhm der Stolz der Zeit,
Des Volkes Glück, der Klöſter Neid.
Sie wurden groß an Land und Macht;

Ihr Münſter ſtrahlt in goldner Pracht.
Wallfahrer ziehn in hellen Haufen,
Um ihr Gebet ſich zu erkaufen
Und um ſich wie an Himmelswonnen
An ihrer Heiligkeit zu ſonnen.
Beſonders faßten fromme Fraun
Zu ihnen zärtliches Vertraun;
Denn vor der Welt und ihren Garnen
Weiß nur der Kundige zu warnen.
Die Fürſten und die edlen Herrn
Verweilten dort als Gäſte gern
Und ließen gegen reiche Gaben
In ihrer Kutte ſich begraben.

Von dieſem neuen Glanz und Heil
Erhielt auch Rauſch ſein gutes Teil.
Sein Ruf begann ſich auszubreiten
Wie kaum in ſeinen ſchönſten Zeiten.
Wie wichtig ward ſein Thun und Laſſen!
Die Blinden ſangen's auf den Gaſſen.
Man hört's mit Wohlgefallen
In Hütten und in Hallen.
Sein Name, der ſo lang vergeſſen,
Man rief ihn aus auf Markt und Meſſen;
Da ſtand ſein luſtger Lebenslauf
Im ſchmucken Reimgedicht zu Kauf;

Das fehlt in keiner Bücherei.
Man malt und ſchnitzt ſein Konterfei
Am Schenkenſchild, am Schifferkiel.
Er ward agiert im Faſtnachtsſpiel,
Und jedes Auge lachte,
Wo ſeiner man gedachte.

Wollt' einer ſpötteln über ihn,
Sein Daſein gar in Zweifel ziehn,
Da ſchrie entſetzt ein jeder Chriſt:
Hört, was der Läſtrer ſich vermißt!
Des Geiſtes Licht, den frommen Glauben
Will er dem armen Volke rauben! —
Vors heilge Tribunal citiert,
Ward er zu Boden disputiert
Und ſaß im Turme brunnentief,
Bis er den Irrtum widerrief.

So vielbeliebt und allbeſtaunt,
Ward Rauſch begütigt, beſtgelaunt
Und ſprach: Der Weiſe gehe nicht
Zu ſtreng mit Menſchen ins Gericht!
Wenn ſie erſt wenig uns behagen,
Wer tiefer blickt, lernt ſie ertragen.
Ich nahm die Sache viel zu krumm:
Sie ſcheinen ſchlecht und ſind nur dumm! —

Doch in des Berges tiefſtem Schacht,
Da rieſen ſich in ſtummer Nacht
Die noch von den zerſprengten Scharen
Des ſtillen Volkes übrig waren
Und ſich ins Felsgeklüft der Schroffen,
Ins hohle Tropfgeſtein verſchloſſen.
Begierig lauſchten ſie den Mären
Von ihres Bruders neuen Ehren.
Sie kamen ſchüchtern allgemach
Und folgten ſeinen Spuren nach
Und leben friedlich da und dort
Vermummt im Teufelskleide fort.

Doch wenn in erſter Maiennacht
Der alte Heidendrang erwacht,
In Lüften ſich die Geiſter ſcharen,
Die Hexen nach dem Brocken fahren,
Dann ziehn auch ſie zum alten Bund
Auf tiefgeheimem Waldesgrund.
Der fromme Pilger hört mit Grauſen
Die zottigen Drachenflügel ſauſen.
Bald wimmelt an der Lichtung Saum
Von kleinen Teufeln Buſch und Baum,
Die auf den Zweigen kauern
Und nach dem Monde lauern.
Und ſteigt aus Nacht und Nebelflor

Der Feeen Sonne ſtill empor,
Dann fällt der rauhe Mummenſchanz:
Die Wieſe wogt vom Elbentanz.
Kommt ein verirrtes Sonntagskind,
Ein Spielmann, der auf Lieder ſinnt,
Der wird in Huld und Gnaden
Zu ihrem Feſt geladen.
Sie ſchenken ihm das Laub vom Hag:
Das wird zu Gold am goldnen Tag.
Sie aber jubeln hold gepaart:
Wie ſind die Bräutlein ſchlank und zart!
Und ſchweben zierlich ſie den Reigen,
Kaum daß ſich da die Gräſer neigen;
Der Tropfen Tau im Silberlicht
Erzittert, doch zerfließt er nicht.
Und haben alle ſich begrüßt,
Und iſt die alte Luſt gebüßt,
Dann noch vor Tage ziehn ſie gern
Nach Haus zu ihren neuen Herrn.
Sie ſind zufrieden mit dem Tauſch
Und weltverſöhnt wie Bruder Rauſch.

Spielmannsbuch.

Spielmanns-Buch.

Novellen in Versen

aus dem

zwölften und dreizehnten Jahrhundert,

übertragen

von

Wilhelm Hertz.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.
1886.

Meinem lieben Freunde

Paul Heyse

gewidmet.

Inhalt.

Einleitung: Seite

1. Die Spielleute III
2. Die älteſten franzöſiſchen Novellen . XLVII
3. Die bretoniſchen Seen LXIV

Herr Orfeo 1
Lanval von Marie de France 23
Iwonek von Marie de France 45
Guingamor 65
Tydorel 85
Die beiden Liebenden von Marie de France 99
Frene von Marie de France 109
Elidúc von Marie de France 127
Der bunte Zelter von Hüon dem Spielmannskönig 163

Seite

Der Ritter mit dem Fäßlein 185

Der Tänzer unſrer lieben Frau 209

Der arme Schüler 219

Sankt Peter und der Spielmann 229

Aucaſſin und Nicolette 243

Anmerkungen 289

Einleitung.

1. Die Spielleute.

Wenn wir uns die Stellung der Spielleute in der mittelalterlichen Welt vergegenwärtigen wollen, müssen wir über den Begriff, den wir heute mit dem Worte Spielmann verbinden, weit hinausgehen. In unserer Zeit dient der wandernde Spielmann fast ausschließlich dem Vergnügen der niedern Stände; im Mittelalter konnten ihn auch die höchsten nicht entbehren. Denn abgesehen von der naiveren, unverwöhnteren Lebenslust in allen Kreisen der mittelalterlichen Gesellschaft, auch die edlen geistigen Bedürfnisse waren fast ausschließlich auf die Spielleute angewiesen. Der Spielmann brachte nicht nur das Beste und Neueste auf musikalischem Gebiet; er war auch für eine Zeit, in der das stumme Lesen kaum erst über die Studierstube des Gelehrten sich hinauszuverbreiten begann, der berufene Vermittler für alle Gattungen der schönen Litteratur, vom ernsten Heldengesang, vom üppigen Ritterroman bis zum derben Schwank und zur neckischen Rätselfrage; ja er war als Darsteller kleiner mimischer Scenen der einzige Vertreter der profanen Schauspielkunst. Als weither wandernder Gast brachte er die Kunde von fremden Ländern zugleich mit den großen und kleinen

Neuigkeiten des Tages. Kurz, für all die Anregung und Belehrung, welche uns Konzertsaal und Theater, Buchladen und Zeitungsredaktion zu bieten bestrebt sind, hatte beim größten Teil des mittelalterlichen Publikums der wandernde Spielmann zu sorgen. Daneben aber lagen dem fahrenden Volk noch alle jene niedern Unterhaltungskünste ob, die es noch heute in Schenke und Jahrmarktsbude zu üben pflegt. So ergab sich von selbst nach der Wertschätzung der Leistungen eine gesellige Abstufung in dieser bunten Welt, von dem vornehmen Sänger, der im vertrauten Umgang mit Fürsten lebte, bis herab zum bettelhaften Schnurranten, der im Tierfell umhersprang und Feuer fraß.

Es waren drei Hauptelemente, aus denen sich der Stand der Spielleute zusammensetzte: die Sänger der keltischen und germanischen Völker, die Lustigmacher der antiken Welt und die fahrenden Kleriker.

Den Sängern der keltischen und germanischen Vorzeit haftete kein Makel an. Sie gehörten zu den Besten ihres Volks, hochgeehrt um ihrer Kunst willen, die von den Göttern kam. Jeder Hofhalt hatte seinen Sänger als ständiges Mitglied; andere wanderten von Volk zu Volk, von Herrensitz zu Herrensitz, emsig bemüht, den Schatz der nationalen Heldendichtung im Gedächtnis zu sammeln, zu mehren und zu verbreiten. Ob nicht schon in der alten Zeit dieses unstäte Leben den fahrenden Sänger an öffentlichem Ansehen unter den seßhaften Hofsänger gestellt hat, läßt sich nicht entscheiden. Sicher war dies bei den späteren keltischen Stämmen der Fall, wo sich die Hausbarden streng von den wandernden Barden unterschieden. Für die ursprüngliche Hochschätzung

des ganzen Standes ſpricht jedoch das in Wales noch lange geltende Geſetz, das dem Unfreien verbot, Gelehrter, Schmied oder Barde zu werden [1]).

Wenn der wandernde Sänger des europäiſchen Nordens in der allgemeinen Achtung ſank, ſo hatte er das hauptſächlich dem zweiten Element zu danken, das ſich von Süden her über die Länder der Kelten und Germanen ergoß, dem verrufenen Volke der römiſchen Mimen, Spaßmacher und Gaukler [2]).

Von alters her hatte ſich die römiſche Welt an dem volkstümlichen Poſſenreißer ergötzt, der durch Rede und Gebärde Geſtalten und Scenen des täglichen Lebens in karikierender Weiſe nachahmte und daher mimus, der Nachahmer, genannt war. Er trug ſchon in der älteſten Zeit das bunte Lappenkleid, das noch heute dem italieniſchen Harlekin eigen iſt. Mit ihm teilten ſich die Tänzer, Gaukler und Taſchenſpieler, die Flötenbläſer und Saitenſpieler in die Gunſt von hoch und nieder, und alle durchwanderten ſcharenweiſe die weiten Provinzen des Römerreichs. Sie drängten ſich auf die Bühne, wo bei dem ſinkenden Geſchmacke des Publikums die Seiltänzer, Akrobaten und Meſſerwerfer im Bunde mit leichtfertigen Tänzerinnen bald der edlen Schauſpielkunſt gefährliche Konkurrenz machten. Das Reich zerfiel; die Theater verödeten im fünften und ſechſten Jahrhundert völlig; die alten Schauſpieler, die Hiſtrionen, ſtarben aus; aber jenes Unkraut der Luſtigmacher war unverwüſtlich. In allen Provinzen überdauerten ſie die römiſche Herrſchaft und das römiſche Theater, und wie dereinſt vor Cäſar und Auguſtus trieben ſie nun ihre Künſte vor Attila und Theoderich dem Großen.

In dieser gemischten Gesellschaft giengen die wandernden Sänger der Kelten und Germanen unter und teilten ihr Schicksal. Eine gemeinsame Bezeichnung warf alle die mannigfaltigen Abstufungen in eins zusammen: altfranzösisch jongleur und menestrel, altdeutsch spilman. Den Namen iocularis, ioculator hatte man in der späteren Kaiserzeit mit Vorliebe dem altrömischen scurra beigelegt, dem Lustigmacher, der auf der Bühne, wie bei den Gastmählern der Reichen Späße und lascive Geschichten vorzutragen pflegte. Mehr und mehr erweiterte sich die Bedeutung dieser Worte, so daß schließlich das provenzalische joglar (aus iocularis) und das französische jogleor (aus ioculator) der Gesamtname für alle wurde, welche aus der Unterhaltung anderer ein Gewerbe machten, sei es durch den Vortrag von Poesie und Musik oder durch Aufführung von Kunststücken. Der Begriff des Gewerbsmäßigen liegt auch in der Benennung menestrel, englisch minstrel. Das französische menestier (heute métier) heißt Dienst (lateinisch ministerium), dann Handwerk, und menestrel (lateinisch ministerialis) ist ein jeder, der im Dienst eines andern einen Beruf ausübt, dann Lohnarbeiter, Gewerbsmann im allgemeinen, berufsmäßiger Künstler und Handwerker. Beide Wörter haben im Neufranzösischen eine beträchtliche Einschränkung erfahren, indem das heutige jongleur nur den Gaukler und Taschenspieler, das heutige ménétrier (aus menestrier) nur den Bierfiedler, der zum Tanze geigt, bezeichnet. Die alte deutsche Sprache faßt sämtliche unterhaltende Künste unter dem Begriffe „Spiel" zusammen, und Spielmann heißt daher ein jeder, der solche Künste berufsmäßig ausübt.

Um das Bild noch bunter zu machen, gesellte sich als drittes ein gelehrtes Element hinzu, die fahrenden Kleriker (clerici vagabundi), auch Goliarden genannt, Männer von höherer Schulbildung, — clerici hießen alle Studierte, — die, von der allgemeinen Wanderlust der Zeit ergriffen, in den Klöstern, Zechstuben und Hoflagern der Christenheit sich umtrieben, unruhige Köpfe voll Geist und Sinnenglut, verkommene Genies aller Art, die als Dichter und wortgewandte Gesellschafter an den Tischen der Großen ihr Brot suchten. Frühe schon bezeugen sie ihr Dasein in der Literatur durch lateinische Spielmannslieder, welche an den Höfen der sächsischen und salischen Kaiser im zehnten und elften Jahrhundert beliebt waren. Ihre Blüte fällt ins zwölfte Jahrhundert, wo ihre prächtigen lateinischen Liebeslieder einen siegreichen Wettkampf mit Troubadours und Minnesängern begannen und der Archipoeta, die Krone aller Vaganten, vor Barbarossas Kanzler jene berühmte Goliardenbeichte ablegte, das genialste, was die weltliche Lyrik des Mittelalters geschaffen. Unter diesen fahrenden Gelehrten waren Männer jedes Alters, grauhaarige Mönche und Einsiedler, welche noch in ihren alten Tagen der Langeweile ihrer Zelle entlaufen waren, neben glattwangigen Studenten, wie sie damals vom Rufe der neu aufblühenden Schulen gelockt, scharenweise in Frankreich zusammenströmten, die clera escoliers, die fahrenden Schüler, welche ihr Wanderleben bis ins sechzehnte Jahrhundert fortführten und durch Wundermären und Schwänke, durch Zauberkuren und Schatzgräbereien sich die Gastfreundschaft der Laienwelt erkauften.

Es war selbstverständlich, daß die Kirche nicht bloß an diesen ihren wilden Schößlingen, sondern an dem ganzen Treiben der Spielleute Aergernis nahm und fromme Sittenprediger sie alle zusammen dem Herrn dieser Welt, dem leidigen Teufel, zusprachen. Schon der h. Augustin nannte die Freigebigkeit gegen die Spielleute ein abscheuliches Laster und keine Tugend [3]), und Alkuin citiert in einem Briefe den Ausspruch von ihm, daß der Mann, welcher Schauspieler, Mimen und Tänzer in sein Haus einführe, nicht ahne, wie viele unreine Geister mit ihnen kommen [4]). Im Elucidarium des Honorius von Augustodunum fragt der Schüler: Welche Hoffnung haben die Spielleute? und der Meister erwidert: Keine! Denn mit all ihrem Thun sind sie Diener des Satans [5]). Berthold von Regensburg, der gewaltigste Kanzelredner des deutschen Mittelalters, fordert sie daher nicht einmal zur Buße auf, da sie doch rettungslos verloren sind, und seine Apostrophe an diese Gesellen des Teufels [6]) wird an Kraft des Ausdrucks höchstens noch von den buddhistischen Dogmatikern übertroffen, welche die Taschenspieler und Komödianten mit den Vater- und Muttermördern in die unterste Gluthölle verdammen.

Diesem Urteil gemäß waren die Spielleute, wenigstens im späteren Mittelalter, von der Kommunion ausgeschlossen [7]). Das Gesetz, wie der Sachsenspiegel, erklärte sie für rechtlos und fand sie für persönliche Verletzungen mit einer höhnischen Scheinbuße ab. Nach dem Schwabenspiegel sollte derjenige, welcher einem Spielmann etwas zuleide gethan hatte, an eine Wand treten, auf welche die

Sonne ſchien, und der Spielmann ſollte das Recht haben, den Schatten auf der Wand an den Hals zu ſchlagen, und das ſollte ſeine ganze Genugthuung ſein [8]). Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein gehörten die Fahrenden zu den unehrlichen Leuten, die mit ihren Nachkommen vom Eintritt in die bürgerlichen Zünfte ausgeſchloſſen waren. Die Goldſchmiede von Köln z. B. forderten von jedem zureiſenden Geſellen einen amtlichen Nachweis, daß er weder eines Bartſcherers noch Baders noch Leinewebers noch eines Spielmanns Kind ſei [9]).

Die Verachtung galt natürlich nicht der Sang- und Saitenkunſt; denn dieſe gehörte zur feineren Bildung. Man denke an den ritterlichen Fiedler Volker, an den in allem Saitenſpiel erfahrenen Triſtan. Selbſt heilige Biſchöfe verſchmähten nicht, die Harfe zu ſchlagen, wie der h. Aldhelm von Salisbury († 709) und der h. Dunſtan von Canterbury († 988). Als der Biſchof Albrecht von Lüttich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts verkleidet nach Rom reiſte, nahm er ſeine Harfe mit und ſpielte unterwegs auf einer Hochzeit zum Entzücken der Gäſte [10]). Ja, in einem Gedicht von geiſtlicher Minne tritt ſelbſt Jeſus als Spielmann auf, der den Seinen die ſüßeſten Weiſen fiedelt; darnach tanzen alle Seelen mit Cherubim und Seraphim [11]).

Was die Spielleute verächtlich machte, das war die niedrige, aufdringliche und bettelhafte Art, wie ſie im allgemeinen ihren Erwerb ſuchten. In das begehrliche Gedränge wurden auch die anſtändigeren hineingezogen; denn bei der maſſenhaften Konkurrenz der unverſchämten konnte der verſchämte Spielmann (le honteux menestrel) [12]) Hungers ſterben.

Alte Gloſſen überſetzen das lateiniſche parasitus Schmarotzer geradezu mit Spielmann [13]), und bezeichnend genug wurde im Altfranzöſiſchen das Wort lecheor „Tellerlecker" als Titel der Spielleute ſo gebräuchlich, daß es ſchließlich ſeine ſchlimme Bedeutung verlor und ſchlechtweg Spielmann hieß [14]). Es war das heimatloſe Vagabundentum, was ihnen ſchadete, das leichtfertige Wirtshausleben der Fahrenden, dem ſie in Deutſchland den Beinamen lotер verdankten; es waren ihre nicht immer ſauberen Nebengewerbe, ihr Zuſammenleben mit ſtreunenden Gaunern und Frauen vom ſchlimmſten Rufe.

Aus der römiſchen Zeit her miſchten ſich ja Tänzerinnen und Muſikantinnen unter ihre Reihen, im Lateiniſchen joculatrices, im Franzöſiſchen jugleresses oder menestrelles, im Deutſchen spilwip geheißen. Dieſe tanzten und ſprangen auf den Märkten und bei Gaſtmählern. Auch in jenen nicht eben züchtigen Scenen, welche die mittelalterlichen Mimen aufführten, hatten Spielweiber ihre Rollen [15]). Bekannt ſind jene ſarazeniſchen Mädchen, welche Richard von Cornwall im Jahre 1241 am Hofe Kaiſer Friedrichs II tanzen ſah: ſie ſtanden jede auf zwei rollenden Kugeln und ſchwebten ſo unter anmutigen Bewegungen über den Eſtrich hin, indem ſie dazu ſangen und die Cimbeln ſchlugen [16]). Wenn in altdeutſchen Gedichten der Tanz der Herodias, der dem Täufer Johannes das Leben koſtete, geſchildert wird, ſo heißt es: Sie ſprang wie ein Spielweib; gar gelenkig war ihr Leib [17]). Die Bilder, wie das Wandgemälde im Braunſchweiger Dom, ſtellen ſie dar als Akrobatin, rückwärts übergebogen und mit den Händen die Erde berührend oder auf den Händen

tanzend. Geigende Frauen begegnen uns oft in den Miniaturen. In der Pariſer Minneſängerhandſchrift z. B. ſchreitet eine ſolche vor Herrn Hildbold von Schwangau her, der von Kopf bis zu Fuß geharniſcht von zwei bekränzten Frauen, wie es ſcheint, als Sieger vom Turnierplatz geführt wird [18]). Als der König Andreas von Ungarn ſein vierjähriges Töchterlein Eliſabeth, die Verlobte des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, im Jahre 1211 nach der Wartburg ſandte, gab er ihr nach einem Bericht des 14. Jahrhunderts eine Fiedlerin (rotterin) Namens Allheit mit, die das zarte Bräutlein, wenn es weinte, mit ihrem Saitenſpiel ſtillen ſollte [19]). Eine Spielmännin Agnes war die Geliebte des Königs Wenzel II von Böhmen, gleich erfahren im Fiedeln und Singen wie in der Kunſt, ſich Männern lieb und wert zu machen. Kam der galante König durch andere Frauen in Liebespein, ſo war ſie weitherzig genug, ihm als Unterhändlerin zu dienen. Sie trug ihm wichtige Botſchaften zu hohen Herrn und gieng oft für ihn auf Kundſchaft in fremde Länder. Dafür überſchüttete er ſie mit Geſchenken; zwölf Pferde oder mehr waren ſtets zu ihrem Dienſt bereit, und ein Kammerwagen führte ihr ihre Kleider und Kleinodien nach. Als er aber im Jahre 1305 an einer damals noch wenig bekannten Krankheit ſtarb, da bezichtigte man ſie, daß ſie ihn auf Anſtiften ſeiner Feinde durch geheime Mittel in der Umarmung vergiftet habe [20]). Dieſe Kolleginnen, durch deren Lebenswandel der Name „fahrende Frauen“ die ſchlimmſte Bedeutung erhielt, trugen das ihrige redlich dazu bei, den ganzen Stand in der öffentlichen Achtung herabzudrücken [21]).

Doch wie es auch um das persönliche Ansehen des Spielmanns bestellt war, die Kurzweil, die er brachte, war allerwärts willkommen. Wenn Kaiser Ludwig der Fromme die Spaßmacher in Rücksicht auf seine Gäste zwar zuließ, aber ihnen auch nicht das leiseste Lächeln schenkte; wenn Kaiser Heinrich III an seinem Hochzeitfest zu Ingelheim im Jahre 1043 nicht Humor genug hatte, den Fahrenden ihren Anteil zu gönnen, und sie ungespeist und unbeschenkt traurig abziehen ließ, um das, was er ihnen entzog, den Armen zu spenden; wenn ebenso der französische König Philipp August im Jahre 1187 verfügte, daß man seine abgelegten Kleider künftig nicht mehr unter die Spielleute, sondern unter die Armen verteile und wenn er am Abend seines Lebens jene Diener des Teufels ganz von seinem Hofe verbannt haben soll[22]), so waren das vereinzelte Ausnahmen, die zwar von den geistlichen Chronisten höchlichst belobt wurden, den Betroffenen aber nur vorübergehenden Schaden brachten. Im allgemeinen hatten sich die vielgeschmähten Fahrenden über die geistlichen Herrn so wenig wie über die weltlichen zu beklagen.

Die fahrenden Kleriker, die es doch vor allem auf die geistlichen Höfe abgesehen hatten, mußten die Kränkung erleben, daß ihnen dort nicht selten der Possenreißer vorgezogen wurde. Während der Dichter vor euren Thüren hungert, ruft der entrüstete Archipoeta, werden die Mimen in eure Kammer eingelassen, die doch nichts wissen als Tollheiten[23]). Schon Karl der Große hatte sich veranlaßt gesehen, in einem Kapitular vom Jahre 789 den Bischöfen, Aebten und Aebtissinnen die Spielleute zu verbieten. Solche Verbote wiederholen sich

durchs ganze Mittelalter und beweiſen eben dadurch, wie wenig ſie befolgt wurden. Der durch ſeine franzöſiſchen Dichtungen bekannte Biſchof von Lincoln, Robert Groſſeteſte († 1253), war ein ſolcher Freund der Spielmannskunſt, daß ſein Harfner neben ſeinem Studierzimmer wohnen mußte, um ihm jederzeit bei Tag und Nacht mit ſeinen Weiſen nahe zu ſein[24]). Auch in den Refektorien der Klöſter fanden die Spielleute gaſtliche Aufnahme. Im Jahre 1180 erhielt ſogar ein Harfner Jeffrey von der Benediktinerabtei Hide bei Wincheſter eine Leibrente[25]), und noch früher verlieh der Erzbiſchof Roland von Dol in der Bretagne dem Spielmann Garin Troſſebof ein Grundſtück zu lebenslänglicher Nutznießung[26]). In den provenzaliſchen Klöſtern wurden im 13. Jahrhundert die Weinverſteigerungen zu wahren Volksfeſten, und da bei ſolchen die Spielleute und die fahrenden Frauen nicht fehlen durften, ſo wurden ſie von den Mönchen gegen Bezahlung einer beſtimmten Taxe zugelaſſen[27]). Die Spielleute der engliſchen Großen erhielten von ihren Herrn die Erlaubnis, an gewiſſen Feſttagen in der Kloſterhalle zu muſizieren. So kamen im Jahre 1441 die Spielleute des Lords Clinton in die Priorei Maxtoke und empfiengen für ihre Aufführungen vier Schillinge, während die für das Seelenamt beigezogenen Prieſter nur zwei erhielten. Außerdem ſpeiſten die Muſikanten am Abend mit dem Subprior in der Camera Picta, dem gemalten Gaſtgemach des Kloſters[28]). Höchſt charakteriſtiſch iſt folgende Geſchichte, welche ſich unter König Heinrich III von England im Jahre 1224 zugetragen haben ſoll: Zwei Mitglieder des neugegründeten Franziskanerordens, die Eng-

land predigend durchzogen, wurden eines Abends in einem unermeßlichen Forst bei Oxford von einem furchtbaren Unwetter überfallen und pochten an das Thor einer mitten in der Waldeinsamkeit gelegenen Benediktinerzelle. Der Pförtner hielt sie wegen ihres zerlumpten, schmutzigen Aussehens und ihrer fremden Sprache für fahrende Spielleute und meldete sie dem Prior. Dieser lief mit dem Sakristan, dem Kellermeister und zwei jungen Mönchen herbei und hieß die Fremden willkommen, von deren Künsten er sich einen vergnügten Abend versprach. Als aber die Fratres mit strengem Angesicht erklärten, sie seien keine solchen Leute, sondern apostolische Diener des Herrn, da wurden sie von den enttäuschten Benediktinern mit Fußtritten und Faustschlägen hinausgeworfen. Nur einer der jungen Mönche erbarmte sich ihrer und erweichte den Pförtner mit Bitten, daß er ihnen, als die andern schliefen, im Heustadel eine Zuflucht vergönnte[29]).

Daß auch die schönere Hälfte der Religiosen den Spielleuten nicht abgeneigt war, beweist uns eine köstliche Scene in Köln, die uns der Spielmann Watriquet zu Anfang des 14. Jahrhunderts aus seinem Leben erzählt. An einem Himmelfahrtstage führte ihn eine Stiftsdame in ihr Haus, damit er mit ihr und zwei anderen zu Mittag speise. Die Damen setzten sich alle drei ins Bad, und nahe vor ihre Wannen wurde für ihn ein Tischlein gerückt. Erglühend von Bad und Wein ließen sie sich dann Gedichte von ihm vortragen, wobei sie ihn ausdrücklich ermahnten, auf ihr Zartgefühl durchaus keine Rücksicht zu nehmen. So lauschten sie mit hellem Lachen auf seine Verse, von denen man heut-

zutage nicht einmal den Titel vor Frauen nennen könnte[30]).

Wenn solches am grünen, geistlichen Holze geschah, was dürfen wir da vom weltlichen erwarten? Schon der Erzbischof Agobard von Lyon klagt im Jahre 836: Betrunken macht man die Histrionen, die schnödesten Mimen und nichtsnutzigsten Spielleute, während die Kranken der Kirche Hungers sterben[31]). Unberechenbar geradezu werden die Geschenke genannt, welche Kaiser Heinrich V bei seiner Hochzeit im Jahre 1114 an die zahllose Menge der Spielleute und Mimen verteilen ließ[32]). Welcher Art die Gaben waren, erzählen uns die Dichtungen ausführlich: „Das teure Seidengewand, Silber- und Goldgeschirr, Maultiere und Rosse, Pfelle und Samt ganz und unzerschnitten, manchen roten Ring massiv von Gold, Zobel und Hermelin gaben die Fürsten[33])." So schied mancher zu Rosse, der zu Fuß gekommen war, und manches bunte Gewand wurde in Sack, Ranzen und Felleisen eingepackt[34]). Der flandrische Fiedler Colin Muset schildert in einem launigen Lied, wie schlimm ihn seine Frau empfängt, wenn er mit leerer Tasche heimkehrt; kommt er aber mit einem schwellenden Sack auf dem Rücken und in gutem Gewand, so wirft sie die Kunkel weg und fällt ihm lachend um den Hals, und während sie das Felleisen auspackt, läuft sein Junge, sein Pferd zu tränken, die Dirne schlachtet zwei Kapaunen, und seine Tochter bringt einen Kamm, ihn zu strählen; dann fühle er sich mit Behagen als Herr im Hause[35]).

Die Vornehmen pflegten bei solchen Gelegenheiten ihre eigenen Prachtkleider auszuziehen und den Spielleuten zu schenken, so daß sie, wie es in

deutſchen Dichtungen heißt, „aus Milde der Kleider ledig“ daſtanden[36]). Im Roſengarten muſiziert eine Maid vor Kriemhild und dem Markgrafen Rüdeger:

Hinter ſich trat der Markgraf, zog ab das Gewand
Und gab es der Spielmännin mit ſeiner milden Hand[37]).

Biſt du ein Spielmann, ſagt Girard von Viane, ſo ſing uns ein Lied! Ich gebe dir meinen Hermelinpelz dafür[38]). Der nackt dem Meer entronnene Huon findet Hilfe bei einem hundertjährigen Spielmann der Heidenſchaft, der ihn in ſeinen Dienſt nimmt und in Hermelin und Scharlach kleidet. Er muß ihm ſein Bündel tragen und die Mäntel aufraffen, die dem Alten, wenn er muſiziert, von allen Seiten zugeworfen werden[39]).

Daß dieſe Angaben der Dichter der Wirklichkeit entnommen ſind, bezeugen die Chroniſten. So berichtet Rigord, der Geſchichtſchreiber des Königs Philipp Auguſt von Frankreich, daß er ſelbſt geſehen habe, wie die Fürſten ihre koſtbaren, kunſtvoll geſtickten Kleider, wofür ſie vielleicht 20—30 Mark Silber bezahlt hatten, nach wenigen Tagen einem Spielmann auf ſein erſtes Wort zum Geſchenke machten; vom Preis eines ſolchen Kleides hätten 20—30 Arme ein volles Jahr ihren Unterhalt haben können[40]). Nach der Chronik von Aſti wurden bei der Hochzeit des Galeazzo Visconti in Mailand im Jahre 1300 über 7000 wertvolle Tücher an die Spielleute verteilt[41]). Bei dem Weihnachtsfeſt, das Kaiſer Karl IV im Jahre 1356 in Metz hielt, ritten die Kurfürſten in die Halle bis an die Tafel und überließen beim Abſitzen ihre Roſſe den Spielleuten und dem fahrenden Volk[42]). Gold und Silber ſcheint

man erſt dann verſchenkt zu haben, wenn der Vorrat an Kleidern und Tüchern erſchöpft war[43]). Außerdem pflegte man die Spielleute auch dadurch zu belohnen, daß man ihnen ihre Pfänder einlöſte, die ſie in der Herberge für Obdach und Bewirtung zum voraus hatten hinterlegen müſſen. Von ſolcher Belohnung durch ausgelöſte Pfänder (gages) kommt der heutige Ausdruck „Gage“[44]).

Wie einträglich bei dieſer Freigebigkeit der Großen das Spielmannsgewerbe ſein konnte, zeigt uns eine Sage des 11. Jahrhunderts von dem Spielmann Vollarc, der als angeſehener Mann lebte und ſtets von einer Schar anderer Spielleute wie von einem ritterlichen Gefolge begleitet war[45]).

Für gewöhnlich aber wurden von dem leichtſinnigen Volk die raſch erworbenen Schätze ebenſo raſch vergeudet. Argent de menestrier, Spielmannsgeld, war ſprichwörtlich als in der Hand ſchmelzend wie Schnee[46]). Beſonders gefährlich wurde den Fahrenden ihre Leidenſchaft für die Würfel.

Am zahlreichſten waren die Spielleute in ihrer alten Heimat, in den Ländern der romaniſchen Welt. Einzelne Angaben der Chroniſten grenzen geradezu ans Unglaubliche: So ſollen im Jahre 1324 bei einem Feſte der Fürſten Malateſta in Rimini über 1500 Spielleute mitgewirkt haben[47]). Ueberfüllt von Luſtigmachern, Gauklern und Marktſchreiern aller Art war Paris, wo ihnen der ſonſt übliche Eingangszoll erlaſſen war. Die Sänger hatten nur dem Zolleinnehmer eine Strophe zu ſingen, die Affenführer ihre Affen tanzen zu laſſen[48]). Kein Land jedoch war ſo reich an Spielleuten wie Südfrankreich, wovon ein flandriſcher Reimchroniſt des

13. Jahrhunderts sagt: Als der gute König Karl der Große seine Länder verteilte, gab er die ganze Provence, dieses Land voll Wein und Wald und fließenden Wassern, den üppigen Leckern, den Spielleuten, daher die Provenzalen als ihre Nachkommen noch immer bessere Lieder und Weisen erfinden denn jedes andere Volk[49]).

Frühe schon sahen sich die weisen Räte der Städte genötigt, ihre Bürger vor dem Andrange der Fahrenden zu schützen[50]). Um so ungehinderter ergossen sie sich über die Dörfer und lockten das junge Volk zum Tanz unter der Linde. Da gab es jene Scenen, wie sie uns von Nithart und seinen Nachahmern so lebhaft geschildert werden: Die üppigen bäurischen Galane, die Dorfsprenzel, drängen sich heran:

Der Grimpel und der Grampel, Haselpuselhart,
Rimolt und Wolfgart,
Rumolt und der Wetterschüll und Heinzlin Giegelwart.

Der letztere läuft, daß ihm der Schweiß über die Augen rinnt, auf die Dorfschönen los, deren eine ihm ein Kränzlein reicht. Da schreien sie alle nach dem Spielmann, und der schielende Löchlein in seiner gestreiften Hose verlangt den krummen Reihen, den man mit Hinken tanzt:

Der Spielmann stimmt die Pauken; die Reifen sind gespannt.
Schon hatte da der Löchlein ein Mädel bei der Hand:
O du tapfrer Spielmann, mach uns den Reihen lang! —
Juchheia! Wie er sprang!
Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang[51]).

Hier brauchten sich die Spielleute am wenigsten Zwang anzuthun. Unter lasciven Gestikulationen und Sprüngen reizten sie Burschе und Dirnen, ihnen jene alten mutwilligen Tanzlieder nachzusingen, gegen

welche die Kirche solange vergebens eiferte, wie die Spielleute überhaupt in ihrem Widerstreit gegen den Klerus die alten heidnischen Festgebräuche, Tanz und Mummenschanz als Ordner und Vorsänger lebendig erhielten. Sie vertraten seit den Jahrhunderten der religiösen Umwälzung das konservative heidnische Element. Daher nennt sie Heinrich von Veldeke mit Recht „die weltlichen Leute" schlechthin[52]). Um ihrem mächtigen Einfluß entgegenzuwirken, waren die deutschen Geistlichen gezwungen, sich selbst in Reimen zu versuchen. Unsere älteste Kunstdichtung hat eingestandenermaßen keinen andern Zweck, und dieser durch Jahrhunderte sich hinziehende dichterische Wettkampf zwischen den Geistlichen und den Spielleuten bietet eines der merkwürdigsten Schauspiele unserer Litteraturgeschichte[53]).

Besonders einträglich waren den Fahrenden wie noch heute die Kirchweihen und Jahrmärkte des Volks. Da erschienen sie mit tanzenden Bären, Hunden und Ziegen, Affen und Murmeltieren, liefen auf dem Seil, schlugen Purzelbäume nach vorwärts und rückwärts, sprangen durch die Reife, ließen Becken auf Stäben wirbeln, warfen Schwerter und Messer und stürzten sich unverletzt auf deren Spitzen und Schneiden, verschlangen Feuer und zerkauten Steine, übten Taschenspielerkünste unter Mantel und Hut, mit Zauberbechern und Ketten, ließen Puppen miteinander fechten, schmetterten wie die Nachtigall, schrieen wie der Pfau, pfiffen wie das Reh, rangen und tanzten beim Klang der Doppelflöte, hüpften in grotesken Tiermasken umher, führten rohe theatralische Scenen auf, zankten sich in komischen Streitgesprächen, parodierten weltliche und

geiſtliche Stände und trieben alle jene tollen und derben Poſſen, an denen ſich einſt der kranke liebe Gott in Arras geſund gelacht hat [54]). Dazu erſcholl allerart Muſik, das Lied des Sängers und das Gekreiſch des Marktſchreiers, der dem gaffenden Volke von Madame Trote von Salern erzählte, der weiſeſten Aerztin in den vier Himmelsſtrichen, welche ihre Ohren als Haube benützt, und deren Brauen an Silberketten über ihre Schultern herabhängen [55]).

Doch abſeits von dem lärmenden Gewühl ſehen wir, wie noch heute in Venedig und Neapel, Bänke in Hufeiſenform aufgeſtellt. Dort ſitzt der „wohlſprechende Spielmann" und beginnt ſeine Verſe zu recitieren. Mit Mühe bringt er ſein Publikum zum Schweigen, indem er deſſen Neugierde durch Lobpreiſungen ſeiner Wundermäre zu reizen ſucht. Zuweilen, wenn die Geſchichte eben recht ſpannend wird, hält er inne und erklärt, er werde aufhören, wenn er kein Geld ſehe, oder er verlangt einen Trunk. Denen, die ihm keine „Courtoiſie erweiſen" wollen, verbietet er ſich zu ſetzen, und exkommuniziert alle, die ſeinem einſammelnden Weib nicht ihre Börſen öffnen. Am Abend bricht er ab, da er müde ſei und nun in die Schenke müſſe; ſie möchten morgen nachmittag wiederkommen mit einem Geldſtück in den Hemdzipfel eingebunden, aber nicht mit dem kleinſten: denn der wäre ein Filz, der damit einen „höfiſchen Spielmann" ablohnen wollte [56]).

Auch in den Häuſern der Bürger, auf den Schlöſſern des Adels waren die Fahrenden gerne geſehen. Kehrten die Kaufleute von einer Handelsreiſe zurück, ſo ließen ihre Frauen zur Feier Spielleute kommen, welche trommelten und fiedelten und neue

Lieder sangen[57]). Wenn der Junghherr Ignaure am Frühlingsmorgen in den Wald zieht, um den Maibaum festlich einzuholen, so geleiten ihn fünf Spielleute mit Flöten und Schalmeien[58]) und wenn Herr Nithart die Herzogin von Bayern auf die Wiese führt, wo er im ersten Veilchen „den Sommer gefunden hat", so folgen ihm Pfeifer und Fiedler, Trompeten und Saitenspiel[59]). Zu allen Tauf- und Hochzeitfesten kamen die Spielleute und geleiteten die Neuvermählten bis in die Brautkammer[60]); sie kamen zu den Leichenbegängnissen der Großen und ehrten die verstorbenen Gönner mit Klageliedern.

Nach Baudouin aus Condé gehörte es zu den Tugenden eines hohen Herrn, daß er bei Tische fröhlich war und auf die Menestrels hörte[61]). Diese Tugend übte selbst der heilige Ludwig von Frankreich, der, so oft ihm Spielleute am Schluß des Mahles aufwarteten, die Tafel nicht früher aufhob, als bis sie mit ihren Vorträgen zu Ende waren[62]).

Vor allem aber strömten die Fahrenden zu den großen Festen der vornehmen Welt, zu Hoftag und Schwertleite. Sie wußten wohl, daß sie dem Hofe bei festlicher Geselligkeit unentbehrlich waren, und nannten sich daher mit stolzem Selbstgefühl „höfische Leute, uomini di corte"[63]). Man lud sie auch besonders ein, indem man durch Boten ausrufen ließ, wer Gut empfangen wolle, möge eiligst kommen[64]). Während des Essens widerhallte der Saal von ihrem Sang und Klang. Hörner riefen zur Tafel, und ein schmetternder Tusch begrüßte jeden einzelnen Gang des Mahls. Bei der Hochzeit des Königssohnes Robert von Artois ritten zwei Spielleute auf scharlachbedeckten Ochsen in die Halle und bliesen die

einzelnen Trachten der Tafel ein[65]). Im französischen Prosaroman von Merlin erscheint dieser bei einem Hoffest König Arturs als blinder junger Sänger in kostbarer Kleidung, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, einer silbernen edelsteinbesetzten Harfe mit Goldsaiten in der Hand, und geht von Tisch zu Tisch, jedem Gaste eine neue entzückende Weise spielend[66]).

Vergegenwärtigen wir uns das festliche Treiben auf einer französischen Herrenburg gegen Ende des zwölften Jahrhunderts! Das Mahl geht eben zu Ende; die Kämmerer reichen das Waschwasser in kostbaren Gefäßen; der Burgkaplan spricht das Gratias, und flinke Pagen entfernen die Tafeln aus dem Saal. Der Nachtisch, kandierte Gewürze, alexandrinischer Ingwer mit Honigwein, wird von den Gästen stehend und plaudernd entgegengenommen. Dann geht jeder seinem Behagen und seiner Unterhaltung nach. Einige legen sich zum Mittagsschlaf; andere setzen sich zum Schach, zum Brett- und Würfelspiel. Wieder andere gehen lustwandeln mit Falken und Sperbern auf den Händen durch das Festgedränge des Volks in den Gassen des Burgfleckens hinaus auf den grünen Anger, wo die lachende Jugend unter hellem Gesang den Springtanz anhebt. Die ritterlichen Gäste tummeln ihre Rosse und rennen mit Lanzen gegen aufgesteckte Schilde und Halsberge, die sogenannten Quintanen[67]). Die größeren Junghherrn werfen den Feldstein; die jüngeren üben sich im Laufen und Springen, im Fechten und Bogenschießen. Oben auf dem Umgang der Burgmauern stehen Damen und schauen den Waffenspielen ihrer Ritter zu. Die greisen Herrn

bleiben im Saal und stehen oder sitzen im Gespräche beisammen oder lauschen auf die Musik der Spielleute.

Denn allerwärts, im Schloß wie im Freien, erklingt es von den mannigfaltigsten Instrumenten. Da schrillen Pfeifen und Flöten jeder Art, Pansflöte, Schalmei und Doucaine, die älteste Form der Oboe. Dort brummt der ehrwürdige Dudelsack, ureinheimisch bei den Kriegern Britanniens wie bei den Hirten Chaldäas, im mittelalterlichen Frankreich sehr beliebt, aus einem Ziegenfell gemacht und daher chevrette genannt, in verschiedenen Größen: hier ein kleiner, musette geheißen, dort ein großer mit den Ziegenhörnern am Schlauch, die cornemuse. Besondere Aufmerksamkeit erregt ein Spielmann, der mit der linken Hand eine Blockpfeife hält, die er bläst, während er mit der rechten ein Trommelchen schlägt, das ihm am Gürtel hängt (tabor au flahutel)[68]. Ein zweiter sitzt daneben mit der Tragorgel auf dem Schoß. Andere schlagen Tambourin und Glockenspiel. Aber am zahlreichsten sind die Saiteninstrumente, vor allen die Harfe, das Lieblingsinstrument der Kelten und Germanen, klein und handlich, daneben die große englische, in Deutschland swalwe genannt. Mit ihr wetteifert in der Gunst der Spieler und Hörer die keltische Rotte, die Ahnmutter unserer Violinen, auf den linken Schenkel gestützt oder zwischen den Knieen gehalten, die kleinere französische Fiedel (viele), unter dem Kinn oder auf der Brust aufgesetzt, die deutsche Geige, deren Schallkasten sich in den Hals verlängert, und die sarazenische Rubebe oder Rebec, das zierliche Geiglein der Troubadours, mit anderem dem Morgenland

entſtammenden Saitenſpiel, wie Lauten und Guitarren. Daneben dreht einer die Kurbel der „ſüßen Symphonie“, woraus unſere heutige Drehleier geworden. Ein anderer hält vor ſeiner Bruſt das trapezförmige Pſalterium mit den Armen umfangen und rührt die Saiten mit dem Plectrum. Ein dritter fiedelt mit niedlichem Bogen auf dem primitivſten aller Streichinſtrumente, dem Monocord, einem langen ſchmalen Schallkaſten mit einer einzigen Saite. Zum Tanz aber im Freien erſchallen Horn und Trompete, Trommel und Pauke.

Oben auf dem luftigen Söller hat ſich eine feine Geſellſchaft zu einem Kränzelſpiel (tour du chapelet) vereinigt, indem ein höfiſcher Spielmann mit einer Dame einen lieblichen Wechſelgeſang anhebt, um ihr ſchließlich unter den anweſenden Herrn einen Mann auszuwählen [69]). Während im Erker einige wenige ältere Ritter ſich um einen Spielmann ſcharen, der ihnen zur Fiedel Stücke aus den Heldenepen vorſingt, von Roland und Olivier, von Wilhelm von Orange, von Garin dem Lothringer, führt die Herrin des Hauſes einen auserleſenen Kreis von Liebhabern der modernen Litteratur, lauter Damen und Herrn in jüngeren Jahren, nach ihrem mit Roſen und Lilien beſtreuten Prunkgemach, um ſich dort von einem normanniſchen parleor die neueſte höfiſche aventure vorleſen zu laſſen.

Das war der Hofdienſt der Spielleute in friedlicher Feſtzeit. Doch ſtampften ſtatt der ſchlanken Frauenzelter die ſchweren Streitroſſe im Burghof und zogen die Herrn im Topfhelm und Kettenhemd mit wallenden Bannern und Waffenröcken ins Feld, ſo fehlten auch da die Spielleute nicht. Sie folgten

dem Lager, ritten auch wohl dem Heere voraus und feuerten die Krieger durch Heldenlieder an, ja sie griffen auch selber zum Schwert, wie der Spielmann Bitterpfeil in der Fehde der Stadt Straßburg mit ihrem Bischof Walther von Geroldseck im Jahre 1261 [70]). Jener Taillefer, der seine Waffe hoch in die Luft werfend und wieder auffangend vor dem Normannenheer bei Hastings herritt und Verse aus dem Rolandsliede sang, war nach Gaimar und Wido ein Spielmann, den sein kühnes Herz adelte [71]).

Seit dem 14. Jahrhundert gab es im französischen Heere ständige Trompeter, Hornbläser und Posauner. Die Trompeten ertönten in den Reihen der Reiterei, die Hörner beim Fußvolk und die Posaunen und großen Trompeten (clairons) schmetterten, wenn sich das ganze Heer in Bewegung setzte [72]). Diese kriegerischen Musikanten standen in höherem Ansehen als die übrigen. In Deutschland wurden die Pfeifer, Pauker und Trompeter des Reichsheeres zuerst unter allen Spielleuten ehrlich gesprochen.

Mit den Kreuzheeren zogen die Fahrenden in den Orient und kehrten heim im Pilgerkleid als wallende man, reich an wundersamen Mären. Der ideale Vertreter dieser Waller ist im deutschen Lied der Spielmann Trougemund, dem 72 Lande kund sind.

Wenn sie nicht die Kutte des Pilgers trugen, liebten die Spielleute farbige, auffallende Tracht. Zwar sehen wir sie in den ältesten Miniaturen noch in einfachen schwarzen oder weißen Talaren und nur durch ihr Instrument gekennzeichnet; aber schon im 12. Jahrhundert kam eine buntere Kleidung bei ihnen in Brauch. Tristrant und Kurvenal legen, um als fahrende Spielleute zu erscheinen, zwei rote

kurze Mäntel mit gelben Kapuzen an. Morolt hüllt sich als Spielmann in einen roten Seidenrock[73]). Besonders beliebt wurde in der spätern Zeit die sogenannte geteilte Tracht, französisch miparti, wobei Rock und Hosen senkrecht in zwei Farben geteilt waren. Der Spielmann Watriquet wird in einer Handschrift in einem kuttenartigen Rock abgebildet, dessen rechte Hälfte grün und dessen linke hellbraun ist. Ebenso zeigen die Miniaturen zum Sachsenspiegel einen Spielmann im gezaddelten Leibrock, rechts grün, links weiß und braun gestreift[74]). Bisweilen erstreckte sich diese Halbierung selbst auf die Haartracht. So läßt sich Baldus bei Wace, um einem Spielmann zu gleichen, auf der einen Seite des Kopfes Haar und Bart glatt wegrasieren[75]). Doch that dies sicher nur der clownartige Possenreißer, niemals ein „stolzer Spielmann". Bei Gottfried von Monmouth, dem Gewährsmann des Wace, heißt es auch nur: Er schor sich Haar und Bart und legte Spielmannskleider an[76]). Das Rasieren des Bartes war allgemeiner Spielmannsbrauch, und zwar lange bevor es in der höfischen Welt des zwölften Jahrhunderts zur herrschenden Mode wurde. Schon im Jahre 1000 erregten die südfranzösischen Herrn, welche Konstanze von Aquitanien ihrem Bräutigam, dem König Robert von Frankreich, zuführten, in Paris ärgerliches Aufsehen, weil sie kurzgeschoren und „nach Art der Spielleute" rasiert waren[77]). Diese Sitte stammte noch von den Mimen der antiken Welt. Spätere Abbildungen zeigen den Spielmann in grellbunter Tracht mit einem wallenden roten Federbusch auf dem Kopf[78]), und in einer der frühesten deutschen Reichspolizeiord-

nungen wurde geradezu allen Schalksnarren, Pfeifern, Spielleuten, Landfahrern, Singern und Reimensprechern eine besondere, leicht erkennbare Kleidung vorgeschrieben, „damit die ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten könnten“ [79]).

Sein Instrument trug der Spielmann um den Hals gehängt oder auf dem Rücken. Mancher Sprecher und Sänger verwahrte wohl auch in der Gürteltasche ein Pergamentbüchlein, worin er sich die Gedichte seines Repertoires aufgezeichnet hatte. Büchlein dieser Art legten sich schon die Erzähler der alten Welt an. König Philipp von Makedonien ließ sich ein solches von den gewerbsmäßigen Spaßmachern Athens gegen reiche Bezahlung zusenden [80]). Im Stichus des Plautus läuft der hungrige Parasit nach Hause, um sich für die Unterhaltung seines erhofften Wirts in seinen Anekdotenbüchern vorzubereiten. Die ältesten Handschriften der französischen Heldengesänge waren Spielmannsbücher, von denen uns einige noch erhalten sind [81]). Auch englische Minstrelbücher sind auf uns gekommen [82]). Aus solchen Liederbüchern der Fahrenden sind die großen Sammelhandschriften unserer deutschen Minnesänger hervorgegangen.

Schon im Mittelalter wurde das geistige Eigentum nach Kräften gewahrt. War der Dichter zugleich Spielmann, so behielt er seine Gedichte für sich und trug sie selber vor. Seine Werke vererbten sich in seiner Familie als ein kostbares Gut, das seinem Besitzer den Lebensunterhalt verschaffte [83]). Im andern Falle überließ der Dichter sein Werk einem Spielmann, häufig gegen entsprechende Bezahlung. Das bezeugt uns Petrarca in einem Brief

an Boccaccio um 1366, worin er auf jene Leute zu sprechen kommt, welche sich an den Höfen der Könige und der Großen vom Vortrage fremder Dichtungen ernährten: sie suchen nach Versen bei diesem und jenem und erwerben sie zuweilen vom Verfasser selbst durch Bitte oder durch Kauf (aut prece mercantur aut praecio); manche, denen er sein poetisches Almosen gegeben habe, seien arm und nackt von ihm gegangen und reich und im Seidenkleid wiedergekommen, um ihm zu danken; er habe einige gefragt, warum sie sich immer nur an ihn und nicht auch an andere, z. B. an Boccaccio, wendeten; aber die Antwort sei gewesen, Boccaccio habe alle seine italienischen Gedichte verbrannt [84]). Es war natürlich, daß der Spielmann das durch Geschenk oder Kauf erworbene Gedicht mit Eifersucht bewachte [85]), um so mehr, als in seinem ganzen Stande der litterarische Diebstahl gäng und gäbe war. Wie später in den Zeiten des Nachdrucks klagen Dichter und Spielleute über unbefugte Konkurrenz, welche ihre Werke entstellt und zerstückelt wiedergebe [86]).

Die lyrischen Lieder wurden vom Spielmann auswendig gelernt und zum Saitenspiel gesungen, ebenso die französischen Heldenlieder in Tiraden; die Gedichte in Reimpaaren wurden vorgelesen oder auswendig gesprochen. Daher unterschied man seit dem zwölften Jahrhundert vom Singer den [illegible], provenzalisch comtaire, französisch conteor, parleor, fableor, deutsch sprechaere, sage, fabelieraere. Doch übten ohne Zweifel in der Regel dieselben Personen sowohl Singen als Sagen, wie ein und dasselbe Spielmannspaar im Laurin (1046) zwêne wol singende man, zwêne guote sprechaere genannt wird.

Nicht selten fanden die Spielleute auf ihren Wanderfahrten einen dauernden Dienst im Gefolge eines edlen Herrn und näherten sich damit in ihrer Stellung den alten Sängern der Heldenzeit. So hat König Etzel im Nibelungenlied zwei Hofspielleute, Werbel und Swemmel, und König Hetel von Hegelingenland in der Gudrun (Str. 406) hat zwölf Sänger an seinem Hof, die er selbst aber alle an Sangeskunst übertrifft. Der Hofspielmann Adenet le Roi hat in der ansprechenden Gestalt des allbeliebten und allvertrauten Menestrels Pinchonnet einen idealen Vertreter seines Standes mit wahrhaft zärtlicher Liebe gezeichnet [87]). Die vornehmen Dichter der Provence hatten Spielleute in ihrem Solde, welche ihre Lieder der Geliebten vorzusingen und unter die Leute zu bringen hatten. Einzelne dieser Hofspielleute wurden reiche Grundherrn. So besaß Berdic, der Spielmann Wilhelms des Eroberers, drei Güter in Glocestershire; die Jougleresse Adeline hatte ein Gut in Hamtshire vom Grafen Roger [88]). Der französische König Philipp der Lange († 1322) ermächtigte seinen Menestrel Pierre Touset, adeliche Lehen zu kaufen und zu besitzen, und Richard Geffrey, der Spielmann der englischen Könige Heinrich V und VI, erhielt in der eroberten Normandie das Land Vaur-sur-mer [89]). Häufig begegnen wir Hofspielleuten als Zeugen in Urkunden. Berühmt vor allen wurde jener Blondel von Neelle, der Sänger des Königs Richard Löwenherz, der nach der Sage seinen gefangenen Herrn auf den deutschen Burgen suchte und durch ein Lied, das sie einst gemeinschaftlich gedichtet hatten, seinen Aufenthalt erkundete [90]). Einzelne französische Fürsten

des 13. Jahrhunderts hatten ganze Truppen von Spielleuten, wie Gui von Dampierre, Graf von Flandern. Ein besonderer Freund des Gesangs und Saitenspiels war König Manfred von Apulien, der eine große Zahl von Spielleuten in seinen Diensten hatte, darunter 17 deutsche Meister, deren Namen uns der Reimchronist Ottokar von Steier aufzählt. Sollte ich, fügt er hinzu, den Namen derer nachforschen, die noch Fiedler hießen, so möchte euch das leicht zu viel werden. Ihrer waren mehr als genug, und sie trieben solchen Unfug, daß ihrem Herrn die Städte gram wurden, wovon er großen Schaden hatte. Wenn der König zu Felde lag, so hatte jeder von ihnen seinen eigenen Wagen und sein eigenes Zelt. Als schließlich in der Entscheidungsschlacht bei Benevent (1265) die Wälschen in Scharen zu Karl von Anjou übergiengen, da wandte sich Manfred in seiner Not an seinen alten treuen Dienstmann Occursius, der Kaiser Friedrichs II Mundschenk gewesen war, und bat ihn um seinen Rat. Doch der Alte erwiderte: „Herr, wo ist doch Meister Wildung? Nun sollten wir einen Klang haben seiner guten Töne. Vielleicht ließen dann der Karlot und die Seinen ihr Fechten und hüben zu tanzen an! Oder wäre doch Meister Reinold hier, dem Ihr vor uns allen hold seid, daß er diesen stolzen Laien den neuen Reihen fiedelte, den Graf Kamerline gemacht hat! Gedenkt, Herr, was ich zu Euch auf Eurem Schlosse sprach, wo der Klang von Euren Fiedlern so hell war und sie die guten Weinfässer leerten, wie ich Euch warnte vor diesen trunkenen Schnurranten, die Eurem Rufe schadeten. Da sagtet Ihr, ich sei ein Kind an guten

Witzen, weil ich nicht verstehe, welch feines Ding das Fiedeln sei, und der Kotenberger riet Euch, Ihr solltet mich hängen lassen. Wenn uns nun die Fiedler helfen wollten, das wäre uns gut gegen den Tod. Aber sie haben ihre Not jetzt in der Kühle beim klaren Wein; denn sie müssen ihre Finger schonen." — So sprach der Getreue in bitterem Schmerz und vertauschte den Helm mit seinem Herrn, damit dieser sich rette; aber sie wurden beide erschlagen[91].

Eine Hauptaufgabe der Hofspielleute war, ihren Herrn zu loben. Schon die königlichen Gesandten der alten Gallier führten, wie der des Allobrogerkönigs Bituitus im Jahre 121 v. Chr., einen Barden mit sich, der das Geschlecht, die Tapferkeit und den Reichtum ihres Fürsten, ihres Stammes und der Gesandten selbst zu preisen hatte. Außerdem gab es Barden, welche diesen oder jenen Krieger feierten und dafür Lohn empfiengen[92]. Die großen Herrn konnten ihres Lobes nicht genug hören, daher sich die Sänger hüten mußten, ihr Lied unehrerbietigerweise allzufrüh abzubrechen; sonst ergieng es ihnen wie jenem Skalden, dem König Kanut zurief: „Wie kannst du dich unterstehen, was bisher keiner gewagt, ein kurzes Lied auf mich zu dichten? Bringst du bis morgen zum Mittagsmahl nicht wenigstens dreißig Strophen, so laß ich dir den Kopf vor die Füße legen!"[93] — Auf solche Dienstleistung spielt das Sprichwort an: „Des Brot ich eß, des Lied ich sing," das schon ein Dichter des 13. Jahrhunderts unter die alten Sprüche rechnet[94]. Der Vorwurf der Käuflichkeit lastete schwer auf den Spielleuten: sie nahmen guot vür âne, d. h. Lohn für gespendetes

Lob, daher sich der Troubadour Gordel mit Entrüstung gegen den Titel joglar verwahrt; denn er gebe, ohne zu nehmen, und begehre keinen andern Lohn als den der Liebe[95]). Wie die Großen die Dienste der Fahrenden zu nutzen wußten, sehen wir am Bischof Wilhelm von Ely, dem Kanzler und Reichsverweser von England während der Kreuzfahrt König Richards I (1190 und 91): der ließ, um seine tyrannische Wirtschaft zu beschönigen, Spielleute aus Frankreich kommen, welche Lieder zu seinem Lobe auf den Gassen singen und allenthalben verkünden mußten, daß seinesgleichen nicht auf Erden sei[96]). So versahen im 12. Jahrhundert die Spielleute den Dienst unserer offiziellen Zeitungen.

Uebrigens war es im allgemeinen den Herren nicht zu verdenken, wenn sie ihrerseits Gut um Ehre gaben. Denn in der Macht der Spielleute vor allem lag es, ob ihr Name der Bewunderung, dem Spotte oder der Vergessenheit überliefert wurde. Dankbare Sänger fügten die Namen ihrer Gönner in die Heldenlieder ein, die sie vortrugen: so kamen Gottfried von Anjou und Richard der Alte ins französische Rolandslied, so die bayrischen Herrn von Tengelingen ins deutsche Spielmannsgedicht von König Rother. War aber der Spielmann gekränkt, so verschwieg er den Namen selbst da, wo er ihn hätte nennen sollen, wie jener Richard der Pilgrim, dem der Graf Arnold von Guines ein Paar scharlachener Schuhe verweigert hatte, sich dadurch rächte, daß er in seinem Gedicht von der Eroberung Antiochias (1096) unter den französischen Edeln, die sich dabei auszeichneten, seinen Namen nicht nannte[97]). Das Spottlied des Spielmanns aber

war allgefürchtet; daher mahnt Roland seine Genossen zur Tapferkeit, damit kein schlechtes Lied auf sie gesungen werde[98]).

Von jeher lobten die Fahrenden den Freigebigen und schalten den Kargen. Die Milde, la largesse, war nach ihrem Moralcodex der Herren höchste Tugend. Wenn daher im „Turnier des Antichrist" Largesse ihre rechte Hand verliert, so bejammern das vor allen die Spielleute; sie werfen ihre Instrumente weg und ringen die Hände: Stirbt die Milde, klagen sie, so müssen wir in Armut und Elend verderben[99])! — Ein und derselbe Mann wurde von dem gepriesen, den er beschenkte, und gescholten von dem, welchem er nichts gab. Vom Hoftag König Albrechts zu Nürnberg im Jahre 1298 sagt Ottokar: Das fahrende Volk sang mancherlei Lieder vom Hofe. Wem es wohl ergangen war, der lobte sehr den König und des Hofes Ehre; wer aber dabei zu kurz kam, der fluchte und schalt[100]).

Das Scheiten und Spotten gehörte zu des Spielmanns gesuchtesten Künsten. Daher rühmt sich Tristan, als er sich in Irland für einen höfischen Spielmann ausgiebt, unter anderen Fertigkeiten auch der, zu scherzen und zu spotten[101]). Spielleute und Schalter wurden formelhaft zusammengenannt, und satiricus war gleichbedeutend mit Spielmann[102]). Das Lachen ist des Spielmanns Leben, sagt Brunetto Latini, er macht sich lustig über sein Weib, seine Kinder, über sich selbst und alle Welt[103]). Wer einen andern öffentlich angreifen wollte, besonders einen wortbrüchigen Schuldner, der ließ sich ein Rügelied vom Spielmann, dem scheltaere, machen, der es zugleich unter

die Leute brachte[104]). Von diesem Scheiteramte erhielt im Norden der Hausdichter edler Herrn den Namen Skald (skáld Scheiter), welches Wort dann in die allgemeine Bedeutung „Dichter" übergieng[105]). Eine glänzende Probe spielmännischer Satire haben wir in einem altfranzösischen Fableau, das an Schillers „Teilung der Erde" erinnert: Als Gott die Erde verteilte, da erhielten die Edeln den Grund und Boden, die Geistlichen die Zehnten und Stiftungen, und die Bauern wurden verpflichtet, für beide zu arbeiten. Nun waren aber noch zwei Stände unversorgt: die Spielleute und die „fahrenden Fräulein". Die kamen klagend vor Gott, und er bestimmte, daß jene von den Edeln, diese von den Geistlichen ernährt werden sollten. Die Geistlichen, fügt der boshafte Dichter hinzu, haben Gottes Gebot treulich erfüllt und werden auch dafür ihres Lohnes nicht ermangeln; die Edeln dagegen sorgen schlecht für ihre Schutzbefohlenen und werden es in jenem Leben zu büßen haben[106]).

Neben Loben und Schelten lag den Hofspielleuten noch gar manches ob. Sie ritten hohen Gästen zu feierlichem Empfang entgegen; sie musizierten bei Mahl und Tanz, geleiteten ihre Herrschaften beim Kirchgang und schritten bei festlichem Aufzug neben den paarweise wandelnden Jungfrauen fiedelnd einher. Wenn die Kandidaten des Ritterschlags im weißen Linnengewand die Nacht in der Kirche durchwachten, vertrieben ihnen die Spielleute die Zeit mit Geigenspiel[107]). Galt es, einen Traurigen zu erheitern, Kranke und Verwundete zu unterhalten, Sorgende einzuschläfern, sie vollbrachten es mit süßem Saitenklang. Fuhr der Herr über Land und

Meer, so geleiteten ihn die Spielleute und bliesen oder geigten die „Reisenote", den Marsch, wie dem Vater Parzivals, Gahmuret, als er in die Stadt der Mohrenkönigin einritt: voraus zogen seine Saumtiere, seine Knappen, Köche und Küchenjungen, seine Pagen und Rosse; hinter diesen ritten Posauner, ein tambûrer, der sein Tambourin schlug und in die Höhe warf, daneben Flötenbläser und drei Fiedler. Beim Gastmahl, wo ihn die Königin selbst bediente, saßen seine Spielleute an des Tisches Ende[108]). Fünfzehn Hofspielleute zogen im Jahre 1415 mit dem englischen König Heinrich V nach Frankreich ins Feld[109]).

Auch beim Turnier durften die Hofspielleute nicht fehlen, wo überhaupt die Fahrenden von nah und fern zusammenströmten. Graf Joufrois von Poitiers läßt am Abend nach dem Turnier unter einem Birnbaum eine Mahlzeit rüsten und durch die Stadt ausrufen, Jongleurs und Menestrels sollen mit ihm essen. Zum Dank geleiten sie ihn am andern Tage alle zusammen mit großem Schall zum Turnierplatz[110]). Aus den Reihen der Spielleute giengen jene Turnierrufer und Wappenherolde hervor, die mit der großartigen Entwicklung des Turnierwesens zu unentbehrlichen Ceremonienmeistern emporstiegen und als solche bald ihre einstigen Standesgenossen am Hofe überflügelten[111]). Unter anderem war ihre Aufgabe, die Ritter, welche sich im Lanzenrennen auszeichneten, mit feierlichem Rufe zu loben, wie: „Liebe diesem Ritter! Glücklich preise sich die Frau oder Jungfrau, der ein solcher Tapferer dient"[112])! — Die ersten Anfänge der Heroldsdichtung fallen ins letzte Drittel des 12. Jahrhunderts.

In der gereimten Lebensgeschichte Wilhelms des Marschalls, Grafen von Pembroke († 1219), wird erzählt, daß dieser während eines Turniers zu Joigny in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts abseits vom Kampfe den Damen ein Tanzlied sang, als ein Spielmann, der einer von den „neuen Wappenherolden" war, ein Lied improvisierte, das den Refrain hatte: Marschall, gebt mir doch ein gutes Roß!

Mareschal,
Kar me donez un boen cheval!

Da ritt der Marschall sofort ins Kampfgewühl, hob einen Ritter der Gegenpartei aus dem Sattel und schenkte dessen Roß dem Sänger, der es triumphierend den tanzenden Damen vorführte [113]).

War ein Verlorener aufzusuchen, war Kundschaft einzuziehen oder eine Botschaft zu überbringen, so wurde der Hofspielmann damit betraut. Werbel und Swemmel bringen den Burgundenkönigen Etzels Einladung. Bis ins 15. Jahrhundert werden in den Chroniken Spielleute als Boten aufgeführt. An den Höfen von Wales begegnete man den als Gesandte kommenden Barden mit großen Ehren [114]). Bekannt ist jener sächsische Spielmann Sivard, durch den der Dänenkönig Magnus im Jahre 1131 den Herzog Knut Laward von Schleswig in mörderischer Absicht zu einer Unterredung im Walde einladen ließ. Da der Herzog arglos der Einladung folgte, so sang ihm der Bote, der, durch einen Eid gebunden, ihn nicht anders zu warnen wußte, eine Stelle aus einem alten sächsischen Lied, das von der allbekannten Treulosigkeit Grimhilds gegen ihre Brüder handelte; aber der Herzog verstand die

Warnung nicht und wurde von Magnus erschlagen [115]). Als König Edward II von England am Pfingstfest 1316 in der großen Halle zu Westminster an der Tafel saß, kam eine Frau in der Tracht eines Spielmanns auf schönem geschmücktem Rosse herein, ritt um die Tische bis hinauf zum Hochsitz des Königs, legte hier einen Brief nieder und ritt, indem sie sich nach allen Seiten grüßend verneigte, wieder davon [116]).

Den Spielleuten, welche ohne Verdacht überall ein- und ausgiengen, konnte man Aufträge geben, die ein offener Bote nicht hätte ausführen können. So wird in der Thidrekssaga (c. 140) Isung, der berühmteste aller Spielleute, von Dietrich von Bern auf Kundschaft nach Wittich ausgesandt. Der Heidenkönig im Spruchgedicht von Salomon und Morolf, der mit Salomons Frau in heimlichem Liebesverhältnis steht, beauftragt zwei Spielleute, sie zu entführen:

Sie kamen von den Griechen
Und konnten heilen die Siechen
Mit ihrem sanften Spiel [117]).

Da dem Spielmann alle Thüren offen standen, so war die Verkleidung in Spielmannstracht ein naheliegendes Motiv für Sage und Dichtung. Allbekannt ist die englische Volksüberlieferung, daß König Aelfred sich als Harfner ins Lager seiner siegreichen Feinde gewagt habe [118]). Ebenso soll sich der dänische Wiking Analav vor der Schlacht bei Brunanburg (938) als Harfner ins Lager König Aethelstans eingeschlichen, das Gold aber, das er von den Angelsachsen empfieng, sofort in die Erde verscharrt haben [119]). Ein gleiches Wagnis bestehen in alt-

französischer und altenglischer Dichtung der Sachse Balduf, Gerard von Nevers, König Horn und seine Mannen, der Räuber Eustachius der Mönch, König Esmere und seine Brüder u. a.[120]). Als Jongleresse verkleidet sucht Josiane ihren Geliebten[121]); in männlicher Spielmannstracht tritt Nicolette vor den trauernden Aucassin; als Harfner kommt Rosemunde zu ihrem Gatten Namenlos und muß mitansehen, wie er ihrer schönen Begleiterin Isabele den Hof macht; als Harfner forscht die Königsnichte Martha nach dem Sohne Tristans und Isolds, dem sie ein Kind geboren[122]). Ebenso zieht im alten deutschen Volkslied vom Grafen von Rom die Frau in der Tracht eines harfenden Pilgrims nach dem Sarazenenland, um ihren gefangenen Gatten durch ihren Sang zu erlösen[123]).

Die höchste Vertrauensstellung nahm der Hofspielmann ein, dem die adeliche Jugend in die Lehre gegeben wurde. Im alten Wales lag die Erziehung der Fürstensöhne dem Hausbarden ob, der dadurch sein Leben lang in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen blieb[124]). Tristan als Spielmann Tantris übernimmt die ganze höhere Ausbildung der Königstochter Isold, sowohl den gesamten theoretischen Unterricht (schuolliet), als die Unterweisung in praktischer Musik (hantspil); besonders lehrt er sie moraliteit, die Kunst der schönen Sitten, sociale Aesthetik. Gab es wirklich Spielleute von so feiner Bildung, daß sie in einer Zeit, deren Ideal die Courtoisie war, Königstöchter darin unterweisen konnten, so verdienten sie in der That den Ehrennamen „höfische Leute". Doch nicht bloß die Jugend, auch die Erwachsenen suchten des Spielmanns Unter-

richt. Als die Ritter im zwölften Jahrhundert sich an der Litteratur zu beteiligen begannen, da waren es die Spielleute, von denen sie die Vers- und Sangeskunst erlernten. Der Liebende aber, dem die Gabe versagt war, in eigenen Liedern um seine Dame zu werben, sang oder sandte ihr fremde, die ihn ein vertrauter Spielmann gelehrt hatte [125]).

Wie sich im Mittelalter die Gewerbsgenossen allerwärts zu wohlorganisierten Zünften verbanden, bildeten auch die Spielleute Vereine und Bruderschaften, welche sie dem Schutze Mariä und der Heiligen unterstellten. Eine vielgepriesene Schutzpatronin der fahrenden Leute war die wunderthätige Mater dolorosa von Dusenbach im Oberelsaß. Sie, die Himmelskönigin, die sich aller Armen und Niedrigen, aller Geschmähten und Verfolgten mütterlich erbarmte, breitete ihren Mantel auch über das unehrliche Volk der heimatlosen Vaganten, und manche Legende wußte davon zu sagen, wie sie Spielleuten ihre Huld bewiesen. Dem einen, den zu Rochester ein Windstoß von der Brücke ins Wasser gestürzt hatte, war sie auf seinen Ruf zu Hilfe gekommen, so daß ihn, während er wie Arion die Harfe schlug, die Wellen ruhig ans Ufer trugen [126]). Dem andern, der in Clairvaux vor ihrem Bilde getanzt, hatte sie eigenhändig die heiße Stirn gekühlt; dem dritten hatte sie zu Roc-Amadour eine vor ihr brennende Kerze auf seine Geige niedersteigen lassen [127]). Eine andere heilkräftige Kerze hatte sie in der Pestzeit zwei Spielleuten von Arras geschenkt [128]). Endlich hatte das berühmte Kruzifix von Lucca einem Fiedler einen seiner kostbaren Schuhe zugeworfen [129]).

Auf solche Gunstbezeigungen der Himmlischen wiesen die Spielleute hin, wenn sie ihren Stand gegen die Angriffe der Geistlichen verteidigten. Die bessern unter ihnen verlangten in gekränktem Stolz, daß man sie nicht mit dem Pöbel der Landstraße zusammenwerfe, und ermahnten auch ihre Standesgenossen, vorwurfsfrei zu leben und sich besonders des Verleumdens und Schmähens zu enthalten [130]). Sie beriefen sich, um die Theologen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, auf den König David, bei dessen Saitenspiel Saul vor dem Satan Ruhe gefunden habe, auf die Psalmen, wo so oft von Musikinstrumenten die Rede sei, die zum Lobe Gottes erklingen sollen, auf die Besessenen, deren dämonische Inwohner den Klang der Fiedel nicht hören wollen [131]). Sie rühmten sich des Beifalls, den die Blüte der Ritterschaft ihren Mären zolle, weil es doch wundersam zugehen müßte, wenn einer durch das Anhören der trefflichen Thaten der Vorzeit nicht selber besser würde [132]). Voll idealen Selbstgefühls ruft ein deutscher Fahrender zu König Rudolfs Zeit die Gegner in die Schranken:

Es fraget mancher, was ich könne:
Ich sag', ich bin ein Lehrer aller guten Dinge;
Zu aller Tugend rat' ich stets; ich hasse Schande.
Weh dem, der mir nicht Ehren gönne!
Den Herrn vertrau' ich mich, in deren Dienst ich singe,
Und bin der Ehren Pilgrim, seht, in manchem Lande.
Es trete vor Gericht, wer mich bezeihe,
Verklag' mich um die Kunst, die Gott mir gab, dem ich mich weihe!
Ist gute Kunst und Gottes Gabe Sünde,
Dadurch man besser wird, nicht schlimmer? Diese Frag' ergründe
Der falsche Neider, der mein Leben strafe!
Er thut mit mir, so wie der Wolf thut mit dem Schafe.
Was schilt der Wicht mich? Sein Gewissen liegt im Schlafe [133]).

Nicht weniger eindringlich tritt einer seiner Zeitgenossen, der Meister von Sumnburg, für die Moralität und Religiosität der fahrenden Sänger ein [134]), und es fehlt uns in der That nicht an Beispielen, daß auch die so viel Geschmähten ihren frommen Sinn im Geiste der mittelalterlichen Kirche bethätigten. Rahier, der Hofspielmann des Königs Heinrich I von England, gründete um 1102 von den Reichtümern, die er sich am Hofe erworben hatte, das Spital St. Bartholomäus in London [135]). Im Jahre 1328 stifteten Pariser Spielleute ein Spital, das sie dem Patron der Spitäler, St. Julian, und daneben dem heiligen Genesius weihten, jenem Spaßmacher unter Diocletian, der nach der frommen Sage auf der Bühne, während er die christlichen Ceremonien verhöhnte, vom heiligen Geist ergriffen und bekehrt wurde und im Jahre 303 das Martyrium erlitt. An das Spital bauten sie später eine Kirche an, deren Fassade mit einer Schar musizierender Engel und dem Bilde des heiligen Genesius geziert war, der in Spielmannstracht die Fiedel strich [136]).

Wie der oberste Vorstand der deutschen Seiler der Seilerkönig hieß, der Vorstand der Kupferschmiede der Keßlerkönig, der Oberste des Schiffervolks beim Walfischfang der Speckkönig, so freuten sich auch die Vorstände der Spielmannsinnungen des stolzen Königstitels. Das älteste Zeugnis führt uns ins Eldorado der Fahrenden, in die Provence. Dort wurde im Jahre 1175 zu Beaucaire ein gewisser Wilhelm Mita zum König über sämtliche Spielleute (rex super histriones universos) gekrönt, wozu die Gräfin von Urgel eine Krone spendete,

deren Wert auf 40000 Sols geschätzt wurde [137]). Wir wissen nicht, ob das ein bloßer Ehrentitel war, oder ob sich damit eine bestimmte Autorität über seine Standesgenossen verbinden sollte. In derselben Ungewißheit über die Bedeutung des Beinamens lassen uns einige nordfranzösische Dichter des 13. Jahrhunderts, wie Huon le Roi, der Verfasser der Erzählung vom bunten Zelter, le Roi de Cambray [138]) und Adenet le Roi, einer der fruchtbarsten und besten Dichter seiner Zeit, der in einigen Handschriften mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und einer Geige in den Händen abgebildet wird [139]). Deutlicher schon weist der Rangunterschied zwischen Meister und Fiedler an König Manfreds Hofe auf eine zunftmäßige Korporation hin [140]). Zunächst scheint der Königstitel dem Vorstand der Hofspielleute verliehen worden zu sein. In einer Urkunde Philipps des Schönen vom Jahre 1288 erscheint neben dem Heroldskönig (rex heraudum) und dem Bubenkönig (rex ribaldorum) ein König Flötlein (rex Flaioletus) [141]). Derselbe Philipp ernannte im Jahre 1296 einen Jean Charmillons zum Spielmannskönig der Stadt Troyes [142]).

Im Orient bestand das Vorsteheramt über die Dichter und Märchenerzähler schon seit den Tagen des Chalifen Harun-al-Raschid. Mahmud der Gasnewide gab den Dichtern seines Hofes einen Vorsteher, dem er den Titel „Dichterkönig" verlieh. Diese Würde hat sich am persischen Hofe bis in unsere Zeit erhalten [143]). In den großen Städten des Orients bilden die Erzähler von Beruf Korporationen, denen ein sheikh-el-meddah, Meister der Kaffeehauserzähler, vorsteht. Bestimmte Nachrichten über ähnliche In-

nungen in Europa haben wir erſt im Ausgang des 13. Jahrhunderts, die älteſte aus Wien, wo die Spielleute im Jahre 1288 eine Nicolaibruderſchaft gründeten. Dieſe wählte ſich im Jahre 1354 zu ihrem Schirmherrn den Erbkämmerer Peter von Eberstorff, der als Vogt der Muſikanten vom Kaiſer mit dem oberſten Spielgrafenamt, der Jurisdiktion über alle Spielleute und Komödianten, belehnt wurde [144]). Das Amt des Spielgrafen gab es auch am bairiſchen Hofe und ſelbſt in Städten, z. B. in Hamburg [145]).

Die älteſte Spielmannszunft in Frankreich war die zu Paris, deren Statuten im Jahre 1321 von 29 Männern (menestreuz, jongleurs) und 8 Frauen (jougleresses) unterzeichnet wurden [146]). Ihr Vorſtand führte fortan von Amtswegen den Titel Roy des menestreuls du royaume de France. Der erſte urkundlich nachweisbare iſt Robert aus Caveron; ſeinem Nachfolger Coppin aus Brequin verlieh König Karl V im Jahre 1367 eine ſilberne Krone [147]). Später, als die Violine in Frankreich zu hohen Ehren kam, nannte ſich der Spielmannskönig Roi des violons.

In England fand ſchon ſeit den Tagen König Johanns eine Spielmannsverſammlung zu Cheſter ſtatt, wo die Nachkommen des Steward Dutton die oberſte Gerichtsbarkeit über die Fahrenden ausübten [148]). Unter den Minſtrels, die vor Edward I am Pfingſtfeſt des Jahres 1306 aufſpielten, waren nicht weniger als fünf Könige [149]). Der älteſte Freibrief, der einer Spielmannsgenoſſenſchaft ausgeſtellt wurde, iſt vom Jahre 1381. Er galt der Zunft, welche alljährlich am Tag Mariä Himmelfahrt zu

Tutbury in Staffordshire zusammenkam, um sich ihren König zu wählen. Auch in Yorkshire bildeten die Minstrels von alters her eine Bruderschaft, welche ihre Zusammenkünfte zu Beverley hatte [150]).

Der erste Spielmannskönig, von dem uns in Deutschland ausdrückliche Meldung geschieht, ist Johannes der Fiedler, dem der Kaiser Karl IV auf dem Hoffest zu Mainz 1355 wegen seiner großen Kunstfertigkeit und seiner treuen täglichen Dienste den Titel Rex omnium histrionum verlieh mit der Verfügung, daß ihm sämtliche Spielleute im heiligen römischen Reich gehorchen sollten und daß er alle Gaben, die er empfienge, überall im Reich zollfrei sollte verkaufen dürfen [151]). Vielleicht hatte jedoch schon zu Anfang der 14. Jahrhunderts jener derb realistische Dichter, welcher „der König vom Odenwald" genannt ist, eine ähnliche Würde bekleidet [152]). Im Jahre 1385 ernannte sodann der Erzbischof Adolf von Mainz seinen Pfeifer Brachte zum „Künige farender lüte" in seinem Erzbistum [153]). Desgleichen wurde in der benachbarten Pfalz im Jahre 1393 Wernher der Pfeifer von Alzei vom Pfalzgrafen Ruprecht dem Aeltern auf Lebenszeit zum König über alle fahrenden Leute erhoben [154]). Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, im Jahre 1407, entstand in Uznach im Kanton St. Gallen eine „Bruderschaft der farend Lüt, Giger und Pfiffer", welche sich einmal im Jahr in der dortigen Kirche zum heil. Kreuz versammelten. Von einem König ist jedoch im Stiftungsbrief nicht die Rede [155]). Es gab übrigens auch in der Schweiz ein „Pfeifer-Königreich", das ursprünglich von den Grafen von

Kiburg und später vom Züricher Stadtmagistrat verliehen wurde [156]).

Bekannter als alle übrigen wurde das Pfeiferkönigtum im Elsaß. Es war eine eigentümliche Einrichtung des Mittelalters, daß einzelne vornehme Herrn mit der Schutz- und Gerichtsherrschaft über bestimmte Gewerbe belehnt waren. So stand im deutschen Reich die Zunft der Keßler unter dem Pfalzgrafen bei Rhein, die der Hafner in Oberschwaben und im Breisgau unter dem Herrn von Offenburg, die Feldtrompeter und Heerpauker unter dem Kurfürsten von Sachsen, die östreichischen Spielleute unter dem Wiener obersten Spielgrafen [157]), die Schweizer Fahrenden unter dem Grafen von Kiburg, und so standen die elsässischen Spielleute nach altem Recht unter dem Herrn von Rappoltstein. Dieser als der oberste Pfeiferkönig wählte sich einen Stellvertreter aus der Zahl der Spielleute, dem er zugleich den Königstitel übertrug. Alle Jahre am Dienstag nach Mariä Geburt fand zu Rappoltsweiler der Pfeifertag und das Pfeifergericht statt. Da zog der Pfeiferkönig mit einer kleinen vergoldeten Krone auf dem Hut zur Kirche und hinter ihm in langer Reihe je zwei und zwei die Mitglieder der Bruderschaft, mit ihrer silbernen Denkmünze geziert, wobei jeder, was ihm gerade einfiel, auf seinem Instrumente spielte. Nach der Messe wandte sich der Zug zum herrschaftlichen Schlosse, wo dem Schutzherrn mit einem Konzert gehuldigt wurde, wofür die Schloßbeamten trefflichen Wein spendeten. Dann gieng es in lustigem Getümmel den Schloßberg hinab zum Festmahl im Gasthaus zur Sonne, wobei der König zechfrei

war und noch zwei Gäste mitbringen durfte. Nach dem Mahle wurde das Gericht gehalten, Streitigkeiten geschlichtet und die Angelegenheiten der Bruderschaft besprochen. Daran schloß sich ein dreitägiges Volksfest. Der letzte Pfeifertag wurde gefeiert im Jahre 1789. In den Stürmen der Revolution gieng auch dieser Rest fröhlichen Mittelalters in Trümmer. Der letzte Herr von Rappoltstein und oberste Pfeiferkönig war Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der spätere König von Bayern [158]).

2. Die älteſten franzöſiſchen Novellen.

Unter den muſizierenden Spielleuten ſtanden die keltiſchen aus Wales, Irland und der Bretagne in ganz beſonderem Anſehen. Schon im zweiten Jahrzehnt des ſechſten Jahrhunderts finden wir am Hofe des Frankenkönigs Childebert einen britiſchen Barden Hyvarnion, der durch Erfindung neuer Lieder und Weiſen allbeliebt war [159]). Triſtan nennt als ſeine Lehrer im Saitenſpiel Gallotten (Waliſer) und Britunoise (Briten oder Bretonen) [160]), und der einzige nichtgriechiſche Muſiker, den Chaucer im House of Fame neben Orpheus und Arion zu nennen weiß, iſt ein Brite Glaskirion [161]). Den Kelten verdanken wir unſere edelſten Inſtrumente, Violine und Violoncell, welche auf die keltiſche Rotte als ihre gemeinſame Ahnmutter zurückführen [162]). Die außerordentliche muſikaliſche Begabung der Kymren in Wales bezeugt Girald von Barri, der ausdrücklich verſichert, daß bei ihnen ſchon im 12. Jahrhundert der vielſtimmige Geſang üblich war [163]). Derſelbe, der im Jahr 1185 Irland bereiſte, ſtellt die Muſik der Iren über die aller

ihm bekannten Völker wegen ihres hinreißenden Schwungs und ihrer lieblichen Fülle [164]). Von bretoniſchem Wohllaut trunken zu werden, wünſcht ſich Dudo von St. Quentin im 11. Jahrhundert, um die Thaten Rollos des Normannen würdig zu ſchildern [165]), und der Troubadour Guiraut von Cabreira ermahnt gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Spielleute, ſich im Geſang die bretoniſchen Modulationen zum Muſter zu nehmen, während ein anderer, Peire von Mula, mit Eiferſucht über die Menge bretoniſcher Spielleute klagt, welche ſich an die Höfe der Provence drängen [166]).

Wie die Bretonen ihre Lieder vorzutragen pflegten, wird uns in einem altfranzöſiſchen Gedicht anſchaulich beſchrieben: Der Künſtler ſtimmt erſt die Harfe und läßt hierauf eine Melodie bald einſtimmig ertönen (chanter), bald von einer damit parallel laufenden zweiten Stimme begleiten (organer). Als Präludium für den Geſang macht er aufſteigende Läufe (prent sun amunter), läßt dann die Saiten ruhen und ſingt das Lied mit hoher klarer Stimme, wie es ſcheint, ohne Begleitung. Zum Nachſpiel wiederholt er auf der Harfe die geſungene Melodie [167]).

Dieſe Melodien, welche die keltiſchen Spielleute auf der Harfe und Rotte ſpielten und ſangen, wurden im 11. und 12. Jahrhundert das Entzücken der vornehmen Welt von Frankreich und England. Man nannte ſie lais nach einem kymriſchen Worte llais, das im allgemeinen Klang, Stimme, Sang bedeutet. Das altfranzöſiſche lai, noch heute im engliſchen lay erhalten, hieß Klang und Sang im allgemeinen, der Sang der Vögel, der Klang der Saiten und der Stimme, dann Melodie und Lied [168]).

Jede dieſer beliebten Melodien hatte ihren eigenen Namen, der ſich auf die Veranlaſſung ihrer Entſtehung oder auf den Inhalt des geſungenen Liedes bezog. Das war alter Brauch. Schon die lateiniſchen Spielmannslieder, welche am Hofe der Ottonen und der ſaliſchen Kaiſer geſungen wurden, führen ſolche Ueberſchriften, wie modus florum, die Weiſe des Blumenliedes, modus Liebinc, die Weiſe des Liedes von Liebo, modus qui et Carelmanninc, die Weiſe, nach der auch der „Karlmann“ geſungen wird. In einem dieſer Lieder, das eine Epiſode aus der Ungarnſchlacht auf dem Lechfeld beſingt und modus Ottinc überſchrieben iſt, wird im Eingang erzählt, woher die Melodie dieſen Namen erhalten habe: Eines Nachts brach in der Pfalz, in welcher Kaiſer Otto der Große ſchlief, Feuer aus; die Diener eilten an das Bette des Herrn, und da ſie ihn nicht zu berühren wagten, weckten ſie ihn durch Saitenklang. Die Melodie, die ſie ſpielten, nannten ſie von da an die Ottiſche, modus Ottinc [169]). Aehnlich benannte man auch die keltiſchen Weiſen, und zwar, da der geſungene Text vorzugsweiſe erzählender Art war, meiſt nach den Helden der Erzählung, wie Lai de Lanval, Lai de Guingamor.

Zunächſt wirkte alſo die Melodie für ſich. Der Text aber war keltiſch und wurde daher von dem franzöſiſchen Publikum nicht verſtanden. Jemehr nun die Lais bei der vornehmen Welt in Mode kamen, deſto lebhafter mußte ſich unter den Hörern der Wunſch geltend machen, auch den Inhalt der geſungenen Lieder kennen zu lernen. Dieſem Bedürfnis kam die franzöſiſche Kunſtdichtung entgegen, indem ſie das Amt des Dolmetſchers

übernahm und nacherzählte, was der keltische Spielmann sang.

Dabei handelte es sich jedoch um keine wörtliche Uebersetzung: eine solche hätte dem Geschmacke der feinen französischen Gesellschaft kein Genüge gethan. Denn der keltische Spielmann *sang* seine Erzählung; in der höfischen Welt aber begann eben die Vorliebe für den *gesprochenen* Vers herrschend zu werden. Das brachte von selbst eine Umwandlung der epischen Form mit sich. Es begann so die Lostrennung der Dichtkunst von der Musik, welche mit Notwendigkeit in der Folgezeit auch zur Auflösung der künstlerischen Form, zur erzählenden Prosa führen mußte.

Von den Liedern der keltischen Sänger ist uns zwar keines im Original erhalten; wir haben jedoch allen Grund anzunehmen, daß sie in Strophen von zwei kurzen Reimpaaren mit Refrain abgefaßt waren. Das gesprochene Gedicht streifte die Fessel der Strophen ab, um im freien Gang der Reimpaare behaglich dahinzuwandeln. Der Stil des keltischen Liedes war sicher wie der aller Volksballaden knapp abgebrochen, sprungweise, dramatisch erregt; das gesprochene Gedicht, dem Unterhaltungstone sich nähernd, wurde gleichmäßiger, gelassener und nahm sich Zeit zu epischer Ausführlichkeit und breiterer Detailmalerei. Wenn die Volksballade die innerlichen Beweggründe der Handlungen mehr erraten läßt als ausspricht, so verlangte die höfische Welt genauere psychologische Motivierung. War doch eben durch die von Südfrankreich ausgehende Minnepoesie der Blick für die Innerlichkeit aufgethan, die Teilnahme für die Irrgänge

widerstreitender Empfindungen und die Dialektik der Leidenschaft in jugendlicher Lebhaftigkeit erregt worden. Um diesen Anforderungen zu genügen, mußte die Kunstdichtung die Lücken ihrer volkstümlichen Vorlage durch freie Zuthat ergänzen. Was nach alledem von den keltischen Liedern übrig blieb, war nur der Inhalt im allgemeinen, die aventure. Das sagen auch die französischen Gedichte deutlich genug, z. B.: „Das Lai von Doon wissen viele; es giebt kaum einen guten Harfner, der nicht die Noten spielen könnte. Ich aber will euch die Aventure erzählen, nach der die Bretonen diesem Lai den Namen Doon beigelegt haben“ [170]).

So groß der Einfluß der keltischen Lais schon auf musikalischem Gebiete gewesen war, noch größer wurde er auf dem litterarischen. Zwar brachten sie nur Stoffe; aber das Bekanntwerden dieser Stoffe wirkte wie die Entdeckung einer neuen Welt. Um dieselbe Zeit begann in der feudalen Gesellschaft Frankreichs unter dem Einfluß jener von Süden kommenden Strömung eine feinere Kulturepoche anzubrechen: die Zeit der Courtoisie und des ritterlichen Frauendienstes. Mit der Entfaltung der Lyrik trat das Individuum in den Mittelpunkt des dichterischen Interesses. Mehr als die Massenkämpfe der Volksepen zogen die Lebensschicksale des aristokratischen Einzelhelden an, der im Glanze aller Vollkommenheiten des Zeitideals leuchtete. Die Phantasie träumte mit Vorliebe von persönlichen Abenteuern der Tollkühnheit und der Galanterie, von Wundern der Gefahr und des Genusses. Da eröffnete sich ihr mit jenen keltischen Stoffen eine romantische Welt von Märchen und Sagen der Liebe,

welche ſie den ritterlichen Kreiſen nur mundgerecht zu machen brauchte, um dieſe völlig zu erobern. Das erreichte ſie außer den formalen Aenderungen am einfachſten dadurch, daß ſie Koſtüm und Sitten und Lebensanſchauungen der franzöſiſchen Geſellſchaft in die fremden Erzählungen einführte, die volkstümlichen Balladenſtoffe durchaus im höfiſchen Geſchmacke ſtiliſierte. Die unvermeidliche Folge dieſes Zuſchliffes war, daß mancher urſprüngliche Zug der Sage verloren gieng oder mißdeutet wurde, und die franzöſiſchen Nachdichtungen zeigen auch vielfach das Gefüge der Sage geſprengt, die Konturen verwiſcht oder ausgeſchweift. Doch ihr Zauber blieb ungebrochen.

So entſtand auf Grundlage der keltiſchen Lais eine neue Gattung der franzöſiſchen Epik, welche gleichfalls lai, Lied, genannt wurde, obgleich ſie nicht zum muſikaliſchen Vortrag beſtimmt war, wie auch wir noch heute die Abſchnitte unſerer unſingbaren Epopöen „Geſänge" heißen, weil die alten Volksepen wirklich geſungen wurden [171]). Dieſes franzöſiſche Lai, von den Neueren genauer lai narratif genannt, iſt alſo ein höfiſch ſtiliſiertes, für den recitierenden Vortrag beſtimmtes Gedicht in Reimpaaren, das den Inhalt einer zum Saitenſpiel geſungenen keltiſchen Volksballade wiedergiebt. Es iſt die älteſte Form der Novelle in den Volksſprachen des neueren Europas.

Die geborenen Interpreten für die keltiſchen Lieder waren die normanniſchen Spielleute. Denn kein anderes romaniſches Volk ſtand mit den Kelten des Feſtlandes und Großbritanniens in ſo naher Beziehung wie die Normannen. Kraft ihres Ver-

trages mit Karl dem Einfältigen beſaßen die normanniſchen Herzoge die Bretagne zu Lehen. Der regere Verkehr, den dieſes politiſche Verhältnis für beide Völker als die Unterthanen desſelben Herrn mit ſich brachte, gab vielen Normannen Gelegenheit, die bretoniſche Sprache kennen zu lernen. Als Wilhelm von der Normandie im J. 1066 bei Haſtings ſich die engliſche Krone erſtritt, kämpften in ſeinem Heer zahlreiche bretoniſche Ritter. Einer derſelben, Graf Alan der Rote, wurde ſein Schwiegerſohn und erhielt aus der Siegesbeute die Grafſchaft Richmond, von deren Ländereien er wiederum einen großen Teil an bretoniſche Ritter verlieh. Andererſeits reichten berühmte normanniſche Geſchlechter, wie die Montgomery, Mortemer u. a., mit ihren Gütern bis nach Wales hinüber. Bei dieſen vielfältigen Berührungen zwiſchen Normannen und Kelten war es der natürliche Beruf der normanniſchen Spielleute, den geiſtigen Austauſch zwiſchen der keltiſchen und der romaniſchen Welt zu vermitteln[172]).

Wann dieſer Austauſch begann, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, jedenfalls viel früher als uns handſchriftliche Zeugniſſe vorliegen.[173]) Von den älteſten Lais haben wir nur Vermutungen. Viele ſind uns verloren, viele in den ſpäteren höfiſchen Romanen aufgegangen[174]). Es war einer der litterarhiſtoriſch denkwürdigſten Momente, als der romaniſchen Welt durch jene Lieder das keltiſche Sagenreich erſchloſſen wurde, als ihr zum erſten mal die Namen Artur und Guinever, Iwein und Gawain, Triſtan und Iſold entgegenklangen. Auch der Roman von Parzival geht in ſeinen urſprünglichſten Zügen auf ein Lai zurück, deſſen Inhalt uns

in der derb humoriſtiſchen Bearbeitung eines ſpäteren engliſchen Spielmanns erhalten iſt.

In den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts, als Gottfried von Monmouth ſeine für die Artur-dichtung epochemachende Geſchichte der britiſchen Könige ſchrieb, waren die keltiſchen Sagen, offenbar durch die Lais, ſchon weithin verbreitet[175]), und wo uns aus dieſem grauen Gewebe geiſtesarmer Erfindungen einzelne Goldfäden volkstümlicher Sagenpoeſie entgegenſchimmern, wie in der Erzählung von König Lear, von Arturs Ende u. a., da ſind es Ueberreſte verlorener Lais. Bald mußte jeder, der Anſpruch auf höfiſche Bildung machen wollte, mit dieſen Sagen vertraut ſein[176]), daher die Sänger der franzöſiſchen Nationalepen guten Grund hatten, auf die neumodiſchen Kollegen (cil novel jougleor), welche die Lais und die daraus erwachſenden Romane vortrugen, mit eiferſüchtigen Augen zu blicken[177]).

Das älteſte der uns handſchriftlich überlieferten Lais fällt um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Es zeigt uns den König Artur als Herrn von England und der Bretagne, wie er zu Pfingſten in Karliun einen prächtigen Hoftag hält, von zehn Königen als ſeinen Vaſallen umgeben[178]).

Die Dichter der franzöſiſchen Lais waren teils Spielleute, teils Mitglieder der ritterlichen Geſellſchaft[179]). Unter den wenigen uns überlieferten Namen glänzt der einer Frau als der weitaus berühmteſte hervor. Dieſe, die älteſte bekannte Dichterin franzöſiſcher Zunge, war eine in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in England lebende Edeldame und hieß Marie. „Marie heiß ich und bin aus Frankreich“ ſagt ſie am Schluſſe eines ihrer

Werke — Marie ai num, si sui de France —, daher ſie in der Litteraturgeſchichte den Namen Marie de France erhalten hat. Sie beſaß eine nicht bloß für ihre Zeit ungewöhnliche Bildung und Sprachkenntnis: ſie citierte lateiniſche Grammatiker und Kirchenväter und arbeitete nach lateiniſchen, engliſchen und bretoniſchen Quellen. Zwölf ihrer Lais, in klaren Verſen voll ſchlichter Anmut erzählt, ſtehen in einer Handſchrift des britiſchen Muſeums in London, von einer Widmung an den König Heinrich II begleitet [180]).

Mit Marie de France erreichte die neue Gattung der Lais ihren Höhepunkt. Als die Hauptvertreterin der in der höfiſchen Welt modernſten Erzählerkunſt erfreute ſie ſich allgemeiner Beliebtheit und gehörte zu den geprieſenſten Namen des Tages. Das bezeugt uns ein Dichter vom Anfang des 13. Jahrhunderts, Denis Piramus, im Eingang ſeiner gereimten Lebensgeſchichte des h. Edmund. Einſt in den heiteren Tagen der Jugend hat auch er ſich dazu verführen laſſen, verliebten Leuten durch Abfaſſung von Liederchen und Minnegrüßen behilflich zu ſein; nun aber, da er das Alter herannahen ſieht, hält er es für geraten, Buße zu thun und ſich gottgefälligeren Kunſtbeſtrebungen zuzuwenden. Indem er uns dies mitteilt, wirft er ſeufzend einen Seitenblick auf die Dichter, deren Werke von ſeinen Zeitgenoſſen bewundert werden, obgleich ſie Dinge vorbringen, die nichtig ſind wie Träume. Darunter iſt auch Dame Marie, welche die Lais gedichtet hat, an denen doch kein wahres Wort iſt, und dennoch wird ſie geſchätzt und geliebt von Grafen, Baronen und Rittern, die nicht ſatt werden können, ſich ihre Verſe vorleſen zu laſſen. Beſonders aber erfreuen

ſich die Damen daran und finden ſie ganz nach ihrem Sinne[181]).

Die beſte Beſtätigung für die weite Verbreitung der Lais iſt die Thatſache, daß ein nordiſcher Liebhaber franzöſiſcher Dichtung, der König Haakon Haakonsſohn von Norwegen (1217—1263), ſich eine Sammlung derſelben in altnordiſche Proſa überſetzen ließ, wovon uns ein großer Teil erhalten iſt[182]).

Was die Stoffe der Lais betrifft, ſo gehören ſie der Mehrzahl nach der einheimiſchen keltiſchen Sage an; die übrigen ſind antiken oder orientaliſchen oder nordiſchen Urſprungs[183]).

Einige geben uns ein Stück poetiſcher und ſagenhafter Litteraturgeſchichte, indem ſie von einzelnen jener berühmten keltiſchen Lais erzählen, wie ſie entſtanden ſind. So berichtet die altnordiſche Proſa von Wilhelm dem Eroberer, wie er nach Unterdrückung eines Aufſtandes in der Normandie zu Barfleur am Strand, wo ſeine Flotte zur Heimfahrt nach England bereit lag, ſich heiterer Muße hingab und mit Habichten nach Schwänen jagte. Um dieſe ſchönen Tage künſtleriſch zu verherrlichen, ſandte er ſeine beſten Harfner mit reichen Gaben zu der „roten Frau“ in der Bretagne, welche die Harfenkunſt von Grund aus inne hatte, und ließ ſie bitten, ſie möchte ihm ein neues Lied mit der allerſchönſten Melodie erfinden; das ſollte „das Lied vom Strand“ heißen, um den König allezeit ſeines fröhlichen Aufenthalts am Strande von Barfleur zu gemahnen. Die rote Frau komponierte ſofort ein Harfenlied und lehrte es die Spielleute des Königs. Wilhelm war ſo entzückt davon, daß er erklärte, kein Harfner

ſolle künftig etwas gelten, der dieſe Weiſe nicht ſpielen könne. Sie blieb auch von da an allbeliebt und allberühmt, und es gab keine Königin, Herzogin oder Edelfrau, die nicht daran Vergnügen fand [184]).

Zu den bekannteſten Harfenliedern gehörten diejenigen, welche dem ſaitenkundigen Triſtan zugeſchrieben wurden. Eines darunter, das Lied vom Geißblatt, hatte nach einem Lai von Marie de France folgende Veranlaſſung: Nachdem Triſtan, von ſeinem Oheim Marke des Landes verwieſen, Iſolde ein volles Jahr nicht geſehen hatte, trieb ihn die Sehnſucht nach Cornwall zurück. Er verſteckte ſich im Walde, durch den, wie er wußte, die Königin am Pfingſtfeſt kommen ſollte, und warf in die Mitte des Weges einen Stab von Haſelholz, worauf er ſeinen Namen mit einem Liebesgruß eingeritzt hatte. Der lautete: „Wie ſich die Geißblattranke ſo feſt um die Haſelſtaude ſchlingt, daß, wenn man ſie trennt, alle beide ſterben müſſen, ſo, ſchönes Lieb, iſt es mit uns: Du nicht ohne mich, ich nicht ohne dich!“ Iſolde las die Botſchaft, ließ ſogleich den Zug halten und kam mit Brangäne zu dem Geliebten, mit dem ſie beriet, wie ſie den König verſöhnen wollte. Wirklich rief Marke bald darauf Triſtan zurück, und dieſer dichtete zur Erinnerung an jene Begegnung im Walde „das Lied vom Geißblatt“ [185]).

In einem dritten Gedicht wird erzählt, wie man ſich im 12. Jahrhundert die Entſtehung der einzelnen keltiſchen Lais dachte: Ehedem verſammelte ſich die vornehme bretoniſche Geſellſchaft alljährlich zu St. Pantaleon am Feſte des Heiligen, Frauen und Mädchen, die edelſten und ſchönſten des Landes, in reichem Schmuck. Da wurde alles

beſprochen, was im verfloſſenen Jahre Merkwürdiges ſich begeben hatte, Abenteuer der Liebe und des Rittertums. Auf diejenige Geſchichte, welche einſtimmig für die beſte erklärt wurde, machten ſie ſodann ein Lai, indem ſie gemeinſam Wort und Weiſe erſannen, und benannten es nach dem Helden des Abenteuers. Die Spielleute aber verbreiteten das neue Lied weithin über die Lande [186]).

Nach dieſer Darſtellung würden die Erzählungen der Lais alle auf wirklichen Ereigniſſen beruhen, und die Dichter verſichern uns auch trotz Denis Piramus wiederholt, daß ſie die lautere Wahrheit berichten [187]). Die Lais machen ſomit zum mindeſten den Anſpruch, Novellen im modernen Sinne zu ſein. Für unſere heutige Auffaſſung iſt es ja ein typiſches Erfordernis der Novelle, daß ſie im wirklichen Leben ſpiele und die Grenzen des Möglichen ſtreng innehalte. Nun bewegt ſich aber ein großer Teil der Lais in einer Welt der Feen und der Wunder. Wenn wir Erzählungen hören, deren Grundmotiv iſt, daß eine Fee an den Artushof ein Horn ſchickt, aus dem nur diejenigen Männer, ohne ſich zu beſchütten, trinken können, deren Frauen auch nicht die leiſeſte Gedankenuntreue begangen haben, oder einen Mantel, der nur treuen Frauen vollkommen paßt; wenn uns von Feen erzählt wird, wie ſie ſich mit Helden in Liebe verbinden und ſie in ihr ſeliges Land entführen, von Hindinnen, die dem Jäger, der ſie verwundet, ſtrafende Geſchicke weisſagen; wenn zu einer von ihrem eiferſüchtigen alten Ehemann im Turm eingeſperrten jungen Frau ein Habicht geflogen kommt, der ſich in den ſchönſten Mann der Welt verwandelt; wenn wir von Männern hören, die durch einen unheim-

lichen Bann gezwungen ſind, zu gewiſſen Zeiten in Wolfsgeſtalt umherzuſchweifen, von Prachtſchiffen, welche ohne Bemannung übers Meer geſegelt kommen, von Zauberbetten, worauf jeder in ewigen Schlaf verſinkt, von Zauberkräutern, welche Tote auferwecken, — ſo werden wir geneigt ſein, ſolche Erzählungen aus dem Bereiche der Novelle in den des Märchens zu verweiſen. Für den Hiſtoriker aber iſt dieſe Unterſcheidung undurchführbar, weil die Grenzen des Möglichen ſich je nach Völkern und Zeiten verſchieben. Verſetzen wir uns in die Blütentage der Lais, ſo ſehen wir ſofort, wie das Meer der Phantaſie das Feſtland der Erfahrung von allen Seiten überflutet und wie daher auch Novelle und Märchen in eins zuſammenfließen. Für die überwiegende Mehrzahl der Menſchen von damals gehörten Feen und Zauberkräfte zu den unbezweifelt wirklichen Dingen, wie ſie alles, was von Artur und ſeinen Rittern gefabelt wurde, als geſchichtliche Wahrheit hinnahmen. Der Litterarhiſtoriker wird demnach die Lais unbedenklich den Novellen zuzählen: denn ſo wird er alle poetiſchen oder proſaiſchen Erzählungen nennen, welche ein in ſich abgeſchloſſenes Erlebnis eines Einzelnen oder einer in Lebensgemeinſchaft ſtehenden Menſchengruppe darſtellen, gleichviel ob Natur und Schauplatz des Geſchehens für den kritiſchen Geiſt von heute einer Phantaſiewelt oder der Welt der Wirklichkeit angehören.

Unter dieſem Geſamtbegriff geſellen ſich den Lais in der mittelalterlichen franzöſiſchen Litteratur das Fableau und das Dit. Zwar ſchwankt der Gebrauch dieſer Kunſtausdrücke vielfach; nicht ſelten

wird ein und dasselbe Gedicht in den Handschriften bald Lai, bald Fableau, bald Dit genannt. Doch lassen sich die Gattungen im allgemeinen wohl auseinanderhalten. Lai und Fableau bezwecken nur künstlerisches Ergötzen; das Dit hat eine religiöse und moralische Tendenz: es will neben der Unterhaltung erbauen und belehren. Jene beiden gehören voll und ganz der profanen Litteratur an; dieses greift in die geistliche Dichtung hinüber. Lai und Fableau ihrerseits unterscheiden sich durch ihre Herkunft und durch das Publikum, wofür sie bestimmt sind. Das Lai stammt von der gesungenen keltischen Volksballade und huldigt dem romantischen Geschmacke der höfischen Welt; das Fableau schöpft aus den im Volksmund umgehenden schwankhaften Erzählungen und wendet sich zunächst an die nüchterneren bürgerlichen Kreise. Das deutet schon ein Chronist vom Ausgang des 12. Jahrhunderts an, der den Aventüren der Adelichen (eventurae nobilium) die Fableaux der Nichtadelichen (fabellae ignobilium) gegenüberstellt[188]). Diese, die Städter und Bauern, wollten Geschichten hören, welche ihrem eigenen täglichen Leben entnommen waren; vor allem fanden sie ihr Behagen auf dem unerschöpflichen Gebiete der geschlechtlichen Komik in nimmermüder Gestaltung und Umgestaltung jener derben und überderben Schwänke von listigen Weibern, geprellten Ehemännern und buhlerischen Pfaffen. Den Stoff lieferten teils wirkliche Ereignisse, teils jene allverbreiteten Erzählungen unbestimmter Herkunft, welche vorzüglich im Orient litterarische Gestalt gewannen und in ihrer orientalischen Form bei den Völkern des mittelalterlichen Europas hauptsächlich

durch byzantiniſche und jüdiſche Vermittlung ſich einbürgerten.

Einzelne dieſer Geſchichten finden ſich auch unter den Lais, wie die dem verlorenen indiſchen Siddhapati entſtammende Erzählung vom Sperber[189]). Der franzöſiſche Dichter, der dieſes alte Beiſpiel von Frauenliſt meiſterhaft behandelt, nennt ſein Gedicht ein Lai, fügt jedoch hinzu, er habe die Geſchichte wohl erzählen, nie aber zum Saitenſpiel ſingen hören. Damit geſteht er ſelber zu, daß ſeinem Gedicht das weſentlichſte Merkmal des Lai fehle; er nennt es aber doch ſo, damit es an der Gunſt teilhabe, welche die ritterliche Geſellſchaft dieſer Kunſtgattung zuwandte. Aus demſelben Grunde nannte Huon le Roy ſeine Novelle vom bunten Zelter Lai und nicht Fableau[190]). Lai war der vornehmere Titel.

Die Lais hatten ihre Blütezeit im 12. Jahrhundert und reichten noch ins 13. hinüber. Unter den uns erhaltenen Fableaux iſt keines, das ins 12. Jahrhundert zurückgeht; ihre Zeit iſt das 13. und 14. Jahrhundert, wo bald auch die höfiſche Welt an ihrem Hautgout Gefallen fand. Schon im 13. Jahrhundert begann in Frankreich und Italien mit der poetiſchen Erzählung die proſaiſche zu wetteifern, welche im folgenden Jahrhundert durch Boccaccio zur klaſſiſchen Kunſtform erhoben wurde. Die Lais verſchwanden im Laufe des 13. Jahrhunderts im Abenteuerroman; die Fableaux wurden im 15. in Proſanovellen umgeſchrieben und dramatiſiert in der Farce. Ganz wie den heutigen Geſchmack charakteriſiert den des 15. Jahrhunderts eine Abnahme des ſprachlichen Schönheitsſinnes, welche ſchließlich bei der völligen

Abneigung und Unfähigkeit, Verſe zu leſen und zu genießen, anlangte, und ſo begann in Frankreich wie in Deutſchland die Herrſchaft der Proſa, die Zeit der romans desrimés, der ſogenannten Volksbücher, welche, wie der Umſchreiber des Lilhartſchen Triſtrant ſagt, unternommen wurden „der leut wegen, die ſolicher gereimbter bücher nit genad habent“ [191]).

Noch iſt eine wichtige, den Dits zugehörige Gattung der Erzählung nicht erwähnt, die Legende. Sie ſtand an der Wiege der franzöſiſchen Poeſie und gab ihrem erwachſenen Pflegling durchs ganze Mittelalter das Geleite. Die Legendendichtung war natürlich vorzugsweiſe Sache der Geiſtlichen; doch auch die geſchmähten Spielleute nahmen daran teil und ſangen, nach einem Pönitentiale des 13. Jahrhunderts, neben den Thaten der Fürſten auch die Lebensgeſchichten der Heiligen [192]). Sie thaten dies teils aus freiem religiöſem Antrieb, beſonders, wie wir von Denis Piramus vernahmen, wenn ſie das Alter ihrer Sünden gemahnte, teils gezwungen durch die Frömmigkeit ihrer Hörer, deren mancher in heiligen Zeiten von profanen Dingen nichts wiſſen wollte; daher hatte der in allen Sätteln gerechte Spielmann für die einzelnen Kirchenfeſte beſondere Geſangs- und Leſeſtücke parat [193]). Wenn die Bogenſchützen von Arras mit dem Reliquienſchrein ihres Schutzpatrons, des heiligen Vindician, ihren Umzug hielten, pflegten ſie in einzelnen Schenken Halt zu machen; das Heiltum wurde in ein Fenſter geſtellt, und vor den zechenden Schützen ſangen Spielleute ihre Lieder zu Ehren des Heiligen [194]).

In den Spielmannsgedichten dieſer Art herrſchen

die verschiedenartigsten Humore, von einer an Frivolität streifenden Scherzlaune bis zur innigsten Rührung. Eines der ergötzlichsten ist das vom Hoftag im Paradies, wozu Christus alle Heiligen mit der Schelle einladen läßt, ein ausgelassener festlicher Schwank, worin die christliche Mythologie mit der heidnischen in naiver Lebenslust wetteifert [195]).

Eine im 13. Jahrhundert besonders beliebte Art der Legenden waren die sogenannten contes dévots, fromme Geschichten aus dem Privatleben, wundersame Bekehrungen und Errettungen durch Einwirken der Heiligen, vor allem der Gottesmutter. Zu den schönsten gehören „der Ritter mit dem Fäßlein" und „der Tänzer unsrer lieben Frau."

3. Die bretonischen Feen.

Am interessantesten für die Litteratur- und Sagengeschichte sind diejenigen Lais, welche Gegenstände der keltischen Volksüberlieferung behandeln. Durch sie wurden außer Artur, Tristan und Parzival die bretonischen Feen in die französische Dichtung eingeführt, wo sie mit ihrer Zauberwelt eine so große Rolle spielen sollten. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts sprach man so viel von den Feen und ihren Wundern im Wald von Broceliande, daß sich der normannische Dichter Wace neugierig dahin aufmachte, freilich um enttäuscht wieder heimzukehren [186]). Spuren des Feenglaubens finden sich schon bei den ältesten Troubadours. Eigentlichen Feensagen aber begegnen wir zuerst in den Lais.

Indem wir uns diesen vielgenannten mythischen Wesen zuwenden, wollen wir zunächst hören, was die lebende Volkssage von ihnen zu berichten weiß.

Nach dem Glauben der heutigen Bretonen sind die Feen fortgezogen oder ausgestorben. Alte Leute wollen sie noch gesehen haben. Einige behaupten, sie werden zurückkehren; andere hinwiederum sind

der Meinung, sie seien noch immer im Lande. Ihr Andenken aber lebt in aller Mund. Sie bildeten ein großes Volk, alt und jung, Männer, Weiber und Kinder. In der keltischen Niederbretagne heißen sie wie die Zwerge korrigan [97]), in der französisch redenden Oberbretagne fions oder fées, die Männer faitauds, die Frauen fées. Ihre Wohnungen waren unter der Erde, in natürlichen Hügeln und Grabhügeln, in Nebelheiden und hohen Felsen, besonders in jenen geräumigen Felsenhöhlen an der Küste der Oberbretagne (den houles aux fées), von denen einzelne hoch wie ein Dom und unergründlich tief ins Land hineinreichen sollen. Dort sieht man noch ihre steinernen Stiegen, ihre Feuerstätten, ihre Steinsitze und Steintische, ihre steinernen Betten und Kinderwiegen. Wer in diese Höhlen eindrang, der kam in ein unterirdisches Land mit Feldern, Dörfern und Schlössern. Doch hausten sie auch über der Erde in jenen von einem unbekannten Volk in vorkeltischer Zeit errichteten Steingräbern, welche bei den Bretonen Dolmen (Steintische), auch Feensteine, Feengrotten heißen. Von Gestalt waren die Feen klein und zart, nicht höher als ein Reiterstiefel und noch kleiner, ganz winzig, daumengroß, die jungen von wunderbarer Schönheit, die alten aber runzelig und verwittert wie tausendjährig, voll Seegraas und Meerschnecken, Muscheln und Moos, „alt wie die Wege und weiß wie der Schnee". Doch auch die schönen waren schön nur bei Nacht; im Tageslicht, das sie haßten, wurden ihre Haare greis, ihre Augen rot und ihre Wangen faltig. Daher machten sie sich am Tage unsichtbar oder

nahmen andere Gestalt an, und nur wer sich das Auge mit einer von ihnen selbst bereiteten Salbe bestrich, konnte sie erkennen; doch sobald sie es merkten, rissen sie ihm das hellsehende Auge aus. Sie verwandelten sich nach Belieben: bald glitten sie als zierliche Schlangen aus der Hecke; bald kamen sie als Katzen von allen Größen und Farben aus der Uferhöhle und sonnten sich auf den Felsen. Ihre Kleidung bestand aus grauer Leinwand oder aus einem um den Leib gewundenen weißen Schleier. Oft schienen sie von ferne die prächtigsten Kleider zu tragen; die schönen Farben verblichen aber in der Nähe. Sie kannten die Zukunft und die Heilkräfte der Natur und versetzten sich im Augenblick an jeden gewünschten Ort. Im übrigen lebten sie ganz nach Menschenart, buken Brot, wuschen ihre blendend weißen Linnen und breiteten sie auf den Rasen zum Trocknen. Wer darauf blicken konnte, ohne zu blinzeln, der durfte sich davon nehmen. Während sie ihre Wäsche einseiften, schwamm oft das Wasser ganz voll von blanken Geldstücken, von Gold und Diamanten. Sie fuhren auf kleinen Booten zum Fischfang, spannen nachts auf einem Steinsitz oder kämmten ihre Kinder. Sie hielten sich Haustiere, Pferde, Kühe, Schafe, Katzen und Hunde, Gänse und schwarze Hühner. Oft hörte man unter der Erde die lieblichste Musik, Horn- und Geigengetön und den süßesten Sang, das Weinen eines Kindes und das Geschaukel einer Wiege, das Schnurren einer Spindel oder das Geräusch des Butterns, auch wohl Hahnenkrat und Gänsegeschnatter. Sie hielten Rundtänze nachts auf dem Felde, besonders um Dolmen in der Nähe von Quellen. Dabei hiengen

brennende Fackeln über ihnen in freier Luft. Einst tanzten sieben Feen bei den klingenden Steinen von Guildo; sie tanzten paarweise, und darum mußte immer eine müßig stehen. Da kam ein kleiner Buckliger hinzu und bat sie artig, teilnehmen zu dürfen. Nun konnten alle Feen zugleich tanzen und waren darüber so vergnügt, daß sie dem gefälligen Gaste seinen Buckel abnahmen und ihn so schön machten, als er früher häßlich gewesen war. In derselben Weise gesellte sich ihnen später ein anderer Bursche. Der that es aber nur, um sich über sie lustig zu machen, und zum Lohne erhielt er beim Abschied den Buckel, den sie seinem Vorgänger abgenommen hatten. An den Stätten, wo die Feen zu tanzen pflegten, wuchs kein Gras, und der Weg, auf dem sie durch das Ackerfeld zu ihrem Tanzplatze zogen, zeichnete sich deutlich im Getreide durch einen Streifen niedrigerer Halme (la passée des fées). Alljährlich feierten sie ein Nachtfest zu Frühlingsanfang. Da war ein weißes Tischtuch über den Rasen gebreitet, besetzt mit den köstlichsten Speisen, in deren Mitte ein hellstrahlender Krystallbecher stand. Dieser kreiste am Schlusse des Mahls mit einem Wundertrank, von dem ein einziger Tropfen überirdische Weisheit verlieh. Beim kleinsten menschlichen Geräusch aber war alles verschwunden. Doch waren sie den Menschen im allgemeinen nicht feindlich gesinnt. Die bösen Feen bildeten die Ausnahme, und auch sie ließen sich durch Spenden von Butter und Milch besänftigen. An die Stelle der gütigen Feen sind in den Sagen und Märchen nicht selten Christus, die Heiligen und die Schutzengel, vor allem aber die Jungfrau Maria

getreten. Sie verdrängt und verjagt die heidnischen Feen, und diese ihrerseits hassen die christlichen Priester und besonders die Glocken. Zuweilen gerieten die Feengemeinden zweier verschiedener Höhlen in Streit, und das wurde für die Menschen verhängnisvoll, da dann die Freundschaft der einen nur mit der Feindschaft der andern erkauft werden konnte. Denn die Feen traten mit den Menschen in den mannigfachsten Verkehr. Sie ließen ihre Frauen durch menschliche Frauen entbinden, ihre Kinder durch menschliche Ammen stillen. Sie nahmen Menschen zu Paten und standen ihrerseits bei menschlichen Kindern zu Gevatter, ja sie lebten nicht selten mit Menschen im Liebesbund. Sie kamen nachts in die Stuben, um die menschlichen Kinder zu warten; man durfte sie aber nicht ansprechen. Sie kochten und wuschen den Leuten und fütterten das Vieh. Am Eingang ihrer Grotten legten die Mädchen ihren Spinnrocken mit Flachs und Spindel und einem Stück Brot nieder, und wenn sie am Abend wiederkamen, fanden sie den Rocken aufs feinste abgesponnen. Bat der Pflüger die Feen um Brot, so stellten sie ihm solches, das wie Butterkuchen schmeckte, und guten Apfelwein ans Ende der Furche. Fragte jemand im einsamen Fischerhaus auf der Küste, wieviel Uhr es sei, so sagte es eine unterirdische Stimme. Die beim kranken Kinde wachende Mutter sah plötzlich, wie eine Platte des Herdes sich langsam erhob und eine schöne ringgeschmückte Hand ein Fläschlein heraufreichte. Auch andere glückbringende Gaben spendeten die Feen, einen Wunschseckel, dessen Gold aber versiegte, sobald eine fremde Hand hineingriff, mit Vorliebe jedoch einen

Brotlaib, der nicht kleiner wurde; nur durfte auch von ihm kein Fremder essen: sonst war der Zauber gebrochen. Einst grub ein Feldarbeiter in der Nähe einer Uferhöhle Erde aus. Da stieg Rauch aus dem Loch, und eine Stimme rief: Zerstörst du unser Haus, so zerstören wir deins! Als der Mann erschrocken innehielt, verliehen ihm die Feen zur Entschädigung die Gabe, daß fortan sein Spaten und seine Hacke von selber arbeiten sollten. Für alles, was die Feen den Menschen Gutes thaten, verlangten sie keinen Lohn; aber man mußte sie höflich und rücksichtsvoll behandeln. Wie sie gaben, so nahmen sie auch. Was ihnen gefiel, das mußten sie haben, und sie spielten dem Menschen manchen mutwilligen Streich. Sie stahlen dem Fischer die Austern aus dem Park, die Hummer aus den Reusen und lachten ihn aus, wenn er nach ihnen schoß. Aber sein Fluchen hörten sie nicht gerne und gaben unwirsch den Raub zurück. Oft stahlen sie menschliche Kinder und legten dafür ihren Wechselbalg in die Wiege, holten ihn aber wieder, wenn man ihn zu mißhandeln drohte. Auch Erwachsene wurden von ihnen entführt und blieben bei ihnen viele Jahre, die ihnen aber leicht und lieblich wie wenige Tage entschwanden. Ueber die Dauer ihres Lebens widersprechen sich die Meinungen. Ursprünglich unsterblich gedacht wurden sie von der christlichen Sage mehr und mehr in die Sterblichkeit herabgezogen. Durch die Taufe, so sagt man, durch den Liebesbund mit Menschen verfielen sie dem Tod. In einem Walde der Oberbretagne zeigt man bei einem Bache einen flachen Stein als das Grab der Seenkönigin.

Nach diesen bretonischen Sagen, womit im wesentlichen die Sagen der übrigen französischen Provinzen übereinstimmen, entsprechen die Feen fast Zug für Zug den germanischen Elben und Erdmännlein, auf welche in England auch der französische Name fairy (altfranz. faierie, faerie) übergegangen ist. Sie gehören also zu jenen zahllosen Natur- und Hausgeistern, deren Sagen sich als eine der ältesten Schichten mythischer Formation unabhängig von allem Götterglauben bei den verschiedensten Rassen und Religionen der Erde wiederfinden. Jenen Schwank vom Buckligen z. B. erzählt man mit geringen Abweichungen ebenso in Japan wie in Frankreich und Irland [138].

Eine andere mythische Vorstellung liegt dagegen den bretonischen Sagen zu Grunde, welche die Feen als die Erbauer der rätselhaften gewaltigen Steindenkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit darstellen, deren großartigstes sich zu Carnac an der Südküste der Bretagne befindet: gegen 4000 Felssteine von 12—30 Fuß Höhe, sogenannte Menhirs, in elf parallelen Reihen, an einem Ende mit einem Halbkreis abschließend am Ufer des Meeres einfach in den Sand gestellt, oft mit der dünneren Spitze. Da erscheinen die Feen von übermenschlicher Gestalt und Kraft. Die mächtigsten Felsblöcke tragen sie auf dem Haupt und in der aufgebundenen Schürze daher, während sie mit den freien Händen ruhig ihren Rocken abspinnen. Einzelne solcher aufrechtstehender Felssteine heißen selbst Feenrocken, Feenspindel. Wer gedenkt hiebei nicht jenes deutschen Riesenfräuleins, das die ackernden Pflüge samt Rossen und Treibern in die Schürze streicht, um das

niedliche Spielzeug auf ihre Burg zu tragen? Dieſe Feen, denen der Name Margot eigen iſt[197]), ſind von den kleinen unterirdiſchen wohl zu unterſcheiden. Sie ſind vom Geſchlechte Gargantuas und verwandt den germaniſchen Rieſen. Auch die Römerſtraßen ſind ihr Werk.

An zahlreichen teilweiſe zerfallenen Bauten, welche heute den Eindruck des Unvollendeten machen, haftet immer wiederkehrend dieſelbe ſeltſame Sage: Die Feen waren in voller Arbeit, als ſie von ungefähr einen toten Vogel am Wege liegen ſahen. Warum rührt ſich der Vogel nicht? fragten ſie. Er iſt tot, gab man ihnen zur Antwort. Wie? riefen ſie, ſtirbt man in dieſem Lande? Dann lohnt ſich die Mühe nicht. Damit warfen ſie weg, was ſie in den Händen hatten, und ließen ihr Werk unfertig, wie es war. Dieſe eigentümlich bretoniſche Sage findet ſich ſchon in einem Gedicht des 12. Jahrhunderts, in der Chanson de geste von Aquin[200]). Sie gemahnt merkwürdigerweiſe an eine der berühmteſten Legenden von Buddha. Dieſer, als Königsſohn in allen Lüſten des Lebens aufgewachſen und von ſeinem Vater in Unkenntnis über die Nachtſeiten des Daſeins erhalten, begegnete einſt auf einer Luſtfahrt einem zitternden Greis, ein anderes Mal einem fiebernden Ausſätzigen, ein drittes Mal einem aufgebahrten Leichnam. Jedesmal fragte er ſeinen Wagenlenker, was das ſei, und rief zuletzt klagend aus: „Wehe der Jugend, wenn ſie vom Alter zerſtört wird! Wehe der Geſundheit, wenn ſie die Krankheiten vernichten! Wehe dem Leben, das ſo kurze Dauer hat!“ Ueberwältigt vom Jammer der Sterblichkeit beſchloß er, allen ſeinen

Freuden und Ehren zu entsagen, um in der Einsamkeit über die Erlösung der Menschheit nachzusinnen[291].) Mit demselben Gedankengang erklärt die Sage dort den Zustand eines alten Gemäuers, hier die Entstehung einer Weltreligion. Die Seen zeigen auch sonst einen Widerwillen gegen die Vorstellung des Todes. Bekannt ist jene Sage von der normannischen See, die sich dem Herrn von Argouges unter der Bedingung vermählte, daß er nie das Wort Tod vor ihr ausspreche[292]).

Wo bleiben aber nach alledem jene Seen, die uns aus der Dichtung der romanischen Völker bekannt sind, jene schönen zaubermächtigen Wesen von menschlicher Größe, die Geschwister unserer weißen Frauen, unserer Wald- und Wassermimnen? Auch die heutige bretonische Sage weiß von ihnen, freilich nur halbverschollene Kunde. Sie hausten einsam in der Stille des Waldes und besonders bei Quellen. Oft sah man im Kastaniewald an der Quelle von Keranborn nachts bei einer brennenden Kerze eine schöne See in weißem Kleide sitzen, die sich mit einem Elfenbeinkamm die Haare schlichtete. Doch der Volksmund hat wenig von ihnen zu melden. Nur jene vielverbreitete Sage lebt noch im Liede, daß einem jagenden Grafen im Wald eine See entgegentritt und seine Hand begehrt und, da er vor dem unheimlichen Ehebunde zurückschreckt, ihm die Wahl läßt, ob er sieben Jahre hinsiechen oder in den nächsten drei Tagen sterben wolle[293]). Auch von der alten mythischen Geltung dieser Quellenfrauen als Schicksals- und vor allem Geburtsgöttinnen sind nur zerstreute Spuren erhalten, wenn die Seen ihren Patchen Schönheit verleihen

oder bei der Geburt eines Kindes erſcheinen, um ihm ſein Schickſal zu weiſſagen. In Erinnerung daran heißen die Feen noch immer bonnes mères, bonnes dames. Lange herrſchte der Brauch, wenn ein Kind geboren war, den Feen im Nebenzimmer ein Mahl aufzuſtellen, und noch bis in unſere Zeit herein legten Mädchen, um im ſelben Jahre vermählt zu werden, rötliche Wolle, in Flittergold gewickelt, in die Ritzen eines Feenſteines bei Nantes, offenbar ein altes Opfer für die göttlichen Spinnerinnen, die Schirmherrinnen der Ehe. Noch immer wachen ſie über die Treue der Liebenden. Daher legen die Liebespaare, wenn ſie beim Junifeſt zum Tanz auf die Wieſe ziehen, blühenden Flachs von des Mädchens Mieder und grüne Aehren von des Burſchen Hut auf dem großen Feenſteine nieder, und nur die Treuen finden beim Heimgang ihre Gaben unverwelkt. Auf alten Kultus deutet auch die Sage von der Hundegrotte (grotte-es-chiens) in der Oberbretagne. Ihr entſteigt abends ein weißer Rauch, der ſich zu einer ſchönen Frau mit Gewanden von Regenbogenfarben geſtaltet. Dieſe flieht die Menſchen und weint um ihre verlorene Macht. Denn früher gebot ſie den Winden, und man legte ihr am Eingang ihrer Grotte Blumenopfer nieder.

Daß dieſe über das Menſchenlos waltenden Frauen die echten urſprünglichen Feen ſind, beweiſt die Bedeutung des Namens: fée, in Berry fade, fadette, italieniſch fata, lateiniſch fata, die Schickſalsfrau, wie in der römiſchen Volksſprache die Parzen und ähnliche weibliche Gottheiten genannt wurden (fata, der Pluralis von fatum, als Nominativ Singularis

gefaßt). Mit dem Vulgärlatein verbreitete sich das Wort über die Provinzen des Römerreichs und wurde dort auf die den Parzen verwandten einheimischen Göttinnen übertragen: portugiesisch fada, spanisch hada, provenzalisch fada, rhätoromanisch feda und fea, walachisch fea.[204]). Am nächsten kommen noch dieser ursprünglichen Vorstellung die Feen in den Volksmärchen, wo sie — bei den Bretonen wie anderwärts — in der Regel als alte Frauen erscheinen, welche im Bettlerkleid die Herzensgüte und Wahrheitsliebe der Menschen prüfen, um durch ihre Zaubergaben zu lohnen und zu strafen, allen unschuldig Unterdrückten und Bedrängten, besonders den Armen und Einfältigen, den Waisen und Stiefkindern zu helfen, allbekannte und allverbreitete Schöpfungen der naiven Phantasie, worin die dem Menschengemüt innewohnende Sehnsucht nach einer sittlichen Weltordnung ihren rührenden Ausdruck findet.

Der alte volkstümliche Name dieser Schicksalsfrauen hat sich demnach in der Bretagne wie im übrigen Frankreich einerseits auf verschiedene Arten elbischer Wesen, auf die ihnen nahe verwandten Wald- und Wasserminnen und das ganze Volk der Unterirdischen, andererseits auf die hauenden Riesen ausgedehnt.

Die Kunde von den Feen als Wald- und Quellenfrauen ist, wie wir sahen, im heutigen Geschlecht fast ganz erloschen. Hiefür entschädigen uns die alten keltischen Sagen, die uns in den Lais des 12. Jahrhunderts erhalten sind, durch lebendige farbenhelle Bilder voll magischem Liebreiz. Hier erscheinen die Feen wie Menschen unter Menschen, und nur ihre Schönheit überschreitet das mensch-

liche Maß [205]). Sie ſenden Zauberkleinodien [206]) und lehren ihre Schützlinge wunderbare Fertigkeiten; aber der häufigſte, ja faſt ausſchließliche Gegenſtand der Erzählungen iſt ihr Liebesbund mit ſterblichen Helden. Ihnen zeigen ſie ſich in der Stille des ſommerlichen Waldes, ruhend im prächtigen Zelt oder badend in beſchatteter Quelle. Es iſt eine der verbreitetſten Sagen der Völker, daß wunderbare weibliche Weſen, welche in Vogelgeſtalt durch die Lüfte fliegen, ſich dem ergeben müſſen, der ſich ihrer abgelegten Federhemden zu bemächtigen weiß. Wo die Verwandlung vergeſſen iſt, da werden aus dem Federhemd gewöhnliche Kleider. So überraſcht auch in den Lais der Ritter die Fee, wie ſie im Waldquell ſich badet, und ſein erſter Gedanke iſt, ihre Kleider zu rauben [207]). Doch iſt ſolche Begegnung in der Regel kein Zufall: ein weiſendes Tier, ein zauberhaftes Wild lockt den Jäger zur Stelle [208]). Zuweilen ſendet die Fee ſogar Dienerinnen aus, um ihn zu ſich in ihr Zelt zu laden. Sie verheißt dem Entzückten, ihm in Liebe zu nahen, ſo oft er es wünſche, doch ſtets unter der Bedingung, daß er ihr Geheimnis aufs ſtrengſte bewahre. Er bricht das Gelübde und ſtürzt ſich damit in Not und Verzweiflung [209]), bis endlich die Zürnende ſich ſeiner erbarmt und ihn entführt in ihr ſeliges Reich, aus dem er nimmer wiederkehrt. Sie bringt ihn auch wohl gleich nach ihrer Begegnung in ihren Wunderpalaſt, wo ihm die Jahrhunderte wie Tage entſchwinden, und da er auf kurze Zeit in ſeine Heimat zurückverlangt, ſchärft ſie ihm ein, dort weder Speiſe noch Trank über die Lippen zu bringen [210]). Wie nach dem griechiſchen Mythus der

Unterwelt für immer angehört, wer dort etwas genießt, so verfällt der aus dem Lande der Seligen Rückkehrende durch irdische Nahrung wieder den irdischen Naturgewalten, und die Zeit fordert von ihm unerbittlich die rückständige Schuld.

Das Feenreich, das bald auf der Erde, von dem benachbarten Menschenland nur durch einen Fluß geschieden, bald im hohlen Berge, bald unter dem Wasser, bald als die glückliche Insel Avalon [211]) im fernen Ocean gedacht ist, entspricht seiner mythischen Bedeutung nach völlig dem unterirdischen Land des bretonischen Feenvolks, dem Geisterreich überhaupt [212]). Von dort kommen in andern Lais auch männliche Wesen, um sich mit menschlichen Frauen zu verbinden. Der eine taucht aus dem schaurigen Waldsee; der andere fliegt aus dem hohlen Berg in Habichtsgestalt. Auch sie warnen die Geliebte davor, ihr Verhältnis zu verraten; auch hier folgt der Entdeckung Trennung und Verderben.

Was die Darstellung dieser elbischen Wesen in den Lais betrifft, so gilt von ihnen ganz besonders, was über die höfische Stilisierung der keltischen Ueberlieferungen gesagt wurde. Der dem Volkstümlichen abgewandte Geschmack sucht das Mythische möglichst zu verwischen. Der Name Fee wird nicht ausgesprochen: die Schönen des Waldes heißen einfach puceles Jungfraun oder dameiseles Edelfräulein. Ihre Umgebung unterliegt dem Ceremoniell der Zeit. Ihre freie Naturwelt fügt sich den aristokratischen Standesunterschieden der Kultur. Sie treten auf als vornehme Herrinnen, als „dames de grant seigneurie," wie ein späterer Dichter Melusine und ihre Schwestern nennt [213]), bedient von Zofen

und Kammerfrauen, beritten und geputzt im ganzen Luxus höfischer Pracht als das Idealbild französischer Edeldamen in den Tagen Eleonorens von Poitou[214]).

* * *

Ich habe in den folgenden Blättern ein Spielmannsbuch zusammengestellt, wie es etwa ein normannischer Parleor des dreizehnten Jahrhunderts bei sich führen mochte. Die einzelnen Novellen sind nicht nach der Chronologie ihrer Abfassung, sondern nach der Art der behandelten Gegenstände geordnet. Den Reigen eröffnen die Feen- und Elbensagen, unter denen „Herr Orfeo" wegen seiner litterargeschichtlichen Einleitung voransteht. Dann folgen andere Lais, Legende und Fableau, und den Schluß bildet ein kleiner Roman. Ich habe an meinen Vorlagen mit schonender Hand manches gekürzt und vereinfacht, auch wohl da und dort ein Licht aufgetragen; doch wird der Kenner finden, daß ich im ganzen den Originalen treu gefolgt bin. Nur im „bunten Zelter" und noch mehr im „Tänzer unsrer lieben Frau", wo wörtliche Wiedergabe geradezu ein Unrecht gegen den redseligen alten Dichter gewesen wäre, habe ich von jener größeren Freiheit Gebrauch gemacht, welche ein mittelalterlicher Uebersetzer unbedenklich für sich zu beanspruchen pflegte. Die vor Jahren von mir veröffentlichten Lais von Marie de France und Aucassin erscheinen hier in sorgfältiger Ueberarbeitung.

So befehle ich denn diese Proben altfranzösischer Erzählerkunst dem Wohlwollen aller derer, welche noch jugendlich genug empfinden, um sich an ihrem schlichten Zauber zu erfreuen.

Herr Orfeo.

Manch Buch von weiſen Meiſters Hand
Thut Wundermären uns bekannt.
Da leſen wir der Lieder viel,
Erdacht für Sang und Saitenſpiel.
Das ſagt von Freuden, das von Klagen
Und das von Feſt- und Wonnetagen;
Das ſagt von Liſten und Verrat
Und das von Glück und kühner That.
Da hört ihr Schwank und Schelmerei;
Auch Feenmärchen ſind dabei.
Jedoch die meiſten weit und breit
Erzählen Liebesluſt und -leid.

Die Lieder ſind, wie wir vernommen,
Aus der Bretonen Land gekommen.
Erfuhren die von alten Dingen,
Gleich ließen ſie die Harfe klingen,
Erſannen Wort und Melodie
Der Lieder und benannten ſie.
Manch ſchöne Märe dieſer Art
Hab' ich im Geiſte treu bewahrt.
Hört an, ihr Herrn, will's euch behagen,
Laßt von Herrn Orfeo mich ſagen!

Das war ein König vielgenannt,
In ſeinen Tagen weitbekannt,
Ein kühner Mann nach Heldenbrauch,
Und fein und milde war er auch.
Dem König Orfeo gefiel
Vor allen Dingen Harfenſpiel.
Sein Thor ſtand Harfnern gaſtlich offen,
Und jeder durft' auf Ehren hoffen.
Er ſelber wandte Fleiß und Acht
Auf Saitenſpiel bei Tag und Nacht,
Daß man in keinem Erdenland
Je einen beſſern Harfner fand.
Und wem ſein Harfenſchlag erſcholl,
Dem war's, als tönt' ihm wonnevoll
Vom Paradies ein Freudenſang;
So ſüß war ſeiner Saiten Klang.
Dem Herrn zur Seite ſaß im Saal
Frau Heurodis, ſein Ehgemahl,
Das allerſchönſte Frauenbild,
Voll Lieb' und Güte ſanft und mild.

Es war im Anbeginn des Mai,
Wenn Froſt und Winterſturm vorbei,
Die Lüfte warm und lieblich wehn,
Die Wieſen ganz voll Blumen ſtehn,
Die Zweige glühn, im Blütenſchwall
Und Wonne blüht allüberall,
Da zog's die Herrin aus dem Haus;
Zwei Jungfraun nahm ſie mit hinaus:
So giengen ſie zur Mittagſtunde
Luſtwandeln in des Gartens Grunde
Und ſchauten, wie die Blumen ſprangen,
Und lauſchten, was die Vögel ſangen.

Dann saßen sie und hielten Rast
Im Schatten unterm Lindenast.
Bald sank die schöne Königin
Zum Schlummer auf den Rasen hin.
Die Mägdlein ließen sich nicht hören
Aus Furcht, der Herrin Schlaf zu stören.
So giengen Stunden hin; sie lag
Und schlief bis in den Nachmittag.
Mit einemmal erwachte sie
Entsetzten Blicks und weint' und schrie,
Rang ihre Glieder unter Klagen,
Begann wie rasend sich zu schlagen,
Zerriß ihr prächtiges Gewand
Und kratzte sich mit blutger Hand.
Die Mägdlein voller Angst entrannen
Zum Schloß und riefen Herrn und Mannen:
Ach unsre Frau! Lauft, lauft behende!
Sie rast. O haltet ihr die Hände! —
Die Ritter eilten und die Damen;
Wohl mehr als sechzig Jungherrn kamen
Zum Gartengrund in schnellem Lauf.
Man hob die Herrin sorglich auf,
Trug sie zu Bette voll Erbarmen
Und hielt sie fest mit starken Armen.
Sie aber sinnlos sprach kein Wort
Und wollte schreiend auf und fort.

Herr Orfeo vernahm's zur Stunde;
Nie ward ihm eine leidre Kunde.
Er kam mit einer Ritterschar
Zur Kammer, wo die Herrin war,
Sah sie voll Mitleid und begann:
Mein süßes Lieb, was kommt dich an?

Du warſt bis heut ſo ſanft und ſtill
Und ſchreiſt mit einmal laut und ſchrill.
Wie haſt du deine weiße Haut
Mit deinen Nägeln ganz zerkraut?
Dein Antlitz, ach, dereinſt ſo rot,
Nun iſt es bleich, als wärſt du tot!
Auch deine Finger ſeyn ſo blaß,
Die zarten, und von Blute naß.
Weh! deiner Augen lieblich Paar,
Wie feindlich blickt es auf mich dar!
Ich bitt' um Gnade, Herrin mein,
Laß dieſes jammervolle Schrein
Und künde mir dein Leid und ſag,
Welch Ding dagegen helfen mag! —

Da ward ſie ſtill und faßte ſich;
Sie lag und weinte bitterlich
Und ſprach darauf zum König ſo:
Ach, mein Gemahl, Herr Orfeo!
Seitdem wir zwei zuerſt uns ſahn,
Hat keins dem andern weh gethan.
Nein, wie mein Leben liebt' ich dich
All dieſe Zeit und ſo du mich.
Und ach, nun ſollen wir uns meiden!
Gehab dich wohl, denn ich muß ſcheiden! —
Weh mir, rief er mit bangem Sinn,
Zu wem denn willſt du und wohin?
Wohin du gehſt, geh' ich mit dir,
Und wo ich geh', du gehſt mit mir. —
Nein, nein! Das iſt uns nicht beſchert!
Vernimm, Herr, was uns widerfährt:
Als ich heut mittag lag im Traum
Im Garten unterm Lindenbaum,

Da trat in voller Waffenzier
Ein ſchönes Ritterpaar zu mir;
Die mahnten mich, ſchnell aufzuſtehn,
Zum König, ihrem Herrn, zu gehn.
Ich ſprach mit ſtrengem Angeſicht,
Ich dürfe nicht und wolle nicht.
Sie ſprengten fort in raſchem Lauf;
Da zog ihr König ſelbſt herauf
Mit hundert Rittern oder mehr
Und Jungherrn einem ganzen Heer.
Sie ritten all auf weißen Roſſen,
Von weißem Prachtgewand umfloſſen;
In meinem Leben ſah ich nicht
So ſchöne Weſen rein und licht.
Und ihres Königs Krone war
Nicht goldesrot, nicht ſilberklar;
Sie war aus einem Edelſtein,
Der ſtrahlte hell wie Sonnenſchein.
Er ritt zu mir, und alſobald
Zwang er mein Sträuben mit Gewalt.
Ich mußte mit von dannen reiten
Auf einem Zelter ihm zur Seiten,
Und ſo entführt' er mich in Haſt
Nach ſeinem herrlichen Palaſt,
Ließ Burgen mich und Türme ſchaun
Mit Strömen, Wäldern, Blumenaun,
Und wies mir ſeiner Roſſe Pracht.
Dann ward ich wieder heimgebracht
Zum Garten an den alten Ort;
Doch ſcheidend ſprach er dieſes Wort:
Sieh zu, daß ich dich morgen finde
Um dieſe Zeit bei dieſer Linde!

Dann mußt du fort mit meiner Schar
Und mit uns leben immerdar.
Jedoch verſäumſt du dieſe Friſt,
Wir holen dich, wo du auch biſt.
Dann aber, Frau, das ſollſt du wiſſen,
Dann wird dir Glied um Glied zerriſſen,
Und nichts kann dich davor bewahren,
Mußt doch mit uns von dannen fahren! —

Als Orfeo die Mär' vernahm,
Ach, rief er, ach, in bittrem Gram,
Viel lieber wär' mir, Leib und Leben
Als ſo mein Weib dahinzugeben! —
Soviel er auch um Hilfe bat,
Hier wußte niemand Troſt und Rat.
Am andern Tag zur Mittagzeit,
Da legt er an ſein Waffenkleid
Und tauſend Ritter um ihn her
Mit ſtarkem Arm und grimmer Wehr.
Die Helden alle zogen hin
Zur Linde mit der Königin
Und deckten ſie nach allen Seiten,
Für ſie zu ſtehen und zu ſtreiten.
Sie wollten eh'r im Tod erblaſſen
Als ihre Herrin von ſich laſſen.
Doch unverſehns aus ihrer Kunde
Verſchwand die Frau zur Mittagſtunde,
Mit Geiſtermacht hinweggenommen;
Sie wußten nicht, wie das gekommen.

Da ſchrieen alle Weh und Ach.
Der König gieng in ſein Gemach,
Lag oft in Ohnmacht auf den Steinen
Und ließ nicht ab mit bittrem Weinen;

Der Jammer bracht' ihm faſt den Tod.
Es gab kein Heil für dieſe Not.
Nach ſeinen Grafen nah und fern
Beſandt' er und den edlen Herrn,
Stand auf im Hoftag der Vaſallen
Und ſprach: Ihr Herren, vor euch allen
Leg' ich die Sorg' um Volk und Land
In meines erſten Truchſeß Hand,
Daß er auf Recht und Frieden halte,
An meiner Statt des Reiches walte.
Ich hab' mein liebes Weib verloren,
Das ſchönſte, das je ward geboren.
Nun will ich alle Frauen fliehn
Und einſam in die Wildnis ziehn,
Um unter Bäumen grau und alt
Zu hauſen mit dem Tier im Wald.
Und endet meines Lebens Qual,
So kommt und haltet Königswahl.
Nun lebet wohl, laßt insgemein
Euch all mein Gut empfohlen ſein! —
Da jammerten und weinten alle;
Von Klageruf erſcholl die Halle.
Den Herrn und Mannen in der Runde
Erſtarb vor Weh das Wort im Munde.
Sie lagen flehend auf den Knien
Und baten und beſchwuren ihn,
Nicht ſo von ihnen wegzugehn.
Er ſprach: Laßt ab! Es muß geſchehn! —

Er nahm aus all der Herrlichkeit
Nichts als ein ſchlechtes Pilgerkleid.
Er hatte weder Hemd noch Hut
Noch Leibrock noch ein andres Gut:

Nur ſeine Harfe trug er mit,
Da barfuß er das Thor durchſchritt,
Und niemand wollt' er zum Geleit.
Wer kündet all des Volkes Leid,
Als er, der Herr, an dem es hieng,
So bettelarm ins Elend gieng?

Durch Wald und Heide ganz allein
Zog er in öde Wüſtenein.
Fern allem Labſal und Behagen
Lebt er in Unluſt und Entſagen.
Gewohnt, im Purpurbett zu ruhn,
In Pelz und Grauwerk, liegt er nun
Auf harter Heide hingeſtreckt,
Mit Gras und Blättern zugedeckt.
Er, dem einſt Burg und Wieſenplan
Mit Wald und Waſſer unterthan,
Nun wühlt bei Schnee und Sturmgetos
Der König ſich ein Bett im Moos.
Vor dem einſt Herrn von hohem Namen
Das Knie gebeugt und edle Damen,
Kein holder Anblick wird ihm mehr;
Nur wild Gewürm kriecht um ihn her.
Und dem in Schüſſel und Pokal
Dereinſt ſich bot das reichſte Mahl,
Der muß den ganzen Tag nun graben,
Um ſich an Wurzeln zu erlaben.
Im Sommer fand er, ſich zu nähren,
Manch wilde Frucht und ſüße Beeren;
Doch winters war da nichts als Rinden
Und Wurzeln, Gras und Laub zu finden.
Bei ſolchem Darben ſchwand ihm bald
Des Leibes Kraft und Wohlgeſtalt.

Wer sagt euch all die Leiden her,
Die er zehn Jahre trug und mehr?
Sein Haupt ward struppig wildbehaart;
Zum Gürtel hieng sein schwarzer Bart.

Die Harfe war all diese Zeit
Sein einzger Trost in Not und Leid.
Sie lag im hohlen Baum verborgen,
Und kam ein sonnig klarer Morgen,
Schlug er die Saiten wundervoll,
Daß hell es durch die Wälder scholl.
Dann schlichen aus dem tiefen Tann
Die Tiere voller Lust heran.
Des Waldes Vögel kamen auch
Und füllten ringsum Busch und Strauch;
Von allen Zweigen lauschten sie:
So süß war seine Melodie.
Erst wenn sein Spiel zu Ende war,
Zerstreute sich der Hörer Schar.

Oft auch zu heißer Mittagstunde
Sah er im stillen Waldesgrunde
Den Elbenkönig mit Geleit
Hinjagen durch die Einsamkeit.
Mit Hörnerklang und Jägerschrei,
Mit lauter Meute fuhr's vorbei.
Doch sah er sie kein Wild verwunden,
Und alles war im Nu verschwunden.
Dann wieder durch der Wälder Mitten
Kam's wie ein Kriegsheer angeritten,
Wohl tausend Ritter, wie zum Streit
Bewehrt mit prächtgem Panzerkleid.
Stolz kamen sie dahergezogen,
Und viele Schlachtpaniere flogen,

Die Schwerter blitzten blank im Licht;
Wohin es gieng, er wußt' es nicht.
Ein ander Mal in Waldesaun
Sah er beim Tanze Herrn und Fraun;
Die schritten zierlich Hand in Hand
In buntem, köstlichem Gewand,
Und manch ein Spielmann gieng dabei,
Trompet' und Trommel und Schalmei.

Einst ohne Herrngeleite kamen
Zu Rosse sechzig edle Damen
Vorbeigesprengt in muntrer Hast,
Schmuck wie der Vogel auf dem Ast.
Sie ritten, Falken auf den Händen,
Zur Beize nach den Stromgeländen.
Sie störten auf manch wilden Schwan,
Krickente, Reiher, Kormoran;
Kaum stoben die aus Fluß und Teich,
Erspähten sie die Falken gleich
Und stießen auf ihr Wild im Nu.
Mit Lachen sah der König zu:
Traun, sprach er, welch ein schönes Spiel,
Das mir auch manchen Tag gefiel!
Ich will doch gehn, es anzuschaun.
So trat er näher zu den Fraun,
Und gleich, wie er die erste sah,
Welch Angesicht erkannt' er da?
Er sah's mit Augen, sah's gewiß:
Es war sein Weib, Frau Heurodis.
Sie blickten hold einander an
Und standen stumm in selgem Bann.
Da sie den Herrn so elend fand,
Ward sie von Mitleid übermannt.

Doch kaum gewahrten die Genoſſen,
Daß ihr vom Auge Thränen floſſen,
War ſie umringt und mit Gewalt
Davongeführt im wilden Wald.

Da rief er jammernd nach dem Tod:
Ach dieſer neuen Herzensnot!
Darf ich denn nicht in meinen Wehn,
Nach dieſem Anblick nicht vergehn?
Was ſoll mir Leben noch und Leib,
Da mir verſagt, mit meinem Weib
Und ihr mit mir ein Wort zu ſprechen?
Warum will mir das Herz nicht brechen? —
Doch ſchnell entſchloß er ſich und ſprach:
Der Spur der Frauen folg' ich nach.
Wohin ſie reiten, geh' auch ich,
Und wär's mein Tod, was kümmert's mich? —
Er macht ſich auf in raſchem Schritt;
Auch ſeine Harfe nimmt er mit.
So wandert er im Pilgerrock
Von dannen über Stein und Stock.

Die ſchönen Frauen zogen ein
Im hohlen Berg, er hinterdrein
Durch einen finſtern Felſengang;
Der dehnte ſich drei Meilen lang.
So kam er in ein Land der Wonne,
Licht wie am Sommertag die Sonne,
Mit grünen Flächen, ſanften Aun;
Nicht Thal noch Hügel war zu ſchaun,
Und wunderherrlich aus dem Grün
Stieg eine Veſte ſtolz und kühn.
Die äußern Mauern waren all
So klar durchleuchtig wie Kryſtall;

Der hundert Türme Zinnenkranz
Erglomm in zartem Perlenglanz;
Man sah hoch aus den Wassergräben
Viel goldne Mauerpfeiler streben.
Die Giebel waren emailliert,
Mit Tiergestalten bunt geziert.
Von Edelstein war Saal und Haus;
Die strahlten heitern Schimmer aus.
Nie ward es Nacht in diesem Land;
Denn wenn des Tages Helle schwand,
So glühte weithin das Gestein
Licht wie der Sonne Mittagschein.
Zu schildern dieser Werke Pracht,
Liegt traun in keines Menschen Macht.
Das ist, so dachte sich der Gast,
Des Paradieses Hofpalast. —

Die Frauen stiegen dort vom Rosse,
Und ihre Schar verschwand im Schlosse.
Der König lief und schlug ans Thor;
Der Pförtner schaute flink hervor
Und fragte: Was ist dein Begehr? —
Er sprach: Als Spielmann komm ich her,
Und deinen Herrn, wenn's ihm gefiele,
Möcht' ich erfreun mit Saitenspiele. —
Der Thorwart ohne weitre Worte
Erschloß ihm unverweilt die Pforte.

Den Hof erfüllten still und bleich
Zahllose Menschen, Toten gleich,
Aus Lebensblüte weggeraubt:
Der ohne Arm, der ohne Haupt
Und der durchbohrt von tiefen Wunden,
Der wie ein Rasender gebunden.

Der saß zu Roß im blanken Stahl;
Der andre schien erwürgt beim Mahl,
Der dort ertränkt in Wassersflut
Und der versengt von Flammenglut;
Auch Fraun im Fieber wie von Sinnen
Und tote junge Wöchnerinnen
Und wieder andre schlummertrunken,
Wie tief in Mittagsschlaf versunken.
Und eine Linde stand daneben:
Dort lag sein Weib, sein liebes Leben,
In regungslosen Schlaf gebannt;
Sie war's, wohl kannt' er ihr Gewand.

Als er bestaunt die Wunder alle,
Gieng er hinein zur Königshalle.
Dort strahlt ein Thron in heitrer Pracht,
Von goldnem Himmel überdacht.
Der Elbenkönig saß darin
Und seine holde Königin
Mit lichten Kronen und Gewanden.
Den Thron in weitem Ring umstanden
Die Ritter all im weißen Kleid,
Auf ihres Herren Wink bereit.
Herr Orfeo sah hin und wieder
Und kniete dann geblendet nieder:
O Herr, sprach er, laß dir's gefallen,
Daß meine Saiten vor dir schallen! —
Der König blickt ihn fragend an
Und spricht: Was bist du für ein Mann?
Wie kommst du mir daher ins Haus?
Wir schickten niemand nach dir aus.
Solang ich walte dieser Aun,
War nie ein Menschenkind zu schaun,

Das mir zu nahn sich unterstand,
Wenn ich nach ihm nicht ausgesandt. —
Herr, sprach er, glaube meinem Schwur:
Ein armer Spielmann bin ich nur.
Wir wandern stets landein landaus
Nach großer Herren Hof und Haus.
Empfängt man uns oft nicht in Gnaden,
Wir spielen auf auch ungeladen. —

So saß er nieder vor dem Thron
Und prüfte seiner Harfe Ton;
Mit kundger Hand stimmt er sie leise
Und schlug dann eine süße Weise,
Daß alle, die den Klang vernahmen,
Durchs Schloß dahergelaufen kamen
Und rings in wonnigem Behagen
Entzückt vor seinen Füßen lagen.
Der Elbenkönig schwieg und lauschte,
Wie voll der Klang zum Ohre rauschte;
Er blickt mit Lächeln vor sich hin,
Und huldreich horcht die Königin.
Doch wie die holde Weise dann
Verklang, da hub der König an:
Dein Spiel gefällt mir! Rede frei,
Verlang von mir, was es auch sei!
Ich sichre hohen Lohn dir zu.
Erprob es nur! Was wünschest du? —
Da kehrt der Harfner inniglich:
So gieb mir, Herr, ich bitte dich,
Die lichte Frau, die dort im Traum
Liegt unter jenem Lindenbaum! —
Nein, rief der König drauf, fürwahr,
Ihr gäbt ein allzu traurig Paar!

Denn du biſt dürr und ſchwarz und rauh,
Und fehllos lieblich iſt die Frau.
Es würde wahrlich übel ſtehn,
Die Schöne dir geſellt zu ſehn. —
Doch, edler König, glaube mir,
Viel übler wahrlich ſtünd' es dir,
Dein königliches Wort zu brechen!
Du gabſt mir eben das Verſprechen,
Mir jede Bitte zu gewähren:
So halte, Herr, dein Wort in Ehren!
Der König ſprach: Du mahnſt in Treun.
So nimm ſie, dich an ihr zu freun!
Magſt frei mit ihr von dannen ziehn. —
Er dankte freudig auf den Knien,
Hieng hin und nahm ſie an der Hand
Und räumte haſtig Burg und Land.
Sie eilten auf den alten Wegen
Zum Berg hinaus, der Welt entgegen.

So kam als unbekannter Mann
Der Herr vor ſeiner Hauptſtadt an.
Neugierig macht er Halt am Thor.
Ein niedres Hüttlein ſtand davor;
Ein armer Bettler hauſte drin.
Zu ihm führt er die Königin;
In ſeiner Herberg eng und klein
Kehrt er als armer Spielmann ein.
Er frägt ihn plaudernd mancherlei,
Und wer des Landes Herrſcher ſei.
Der Mann begann, auf ſeine Fragen
Ihm alles treulich anzuſagen:
Wie einſt die Königin verſchwand,
Hinweggeführt von Geiſterhand;

Wie drauf der Herr ins Elend gieng,
Von dem man niemals Kund' empfieng,
Und wie der Truchseß zehen Jahr
Seitdem des Landes Hüter war.

Am Mittag zog der König aus
Und ließ die Frau im kleinen Haus.
In Fetzen hieng das Kleid um ihn,
Wie's ihm sein armer Wirt gelihn;
Die Harfe trug er umgehangen;
So kam er durch die Stadt gegangen.
Ihn blickten Graf und Edelmann,
Die Fraun und Bürger staunend an.
Seht, welch ein Mann! so riefen sie,
Sein Bart hängt nieder bis zum Knie.
Vor Haar sieht man sein Antlitz kaum,
Und hager ist er wie ein Baum. —
So durch die Gassen wandert er;
Der Truchseß kam des Wegs daher.
Den gieng er an mit lautem Schrei:
Herr Truchseß, steht mir gnädig bei!
Helft einem armen Harfenmann,
Der aus der Heidenschaft entrann! —
Da sprach der Truchseß: Komm mit mir!
Was mein ist, Mann, teil' ich mit dir.
Zu Ehren meines armen Herrn
Bewirt' ich jeden Harfner gern. —

Der Truchseß saß im Königssaal
Mit manchem edlen Herrn beim Mahl.
Da waren guter Harfner viel,
Trompete, Trommel, Geigenspiel;
Zusammenklang's mit mächtgem Schalle.
Auch Orfeo saß in der Halle

Und lauſchte, bis der Schwall zerrann.
Dann hub er ſelbſt zu harfen an
Und ſchlug den allerhellſten Klang,
Der je zu Menſchenohren drang.
Mit Freuden horchte Groß und Klein;
Der Truchſeß ſah betroffen drein,
Gerührt von altvertrautem Tone:
Ei, Spielmann, ſag, daß Gott dir's lohne!
Die Harfe klingt mir ſo bekannt;
Wie kam ſie, ſprich, in deine Hand?' —
Die fand ich in der Ferne weit,
In wilder Waldeseinſamkeit.
Sie lag bei einem toten Mann,
Den Wölfe fraßen tief im Tann.
Zehn Jahre, dünkt mich, ſind es her. —
Der Truchſeß rief und weinte ſehr:
Weh mir! Nie werd' ich wieder froh!
Das war mein König Orfeo!
O weh dem Tag, der mich geboren,
Daß ich ſo lieben Herrn verloren!
Wie war ſo karg ihm Glück und Frieden
Und ach, ſolch ſchnöder Tod beſchieden! —
Zu Boden warf er ſich im Schmerz.
Man ſprang ihm bei: Herr, faßt ein Herz!
Der Tod hört nicht auf unſer Klagen.
So läuft die Welt: man muß es tragen. —

Doch Orfeo erſah daran,
Sein Truchſeß ſei ein treuer Mann,
Erprobt in jeglichem Geſchick.
Da ſtand er auf mit heitrem Blick
Und ſprach zu dem Getreuen ſo:
Wär' ich dein König Orfeo

Und hätt' in ferner Wälder Mitten
Viel Not und Herzeleid erlitten
Und hätte dann im Spielmannskleid
Mein Weib aus Elbenmacht befreit
Und her vor meine Stadt gebracht
Und mit ihr Herberg dieſe Nacht
In eines Bettlers Haus genommen
Und wäre nun hieher gekommen
So arm und fahl, wie ich es bin,
Dir zu verſuchen Herz und Sinn
Und fände dich in ſolchen Treun,
So ſollteſt du das nicht bereun:
Du ſollteſt traun nach meinen Tagen
In dieſem Reiche Krone tragen! —

Da ward es allen Hörern klar,
Daß er ihr Herr und König war.
Der Truchſeß, erſt vor Freude ſtumm,
Sprang auf und ſtieß die Tafel um
Und warf ſich ſeinem Herrn zu Füßen,
Und alle knieten, ihn zu grüßen.
Sie riefen wie aus einem Munde:
Ihr ſeid's, geprieſen ſei die Stunde! —
Dienſtfertig, wie's dem Herrn gebührt,
Ward er ſogleich ins Bad geführt.
Ihm wurden Haar und Bart gepflegt
Und Königskleider angelegt.
Dann aber holten Groß und Klein
Im Zug die Herrin feſtlich ein.
Hei, wie es da im Ueberſchwang
Des Jubels ringsum ſang und klang!
Die beiden kehren heil zurück,
Und alles weint vor Freud' und Glück.

Man führte ſie zum Königsſaal
Und krönte ſie zum andern Mal.
Nach ihrem Tode ward die Krone
Dem Truchſeß, dem Getreun, zum Lohne.

Die Märe gieng von Mund zu Mund
Und ward bretoniſchen Harfnern kund.
So kam's, daß dieſes Lied entſtand;
Das iſt nach Orfeo genannt.
Man kennt es in der Sänger Kreiſe:
Gut iſt das Wort und ſüß die Weiſe.

Solch Los ward Orfeo zuteil.
Gott ſpend' uns allen Troſt und Heil!

Lanval

von

Marie de France.

Was uns ein andres Lied erzählt,
Hab' ich für meinen Reim erwählt.
Nach einem schönen Königssohne,
Nach Lanval nennt es der Bretone.

Zu Carduel [1]) im Königsschloß
Hielt Artur Hof mit reichem Troß.
Er lag im Kampfe mit den Rotten
Der wilden Pikten und der Schotten [2]),
Die Englands Boden hart beschwerten
Und rings mit Raub und Brand verheerten.
Auf einen Pfingsttag geschah's,
Daß Artur dort zu Hofe saß,
Mit reicher Hand zu lohnen
Den Grafen und Baronen
Aus jenem weltberühmten Bunde
Der Ritter von der Tafelrunde.
Er gab den Helden Fraun und Lehn;
Ein einzger nur ward übersehn:
Herr Lanval war's, den er vergessen,
Und auch kein andrer mahnt ihn dessen.
Der kam von königlichen Herrn;
Doch lag sein Erbland allzu fern.

Er hatte, mit dem Hof zu leben,
All seine Habe ausgegeben.
Von Artur ward ihm nichts beschert,
Und selber hat er nichts begehrt.
So kam der Held zu trübem Sinn;
In Nöten dacht' er her und hin.
Ihr Herren, stoßt euch nicht daran!
Es war ein ratlos fremder Mann.
Weh, wenn ihr fern der Heimaterde
Nicht wißt, woher euch Hilfe werde!

Lanval saß eines Tags zu Roß
Und ritt zur Kurzweil aus dem Schloß.
Fern aus der Stadt lenkt er den Lauf
Und ritt an einem Strom hinauf,
Der reißend über Wiesen floß.
Dort stieg er ab; dem scheuen Roß
Löst er den Gurt und läßt es grasen;
Es wälzt sich auf dem grünen Rasen.
Er selber legt sich in die Kühle
Und rollt den Mantel sich zum Pfühle.
Er sinnt verdroßnen Angesichts;
Was er auch sieht, es freut ihn nichts.
So liegt er lang in Sorgen wach
Und schaut des Stromes Wellen nach.

Da kamen ihm zwei Fräulein nah,
Wie sie kein Auge schöner sah.
Ein dunkel purpurnes Gewand
Hielt ihre Lenden knapp umspannt.
Es trug die ältre von den zwein
Ein goldnes Becken reich und fein;
Die andre Maid, ein blühend Kind,
Die trug ein Handtuch weiß und lind.

Sie giengen grad dem Orte zu,
Da Lanval pflag der Mittagsruh,
Und er, der wohlgezogne Degen,
Sprang auf und gieng den Fraun entgegen.
Sie grüßten ihn mit holdem Mund
Und thaten ihre Botschaft kund:
Die Schönste über Land und Meer,
Die uns gebietet, schickt uns her,
Sir Lanval, Euch zum Frommen:
Wollt Ihr nicht mit uns kommen?
Nehmt uns als sicheres Geleit!
Seht dort ihr Zelt! Es ist nicht weit. —
Schnell ward Herr Lanval ihr Genoß;
Nicht länger dacht' er an sein Roß,
Das vor ihm grast im grünen Feld.
Sie kamen bald zum Lustgezelt;
Das war so herrlich, daß gewiß
Die Königin Semiramis,
Wär' sie auch von noch größrem Wesen,
Noch reicher, mächtiger gewesen,
Selbst Kaiser Octavian der Hehre
Zu arm, um es zu kaufen wäre [2]).
Hoch oben saß ein goldner Aar,
Ein Bildwerk köstlich wunderbar.
Weit schien das Zelt durch das Gelände;
Goldseile spannten seine Wände,
Geknüpft an goldne Haken,
Die rings im Rasen staken.
Und eine Jungfrau lag darin;
Vor deren Schönheit schwindet hin
Der Lilie Glanz, der Rose Glühen,
Die jung in Sommertagen blühen.

Des Bettes Tücher glänzten reich,
An Wert wohl einem Schloſſe gleich,
Darauf im Hemd die Schöne lag
Und leichthin ſich am heißen Tag
Mit Hermelin und Purpur deckte,
Der halb nur all den Reiz verſteckte.
Ihr Antlitz, ihre junge Bruſt
Erblinkten zart wie Weißdornbluſt.

Zum Zelte trat der edle Mann;
Die ſchöne Maid rief ihn heran.
Zu ihr ans Bette ſetzt er ſich.
Sie ſprach: Mein ſüßer Freund, um dich
Komm' ich aus weiten Landen her;
Nur dich zu ſchaun, iſt mein Begehr,
Und biſt du ritterlich und brav,
So ſoll nicht Kaiſer, Fürſt noch Graf
Mehr Freuden ſchaun in dieſem Leben;
Denn ich bin ganz dir hingegeben. —

Er hört's, von ihrer Schönheit trunken:
Ihm fällt ins Herz der Minne Funken;
Das flammt in ſeliger Begier.
Mit holden Blicken ſagt er ihr:
Und ſeid Ihr, Schöne, ſo geſonnen,
Und ſchenkt mein Glück mir ſolche Wonnen,
Daß Ihr mich wollt zum Liebſten wählen,
Was Ihr geruht mir zu befehlen,
Vollbring' ich, wie es Liebe ſoll,
Ob es nun klug ſei oder toll!
Ich dien' Euch ganz mit Herz und Hand;
Um Euch verlaß ich Leut' und Land.
Es bleibt mein einzger Wunſch auf Erden,
Nie mehr von Euch getrennt zu werden. —

Da ſo die Maid ihn reden hört,
Die liebend ganz ihm angehört,
Giebt ſie ihm Seel' und Leib in Pflege.
Nun lachen ihm des Glückes Wege.
Sie leiht ihm eine Wundergabe, —
Nicht braucht er ferner andre Habe, —
Daß alles, was er wünſchen mag,
Vor ihm erſcheine Nacht und Tag,
Daß ihm das Gold wächſt in den Händen,
Je mehr er deſſen mag verſchwenden.
Ich mahn' dich, Freund, ſo ſprach ſie dann,
Ich bitt' dich und befehl' dir an:
Hehl unſre Liebe ſtill und ſtumm!
Denn hör und merke wohl, warum?
Auf immer haſt du mich verloren,
Komm' ich mit dir in Menſchenohren;
Du würdeſt niemehr mein genießen,
Mich niemehr in die Arme ſchließen. —

Da gab er eifrig das Verſprechen,
Nie das Geheimnis ihr zu brechen.
Er kam der Holden zärtlich nah;
Gar ſüße Herberg ward ihm da,
Und es begann zu nachten,
Eh ſie ans Aufſtehn dachten.
Doch er wär' länger noch geblieben,
Hätt' ihn ſein Lieb nicht fortgetrieben:
'Auf, ſüßer Freund, wir müſſen eilen!
Du darfſt nicht länger hier verweilen.
Geh du hinweg! Ich bleibe hier.
Doch hör zuvor noch dies von mir:
Wann es auch ſei, verlangſt du mein,
So wird kein Ort auf Erden ſein,

Wo ich nicht alsbald dir erſcheine
Und dir in Minne mich vereine.
Kein Menſch hört meiner Stimme Laut,
Und nur von dir werd' ich erſchaut. —
Er küßt ihr freudig Mund und Hand.
Dann bringt man ihm ein neu Gewand;
Die Botinnen, die Fräulein beide,
Umhüllen ihn mit Samt und Seide, —
Und ſieh, da mochte wohl auf Erden
Kein ſchönrer Held gefunden werden,
So adlich und ſo fein wie er.
Die Mägdlein trugen Waſſer her,
Das Tuch zum Trocknen, und ſodann
Bot man ein Mahl den beiden an.
Er ſaß am Tiſch mit heitern Mienen,
Ließ mit der Liebſten ſich bedienen.
Doch ſüß und lieblich däucht' ihn gar,
Was ihre Zwiſchenſpeiſe war:
Mit Mund an Mund zu liegen
Und Leib an Leib zu ſchmiegen.

Als nun die Mahlzeit war vorbei,
Da führten ſie ſein Roß herbei,
Zum Ritt geſattelt und gezäumt.
Es ward an ihm kein Dienſt verſäumt.
Drauf nahm er Abſchied, ſprang zu Roß
Und ritt zurück ins Königsſchloß.
Oft blickt er ſtaunend hinter ſich,
Indem's wie Zweifel ihn beſchlich.
Was ihm geſchehn, er faßt es kaum:
War all das wirklich? War's ein Traum?

Zur Herberg ritt er ein und fand
Die Mannen all im Feſtgewand.

Von nun an gieng's in Saus und Braus;
Er hielt ein prächtig großes Haus,
Ob's ihn gleich selber Wunder nahm,
Woher ihm all der Reichtum kam.
Es weilt kein Ritter in der Stadt,
Der Hilf' und Obdach nötig hat,
Den Lanval nicht zu sich entbeut,
Mit edler Gastlichkeit erfreut.
Lanval schenkt Gaben reich und groß;
Lanval kauft die Gefangnen los;
Lanval reicht Kleider den Jongleren;
Lanval hält Hof in Pracht und Ehren.
Hei, wie sein Herz in Freuden lacht!
Sei es bei Tag, sei es bei Nacht,
Stets kann er schaun sein Lieb im stillen,
Und alles geht nach seinem Willen [4]).

Im selben Jahr begab sich's dann,
Bald nach dem Fest von Sankt Johann,
Daß dreißig Ritter hochgeboren
Zur Kurzweil zogen aus den Thoren
Nach einem schattgen Garten hin
Nah bei dem Turm der Königin.
Darunter war der Held Gawain
Mit seinem schönen Freund Iwein.
Da sprach Gawain der kampfgewandte,
Den jeder liebte, der ihn kannte:
Bei Gott, ihr Herren, hört mich recht!
Wir handelten an Lanval schlecht,
Der doch so höfisch mild und gut,
Ein edler Held von Königsblut,
Daß, als wir aus dem Schlosse kamen,
Wir ihn nicht mit zum Spiele nahmen. —

Da zogen ſie vor Lanvals Haus
Und führten ihn mit ſich hinaus.

Im ſchöngewölbten Fenſter lag
Die Herrin dieſen Nachmittag;
Drei Frauen ſaßen ihr zur Seite.
Sie ſahn, wie in der Herrn Geleite
Lanval vorbei zum Garten gieng.
Der ſtolzen Fürſtin Auge hieng
An ſeiner blühenden Geſtalt,
Und einer Frau befahl ſie bald,
Die ſchönſten Mägdlein zu beſenden,
Die ſich an ihrem Hofe fänden,
Daß ſie mit der Gebieterin
Luſtwandelten zum Garten hin.
Wohl mehr als dreißig ließ ſie rufen
Und ſtieg hinab des Turmes Stufen.
Raſch giengen die erfreuten Degen
Den königlichen Fraun entgegen
Und führten zierlich und gewandt
Die Schönen plaudernd an der Hand [5]).

Lanval gieng abſeits durch den Garten,
Allein in ſehnendem Erwarten.
Ihn drängt's, die Liebſte zu umfangen,
An ihrer ſchönen Bruſt zu hangen,
Und traun, wer ſolches Glück begehrt,
Was dünkt ihn ſonſt begehrenswert? —
Doch nun, da ſie ihn einſam ſah,
Trat ihm die Herrin freundlich nah;
Sie ſetzt ſich zu dem ſchönen Mann
Und ſagt ihm all ihr Sehnen an:
Lanval, ich hab Euch ſtets geehrt;
Ihr ſeid mir lieb und innig wert;

Mein ganzes Herz ist Euer:
Sagt mir, bin ich Euch teuer?
Ich will Euch meine Minne weihn;
In Lieb und Huld erfreut Euch mein! —
Er sprach: Laßt mich in Ehr' und Pflicht!
Nach Eurer Minne dürst' ich nicht.
Ich bin des Königs treuer Mann
Und werd' es bleiben auch fortan.
Traun, nicht um Euch und Eure Minne
Kommt jemals mir Verrat zu Sinne. —
Da zürnt die Frau von Herzensgrund,
Und üble Worte sprach ihr Mund:
Lanval, man hat mir oft gesagt,
Daß Minnesold Euch nicht behagt.
Nicht Frauenlieb ist Euer Streben:
Schmachvoller Lust seid Ihr ergeben.
Ha, Feigling, niedrig und missraten,
Mit Euch ist Artur schlecht beraten!
Daß er Euch nicht vom Hof verbannt,
Das büßt er in der Hölle Brand *). —

Wie Lanvals Herz dies Wort durchsticht,
Da säumt er mit der Antwort nicht
Und redet zornig unbedacht,
Was ihn in großes Leid gebracht:
Frau, sinnt auf andre Rüge!
Ich lache dieser Lüge!
Mein ist das schönste Weib der Welt,
In treuer Liebe mir gesellt!
Und wißt, die letzte Zofe
An meiner Freundin Hofe,
Die allerärmste Dienerin
Gilt mehr als Ihr, Frau Königin,

An Huld und Jugendblüte,
An Zucht und Herzensgüte! —
Aufstand die stolze Königin
Und gieng hinweg mit grimmem Sinn.
Zu schmerzlich war ihr diese Schmach.
Sie sucht mit Weinen ihr Gemach
Und legt sich herzenskrank zu Bette:
Niemehr verlaß ich diese Stätte,
Giebt mir der König für mein Leid
Nicht völlige Gerechtigkeit. —

Froh kehrt vom Jagen aus dem Tann
Der König heim mit Roß und Mann
Und geht zum Zimmer seiner Dame.
Die ruft ihn an in bittrem Grame,
Fällt nieder, fleht um seine Gnaden:
Lanval hat mich mit Schimpf beladen,
Der meiner Minne heut begehrte,
Und als ich ihm das Wort verwehrte,
Da schalt er und verhöhnt' er mich,
Und einer Freundin rühmt' er sich,
Die sei samt allen, die ihr dienen,
So herrlich an Gestalt und Mienen,
Daß mich noch ihre letzte Magd
An Zucht und Schönheit überragt. —
Das ward dem König grimm und leid;
Er schwur mit einem hohen Eid:
Kann er nicht Rechenschaft mir geben,
So geht es wahrlich ihm ans Leben! —

Er eilte weg; der Ritter drei
Rief draußen er sofort herbei
Und sandte sie nach Lanval aus.
Der saß in seinem leeren Haus

Und hatte jammernd bald erkannt,
Daß ſich ſein Glück von ihm gewandt.
Er hatte ſeinen Schwur gebrochen
Und das Geheimnis ausgeſprochen.
Verzweifelnd ſaß er nun allein
In ſeinem öden Kämmerlein
Und rief des holden Namens Klang;
Er rief ihr laut; er rief ihr lang.
Er ſeufzt und jammert wieder
Und ſinkt in Ohnmacht nieder.
Vergieb mir! fleht er fort und fort,
O ſag mir nur ein einzig Wort! —
Er ſchilt verwünſchend Mund und Herz;
Faſt legt er Hand an ſich im Schmerz.
Nicht enden will er mehr zu klagen
Und jammernd ſeine Bruſt zu ſchlagen:
Nur ſoviel Gnade hab für mich,
Ein einzig mal noch zeige dich! —
Weh, wie doch wird's dem Armen gehn,
Wann er ſoll Artur Rede ſtehn?
Schon kommen, die der Herr geſandt:
Lanval, Ihr folgt uns unverwandt!
Artur der König ſchickt uns her;
Die Königin verklagt Euch ſchwer. —
Der Ritter folgte dem Gebot;
Am liebſten litt' er gleich den Tod,
Und als er vor den König kam,
Da ſtand er ſtumm vor Sorg und Gram,
Von großem Schmerz ein rührend Bild.

Doch Artur rief ergrimmt und wild:
Vaſall, Ihr ſchwatzet unbeſonnen
Und habt ein ſchlimmes Spiel begonnen,

Daß Ihr mit Schimpf mein Haupt beſchwert,
Den Ruf der Königin entehrt.
Ihr prahlt in rechter Thorheit gar:
Sehr ſtolz iſt Euer Lieb fürwahr,
Wenn ihre ärmſte Dienerin
Mehr wert iſt als die Königin. —
Der edle Held verteidigt ſich,
Verwahrt ſich hoch und feierlich,
Daß er des Herren Haupt entehrt
Und nach der Königin begehrt.
Doch ohne Hehl ſagt er ſofort,
Was er geſprochen Wort für Wort.
Die Liebe, der er ſich vermeſſen,
Die hat ihm, ach, nun ſelbſt vergeſſen.
Die Sache mag der Hof erwägen;
Er ſieht dem Spruche ſtumm entgegen.

Noch ſtand der Herr in Zornesflammen.
Er rief das ganze Haus zuſammen,
Sie ſollten ihren Rat ihm ſpenden,
Nach Recht die Sache zu vollenden.
Des Hofes Mannen allzumal,
Sie thaten, wie der Herr befahl,
Und ſagten ſich: Wir ſind mit nichten
Befugt, in dieſem Fall zu richten. —
Als recht und gut erſchien es allen,
Daß die Geſamtheit der Vaſallen
Zu einem Rechtstag man beſende,
Der Held mit Bürgen ſich verpfände,
Den Herren ſich zu ſtellen,
Daß ſie das Urteil fällen.
Sie giengen hin und ſagten frei
Dem König, was ihr Antrag ſei.

Wo sind die Bürgen? fragte der,
Und Lanval sah besorgt umher:
Er war verlassen und allein.
Da stellt zum Bürgen sich Gawain
Und nach ihm seiner Freunde Schar.
Der König sprach: Reicht Pfänder dar!
Ein jeder setzt für sich, was ihr
An Lehn und Land empfiengt von mir. —
Damit war die Beratung aus,
Und Lanval kehrte frei nach Haus.
Die Ritter gaben ihm Geleite
Und schritten tröstend ihm zur Seite.
Der Kraft gemahnten sie sein Herz,
Verwünschten seinen Liebesschmerz,
Und jeden Tag sah man sie gehn
Um nach des Ritters Thun zu sehn,
Ob er auch esse, ob er trinke
Und nicht in Schwermut ganz versinke.

Am festgesetzten Tage war
Versammelt der Barone Schar,
Der König und die Königin;
Die Bürgen führten Lanval hin.
Wie manchen Mitleid da beschlich!
Und hundert waren's sicherlich,
Die setzten alles willig ein,
Um vom Gericht ihn zu befrein:
Man zeiht ihn fälschlich schwerer Schuld.
Doch Artur brennt vor Ungeduld
Und drängt sie, über sein Verbrechen
Nach Klag' und Antwort Recht zu sprechen.
Sie giengen zögernd zum Gericht:
Was war zu thun nach Ehr' und Pflicht

Dem freien Mann aus fremdem Land,
Um den es so besorglich stand?
Die einen wollten ihn verderben,
Des Königs Gunst sich zu erwerben.
Doch Cornwalls Fürst rief laut vor allen:
Wir richten niemand zu Gefallen!
Das Recht späht nicht nach Gunst und Dank;
Es schreitet gradaus ohne Wank.
Ihr edlen Herrn, hier schuldigt an
Der König seinen Lehensmann,
Daß er geschworner Treu vergaß,
Weil er zu rühmen sich vermaß
Sein eignes Lieb in solcher Art,
Daß unsre Herrin zornig ward.
Der König zeugt für sich allein;
Die Klage würde kraftlos sein.
Doch er ist Herr; des Herrn Begehren
Soll der Vasall nach Würden ehren.
Drum wollen wir in Lanval dringen,
Sein Lieb zum Zeugnis beizubringen.
Ist sie so schön, wie er gesagt,
So ist er fälschlich angeklagt
Und soll der Herrin Huld genießen:
Die Wahrheit darf sie nicht verdrießen.
Doch schafft er den Beweis uns nicht,
So scheid' er aus der Lehenspflicht
Und bleib' dem Hof und unsrem Herrn
Von nun an als Verbannter fern. —
Zum Ritter schickten sie sofort
Und baten ihn mit mildem Wort,
Nach seiner Dame hinzusenden,
Damit sie käm', ihm Schutz zu spenden.

Er aber ſprach: Wie kann ich das,
Da mein auf immer ſie vergaß? —
Die Nachricht brachte man den Herrn,
Daß Lanval jede Hoffnung fern.
Doch Artur drängt: Des Rechtes Gang
Wird ſeiner Königin zu lang.

Als ſie zum Urteil wollten ſchreiten,
Da ſahen ſie zwei Fräulein reiten.
Auf Zeltern ſaß das holde Paar;
So nahten ſie der Ritter Schar.
Um ihre ſchönen weißen Glieder
Floß leichte Purpurſeide nieder,
Und jedes Auge ſah ſie gern.
Gawain mit andern edlen Herrn
Gieng hin, wo Lanval traurig ſtand,
Wies nach den Fräulein mit der Hand:
Nun freut Euch, Lanval! Sagt uns frei,
Iſt Eure Dame nicht dabei? —
Er ſchüttelt trüb das Haupt und ſpricht:
Ich kenne dieſe Fräulein nicht! —
Die Schönen ritten ſanften Schritts
Zum Saal hinein vor Arturs Sitz;
Sie ſchwangen ſich vom Roſſe dort
Und nahmen anmutsvoll das Wort:
Der Gott, der Nacht und Tag gemacht,
Nehm' Arturs Haus in treue Wacht!
Herr König, laß uns Zimmer geben,
Geſchmückt mit köſtlichen Geweben!
Denn unſre Herrin folgt uns nach;
Sie hofft bei dir auf gut Gemach. —
Artur gewährt es ihnen gern;
Er ruft zwei ritterlichen Herrn,

Die Fraun zum Schloſſe zu geleiten
Und alles würdig zu bereiten.
Dem Hof jedoch läßt er befehlen,
Nicht länger hin und her zu wählen;
Ihm ſchaff' es Aerger und Verdruß;
Er dringe ſtreng nun auf Beſchluß. —
Vergebt, Herr, daß wir Rückſicht nahmen,
Als dieſe beiden Fräulein kamen,
So ſprachen ſie, wir hielten ein.
Bald ſoll der Rat beendet ſein. —
Aufs neue ſetzten ſie ſich nieder;
Die Stimmen lärmten hin und wider.

Da kam, indeſſen ſie noch ſtritten,
Ein andres Damenpaar geritten.
Hiſpaniſche Mäuler trugen ſacht
Die holden Fraun in Schmuck und Pracht.
Man ſah die Mäntel glänzend wallen,
Und freudig blickten die Vaſallen.
Nun, ſagten ſie mit heitern Mienen,
Nun iſt Herrn Lanvals Heil erſchienen! —
Gawain lief hin mit ſchnellem Schritt,
Und ſeine Freunde giengen mit:
Nun freut Euch, Lanval, trüber Mann!
Um Gottes Liebe ſagt uns an:
Es kommen andre Fraun geritten
In reicher Zier und hold von Sitten.
Da muß wohl Eure Liebſte ſein! —
Doch Lanval ſprach ein kurzes Nein:
Die beiden Fräulein ſah ich nie,
Noch kenn' ich ſie, noch lieb' ich ſie. —
Als ſie dem König nahe kamen,
Da ſtiegen ab die beiden Damen.

Und viele Stimmen prieſen laut
Der Züge Reiz, den Schmelz der Haut.
Fürwahr, ſie überſtrahlten weit
Die Königin an Lieblichkeit.
Die ältre brach das Schweigen
Und ſprach mit artgem Neigen:
Herr König, weiſ' uns Zimmer an,
Drin unſre Herrin wohnen kann!
Sie kommt heran, um dich zu ſchauen. —
Man gab Geleit auch dieſen Frauen;
Sie ließen ihre Tiere ſtehn,
Um gleichfalls nach dem Schloß zu gehn.
Doch als ſich Artur ſah befreit,
Da rief er: Nun iſt's hohe Zeit,
Daß die Barone ſich entſcheiden!
Nicht längern Unmut will ich leiden! —
Dem Aufſchub zürnt mit grimmem Sinn
Die ungeduldge Königin.

Doch eh' man die Beratung ſchloß,
Kam eine Jungfrau hoch zu Roß
Und nahte des Palaſtes Thoren:
So ſchön wird keine mehr geboren.
Auf einem weißen Zelter ritt
Die holde Frau in ſanftem Schritt.
Sein Hals und Kopf war glatt und zier;
Auf Erden lebt kein ſtolzres Tier.
Von prächtgem Schmucke glänzt das Pferd;
Kein König zahlte deſſen Wert,
Wollt' er nicht all ſein Gut verſchwenden
Und Leut' und Land dazu verpfänden.
Ein weißes Hemde weich und fein
Hüllt ſchmiegſam ihre Glieder ein,

Geſchnürt zur Linken und zur Rechten,
Und wo die Neſteln ſich verflechten,
Scheint blank die zarte Haut hervor. 7)
Sanft wölbt die Hüfte ſich empor;
Ihr weißer Nacken überſchimmert
Den Schnee, der friſch auf Zweigen flimmert.
Ihr Antlitz blinkt; ihr Kinn iſt rund,
Das Auge ſchillernd, ſüß der Mund,
Die Braue braun, die Stirne klar
Und weichgewellt ihr blondes Haar;
Goldfäden glühn und leuchten nicht
Wie dies Gelock im Sonnenlicht.
Im Wind um ihre Schultern wallten
Des Mantels dunkle Purpurfalten.
Den Sperber hielt ſie hoch im Reiten;
Ein Windſpiel lief dem Roß zur Seiten.
Ein Edelknecht ritt hinterdrein
Mit einem Horn von Elfenbein.

So nahte ſtrahlend ſie heran.
Die Bürger liefen, Kind und Mann;
Die Gaſſen wurden enge
Vom ſtaunenden Gedränge,
Und wer ſie ſchaute, dem erglühte
Ein Wunſch der Sehnſucht im Gemüte.
Und wieder gieng der Freunde Hauf
Zu Lanval hin in ſchnellem Lauf;
Die thaten ihm mit frohem Mund
Das Nahn der ſchönen Dame kund:
Herr Bruder, auf! Nun ſollt Ihr ſchaun
Ein Frauenbild nicht fahl noch braun!
Es iſt die lichteſte Geſtalt,
Die ſchönſte, die auf Erden wallt! —

Da beugt ſich Lanval ſeufzend vor
Und richtet hoch das Haupt empor.
Ihm ſteigt das Blut ins Angeſicht,
Und mit der Antwort ſäumt er nicht:
Ja, das iſt ſie, die mich geliebt!
Und wenn ihr Herz mir nicht vergiebt,
So macht ein End' und laßt mich ſterben!
Nur ſie erlöſt mich vom Verderben. —

Die Dame ritt in den Palaſt;
Der barg noch nie ſo holden Gaſt.
Mit Staunen blickten die Barone.
Sie ſtieg vom Roß vor Arturs Throne;
Den Mantel ließ ſie niederwehn,
Und allen ſichtbar blieb ſie ſtehn.
Artur, der Herr voll Courtoiſie,
Stand vor ihr auf und grüßte ſie;
Die andern all mit lichten Mienen
Erhoben ſich, um ihr zu dienen.
Sie ſtanden wundernd in der Runde;
Ihr Lob erſcholl aus jedem Munde.
Als aller Blick ſich ſatt geweidet,
Da ſprach ſie: Nun, ihr Herrn, entſcheidet!
Dem Manne, den ihr richten ſollt,
Dem war ich einſt in Treuen hold.
Ich ſeh bedrängt ihn vor euch ſtehn;
Doch ſoll ihm traun kein Leid geſchehn.
Denn falſch iſt, was die Herrin ſagt;
Er iſt mit Unrecht angeklagt.
Nach ihr ſtand niemals ſein Begehren,
Und wollt ihr mich in Wahrheit ehren,
So ſei nicht peinlich ihm bezahlt,
Daß er mit meiner Huld geprahlt. —

Der Herr sprach, daß er dem sich eine,
Was den Baronen recht erscheine,
Und nun war keiner in der Schar,
Der ihn nicht freisprach ganz und gar.

Da wandte sie sich, wegzureiten,
Mit Flehn bestürmt von allen Seiten.
Vergebens lud sie Artur ein;
Ihr folgten dienend groß und klein.
Es ragte bei der Halle Thor
Ein dunkler Marmorstein hervor;
Da stiegen vor dem Schlosse
Die schwerern Herrn zu Rosse [8]).
Lanval stand auf dem Marmortritt,
Und als die Frau vorüberritt,
Da schwang er rasch sich hinter ihr
Im vollen Sprung aufs edle Tier.

Mit seinem Lieb ritt er davon —
Man sagte mir — nach Avalon.
Nach einer Insel reichbeglückt
Ward unser junger Held entrückt.
Mehr konnt' ich nicht von ihm erfragen
Und weiß euch weitres nicht zu sagen.

Iwonck

von

Marie de France.

Da ich nun im Erzählen bin,
Bleib' ich dabei auch fürderhin.
Was ich von Abenteuern weiß,
Drauf wend' ich meiner Reime Fleiß.
So lockt es mich in meinem Sinne,
Daß ich von Iwonek beginne,
Wer ihn erzeugt, wer ihn gebar,
Was seiner Eltern Schicksal war.

Es saß dereinst im Land der Briten
Ein alter Herr mit grimmen Sitten.
Zu Caerwent stand sein festes Schloß,
Woran ein Strom vorüberfloß.
Damit er bei so reichem Erbe
Nicht einsam ohne Kinder sterbe,
Nahm er im Alter noch ein Weib
Von hoher Art und schönem Leib.
Wie manch ein Herz für sie entbrann!
Nun gab man sie dem alten Mann.
Und er, da sie so lieblich blühte,
Sann ängstlich drauf, wie man sie hüte.
In einen Turm schloß er sie ein,
In eine Kammer ganz von Stein,

Und ſeine Schweſter grau von Haaren,
Die Witwe war ſeit langen Jahren,
Die hieß er wachſam ihrer walten,
Um ſie bei ſtrenger Zucht zu halten.
Noch waren Fraun zum Dienſt beſtellt;
Doch ward ihr keine zugeſellt.
Selbſt jedes Plaudern war verbannt,
Das nicht die Alte zugeſtand.

Das war durch ſieben Jahr ihr Los;
Die Frau blieb einſam kinderlos.
Nie ließ man aus dem Turm ſie gehn
Und ihre Lieben wiederſehn.
Gieng ſie zu Bett mit ihrem Herrn,
Blieb Kämmerling und Diener fern;
Kein Mann durft' ſich ins Zimmer wagen,
Die Kerzen ihr voranzutragen.
Die Frau verſeufzt in tiefem Leid,
In ſtillen Thränen ihre Zeit,
Indes verabſäumt, unbeachtet
Die Schönheit ihres Leibs verſchmachtet.
Sie ſieht und wünſcht in ihrer Not
Kein andres Heil als ſchnellen Tod.

Einſt im April, da hell im Wald
Der Vöglein neues Lied erſchallt,
Erhebt ſich, wie der Morgen tagt,
Ihr Herr und rüſtet ſich zur Jagd.
Er ruft der Alten: Komm hervor
Und ſchließe hinter mir das Thor! —
Die drehte flink den Schlüſſel um
Und nahm dann ihr Pſalterium,
Gieng in die Stube nebenan,
Wo ſie ihr Frühgebet begann.

Die junge Frau ſieht ſich allein;
Durchs Fenſter lacht der Sonne Schein.
Da hebt ſie ſchluchzend an zu klagen
Und jammernd ſich die Bruſt zu ſchlagen:
Weh mir! Zum Leid bin ich geboren!
Mir iſt ein hart Geſchick erkoren.
In dieſen Turm ſchließt man mich ein;
Draus wird mich nur der Tod befrein.
Was hält er mich in ſolchem Bann,
Der alte eiferſüchtge Mann?
Er iſt ein Thor von Sinn und Thaten!
Denn immer glaubt er ſich verraten.
Nie durft' ich mehr zum Münſter kommen;
Nie hab' ich Gottesdienſt vernommen.
Wenn er nur Menſchen mir vergönnte,
Daß ich mich ihrer freuen könnte!
Gern zeigt' ich mich ihm hold und lieb:
So fühl' ich deſſen keinen Trieb.
O meine Sippe ſei verdammt
Und all die andern insgeſamt,
Die mir den Ehbund aufgequält
Und dieſem Wütrich mich vermählt!
An hartem Strange muß ich ziehn;
Denn keinen Tod giebt es für ihn.
Beim Taufen ward er eingetaucht
Im Pfuhl, der aus der Hölle raucht.
Ihm ſind die Sehnen feſt und gut,
Die Adern voll von Lebensblut.
Ach, oftmals aus vergangnen Tagen
Hört' ich von Abenteuern ſagen,
Daß manches Herz in dieſem Land
Einſt heitern Troſt im Kummer fand.

Da durften Helden holde Fraun,
Die Fraun den Liebsten heimlich schaun.
Kein Tadler ward ihr Glück gewahr;
Für andre blieb es unsichtbar.
Ach, kann es solch ein Wunder geben,
So lass' es Gott auch mich erleben! —

Kaum daß sie diese Worte sprach,
So fiel ein Schatten ins Gemach,
Und sieh, ein Habicht kam geflogen
Herein zum engen Fensterbogen,
Sechsjährig, groß und stark vor allen;
Wurfbänder trug er an den Krallen.
Er ließ sich vor der Dame nieder,
Und bald entwand sich dem Gefieder
Ein schöner ritterlicher Mann.
Die Frau starrt ihn erschrocken an;
Ihr Herz erbebt; wie sinnberaubt
Verhüllt im Kleide sie das Haupt.
Der Fremdling aber grüßte sie
Und sprach zu ihr voll Courtoisie:
Entsetz dich nicht ob meiner Fahrt!
Der Habicht ist von edler Art.
Bleibt dir das Wunder auch verborgen,
Faß dir ein Herz, verscheuch die Sorgen
Und schenke deine Liebe mir!
Denn wisse, darum bin ich hier.
Wie lange schon hat mit Verlangen
Mein sehnend Herz an dir gehangen!
Kein liebres Weib lebt mir auf Erden,
Und keine soll mir lieber werden.
Doch dir zu nahn war mir verwehrt,
Bevor du selber mein begehrt.

Nun darf ich's; denn du brachſt den Bann:
So nimm mich denn zum Liebſten an! —

Da ſie ſo holde Worte hört,
Entweicht der Schreck, der ſie verſtört.
Sie faßt ſich kühn, enthüllt ihr Haupt
Und ſpricht: Wenn Ihr an Chriſtum glaubt,
Will ich Euch gerne bei mir ſehn.
Sonſt aber kann es nicht geſchehn. —
Er ſteht ſo herrlich vor ihr da,
Ein Mann, wie ſie noch keinen ſah
Und keinen ſehen wird auf Erden,
So ſchön von Antlitz und Gebärden.
Du redeſt recht, begann der Held,
Ich wollt' um keinen Preis der Welt,
Daß du im Herzen meinetwegen
Den kleinſten Argwohn ſollteſt hegen.
Ich glaub' an Gott, der uns befreit
Aus unſrer großen Traurigkeit,
Darein uns Adam unbedacht
Mit bittrem Apfelbiß gebracht.
Er iſt und war und wird hinfort
Der Sünder Leben, Licht und Hort.
Doch daß kein Zweifel übrig ſei,
So ruf mir den Kaplan herbei!
Sag ihm, du liegſt in Leibesqual,
Und bitt ihn um das Abendmahl,
Das Gott geſtiftet hat auf Erden,
Damit die Sünder ſelig werden.
Ich nehme die Geſtalt von dir;
Dann ſpendet er die Hoſtie mir.
Den Glauben ſag' ich auf als Chriſt,
Damit du meiner ſicher biſt [1]). —

Sie ſprach, ſie habe nichts dawider.
Er legt ins Bett ſich zu ihr nieder,
Doch ohne ihrem Leib zu nahn
Und ſie mit Küſſen zu umfahn.
Indeſſen kommt die Alte ſacht
Und ſieht die Herrin aufgewacht,
Ruft, es ſei Zeit, ſich zu erheben,
Und will ihr die Gewande geben.
Da ſtöhnt die Frau: Ich lieg' in Schmerzen!
Mir iſt ſo todesweh im Herzen.
Macht, daß man nach dem Prieſter ſende!
Ich fürcht', es geht mit mir zu Ende. —
Die Alte ſprach: Das müßt Ihr tragen;
Denn unſer Herr iſt aus zu jagen,
Und niemand darf in dieſe Kammer, —
Die Frau in Angſt und ſchwerem Jammer
Sinkt rückwärts wie beſinnungslos.
Die Alte ſieht's; ihr Schreck iſt groß.
Sie läuft, erſchließt die Thür behende
Und ruft, daß man zum Prieſter ſende.
Der eilt und trägt, ſo ſchnell er kann,
Das Corpus Domini heran.
Das nahm für ſie der Ritter ein
Und trank des Kelches heilgen Wein.
Hernach gieng der Kaplan hinaus;
Das alte Weib verſchloß das Haus.

Nun lagen beide heimlich traut;
Nie ward ein ſchönres Paar geſchaut.
Als ſie des Plauderns wurden ſatt,
Des Lachens und des Spielens matt,
Reicht er zum Abſchied ihr die Hand:
Nun fahr' ich in mein Heimatland! —

Sie bat ihn hold bei seiner Ehre,
Daß er noch oftmals wiederkehre.
Zu jeder Stunde, sprach der Held,
Ich komme, wann es dir gefällt.
Du aber sorge früh und spät,
Daß niemand unser Thun erspäht!
Nimm vor der Alten dich in acht!
Denn sie wird lauern Tag und Nacht.
Entdeckt sie unsern Liebesbund,
Wird alles deinem Gatten kund.
Doch wisse, wenn ihr das gelingt,
Daß es den sichern Tod mir bringt. —

Der Ritter ließ in großem Glück
Die eingeschlossne Frau zurück.
Sie springt vom Bett am nächsten Morgen,
Gesund und frisch und frei von Sorgen,
Pflegt emsig Angesicht und Glieder,
Und ihre Schönheit kehrt ihr wieder.
Nun dünkt's ihr sanfter, hier zu leben,
Als draußen Freuden nachzustreben,
Da, wann sie's wünscht, ihr Held erscheint,
Mit dem sie selig sich vereint.
Sobald ihr Zwingherr sie verläßt,
Tagt ihr ein heimlich Liebesfest.
Wie wonnig nun ihr Leben fließt!
Gott gebe, daß sie's lang genießt! —

Durch ihres Herzens Heiterkeit
Verwandelt sich in kurzer Zeit
Ihr ganzes Aussehn und Gebaren.
Der Greis jedoch war vielerfahren
Und nahm gar bald im stillen wahr,
Daß sie nicht mehr wie früher war.

Voll Mißtraun ſieht er's; ihm erwacht
Auf ſeine Schweſter ein Verdacht:
Steh Rede mir! Mich wundert ſehr,
Was geht mein Weib geputzt einher?
Was das bedeute, möcht' ich fragen. —
Sie ſprach: Ich weiß es nicht zu ſagen.
Es kann ihr keine Seele nahn;
Sie ſieht nicht Liebſten noch Galan.
Sie bleibt jetzt öfter nur allein,
Als ſie es früher mochte ſein.
Das merk' ich; doch begreif' ich's nicht. —
Wohlan, ſprach er, ſo ſchaff uns Licht!
Sobald ich mich erhob am Morgen,
Sollſt du die Thüren wohl verſorgen.
Thu dann vor ihr, ſiehſt du ſie wach,
Als giengeſt du aus dem Gemach.
Sie bleibt allein in ihrem Bette;
Du aber an geheimer Stätte
Schauſt zu, woher es kommen mag,
Daß ſie ſo froh iſt Nacht und Tag. —
Als der Verrat beſprochen war,
Ach weh dem treuen Liebespaar!
Verſchworen hatte ſich die Tücke,
Wie man umgarnend ſie berücke.

Es machte ſich drei Tag' darnach
Der Herr zur Fahrt bereit und ſprach:
Ich muß zum König, deſſen Brief
Heut an den Hof mich eilends rief.
Doch nicht zu lange bleib' ich aus. —
Er gieng hinweg und ſchloß das Haus,
Indes vom Bett die Alte ſich
Leis hinter einen Vorhang ſchlich,

Von wo sie alles übersah,
Was in dem Schlafgemach geschah.
Nicht lange, daß die Dame wachte,
Voll Sehnsucht des Geliebten dachte,
Da flog auch schon durchs Fensterlein
Ihr schöner Freund zu ihr herein,
Und große Lust war unter ihnen
An Worten und an holden Mienen,
Bis drauf die Zeit der Trennung kam
Und er enteilend Abschied nahm.
Das Weib hat alles wohl gesehn,
Sein Kommen, Weilen und sein Gehn,
Und fürchterlich bedeucht sie's gar,
Daß er bald Mensch, bald Habicht war.
Sie meldet's ungesäumt dem Alten,
Der in der Nähe sich gehalten.
Ergrimmt vernahm er's, und sofort
Sann er auf hinterlistgen Mord.
Daß er des Gastes habe Frieden,
Ließ er vier starke Spieße schmieden
Von blankem Stahl mit scharfen Spitzen,
Mit Schneiden, die wie Messer blitzen.
Die rammt er heimlich ins Gestein
An jenem engen Fenster ein,
Durch das den Weg der Ritter nahm,
Wenn er zur Frau geflogen kam.
Ach, daß ihn niemand warnen kann,
Welch Leid der Unhold ihm ersann!

Vor Sonnenaufgang in der Nacht
War schon der Greis im Groll erwacht;
Er wolle jagen, gab er vor.
Die Alte öffnet ihm das Thor,

Geht aber dann zu Bette wieder
Und legt sich bis zum Morgen nieder.
Nun hofft die Frau, sich sein zu freuen,
An dem sie hängt in rechten Treuen:
Käm' jetzt mein Lieb zu mir herein,
Könnt' er nach Muße bei mir sein! —
Und kaum daß sie den Wunsch gethan,
Hört sie auch schon den Liebsten nahn.
Durchs Fenster kam er eingefahren,
In dem die scharfen Spieße waren,
Von denen einer ihn durchstach,
Daß ihm das Blut vom Herzen brach.
Er fühlt, das war ein Todesstoß;
Er reißt sich von den Stacheln los
Und sinkt aufs Bette wund zum Sterben,
Daß sich die Linnen blutig färben.
Sie sieht entsetzt und halb von Sinnen
Das Blut aus seinen Wunden rinnen.
Er sprach: Mein Lieb, nun ist's erfüllt,
Was ich weissagend dir enthüllt.
Ich muß um deine Minne sterben:
Dein Lachen ward uns zum Verderben. —
Da fiel in Ohnmacht sie vor Leid
Und lag wie leblos lange Zeit.
Er mühte sich, ihr Trost zu spenden:
Kein Klagen kann mein Schicksal wenden.
Laß ab! Uns wird ein Kind erblühn,
Ein junger Degen stark und kühn;
Der wird dich allem Leid entreißen,
Und Iwonek sollst du ihn heißen.
Er rächt einst unser beider Not,
Und unsrem Feind bringt er den Tod.

Nicht länger darf ich hier verweilen.
Das Blut fließt rasch: ich muß enteilen. —

Er flieht im Schmerz mit stummem Gruß;
Sie folgt ihm schreiend auf dem Fuß.
Durchs Fenster flog er fort; sie lief
Und sprang hinab zehn Ellen tief.
Sie war im dünnen Hemde nur;
So folgte sie des Blutes Spur,
Das tropfend aus des Ritters Wunde
Bei seinem Fluge fiel zu Grunde.
Bald kam sie an des Berges Hang;
Sie stand vor einem Felsengang,
Wo Nacht und Graus den Eintritt wehrte,
Durch diesen gieng die blutge Fährte,
Und vorwärts drang sie ohne Bangen.
Sie schritt, von Finsternis umfangen,
Bis tastend sie den Ausgang fand.
Da lag vor ihr ein schönes Land,
Und mitten durch die Blumenau
Zog sich ein Streif von blutgem Tau.
Sie folgte diesem Schmerzenspfad,
Bis einer Burgstadt sie genaht.
Ringmauern liefen um die Feste;
Die Türme, Häuser und Paläste
Mit prachterfüllten Fensterreihn
Erglühten weiß im Silberschein.
Von Wällen war die Burg umgeben,
Von Forsten und beschilften Gräben.
Die andre Seite rings umschloß
Ein Strom, der um den Hauptturm floß;
Drauf glitten Schiffe hin und her,
Dreihundert Segel oder mehr.

Eröffnet hand das untre Thor;
Die Frau trat ein und stieg empor
Der Blutspur folgend ohne Rast
Der Burg und dem Palaste zu.
Die Stadt lag öde und verlassen;
Kein Mensch berief sie auf den Gassen.
Sie trat ins Schloß mit schwerem Mut;
Die breite Treppe troff von Blut.
Durch eine Kammer schritt sie hin;
Ein Unbekannter schlief darin.
Sie gieng hindurch in flüchtgem Lauf;
Ein zweites Zimmer that sich auf,
Wo sie nichts als ein Bette traf;
Da lag ein andrer Mann im Schlaf.
So drang sie vor ins dritte Zimmer,
Und sieh, da lag im Kerzenschimmer
Auf prächtigen Decken blutgetränkt
Der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt.

Das Bettgestell ist golden ganz;
Wer schildert euch der Leuchter Glanz,
Drauf Nacht und Tag die Kerzen brennen?
Fraun, ihren Wert kann niemand nennen.
Sobald sie auf der Schwelle stand,
Ward sie von ihrem Freund erkannt.
Sie tritt ihm nah mit schwanken Knien
Und sinkt in Ohnmacht über ihn.
Er fängt sie auf, neigt sich zu ihr
Und ruft im Jammer: Wehe mir! —
Doch wie sie sich erwachend regt,
Spricht er ihr Trost ein tiefbewegt:
Hör mich! Hier frommt uns kein Besinnen.
Um Gott, Geliebte, geh von hinnen!

Ich sterbe noch am frühen Tage;
Dann hebt sich Jammer hier und Klage,
Und trifft man dich, mußt du mit Qualen
Dem Lande meinen Tod bezahlen;
Denn bald wird es dem Volk bekannt,
Daß ich ihm deinetwillen fand.
Geh, häuf nicht Angst zu meiner Pein! —
Nein, rief sie da verzweifelnd, nein!
Viel besser, daß ich mit dir sterbe,
Als daß mein Gatte mich verderbe!
Er ist zum Tod auf mich erbost. —
Jedoch auch hiefür wußt' er Trost:
Nimm diesen Ring! Bewahr ihn gut!
Er schützt dich vor des Alten Wut.
Dem werden Grimm und Haß vergehn;
Denn alles, was verdem geschehn,
Vergißt er durch des Ringes Kraft;
Auch hält er nimmer dich in Haft.
Nun, Liebste, nimm noch dieses Schwert!
Das halte mir vor allem wert!
Denn keinem andern soll's gebühren
Als unserm Sohn; der wird es führen.
Ist er zur Mannheit aufgeblüht,
Von Kraft und Heldenmut durchglüht,
Dann zieht ihr einst aus eurer Feste
Zu einem heilgen Kirchenfeste,
Und auch dein Alter ist dabei.
In einer stattlichen Abtei
Sehn ihr ein Grabmal aufgerichtet,
Das euch von meinem Tod berichtet.
Dann gieb das Schwert in seine Hand
Und mach die Wahrheit ihm bekannt,

Woher er stammt, aus welchem Blut:
Dann wirst du sehen, was er thut. —
Da sie fast ohne Hülle war,
Bot er ein Prachtgewand ihr dar
Und hieß sie rasch sich damit kleiden,
Und dann befahl er ihr zu scheiden.
Sie trug, was ihr zum Trost beschert,
Das Ringlein und das gute Schwert.
Doch war sie von der Stadt des Herrn
Noch keine halbe Meile fern,
So hörte sie die Glocken schallen,
Die Burg von Klagen widerhallen:
Im Herzen ward's ihr offenbar,
Daß nun ihr Freund verschieden war.
Da fiel mit jammernder Gebärde
Sie oft besinnungslos zur Erde.
Doch raffte sie sich matt empor,
Drang wieder ein ins Felsenthor,
Hindurch sich tastend mit der Hand,
Und kehrte heimwärts in ihr Land.
Zu ihrem Turm stieg sie hinan
Und kam zurück zu ihrem Mann;
Der ließ sie friedlich weiter leben:
Vergessen war, was sich begeben.
Er sprach zu ihr kein scheltend Wort,
Und unbewacht blieb sie hinfort.

Ein Sohn war ihrer Liebe Frucht;
Der wuchs empor in guter Zucht,
Mit Namen Iwonek; im Reich
Kam ihm kein andrer Junghert gleich.
Schön war er, kühn im Kampfgefilde
Und von verschwenderischer Milde.

Als er zum Manne war gediehn,
Ward ihm der Ritterschlag verliehn.
Nun hört, was sich nach kurzen Tagen
Im selben Jahr noch zugetragen!

Das Fest Sankt Aarons ward mit Prangen
In Carlion der Stadt begangen *)
Und vielen andern Städten auch.
Da traf beim Herrn nach altem Brauch
Die Ladung ein, zum Fest zu wallen
Samt seinen Freunden und Vasallen.
Er fuhr im Schmuck gen Carlion
Mit seinem Weib und ihrem Sohn.
So ritten sie von Ort zu Ort
Auf unbekannten Straßen fort.
Ein Knabe gieng an ihrer Seite,
Daß er den rechten Weg sie leite.
Sie kamen auf ein Schloß zur Nacht;
Auf Erden gleicht ihm keins an Pracht.
Ein schönes Münster war darin
Mit Klosterherrn von heilgem Sinn.
Dort brachte sie der Bursch zu Gast;
Sie fanden gute Pfleg' und Rast.
Es lud der Abt sie zu sich ein,
Bewirtet sie mit Speis' und Wein.
Am Morgen wachten sie bei Zeiten,
Um nach der Messe fortzureiten.
Dem wehrt der Abt mit gütgem Wort:
Wozu die Hast? Ihr dürft nicht fort!
Schaut euch doch erst im Kloster um,
Beseht mein Refectorium,
Kommt ins Kapitel, ins Dorment
Und sagt, ob ihr ein schönres kennt! –

Und da so lieblich hier zu leben,
So konnten sie nicht widerstreben.

Der Abt gieng nach dem Mahl mit ihnen
Hinunter zu den Offizinen.
Sie kamen zum Kapitelsaal;
Da ragt ein hohes Totenmal,
Von seidnem Prachtgewebe umwallt
Mit goldnen Borten mannigfalt,
Und zwanzig Leuchter stehn im Kranz;
Die glühn im reinsten Goldesglanz,
Daß niemand ihren Wert ermißt.
Rauchfässer ganz aus Amethyst
Durchwürzen Tag und Nacht die Luft
An dieser wunderhehren Gruft.
Die Gäste wollten Kunde haben
Von dem, der hier so stolz begraben,
Und fragten drum die Klosterleute,
Was solcher Trauerpomp bedeute,
Und alle weinten in der Runde
Und sagten weinend ihre Kunde:
Hier liegt ein hochberühmter Held,
Der stärkste, beste dieser Welt.
So schön, so allgeliebt wie er
Lebt traun auf Erden keiner mehr.
Er war der König hier im Land
Von edlem Sinn und milder Hand.
Einst zu Caerwent kam er in Not
Und fand um eine Frau den Tod.
Verwaist steht noch der Königsthron;
Denn er befahl uns seinen Sohn,
Den ihm die fremde Frau gebar.
Sein harren wir manch langes Jahr. —

Die Frau vernahm's, schrie auf im Schreck
Und wandte sich zu Iwonek:
Mein liebes Kind, hast du's vernommen?
Wir sind durch Gott hiehergekommen.
Es ist dein Vater, der hier ruht;
Er starb durch dieses Alten Wut.
Nimm hier dies Schwert von guter Art!
Das hab' ich lang dir aufbewahrt. —
Doch als sie alles treu verkündet,
Wie sie dem Ritter sich verbündet
Und wie er kam und wie er schied
Und wie der Alte ihn verriet,
Sinkt sie aufs Grab in ihrem Leid:
Ihr Mund verstummt auf alle Zeit.
Da Iwonek sie sterben sah,
Sprang er dem Alten zürnend nah
Und hieb ihm einen Schwertesschwang,
Daß ihm der Kopf vom Rumpfe sprang,
Und rächte so mit einem Streich
Der beiden Eltern Tod zugleich.

Doch diese wundersame Kunde
Durchflog die Stadt von Mund zu Munde.
Sie brachten einen prächtigen Sarg,
Drin man der Herrin Leiche barg,
Und senkten sie beim Liebsten ein:
Gott wolle beiden gnädig sein!
Dann hob man ihren kühnen Sohn
Als König auf des Landes Thron.

Treu dem Bericht, den wir erfahren,
Singt noch das Volk in spätern Jahren
Ein traurig Lied von diesen zwein,
Von Liebesnot und Todespein.

Guingamor.

Vom Lied, das Guingamor genannt,
Mach' ich den Inhalt euch bekannt.
Glaubt nicht, daß ich ein Märchen dichte!
Denn wahr iſt, was ich euch berichte.

Ein König war in fernen Jahren —
Den Namen hab' ich nicht erfahren —
Der hielt mit ritterlicher Hand
Die Herrſchaft im Bretonenland.
Ihm lebt' ein Neffe, Guingamor;
Der that vor allen ſich hervor.
Der König hatt' ihn herzlich lieb,
Und da er ohne Kinder blieb,
Gedacht' er, ihm nach ſeinem Sterben
Des Landes Krone zu vererben.
Der Junghherr war von Lieb' umgeben,
Klug im Verſprechen, mild im Geben.
Die Ritter, Knappen und die Knechte
Ehrt jeden er nach ſeinem Rechte.
Durch Hochſinn, Schönheit und Verſtand
Ward er berühmt im ganzen Land.

Einſt ritt der König noch vor Tag
Zum Waidwerk aus in Wald und Hag.

Der Neffe konnte juſt nicht jagen,
Da ihm die Ader war geſchlagen.
Darum mit einigen Baronen
Blieb er zu Hauſe, ſich zu ſchonen.
Man ließ ihn bis zum Morgen träumen;
Dann wandelnd in des Schloſſes Räumen
Ward er gewahr des Seneſchals.
Er ſchlang den Arm ihm um den Hals;
Sie giengen plaudernd, ſich zu ſetzen,
Um ſich am Schachſpiel zu ergetzen.
Da kam des Königs ſchöne Frau,
Ein hohes Weib von ſchlankem Bau.
Sie wollte zur Kapelle gehn;
Doch wie verzaubert blieb ſie ſtehn
Und blickte lang den jungen Mann,
Den ſchönen Spieler, ſtaunend an.
Sie ſteht auf des Gemaches Schwelle
Und rührt ſich nicht von ihrer Stelle:
So herrlich von Geſtalt und Mienen
War ihr noch nie ein Mann erſchienen.
Er ſaß dem Fenſter zugekehrt,
Von einem Sonnenſtrahl verklärt,
Der auf ſein Antlitz ſich ergoß,
Sein Haupt mit Goldlicht überfloß.
Zu lange weilt die Königin;
Ihr wandeln ſich Gedank' und Sinn.
Sie fühlt's, ihr ganzes Herz entbrann
In Liebe zu dem ſchönen Mann.
Ans Beten denkt ſie nimmer;
Sie geht zurück ins Zimmer
Und ruft ein Mägdlein: Geh ſofort
Zu jenem Herrn am Fenſter dort,

Zu Guingamor, des Königs Neffen,
Er komme her, mich hier zu treffen! —

Das Mägdlein läuft zum Ritter hin,
Sagt ihm den Gruß der Königin,
Er möge kommen, sie zu sprechen.
Er eilt, das Schachspiel abzubrechen,
Und folgt dem Kind zur Kemenat,
Wo ihm die Frau entgegentrat,
Ihn holden Blicks willkommen hieß
Und sich zur Seite sitzen ließ.
Ihn wundert dieses gütge Wesen:
Wozu hat sie mich auserlesen?
So huldreich war sie nie zuvor. —
Da sprach die Herrin: Guingamor,
Ihr seid so weise, fein und kühn,
Und Eure Heldenehren blühn.
Euch winkt ein herrlich Abenteuer;
Denn hohe Minne wartet Euer,
Und Eurem Lieb ist keine gleich.
Nicht Weib noch Maid im Königreich
Darf sich in ihren Glanz erheben;
Euch aber ist sie ganz ergeben:
Ihr dürft sie keck umfassen. —
Der Junghherr sprach gelassen:
Wie sollt' ich eine Dame lieben,
Die mir bis heute fremd geblieben?
Kein Wort von ihr vernahm ich je
Und dürfte nicht nach Liebesweh. —
Drauf sprach die hohe Herrin: Nun,
Ihr sollt nicht allzu spröde thun.
Mich dürft Ihr lieben, sollt' ich denken,
Und kein Versagen wird Euch kränken.

Ich lieb' Euch inniglich fürwahr
Und will Euch lieben immerdar! —

Der junge Ritter saß und sann,
Und vorbedächtig hub er an:
Ich weiß, für meiner Fürstin Huld
Trägt stets mein Herz des Dankes Schuld,
Und Euren Thren dien' ich gern:
Ihr seid die Gattin meines Herrn! —
Da glüht ihr schönes Angesicht:
Von solcher Liebe red' ich nicht!
Denn ich bin dein von Seel' und Leib
Und lieb' dich als ein liebend Weib.
Bin ich nicht hold? Und schön bist du!
Und neigst du dich mir freundlich zu,
Welch selig Leben lacht uns dann! —
Sie zieht ihn sanft zu sich heran
Und küßt ihn auf die Wangen.
Doch als er schreckbefangen
Solch heißen Liebeswunsch vernahm,
Sprang er vom Sitze rot vor Scham
Und gieng aus dem Gemach in Hast.
Sie hielt am Mantel ihn gefaßt;
Er rang sich los; da brach das Band:
Der Mantel blieb in ihrer Hand.
Fort eilt er mit verstörtem Sinn
Und setzt zum Schach sich wieder hin,
Wo er in sich versunken saß,
Daß er des Mantels ganz vergaß [1]).

Die Herrin stand in Seelenqual;
Sie dacht' in Angst an den Gemahl.
Sie hatte, was ihr Herz erfüllt,
Dem Jüngling allzu rasch enthüllt:

Weh, wird er nun nicht alles ſagen
Und bei dem Oheim ſie verklagen? —
Sie rief aus ihrer Mägdlein Schar
Eins, das ihr ganz ergeben war;
Die nahte leis und hängte ſtumm
Dem Ritter ſeinen Mantel um.
Er merkt es nicht in tiefem Sinnen,
Und ungeſehn ſchleicht ſie von hinnen.

In Sorgen und in Unbehagen
Vergieng der Tag, bis ſpät vom Jagen
Der König kam und nun im Saal
Mit ſeinen Mannen ſaß beim Mahl.
Ihm war die Zeit in Luſt verfloſſen,
Und lang noch blieben die Genoſſen
Mit Lachen um den Herrn geſchart.
Sie rühmten ſich nach Waidmannsart,
Und jedem Schuß, ob gut, ob ſchlecht,
Ward im Geſpräch ſein Jägerrecht.
Nur Guingamor ſaß ſtill dabei;
Vom Lärm der luſtigen Kumpanei
Ward ſein Geſicht nur trüb und trüber.
Die Herrin blickt zu ihm hinüber
Und ſucht ein Trutzwort, das ihn kränke,
Ins Herz ihm einen Stachel ſenke,
Ihm und den andern allen.
Sie ſprach zu den Vaſallen:
Ihr Herrn, ihr lobt und rühmt euch ſehr
Mit mancher ſtaunenswürdgen Mär,
Und doch in eurer ganzen Schar
Iſt keiner ſo beherzt fürwahr,
Daß er in jenem Hage
Den weißen Eber jage,

Und gäb' man ihm dafür zum Sold
Auch tausend Mark von rotem Gold!
Wem dieser Eber wird zuteil,
Den krönt das höchste Waidmannsheil. —

Mit einmal war der Lärm gestillt;
Denn keinen lockt's nach diesem Wild.
Doch Guingamor erkannte bald,
Daß ihm die Stachelrede galt.
Der ganze Kreis der Degen
Saß schweigend und verlegen.
Da sprach der König: Liebe Frau,
Mich dünkt, Ihr wisset doch genau,
Wie's mit dem Eberforst bestellt.
Laßt Euch gesagt sein, mir mißfällt,
Ein Wort davon zu hören!
Laß' niemand sich bethören!
Denn keiner ist zurückgekommen,
Der dieses Wagnis unternommen.
Am Flusse dort ist's nicht geheuer;
Es ist das Land der Abenteuer.
Zehn Ritter hab' ich schon verloren,
Die besten, die mein Land geboren.
Sie jagten dort: von allen zehn
Hat man nicht einen mehr gesehn. —
Still blieb's, und er entließ sodann
Die Herrn des Hofes. Jedermann
Im Schloß sucht seine Lagerstätte,
Und auch der König geht zu Bette.

Doch Guingamor fand keine Rast,
Und schnell war sein Entschluß gefaßt.
Er eilte seinem Oheim nach,
Sank vor ihm auf ein Knie und sprach:

Herr, übet Eure milde Sitte
Und hört in Huld auf meine Bitte! —
Der König sprach zu ihm: Sag an,
Womit ich dich erfreuen kann!
Ich geb' dir, was mein eigen! —
Der Neffe dankt mit Neigen:
Ich zieh' hinaus, sobald es tagt,
In jenen Forst zur Eberjagd.
Drum wollt mir Euer Pferd auf morgen,
Den Bracken und den Spürhund borgen,
Dazu erfahrne Leute
Mit Eurer besten Meute! —
Erschrocken hört's der Herr und klagt,
Daß er voreilig zugesagt;
Erlaß mir das! Ich bitte dich.
In welche Wirrsal bringst du mich!
Willst du auf diesem Wunsch bestehn,
Werd' ich dich niemals wiedersehn. —
Herr Oheim, sprach der junge Held,
Ich laß es nicht um alle Welt!
Und sind Euch Euer gutes Pferd,
Die guten Rüden allzu wert,
Sie mir zu leihn, — ich muß mich fügen,
Mit meinen schlechtern mich begnügen. —
Da kam die Königin gegangen;
Sie hörte Guingamors Verlangen
Und stimmt in seine Bitten ein,
Von aller Angst sich zu befrein.
Sie ließ nicht ab für ihn zu werben:
Der sie verschmäht, er soll verderben!
Sie bat so lang mit Mund und Hand,
Bis ihm's der König zugestand.

Drauf ſchied mit Dank der junge Degen
Und gieng, zur Ruhe ſich zu legen.
Er ſchloß kein Aug' in dieſer Nacht,
Springt auf, ſobald der Tag erwacht,
Und rüſtet ſich geſchwinde
Mit ſeinem Waldgeſinde.
Man holt des Königs Hund und Roß;
Zwei Meuten führt der Jägertroß.
Der König kam, ihn zu geleiten;
Es drängten ſich von allen Seiten
Manch edler Herr, manch niedrer Mann
Gerührt zu Guingamor heran.
Die Klage ſcholl von Haus zu Haus;
So gieng der Zug zur Stadt hinaus.
In Scharen folgten holde Fraun,
Ihm unter Thränen nachzuſchaun.
Ins freie Feld zum nächſten Brühl
Geleitet ihn das Volksgewühl.
Dort hauſt im Buſch das wilde Schwein;
Die Schar der Jäger dringt hinein.
Man läßt den Leithund führen,
Den Eber aufzuſpüren.
Bald wittert ihn der kluge Hund
Und ſcheucht ihn auf im feuchten Grund.
Der Eber brach aus Buſch und Dorn,
Und Guingamor ſtieß hell ins Horn:
Nun drauf und dran, ihr Leute!
Entkoppelt eine Meute!
Die andre führet weiter fort
Und harrt am Saum des Waldes dort! —
Er jagt den Eber kreuz und quer
Im weiten Sumpfgefild umher;

Die Meute treibt ihn ohne Ruh
Mit Kläffen nach dem Forste zu.
Doch als die ſchnellen Rüden
In Lauf und Laut ermüden,
Läßt man die zweite Meute los;
Die ſchwindet bald im Waldesſchoß,
Und Guingamor ſprengt nun allein
Mit häufigem Hornruf hinterdrein.
Der Bracke, den der Ohm gewährt,
Liegt hinter ihm auf ſeinem Pferd [2]).
Der König und die andern alle
Stehn lang und lauſchen ſeinem Schalle,
Bis das Gebell im tiefen Wald
Und fern des Jägers Horn verhallt.
Dann ziehn ſie heim mit trübem Mut
Und geben ihn in Gottes Hut.

Der Eber ſchoß den Tann hinauf,
Und bald erlahmt der Meute Lauf.
Nun, Bracke, hilf! ruft Guingamor,
Löſt ihm das Band und ſchickt ihn vor.
Befeuert durch des Hornes Ton
Kennt der und hat den Eber ſchon.
Der Ritter hört ſein freudges Bellen
Und folgt dem braven Jagdgeſellen.
Doch fern im Wald in kurzer Stund
Entſchwinden Eber ihm und Hund.
Er lauſcht: kein Bellen hört er mehr.
Im Dickicht irrt er lang umher:
Soll ihm der Hund verloren ſein?
Er denkt des Ohms in Sorgenpein:
Sein Liebling iſt das edle Tier!
Er ſucht mit Schmerzen dort und hier.

Auf hohem Hügel macht er Halt,
Hinſpähend über Schlucht und Wald.

Schön war der Tag und Sommerzeit;
Die Vöglein ſangen weit und breit.
Doch ſonſt war in den Föhren
Kein andrer Laut zu hören.
Da horch! Von ferne friſch und hell
Naht ſich des Bracken Jagdgebell.
Froh ſtimmt der Herr mit Blaſen ein.
Durch einen lichten Buchenhain
Sieht er die Tiere beide
Hinrennen nach der Heide.
Er ſpornt ſein Roß und ſprengt dahin
Und denkt bei ſich in ſtolzem Sinn,
Daß ihm die Jagd, wenn ſie gelingt,
Auf immer Ruhm und Ehren bringt.
Drob freut er ſich von Herzensgrund
Und ſetzt das Hifthorn an den Mund;
Das ſchmettert wunderhellen Klang.
Er ſtürmt hinab den Wieſenhang,
Schwimmt durch den Fluß, der nicht geheuer, —
Und dringt ins Land der Abenteuer.

Hin geht es durch ein Blumenfeld;
Schon hat der ungeſtüme Held
Sein Wild ereilt auf ſchnellem Roß.
Da blickt er auf und ſieht ein Schloß,
Erbaut aus grünen Marmelſteinen,
Die fügſam ohne Kalk ſich einen;
Der Wartturm, der das Thor bewacht,
Erſtrahlt in blanker Silberpracht;
Die Pforten ſind von Elfenbein
Mit goldgezierten Schnitzerein:

Die ſtehen gaſtlich offen.
Der Jäger hält betroffen.
Er kann der Luſt nicht widerſtehn,
Den Wunderbau ſich zu beſehn.
Sollt' er vorüberjagen?
Erſt möcht' er doch erfragen
Den Herrn von all der Herrlichkeit;
Sein müdes Wild läuft nicht mehr weit.
Er ſprengt hinein zum Schloſſe
Und ſteigt im Hof vom Roſſe:
Rings alles ſtill! Er blickt umher:
Die ganze Burg iſt öd' und leer.
Nur Goldlicht ſieht er flimmern
Und die Gemächer ſchimmern
Von Steinen aus dem Paradies.
Kein Menſch, der ihn willkommen hieß.
Wie ſeltſam rätſelhaft! Er wich
Enttäuſcht, und dennoch freut er ſich,
Von ſolchen Wunderdingen
Die Märe heimzubringen.

Er ritt in Haſt zur Wieſenflur:
Von Schwein und Bracke keine Spur!
Da rief verzweifelt Guingamor:
Verraten bin ich blöder Thor!
Ich ließ mir, um ein Haus zu ſehn,
All meiner Mühen Lohn entgehn!
Nie find' ich wieder Ehr' und Glück,
Noch kehr' ich in mein Land zurück! —
Zum Hochwald ritt er wieder;
Dort lauſcht er auf und nieder,
Ob nicht des Bracken Ruf erſchallt,
Und wirklich drüben, rechts im Wald,

Vernimmt er freudig ſein Gebell,
Stößt laut ins Horn und folgt ihm ſchnell
In ungeſtillter Jagdbegier
Und reizt mit Lob das treue Tier.

So geht es ohn' Ermatten
Fort durch des Waldes Schatten.
Doch draußen an der Heide Saum,
Da ſieht er einen Weidenbaum [3])
Mit langen grünen Zweigen
Zu einem Quell ſich neigen;
Der rieſelt hell durchs Blumenland;
Von Gold und Silber iſt der Sand.
Und dort, wie er ſich ſtaunend naht,
Sieht er die ſchönſte Maid im Bad.
Ein andres Mägdlein hold erblüht
War dienſtbereit um ſie bemüht,
Wuſch ihr die Glieder ſchlank und klar
Und ſtrählte ſanft ihr goldnes Haar.
Was je der Erde Lenz gemalt,
Roſen und Liljen überſtrahlt
Das junge hüllenloſe Weib.
Geblendet von dem lichten Leib
Hielt wie verzückt der haſtge Mann
Des flüchtgen Roſſes Zügel an.
Auf einem Baum lag ihr Gewand:
Mit raſchem Griffe war's entwandt.
Doch ſtolzen Blickes rief die Maid:
Herr Guingamor, laß mir mein Kleid!
Daß ſolch unritterlich Betragen
Nicht gute Helden von dir ſagen,
Du habeſt einer Maid im Wald
Ihr Kleid entriſſen mit Gewalt.

Nein, komm und folg mir ungeſcheut
Und ſei mein lieber Gaſt für heut!
Komm und erheitre dein Gemüt!
Du haſt dich fruchtlos abgemüht. —
Er reitet vor mit edlem Sinn
Und reicht ihr die Gewande hin.
Doch dankt er hold: Ich kann nicht weilen!
Ich muß ſofort von hinnen eilen,
Da ich unachtſam wie zuvor
Mein Wild und meinen Hund verlor. —
Da ſprach die Jungfrau: Teurer Held,
Und ſucht darnach die ganze Welt,
Wird Zeit und Müh vergeudet ſein,
Will ich nicht meine Hilfe leihn.
Bezähme dieſe blinde Gier!
Doch bleibſt drei Tage du bei mir,
So ſollſt du, was dir heut entgangen,
Den Eber und den Hund empfangen,
Daß du ſie heimbringſt in dein Land.
Komm, ich gelob' dir's in die Hand! —
Da Ihr ſo gütig Euch erweiſt,
Gern bleib' ich, wenn Ihr das verheißt! —

Vom Roſſe ſpringt der frohe Mann.
Die Maid legt ihre Kleider an,
Und eilig führt die Dienerin
Ein prächtges Maultier vor ſie hin
Und holt für ſich am Saum der Heide
Den ſchönſten Zelter von der Weide.
Er naht der Maid voll Courtoiſie,
Und in den Sattel hob er ſie,
Sprang ſelbſt zu Roß, führt' ihr den Zaum
Und ſah ſie an in trunknem Traum.

Sie war ſo ſchön, ſo ſchlank und zart,
Daß all ſein Sinn gefangen ward.
Der nie von Frauendienſt gewußt,
Nun ſchmolz das Herz ihm in der Bruſt.
Er ſprach von Lieb' und Liebesbund,
Und ſie bot lächelnd ihm den Mund.
Sie ritten ſacht in ſelgem Glühn
Umſchlungen durch der Heide Grün.

Das Mägdlein ſprengt voraus in Haſt
Nach jenem herrlichen Palaſt,
Den noch vor wenig Stunden
Der Held ſo öd' gefunden.
Der war in ſeiner goldnen Pracht
Zu lautem Leben nun erwacht.
Es zogen ſtolze Degen
Der Herrin ſchmuck entgegen.
Dreihundert ritten oder mehr
Im Seidenkleid von Golde ſchwer,
Und jeder führt im Reiten
Sein holdes Lieb zur Seiten.
Sie kamen, wie die Maid befohlen,
Der Herrin Liebſten einzuholen.
Manch ſchöner brauner Habicht ſtand
Gelehrig auf des Falkners Hand.
Doch drin im Schloß, im Prunkgemach,
Dort ſaßen edle Herrn beim Schach.
Der Gaſt erſtieg des Saales Stufen;
Da ſprangen auf mit Freudenrufen
All jene Ritter, die vor Jahren
Im Eberwald verſchollen waren.
Mit Gruß umdrängten ihn die zehn;
Er küßte ſie zum Wiederſehn.

Man pflegt und ſpeiſt ihn dieſe Nacht
Mit großer Luſt und großer Pracht.
Da ſchollen Harf' und Fiedelklang,
Der Jungherrn und der Mägdlein Sang.
Er ſaß entzückt: Welch wonnig Leben
Iſt dieſem edlen Kreis gegeben! —

Drei Tage blieb er hoch in Ehren;
Dann nahm er Abſchied, heimzukehren:
Entlaſſet mich auf kurze Stund'!
Gebt mir den Eber und den Hund! —
Die Schöne ſprach: Ich geb' ſie dir.
Doch laß dir raten: bleib bei mir!
Dreihundert Jahre ſind vergangen,
Seitdem wir dich bei uns empfangen.
Dein Ehm, der dir den Bracken gab,
Ihn und ſein Volk deckt längſt das Grab
Samt deinen Freunden und Verwandten.
Längſt tot ſind alle, die dich kannten;
Es lebt kein Menſch ſo alt und greis,
Der dir von ihnen Kunde weiß. —
Der Ritter ſah ſie zweifelnd an:
Du ſprichſt, was ich nicht glauben kann.
Drei Tage ſind's, daß ich gejagt.
Doch find' ich wahr, was du geſagt,
So kehr' ich um zur ſelben Zeit. —
Noch eines höre! ſprach die Maid,
Biſt du durch jenen Fluß geſchwommen
Und wieder in dein Land gekommen,
Sollſt du nicht trinken und nicht eſſen!
Die Warnung darfſt du nicht vergeſſen,
Willſt du dich nicht mit Schaden
Und ſchwerem Weh beladen. —

Man zäumt ſein Roß auf ſein Begehr
Und führt am Seil den Bracken her.
Die Jäger legten Guingamor
Den großen weißen Eber vor,
Dem er das Haupt vom Rumpfe ſchnitt;
Das nahm er ſich zum Zeichen mit.
Er ſprang aufs Roß, zur Fahrt bereit.
Die Liebſte gab ihm das Geleit
Zum Schifflein an des Ufers Rand.
Er fuhr hinüber, ſtieg ans Land;
Sie wünſcht' ihm Heil und gieng von dannen.
Er irrte durchs Geſtrüpp der Tannen,
Bis hoch die Mittagſonne ſtand,
Im Walde, der kein Ende fand.
Wie wild doch wuchert das Gehege!
Fremd war ihm alles, Weg und Steg.
Da ſchollen aus dem Dickicht weit
Axtſchläge durch die Einſamkeit.
Ein Köhler war beim Stämmehaun,
Um ſeinen Meiler aufzubaun.
Der Ritter ſprengt zu ihm heran,
Begrüßt erfreut den armen Mann
Und frägt nach ſeinem Ohm in Eile,
Auf welchem Schloß er eben weile.

Der Mann erſtaunten Angeſichts
Erwidert: Hievon weiß ich nichts.
Der König, Herr, nach dem Ihr fragt,
Man hat mir ſchon von ihm geſagt:
Er ſtarb wohl vor dreihundert Jahren
Samt allen, welche mit ihm waren.
Die Burgen, die Ihr mir genannt,
Sie liegen wüſt und ausgebrannt.

Von Alten, ſo die Vorzeit kennen,
Hört' ich auch ſeinen Neffen nennen,
Daß er zur Jagd geritten
In dieſer Wälder Mitten,
Und daß er nimmer wiederkam. —
Da weint der Held in bittrem Gram
Um alle, die ſein Herz verlor:
Vernimm, ich ſelbſt bin Guingamor,
Von dem die Alten dir geſagt!
Ich ritt in dieſen Wald zur Jagd,
Und davon bring' ich heute
Dies Eberhaupt als Beute. —
Er ſagt ihm alles, was geſchehn,
Läßt ihn das Haupt zum Zeichen ſehn
Und ſpricht: Ich geb's in deine Hut.
Du nimm es und bewahr es gut!
Und bringſt du's heim in deinen Ort,
Verkünde du mein Schickſal dort! —
Als es der Köhler dankend nahm,
Ritt er zurück, von wo er kam.

Spät ward's; die Sonne gieng zu Rüſte.
Der Ritter fühlt ein ſtark Gelüſte
Nach Labung; denn ihn hungert ſehr.
Er blickt verlangend um ſich her:
Da ſtand ein wilder Apfelbaum;
Der trug die Laſt der Früchte kaum.
Bewältigt von des Hungers Not
Brach er ſich drei trotz dem Verbot.
Doch als die Warnung er vergaß
Und gierig von den Aepfeln aß,
Da ward er plötzlich alt und krank,
Daß kraftlos er vom Roſſe ſank.

Lahm und gebrochen wie ein Greis
Liegt er im Moos und wimmert leis.
Noch war der arme Köhler nah;
Der lief, als er ihn fallen sah,
Und raunte mit erschrocknem Munde:
Er stirbt fürwahr noch diese Stunde! —
Da plötzlich sprengten durch den Tann
Zwei Fräulein reichgeschmückt heran.
Sie stiegen ab bei Guingamor
Und warfen ihm mit Klagen vor,
Daß er leichtsinnig und vermessen
Der Herrin Warnungsruf vergessen.
Die schönen Kinder huben dann
Und hielten den gebrochnen Mann
Auf seinem Roß mit sanfter Hand
Und ritten nach dem Wiesenland,
Wo still der Strom im Dunkel floß.
Sie luden ihn samt Hund und Roß
Ins Schiff beim Schein der Sterne
Und schwanden in der Ferne.

Vom Köhler ward noch in der Nacht
Dem König diese Mär gebracht.
Seht, schloß er, Herr, daß Ihr mir glaubt:
Hier ist des weißen Ebers Haupt! —
Die Mär der Nachwelt zu berichten,
Befahl der Fürst ein Lied zu dichten.
Bretonsche Harfner singen's vor:
Das ist das Lied von Guingamor.

Tydorel.

Von Tydorel will ich euch ſagen.
Was ihm geſchehn in alten Tagen,
Thut uns ein neues Lied bekannt.

Es war einſt im Bretonenland
Ein König, der nach Recht und Fug
Dort ſeiner Väter Krone trug.
Er hatte ſich in junger Zeit
Ein holdes Herzogskind gefreit.
Weil ſie von ſchönem, edlem Weſen,
Ward ſie von ihm zum Weib erleſen.
Er hielt ſie teuer ſtets und wert
Und ward von ihr in Treun verehrt.
Nie warf ihr Wandel einen Schatten
Von Eiferſucht ins Herz des Gatten.
Zehn Jahre lebt das Paar in Frieden;
Doch war kein Sprößling ihm beſchieden.

Im Sommer weilten Fürſt und Degen
Zu Nantes, des nahen Forſtes wegen,
Und eines Tages ritt von Haus
Der Herr zum edlen Waidwerk aus,
Und in dem Garten nach dem Mahl
Luſtwandeln gieng ſein hold Gemahl

Mit Mägdelein und Frauen,
Des Sommers Pracht zu ſchauen.
Sie labten ſich am kühlen Hauch
Und ſchweiften frei durch Buſch und Strauch,
Wo ſie ſich lachend bückten
Und friſche Beeren pflückten.

Die Königin verlangt nach Ruh
Und kehrt ſich einer Linde zu [1]),
Legt ſich ins weiche Gras hinein
Und lehnt ſich an ein Mägdelein.
Ward ihr das Haupt von Schlummer ſchwer,
Das Haupt des Kindes ward's noch mehr.
Die zwang der Schlaf mit ſolcher Macht,
Daß, als die Königin erwacht,
Das Mägdlein nicht zu wecken war.
Sie ſuchte nach der Frauen Schar;
Doch wunderſam — auf weiter Flur
Fand ſie von keiner eine Spur [2]),
Und ſiehe, durch des Gartens Mitte
Ein Ritter naht mit ſachtem Schritte.
Es war der ſchönſte Mann der Welt,
Ein hoher, königlicher Held.
Im Prachtkleid trat er ihr entgegen.
Sie ſtand betroffen und verlegen;
Dann aber dachte ſie bei ſich:
Es iſt ein Fremder ſicherlich;
Er will zum König, meinem Herrn,
Und weil der juſt vom Schloſſe fern,
Hat er zu mir den Weg genommen. —
Sie hieß den ſchönen Gaſt willkommen.
Der faßte höflich und gewandt
Die Herrin bei der linken Hand;

Er dankte hold für den Empfang
Und sprach: Mich zieht ein heißer Drang
Nach Euch und Eurer Minne!
Nun fraget Eure Sinne
Und sagt, ob Ihr mich lieben könnt,
Daß Ihr mir solche Huld vergönnt,
Wie sie ein glühend Herz erträumt.
Nicht lange bitt' ich, wenn Ihr säumt.
Gebt mir Entscheidung kurz und klar!
Ich will Euch lieben treu und wahr,
Und könnt Ihr's nicht und sagt Ihr Nein,
So laß' ich eilends Euch allein.
Doch sollt Ihr dann auf Erden
Nie wieder fröhlich werden [3]). —

Sie blickt den Fremdling staunend an;
Schon steht ihr Herz in seinem Bann:
Ließ' ich Euch ziehn, mir würd' es leid.
Doch laßt mich wissen, wer Ihr seid!
Noch hab' ich nicht vernommen,
Von wannen Ihr gekommen. —
Er sprach: Gern thu' ich Euch genug
Und künd' Euch alles ohne Trug.
Kommt mit! Ihr sollt es selbst gewahren;
Denn anders könnt Ihr's nicht erfahren. —
Er führt bei diesem Worte
Sie aus des Gartens Pforte.
Sein Roß war draußen bald gefunden,
Das er an einen Baum gebunden.
Das edle Tier war blütenweiß,
Schön, wie ich keins auf Erden weiß.
Auch seine Rüstung lag bereit.
Er hüllte sich ins Eisenkleid,

Saß auf und hob die Königin
Mit ſtarken Armen vor ſich hin
Und ritt mit ihr den Wald entlang
An eines hohen Berges Hang.
Dort lag ein See im tiefen Grund;
Der war durch Wundermären kund [4]).
Am Ufer ſtieg er ab mit ihr
Und ſprach: Nun ſitzt und wartet hier! —
Er aber ſprang mit ſeinem Roß
Ins Waſſer, das ſich rauſchend ſchloß.
Die Herrin harrte regungslos:
Da taucht er aus dem finſtern Schoß
Und ſpricht: Ihr habt es nun geſehn.
Hier iſt mein Kommen und mein Gehn.
Doch weiter fraget mich kein Wort! —

Und wieder ritt er mit ihr fort
Zum Garten, wo er ſie gefunden,
Und hielt dort zärtlich ſie umwunden.
Beim Scheiden ſprach er: Unſrem Minnen
Soll ſelig mancher Tag verrinnen.
Doch wird ein Auge mich erſpähn,
Scheid' ich auf Nimmerwiederſehn.
Du gehſt mit einem edlen Sohne;
Er trägt einſt dieſes Reiches Krone.
Den ſollſt du heißen Tydorel!
Er wird ein Degen kühn und ſchnell,
Der ſchönſte Held in dieſem Leben.
Ihm ſoll kein Nachbar widerſtreben;
Denn mächtig kommt er über ſie.
Doch ſchlafen — ſchlafen wird er nie.
Drum ſorgt dafür, daß jede Nacht
Ein Mann zur Kurzweil bei ihm wacht! [5]) —

Er ſchied; da kamen aus den Aun
Die Mägdlein wieder und die Fraun,
Die ſich von ihr im Schatten
Weithin verloren hatten.
Doch ſie verſchloß im Herzensgrunde
Das Abenteuer dieſer Stunde.

Den Segen, der zu hoffen war,
Nahm bald der Fürſt mit Freuden wahr,
Darob auch ſeine Freund' und Mannen
Im Herzen frohen Mut gewannen;
Denn keiner wußte drum Beſcheid.
Der Sohn kam an zur rechten Zeit,
Und zarte Lieb' und Pflege
War raſtlos um ihn rege.
Der Knabe ward von Prieſtershand
Getauft und Tydorel genannt.
Doch ihn beſtaunten Weib und Mann:
Denn ohne Schlaf wuchs er heran.
Abwechſelnd blieben im Gemach
Auf Wunſch der Herrin Leute wach,
Die nächtlich mit dem Knaben ſpielten
Und ihn mit Märlein unterhielten.

Doch ſeinem ſchönen Vater war
Die Frau vereint noch manches Jahr.
Oft kehrt er aus dem See zurück,
Und in verſchwiegnem Liebesglück
Wird koſend Kuß um Kuß getauſcht,
Bis einſt ein Ritter ſie belauſcht.
Der lag von ſchweren Wunden matt
Arm und verlaſſen in der Stadt.
Sein wenig Geld war bald verzehrt,
Und da ihm niemand Troſt gewährt,

Rang er ſich auf in ſeinen Wehn,
Die hohe Herrin anzuflehn;
Denn ſie half voll Erbarmen
Den Kranken und den Armen,
Gab Gold und Silber, Roß und Kleid
Den Dürftigen zu jeder Zeit.
Er fand der Herrin Kammer offen,
Trat leis hinein und ſah betroffen,
Wie ſie der Herr vom See umfieng,
Der nun auf immer von ihr gieng.
Fort ſchleppte ſich der arme Gaſt,
Von jähem Todesſchmerz erfaßt.
Am andern Tag zur ſelben Stunde
Starb er daheim an ſeiner Wunde.

Nicht lang, nachdem ſich dies begeben,
Schied auch der König aus dem Leben.
Da bot man Tydorel die Krone.
Kein beſſrer Held ſaß auf dem Throne,
So tapfer im Gefilde,
Im Haus ſo gaſtlich milde.
Er brachte lange Friedenszeit:
Denn niemand wagte mit ihm Streit.
Er liegt den Mägdlein ſtill im Sinne;
Die Fraun verlangt nach ſeiner Minne;
Das Herz des Volkes ſchlägt ihm warm;
Die Fremden fürchten ſeinen Arm,
Und ſo beherrſcht er weitbekannt
Zehn Jahre der Bretonen Land.

Da ritt er einſt zu ſeinen Räten
Nach Nantes; von allen ſeinen Städten
War dies des Königs Lieblingsort:
Denn ſeine Mutter wohnte dort.

Und jedesmal, sobald er kam
Und seinen Sitz im Schlosse nahm,
Hob täglich man von Haus zu Haus
Der Reihe nach die Bürger aus,
Daß sie mit ihm die Nacht durchwachten
Und ihm mit Mären Kurzweil machten.
An einem Samstag nun geschah's,
Daß man ein Häuslein auserlas,
Drin eine Witwe manchen Tag
Von Alter krank zu Bette lag.
Dort dringen ein des Königs Leute
Am Abend nach dem Spätgeläute.
Sie sputen sich: es dunkelt schon.
Der Witfrau lebt ein einzger Sohn,
Der sie erhielt und ihr zulieb
Dienstfertig stets am Orte blieb.
Er hatte fleißig, vielbelobt
Als guter Goldschmied sich erprobt,
Und was ihm seine Kunst gewann,
Gab er als treuer Sohn daran,
Die alte Frau in Ehren
Zu pflegen und zu nähren.
Ihn kamen sie aufs Schloß zu holen:
Gesell, Ihr seid zum Herrn befohlen
Für diese Nacht. So kommet jetzt
Und denkt, womit Ihr ihn ergetzt! —
Er aber sprach: Erlaßt mir das!
Fremd sind mir Märlein, Schwank und Spaß;
Von Liedern weiß ich auch kein Wort
Und komme schlecht mit Reden fort. —
Da huben an im Korneston
Des Königs Boten ihm zu drohn:

Wirſt du nicht willig mit uns gehn,
So wird es mit Gewalt geſchehn!
Du ſollſt an einen Ort verſchwinden,
Da wirſt du ſchlimme Herberg finden. —
Die Mutter ſprach in Schreck und Bangen:
Thu, lieber Sohn, was ſie verlangen! —
Laß mich! rief der bedrängte Mann,
Wenn ich kein Lied ihm ſingen kann,
So wirft er mich in Nacht und Graus
Und ſticht mir eins der Augen aus! —
Nein, Lieber, nimm mein Wort in Acht!
Du gehſt aufs Schloß für dieſe Nacht,
Und wird der König in dich dringen,
Du ſollſt erzählen oder ſingen,
So ſprich: Gern wär ich Euch genehm;
Doch weiß ich nichts von alledem.
Wird dann ſein Aerger lohen
Und er dich hart bedrohen,
Dann ſag ihm: Wem der Schlaf gebricht,
Von Menſchen wahrlich ſtammt der nicht!
Den Spruch wird er bedenken
Und dich nicht weiter kränken.
Geh, lieber Sohn! Hab guten Mut!
Gott halte dich in treuer Hut! —

Der Mutter klugen Rat im Sinn
Gieng er getroſt zum Schloſſe hin
Und ward durch der Gemächer Pracht
In Eile vor den Herrn gebracht.
Dort ließen ihn die Mannen
Und giengen ſchnell von dannen.
Und als es Nacht geworden war,
Da gieng zu Bett der Kämmrer Schar.

Im Hochsitz lehnte Tydorel
Und winkte: Komm heran, Gesell!
Willst du mich freun, so rede dreist!
Laß hören, was du gutes weißt! —
Herr König, sprach der arme Mann,
Ich rufe Gott zum Zeugen an,
Daß ich mein ganzes Leben lang
Nicht Mären sprach, noch Lieder sang.
Mein Vater, der ist lange tot,
Und meine Mutter zog mit Not
Mich auf in ihrer Dürftigkeit;
Nicht kam ich von ihr all die Zeit.
Gar wenig hört' ich bei der Alten
Und hab' noch weniger behalten. —
Der König sprach: Das wundert mich!
Du bist der einzge sicherlich,
Der gar nichts weiß. Mein lieber Mann,
Da bist du wahrlich übel dran!
Doch das sind Possen, sag' ich dir,
Und wisse, du kommst nicht von hier,
Bevor man nicht mit guten Hieben
Den Lügengeist dir ausgetrieben! —
Doch als er so bedrohlich that,
Sprach jener nach der Mutter Rat:
Fürwahr, Herr König, glaubt mir nur!
Gar wenig ist, was ich erfuhr.
Doch hört' ich oft ein Sprichwort nennen,
Das alle rings für wahr erkennen.
Das lautet: Wem der Schlaf gebricht,
Von Menschen wahrlich stammt der nicht! —

Der König hört das Wort und schweigt;
Er sitzt und sinnt, das Haupt geneigt,

Warum nur ihm kein Schlaf beſchieden;
Dahin iſt ſeiner Seele Frieden.
Er ſpringt voll Ungeſtüm empor,
Zieht unterm Pfühl ſein Schwert hervor
Und ſtürmt zu ſeiner Mutter hin;
Vom Schlafe fuhr die Königin.
Er tritt ans Bett in raſchem Lauf;
Sie ſtemmt ſich in den Kiſſen auf
Und ſpricht: Hilf Himmel! Sage mir,
Mein Sohn, was ſoll's? Was ſuchſt du hier?
Er rief: Es iſt dein Ende!
Du ſtirbſt durch meine Hände,
Sagſt du mir nicht auf dein Gewiſſen:
Wo ſtamm' ich her? Ich will es wiſſen.
Der Mann, der heute mit mir wacht,
Hat mir ein Sprichwort kund gemacht.
Das Volk ſagt, wem der Schlaf benommen,
Der ſei von Menſchen nicht gekommen.
Rings um mich ſchlummert groß und klein:
Ich ſitz' und wache, ich allein! —
Da ſchwieg die Herrin länger nicht
Und gab ihm treulichen Bericht,
Wie aus dem Waldſee wunderſam
Der ſchöne Ritter zu ihr kam,
Auf weißem Roß, im prächtgen Kleid,
Stets einſam, ohne Fahrtgeleit,
Und wie ſie niemals durfte wagen,
Nach ſeinem Weſen ihn zu fragen;
Daß ihr nur eines wurde kund,
Sein Land ſei in des Waſſers Grund;
Wie er mit ihr manch langes Jahr
In Lieb und Treu verbunden war,

Bis einſt ein Mann ihr Glück verdarb,
Der davon böſen Todes ſtarb.

Der Held vernahm's, und ohne Wort
Gieng er aus ihrer Kammer fort,
Kam in ſein königlich Gemach,
Rief ſtrengen Tons die Kämmrer wach:
Sie mußten Roß und Waffen
Ihm raſch zur Stelle ſchaffen.
Sein Eiſenkleid legt er ſich an
Und ſprengt allein hinaus zum Tann.
Da liegt der See im Mondenſchein:
Er ſpornt ſein Roß und ſpringt hinein
Und ſinkt zur Tiefe nieder, —
Und niemand ſah ihn wieder.

Doch ſeinem Volk blieb er vertraut;
Das ſingt ſein Lied zum Harfenlaut.

Die beiden Liebenden

von

Marie de France.

Ein Lied aus der Bretonen Land,
„Die beiden Liebenden" genannt,
Bringt uns ein Abenteuer nah,
Das in der Normandie geſchah:
Zwei Lieben, die zuſammen ſtarben,
Durch Liebe jammervoll verdarben.

Im Lande der Normannen ragt
Ein Berg, wie uns die Märe ſagt,
Von ſteiler Höhe wunderbar;
Dort oben ruht das junge Paar.
Dereinſt erkor die Flur im Thal
Ein König ſich mit weiſer Wahl,
Wo eine Stadt er bauen ließ,
Die nach dem Volk der Piſtren hieß.
Der Name währte fort und fort;
Noch ſieht man Stadt und Häuſer dort,
Und wohlvertraut iſt uns das Land:
Das Thal von Piſtre wird's genannt [1]).

Dem Herrn erwuchs ein Töchterlein,
Von Antlitz hold, von Sitten fein.
Zum Troſt ward ihm das Kind geboren;
Er hatte früh ſein Weib verloren,

Und drum beſchloß er, für ſein Leben
Sie nicht aus ſeinem Haus zu geben.
Wie mancher Fürſt auch um ſie freite,
Er ließ ſie nicht von ſeiner Seite
Auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht.
Das ward von vielen ihm verdacht;
An ſeinem eignen Herde
Gab's Tadel und Beſchwerde.
Ihn ziehen alle großer Schuld;
Das ſchuf ihm Pein und Ungeduld,
Und ſchlauen Sinns erwog der Alte,
Wie er die Werber ferne halte.
Entbieten ließ er nah und fern
An alle heiratsluſtigen Herrn:
Wer auf den Felſen vor dem Thor
Die Königstochter trägt empor,
Doch ohne unterwegs zu ruhn,
Dem will ich ganz nach Willen thun. —

Und wie nun weitumher im Land
Die neue Märe ward bekannt,
Da fuhren hin der Freier viel;
Doch keiner kam ans hohe Ziel.
Wer auch mit angeſtrengtem Schritte
Sie trug bis zu des Berges Mitte,
Der blieb dort außer Atem ſtehn
Und ließ den Kampfpreis ſich entgehn.
So kam's, daß alle Freier ſchieden:
Der König hatte ſeinen Frieden.

Nun war ein Grafenſohn im Land,
Ein Junghherr ſchön und vielgewandt,
Der edlem Thun und Streben
Vor allen war ergeben.

Er gieng als Gaſt im Königshaus
Seit frühen Jahren ein und aus.
Weil er ſo klug und wohlgezogen,
War ihm der König ſehr gewogen,
Und auch des Königs Töchterlein
War darum gern mit ihm allein
Und ließ es zu, daß früh und ſpat
Er flehend ſie um Minne bat.
Sie gab ihm tröſtlichen Beſcheid;
Er dankte voll Ergebenheit.
So traf ſich oft das junge Blut;
Sie waren ſich von Herzen gut.
Doch ſorgten ſie, daß ihre Liebe
Den Leuten ſtets verborgen bliebe.
Ob ihnen das auch Schmerzen trug,
Der treue Junghherr dachte klug,
Viel beſſer ſei der Leiden Laſt
Als Untergang durch eigne Haſt.
Doch immer ſchwerer ward ſein Sinn;
Da gieng er eines Tages hin
Und ſprach mit heißem Flehn zu ihr:
Ach, holdes Liebchen, flieh mit mir!
Ich bitte dich viel tauſendmal!
Nicht länger trag' ich dieſe Qual.
Sag' ich dem Vater mein Begehr,
Ich weiß, er liebt dich allzuſehr:
Nie wird die Werbung mir gelingen,
Kann ich nicht ſein Gebot vollbringen
Und dich zum hohen Berge tragen. —
Das Fräulein ſprach auf ſeine Klagen:
Ich weiß, zu mühſam iſt der Lauf;
Du trägſt mich nimmermehr hinauf.

Nicht iſt dir ſolche Kraft verliehn.
Doch ſollt' ich heimlich mit dir fliehn,
So wär' mein Vater freudenarm
Und all ſein Leben Zorn und Harm.
Ich halt' ihn lieb und hoch in Ehren
Und will ihn nicht mit Leid beſchweren.
Laß uns auf andre Mittel ſinnen;
Denn dieſes weiſ' ich ganz von hinnen.
Es lebt mir eine Muhme fern
Mit reichen Schätzen in Salern;
Dort war ſie mehr denn dreißig Jahr.
Phyſik verſteht ſie ganz und gar:
Sie kennt der Medizinen Kraft
Und aller Kräuter Eigenſchaft [2]).
Willſt du zur Reiſe dich bequemen
Und meine Briefe mit dir nehmen
Und alles treulich ihr verkünden,
So wird ſie guten Rat ergründen.
Sie wird in ihren Büchern ſchaun,
Um Trank und Salbe dir zu braun;
Sie ſchafft dir Wunderkräfte
Durch ihre Zauberſäfte.
Iſt dies geſchehn, ſo kommſt du dann
Und hältſt beim Vater um mich an.
Der denkt dann wohl: Was glaubt der Fant!
Und macht dir ſein Gebot bekannt,
Du ſollſt, wie andre, wagen,
Mich auf den Berg zu tragen.
Du wirſt es kühn vollbringen
Und dir dein Lieb erringen. —

Er that ſo, wie die Holde riet;
Er ſagte freudgen Dank und ſchied,

Verſah ſich ſchnell in ſeinem Land
Mit Geld und prächtigem Gewand.
Zur Reiſe wurden ungeſäumt
Laſttier und Zelter aufgezäumt,
Und die vertrautſten Mannen
Nahm er mit ſich von dannen.
So ritt er durch die Lande fern;
Die Muhme fand er in Salern
Und gab den Brief in ihre Hände.
Sie lieſt vom Anfang bis zum Ende,
Behält den Gaſt in ihrem Haus
Und forſcht ſein Weſen ſorgſam aus.
Dann braut ſie einen Trank für ihn
Aus mancher feinen Medizin,
Der, ſollt' er noch ſo kraftlos ſein
Und abgequält in Müh und Pein,
Den Leib ihm ſchaffe friſch und ſtark
Bis in die Adern, bis ins Mark,
Und zwar, daß ihn die Kraft durchdringe,
Sobald er ihn zum Munde bringe.
Er füllt ein Fläſchlein mit dem Trank
Und ſcheidet raſch mit heißem Dank.
Nach Hauſe gieng's mit Mann und Roß;
Doch hielt er nicht vor ſeinem Schloß:
Er ſprengte durch des Königs Thor
Und brachte ſeine Werbung vor,
Er wolle ſonder Zagen
Die Maid zur Höhe tragen.
Der König ſprach kein Wort dagegen:
Die Thorheit ſchien ihm zu verwegen;
Der Werber deucht' ihn doch zu jung,
Wo Männer reif und ſtark genung

Verſucht, das Schwere zu vollbringen,
Doch ohne bis ans Ziel zu dringen.
Und er beſtimmt ihm einen Tag
Und lädt dazu, wer kommen mag.
Er ſendet rings zu allen
Den Freunden und Vaſallen,
Den Jungherrn mit der Maid zu ſehn,
Der jenes Wagnis wollt' beſtehn,
Und rings von allen Seiten
Sah man die Gäſte reiten.

Das holde Kind macht ſich bereit
Und faſtet dieſe ganze Zeit,
Daß am Entſcheidungstage
Der Freund ſie leichter trage.
Der harrte kaum der Morgenhelle:
Der erſte war er dort zur Stelle.
Auf grünem Wieſenlande
Hinab am Seineſtrande
Drängt ſich in Scharen groß und klein
Der König bringt ſein Töchterlein;
Ein Hemd iſt einzig ihr Gewand.
Der Jungherr giebt ihr in die Hand
Den Trank, den wunderbaren,
Ihn treulich zu bewahren,
Umſchlingt ſie dann und hebt ſie auf
Und trägt ſie fort in rüſtigem Lauf.
So ſteigt der junge kühne Mann
Mit ihr den halben Berg hinan.
Ihm ſchafft's ein hoch Entzücken,
Sie an ſein Herz zu drücken,
Und drum vergißt er ganz zu trinken.
Sie aber fühlt ihn mählich ſinken:

Freund, ſprach ſie, trink von deinem Saft!
Da nimm! Er giebt dir neue Kraft.
Denn du wirſt matt, ich fühl' es gut. —
Er aber ſprach in ſtolzem Mut:
Mein Herz iſt ſtark! Ich trag dich fort!
Noch iſt zu ruhen nicht am Ort.
Zu trinken bleib' ich nimmer ſtehn,
Solang ich kann drei Schritte gehn.
Die Leute ſchrieen ſicherlich,
Und ihr Gelärm verwirrte mich;
Mich faßte jäher Schwindel an:
Drum vorwärts, Lieb, ſolang ich kann! —

Zwei Drittel ſtieg er ohne Raſt.
Schon brachen ihm die Kniee faſt,
Und oftmals bat das Mägdlein ihn:
Freund, trink doch deine Medizin! —
Er will nichts hören und nichts glauben;
Er ſteigt in Mühſal und in Schnauben.
Bald iſt er oben auf dem Berg,
Er iſt es und vollbracht das Werk —
Da ſtürzt er lautlos nieder
Und hebt ſich nimmer wieder
Und liegt entſeelt, ein toter Mann.
Das Fräulein blickt den Liebſten an,
Und Ohnmacht dünkt ſie ſein Erbleichen.
Sie kniet, um ihm den Trank zu reichen.
Doch ſeine Lippe rührt ſich nimmer;
Erloſchen iſt der Augen Schimmer;
Sein Herz ſteht ſtill, — es iſt vorbei.
Da ſchrickt ſie auf mit hellem Schrei.
Sie wirft das Fläſchlein aus der Hand
Zerſchellend an die Felſenwand, —

Und ſiehe, Wunderkräuter ſproſſen,
Wohin der feine Trank gefloſſen.

Soll ich noch ſagen, was geſchah,
Als ihn das Fräulein ſterben ſah?
Sie ſtreckt ſich zu ihm, ſtumm vor Harm,
Und drückt ihn feſt in ihren Arm.
Sie küßt ihm Aug' und Mund ſo lang,
Bis ihr das Weh zum Herzen drang:
So ſtarb das Kind von hoher Art,
Das Königsfräulein klug und zart.

Lang harrte vor des Berges Fuß
Das Volk, bereit zum Freudengruß.
Doch als man keines kommen ſah,
Stieg man hinauf und fand ſie da.
Zu Boden fiel der Herr ſofort,
Und als er kam zu Sinn und Wort,
Ließ er mit ſeinen Gäſten allen
Des Jammers lauten Ruf erſchallen.
Drei Tage hielt man Leichenwacht;
Dann ward ein Marmorſarg gebracht:
Die toten Lieben jung und ſchön
Begrub man auf des Berges Höhn.
So rieten Volk und Königsmannen;
Dann huben alle ſich von dannen.

Noch heute wird der Berg im Land
Le mont des deux amants genannt.
Darüber haben, wie berichtet,
Bretonen ſich ein Lied gedichtet.

Frene

von

Marie de France.

Was ſich mit Irene zugetragen,
Will ich nach beſtem Wiſſen ſagen.

Es wohnten im Bretonenland
Zwei Nachbarn einſt von hohem Stand,
An ritterlichen Ehren gleich;
Begütert waren ſie und reich,
An Kraft und Kühnheit auserwählt.
Sie hatten beide ſich vermählt,
Und einem dieſer Herrn gebar
Sein Weib ein Zwillingsknabenpaar.
Der Vater ungeſäumt entbeut
Dem Freund die Nachricht hocherfreut,
Welch holder Segen ihm erblühte,
Der Nachbar möcht' in ſeiner Güte
Des einen Söhnleins Pate ſein
Und ſeinen Namen ihm verleihn.

Bei Tiſche ſaß der edle Mann;
Der Bote kam in Haſt heran.
Er kniet beim Hochſitz in den Saal
Und meldet, was ſein Herr befahl.

Da dankt dem Himmel der Baron,
Schenkt ihm ein Roß zum Botenlohn.
Doch seine Frau, die bei ihm sitzt,
Die lächelt spöttisch und verschmitzt;
Denn sie war falsch, voll Uebermut,
Böszüngig und ein neidisch Blut.
Thörichte Reden hub sie an,
Da vor den Leuten sie begann:
Bei Gott! Mich wundert in der That,
Wer gab dem guten Mann den Rat,
Daß er zu meinem Herren sendet
Mit Botschaft, wie sein Haus geschändet?
Von der Geburt der beiden Knaben
Wird er und sie nur Schande haben.
Fürwahr, es weiß doch alle Welt:
Ein Weib, das seine Treue hält
Dem einen Mann, den sie erkoren,
Hat niemals Zwillinge geboren [1]). —
So höhnt sie; doch ihr edler Mann
Blickt sie mit strengem Tadel an
Und mahnt sie strafend: Haltet ein
Und lasset solche Reden sein!
Denn unbescholten lebt die Dame,
Und bestem Klanges ist ihr Name. —

Bei denen, die am Tisch gesessen,
Blieb ihre Rede unvergessen;
Sie ward durch der Bretonen Land
Weithin verbreitet und bekannt,
Und wer das schlimme Wort vernahm,
Der ward der bösen Zunge gram.
Zumal die Frauen in der Runde,
Die haßten sie von Herzensgrunde.

Der Bote war nach Haus gekommen
Und ſagt dem Herrn, was er vernommen.
Da faßt den Ritter Leid und Groll;
Nicht weiß er, was er denken ſoll.
Der Vorwurf quält ihn ſtets aufs neue;
Irr ward er an der Gattin Treue,
Und voller Argwohn hielt er lang
Die reine Frau in ſtrengem Zwang.

Doch die das ſchlimme Wort geſprochen,
Die kam bald ſelber in die Wochen,
Und zur beſtimmten Zeit geſchah's,
Daß zweier Mägdlein ſie genas.
Da bebt ihr Herz in Schreck und Leid;
Sie jammert, mit ſich ſelbſt entzweit:
Weh, rief ſie, weh! Wie ſteht es nun!
Ich bin entehrt! Was ſoll ich thun!
Mein Hochmut kam zu tiefem Fall.
Mein Herr und die Verwandten all,
Wie denken ſie von meiner Ehre,
Vernehmen ſie die neue Märe!
Ich werd' verdammt nach eignem Recht;
Ich ſprach von allen Frauen ſchlecht.
Nie, ſagt' ich jüngſt, iſt das geſchehn,
Noch hat im Leben man geſehn,
Daß Frauen Zwillinge gebaren,
Die dem Gemahl nicht untreu waren:
Nun hab ich ſelbſt Zwillinge hier;
Mein Schmachwort kehrt zurück zu mir.
Der kennt den eignen Schaden nicht,
Wer über andre Schlimmes ſpricht,
Und mancher wird von uns geſchmäht,
Der über uns im Lobe ſteht.

Soll ich nicht ewgen Schimpf erwerben,
So muß der Kinder eines ſterben!
Ich büß' es ehr am jüngſten Tage,
Als daß ich Hohn und Schande trage. —

Dem widerſprach der Frauen Schar,
Die hilfereichend um ſie war,
Und alle ſagten ihr ſofort,
Sie dulden nicht des Kindes Mord.
Ein Fräulein war am Herrenhofe,
Der Edeldame liebſte Zofe,
Von gutem Stand und feinen Sitten,
Im Haus von Kind auf wohlgelitten.
Die jammerte der Herrin Pein;
Sie kam und ſprach ihr Tröſtung ein:
Laßt ab und grämt Euch nicht zu Tod!
Laßt ab! Fürwahr, es thut nicht not!
Wollt Ihr mir eins der Kinder geben,
Werd' ich der Laſt Euch bald entheben,
Daß ſeinethalb kein Menſch Euch ſchmäht
Und Ihr es nie mehr wiederſeht.
Ich trag' es heil aus dieſem Haus
Und ſetz' es vor ein Münſter aus.
Dort findet's, wenn es Gott gefällt,
Ein wackrer Mann, der es erhält. —
Die Herrin, da ſie dies vernahm,
Sie atmet auf in ihrem Gram.
Ach, ſprach ſie, kannſt du das vollenden,
Ich lohne dir's mit reichen Spenden! —

Darauf mit Linnen fein und lind
Umhüllten ſie das holde Kind.
In einen Teppich ward's geſchoben;
So ſchön wird keiner mehr gewoben.

Den hatte wegen seiner Pracht
Der Herr aus Stambul einst gebracht.
Die Mutter knüpft dem Kinde dann
Ums Aermchen einen Goldreif an;
Der ist wohl eine Unze schwer;
Von Hyacinthen funkelt er,
Und ringsum sieht man ziere Schrift
Ins Gold geritzt mit feinem Stift.
So wird vom Finder leicht erkannt,
Das Mägdlein sei von hohem Stand.

Die treue Zofe nahm das Kind
Und schlich sich aus der Burg geschwind.
In tiefer Nacht lag rings die Welt.
Sie lief hinaus ins freie Feld,
Bis einen Heerweg sie gewann;
Der führte mitten durch den Tann.
Der Straße folgt sie mit Bedacht;
Rechts drüben hört sie durch die Nacht
Hofhunde bellen, Hähne krähn
Und eilt, den Stimmen nachzugehn.
In eine Stadt mit schönen Gassen
Ward sie vom Thorwart eingelassen,
Und drinnen unfern sah sie gleich
Ein Frauenkloster hoch und reich.
Das Münster ragt im Mondenschein
Mit seinen Türmen groß und klein.
Sie eilt dahin und steht am Thor,
Legt ungesäumt das Kind davor
Und kniet in Demut zum Gebet:
Bei deines Namens Majestät,
O Herr, wenn's deine Huld geruht,
Nimm du dies Kind in deine Hut! —

Doch wie sie das Gebet vollendet
Und ihre Augen rückwärts wendet,
Gewahrt sie einen Eschenbaum,
Hoch ragend mit der Wipfel Saum.
Vier Aeste dehnt er mächtig aus
Zum Schatten für das Gotteshaus.
Darauf legt sie das Mägdelein:
Nun möge Gott dir gnädig sein! —
Dann kehrt sie heim zur selben Stunde
Und sagt der Herrin ihre Kunde.

Ein Pförtner war in der Abtei;
Der wohnt dem Thore nahebei.
Aufschloß er, wenn das Volk zur Metten
Begehrte nach den heilgen Stätten.
Früh wacht auch heut der wackre Mann;
Er zündet Lamp' und Leuchter an;
Er zieht den Glockenstrang im Chor
Und öffnet drauf des Münsters Thor.
Da schimmert's bunt im Eschenlaub:
Er denkt, es sei verborgner Raub,
Durchsucht den Baum im Dämmerscheine,
Und tastend findet er die Kleine.
Des Fundes dankt er Gott und eilt
Zu seiner Tochter unverweilt.
Ihr war verstorben jüngst der Gatte,
Von dem sie einen Säugling hatte.
Von fern schon rief der gute Mann:
Steh auf, mach Licht und Feuer an!
Ich bringe dir ein Kind zu pflegen,
Das auf der Esche dort gelegen.
Nun säug es mir, leg's in den Arm,
Und bad es gut und halt es warm! —

Sie eilt ſich, nach des Vaters Willen
Das Kind zu baden und zu ſtillen.
Da ſchauten ſie des Ringes Glanz,
Den teuren Teppich von Byzanz
Und ſagten ſich: Dies Mägdelein
Muß wahrlich hoher Abkunft ſein! —

Als die Aebtiſſin und die Damen
Am Morgen aus der Kirche kamen,
Da trat zur Herrin ihr Getreuer
Und meldete ſein Abenteuer.
Sie hieß ihn von der Sache ſchweigen
Und ließ ſich ſeinen Findling zeigen.
Ich will, ſo ſagte ſie dem Alten,
Das Kind wie meine Nichte halten. —
Sie trug es ſelber zum Altar,
Und weil nichts zu erkunden war,
Als daß man's auf der Eſche fand,
So ward das Kindlein Frêne genannt [2]).
Die Frau Aebtiſſin hielt ihr Wort
Und zog ſie auf am ſichern Ort.
Sie wuchs empor in der Klauſur
Bis zu der Zeit, wo die Natur
Das ſtille Kind zum Weib geſtaltet
Und Frauenſchönheit ſich entfaltet:
Da mocht' von Antlitz und Gebärden
Nichts Lieblichers gefunden werden,
So wohlgeſchult, an Sitten fein,
Im Thun und Reden hold und rein,
Und wem vergönnt war, ſie zu ſchauen,
Der nannte ſie den Preis der Frauen.

Ein edler Ritter ſaß zu Dol [3]);
Den kannten alle Tapfern wohl.

Gurun, so war der Held genannt,
Ein Lehensherr mit weitem Land.
Vom Lobe Irenes vernahm er viel,
Bis heiße Sehnsucht ihn befiel.
Einst auf dem Rückweg vom Turnier
Lockt ihn die heimliche Begier,
Bei der Aebtissin abzusteigen.
Er läßt sich die Gepriesne zeigen
Und findet sie so schön und klug,
So fein und hold in jedem Zug:
Weh, denkt Gurun, ich muß verderben,
Kann ich nicht ihre Huld erwerben! —
Doch ratlos steht er und beklommen;
Denn wird er so noch öfter kommen,
Wird die Aebtissin ihm mißtraun;
Dann wird das Kind er nie mehr schaun.
Ein guter Ausweg fällt ihm ein:
Er schenkt dem Kloster Länderein,
Und die Fraternität im Haus
Erbittet er dafür sich aus.
Doch hegt er wahrlich andern Plan,
Als reichen Ablaß zu empfahn.
Gar oftmals kommt er hergeritten,
Bestürmt das Kind mit heißen Bitten,
Bis er der Jungfrau Scheu besiegt
Und sie sich liebend an ihn schmiegt.
Doch da sie ganz sich ihm geweiht,
Sprach er zu ihr nach kurzer Zeit:
Nun ist es, Schöne, so gekommen,
Daß du zum Freund mich angenommen.
Wenn du mich liebst, was hält dich hier?
O komm auf immerdar zu mir!

Wirſt du der Mutter Zorn entrinnen,
Wenn ſie erfährt, wie wir uns minnen?
Glaub mir und folge meinem Wort
Und flieh beizeiten mit mir fort!
Gott weiß! Nicht will ich dich berücken,
Nein, liebend, ſorgend reich beglücken! —

Und ſie — nur ihm allein ergeben —
Sie folgt ihm ohne Widerſtreben.
Sie fliehn zuſammen insgeheim;
Nach ſeinem Schloß führt er ſie heim.
Ihr Tuch und Ring ward nicht vergeſſen,
Das einzge, was ſie je beſeſſen.
Der Ritter liebt das holde Weib
Und hängt an ihr mit Seel' und Leib.
Es ehrte ſie ſein Hausgeſind;
Sie war dem Kleinſten holdgeſinnt.
So blieb ſie bei dem teuren Mann,
Bis daß ein ſchlimmer Zwiſt entbrann.
Denn die Vaſallen nah und fern
Beſtürmten ihren Lehensherrn,
Zu werben bei des Landes Großen
Und ſeinen Findling zu verſtoßen:
Sie hofften lang ſchon frohen Mutes
Auf einen Erben ſeines Gutes,
Der nach ihm Ordnung hielt' und Recht,
Sortpflanzend ſein erlaucht Geſchlecht;
Doch werd' er nie den Aufruhr ſtillen,
Wenn er um eines Liebchens willen
Sich keinen Erben wolle zeugen;
Nicht zwingen werd' er ſie, nicht beugen;
Sie ſeien ledig aller Pflicht,
Thu' er des Landes Willen nicht. —

Der Lehnsherr mußte sich bequemen:
So ratet, welche soll ich nehmen? —
Herr, sagten sie, wir sprachen schon
Mit einem mächtigen Baron;
Der hat ein Töchterlein zum Erben:
Da mögt Ihr großes Gut erwerben.
La Codre wird die Maid genannt,
Und keine schönre lebt im Land.
So laßt, o Herr, die Esche stehn!
Zur Haselstaude sollt Ihr gehn;
Laßt Euch den zarten Kern behagen:
Die Esche hat nie Frucht getragen.
Gott gebe diesem Bund Gedeihn!
Wir wollen Eure Werber sein. —

Die Sache ward mit Fleiß und Acht
Durch sie bestellt und abgemacht.
Die eine drängte man beiseite,
Damit ihr Freund die andre freite.
Ach, warum hat kein Mensch erfahren,
Daß beide Zwillingsschwestern waren?

Die treue Irene murrte nicht;
Kein Schmerz kam auf ihr Angesicht.
Still dient sie dem Geliebten fort
Und ehrt sein Volk mit Gruß und Wort.
Die ganze Ritterschaft im Schloß,
Die Edelknaben und der Troß,
Sie alle grämten sich und grollten,
Daß sie die Maid verlieren sollten.
Der Ritter lud am Hochzeitstag
All seine Freunde zum Gelag,
Der Erzbischof ward auch gesandt;
Der hatte Lehn von seiner Hand.

Dann führten sie die Braut ins Haus;
Auch ihre Mutter blieb nicht aus.
Der bangte vor des Fräuleins Macht,
Für die der Herr in Lieb' entfacht,
Er möcht' sein Weib um ihretwegen
Nicht mit der rechten Liebe pflegen,
Und die besorgte Schwiegerin
Trug für Gurun den Rat im Sinn,
Um sie für immer los zu sein,
Sie einem wackern Mann zu frein.

Die Hochzeit hielten sie mit Pracht;
Viel ward gejubelt und gelacht.
Irene gieng geschäftig aus und ein.
Wohl weint ihr Herz in stummer Pein;
Doch zeigt sie weder Gram noch Groll.
Sie dient den Gästen liebevoll;
Die sehn verwundert nach der Armen.
Die Mutter selber fühlt Erbarmen,
Folgt ihr beständig mit dem Blick
Und klagt ihr trauriges Geschick.
Sie liebt und lobt ihr Thun im stillen:
Ach, daß um meines Kindes willen
Dich Arme fliehen Glück und Stern!
Wüßt' ich nur Rat, dir hülf' ich gern! —

Doch abends, als dem jungen Paar
Das Hochzeitbett zu rüsten war,
Gieng Irene, die auf alles sann,
Zum Schlafgemach und ordnet an.
Sie warf den Mantel ab und wies
Dem Kämmrer, der sie walten ließ,
Wie es ihr Herr am liebsten hätte:
Wohl kannte sie des Freundes Bette.

Und als das Lager war bereitet,
Ward eine Decke drauf gebreitet.
Die treue Irene sah betroffen,
Daß sie von altverblichnen Stoffen.
Das geht nicht an: sie meint mit Fug,
Die Decke sei nicht schön genug:
Bald kommt der Erzbischof herein,
Nach frommem Brauch das Bett zu weihn [1]).
Aus ihrem Schreine holt sie schnell
Den Teppich fein und farbenhell
Und legt ihn freudig dienstbeflissen
Hin auf des Hochzeitbettes Kissen.

Das Schlafgemach ward endlich leer,
Und leise kam die Braut daher.
Nur noch die Mutter war zugegen,
Ihr Kind ins Hochzeitbett zu legen.
Da sah die Frau die bunten Falten,
Die von dem Lager niederwallten:
Das war ganz jenes Teppichs Art,
Darein ihr Kind gewickelt ward.
Als ihr sein Angedenken kam,
Erschrak ihr Herz in Reu und Gram.
Sie rief den Kämmerling heran:
Bei deiner Treue, sag mir, Mann,
Wo kommt der schöne Teppich her? —
Das künd' ich Euch, erwidert er,
Das Fräulein, also nahm ich acht,
Hat ihn vor kurzem hergebracht.
Ihr schien zu schlecht des Lagers Zier:
Das schöne Tuch gehört wohl ihr. —
Da ruft die Dame nach der Maid;
Sie naht sich mit Bescheidenheit

Und legt den Mantel höflich nieder [5]).
Begierig frägt die Dame wieder:
Verhehlt mir nichts! Sagt an geschwind,
Woher ist dieser Teppich, Kind?
Erzählt mir, wie's damit ergangen,
Und sagt, von wem Ihr ihn empfangen. —
Das Fräulein drauf erwidert ihr:
Frau, meine Muhme gab ihn mir,
Die mich erzog in jungen Jahren;
Sie sprach, ich sollt' ihn wohl bewahren.
Ein Ringlein noch ward mir als Pfand
Von denen, die mich ihr gesandt. —
Ach Holde, kann den Ring ich sehn? —
Ja, Dame, das soll gleich geschehn. —
Schnell war sie mit dem Ringlein da.
Doch als die Frau das Kleinod sah,
Wie wohlbekannt war ihr sein Glanz
Gleichwie der Teppich von Byzanz!
Der letzte Zweifel ist geschwunden;
Sie hat ihr Töchterlein gefunden:
So sag' ich's denn vor aller Ohr:
Du bist mein Kind, das ich verlor! —

Ihr Herz ward so von Mitleid krank,
Daß sie bewußtlos niedersank.
Doch als sie kam zu Sinn und Wort,
Schickt sie nach ihrem Herrn sofort.
Der kommt mit sorgenbangem Sinn;
Sie fällt zu seinen Füßen hin
Und küßt sie thränenüberflossen.
Sie ruft und hält sein Knie umschlossen:
Vergebt mir, Herr, was ich verbrach! —
Er wußte nicht, wovon sie sprach:

Was ſoll das, liebe Frau? Fürwahr,
Wir lebten friedlich immerdar.
Vergebung iſt Euch voll gewährt:
So ſagt mir nur, was Euch beſchwert! —
Da Ihr verziehen meine Sünden,
So will ich alles Euch verkünden.
Ihr wiſſet, wie ich unbedacht
Dereinſt die Nachbarin verlacht.
Von ihren Kindern ſprach ich ſchlecht;
Doch meine Bosheit ward gerächt.
Denn als ich bald darauf gebar,
Erhielt ich ſelbſt ein Zwillingspaar.
Das eine Kindlein ſetzt' ich aus
Unſern vor einem Gotteshaus;
Mit unſrem Teppich ward's umwunden
Und ihm der Goldreif angebunden,
Den ich empfieng, da Ihr als Braut
Zum erſtenmale mich geſchaut.
Nicht länger bleib' es Euch verſchwiegen:
Hier ſeht Ihr Ring und Teppich liegen.
Wißt, daß mein Kind ich wiederfand,
Das meine Thorheit einſt verbannt!
Hier ſteht ſie vor Euch lieb und hold,
Das arme Herz, getreu wie Gold,
Das um den Ritter kam in Leid,
Der ihre Schweſter heut gefreit. —
Er ſprach: So bin ich freudenreich!
Kein Freudentag war dieſem gleich.
Iſt uns aufs neu dies Kind beſchert,
So hat uns Gott groß Glück gewährt,
Bevor verdoppelt ward die Schuld.
Komm, Tochter! ſprach er voller Huld. —

Sie war erlöst aus aller Not;
Ihr Antlitz ward von Freuden rot.
Der Vater gieng mit eilgem Schritt,
Und auch der Erzbischof gieng mit.
Sie brachten Herrn Gurun die Kunde;
Der freute sich von Herzensgrunde.
Hört, sprach der Erzbischof, laßt nun
Für diese Nacht die Sache ruhn!
Dann will am Morgen ich die beiden,
Die heute neuvermählten, scheiden. —
Des waren alle wohl zufrieden.
Am Morgen ward der Bund geschieden
Und Herrn Gurun fürs ganze Leben
Sein treues Lieb zum Weib gegeben.
Der Vater schenkte holdgesinnt
Des Erbes Hälfte seinem Kind.
Er und die Mutter blieben Gäste
Auf ihrer Tochter Hochzeitfeste,
Und als die Schar nach Hause ritt,
Da nahmen sie La Codre mit.
Der ward ein Nachbar auserwählt,
Mit dem man prächtig sie vermählt.

Als dieses Abenteuers Kunde
Verbreitet ward von Mund zu Munde,
Geschah's, daß im Bretonenland
Dies Lied von Irene man erfand.

Elidüc

oder

Guildelucc und Guillsadun

von

Marie de France.

Ein Lied aus längſt vergangnen Tagen
Hört' ich bretoniſche Harfner ſagen.
Davon verkünd' ich treubefliſſen
Die Wahrheit euch nach beſtem Wiſſen.

Es war einſt im Bretonenland
Ein Ritter, Elidûc genannt,
Von edlem Sinne, ſtolz und keck.
Er hatte ſich Guildeluec
Zu ſeiner Gattin auserkoren;
Die war von hohem Stamm geboren,
Und beide lebten ſonder Leid
In echter Liebe lange Zeit.
Beim König der Bretonen war
Der Held im Dienſte manches Jahr,
Erwarb ſich vor den Mannen allen
Des Herren Gunſt und Wohlgefallen,
Und der befahl ihm Leut' und Land
Vertrauensvoll in ſeine Hand.
Wollt' er im Königswalde jagen,
Kein Förſter durft' ihn drob verklagen.
Doch ſeine Treu und Tüchtigkeit
Bracht' ihn in großes Herzeleid:

Denn, wie's auch andern oft geſchah,
Der Neid, der ihn im Glücke ſah,
Lag Tag und Nacht dem König an,
Bis endlich er ſein Ohr gewann.
Der Fürſt ließ plötzlich ihm beſcheiden,
Von nun an ſeinen Hof zu meiden.
Der Ritter ſah ſich frei von Schuld,
Bat oft den Herrn, daß er in Huld
Ihm Red' und Gegenred' erlaube
Und nicht ſo raſch Verleumdern glaube.
Jedoch der Herr blieb taub und ſtumm;
Da wußt' er: Meine Zeit iſt um! —
Er ritt nach Haus gedankenſchwer
Und rief die Freunde zu ſich her,
That ihnen kund, was er erduldet,
Ungnade hart und unverſchuldet:
Hier iſt nicht meines Bleibens mehr;
Ich zieh' nach England übers Meer. —
Sein Ehgemahl befahl er dann
Den Mannen und den Freunden an:
Seht, daß ihr treu ſie mir bewahrt! —
Er rüſtet reichlich ſich zur Fahrt,
Und ſeine Freunde ließen ihn
Betrübten Blicks von dannen ziehn.
Zehn Ritter nahm er zum Geleite.
Die Gattin hieng an ſeiner Seite
Und klagte laut im Herzensgram,
Als es zum letzten Abſchied kam.
Er gab ihr Troſt mit dem Verſprechen,
Ihr niemals ſeine Treu zu brechen.
Sie ſchied mit manchem Liebeswort,
Und er zog ſeine Straße fort.

Er kam ans Meer, er ſtieß vom Strand
Und ſtieg zu Toteneis ans Land [1]).
Viel Könige gab's dort jenerzeit;
Die lagen unter ſich im Streit.
So ſaß bei Exeter im Gau
Ein ſtolzer König alt und grau;
Der nannte keinen Erben ſein
Als nur ein einzig Töchterlein.
Ein Nachbar warb um ihre Hand
Und ward unfreundlich heimgeſandt.
Da kam er wieder wohlbewehrt;
Das Reich des Alten ward verheert,
Er ſelbſt im Hofſitz eingeſchloſſen,
Und keiner ſeiner Burggenoſſen
Getraute ſich, den Kampf zu wagen,
Im Ausfall auf den Feind zu ſchlagen.

Das hört der Held und freut ſich ſehr:
Hier iſt mein Ort! Was will ich mehr? —
Er ſchickt zum Herrn: Nehmt mich in Sold!
Doch wenn Ihr meinen Dienſt nicht wollt,
So gebet mir ein frei Geleit!
Dann ſuch' ich ſonſtwo Kampf und Streit. —
Der König ehrte ſeine Boten;
Dem Connetable ward entboten,
Daß er ſich ein Geleit erküre
Und an den Hof die Fremden führe.
Herbergen auch ſollt' er erfragen,
Wo man ſie pflege nach Behagen,
Und ihnen ſoviel Schätze ſpenden,
Als ſie nur lüſte zu verſchwenden.
Die Ehrenwacht war ſchnell zur Hand
Und ward an Elidûc geſandt;

Der nahm sie höflich auf und gieng
Zum König, der ihn wohl empfieng.
Sein Gasthaus wies man ihm sodann
Bei einem braven Bürgersmann.
Der hatte willig ungesäumt
Sein Teppichzimmer ihm geräumt [2]).
Herr Elidûc hielt große Feste,
Zu denen als geladne Gäste
Die armen Ritter freudig eilten,
Die eben in der Burgstadt weilten.
Doch seinen Mannen insgemein
Schärft er mit strengen Worten ein,
Daß sie kein Geld in vierzig Tagen
Noch Zehrung anzunehmen wagen.

Bald eh der dritte Tag vorbei,
Hub in der Stadt sich das Geschrei:
Der Feind! Schon füllt er Mann an Mann
Ringsum die weite Landschaft an!
Schon rückt er nach der Burgstadt vor;
Noch heut verennt er Turm und Thor! —
Als Elidûc den Lärmen hört,
Der so die Städter aufgestört,
Bewehrt er sich mit den Begleitern.
Man zählte von berittnen Streitern
Noch vierzehn in der Stadt, nicht mehr.
Es gab in diesem kleinen Heer
Gefangener ein gutes Teil
Und andre kaum von Wunden heil.
Die sahn den Gast in Waffen blitzen
Und eilten, selber aufzusitzen,
Um ungemahnt ihn zu begleiten.
Sie riefen: Laßt uns mit Euch reiten! —

Er ſprach mit Dank: Von Herzen gern!
Doch ſagt, weiß einer von den Herrn
Wohl einen Engpaß in der Nähe,
Wo man gedeckt den Feind erſpähe? —
Sie ſprachen: Herr, auf unſer Wort!
Beim Wald durch jenes Flachsfeld dort,
Da läuft ein Hohlweg ſchmal und enge:
Dort drängt ſich oft der Feinde Menge.
Denn fahren ſie zum Rauben aus,
So ziehn ſie dieſen Weg nach Haus.
Oft ſah man's, daß der Trupp im Schritt
Entwappnet auf den Zeltern ritt.
Wenn wir uns keck aufs Glück verlaſſen
Und mit des Todes Schrecken ſpaſſen,
So könnt' es uns vielleicht gelingen,
Sie ſchmählich dort zum Fall zu bringen. —
Traun, rief der Held und hob die Hand,
Ihr Freunde, nehmt mein Wort zum Pfand!
Wer je ſich vor dem Orte ſcheut,
Wo Tod ihm und Verderben dräut,
Der wird nichts Tüchtiges erjagen,
Noch großen Ruhm zu Lohne tragen.
Gedenkt an eures Königs Huld!
Ihr ſeid ihm Mannentreue ſchuld.
Nun folget mir nach Freundesbrauch,
Und was ich thue, thut ihr auch!
Ich ſchwör's euch zu in Treun und Ehren,
Sie werden uns kein Haar verſehren,
So lang ich euch zu Hülfe bin!
Doch was auch ſei des Streits Gewinn,
Um eins wird man uns immer loben:
Daß wir am Stärkern uns erproben. —

Sie reiten wohlgesichert fort
Und zeigen Elidûc den Ort.
Sie lauern in dem schmalen Passe,
Bis sich der Gegner blicken lasse.
Der Ritter ordnet alles an:
Er unterrichtet jeden Mann,
Wo hier des Angriffs Stärke sei,
Und giebt der Schar das Feldgeschrei.
Vom Rauben kehrt der Feind zurück;
Da ruft ihn an Herr Elidûc
Und mahnt, nach Würden ihm zu lohnen
Und ihrer keinen zu verschonen.
Bald war der Gegner wirre Schar
Zersprengt, zersplittert ganz und gar;
Im Nu war ihre Pracht vergangen.
Ihr Connetable ward gefangen
Und viele Ritterschaft daneben
Und Knappen in die Hut gegeben.
Die fünfundzwanzig führten dort
Wohl dreißig als Gefangne fort;
Sie fanden Schmuck für Roß und Leute
Und nahmen wunderreiche Beute
Und kehrten voller Stolz und Glück
Als Sieger nach der Stadt zurück.

Der König auf des Turmes Dach
Fühlt um die Schar groß Ungemach,
Und sein Vertraun beklagt er bitter:
Wer bürgt ihm für den fremden Ritter?
Wie, wenn mit hinterlistigen Thaten
Er sie verlassen und verraten?
Da zog die Schar von Beute schwer
In gutgeschlossnen Rotten her.

Mehr ſah der König heimwärts fahren,
Als aus der Stadt gezogen waren.
Vom Schrecken ward er übermannt,
Da er die Treuen nicht erkannt.
Er ließ die Thore raſch verrammeln,
Das Volk ſich auf den Mauern ſammeln,
Sie zu empfahn mit wuchtgen Würfen;
Doch ſollt' es deſſen nicht bedürfen.
Ein Knappe kam auf flinkem Huf
Vorangeſprengt mit Freudenruf
Und rühmte, wie der fremde Held
Den Feind gebrochen und gefällt.
Der König eilt der Schar entgegen
Und dankt erfreut dem tapfern Degen.
Der liefert ihm die Ritter aus,
Die er bezwang im heißen Strauß;
Den Raub verteilt er an die Leute,
Behält von ſeinem Teil der Beute
Drei Ritter nur, die ihm ihr Leben
In ſeine Siegerhand ergeben,
Und läßt den Reſt mit vollen Händen
An Freie und Gefangne ſpenden.
Von nun an that dem kühnen Mann
Der Fürſt viel Lieb' und Ehren an,
Hielt ihn zu Gaſt ein ganzes Jahr
Samt ſeiner tapfern Reiterſchar,
Empfängt dann ſeinen Schwur zum Pfande,
Macht ihn zum Schirmvogt ſeiner Lande.

Von ſeinem ritterlichen Thun
Kam zu der ſchönen Guilljadun,
Der Königstochter, manche Kunde.
Sie fand ſein Lob in aller Munde,

Und Neugier ließ ihr keine Ruh;
Sie ſandt' ihm ihren Kämmrer zu
Und lud ihn, ohne lang zu zaudern,
In ihr Gemach, mit ihm zu plaudern:
Sie wundre ſich, wie das geſchehn,
Daß ſie noch niemals ihn geſehn. —
Der Ritter ſprach mit heitern Mienen,
Er komme gern, um ihr zu dienen.
Er nahm, als er zum Schloſſe ritt,
Sich einen ſeiner Mannen mit
Und kam zu ihrer Remenat.
Doch eh er auf die Schwelle trat,
Sandt' er den Kämmerling hinein,
Und langſam ſchritt er hinterdrein.
Der Kämmrer kehrte ſchnell zurück;
Zum Königskind gieng Elidûc
Und ſprach voll Höflichkeit zu ihr,
In Blicken hold, in Worten zier.
Er dankt ihr für ihr gütges Weſen,
Daß ſie zur Zwieſprach ihn erleſen.
Sie aber führt ihn bei der Hand
Zum Sitze an des Bettes Rand.
Von manchem ſprach der feine Mann;
Das Fräulein ſaß und ſah ihn an:
Sie fand ihn ohne Fehl und Tadel,
Ein Heldenbild voll Kraft und Adel.
Ihn preiſt ihr Herz; in ihre Sinne
Fällt jäh das Aufgebot der Minne:
Den liebe du und keinen mehr! —
Und ſie ward blaß und ſeufzte ſchwer.
Doch hehlte ſie der Seele Schmachten
In Angſt, er möchte ſie verachten.

So blieb er gute Weile dort;
Dann Urlaub nehmend gieng er fort.
Sie hielte ihn von Herzen gern;
Doch sie entließ den edlen Herrn.
Zu seiner Herberg kam er heim,
Im Geiste trüber Sorge Keim:
Es strebte sein erregter Sinn
Zu seines Königs Tochter hin,
Zum Kind, das ihn so süß empfangen;
Ihr Seufzen war ihm nicht entgangen.
Ihn reut, daß er so manchen Tag
In ihres Vaters Lande lag
Und sie ihm nie zu Augen kam.
Doch ob der Reue faßt ihn Scham:
Er denkt der Gattin, der beim Scheiden
Er Treue schwur mit hohen Eiden.

Das Königskind denkt nur an ihn
Und sehnt sich, ihn ans Herz zu ziehn.
So ward von ihr die lange Nacht
Mit offnen Augen hingewacht.
Doch als das Morgenrot entbrann,
Rief sie den treuen Kämmrer an,
Führt an ein Fenster ihn beiseit
Und klagt ihm ihre Heimlichkeit:
Weh mir! sprach sie, weh mir vor allen!
Ich bin in schlimmes Leid gefallen!
Dem Herrn in meines Vaters Sold,
Dem fremden Ritter bin ich hold.
Nicht Ruhe kommt in meine Glieder,
Noch Schlaf auf meine Augenlider.
Will er sich liebend zu mir wenden
Und Leib und Seele mir verpfänden,

So geb' ich ganz mich ihm dahin,
Und ihm bringt's reichlichen Gewinn:
Er wird einſt König hier im Land;
Er iſt ſo kühn und weltgewandt.
Doch kann ſein Herz ich nicht erwerben,
Muß ich verſchmachten und verderben! —

Der Kämmrer hört ihr Leid mit an
Und rät ihr als ihr treuer Mann:
Nun, Herrin, raubt's Euch ſo die Ruh,
So ſchickt ihm eine Botſchaft zu
Und ein Geſchenk, wenn auch gering,
Sei's Litze, Gürtel oder Ring.
Freut Euer Gruß den edlen Herrn,
Empfängt er Eure Gabe gern,
Dann zweifelt nicht, daß er Euch liebt!
Glaubt, daß es keinen Kaiſer giebt,
Der ſich nicht überſelig preiſt,
Wenn Ihr ihm Liebeshuld erweiſt! —
Durch Gaben, meinſt du, ſprach das Kind,
Erfahr' ich, wie ſein Herz geſinnt?
Es lebt kein Ritter, wie ich denke,
Der, ſchickt ihm irgendwer Geſchenke,
Mag er nun lieben oder haſſen,
Sich lang darum wird bitten laſſen,
Sie anzunehmen unbeſehn.
Nur heftger Groll wird ſie verſchmähn.
Und doch, wie er dabei ſich giebt,
Verrät, ob er den Geber liebt.
Drum ſei bereit! Geh zu ihm hin! —
Ich bin bereit, Gebieterin! —
Geh, bring ihm dieſen Ring von mir
Und gieb ihm meinen Gürtel hier!

Ich ſend' es ihm mit tauſend Grüßen. —
Er eilt hinweg auf flinken Füßen.
Sie folgt ihm an der Treppe Stufen,
Um haſtig ihn zurückzurufen;
Jedoch ſie ſchweigt und läßt ihn gehn.
Dann bleibt ſie händeringend ſtehn:
Weh, wie iſt all mein Herz entbrannt
Für dieſen Mann aus fremdem Land!
Wer ſagt, ſtammt er aus edlem Blut?
Bald treibt ihn fort ſein kühner Mut;
Dann ſitz ich hier in Leid verloren.
Die Liebe macht mich recht zum Thoren.
Erſt geſtern kam er mir zu Sinne:
Heut bitt' ich ihn um ſeine Minne!
Im Unmut ſchilt er wohl auf mich:
Doch iſt er gut, erbarmt er ſich!
Ich gab mein Glück dem Zufall preis,
Und wenn ſein Herz nichts von mir weiß,
So bleibt mein Leben freudenbar
Und elend, ach, auf immerdar! —

Indem ſie jammert angſtbeklommen,
Iſt jener zu dem Herrn gekommen
Und meldet ihm in Heimlichkeit
Den holden Gruß der Königsmaid,
Giebt Ring und Gürtel ihm zu eigen.
Ihm dankt Herr Elidûc mit Neigen;
Sie ſehn ſich an und bleiben ſtumm.
Dann legt der Held den Gürtel um
Und ſteckt das Ringlein an den Finger,
Fragt aber nichts den Ueberbringer.
Von ſeinem Gold bot er ihm an;
Ablehnend ſchied der treue Mann.

Zu ſeiner Herrin trat er ein,
Die ſeiner harrt im Kämmerlein;
Er grüßt ſie von Herrn Elidûc
Und bringt ihr ſeinen Dank zurück. —
Sag an, du darfſt mir nichts verhehlen!
Will er zu ſeinem Lieb mich wählen? —
Der Kämmrer ſprach: Dran zweifl' ich nicht.
Zwar ruhig blieb ſein Angeſicht;
Doch er iſt klug, daß er mit Fleiß
Sein Innerſtes zu bergen weiß.
Ich, wie es Euer Wille war,
Bracht' ihm Geſchenk' und Grüße dar.
Er nahm den Gurt mir aus den Händen
Und ſchlang ihn ſchweigend um die Lenden;
Das Ringlein ſteckt' er an ſofort:
Doch weiter ſprachen wir kein Wort. —
Empfieng er's nicht als Liebesgabe?
Weh mir! So bringt es mich zu Grabe! —
Ich weiß nicht, edle Frau! Doch traun,
Ihr mögt auf meine Worte baun.
Wär' Euch ſein Sinn nicht zugewandt,
Er nähme nichts von Eurer Hand. —
Dein Wort iſt ſonder viel Gewicht!
Das weiß ich wohl, er haßt mich nicht.
Ich that ihm niemals was zuleid,
Als daß ich ihm mein Herz geweiht,
Und wollt' er das mir nicht vergeben,
Verdient' er wahrlich nicht zu leben.
Doch fortan thut kein fremder Mund
Dem teuren Mann mein Sehnen kund.
Nein, ſelbſt will ich ihm alles ſagen
Und ihm das Weh der Liebe klagen.

Nur macht die Sorge mich verwirrt,
Ob er im Lande bleiben wird. —
Frau, sprach der Kämmrer, sorget nicht!
Er steht in Eures Vaters Pflicht.
Dem bot er auf ein ganzes Jahr
Mit Schwüren sich zum Dienstmann dar,
Und Muße findet Ihr in Fülle,
Daß Euer Herz sich ihm enthülle. —

Sie hört mit freudiger Gebärde,
Daß er im Lande bleiben werde.
Sie jubelt drob in ihrem Herzen;
Doch ahnt sie nicht die heißen Schmerzen,
Die er bekämpft, seit er sie sah.
Denn keine Freude kommt ihm nah,
Als wenn an ihr sein Sinnen hängt,
Und das ist, was ihn so bedrängt.
Denn seinem Weib that er den Schwur,
Als er aus seiner Heimat fuhr,
Nach keiner andern zu verlangen:
Nun aber ist sein Herz gefangen.
Treu will er sein in allen Dingen;
Doch wie er mag dagegen ringen,
Nicht will in ihm die Liebe ruhn
Zur Königstochter Guilljadun.
Er will sie sehn; er will ihr nahn;
Er will sie küssen und umfahn.
Doch ach, es deucht ihn schlimme Sitte,
Daß er das Kind um Liebe bitte.
Nein, Pflicht ist, daß er seinem Weibe
Und seinem Dienstherrn treu verbleibe! —
Als so die Sorgen ihn beschwerten,
Rief eilig er nach den Gefährten;

Er ſchwang mit ihnen ſich zu Roß
Und ſprengte nach des Königs Schloß.
Ihn trieb ſein ruheloſer Sinn
Nach der Geliebten Anblick hin.

Der König ſaß nach Tiſch beim Schach
In ſeiner Tochter Wohngemach
Mit einem Herrn von hohem Stande,
Der heimgekehrt vom heilgen Lande.
Das Fräulein blieb daneben ſtehn,
Um lernbegierig zuzuſehn.
Da trat herein der edle Mann;
Der König ſprach ihn freundlich an,
Lud ihn bei ſich zum Sitzen ein
Und wies ihn ſeinem Töchterlein:
Kommt, Fräulein, dieſem edlen Degen
Mit Huld und Höflichkeit entgegen
Und haltet ihn an Ehren reich!
Es leben wenig, die ihm gleich. —
Da lacht ihr Herz bei dieſem Wort;
Sie führt vom Tiſch den Ritter fort.
Sie ſitzen abſeits ſtumm beiſammen:
Die Herzen glühn; die Augen flammen.
Sie fürchtet ſich, ihn anzuſprechen;
Er wagt das Schweigen nicht zu brechen.
Doch endlich dankt er für die Gabe
Und ſpricht: Nie ward mir liebre Habe,
Als ich von Eurer Huld gewann! —
Da hub das Kind errötend an:
Nach Euch iſt all mein Sinn gewandt;
Drum hab' ich Euch den Ring geſandt.
Mein Leben iſt in Eurer Macht;
Drum ward mein Gürtel Euch gebracht.

Ich lieb' auf Erden Euch allein;
Ihr ſollt mein Herr und Gatte ſein,
Und werd' ich nimmer Euch gehören,
So will ich's wahrlich hier beſchwören,
Daß mein kein andrer Mann genießt!
Nun ſagt, was Euer Herz beſchließt! —
Dank, ſüße Maid! ſprach er entzückt,
Wie Eure Liebe mich beglückt!
Ich lag in Nacht und Sehnſuchtpein;
Nun lacht die Welt im Freudenſchein.
Doch eins iſt, was Ihr wiſſen ſollt:
Ich ſteh' in Eures Vaters Sold
Und ſchwur ihm zu mit hohen Eiden,
Dies Jahr mich nicht von ihm zu ſcheiden,
Bis wir den Gegner übermannt.
Dann aber kehr' ich in mein Land;
Denn länger werd' ich nicht verweilen,
Wenn Ihr mir Urlaub wollt erteilen. —
Das Fräulein ſprach, zu ihm geneigt:
Habt Dank, daß Ihr mir nichts verſchweigt!
Ihr ſeid zu edel, mich zu kränken,
Zu klug, um nicht vorauszudenken,
Was dann mit mir geſchehen ſoll:
Ich geb' mich Euch vertrauensvoll! —
Sie boten ſich ihr Wort zum Pfand,
Und heimlich ruhte Hand in Hand.
Nach Hauſe gieng Herr Elidûc
In der erfüllten Sehnſucht Glück.
Er kam nun oft, der Maid zu dienen,
Und große Luſt war unter ihnen.
Doch rein blieb ihrer Herzen Bund,
Und keins that kühnre Wünſche kund,

Als auf des andern Wort zu lauschen
Und Liebesgaben auszutauschen.
Den Freund fürs Leben zu gewinnen,
Das ist des Kindes einzges Sinnen;
Die Hoffnung, die sie ganz beseelt:
Sie wußte nicht, daß er vermählt.

Er nahm sich frisch des Krieges an,
Bis seine Kraft den Sieg gewann,
Den Feind des Königs fieng im Streite
Und so das ganze Land befreite.
Man pries den Helden allerwärts,
Sein kluges Aug', sein mildes Herz.
Kaum aber lacht ihm Glück und Ruh,
So kamen ihm drei Boten zu,
Die nach ihm vom Bretonenstrand
Sein alter Lehnsherr ausgesandt.
Der war in Schaden und in Leid,
Bedrängt und mit sich selbst entzweit.
Der Feind war ihm ins Land gekommen,
Und Burg um Burg ward ihm genommen.
Oft warf er sich voll Reue vor,
Wie er den besten Mann verlor,
Den Ohrenbläser ihm geraubt.
Weh, daß Verrätern er geglaubt!
Er hatte längst, die ihn verklagt,
Mit Schimpf von Hof und Land gejagt.
Nun sandt' er ihm sein Aufgebot,
Beschwur ihn hoch in seiner Not
Bei seinem einstgen Lehenseid,
Ihm beizustehn, solang es Zeit.

Der Held vernimmt die neue Mär
Und grämt sich um die Liebste sehr.

Er ſagt dem Herrn die Botſchaft an:
Der mißte ſchwer den tapfern Mann,
Sprach, all ſein Schatz ſei für ihn feil
Und ſeines Erblands dritter Teil;
Er bot die herrlichſten Geſchenke,
Daß er nicht mehr ans Scheiden denke. —
Nein, gebt mich frei für dieſes Mal!
Mein Erbherr läßt mir keine Wahl:
Er iſt von Feinden überrannt
Und hat ſo weit nach mir geſandt.
Ich muß zu ihm. Laßt mich gewähren!
Ich werde ſicher wiederkehren
Mit ſtarkem reiſigem Geleit,
Sobald Ihr mein bedürftig ſeid. —
Der König dankt: Ich will Euch glauben
Und Euch die Reiſe gern erlauben. —
Er ſtellt ihm gütig alles frei,
Was Köſtliches im Hauſe ſei
An Gold und Silber, Roß und Hund
Und Seidenkleidern fein und bunt.
Er nimmt davon beſcheidentlich;
Doch eh' er geht, verneigt er ſich
Und ſpricht: Herr König, dürft' ich's wagen,
Dem Fräulein Lebewohl zu ſagen? —
Der nickt ihm zu: Ich ſeh' es gern! —
Schnell winkt er einem jungen Herrn,
Der ihn zur Kemenate führe;
Der läuft und öffnet ihm die Thüre.

Die Maid, da ſie den Liebſten ſchaut,
Bewillkommt ihn mit freudgem Laut.
Er ſpricht von ſeines Erbherrn Not;
Kaum ſagt er, was ihm der entbot,

So ſinkt ſie hin von Nacht umfangen,
Und jäh verbleichen ihre Wangen.
Er beugt ſich nieder voll Erbarmen,
Hebt ſie empor in ſeinen Armen,
Küßt oftmals zärtlich ihren Mund
Und weint aus vollem Herzensgrund.
So hielt er ſie in herbem Gram
Umſchlungen, bis ſie zu ſich kam:
Mein ſüßes Lieb, um Gottes Huld!
Hör meine Worte mit Geduld!
Du biſt mein Leben und mein Tod,
Mein Troſt in aller Erdennot.
Mein Thun und Laſſen ſteht bei dir:
So ſag in Treun, was rätſt du mir?
Fort muß ich in mein Heimatland;
Dein Vater hat mich ſchon entſandt.
Doch wie ſich auch mein Los mag wandeln,
Nach deinem Willen werd' ich handeln. —
Das Fräulein ſprach: Bleibſt du nicht hier,
So nimm mich mit! Ich geh' mit dir!
Und thuſt du's nicht, ſo tôt' ich mich!
Wo find' ich Freuden ohne dich? —
Er mahnte ſanft: Das wolle nicht!
Ich ſteh' noch in des Königs Pflicht
Und brächte frevelnd Treu und Glauben,
Wollt' ich ihm jetzt die Tochter rauben.
Nein, ſage mir vertrauensvoll,
Wann ich dir wiederkehren ſoll,
Und, ſo mich Gott geſund erhält,
Wird wahrlich keine Macht der Welt
Mich hindern, an dein Herz zu eilen
Und Glück und Weh mit dir zu teilen! —

Sie fügte ſich und weinte ſehr,
Nannt' ihm den Tag der Wiederkehr.
Goldringlein wechſelten die beiden
Und küßten zärtlich ſich beim Scheiden.

Er ritt zum nächſten Hafenort
Und fuhr mit günſtigen Winden fort.
Als er, der Langentbehrte, kam,
Schwand ſeinem Lehnsherrn Sorg' und Gram.
Ihm und den Freunden und Verwandten
Und allen, die den Helden kannten,
Kehrt friſcher Mut mit einemmal;
Am frohſten war ſein treu Gemahl.
Doch er geht allzeit in Gedanken,
Davon ihm Herz und Sinne kranken.
Was er auch ſieht, nie fällt ein Licht
Auf ſein verdüſtert Angeſicht,
Indem er dumpf die Tage zählt,
Wo ihm ſein liebſter Anblick fehlt.
Er ſchloß ſich ab in Einſamkeit.
Die Gattin ſah's mit tiefem Leid;
Sie wußte nicht, was ihm geſchehn.
Da fiel manch Thränlein ungeſehn.
Sie fragt ihn oft, was ihn verſtört,
Ob er Verleumdung wo gehört,
Daß ſie nicht treu an ihm gehangen,
Seit er ins fremde Land gegangen;
Sie rufe, wenn es ihm gefalle,
Zu Zeugen ſeine Mannen alle. —
Frau, ſprach er, niemand dürfte wagen,
Euch übler Sitten anzuklagen.
Doch drüben in dem fremden Land
Gelobt' ich in des Königs Hand,

Der alles ſetzt auf meine Kraft,
Sobald ich Frieden hier geſchafft,
Ihm beizuſtehn in neuen Kriegen
Und nicht acht Tage ſtill zu liegen.
Nun find' ich hier ſoviel Beſchwerde;
Mir bangt, ob ich's vollenden werde
Zur Friſt, die mir mein Herr beſtimmt.
Das iſt's, was mir die Ruhe nimmt;
So ängſtet's mich, mein Wort zu brechen. —
Da mied die Frau, davon zu ſprechen.

Er aber führt des Erbherrn Sache,
Nimmt an den Feinden grimme Rache;
Er ſchlägt ſie hier, er ſchlägt ſie dort
Und drängt ſie aus dem Lande fort.
So gieng die Zeit; es nahte ſich
Der Tag, da ſeine Friſt verſtrich:
Da ſchloß er ehrenvollen Frieden.
Als gütlich ſo der Streit geſchieden,
Macht er ſich fertig wegzuziehn.
Auf ſeiner Fahrt begleiten ihn
Zwei Neffen, ihm vertraut und wert,
Ein Kämmrer, der ſich treu bewährt
(Er war im Liebesrat geweſen
Und oft zum Boten auserleſen),
Und ſeine Knappen; außer dieſen
Ward jeder Beiſtand abgewieſen.
Sie banden ſich mit heilgem Eid
Und ſchwuren ihm Verſchwiegenheit.

Er gieng zu Schiff mit den Geſellen,
Fuhr haſtig hin durch Wind und Wellen
Und kam dem Lande wieder nah,
Wo Sehnſucht ihm entgegenſah.

Er wählt ſich ein entlegnes Haus
Dem Hafen fern zur Herberg aus.
Das thut er kluger Liſten voll,
Da niemand ihn erkennen ſoll. —
Nun, Kämmrer, mache dich bereit!
Bring meinen Gruß der Königsmaid!
Sag, daß ihr Held ſich treu erprobt
Und daß er kam, wie er gelobt!
Sag ihr, daß, wenn der Tag erbleiche,
Sie mit dir aus dem Thore ſchleiche!
Dort eil' ich auf geheimen Wegen
Mit offnen Armen ihr entgegen. —
Der Kämmrer klug und vorbedacht
Gieng nach der Stadt in fremder Tracht
Und ſpähte kundig und gewandt,
Bis er beim Fräulein Zutritt fand.
Er raunt ihr zu, wer ihn geſchickt;
Sie hört die Botſchaft und erſchrickt,
Weint Wonnethränen licht und weich
Und küßt den Boten freudenreich.
Drauf bat er ſie, mit ihm zu kommen,
Sobald des Tages Licht verglommen.
Voll Eifer ward die Flucht beſprochen,
Bis tiefe Nacht hereingebrochen
Und ſie allein mit ihm entwich.
Bang ſchlägt ihr Herz; ſie klammert ſich
Voll Aengſten an des Führers Hand.
Sie trägt ein ſeidenes Gewand
Mit dichten goldnen Stickerein
Und hüllt ſich in ihr Mäntelein.
Nur einen Bogenſchuß vom Thor
Ragt ein umzäunter Forſt empor,

Ein Park mit ſchattigen Gehegen;
Dort vor dem Pfahlwerk hielt der Degen,
Der an ſein Herz die Liebſte ſchloß.
Er ſchwingt ſie fröhlich auf ein Roß,
Springt in den Sattel und erfaßt
Ihr Tier am Zaum und flieht in Haſt.

Er kam nach Toteneis zum Port;
Zu Schiffe ſtiegen ſie ſofort.
Drin war nur er und ſein Geleit
Und Guilljadun die Königsmaid.
Still war das Wetter, gut der Wind;
Die Fahrt gieng ſicher und geſchwind.
Doch wie ſie dachten, bald zu landen,
Begann die glatte Flut zu branden.
Ein Sturm kam gegen ſie daher
Und warf ſie weit zurück ins Meer.
Die Segel reißt der Wind in Fetzen;
Der Maſt zerſplittert. Voll Entſetzen
Flehn ſie zu Gott ohn' Unterlaß,
Sankt Clemens und Sankt Nikolas,
Zu Frau Marie, der gnadenreichen,
Den Sohn mit Bitten zu erweichen,
Daß er barmherzig ihrer denke
Und rettend ſie zum Hafen lenke.
So ſchwankt ihr Schiff im Wogendrang
Bald hier, bald dort, dem Land entlang;
Schon naht ihr Tod im Sturmesgrimme.
Ein Schiffsjung' ruft mit lauter Stimme:
Herr, welcher Heilge wird uns ſchützen?
Was ſoll Gebet und Arbeit nützen,
Solang Ihr die am Herzen hegt,
Die einzig dieſen Sturm erregt?

Ihr habt ein Ehweib lange schon
Und führt die andre nun davon!
Ihr wagtet gegen Recht und Glauben,
Zum Hohne Gottes, sie zu rauben.
Drum werft sie hin der wilden See,
Und gleich wird enden unser Weh [3])! —
Der Held rief wütend: Frecher Wicht,
Schweig still! Kein Wort mehr! Läge nicht
Die Herrin krank in meinen Armen,
So sollte Gott sich dein erbarmen! —
Noch eben hat er sie liebkost
Und sprach ihr für das Uebel Trost,
Das auf dem Meer sie angekommen.
Doch als sie dieses Wort vernommen,
Das Schreckenswort, daß er vermählt,
Fiel sie aufs Antlitz wie entseelt.
Sie liegt mit fahlem Angesicht
Und rührt sich nicht und atmet nicht.
Doch er in heißer Herzensnot
Blickt nach ihr hin und glaubt sie tot.
Da schreit er wild im Schmerz und rafft
Ein Ruder auf mit Zorneskraft
Und giebt dem Jungen einen Schlag,
Davon er tot im Schiffe lag.
Er stieß ihn mit dem Fuß hinaus;
Der Leib trieb fort im Wellenbraus.
Dann aber faßt der grimme Mann
Mit eigner Hand das Steuer an
Und lenkt und hält das Schiff mit Macht,
Bis er's zum Hafen eingebracht.

Sie warfen Anker nah dem Strand,
Und ihre Brücke fiel aufs Land.

Noch lag das Kind so still und bleich,
Von Anblick einer Toten gleich,
Und Elidûc klagt über ihr:
Ach, warum starb ich nicht mit dir? —
Er rief die Freunde Mann für Mann
Um ihren Rat und Beistand an,
Wohin sein Lieb er bringen solle,
Da er sie nicht verlassen wolle,
Damit nun in geweihter Erde
Ihr holder Leib bestattet werde
Mit Totenamt, mit Ehr' und Prangen,
Wie Königskinder es verlangen.
Doch wie er fragte, wie er bat,
Die Treuen wußten keinen Rat.
Zuletzt schien dieses ihm das beste:
Unfern dem Meer lag seine Veste;
Die Burg umschloß ein Tannengrund
Wohl dreißig Meilen in der Rund',
Und dort an abgelegner Stelle
Stand eine kleine Waldkapelle;
Da saß ein Klausner vierzig Jahr,
Bei dem er oft zu Gaste war:
Ihm bringen wir die Tote nun;
In seinem Kirchlein mag sie ruhn.
Von meiner Habe werd' ich geben;
Ein Kloster soll sich dort erheben.
Das füll' ich an von nah und fern
Mit Nonnen oder Klosterherrn.
Die sollen beten Nacht und Tag,
Damit ihr Gott genaden mag. —
Darauf verlangt er nach den Rossen.
Noch einmal mußten die Genossen

Ihm ſchwören, alles zu verſchweigen;
Dann hieß er ſie zu Roſſe ſteigen
Und ritt dahin von Leid beſchwert,
Die Leiche vor ſich auf dem Pferd.

Auf grabem Weg erreichte bald
Der Reiterzug den tiefen Wald.
Sie hielten vor des Kirchleins Stufen
Und pochten lang mit lautem Rufen.
Doch keine Stimme klang hervor,
Und keine Hand erſchloß das Thor.
Durchs Fenſter ſteigt ein Mann vom Troß;
Von innen öffnet er das Schloß.
Acht Tage waren's, daß im Frieden
Der alte heilge Mann verſchieden,
Wovon das friſchgehäufte Grab
Dem trüben Helden Kunde gab.
Die andern wählten ſchon im Haus
Den Ort zur Gruft des Fräuleins aus,
Bereit, den Spaten anzulegen.
Doch er ſprach: Laßt es unterwegen,
Bis ich in meinen Rat beſandt
Die weiſen Männer hiezuland,
Ob's Kloſter oder Kirche wäre,
Was dieſen Ort am beſten ehre.
Drum legt mein Lieb vor den Altar
In Gottes Hut und ſeiner Schar! —
Gewande wurden ausgeſpreitet
Und ihr ein weiches Bett bereitet.
Drauf legten ſie die holde Maid
Und giengen weg in ſtillem Leid.
Doch wie es nun ans Scheiden kam,
Da brach ihm ſchier das Herz vor Gram.

Er küßt ihr Aug' und Angeſicht
Und ruft: Der Himmel wolle nicht,
Daß ich je wieder Waffen trage,
Noch in der Welt zu leben wage!
Weh, Lieb, daß je du mich erſchaut!
Weh, daß du arglos mir vertraut!
Du warſt zur Königin erleſen,
Wär' nicht dein Herz ſo treu geweſen,
Dein Herz, das ganz mein eigen war!
Das muß mich jammern immerdar.
Sobald wir dich zur Gruft getragen
Werd' ich als Mönch der Welt entſagen,
Daß täglich deine Grabeshalle
Von meinem Schmerze widerhalle. —

Er riß ſich los von ihrem Bette,
Verſchloß dann die geweihte Stätte,
Und ſeiner Ehefrau nach Haus
Schickt einen Boten er voraus,
Zu künden, daß er kommen werde,
Doch matt von Mühſal und Beſchwerde.
Sie freut ſich ob des Gatten Nahn
Und rüſtet ſich, ihn zu empfahn.
Sie eilt ihm liebevoll entgegen;
Doch bringt ſein Kommen wenig Segen.
Denn niemals lächelt er hinfort,
Noch ſpricht er mehr ein freundlich Wort,
Und niemand wagt, ihn drob zu fragen.
Doch nach zwei kummervollen Tagen
Hört er der Meſſe Morgenſang
Und wandert dann auf ſtillem Gang
Weit durch den grünen Waldeshag
Zum Kirchlein, wo die Liebſte lag.

Sie lag noch immer wie zuvor;
Kein Hauch hob ihre Bruſt empor.
Doch eines dünkt ihn wunderbar:
Daß ſie noch weiß und roſig war.
Die Farbe war ihr nicht entwichen,
Nur daß ein wenig ſie verblichen.
Er weint um ſie und betet lange,
Daß Gott in Gnaden ſie empfange.
Dann ſteht er auf von Klag' und Bitte
Und wendet heimwärts ſeine Schritte.

Doch eines Tages folgt von fern
Ein Späher dem betrübten Herrn;
Der war gewonnen von der Frau.
Sie ſprach: Beobacht ihn genau!
Kannſt du mir ſichre Kunde ſchaffen,
So ſchenk' ich Roſſe dir und Waffen. —
Der Knabe thut nach dem Geheiß
Und folgt ihm unbemerkt und leis.
Er ſieht ihn in das Kirchlein treten
Und hört ſein Klagen und ſein Beten.
Doch eh der Herr verläßt die Klauſe,
Erzählt der Knabe ſchon zu Hauſe
Vom Jammerruf und Schmerzensſchrei
In der verlaſſnen Siedelei.
Sie ſprach erregt: So laß uns gehn
Und ſelber nach dem Kirchlein ſehn!
Denn heute denkt mein Herr beizeiten
Zum König an den Hof zu reiten.
Ich weiß, er hat den heilgen Alten,
Der dort begraben, hochgehalten;
Doch glaub' ich nicht, daß ſolche Klage
Und ſolchen Schmerz er um ihn trage. —

Sie gieng, als er nach Hofe ritt,
Zum Wald und nahm den Diener mit.
So kam ſie zu der öden Zelle
Und ſah im Innern der Kapelle
Das Mägdlein auf des Altars Stiegen
Gleich einer jungen Roſe liegen.
Sie hebt das Tuch, das ſie umwallt,
Und ſchaut den Leib ſo wohlgeſtalt,
Die Hände weiß, die Arme ſchlank,
Die Finger lang und zart und blank.
Die treue Frau, nun ſah ſie klar,
Warum ihr Herr ſo traurig war.
Sie ruft dem Knaben weich und mild
Und zeigt ihm dieſes Wunderbild:
Sieh, wie ſie daliegt ohne Fehl,
Von lichter Schönheit ein Juwel!
Das iſt die Liebſte meines Herrn;
Drum iſt ihm alle Freude fern.
Sie war ſo hold: mich wundert's nicht,
Daß ihm das Herz vor Kummer bricht.
In Lieb' und Mitleid muß ich klagen;
Das Glück entſchwand aus meinen Tagen.
Sie ſetzt ſich nieder aufs Geſtein
Und jammert um das Mägdelein.

Doch während dieſer Zeit geſchah's,
Daß am Altar, vor dem ſie ſaß,
Aus ſeinem Bau ein Wieſel ſchlüpfte
Und über die Entſeelte hüpfte,
Und raſcher Hand erſchlug der Knabe
Das flinke Tier mit ſeinem Stabe
Und warf es vor die Siedelei.
Des Wieſels Weibchen kam herbei,

Fand den Gefährten ſtill und ſtumm,
Lief oft um ſeinen Kopf herum,
Berocht und zupft' ihn mit der Pfote;
Doch unbeweglich lag der Tote.
Als es den Freund nicht wecken kann,
Stellt ſich das Tierlein kläglich an
Und läuft aus der Kapelle bald
Nach Kräutern in den grünen Wald,
Bricht dort mit ſeinen Zähnen ſchnell
Ein rotes Blümchen purpurhell,
Legt's in des toten Wieſels Mund —
Und dies wird lebend und geſund.
Die Dame ſah's und rief im Nu:
Freund, jag's ihm ab! Schlag zu, ſchlag zu! —
Er warf und traf, ſo daß am Thor
Das flüchtge Tier ſein Kraut verlor.
Das ſchob die Frau mit ſeiner Hand
Dem Mägdlein durch der Lippen Rand,
Und kurze Weile nur verrann,
Da hebt die Maid zu ſeufzen an,
Blickt auf und ſpricht mit ſanftem Ton:
Mein Gott! Wie lange ſchlaf' ich ſchon [4])! —

Die Herrin, die ſolch Wunder ſchaut,
Dankt Gott mit hellem Freudenlaut,
Und bald begann auf ihre Fragen
Die Maid ihr alles anzuſagen:
In England liegt mein Heimatort;
Mein Vater herrſcht als König dort,
Und ach, es war mein einzig Glück
Der edle Ritter Elidûc.
Ich floh, ihm völlig zu gehören.
Er that nicht recht, mich zu bethören;

Denn eine Gattin hat er ſchon
Und ſprach mir nie ein Wort davon.
Doch als ich ſpäter dies vernahm,
Da fiel ich hin vor Schreck und Gram,
Und nun in dieſem fremden Land
Hat er ſich ſchnöd von mir gewandt
Und läßt mich liegen troſtberaubt.
Weh der, die einem Manne glaubt! —
Nein, Kind, Herrn Elidüc gefällt
Kein lebend Weſen auf der Welt!
In Trübſinn geht er Nacht und Tag,
Wie jeder Euch bezeugen mag.
Die Wahrheit iſt: er glaubt Euch tot.
Drum trauert er in Herzensnot,
Und täglich hat er hier geklagt,
Wo Ihr in tiefer Ohnmacht lagt.
Ihr möget meinen Schmerz bemeſſen:
Ich bin ſein Weib, das er vergeſſen!
Ich ſah ihn gehn mit düſtrem Sinne
Und wollte ſchaun, was er beginne.
Drum kam ich her. Mein Troſt im Leid
Iſt, daß Ihr nun am Leben ſeid.
Kommt, holdes Kind! Ich nehm' Euch mit
Und ſag' ihn ſeines Wortes quitt.
Nur Euch gehört er: nehmt ihn hin!
Ich will hinweg ins Kloſter ziehn. —

So führt ſie tröſtend ſie hinaus
Und bringt ſie liebevoll nach Haus.
Der Knappe mußte ſich bereiten,
Nach ſeinem Herren auszureiten.
Er trabt von dannen unverwandt,
Bis er am Hof den Ritter fand.

Nachdem er alles ihm erklärt,
Beſtieg Herr Elidûc ſein Pferd,
Ließ hinter ſich Geleit und Troß
Und kam zur Nachtzeit auf ſein Schloß.
Er fand ſein holdes Lieb geſund
Und dankt der Frau mit ſanftem Mund.
Mit einmal war ihm Luſt und Leben
In ſeinem Lieb zurückgegeben.
Er beugt ſich küſſend zu ihr nieder;
Sie hängt an ihm und küßt ihn wieder.
Doch als des Hauſes Herrin da
Das ſtille Glück der beiden ſah,
Trat ſie vor ihren Gatten hin,
Nahm Abſchied mit gefaßtem Sinn
Und ſprach: Ich ſcheide ſonder Pein,
Dem Dienſte Gottes mich zu weihn.
Gieb mir ein Stück von deinen Triften,
Darauf ich mag ein Kloſter ſtiften!
Doch du ſollſt frei dein Lieb umfahn.
Denn traun, es wär' nicht wohlgethan,
Zwei Fraun in deinem Haus zu hegen.
Der Bund wär' ohne Gottes Segen.
Gerührt vernahm er's und gewährte
Aus voller Hand, was ſie begehrte,
Ein großes Stück von ſeinem Land,
Wo jenes Klausners Zelle ſtand.
Dort läßt er ſchnell die Waldung lichten
Und ihr ein Gotteshaus errichten
Und ſchenkt ihr andre reiche Gabe,
Daß ſie ein lieblich Leben habe.
Den Schleier nahm die edle Frau,
Sobald vollendet war der Bau,

Und mit ihr traten der Abtei
Noch dreißig andre Nonnen bei.

Doch Elidûc in Seligkeit
Vermählte sich die Königsmaid.
Die Feier füllte Tag und Nacht
Das Herrenschloß mit Glanz und Pracht.
Drauf lebten beide manches Jahr
In Herzensliebe treu und wahr,
Beschenkten Arme nah und fern;
Dann weihten sie sich Gott dem Herrn.
Ein Münster ließ der Held bereiten
Unfern dem Schloß, zur andern Seiten;
Das ward mit weiser Kunst vollbracht
Und mit Geschenken reich bedacht.
Er gab sein Gold und klar Gestein,
Und viele Mönche lud er ein
Von gutem Orden allerwegen,
Des Gottesdienstes dort zu pflegen.
Als alles wohl vollendet war,
Gesellt er selbst sich ihrer Schar,
Um voller Demut nun mit ihnen
Dem Herrn sein Leben lang zu dienen.
Doch seiner ersten Frau befahl
Er Guilljadun, sein hold Gemahl,
Und die empfieng sie freudenreich
Und hielt sie einer Schwester gleich.
Sie gab ihr heilge Liebeslehren
Und unterwies sie, Gott zu ehren.

Die Frauen beteten fortan
Vereint für den geliebten Mann
Und er für sie mit gleichem Sinn.
Er sendet häufig Boten hin,

Zu fragen, wie die Frauen leben
Und in ihr Leben ſich ergeben.
So ſtrebte jedes von den drein
Nach Himmelsliebe fromm und rein
Und gab an ſeinem ſelgen Ende
Den Geiſt in Gottes Gnadenhände.

Den drein und ihrem Glück und Leid
Ward ein bretoniſch Lied geweiht,
Damit ihr Name nicht vergehe
Und ihr Gedächtnis fortbeſtehe.
Einſt hieß nach Eliöüc die Märe;
Nun nennt man ſie den Frauen zur Ehre.
Denn ſie, die Frauen, ohne Frage
Sind ja die Helden dieſer Sage.
Drum heißt des Liedes Weiſe nun
„Guildeluec und Guilljadun.“

Der bunte Zelter

von

Hüon dem Spielmannskönig.

Vereinſt im Land Champagne lebte
Ein Ritter, der nach Ehren ſtrebte [1]),
Von hohem Sinn und kühnem Mut,
Am Herzen reich, doch arm an Gut.
Hätt' ihm das Glück ſolch Gut beſchert,
Als er fürwahr an innrem Wert
Vor allen andern war erleſen,
Wär' ſeinesgleichen nicht geweſen.
Herr Wilhelm hieß der junge Held.
So freudig pries ihn alle Welt,
Daß auch, wer ihn nicht ſelber kannte,
Gern den berühmten Namen nannte.
Barg er im Helm ſein Angeſicht
Beim Waffenſpiel, ſo dacht' er nicht,
Zur Schau der Damen ſich zu ſchmücken
Und heimlich aus dem Kampf zu drücken:
Nein, wo am ſtärkſten das Gedränge,
Stürzt er mit Wucht ſich in die Menge.

Er trug im Herzen treu geſinnt
Ein ſchönes junges Herrenkind,
Von hoher Art und viel umworben.
Die Mutter war ihr früh geſtorben;

Ihr Vater, reich an Land und Macht,
Hielt eifersüchtig sie bewacht
Als seines Stammes letzten Sproß.
Im tiefen Walde lag sein Schloß,
Der damals weithin sich erstreckte
Und schattend rings das Land bedeckte *).
Wild war der Tann und schwarz und dicht;
Doch treue Liebe schied er nicht.
Der junge Held fand guten Rat:
Er brach zu ihr sich einen Pfad
Von seinem Haus zwei Meilen weit
Durch tiefste Waldeseinsamkeit.
Kein lebend Wesen in der Runde
Erhielt von diesem Schleichweg Kunde
Als nur sein einziger Genoß:
Das war sein schönes edles Roß,
Ein Zelter schillernd bunt und fein;
Kein Farbenspiel, kein Blumenschein
War seinem Glanze zu vergleichen,
Kein schönres war in allen Reichen.
Es gieng so sanft; er hätt's im Leben
Um alles Gold nicht hingegeben.

Gar oftmals trug dies treue Roß
Ihn heimlich nach der Liebsten Schloß,
Die er doch nur von weitem sah.
Sie kamen nie einander nah;
Stets waren vor des Thores Bogen
Die Eingangsbrücken aufgezogen;
Ein Graben lief ums Felsenhaus.
Nur durch die Planken des Verhaus
Besprach das Paar sich scheu von fern
Im Aengsten vor dem alten Herrn.

Denn der war klug und vielerfahren,
Und da ein Weg bei seinen Jahren
Ihm schwer ward, ritt er selten aus
Und hielt sich ruhig meist zu Haus.
Die Tochter mußte bei ihm bleiben,
Um ihm die Stunden zu vertreiben,
Indes ihr Sinn ins Weite gieng
Und trauernd am Geliebten hieng.

So brannten in der Sehnsucht Leid
Die jungen Herzen lange Zeit,
Im ungeduldigen Verlangen
Nach Kuß und zärtlichem Umfangen.
Der Ritter dachte hin und her;
Doch endlich litt er's nimmermehr:
Er kam zum alten Herrn geritten,
Um seine Tochter ihn zu bitten.
Mit Ehren ward er aufgenommen.
Herr, hub er an, ich bin gekommen
Vertrauend Eurer Gnad' und Huld,
Hört meine Bitte mit Geduld!
Und was mein Herz von Euch begehrt,
Gott gebe, daß Ihr mir's gewährt! —
Der Alte sah ihn forschend an
Und sprach: Gern thu ich's, wenn ich kann.
Fürwahr, vergönnt's die Ehre mir,
Ich helf' Euch! Sagt, was wünschet Ihr? —
So hört mich, Herr! Euch sind mein Stand
Und meine Ahnen wohlbekannt
Und was ich habe, was ich treibe:
Gebt Eure Tochter mir zum Weibe!
Ich hörte stets, daß, wer sie kennt,
Sie nur mit Lob und Liebe nennt.

Schenkt mir dies Glück! Laßt Euch erweichen!
Auf Erden lebt nicht ihresgleichen. —

Der Greis vernahm's zum Wort bereit;
Er ſann nicht lang auf den Beſcheid:
Ich weiß zu würdgen, was Ihr ſprecht.
Ja, meine Tochter, Ihr habt Recht,
Sie iſt ſo jung und ſchön und gut,
Ein magdlich Kind von Fürſtenblut.
Ich ſelbſt bin reich, von hohen Ahnen,
Die ſtolz mich alter Ehren mahnen,
Und weithin iſt mein Adel kund.
Mein Land trägt jährlich tauſend Pfund.
Ich müßte doch von Sinnen ſein,
Wollt' ich ſie einem Ritter frein,
Der zum Turnier nach Beute fährt
Und ſich vom Lanzenbrechen nährt [3].
Ich hab' nur ſie; nach meinem Sterben
Wird ſie, was mein iſt, alles erben.
Kein Fürſt im Reich braucht ſich zu ſchämen,
Will er mein Kind zur Gattin nehmen. —

Der junge Ritter ſtand befangen;
Er ſchied mit ſchamerglühten Wangen.
Verwirrt ritt er davon und ſtahl
Zur Liebſten ſich voll Seelenqual
Und bracht' ihr klagend den Beſcheid:
Ach, edles Fräulein, ſüße Maid,
Was ſoll ich thun? Ich muß Euch fliehn
Und will in weite Ferne ziehn.
Verlorner Wahn, wie warſt du hold!
Weh über das verhaßte Gold,
Das Eures Vaters Herz bethört!
Sonſt hätt' er mich gewiß erhört. —

Glaubt, ſprach ſie, gieng's nach meinem Sinn,
Wie gerne gäb' ich alles hin!
Fürwahr, den beſten Teil vergißt,
Wer Euch nur nach der Habe mißt.
Wollt' Euren Heldenwert dagegen
Mein Vater auf die Wage legen,
Er ſchaute froh, was er gewinnt.
Doch Stolz des Reichtums macht ihn blind.
Mein Sehnen ſtört ihm nie den Schlummer.
Was fragt er je nach meinem Kummer?
Ein altes Herz verſteht nicht mehr
Der Jugend Sinnen und Begehr.
Doch laßt Euch raten! Hört mich an!
Ich weiß, was uns noch helfen kann. —
Ja, ſprach er, ſagt mir Euren Willen! —
Ich ſann darüber längſt im ſtillen:
Euch lebt ein Oheim groß und reich,
An Macht wohl meinem Vater gleich.
Er hat nicht Weib, er hat nicht Kind,
Noch Sippen, die ihm lieber ſind
Als Ihr, der nächſte ſeines Blutes.
Ihr ſeid der Erbe ſeines Gutes.
Geht hin und ſagt ihm, was geſchehn,
Und bittet ihn, Euch beizuſtehn,
Da ſchwerlich Euer Wunſch gedeihe,
Wenn er nicht ſeine Hilfe leihe.
Die beiden Alten ſchätzen ſich
Als Ehrenmänner inniglich,
Vertraun einander als Berater.
Sagt Euer Ohm zu meinem Vater:
„Vereinen wir das junge Paar!
Ich geb' dem Neffen jedes Jahr

Von meinem Land dreihundert Pfund",
So willigt er in unsern Bund.
Und ist besiegelt unser Glück,
So gebt dem Ehm sein Gut zurück.
Reich wär' ich, wenn mir nichts verblieve
Als Ihr allein und Eure Liebe. —
Er folgte freudig ihrem Rat
Und ritt auf grünem Waldespfad
Zum Oheim, der ihn wohl empfieng
Und mit ihm fern von Zeugen gieng.
Hoch überm Thor auf dem Altan
Besprachen sie des Ritters Plan.
Der Alte stimmte willig ein:
Du kannst um keine Bessre frein;
Mit Freuden biet' ich meine Hand.
Bei meinem Haupt! Ich bring's zustand. —
Ach, sprach er, liebster Ehm, das thut!
Führt meine Sache rasch und gut!
Ich fahre jetzt in voller Zier
Nach Gallarden auf ein Turnier [1].
Gott geb', daß ich in Siegesehre
Zu meiner Hochzeit heimwärts kehre! —
In Eile schied er wie verzückt,
Von neuer Hoffnung hochbeglückt;
Er sah so nah sein holdes Ziel
Und sprengte froh zum Waffenspiel.

Jedoch der Ehm, dem er vertraut,
Der war in Lug und Trug ergraut.
In erster Früh am andern Tag
Ritt schon der Falsche durch den Hag
Und kehrte noch bei Morgenschein
Am Hof des reichen Nachbars ein.

Zum Willkomm lief der alte Degen
Erfreut dem werten Gaſt entgegen
Und führt' ihn feſtlich in ſein Haus.
Gerüſtet ward ein großer Schmaus.
Sie ſaßen lang im hohen Saal
Und ſprachen heiter nach dem Mahl
Von ihrer Jugendzeit und nannten
Die alten Freunde und Bekannten.
Sie tauſchten manche luſtige Mär,
Drin klang's von Schwert und Schild und Sper,
Bis endlich nun der Ohm begann:
Ich hang' Euch recht in Treuen an;
Das wiſſet Ihr ſeit langen Tagen.
So laßt Euch eine Bitte ſagen,
Darum ich hergekommen bin!
Gott ſtimme günſtig Euren Sinn! —
Der andre rief: Was Ihr begehrt,
Sprecht nur! Es iſt Euch ſchon gewährt.
Gern zahl' ich alter Liebe Schuld. —
Herr, ſprach der Oheim, Dank und Huld
Bewahr' ich, wie's mir ſtets gebührt.
So hört denn, was mich hergeführt!
Um Eure Tochter möcht' ich frein,
Und willigt Ihr in Freundſchaft ein,
So wird ihr alles, was ich habe,
Von mir verbrieft als Morgengabe.
Ihr wißt, mein Gut iſt reich und groß,
Ich bin allein und erbelos.
Wir Freunde lebten dann im Frieden,
An Herz und Habe ungeſchieden.
Seht, Herr, drum werde ſie die meine,
Daß ſich in ihrer Hand vereine,

Was Gott uns beiden hat beſchert. —
Herr, wie mich das beglückt und ehrt!
Sprach freudeſtrahlend ſein Genoß,
Ich nähme drum kein Königsſchloß.
Fürwahr, wie könnte mir auf Erden
Ein ſolch erwünſchter Eidam werden,
So zuverläſſig, reif an Jahren,
So ehrenfeſt und vielerfahren,
Ein Mann ſo ganz nach meinem Sinn?
Mein Kind iſt Euer: nehmt es hin! —

Doch als das Fräulein dies erfuhr,
Erſchrak ſie jammernd und beſchwur
Die heilge Jungfrau, ſie zu retten
Vor dieſer Ehe ſchnöden Ketten.
O weh mir! rief ſie thränenbleich,
Mich mordet dieſer Schelmenſtreich!
Wie hat der Alte uns gelogen
Und den geliebten Mann betrogen,
Den edlen Ritter tugendvoll!
Die Goldgier macht den Alten toll.
Erwirbt er mich, geb' Gott ihm Leid!
Sein Todfeind bleib' ich allezeit.
Nein, nein! Den Tag erleb' ich nicht!
Wo berg' ich nur mein Angeſicht?
Doch wehe mir, ich kann's nicht wenden!
Hier lieg' ich mit gebundnen Händen.
Wehrlos gefangen muß ich ſtill
Erdulden, was mein Vater will.
O Schmach dem Alter, Schmach dem Gold,
Drum ich mein Lieb verlieren ſollt'! —

Indeſſen ſchmückte man das Haus
Mit Kranz und Teppich feſtlich aus.

An alle greisen Herrn im Land
Ward Gruß und Ladung ausgesandt.
Wohl ihrer dreißig kamen an,
Worauf ein weis Gespräch begann,
Und man beschloß im Rat der Alten,
Am nächsten Tag das Fest zu halten,
Und gab den Zofen das Gebot,
Ihr Fräulein noch vor Morgenrot
Beim Brautschmuck hurtig zu bedienen;
Sie hörten's mit bestürzten Mienen.
Der Vater strengen Angesichts
Rief: Sind wir fertig? Fehlt uns nichts? —
Herr, sprach der Mädchen eines, doch!
An guten Zeltern fehlt es noch,
Daß insgesamt wir mit ihr reiten
Und nach der Kirche sie geleiten. —
Der Alte sprach: Die Not ist klein.
An Pferden soll kein Mangel sein. —
Er rief die Knappen: Lauft zur Stunde
Und sagt den Nachbarn in der Runde,
Die Frauen seien unberitten,
Wir lassen sie um Zelter bitten. —

Der junge Ritter mittlerweile
War heimgekehrt in Liebeseile.
Er schied vom Kampfplatz sieggekrönt,
Von Lob und Freudenruf umtönt
Und blühend Hoffnungsglück im Herzen.
Er war voll Mutwill und voll Scherzen:
Mit lautem Trällern wandert er
Im Hause ruhelos umher;
Stets mußt' ein Liedlein um ihn sein;
Der strich ihm neue Melodein.

Und so erharrt er Stund' um Stunde
Von seinem Oheim frohe Kunde.
Zum Thore blickt er fort und fort,
Und wirklich, sieh, wer naht sich dort?
Ein Bote kommt! Vor Schreck und Lust
Erbebt das Herz ihm in der Brust.
Herr, sprach der Knappe, Gruß und Heil!
Mich schickt mein alter Herr in Eil'
Mit einer großen Bitte her.
Ihr wißt, er schätzt und liebt Euch sehr.
Ihr habt das schönste Roß im Reich;
Kein andres trägt so sanft und weich.
Herr, seid so gütig denn und leiht
Den Zelter uns auf kurze Zeit! —
Wozu, Freund? — Daß er früh am Tage
Zur Kirche unser Fräulein trage. —
Was geht dort vor? Gieb mir Bericht! —
Herr, sprach der Knappe, wißt Ihr's nicht?
Dort wird sie Eurem Ohm vermählt,
Der sie zur Gattin sich erwählt. —

Vor Schreck beginnt der Herr zu wanken;
Ein Schwindel lähmt ihm die Gedanken:
Es ist nicht möglich, sag' ich dir!
Du treibst nur deinen Scherz mit mir! —
Gewiß nicht, Herr! Ihr dürft mir traun.
Ihr könnt's mit eignen Augen schaun:
Versammelt sind von nah und fern
Zum Brautgeleit die alten Herrn. —
So gab's seit Kains Mörderthat
Nie einen schnöderen Verrat! —
Er stand betäubt von Zorn und Leid
In dumpfem Brüten lang beiseit.

Ach, sprach der unglückselge Mann,
Sie selbst hat keine Schuld daran,
Sie nicht! Ich muß den Wunsch gewähren
Als letzten Dienst für all die Ehren,
Die sie mir bot, für all die Wonnen,
Die nun auf immerdar zerronnen!
Doch wie? Durch den ich sie verlor,
Dem soll ich armer blinder Thor
Mein edles Roß zum Feste leihn,
Zur Lustbarkeit ihm dienstlich sein?
Wie kann sich nur der Mann erfrechen,
Um solchen Dienst mich anzusprechen?
Hat er nicht alles mir geraubt,
Woran mein arglos Herz geglaubt?
Ach, all die Schönheit, Huld und Güte,
Die mir in meinem Lieb erblühte?
Doch muß ich allem auch entsagen,
Es sei: mein Zelter soll sie tragen,
Daß, wenn sie seine Zügel lenkt,
Sie nochmals innig mein gedenkt.
Ich liebte sie zu meinem Leid
Und will sie lieben allezeit! —
Er läßt sofort den Zelter zäumen;
Der Knecht entführt ihn ohne Säumen.

Herr Wilhelm bleibt allein zurück
Und denkt an sein verlornes Glück.
In bittrem Grimm und Herzensjammer
Vergräbt er sich in seine Kammer,
Und seinen Dienern insgemein
Schärft er bei Tod und Leben ein,
Daß keiner ihn zu stören wage:
Dann überläßt er sich der Klage.

Der Knappe mit dem edlen Roß
Kam abends ſpät ins Hochzeitſchloß,
Wo all die greiſen Ritter ſaßen,
Ein reichlich Mahl mit Freuden aßen.
Der Burgherr ſcherzte mit der Schar,
Der heut in beſter Laune war.
Dann ließ er ſein Gebot erſchallen
Dem Türmer und den Knechten allen:
Merkt auf und ſagt's von Mund zu Munde!
Vor Sonnenaufgang eine Stunde
Soll alles wach ſein und bereit.
Drum ſorget, daß zur rechten Zeit
Ein jeder flink das ſeine thue! —
Drauf legten alle ſich zur Ruhe.
Die junge Braut nur lag in Thränen
Und wacht' in hoffnungsloſem Sehnen;
Sie weinte ſtill und ſeufzte tief,
Indeſſen ringsum alles ſchlief.

Der Wächter ſelbſt, beſchwert vom Wein,
Nickt auf dem Turm ermattet ein.
Da ſchreckt ihn auf um Mitternacht
Des nahen Mondes helle Pracht,
Die oſtwärts überm Wald erglommen.
Er meint, ſchon will der Morgen kommen.
Zeit iſt's, denkt er in jähem Schrecken,
Die große Ritterſchaft zu wecken. —
Laut ſtößt ins Horn der trunkne Mann:
Steht auf, ihr Herrn! Der Tag bricht an! —
Das Dröhnen des Allarmhorns traf
Die Zecher all im erſten Schlaf;
Sie ſtarrten gähnend in die Helle.
Die Knechte ſchlichen in die Ställe.

Und unter Lärmen und Geschrei
Zog Roß und Zelter man herbei,
Bis endlich die gesamte Schar
Der alten Herrn im Sattel war.
Dem ältsten ward die bleiche Braut
Zu Dienst und Obhut anvertraut.
Der Armen führte man am Thor
Des Freundes bunten Zelter vor;
Da deckt sie mit dem Schleier sich
Und schluchzt und weinet bitterlich.
Die Alten brummen in den Bart:
So war von je der Weiber Art.
Wenn sie des Vaters Haus verlassen,
Weiß keine sich vor Schmerz zu fassen. —

So brach man auf noch lang vor Tag.
Ihr Ziel, ein altes Kirchlein, lag
Fern an des großen Waldes Saum.
Der Weg bot nur zwei Rossen Raum;
Drum ordnet sachte sich die Schar.
In langem Zuge Paar um Paar
Rottierten sich die vielen Reiter,
Zuletzt die Braut und ihr Begleiter.
Der alte Herr, der wenig sprach,
Ließ sie voraus und folgte nach,
Daß in des finstern Weges Enge
Sein Roß nicht an das ihre dränge.
So gieng es durch die Wälder fort;
Man hörte kaum ein lautes Wort,
Das Rascheln nur im dürren Laub,
Der Tiere Stampfen und Geschnaub.
Die meisten nickten schlummertrunken,
Vorn auf des Pferdes Hals gesunken,

Und wer im Sattel aufrecht saß,
Der sann für sich auf dies und das,
Im Kopf umnebelt und verwacht,
Und niemand nahm des Fräuleins acht.
Ihr Ritter war ein gutes Stück
Des Weges hinter ihr zurück,
Da oft sein Rößlein stehen blieb,
Bis er's im Schlafe weiter trieb.
Sie selbst blickt achtlos vor sich hin,
Nur Lieb' und Liebesleid im Sinn.

So ritt sie durch die Einsamkeit
Allein, nur Gott war ihr Geleit,
Bis tief sich in ein schattig Thal
Die Straße senkte, wo kein Strahl
Des Mondes durch das Dickicht drang.
Sie ließ dem Zelter freien Gang, —
Und unvermerkt bog dort mit ihr
In jenen Pfad das treue Tier,
Den es in hoffnungsreichen Tagen
So manchmal seinen Herrn getragen.
Sie schwand im Wald. Der Troß der Reiter
Ritt auf der großen Straße weiter.

Doch endlich sah das Fräulein um:
Rings nächtge Wildnis öd und stumm;
Sie war verlassen und verirrt.
Sie bebt vor Schreck und Graus verwirrt;
Schon will sie rufen angstbeklommen:
Doch wehe, nein! Was soll's ihr frommen?
Viel besser wahrlich, hier zu sterben
Und in der Wüste zu verderben!

Sie ließ dem klugen Roß die Zügel;
Das trug sie weit durch Thal und Hügel
Mit sanftem Schritt ohn' Aufenthalt.
Allmählich lichtet sich der Wald.
Da kreuzt ein Gießbach ihren Weg,
Dumpfbrausend, tief und ohne Steg;
Das Roß gieng ruhig längs dem Rand,
Bis es die Furt, die seichte, fand,
Und sicher klomm es aus der Schluft.
Ein Horn klang durch die Dämmerluft.
Sie kam ins freie Feld hinaus
Und sah vor sich ein festes Haus.
Dort auf der Zinne blies ein Mann
Den Tag mit hellen Weisen an.
Der treue Zelter schritt in Ruh
Dem wohlbekannten Thore zu,
Und auf der Brücke scharrt sein Huf.
Der Wächter stockt im Morgenruf,
Und lauschend späht er hin und wieder.
Von seiner Warte steigt er nieder
Und ruft durchs Fensterlein am Thor:
Wer ritt hier auf die Brücke vor? —
Sie spricht, und ihre Thränen wallen:
Die Unglückseligste von allen,
Die je geschaut des Lebens Licht!
Wohin ich soll, ich weiß es nicht.
Ich bin verirrt. Erbarm dich mein!
Nur bis es Tag ist, laß mich ein! —
Das darf ich nicht, bei meinem Haupt!
Bevor es mir mein Herr erlaubt.
Der liegt vergrämt in herbem Grimm;
Denn man betrog ihn allzu schlimm. —

Ob ihrer Schönheit staunt der Mann
Und steigt zu seinem Herrn hinan;
Der lag in stetem Kummer wach.
Verzeiht, Herr, rief er ins Gemach,
Vor unsrem Thor im Morgengrau
Hält eine tiefbetrübte Frau,
Von Jahren jung und fein von Sitten.
Sie kam dort aus dem Wald geritten.
Ihr Mantel glänzt in prächtgem Scheine;
Der ist von Scharlach, wie ich meine.
Und denkt doch, Herr, ich sah's genau:
Auf Eurem Zelter sitzt die Frau.
Wie reizend ist sie, wenn sie spricht!
Glaubt, Herr, solch lieblich Angesicht
Hab' ich im Lande nie gesehn.
Mich dünkt, 's ist eine von den Feen.
Sie schickt Euch Gott zum Trost im Leid,
Weil Ihr so gar verlassen seid. —

Herr Wilhelm sprang in Hast empor,
Warf um den Rock und lief zum Thor,
Das ihm der Türmer flink erschloß:
Da hielt sein Lieb auf seinem Roß.
Sie sprach: O Herr, laßt Euch erbitten!
So viel hab' ich heut Nacht erlitten.
Vergönnet mir ein Obdach hier!
Ich bin verfolgt; man sucht nach mir. —
Er trat ins Licht; sie sahn sich an,
Und all ihr Herzeleid zerrann.
Er hob vom Roß die holde Maid
Und küßte sie voll Seligkeit.
Er hielt sie bei der Hand gefaßt,
Führt' in sein Haus den lieben Gast.

Wo sie verzückt beisammen saßen
Und alle Welt um sich vergaßen.
Sie kosten, lachten inniglich;
Sie staunten und bekreuzten sich,
Ob mit solch unverhofftem Glücke
Sie nicht ein Traumgesicht berücke,
Und wenn es just kein Lauscher sah,
So drangen sie sich zärtlich nah,
Umfiengen eng sich Mund an Mund
Und küßten sich von Herzensgrund.

Doch in des Morgens goldner Helle
Führt er sein Lieb in die Kapelle.
Der Burgkaplan war schon berufen;
Er stand auf des Altares Stufen
Und schlang um sie von Hand zu Hand
Ein unauflöslich heilges Band.
Und als die Messe war gesungen,
Kam das Gesind zum Tanz gesprungen,
Die Mägde mit den Mannen all;
Das Haus erdröhnt von Freudenschall.

Indessen machten fern am Wald
Die alten Herrn beim Kirchlein Halt.
Sie harrten lang und riefen laut:
Da sind wir nun! Wo bleibt die Braut?' —
Ihr Ritter sprach: Ist sie nicht hier?'
Sie ritt die ganze Zeit vor mir.
Der Wald war dicht, der Weg war schmal:
Ich schlief, und wacht' ich auch einmal,
So dacht' ich, sie wird vorne sein,
Und schlief beruhigt wieder ein.

Sonſt hab' ich weiter nichts vernommen:
Mich wundert, wo ſie hingekommen. —

Da ſtand beſtürzt der ganze Haufen.
Das war ein Rufen und ein Laufen;
Man forſchte hier; man fragte dort:
Doch ach, umſonſt! Die Braut war fort.
Ihr alter Vater klagte ſehr,
Ihr alter Bräutigam noch mehr.
Sie quälten ſich in Angſt und Reue
Und ſuchten ruhlos ſtets aufs neue.
Da plötzlich kam, den Zaum verhängt,
Ein Knappe grüßend angeſprengt:
Herr Wilhelm, der mich ausgeſandt,
Reicht, Herr, als Eidam Euch die Hand.
Heut früh beim erſten Morgengraun
Ließ er mit Eurem Kind ſich traun.
Das Paar umjubelt Sang und Reihn:
Kommt ſelber, Herr, und ſtimmt mit ein!
Auch ſeinen Oheim läßt er laden.
In ſeines reichen Glückes Gnaden
Verzeiht, vergißt er ſeine Schuld
Und ſendet Allen Gruß und Huld. —
Die Alten ſtehn mit offnem Munde
Bei dieſer wunderſamen Kunde.
Nachdem genugſam ſie geſtaunt,
Ward viel geredet und geraunt:
Nicht ändern könnt ihr, was geſchehn,
Mögt ihr auch noch ſo ſauer ſehn.
Je nun, ihr ſeid doch aus den Sorgen:
Das Kind iſt heil und wohl geborgen.
Zwar gieng es nicht nach unſrem Sinn;
Doch nehmt's als Gottes Fügung hin!

Drum faßt euch klug und geht als Gäste
Zu eurer Erben Hochzeitfeste! —
Beschlossen ward's. Mit Mann und Roß
Kam angerückt der ganze Troß,
Und grüßend trat den alten Degen
Das junge Paar versöhnt entgegen.

Der Ritter mit dem Fässlein.

Es ſaß ein Herr in fernem Land,
Erlauchten Stamms und weitbekannt.
Am Meer lag ſeine ſtarke Veſte,
Und er vom ſichern Felſenneſte
Bot jedem König Trutz und Hohn,
Verlachend aller Feinde Drohn.
Er war an Macht und Habe reich,
Von Leibe ſtark und heldengleich,
So ſchmuck von Antlitz und Gebärden:
Es lebt kein ſchönrer Mann auf Erden.
Doch falſch war er und ungetreu,
Ein Frevler ohne Scham und Scheu
Vor Gott und Welt. Von Haß entbrannte
Sein Herz, das kein Erbarmen kannte.
Er lechzte voll Zerſtörungswut
Dem Werwolf gleich nach Menſchenblut.
Wer ſeinen Häuſten nicht entrann,
Dem that er grimme Marter an.
Er lag am Weg im Hinterhalt
Und ſchlug den Wandrer tot im Wald,
Verſtümmelte des Pilgers Glieder
Und warf den reichen Kaufmann nieder.
Kein Klausner, der im Frieden wohnt,
Kein Mönch, kein Prieſter ward verſchont.

Die Nonnen, die sich Gott ergeben,
Zwang er, nach seiner Lust zu leben.
Den Fraun und Mägdlein rings im Lande,
Den Witwen that er Schmach und Schande.
Nie dacht' er dran, ein Weib zu frein:
Das schien ihm bäurisch und gemein.
Nie fiel ihm bei, an heilgen Tagen
Nach Brauch dem Fleische zu entsagen.
Ihn kümmerte die Christenpflicht
Der Messe und der Predigt nicht.
Kurz, was je auf des Teufels Rat
Ein Mensch im Leben Uebles that
In Sinn und Willen, Wort und Werk,
Das häufte sich auf ihm zum Berg.
So trieb er's mehr als dreißig Jahr,
Ruchlos und straflos immerdar.

Einst am Karfreitag früh am Morgen
Hieß er den Imbiß sich besorgen:
Hei, rief er, es ist Essenszeit!
So machet Wildbret mir bereit!
Wir speisen erst, und nach dem Schmaus
Ziehn wir auf Raub ins Land hinaus. —
Die Kämmrer hörten's, die verzagten,
Die keine Widerrede wagten;
Sie schlichen mit bestürzten Mienen,
Nach seinem Willen ihm zu dienen.
Doch mancher in der Ritter Schar,
Der dieses Treibens müde war,
Trat ihm mit ernster Mahnung nah:
Herr, sprachen sie, was sagt Ihr da?
Am Tag, der uns das Heil erwarb,
Da Gott der Herr am Kreuze starb,

Die Menſchen aus der Macht des Böſen
Mit ſeinem Blute zu erlöſen!
Karfreitag iſt's, die heilge Zeit,
Wo alles faſtend ſich kaſteit,
Wo alle Erdenwünſche ruhn,
Wo ſelbſt die Kinder Buße thun,
Und Ihr wollt Fleiſch zum Imbiß eſſen?
Habt Ihr denn Gottes ganz vergeſſen
Und ſeines ſchrecklichen Gerichts? —
Das hat noch Zeit! Befürchtet nichts!
Erſt wird noch mancher hier im Land
Von mir gehangen und verbrannt. —
Herr, Gottes Langmut gab Euch Friſt:
Kehrt um, eh ſie verfallen iſt!
Fleht weinend um des Himmels Huld
Für Eure ſchwere Sündenſchuld! —
Pfui! Weinen iſt der Weiber Sache.
Flennt ihr! Ich ſteh dabei und lache. —
Herr, ſprachen jene, hört uns an!
Im Forſte hauſt ein heilger Mann;
Der tröſtet alle, die bereun,
Gewillt ihr Leben zu erneun.
Wer ſtets nur Uebles trägt im Sinn,
Was iſt am Ende ſein Gewinn?
Kommt! Sucht des heilgen Mannes Rat
Und beichtet Eure Miſſethat! —
Was beichten? ſchrie er, ſeid ihr toll?
Daß ich zum Narren werden ſoll?
Verdammt ſei jeder und beſpuckt,
Wer ſich vor dieſem Kahlkopf duckt!
Ja, wär' etwas bei ihm zu holen,
Da macht' ich wohl mich auf die Sohlen. —

Eindringlich baten seine Degen:
So geht denn der Gesellschaft wegen!
Thut uns die Liebe! Kommet mit! —
Gott zu Gefallen keinen Schritt!
Doch da es euch genehm, ihr Herrn,
Euch zum Vergnügen thu' ich's gern.
Bringt mir mein Roß! Mein Roß, ihr Mannen!
Mich führt dies Gottesheer von dannen.
Zwar würd' ich in der Schüssel traun
Zwei wilde Enten lieber schaun
Als ihrer Beichte Heuchelei;
Doch hab' ich meinen Spaß dabei.
Sind sie nur erst auf einen Stoß
Die alten Sünden alle los,
Dann geht's zu neuen Räuberein:
Das wird Herrn Reinharts Beichte sein! —

Die Waller scharten sich am Haus
Und schritten mit Gebet voraus.
Sie weinten laut und seufzten schwer;
Doch er ritt singend hinterher
Und that den Betern manchen Tort
Mit Puff und Kniff und Lästerwort.
So gieng der Zug im tiefen Wald.
Sie kamen sonder Aufenthalt
Zu jenes heilgen Mannes Klause
Und fanden ihn im Gotteshause.
Schon zog hinein der Pilger Chor;
Ihr wilder Herr hielt vor dem Thor.
Er sah verdrossen an sich nieder
Und reckte gähnend seine Glieder.
Herr, sprachen sie, steigt ab und kommt
Und thut, was Eurer Seele frommt!

Geht, Gottes Gnade zu erbitten! —
Hier bleib ich! Bin ich hergeritten,
Ihn anzubetteln? Alle Welt!
Ich thu' auch nicht, was ihm gefällt.
Nun merk' ich wohl: durch dieſe Thoren
Geht mir ein ſchöner Tag verloren.
Heut ziehen rings auf allen Pfaden
Die Pfefferſäcke ſchwer beladen:
Da läge mancher nun im Staub,
Und mir entſchlüpft manch fetter Raub.
Statt deſſen ſoll mich hier erbaun,
Betbrüdern müßig zuzuſchaun. —

Er bleibt unbeugſam, und die Schar
Tritt fromm hinein vor den Altar.
Dort beichten ſie dem heilgen Mann
So kurz und gut, als jeder kann,
Und er mit liebevollem Ton
Gab jedem Abſolution
Mit dem Beding, daß ſie ſich mühten,
Fortan vor Unthat ſich zu hüten.
Dann ſprachen ſie von ihrem Herrn:
Seht hin! Er hält ſich trotzig fern.
Von uns ließ er ſich nicht bewegen;
Geht Ihr mit Bitten ihm entgegen,
Damit Ihr, wenn's mit Gott gelingt,
Ihn ſeinem Heiland näher bringt! —
Was ich vermag, das ſoll geſchehn.
Doch iſt er furchtbar anzuſehn. —

Von ſeiner Jahre Laſt gedrückt
Kommt er, auf ſeinen Stab gebückt,
Und höhniſch blickt auf ihn der Grimme.
Herr, ſpricht der Greis mit ſchwacher Stimme,

Willkommen heiß' ich Euch in Treun!
Heut soll man beichten und bereun
Und abthun, was die Seele kränkt,
Daß sie getrost des Richters denkt. —
Was geht das mich an, alter Mann?
Denkt nur! Wer hindert Euch daran? —
Der Heilge hört es ohne Groll
Und bittet freundlich, demutsvoll:
Mein teurer Herr, was hält Euch hier?
Steigt ab und tretet ein bei mir!
Es ist doch mit des Schildes Amt
Ein adlich Herz Euch angestammt:
Hört gütig eines Priesters Bitten!
Bei dem, der heut den Tod erlitten,
Bei unsrem höchsten Gnadenhort,
Kommt zu mir auf ein kurzes Wort! —
Zum Teufel auch! Mir fehlt die Zeit.
Was hätten wir für Heimlichkeit?
Ich scher' mich nicht um Euer Haus.
Mich lockt's nach einem leckern Schmaus. —
Ich weiß, Herr. Ich bin nicht so kühn:
Um mich sollt Ihr Euch nicht bemühn;
Doch thut es, Herr, um Gottes willen! —
Ihr seid mit Worten schwer zu stillen.
Jedoch, was wär's auch, gieng' ich hin?
Es brächt' Euch keinerlei Gewinn.
Ich opfre keinen Pfennig dort
Und bet' Euch nicht ein Sterbenswort. —
So tretet nur auf meine Schwelle!
Beschaut Euch Klause und Kapelle!
Ihr kommt und geht als werter Gast. —
Da Ihr mir keine Ruhe lasst,

Muß ich wohl thun, was Ihr begehrt. —
Unwillig ſchwang er ſich vom Pferd:
Nun, dieſe Frühfahrt in den Tann
Läßt ſich ja recht ergetzlich an,
Da ich ſo luſtge Herberg fand. —

Der Alte nimmt ihn bei der Hand
Und zieht ihn nach mit gütgem Worte.
Er führt ihn durch des Kirchleins Pforte
Bis zum Altar: Nun fügt Euch drein!
Hier müßt Ihr mein Gefangner ſein.
Ihr mögt mich ſchlagen, wenn Ihr wollt,
Daß mir der Kopf zu Füßen rollt:
Ich laß Euch nicht; Ihr müßt Euch geben.
Erzählet mir von Eurem Leben! —
Der rief mit zornigem Geſicht:
Verlaßt Euch drauf! Das thu' ich nicht.
Ihr glaubet wohl, ich ſei bezecht?
Wer ſeid Ihr, daß Ihr Euch erfrecht,
Euch mir als Vormund aufzudrängen
Und in mein Leben Euch zu mengen? —
Ihr beichtet mir nicht, das ſei fern!
Ihr beichtet dem allmächtgen Herrn,
Vor dem Ihr fruchtlos Euch verſtockt. —
Habt Ihr mich darum hergelockt?
Und wollt Ihr mir den Sinn bethören,
Um mit Gewalt mich zu verhören?
Was zaudr' ich noch? Wer will mich halten,
Dem Pfaffen hier den Kopf zu ſpalten?
So wär' die Welt von ihm befreit. —
Herr, übt an Euch Barmherzigkeit,
Daß Gott Euch ſeine Gnade ſpendet
Und Euch die rechte Reue ſendet,

Wodurch den Flammen Ihr entrinnt!
Ich will Euch hören: ſo beginnt! —

Der Wütrich blickt ihn ſchrecklich an.
Im Innern bebt der alte Mann,
Da ihm das Mörderauge dreht:
Nun bricht er los. Es iſt mein Tod! —
Doch ſpricht er ſanft: Was zögert Ihr?
Nur eine Sünde beichtet mir!
Kommt Gott mit einem Schritt entgegen,
So führt er Euch zu lichten Wegen.
Laßt Euch bei ſeinem Tod beſchwören,
Bei allen heilgen Himmelschören,
Entledigt von der Sünden Wuſt
Die qualvoll ſchuldbeladne Bruſt! —
Betroffen ſchwankt des Wilden Sinn;
Er ſtarrt verworren vor ſich hin:
Ich komm' nicht los. Es iſt zu toll!
Wohlan, da ich denn reden ſoll,
Ich meld' Euch manche ſchöne Mär;
Doch thu' ich's heut und nimmermehr. —
Und lachend hebt er an zu künden
Die lange Reihe ſeiner Sünden;
Im grimmen Trotze Wort für Wort
Erzählt er ihm von Brand und Mord,
Von Schändung, Raub, Gewalt und Trug.
Dann höhnt er: Habt Ihr nun genug?
Der Schmaus war fett. Kann ich nun gehn?
Doch wünſch' ich traun kein Wiederſehn. —
Der alte Klausner lachte nicht;
Die Thränen netzten ſein Geſicht,
Da er ſo Greuliches vernahm
Und keine Reue, keine Scham:

Nein, Herr, ich kann Euch nicht entlassen,
Wollt Ihr Euch nicht in Reue fassen
Und Buße thun für all die Schuld! —
Doch jener stampft vor Ungeduld:
Ich ließ zur Beichte mich bereden;
Zum Teufel aber wünsch' ich jeden,
Der mich mit Buße will kasteien.
Doch gieng' ich auf die Possen ein,
Was würdet Ihr mir anbefehlen? —
O Herr, Ihr dürftet selber wählen. —
So sprecht denn! — Herr, Euch zu entlasten,
Gelobt, am Freitag stets zu fasten
Auf sieben Jahr, so seid Ihr frei! —
Auf sieben Jahre? Nein! — Auf drei! —
Nein! — Herr, so thut's nur einen Mond! —
Nein, nein! Das bin ich nicht gewohnt. —
So gehet barfuß nur ein Jahr! —
Hört auf! — So tragt ein Hemd von Haar! —
Daß mich beizeit die Läuse fräßen?
Schweigt mir mit solchen schlechten Späßen! —
So laßt ein Mertlein Euch besorgen
Und geißelt Euch am frühen Morgen! —
Mich geißeln? Ei, was fällt Euch ein?
Dafür ist meine Haut zu fein. —
Wollt Ihr zum heilgen Grabe fahren? —
Nein doch! Das Meer ist voll Gefahren. —
So pilgert nach Sankt Jakobs Dom,
Und wollt Ihr das nicht, wallt nach Rom! —
Das thu' ich nicht, weil ich nicht mag. —
So hört die Messe jeden Tag
Und kniet vor Gott, doch länger nicht,
Als man ein Paternoster spricht

Und einen Engelsgruß dazu! —
Nun laſſet endlich mich in Ruh!
Es iſt doch nichts mit alledem. —
Iſt Euch ſonſt wirklich nichts genehm,
So thut, bevor Ihr mich verlaßt,
Mir eins zuliebe, wenn's Euch paßt!
Ein Fäßlein ſteht in meiner Zelle:
Herr, geht damit zu jener Quelle,
Und bringt Ihr's mir gefüllt herbei,
Sprech' ich Euch aller Sünden frei
Und nehm' auf mich, was Ihr verſchuldet.
Die Buße traun iſt leicht erduldet. —
Er ſprach's und ſah ihn lächelnd an.

Nun, wenn Euch das genügen kann,
Ich ſeh's, ich komme nicht zur Ruhe,
Bis ich Euch den Gefallen thue
Und geh' zum Quell in das Geſträuch. —
Ja, Herr, ſonſt fordr' ich nichts von Euch. —
So komm' ich los mit kleinem Zins! —
Er nahm das Fäßlein leichten Sinns,
Trat vor die Thüre der Kapelle
Und gieng hinüber nach der Quelle.
Den Herrn umdrängte ſein Geleit;
Er aber winkte: Bleibt beiſeit! —
Er bückt ſich zu des Quells Geſprudel
Und hält das Fäßlein in den Strudel.
Doch taucht er's auch bis auf den Grund, —
Kein Tropfen dringt durch ſeinen Spund,
Soviel auch Waſſer drüber quillt.
Er müht ſich ab und zürnt und ſchilt;
Schnell iſt ihm Spott und Hohn entſchwunden.
Er flucht und ſchwört bei Gottes Wunden.

Vielleicht iſt doch das Loch verſtopft!
Er ſtößt den Stab hinein und klopft,
Taucht's wieder in der Wellen Braus
Und zieht es wieder leer heraus.

Mit Knirſchen kehrt er ſich von dannen;
Er kommt zurück zu ſeinen Mannen
Und ruft dem Alten: Ihr frohlockt!
Ihr habt mir Schönes eingebrockt.
Ich ärgre mich noch grün und blaß:
Wer band nur dieſes Teufelsfaß?
Kein Tropfen iſt hinein zu bringen.
Doch traun, Ihr ſollt mich nicht bezwingen!
Ich will nicht ruhen Tag und Nacht,
Bis ich es voll zurückgebracht.
Kein Waſſer netze mir den Kopf;
Es kommt kein Kamm auf meinen Schopf;
Nicht ſcher' ich je mein Angeſicht
Und ſchneide Haar und Nagel nicht;
Zu Fuße wandr' ich fort von hier;
Kein Geld, kein Brot nehm' ich mit mir! —

Der alte Klausner hört's und weint:
Wie wart Ihr Eures Lebens Feind!
Das wird hier ſchrecklich offenbar.
Weh, daß die Mutter Euch gebar!
Im Quell, der dort vom Felſen rinnt,
Füllt mir das Fäßlein jedes Kind,
Und Ihr kommt leer vom vollen Born.
Erkennt Ihr's? Das iſt Gottes Zorn!
Doch thut er gnädig dieſes Zeichen,
Das harte Herz Euch zu erweichen.
Nun dient ihm um der Buße Frucht
Und unterwerft Euch ſeiner Zucht! —

Doch jener rief ergrimmt dagegen:
Meint Ihr, ich thu' es Gottes wegen?
Ich thu's im hellen Zorn und Haſſe,
Weil ich mich ſo nicht foppen laſſe.
Um meinetwillen werd' ich gehn,
Doch nicht um Gott noch irgendwen! —
Er rief ſein Volk mit ſtrengem Ton:
Ihr machet ſchleunig euch davon
Und nehmet hier mein Roß zur Hand!
Bleib jeder ſtill in ſeinem Land!
Verſchweigt, wie's mit mir ward, und ſagt
Kein Wort, wenn jemand nach mir fragt!
So lebt ihr fort nach eurer Weiſe,
Indeſſen ich die Welt durchreiſe,
Mich mit dem Teufelsfaß zu plagen:
Möcht' es der Donner doch zerſchlagen!
Es iſt durch Hexerei verſchloſſen;
Das thaten Satan und Genoſſen.
Doch ſchwör' ich euch, ich zieh' umher
Zu jedem Fluſſe, Teich und Meer
Auf dieſer Erde weitem Ringe,
Bis ich es voll nach Hauſe bringe! —

Er gieng mit zornerglühten Wangen,
Das Fäßlein um den Hals gehangen.
Nichts nahm er mit, nicht Geld noch Pfand,
Als nur am Leibe ſein Gewand.
So zog er hin durch Wald und Feld
Verlaſſen in die fremde Welt.
Bei Tag und Nacht und ſpät und frühe
Ward ihm nur Aerger, Haſt und Mühe.
Er taucht in jedes Wäſſerlein,
In jeden Strom ſein Fäßchen ein;

Doch wann und wo er's auch erprobt,
Es iſt umſonſt, wie ſehr er tobt.
Der vierte Tag vergieng indeſſen,
Seit er zum letztenmal gegeſſen,
Und nun vom Hunger übermannt
Verſchachert er ſein gut Gewand,
Und fortan hieng um ſeine Glieder
Ein abgeſchabter Kittel nieder,
Für ſolchen Herrn kein ziemlich Kleid.
So gieng er durch die Einſamkeit.
Nie fand er eine traute Stätte,
Nur ſchlechte Herberg, hartes Bette,
Nur kalte Küche, karges Brot;
An ſeiner Seite ſchritt die Not.
Er geht in Drangſal und in Sorgen
Durch Kälte heut, durch Hitze morgen.
Er geht dem Sonnenbrand und Regen,
Dem Hagel und dem Sturm entgegen,
Verſucht ſein Säßlein hier und dort:
Vergebens! Fort und immer fort!
Er läßt ſich nirgends Raſt noch Ruhe;
Zerfetzt entfallen ihm die Schuhe,
Und barfuß über Stock und Stein
Durchwandert er die Wüſtenein.
Die Dornen ritzen ſeine Haut,
Daß ihm ſein Blut den Weg betaut.
Nichts Bitteres blieb ihm erſpart.
So gieng durchs Elend ſeine Fahrt
Manch ſchlimmen Tag, manch ſchlimmre Nacht.
Er ſah ſo graunvoll ungeſchlacht,
So wild in ſeinen Lumpen aus;
Drum nahm ihn niemand gern ins Haus,

Und auf dem Felde schlief er meist.
In Trübsal nachtet ihm der Geist.
Kein Lächeln kommt auf seine Wangen;
Gesang und Scherz sind ihm vergangen.
Doch wie auch Gott sich ihm bezeugt,
Sein trotzig Haupt ragt ungebeugt.
Er hadert mit der Wundermacht,
Die so ins Elend ihn gebracht.
Er flucht auf seinen bösen Stern;
Doch Reu' und Demut bleibt ihm fern.

Sein letztes Geld war ausgegeben:
Nun mußt' er betteln, wollt' er leben.
Er sträubte sich wohl tagelang,
Bis ihn der Hunger doch bezwang.
Er bot nach Brot die stolze Hand
Und lief dann wieder weit ins Land.
So trieb es ihn die Kreuz und Quer
Durch Elsaß und Burgund umher,
Nach Anjou, Poitou und nach Maine,
Der Normandie und der Touraine,
Durch die Provence bis nach Spanien
Und durch Toscana bis Campanien,
Von Ungarn und dem Land Meran [1])
Bis westwärts an den Ocean.
Und er versucht es immer wieder;
Er beugt zu jedem Bach sich nieder
Und taucht sein Faß vergebens ein
Mit immer größrer Hast und Pein.
Und wundersam, an keinem Ort
Vernahm er je ein gastlich Wort.
Ihm trat auf allen seinen Wegen
Nur Hohn und roher Spott entgegen.

Vor keiner Schwelle macht er Halt,
Wo man nicht mürrisch auf ihn schalt.
Doch er, zu stolz für Zank und Fehde,
Thut niemals eine Widerrede.
Er schweigt verächtlich unbewegt
Und haßt, was Menschenantlitz trägt.

Was sag ich mehr? Von all der Qual
Ward er so abgezehrt und fahl,
Daß er nicht mehr zu kennen war.
Zur Schulter fiel sein struppig Haar;
Sein Aug' war hohl, sein Blick ermattet,
Von dichten Brauen überschattet,
Dünn abgemagert Arm und Hand,
Geröstet von der Sonne Brand,
Sein Leib behaart und ganz gebrochen;
Die Haut hieng schlotternd um die Knochen,
Und durch die Haut in langen Strähnen
Sah man die Adern und die Sehnen.
In Lumpen gieng er nackt und bloß
Und schleppte müd' und kraftlos
Am Bettelstabe sich einher.
Das kleine Faß ward ihm zu schwer,
Das stets ihm, wo er stand und gieng,
Um den gekrümmten Nacken hieng.

Verzweifelnd sehnt er sich nach Hause,
Nach jenes heilgen Priesters Klause:
Ich will zu ihm, raunt er bei sich,
Er wird nicht lachen, sieht er mich. —
So wankt er heim mit dumpfem Sinn
Und stöhnt oft leise vor sich hin.
Doch als am Stab der müde Mann
Zum Kirchlein kam im tiefen Tann,

Da war gerad ein Jahr verronnen,
Seit er die Wanderfahrt begonnen.
Karfreitag war's. Er trat hinein
Und fand den heilgen Mann allein.
Der blickt ihm fragend ins Geſicht
Und ſtaunt ihn an und kennt ihn nicht.
Ein Fäßlein hängt am Fremdling nieder;
Dies Fäßlein, wohl, das kennt er wieder:
Was führt, mein Bruder, Euch zu mir?
Von wem habt Ihr dies Fäßlein hier,
Das manchen Tag mein eigen war?
Ich gab es heut vor einem Jahr
Dem ſchönſten ritterlichſten Mann,
Der Rittersnamen je gewann.
Ich weiß nicht, ob er umgekommen;
Man hat kein Wort von ihm vernommen.
Nun aber, Freund, belehre mich:
Wer biſt du und wie nennſt du dich?
Nie ſah ich einen ſolchen Armen,
Wie du biſt, elend zum Erbarmen,
Als littеſt du manch böſen Tag
Des Sarazenen Geißelſchlag.
Wo du auch herkommſt, auf dem Wege
Warſt du fürwahr in ſchlechter Pflege. —

Der Fremdling hört's mit bittrem Grimme
Und ſpricht mit grollerſtickter Stimme:
Steh ich ſo arm und elend hier,
Nun, lieber Herr, das thatet Ihr! —
Wie, Freund? Wie könnte das geſchehn?
Ich hab' dich nie zuvor geſehn.
Doch will ich's beſſern, wenn ich kann. —
So wißt denn: Ich bin jener Mann,

Den mit dem Fäßlein Ihr bedacht!
Nun seht, wohin Ihr mich gebracht! —
Er schildert seinen Büßerlauf,
Zählt ihm die fernen Länder auf,
Die Wasser alle groß und klein:
Stets taucht ich da mein Fäßchen ein,
Vergebens! Doch mich frißt die Not;
Ich fühl' es wohl: mir naht der Tod. —
O Frevler! rief der heilge Mann,
Noch schlimmer als der Wolf im Tann!
Weh, dich verwarf des Herrn Gericht!
Er achtet deiner Buße nicht.
Was soll die ohne Reue taugen?
Sie ist ein Spott vor seinen Augen. —

Er ringt die Hände, weint und fleht
Zu Gott in brünstigem Gebet:
O Herr, der alles weiß und kann,
Sieh dies Geschöpf erbarmend an!
Er ist als Unglückskind geboren;
An ihm ist Leib und Seel' verloren,
Verschwendet alle Prüfungszeit.
Bitt für ihn, Mutter, reine Maid,
Beim Sohn und Vater und befehle
Ihm diese gottverlassne Seele!
Herr, that ich je auf Erden hier,
Was Wohlgefallen fand vor dir,
So gnad ihm, daß er nicht verdirbt!
Wenn er um meinetwillen stirbt,
Sieh, dann ist Schuld und Schaden mein!
Herr, willst du einem von uns zwein
Den milden Spruch des Heils verkünden,
So laß mich noch im Meer der Sünden

Und nimm dafür den Unglücksmann,
Dein arm Geschöpf, in Gnaden an! —

Lang blickte mit erregtem Sinn
Der Ritter schweigend nach ihm hin
Und sprach bei sich im tiefen Herzen:
Schaff' ich dem Alten solche Schmerzen?
Wie seltsam! Was kann ich ihm sein?
Er hat mit mir doch nichts gemein,
Als daß uns beide Gott erschuf:
Warum gilt mir sein Weheruf?
Er fleht für mich um Gottes Huld
Und seufzt um meine Sündenschuld.
In Thränen schwimmt sein Angesicht,
Und ich, der Sünder, weine nicht
Und bleibe meiner Seele Feind,
Die er so liebevoll beweint!
Allgütger Gott, ich fleh zu dir:
O gieb nur soviel Reue mir,
Daß ich damit den braven Mann
In seinem Jammer trösten kann!
Ach, wieviel Schuld stürmt auf mich ein!
O Gott und Herr, erbarm dich mein!
Thu, wie du willst, und mach ein Ende:
Ich gebe mich in deine Hände! —

Und Gott, der Helfer ohnegleichen,
Er ließ dies harte Herz erweichen,
Daß ihm der widerspenstige Stolz
In Demut und Zerknirschung schmolz.
Er seufzt und stöhnt und ringt im Leide,
Als ob die Seele von ihm scheide.
Der Reue Wehn, die ihn bedrängen,
Sie drohen, ihm die Brust zu sprengen,

Und schließen qualvoll ihm den Mund;
Jedoch im tiefsten Herzensgrund
Gelobt er, Gottes Kreuz zu tragen
Und allen Sünden zu entsagen.
Und sieh, — aus seiner Reue Quell
Stieg eine Thräne groß und hell
Vom Herzen in die Augenlider;
Der Tropfen fiel ins Fäßlein nieder, — —
Und von dem Tropfen ward es voll,
So daß es strömend überquoll. —
Da wirft mit staunender Gebärde
Der Klausner sich vor ihm zur Erde
Und küßt ihm froh den nackten Fuß:
Das ist des Himmels Gnadengruß!
Geliebter Bruder, du wirst leben:
Gott hat dir deine Schuld vergeben! —

Noch schweigt der Ritter lange Zeit
Und weint und weint in Seligkeit.
Dann spricht er: Vater, dieses Heil
Ward mir durch dein Verdienst zu teil.
Mit Seel' und Leib gehör' ich dir.
Ach, könnt' ich's nur, ich bliebe hier,
Um dir mein Leben lang zu dienen!
Gedenkst du, wie mit frechen Mienen
Ich hier, von Haß und Trotz erfüllt,
Dir meine Sünden einst enthüllt,
Der Reue und der Liebe bar?
Sieh, das war heut vor einem Jahr.
Nun laß mich unter Reu' und Klagen
Dir meine rechte Beichte sagen,
Daß Gott, der Großes mir erwies,
Mich aufnimmt in sein Paradies! —

Als dies vollbracht war, sprach er leise:
Nun gieb mir auf die letzte Reise
Den Leib des Herrn! Doch säume nicht!
Schon dämmert's um mein Angesicht. —
Da lief der Greis, dem Todesbleichen
Das heilge Abendmahl zu reichen,
Und so gekräftigt und begnadet,
Von allen Sünden rein gebadet,
Sprach er: Nun, Vater, wandr' ich aus
Und suche mir ein ewges Haus.
Für meine Seele bete du!
Gott sei mit dir! Ich geh' zur Ruh,
Und nur um eins noch bitt' ich dich:
An deinem Herzen halte mich,
Daß ich nach all dem Haß und Leide
In eines Freundes Arm verscheide! —

Dann liegt er still und hält noch fest
Sein Fäßlein an sein Herz gepreßt.
Wohl sputen sich die Feinde nun
Und wähnen, guten Fang zu thun.
Doch schneller noch im Glanzgefieder
Schwebt eine Heerschar Gottes nieder,
Der Hölle Schergen zu verjagen
Und seinen Geist emporzutragen.
Frohlockend schaut der heilge Mann
Als Seher ihren Sieg mit an.

Und wieder wie vor einem Jahr
Ziehn durch den Wald in frommer Schar
Die Ritter her von nah und fern —
Und finden ihren toten Herrn.
Sie hören freudig, was geschehn,
Indem sie weinend ihn umstehn,

Und ſchaufeln in des Kirchleins Schatten
Ein Grab, ihn würdig zu beſtatten.
Heimkehrend machten ſie dem Land
Des Herren ſelgen Tod bekannt,
Und ringsum ſtieg bei dieſer Kunde
Ein Dankgebet aus jedem Munde
Zum Allerbarmer frohgerührt,
Der ihn ſo wunderbar geführt.

Ja, Wunder ſind des Herrn Gerichte!
Und hiemit endet die Geſchichte
Vom Ritter, der das Fäßlein trug.
Ich gab ſie wieder Zug für Zug,
Wie uns zum Troſt in unſern Sünden
Die heilgen Väter ſie verkünden.
Nun heben wir zu Gott die Arme,
Daß er auch unſer ſich erbarme!

Der Tänzer unsrer lieben Frau.

Ein Gaukler zog von Ort zu Ort
Und ſprang und tanzte hier und dort,
Bis er der ewgen Wanderfahrt
Und aller Weltluſt müde ward.
Da gab er ſeiner Kunſt Gewinn,
Geld, Roß und Kleider, freudig hin
Und trat, um ſich dem Herrn zu weihn,
Zu Clairvaux in das Kloſter ein.
Der neue Laienbruder galt
Für ſchön und ſtattlich von Geſtalt;
Doch was im Kloſter Brauch und Pflicht,
Das alles wußt' und kannt' er nicht.
Er hatte ja die Zeit vertragen
Mit Hochſprung, Tanz und Räderſchlagen.
Nie dacht' ein Menſch, zu Gottes Ehren
Das Vaterunſer ihn zu lehren,
Das Ave und den Glauben gar
Und was ſonſt gut und heilſam war.

Voll Demut ſtaunt' er alles an;
Er ſah da manchen heilgen Mann,
Der nie ſein frommes Schweigen brach,
Mit andern nur durch Zeichen ſprach:

Und ernſten Blickes gieng auch er
Nun wie ein Stummer lang umher,
Bis ſelbſt die Brüder ſeiner lachten
Und ihn mit Zwang zum Reden brachten.

Er ſah, wie jeder laut und leiſe
Dem Herren dient' auf ſeine Weiſe:
Er ſah die Prieſter am Altar
Vollziehn, was ihres Amtes war;
Er hörte von den Diakonen
Des Evangeliums Lektionen;
Er ſah der Unterhelfer viel
Vorbeten nachts bei der Vigil;
Er fand der Akoluthen Schar
Voll Eifer beim Epiſtolar;
Der Chor der Kloſterſchüler ſang
Den Pſalter, daß es hell erklang;
Die Laienbrüder im Verein
Befliſſen ſich der Litanein;
Der Kleinſte ſelbſt wußt' ohne Zagen
Das Paternoſter herzuſagen.
Er ſtand beſchämten Angeſichts:
Ach, er allein, er konnte nichts!

Er ſchlich umher in Saal und Zellen;
Oft trat er lauſchend auf die Schwellen
Und hörte Weinen drin und Stöhnen
Und Klag' und Wehruf ertönen. —
Hier gab's ein großes Unglück! Mein!
Sprach er gerührt, was mag das ſein?
Was iſt den Leuten widerfahren,
Daß ſie ſo kläglich ſich gebaren? —
Doch wie er's reiflich überſann,
Thörichte Frage! hub er an.

Ich mein', für ihrer Sünden Schuld
Flehn ſie zu Gott um Gnad' und Huld.
Ich aber, ach, was thu' ich hier?
Was hat dies Gotteshaus an mir?
Nicht beten kann ich, kann nichts ſchaffen
Als lungernd müßiggehn und gaffen.
Fürwahr, ich bin das Brot nicht wert,
Das man mir gütig hier beſchert.
Ach, wenn man's merkt, kann ich nicht bleiben:
Man wird mit Schande mich vertreiben,
Weil ich zu gar nichts nütze bin.
O Herr, nimm meine Seele hin! —

Er ſucht nach einer dunkeln Ecke,
Wo er im Jammer ſich verſtecke,
Und flüchtet aus des Tages Helle
Zur unterirdiſchen Kapelle,
Wo zwiſchen Kerzen an der Wand
Das Bild der Gnadenmutter ſtand.
Dort im Gewinkel ſorgenbang
Verkroch er ſich. Da plötzlich klang
Die Münſterglocke voll und tief,
Die den Konvent zur Meſſe rief.
Er hob das Haupt und ſprang empor:
Soll ich hier liegen wie ein Thor,
Wenn alle wiederum da droben
Wetteifern, unſre Frau zu loben?
Was feir' ich noch? Denn ich fürwahr
Bin doch nicht aller Künſte bar!
Nach Kräften dient ihr jedermann:
So will auch ich thun, was ich kann! —

Er wirft das klöſterliche Kleid,
Die lange Kutte, raſch beiſeit

Und gürtet ſich mit flinken Händen
Sein dünnes Jäcklein um die Lenden,
Tritt dann mit demutsvollem Sinn
Vors Bild der Muttergottes hin,
Blickt zu ihr auf und neigt ſich ihr:
Frau, Seel' und Leib befehl' ich dir.
Du Königin ob allen Fraun,
Ich komm' in herzlichem Vertraun:
O nimm vorlieb mit meinem Fleiß!
Die ſchönſten Spiele, die ich weiß,
Wähl' ich dir aus zur Augenweide,
So wie das Böcklein auf der Heide
Vor ſeiner Mutter hüpft und ſpringt.
Was Dir ein Herz in Treuen bringt,
Verſchmähſt Du nie: ſo thu auch mir!
Sieh, was ich habe, bring' ich Dir! —
Er hebt, derweil ſie droben ſingen,
Aus vollen Kräften an zu ſpringen,
Bald vor, bald rückwärts, hoch und nieder,
Dreht tanzend die gelenken Glieder,
Geht auf den Händen durch die Gruft
Und überſchlägt ſich in der Luft.
Nach jedem Tanz verneigt er ſich
Und ſpricht: Das thu' ich nur für Dich! —

Er macht mit kunſtgerechtem Schwung
Den Metzer und den Römer Sprung,
Den Lothringer und den Champagner,
Den Spanier und den Bretagner,
Kehrt jedesmal zum Bild zurück
Und ſpricht: Das war ein ſchönes Stück!
Das zeig' ich Dir in rechter Treue,
Daß ſich Dein Auge dran erfreue:

Erfreuſt doch Du die ganze Welt! —

Dann tritt er wieder an und ſtellt
Die Füße zierlich, legt die Hand
Vor ſeine Stirn und tanzt gewandt
Mit kleinen Schritten in der Runde
Und weint dazu von Herzensgrunde:
O Frau, Dir ſag' ich Ehr und Gruß
Mit Herz und Leib, mit Hand und Fuß.
Da droben ſingen groß und klein:
Laß mich dein treuer Tänzer ſein!
In Deinem himmliſchen Palaſt,
Wo Du ſo manche Wohnung haſt,
Da gieb auch mir ein Kämmerlein!
Denn ich bin Dein und nicht mehr mein. —

So tanzt er ruhlos, hüpft und ſpringt,
Solang der Sang von oben klingt,
Blickt atemlos und ſchweißberonnen
Empor zur Königin der Wonnen,
Rafft alle ſeine Kraft zuſammen
Und tanzt, bis ihm die Schläfen flammen.
Zuletzt verſagen ihm die Glieder;
In Ohnmacht ſchwankt er taumelnd nieder
Und ſinkt zu ihren Füßen hin. — —

Doch ſieh, — die Himmelskönigin
Beugt ſich herab mit gütgem Lächeln,
Mit ihrem Tüchlein ihn zu fächeln,
Und kühlt ihm ſeiner Stirne Brand
Mit ihrer ſüßen Gnadenhand. —

Es hatte ſtill, was hier geſchehn,
Ein Mönch von draußen angeſehn

Und hatte heimlich ſeinen Herrn,
Den Abt, geholt. Der ſtand von fern,
Sah tiefgerührt das Wunder an
Und ſprach: Das iſt ein heilger Mann! —

Am andern Tag ließ er in Gnaden
Den Laienbruder vor ſich laden.
Der arme Mann erſchrak zum Tod,
Als er vernahm des Herrn Gebot:
Weh mir! Ich bin gewiß verklagt!
Nun kommt's, wie mir mein Herz geſagt.
Ach wohl, des Herren erſtes Wort
Wird ſein: Du Fauler, heb dich fort!
Er ſtößt aus ſeinem heilgen Haus
Mit Schmach mich in die Welt hinaus.
Ich muß zu ihm. Was werd' ich ſagen? —
Er kam daher in Angſt und Zagen,
Fiel nieder mit bethränten Wangen,
Des Abtes Kniee zu umfangen,
Und ſprach: O Herr, bei Gottes Hulden!
Wollt Ihr mich hier nicht länger dulden?
Iſt's mir beſchieden, ſagt es nun!
Was Ihr befehlt, das will ich thun.
Ich weiß, hier kann ich nicht beſtehn:
Ich will hinaus ins Elend gehn. —
Die Hände faltet er zum Gruß
Und neigt ſich auf des Abtes Fuß.
Doch der voll Ehrfurcht und Erbarmen
Empfängt ihn weinend in den Armen,
Küßt auf die Augen ihn und ſpricht:
O nein, vom Scheiden rede nicht!
Und gebe Gott, daß wir mit dir
Vereinigt bleiben dort wie hier,

Daß wir mit unſrem Dienſt erwerben,
Von deinen Gnaden einſt zu erben.
Ich bitt' dich, laß uns Freunde ſein,
Und ſchließ in dein Gebet mich ein! —

Der Arme ward vor Freude krank,
Daß er aufs Sterbelager ſank.
Doch als ſein letztes Stündlein ſchlug,
Da kam der Engel Schar und trug
Zur allerſchönſten Himmelsau
Den Tänzer unſrer lieben Frau.

Der arme Schüler.

Es war ein Schüler zu Paris,
Den Armut aus der Stadt verwies.
Nachdem er lange ſich gewehrt,
War ſchließlich all ſein Geld verzehrt.
Was zu verkaufen, zu verpfänden,
Das war längſt in des Wirtes Händen.
So blieb nur Eines, wollt' er leben:
Dem Studium Valet zu geben
Und heimzugehn ins Elternhaus.
Mit leerer Taſche zog er aus
Hinwandernd ohne Speiſ' und Trank,
Nicht raſtend, bis die Sonne ſank.
Da ſah er Dächer nahebei
Und kam zu einer Meierei.
Er trat hinein und fand darin
Die Frau mit einer Dienerin.
Die ſah ihn ſtolz verdroſſen an,
Indes voll Demut er begann,
Nach der Vaganten Sitten
Um Herberg ſie zu bitten.
Die Bäurin ſprach: Das kann nicht ſein!
Heut Nacht laß ich hier niemand ein.

Mein Mann iſt fort und würde ſchmälyn,
Wollt' ich mich ſolches unterſtehn. —
Ach Frau, gewiß, er nimmt es hin,
Da ich ein armer Schüler bin.
Vom frühen Morgen wandr' ich nun:
Seid gut und gönnt mir auszuruhn! —
Sie aber ſprach mit barſchem Ton:
Es iſt umſonſt! Macht Euch davon! —

Indeſſen trat ein Knecht herein,
Beladen mit zwei Fäßchen Wein.
Die Bäurin lief, in dunkeln Ecken
Die Fäßlein ſorglich zu verſtecken,
Derweil die Dienſtmagd Kuchen buk
Und Schweinefleiſch vom Herde trug.
Der hungrige Geſelle
Stand zögernd auf der Schwelle:
Ach Frau, wie ſchön wär's, dürft' ich bleiben! —
Sie rief im Zorn: Soll ich Euch treiben?
Ich will Euch nicht im Hauſe. Zieht
Dahin wo man Euch gerne ſieht! —
Da wich er rückwärts, und im Nu
Flog hinter ihm die Thüre zu.

Er gieng des Wegs und war nicht weit,
Da kam ein Mann im Prieſterkleid,
Ganz ſchwarz vermummt von Kopf zu Fuß,
Der an dem Wandrer ohne Gruß
Vorbeiſchlich und zum Hauſe gieng,
Wo man mit Ehren ihn empfieng.
Das nahm der Schüler wohl in Acht
Und rief: Wo bleib' ich dieſe Nacht? —
Ein Bauer kam die Straße her:
Wer iſt hier, und wer klagt ſo ſehr? —

Ich bin ein Schüler müd und matt,
Der hungert und kein Obdach hat. —
Bei Gott und bei Sankt Nikolas!
Da kommt Ihr eben recht zupaß.
Habt Ihr denn nicht, Herr Schüler, ſagt,
An jenem Haus dort angefragt? —
Das that ich; doch man wies mich fort. —
Nun, rief der Bauer, auf mein Wort!
Wenn's mir beliebt, läßt man Euch ein.
Ihr ſeid mein Gaſt: das Haus iſt mein.
Drum kehret um und geht mit mir!
Vom Mahlen komm' ich, trage hier
Den Mehlſack auf dem Nacken,
Den Kindern Brot zu backen. —

Er führt ihn an der Hand gefaßt,
Tritt unters Thor mit ſeiner Laſt
Und pocht mit lautem Rufen an.
Weh, ſpricht die Frau, das iſt mein Mann!
Geſchwind, Herr Pfarrer! Welch ein Schrecken!
Ihr müßt Euch hier im Stall verſtecken.
Doch glaubt mir und ſeid guter Dinge,
Daß ich ihn bald zu Bette bringe. —
Der Prieſter über Kopf und Hals
Stürzt in die Finſternis des Stalls,
Indes die Frau das Thor erſchloß:
Da ſtand ihr Mann und ſein Genoß.
Der Bauer führt den Schüler ein
Und heißt ihn froh und munter ſein:
Herr Schüler, macht es Euch bequem
Und glaubt, Ihr ſeid mir ganz genehm.
Mich freut es, wird's Euch hier behagen.
Nun, Frau, was haſt du aufzutragen? —

Die Bäurin ſprach: Du wirſt verſtehn,
Ich bin auf gar nichts vorgeſehn. —
Bei allen Heilgen! Sprichſt du wahr? —
Du weißt, daß nichts im Hauſe war,
Als du zur Mühle giengſt heut morgen. —
Du brauchteſt nicht für mich zu ſorgen;
Es iſt mir nur um meinen Gaſt.
Nimm Mehl, wenn du nichts andres haſt,
Und richt' es zu! — Die Frau gebot
Der Magd: So lauf und backe Brot!
Traun, das genügt! Sie ſollen
Sich dann zu Bette trollen! —

Enttäuſcht und unwirſch ſaß der Mann,
Bis er zu ſeinem Gaſt begann:
Mich dünkt, Herr, Ihr erfahrt und laſt
Viel Schönes, das Ihr nicht vergaßt,
Und wißt von Wunderdingen
Zu ſagen und zu ſingen.
Drum kürzt mit Mären uns die Friſt,
Bis unſer Nachtmahl fertig iſt! —
Herr, Spielmannsmären kenn' ich nicht
Und weiß nicht Fabel noch Gedicht.
Doch ſagt' ich gern, was Euch erfreut,
Und einen Schrecken hatt' ich heut:
Den will ich Euch erzählen. —
Nur zu! Wer wollte ſchmälen,
Habt Ihr nichts andres juſt bereit?
Ich weiß, daß Ihr kein Spielmann ſeid,
Der Mären hat für jedermann.
Sagt Euer Abenteuer an! —

Ich kam aus tiefem Walde
Hinaus auf eine Halde

Und stieß am Wiesenraine
Auf eine Herde Schweine
Von jeder Größe, schwarz und braun;
Jedoch kein Hirte war zu schaun.
Und wie ich so betrachtend stand,
Da kam ein großer Wolf gerannt;
Der riß auf Gratewohl zum Schmaus
Ein fettes Mastschwein sich heraus.
Ja, Herr, sein Fleisch war, glaubet mir,
So fett — wie das im Topfe hier,
Das Eure Dirne kochte. —
Das Herz der Bäurin pochte.
Wie, Frau? Ist Fleisch da? rief der Mann
Und blickte sie verwundert an. —
Sie merkt, daß hier kein Leugnen gilt:
Ja, gab sie zu, ich war gewillt,
Dich heut damit zu überraschen. —
Gottlob! So giebt es was zu naschen!
Herr Schüler, nun wird's heiter.
Doch sagt, wie gieng es weiter?
Verzeiht, wir fielen Euch ins Wort. —

Ich stand empört, fuhr jener fort,
Und schaute, wie mit giergem Biß
Der Wolf das Schwein in Stücke riß.
Vom Blute färbte sich die Flur;
Das war so rot — wie sag' ich nur?
So wie der Wein, den diese Nacht
Der Knecht hieher ins Haus gebracht. —
Wie? fiel erstaunt der Bauer ein,
Frau, sprich! Wir haben wirklich Wein? —
Jawohl! — Vor innrem Grimme
Versagt ihr fast die Stimme, —

Man ſorgte doch, bei Sankt Denis,
Für Euch mehr als man merken ließ! —
Er ſprach: Das freut mich inniglich
Und mehr für unſern Gaſt als mich.
Jedoch der Wolf? Wie war es nun? —

Ich wußte lang nicht, was zu thun,
Als er ſo frech den guten Fang
Vor meinem Angeſicht verſchlang,
Und rings am Boden ſucht mein Auge
Nach etwas, das zum Wurfe tauge.
Da fand ich einen großen Stein,
Jedoch ſo groß nicht, wahrlich nein, —
Als wie der Kuchen, den ich da
Auf Eurem Herde backen ſah. —
Frau, wirklich? Kuchen auch haſt du? —
Gewiß, und ſchöne noch dazu.
Nur Eier ſind dafür genommen. —
Er ſprach: Das ſoll uns wohl bekommen!
Der Schrecken ſei geſegnet,
Der unſrem Gaſt begegnet!
Er bringt uns Kuchen, Fleiſch und Wein.
Nun wird die Mär zu Ende ſein. —

Noch nicht, erwidert der Geſell,
Sie endet auch noch nicht ſo ſchnell.
Denn ſeht, als ich den Stein erhob,
Da blickt der Wolf ſo grimm und grob, —
Wie hier vom Stall durchs Fenſterlein
Der Pfaffe ſchaut auf mich herein. —
Was Teufel! Pfaffen giebt es auch? —
Der Wirt ſprang auf: Wo iſt der Gauch? —
Sofort bekam beim Nacken
Den Schwarzen er zu packen,

Den er mit ſtarkem Griff bezwang,
Wie der auch angſtvoll mit ihm rang.
Er zog ihm Rock und Mantel aus
Und warf ihn ſchleunigſt aus dem Haus.
Der Pfaffe floh mit Schimpf und Hohn:
Dem Schüler ward ſein Kleid zum Lohn.

Da wurde wieder offenbar,
Wie ſagt der Volksmund doch ſo wahr:
Laß niemand feindlich von dir gehn,
Glaubſt du auch nie mehr ihn zu ſehn! —
Hätt' ihn die Bäurin nicht verjagt,
Der Schüler hätt' ſie nie verklagt:
Ihr Frauen, zieht euch die Lehre
Aus dieſer ſchönen Märe!

Sankt Peter und der Spielmann.

Hört luſtge Mär! Es war einmal
Zu Sens ein Spielmann arm und kahl;
Doch weiß ich nicht, wie er genannt.
Er trug nicht oft ein ganz Gewand:
Ihm klang zu hold der Würfel Laut;
Die ſchälten ihn bis auf die Haut.
Oft ward ihm Geig' und Fiedelbogen
Und Hoſ' und Rock vom Leib gezogen,
Und ſo durch Wind und Wetterbraus
Kam er im bloßen Hemd nach Haus.
An ſein Gewerbe gieng er nun
Zerlumpt, mit durchgetretnen Schuhn.
Doch wieder trug er den Gewinn
Zum Schenkwirt und zum Kuppler hin,
Und alles ward in Nachtſpelunken
Verſpielt, verliebelt und vertrunken.
Dort ſaß und ſang der arme Tropf,
Ein grünes Kränzlein auf dem Kopf,
Und ſchuf im Kreiſe lockrer Gäſte
Sich jeden Tag zum Freudenfeſte.

So trieb er's ohne Sorg' und Gram,
Bis er ein jähes Ende nahm,

Und kaum daß ihn die Seel' verlassen,
Kam auch ein Teufel, sie zu fassen.
Der war schon einen Monat lang
Umhergebirscht, doch ohne Fang.
Nun schlich er an mit weiten Schritten:
Der Sünder blieb ihm unbestritten.
Er warf ihn auf den Hals im Nu
Und schlenderte der Hölle zu.

Dort waren längst die schwarzen Scharen
Mit reicher Ernte heimgefahren:
Der griff den Kämpen im Gefecht
Und der im Busch den Staudenhecht;
Dem saß ein feister Pfaff im Nacken;
Der kriegte einen Mönch zu packen;
Sie brachten Bischof, Kardinal,
Auch Ritter, Laien ohne Zahl.
So drängten sich die bösen Geister
Vor Satan, ihren Herrn und Meister.
Der sah sie alle schwerbeladen:
Willkommen! rief er voller Gnaden,
Fürwahr, das nenn' ich rechten Fleiß!
Macht mir dem Volk die Herberg heiß! —
Man warf sie in den großen Kessel.
Der Satan auf erhabnem Sessel
Sah um sich her und rief mit Schalle:
Ihr Herrn, mich dünkt, ihr seid nicht alle! —
Doch, Herr, entgegneten die Seinen,
Wir sind beisammen bis auf einen,
Der noch in Nöten sucht und rennt.
Er hat zum Teufel kein Talent;
Er ist so täppisch und verdattert,
Daß er nicht eine Seel' ergattert. —

Doch schon kam der gemächlich an
Mit unsrem armen Fiedelmann.
Vor Satan warf er seine Last:
Der bringt uns einen saubern Gast!
Kam euch ein größrer Lump in Sicht?
Was warst du für ein Bösewicht?
Ein Dieb? Ein Strolch? rief Lucifer. —
Ein Spielmann war ich, gnädger Herr!
Hier bring' ich alles mit fürwahr,
Was in der Welt mein eigen war.
Ich habe manchen Tag gefroren;
Manch Schmähwort scholl mir in die Ohren.
Da man nun hier mir Obdach giebt,
Will ich euch singen, wenn's beliebt. —
Zu singen ist hier nicht der Ort:
Wähl dir ein neu Gewerb hinfort!
Und da es, Kerl, um dein Gewand
So gottesjämmerlich bewandt,
So sollst du mir den Kessel heizen. —
Gern, und mit Holz werd' ich nicht geizen:
Mir ist ein gutes Feuer not. —
Er setzte sich zum Höllenschlot,
Versah sein Amt mit heitrem Mut
Und warf die Scheiter in die Glut.

Einst hielt im höllischen Senat
Das Heer der Teufel großen Rat,
Worauf sie weithin sich zerstreuten,
Um neue Seelen zu erbeuten.
Der Meister trat dem Spielmann nah,
Den er am Ofen sitzen sah:
Hör, Spielmann, sprach er, du bleibst hier.
Die Seelen all befehl' ich dir.

Gieb Acht und halte sorglich Haus!
Sonst kratz' ich dir die Augen aus.
Du wirst, wenn eine dir entschlüpft,
An deiner Gurgel aufgeknüpft. —
Herr, sprach er, Ihr könnt ruhig gehn:
Ich will Euch scharf zum Rechten sehn.
Verlaßt Euch drauf! Von Euren Seelen
Wird, wenn Ihr nachzählt, keine fehlen. —
Wohlan, ich will sie dir vertraun.
Doch merk dir, darauf darfst du baun:
Fehlt auch nur eine aus der Schar,
So freß ich dich mit Haut und Haar.
Dienst du mir aber treubeflissen,
So ehrt man dich mit Leckerbissen:
Ich laß dir einen delikaten
Fettwanstigen Mönch am Spieße braten,
Mit einer Tunke zum Geschleck
Aus Wüstlingsmark und Wuchrerspeck. —

Sie fuhren aus. Er aber saß
Am Feuer, das er nicht vergaß.
Da kam wie ganz von ungefähr
Sankt Peter seines Wegs daher,
Im Hofkleid schmuck und feingenäht,
Den schwarzen Schnurrbart kühn gedreht.
In seinen Händen trug er frei
Ein Spielbrett und der Würfel drei.
So trat der Alte ganz allein
Durchs Thor der Hölle still herein
Und setzte sich zum Fiedelmann.
Freund, willst du spielen? hub er an,
Sieh dieses Brett wie wurfgerecht,
Dazu drei Knöchlein voll und echt!

Haſt du nicht Luſt, dein Glück zu machen?
Schau, wie die Silberfüchſe lachen! —
Er zeigt ihm, der begehrlich blickt,
Den großen Beutel reichgeſpickt.
Doch jener ſeufzt betrübt dagegen:
Sucht andre Partner, edler Degen!
Was ſetz' ich armer alter Knabe?
Dies Hemd iſt alles, was ich habe. —
Ei, Freundchen, laß dich das nicht quälen!
Setz du ein paar von dieſen Seelen! —
O weh, rief jener, das ſei fern!
Wie wagt' ich das vor meinem Herrn?
Fehlt eine nur, ob Mann, ob Weib,
Er frißt mich bei lebendgem Leib. —
Wer wird's ihm ſagen, lieber Mann?
Ihm kommt es auf ein paar nicht an.
Sieh nur, wie's hier im Beutel blitzt!
Das liebe Geld, wie ſchön es glitzt,
Ganz friſch geprägt und ſpiegelblank!
Gewinn mir's ab! Mach dir den Schwank!
Dies Häuflein hier von zwanzig Sous,
Das iſt mein Satz! Nun ſetze du! —
Der Spielmann ſieht's, vom Glanz gebannt;
Die Würfel wiegt er in der Hand.
Wohlan denn, ſpricht er halbverzagt,
Um eine Seele ſei's gewagt! —
Warum nicht mehr? Was iſt dabei?
Sei nicht ſo feig und ſetze zwei!
Sie dürfen alt und ruppig ſein:
Es liegt mir nichts am äußern Schein. —
Wohlan, ich ſetz' das Spiel, Gott walt's! —
Gut, rief Sankt Peter, und ich halt's! —

Nein, Blitz! Bevor ein Würfel fällt,
Hier auf die Tafel muß das Geld! —
Gern, sprach Sankt Peter guter Dinge
Und häufte hoch die Silberlinge.
Dann setzten bei des Ofens Flammen
Die beiden sich zum Spiel zusammen.

Sankt Peter spricht zum Fiedelmann:
Du bist der kleinre, du wirfst an. —
Und der erwidert: Nach Belieben! —
Er schüttelt, wirft: Da liegen sieben. —
Sankt Peter nimmt sie auf und lacht:
Das ist nicht viel! Hier liegen acht.
Wirf drüber! Sonst, bei Gottes Blut,
Schreib' ich für mich vier Seelen gut. —
So sei es! Vier Stück oder keins! —
Da fallen drei und zwei und eins:
Verloren! — Und so geht es fort.
Der Spielmann drängt mit hastigem Wort,
Verdoppelt stets der Seelen Zahl —
Sankt Peter schlägt ihn jedesmal;
Schon hat er vierundsechzig Seelen.
Da hebt der Spielmann an zu schmälen:
Bei Gottes Haupt! Mich wundert sehr,
Ihr habt stets einen Würfel mehr.
Ich werf' umsonst mich müd und matt,
Und des Gezerres bin ich satt.
Nun soll das Spiel sich neu gestalten:
Ich setze hundert. Wollt Ihr's halten? —
Auf einen Wurf? — Ja, wie es fällt. —
Gut, lieber Freund! Hier sitzt das Geld. —
Der Spielmann wirft drei Fünfer an:
Drei Sechser wirft der heilge Mann. —

Schau, vierundſechzig ſchuldeſt du
Und dieſe hundert noch dazu! —
Ei, Herr, nun wird's mir doch zuviel!
Das iſt, bei Gott, kein ehrlich Spiel.
Ich laß es rollen, wie es rollt:
Ihr ſetzt die Würfel, wie Ihr wollt. —
Spiel weiter, Mann! Biſt du verrückt? —
Ein Schelm, wer mich ſo ſchnöd berückt!
Ich ſah's und hab' Euch wohl belauſcht,
Wie Ihr die Würfel ſetzt und tauſcht. —
Sankt Peter rötet ſich im Grimme
Und brüllt ihn an mit Donnerſtimme:
Das lügſt du aus dem hohlen Bauch!
Doch das war ſtets der Buben Brauch:
Wenn's ihnen nicht nach Wunſch ſich fügt,
Gleich ſchreien ſie, daß man betrügt.
Nennſt du mich Schelm, du Galgenſtrick?
Den Schelmen dir auf dein Genick!
Kein Wort mehr, bei Sankt Martins Gaul!
Sonſt ſalb' ich dir das Läſtermaul! —
Drauf jener, der vor Aerger kocht:
Ihr ſeid ein Schelm, ſoviel Ihr pocht,
Ein alter Fuchs, der facht und ſtill
Im Spiele mich erwürgen will!
Doch ſoll der Kniff Euch nicht gelingen.
Heraus mit Euren Silberlingen!
Das Geld iſt mein und mir geſtohlen!
Wollt Ihr's, ſo kommt, es Euch zu holen! —

Er ſpringt empor und grapſt das Geld.
Doch Petrus wie ein alter Held
Haut auf ihn los mit mächtgen Streichen
Und greift ihm grimmig in die Weichen.

Da wirft das Geld er aus der Hand
Und leistet kühnen Widerstand.
Er packt Sankt Peters Bart und zaust
Und zockt ihn mit geballter Faust;
Doch der reißt ihm das Hemd zu Stücken.
Weit klaffend hieng es ihm vom Rücken,
So daß zu seinem Zorn und Gram
Die nackte Haut zu Tage kam.
Sie knufften sich und pufften sich
Und rangen beide ritterlich.
Der Spielmann aber ward gewahr,
Daß Petrus doch der stärkre war,
Ein Rämpe groß, von Schultern breit.
Voll Wehmut sah er, wie sein Kleid,
Das erst schon dürftig ihn umfieng,
In Fetzen ihm vom Gürtel hieng,
Und daß er größres Leid verhüte,
Herr, sprach er, scheiden wir's in Güte!
Wir probten uns als feste Streiter.
Nun sei's genug! Wir spielen weiter. —
Sankt Peter schmollte: Mich verdrießt,
Daß Ihr mich einen Schelmen hießt. —
Ich war ein Narr. Nehmt's nicht so schwer!
Herr, glaubet mir, es reut mich sehr.
Und traun, mir ward der schlimmre Teil:
Mein Hemde wird nicht wieder heil;
Nun fröstelt's mich bei jedem Hauch.
Sprecht Ihr mich quitt! Ich thu' es auch. —
Topp, sprach Sankt Peter, Friedensschluß! —
Sie tauschten den Versöhnungskuß.'

Nun, Freund, du schuldest — willst du zählen? —
Mir hundertvierundsechzig Seelen. —

Ja leider, sprach der Fiedelmann,
Ich fieng das Spiel zu mager an.
Wie denkt Ihr? Werfen wir einmal
Um eine dreifach größre Zahl. —
Gern, Lieber, ganz nach deinem Sinne!
Doch krieg' ich auch, was ich gewinne? —
Verlaßt Euch drauf! Ich markte nicht.
Nehmt, was Euch in die Augen sticht:
Chordamen, Ritter, Edelfraun,
Schnapphähne, Mönche schwarz und braun,
Barone, Bauern, nasse Knaben,
Was Ihr begehrt, Ihr sollt es haben. —
Wohl, sprach Sankt Peter, warf und rief:
O weh, nur vier! Nun geht es schief.
Du lieber Heiland, steh mir bei! —
Der Spielmann warf und hatte — drei.
Verzweifelt hub er an zu klagen
Und jammernd an die Stirn zu schlagen:
Ich Wurm, der ich seit Anbeginn
Von Glück und Stern verlassen bin!
Auf Erden schon verlor ich immer,
Und hier beim Teufel wird's noch schlimmer. —

Die armen Seelen in der Pein,
Die lugten ängstlich nach den zwein,
Und zu Sankt Peter aus dem Düstern
Drang rings ein Wispern und ein Flüstern:
Herr, führ uns weg ins ewge Licht!
Wir baun auf dich. Verlaß uns nicht! —
Sankt Peter sprach: Das soll geschehn.
Wir wollen treu zusammenstehn.
Euch zu entreißen dieser Pein,
Setzt' ich mein ganzes Silber ein,

Und wahrlich, hätt' ich es verloren,
Ihr müßtet ewig weiter schmoren.
Vor Abend noch, wenn's Gott gefällt,
Seid ihr in Freuden mir gesellt. —

Der Spielmann trüben Angesichts
Sprach kleinlaut: Alles oder nichts!
Und wird's auf diesen Wurf nicht quitt,
So nehmt den ganzen Plunder mit,
Die Seelen und mein Hemd dazu! —
Wohlan, es gilt! Beginne du! —
Sie spielten, bis der heilge Mann
Ihm alle Seelen abgewann.
Der fuhr mit ihnen schnell gen Himmel
Und zog in fröhlichem Gewimmel
Ins Paradies als Sieger ein.

Der Spielmann aber saß allein
Und nackt wie eine Kirchenmaus:
Da kam der Teufel heer nach Haus.
Der Satan schaut sich staunend um:
Wie ward es hier so still und stumm!
Er läuft umher und steckt den Kopf
In jeden Tiegel, jeden Topf:
Da ist nicht eine Seele mehr,
Die ganze Hölle wüst und leer.
Er fährt den Spielmann wütend an:
Vermaledeiter Hadermann,
Wo ist mein Volk? Was ist geschehn? —
Erbarmen, Herr! Ich will's gestehn.
Nichts Schlimmes ahnend saß ich hier;
Da kam ein fremder Mann zu mir.
Der ließ nach seinem Geld mich schielen
Und lud mich ein, darum zu spielen.

Es war ein alter Uebelthäter,
Ein würfelkundiger Verräter.
Ich spielte fort als rechter Thor,
Bis ich die letzte Seel' verlor. —

Der Satan schüttelt Schweif und Horn:
Wo ist der Kerl, rief er im Zorn,
Der zu der Hölle Spott und Schaden
Uns diesen Tagdieb aufgeladen? —
Mit Backenstreich und Rippenstoß
Gieng's auf den armen Teufel los.
Man warf ihm Stang' und Gabel nach
Und that ihm soviel Leid und Schmach,
Daß er verhieß mit hohen Schwüren,
An keinen Spielmann mehr zu rühren.

Doch Satan rief dem Siedler zu:
Mach, daß du fortkommst, Lecker du!
Dies liederliche Menschenkind
Bringt mich um all mein Hausgesind!
Hinaus, du fauler Knecht, hinaus!
Kein Spielmann kommt mir mehr ins Haus,
Kein Schalksnarr, kein Phantast von Sänger:
Bleibt, wo ihr mögt, ihr Müßiggänger!
Schert euch zu Gott und seiner Schar!
Die jubiliert das ganze Jahr. —
Der Spielmann lief durchs Höllenthor
Und stieg zum Paradies empor.
Das öffnet ihm Sankt Peter gleich
Und führt ihn ein ins Himmelreich.

Nun jauchzt mit hellem hohem Schall,
Ihr Sänger und ihr Siedler all!

Ihr ſitzet in der Freude Schoß:
Die Angſt der Hölle ſeid ihr los.
Euch winkt ein wonniges Aſyl:
Dank ſei dem edlen Würfelſpiel!

Aucassin und Nicolette.

Wer beim Lied vergangner Zeit
Gern sein Ohr dem Sänger leiht,
Dem ergetze Herz und Sinn
Nicolette und Aucassin.
Wie der Junghherr stritt in Pein
Um sein liebes Jungfräulein
Mit dem klaren Angesicht,
Anmutreich ist der Bericht,
Schmuck das Wort und süß der Sang.
Niemand lebt so trüb und bang,
So bedrängt von Sorg' und Not,
Krank und elend auf den Tod,
Den mein Lied nicht macht gesund,
Daß er jauchzt von Herzensgrund;
Also lieblich klingt es.

Nun wird gesprochen und erzählt:

Der Graf Bougar von Valence führte mit dem Grafen Garin von Beaucaire einen so großen, erstaunlichen, blutigen Krieg, daß nicht ein Tag anbrach, an dem er nicht vor die Thore, Mauern und Schlagbäume seiner Stadt kam mit hundert Rittern und zehntausend Knechten zu Fuß und zu Roß, in

seinem Lande sengte und brannte, seine Felder verwüstete und seine Leute erschlug. Der Graf Garin von Beaucaire war alt und gebrechlich und hatte seine Tage gelebt. Er hatte keinen Erben, nicht Sohn noch Tochter, außer einem einzigen Knaben. Den will ich euch beschreiben: Aucassin hieß der Junghherr; er war schön und anmutig, groß und wohlgebaut an Beinen, Füßen, Leib und Armen; er hatte blonde, dichtgelockte Haare, blaue lachende Augen [1]), ein klares längliches Gesicht, eine hohe, wohlstehende Nase, und so reich war er mit guten Eigenschaften ausgestattet, daß an ihm gar keine schlimme zu finden war. Aber so überwältigt war er von der Liebe, die alles besiegt, daß er weder Ritterschaft üben, noch die Waffen ergreifen, noch ein Turnier besuchen, noch irgend etwas thun wollte, was er gesollt hätte.

Sein Vater und seine Mutter sagten zu ihm: Sohn, nimm doch deine Waffen und steige zu Roß, verteidige dein Land und hilf deinen Mannen! Wenn sie dich unter sich sehen, werden sie besser Leib und Habe, dein Land und das unsre beschirmen. — Vater, sprach Aucassin, was redet Ihr da? Traun, Gott soll mir nichts gewähren, darum ich ihn bitte, so ich jemals Ritterschaft übe, zu Rosse steige oder in Sturm und Schlacht ziehe, um dort mit einem Ritter Liebe zu wechseln, wenn Ihr mir nicht Nicolette gebt, mein süßes Mädchen, das ich von Herzen liebe! — Sohn, sprach der Vater, das kann nicht sein! Laß von Nicolette! Denn sie ist eine Gefangene, die aus fremden Landen hieher gebracht wurde. Von Sarazenen kaufte sie der Vizgraf dieser Stadt [2]) und führte sie hieher; er

hob ſie aus der Taufe und machte ſie zu ſeinem Patenkind und wird ihr nächſtens einen jungen Mann vermählen, der ihr ein ehrlich Brot verdiene. Damit haſt du nichts zu ſchaffen, und wenn du eine Frau willſt, ſo gebe ich dir die Tochter eines Königs oder Grafen. Kein ſo mächtiger Mann lebt in Frankreich, deſſen Tochter du nicht haben kannſt, wenn du ſie begehrſt. — Ach, Vater, ſprach Aucaſſin, wo giebt es die hohen Ehren auf Erden, die nicht wohl angewandt wären, wenn ſie Nicolette, mein ſüßes Liebchen, hätte? Und wäre ſie Kaiſerin von Konſtantinopel oder von Deutſchland oder Königin von Frankreich oder von England, ſo wäre das noch viel zu wenig für ſie. So edel und fein und freundlich iſt ſie und begabt mit allen guten Gaben! —

Nun wird geſungen:

Aucaſſin war von Beaucaire,
Einem Schloſſe reich an Ehre.
Keinem Rate wollt' es glücken,
Ihn der Minne zu entrücken.
Seine ſtolzen Eltern beide
Drohten ihm in Zorn und Leide:
Halt doch, Thor! Wo denkſt du hin?
Trägſt du Nicolette im Sinn,
Die dereinſt von Räuberſchiffen
Bei Karthago aufgegriffen
Und verkauft ward über Meer?
Steht zum Weibe dein Begehr,
Denk an Töchter edler Herrn! —
Nein doch, Mutter! Das ſei fern!
Von ihr laſſen kann ich nicht;
Denn ihr ſchönes Angeſicht

Leuchtet mir ins Herz hinein.
Sie ſoll meine Liebſte ſein,
Da ſie gar ſo hold iſt! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als der Graf Garin von Beaucaire ſah, daß er ſeinen Sohn Aucaſſin von der Liebe zu Nicolette nicht abbringen konnte, begab er ſich zum Vizgrafen der Stadt, der ſein Dienſtmann war, und redete ihn alſo an: Herr Vizgraf, ſchafft mir Nicolette, Euer Patenkind, von hinnen! Verwünſcht ſei das Land, woher ſie zu uns geführt wurde! Denn durch ſie verliere ich Aucaſſin, daß er nicht Ritterſchaft üben, noch irgend etwas thun will, was er ſollte. Und wiſſet wohl, wenn ich ihrer habhaft werde, verbrenne ich ſie, und Ihr ſelber dürft um Euch in großen Sorgen ſein! — Herr, ſagte der Vizgraf, es iſt mir leid, daß er zu ihr kommt und mit ihr redet. Ich habe ſie mit meinem Gelde gekauft und aus der Taufe gehoben und zu meinem Patenkind gemacht und hätte ihr einen jungen Mann gegeben, der ihr ein ehrlich Brot verdiente. So hätte Aucaſſin, Euer Sohn, nichts mit ihr zu ſchaffen. Aber da es Euer Wunſch und Wille iſt, ſo werde ich ſie in ein ſo fernes Land ſchicken, daß er ſie nimmer mit Augen ſehen ſoll. — Ja, hütet Euch! ſprach der Graf Garin, ſonſt könnte Euch großes Leid daraus erwachſen! — Damit ſchieden ſie. Der Vizgraf aber war ein ſehr reicher Mann und hatte einen prächtigen Palaſt nach einem Garten hin. Dort ließ er Nicolette in einem obern Stockwerk in eine Kammer bringen und eine Alte mit ihr, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Auch Brot und Fleiſch und

Wein und was ihnen ſonſt vonnöten war, ließ er hinſchaffen. Dann ließ er die Thüre verſiegeln, daß man nirgends herein noch heraus kommen konnte. Nur ein kleines Fenſterchen gieng nach dem Garten zu, durch das ihnen ein wenig friſche Luft zukam.

Nun wird geſungen:

Nicolette in Sorg' und Jammer
Saß gefangen in der Kammer;
Die war kunſtvoll überdacht,
Reich an bunter Bilderpracht.
Auf des Fenſters Marmelſtein
Stützte ſich das Mägdelein.
Goldig war ihr Lockenhaar,
Feingeſchweift der Brauen Paar,
Klar und länglich ihr Geſicht:
Schönre Jugend ſahn ihr nicht!
Draußen in des Gartens Grün
Schaute ſie der Roſen Blühn,
Und der Vöglein heller Chor
Klang zu der Verwaiſten Ohr. —
Weh mir, weh, daß ich gefangen!
Welche Schuld hab' ich begangen?
Süßer Jungherr Aucaſſin,
Nur weil ich dein Liebchen bin
Und dein Herz nicht läßt von mir,
Drum ſitz' ich gefangen hier,
Um in dieſen Kerkermauern
Meine Tage zu vertrauern.
Aber bei dem heilgen Chriſt!
Wenn das Glück mir günſtig iſt,
Komm' ich bald von hinnen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Nicolette ſaß, wie ihr gehört habt, in der Kammer gefangen. Aber das Gerücht gieng durch das ganze Land, daß Nicolette verſchwunden ſei. Die einen ſagten, ſie ſei in die Fremde geflohen, und die andern, der Graf Garin von Beaucaire habe ſie ermorden laſſen. Wenn ſich aber jemand darüber freute, ſo war dies Aucaſſin gewiß nicht. Er begab ſich zum Vizgrafen der Stadt und fragte ihn: Herr Vizgraf, was habt Ihr mit Nicolette gemacht, meinem ſüßen Lieb, dem Weſen, das mir am teuerſten war auf der Welt? Wißt, wenn ich davon ſterbe, wird man an Euch Rache nehmen, und das mit Recht. Denn Ihr habt mich mit Euren eigenen Händen getötet, als ihr mir das Liebſte nahmt, das ich auf dieſer Welt mein nannte. — Lieber Herr, ſprach der Vizgraf, laßt dieſe Rede! Nicolette iſt eine Gefangene, welche ich aus fremden Landen mitbrachte. Ich kaufte ſie mit meiner Habe von Sarazenen und habe ſie aus der Taufe gehoben und als mein Patenkind erzogen und hätte ihr nächſtens einen jungen Mann gegeben, der ihr ein ehrlich Brot verdiente. Damit habt Ihr nichts zu ſchaffen. Nein, nehmet Euch die Tochter eines Königs oder Grafen! Ueberdies was meint Ihr, daß Euer Gewinn wäre, wenn Ihr ſie verführt hättet? Ihr hättet wenig Frommen davon! Denn Eure Seele würde darum für alle Tage der Zeit in der Hölle ſein, und nie würdet Ihr eingehen ins Paradies! — Was habe ich im Paradies zu thun? Ich will gar nicht hinein, wenn ich nur Nicolette habe, mein ſüßes Mädchen, das ich von Herzen liebe. Ins

Paradies kommen nur ſolche Leute, wie ich Euch ſagen will. Dahin kommen jene alten Pfaffen und jene alten Krüppel und Lahmen, die Tag und Nacht vor den Altären und in den alten Grüften hocken, die mit den alten abgeſchabten Kapuzen und den alten ſchmutzigen Kleidern, die nackt ſind und barfuß und ohne Hoſen und vor Hunger und Durſt, Froſt und Elend ſterben. Die kommen ins Paradies; mit denen habe ich nichts zu thun. Aber in die Hölle will ich gehn! Denn in die Hölle kommen die weiſen Meiſter und die ſchönen Ritter, die in Turnieren und in gewaltigen Kriegen gefallen ſind, die guten Knappen und die freien Männer. Mit dieſen will ich gehn! Auch kommen dahin die ſchönen höfiſchen Damen, die neben ihrem Herrn zwei oder drei Freunde hatten. Auch kommt dahin das Gold und das Silber, Pelz und Grauwerk und Harfner und Spielleute und die Könige der Welt. Mit dieſen will ich gehn; aber Nicolette, mein ſüßes Lieb, muß bei mir ſein! [3]) — Wahrlich, ſprach der Vizgraf, alles Reden iſt vergebens! Denn nie ſollt Ihr ſie wiederſehen. Und wenn Ihr mit ihr ſprächet und Euer Vater erführe es, ſo würde er mich und ſie im Feuer verbrennen, und Ihr ſelber dürftet in großen Sorgen ſein. — Das jammert mich, ſprach Aucaſſin und ſchied vom Vizgrafen tiefbekümmert.

Nun wird geſungen:

Heim gieng Aucaſſin der arme,
Um ſein Lieb in tiefem Harme.
Ach, ſein ſchweres Leid zu wenden,
Weiß ihm niemand Rat zu ſpenden.

Weiß ihm niemand Troſt zu leihn.
Zum Palaſte trat er ein,
Stieg die Treppen auf im Gram,
Bis er in ſein Zimmer kam.
Dort mit Seufzern und mit Thränen
Klagt er laut in heißem Sehnen:
Nicolette, holdes Weilen,
Holdes Kommen und Enteilen,
Holdes Träumen, holdes Wachen,
Holdes Scherzen, holdes Lachen,
Holdes Küſſen, hold Umfahn!
Mir iſt weh um dich gethan!
Solcher Kummer iſt mein Gaſt,
Daß mir Licht und Luft verhaßt,
Schweſter, ſüßes Liebchen [4])!

Nun wird geſprochen und erzählt:

Während Aucaſſin im Zimmer war und um Nicolette, ſein Liebchen, klagte, war der Graf von Valence, der ſeinen Krieg zu fördern dachte, nicht müßig. Er hatte ſeine Mannen zu Fuß und zu Roß aufgeboten und zog vor die Burg, um ſie zu ſtürmen. Da erhob ſich Geſchrei und Lärm; Ritter und Knechte waffneten ſich und liefen zu den Thoren und Mauern, um das Schloß zu ſchirmen, und die Bürger ſtiegen auf die Wehrgänge der Mauern und ſchoſſen Bolze und zugeſpitzte Pfähle hinab. Schon war der Sturm in vollem Gange; da kam der Graf Garin von Beaucaire in das Zimmer, wo Aucaſſin um Nicolette, ſein ſüßes Liebchen, klagte. Ha Sohn, ſprach er, wie elend und jämmerlich biſt du, daß du zuſchauſt, wie man deine beſte und ſtärkſte Burg beſtürmt! Wiſſe, daß du erbelos

biſt, wenn du ſie verlierſt. Sohn, nimm deine Waffen und ſteig aufs Roß, ſchirme dein Land, hilf deinen Mannen und geh in den Kampf! Wenn ſie dich nur in ihrer Mitte ſehen, und ſollteſt du auch mit keinem Manne Hiebe wechſeln, ſo werden ſie doch Habe und Leben, dein Land und das meine beſſer beſchirmen. Du biſt ſo groß und ſtark, daß du es wohl thun kannſt, und es iſt deine Schuldigkeit! — Vater, ſprach Aucaſſin, was redet Ihr da? Gott ſoll mir nichts gewähren, darum ich ihn bitte, ſo ich jemals Ritterſchaft übe, zu Roſſe ſteige und in den Kampf ziehe, um mit einem Ritter Hiebe zu wechſeln, wenn Ihr mir nicht Nicolette gebt, mein ſüßes Mädchen, das ich von Herzen liebe! — Sohn, ſprach der Vater, das kann nicht ſein! Eher will ich's ertragen, daß ich erbelos werde und alles verliere, was ich beſitze, als daß du ſie zum Weib und Ehgemahl haben ſollſt! — Damit wandte er ſich ab. Doch Aucaſſin, als er ihn gehen ſah, rief ihn zurück. Vater, ſprach er, kommt her! Ich will Euch einen guten Vorſchlag machen. — Und welchen, lieber Sohn? — Ich will die Waffen ergreifen und in den Kampf ziehen unter der Bedingung, daß, wenn mich Gott heil und geſund zurückführt, Ihr mich Nicolette, mein ſüßes Lieb, nur ſolange ſehen laßt, bis ich zwei oder drei Worte mit ihr geſprochen und ſie ein einzigmal geküßt habe. — Ich bin's zufrieden, ſprach der Vater. Er ſagte es ihm zu, und Aucaſſin ward frohlich.

Nun wird geſungen:

Als der Kuß ihm war gewährt,
Wenn vom Streit er wiederkehrt,

Hunderttauſend Mark von Gold
Nähm' er nicht um dieſen Sold.
Von den Seinen heiſcht er gleich
Kampfgewande ſchön und reich;
Einen Halsberg läßt er bringen
Mit verflochtnen Doppelringen,
Schnallt den Helm von Steinen klar
Auf ſein wallend Lockenhaar,
Nimmt das Schwert mit goldnem Knauf,
Springt zum Streitroß, ſchwingt ſich auf,
Faßt den Schild und hebt den Speer;
Seine Füße richtet er,
Daß ſie feſt im Bügel ſitzen.
Seine hellen Augen blitzen,
Und im Sinn der Liebſten Bild
Sprengt er nach dem Kampfgefild.
Willig ſtürmt ſein treues Tier
Durch das Thor voll Streitbegier,
Wo die Schlacht entbrannen.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin ſaß gewappnet auf ſeinem Roß, wie ihr gehört habt. Gott, wie gut ſaß ihm der Schild am Hals, der Helm auf dem Haupt und das Schwertgehäng an der linken Hüfte! Der Junghherr war groß und ſtark, ſchön und ſchmuck und wohlgebaut, und das Roß, worauf er ſaß, war ſchnell und flüchtig, und er lenkte es gerade durch das Thor. Glaubt aber ja nicht, daß er daran dachte, Ochſen, Kühe oder Ziegen zu rauben oder mit einem Ritter Hiebe zu wechſeln. Nein, durchaus nicht! Er war ſo in Gedanken an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, verloren, daß er ganz der Zügel vergaß und alles

deſſen, was er hätte thun ſollen. Das Roß aber, das die Sporen gefühlt hatte, trug ihn ins Gedränge und ſtürzte ſich mitten unter die Feinde. Dieſe legten Hand an ihn von allen Seiten und ergriffen ihn, entriſſen ihm Schild und Lanze, führten ihn ſpornſtreichs als Gefangenen fort und berieten ſich ſchon, welchen Tod ſie ihn ſterben laſſen wollten. Als Aucaſſin das hörte, ſprach er: Ach Gott, lieber Herr! Sind das nicht meine Todfeinde, die mich davonführen, um mir den Kopf abzuſchneiden? Aber wenn mir der Kopf abgeſchnitten iſt, dann kann ich ja nicht mehr mit Nicolette, meinem ſüßen Liebchen, reden! Noch habe ich hier ein gutes Schwert und ſitze auf einem guten friſchen Roß. Wehre ich mich jetzt nicht um ihretwillen, ſo ſoll Gott ſie verlaſſen, wenn ſie mich ferner noch liebt! — Der Junkherr war groß und ſtark und das Roß, worauf er ſaß, behende, und er legte Hand ans Schwert und begann nach rechts und links um ſich zu hauen, ſpaltete Helme und Naſenſtangen, Häupte und Arme und richtete um ſich her ein Blutbad an wie der Eber, wenn ihn die Hunde im Forſt anfallen. Zehn Ritter ſchlug er ihnen nieder und verwundete ſieben, hieb ſich ſpornſtreichs aus dem Gedränge und kam im Galopp zurückgeſprengt, das Schwert in der Hand. Der Graf Bougar von Valence hatte gehört, daß man ſeinen Feind Aucaſſin hängen wolle, und kam eben daher. Aucaſſin erkannte ihn wohl und hieb ihn mit dem Schwert durch den Helm ins Haupt, daß er betäubt zu Boden ſtürzte. Aucaſſin aber reckte die Hand aus, ergriff ihn und führte ihn weg an der Naſenſtange ſeines Helmes [5]) und überlieferte ihn ſeinem Vater. Vater, ſprach

er, hier iſt Euer Feind, der Euch ſolange bekriegt und ſoviel geſchädigt hat! Zwanzig Monate hat dieſe Fehde gewährt, ohne daß ſie jemand zu Ende brachte. — Lieber Sohn, ſprach der Vater, ſolche Jugendthaten ſollſt du vollbringen, nicht Thorheiten nachjagen! — Vater, ſprach Aucaſſin, erſpart Euch dieſe Predigt und erfüllt mir meine Bedingung! — Bah, welche Bedingung, lieber Sohn? — Oho, Vater! Habt Ihr ſie vergeſſen? Bei meinem Haupt! Vergeſſe ſie, wer da will, ich nicht; denn ſie liegt mir zu ſehr am Herzen. Habt Ihr mir etwa nicht gelobt, wenn ich die Waffen ergreife und in den Kampf ziehe und Gott mich heil und geſund zurückführe, daß Ihr mich Nicolette, mein ſüßes Lieb, ſo lange ſehen laſſen wollet, bis ich mit ihr zwei oder drei Worte geſprochen und ſie ein einzigmal geküßt habe? Das habt Ihr mir gelobt, und ich verlange, daß Ihr mir's haltet! — Ich? ſprach der Vater, Gott ſoll mich verlaſſen, wenn ich dir dieſe Bedingung erfülle! Wenn ich ſie hier hätte, würde ich ſie im Feuer verbrennen, und du ſelber dürfteſt in großen Sorgen ſein! — Iſt das Euer letztes Wort? ſprach Aucaſſin. — So wahr mir Gott helfe, ſprach der Vater, ja! — Traun, ſprach Aucaſſin, ſo ſchmerzt mich ſehr, daß ein Mann von Eurem Alter lügt. Graf von Valence, ſprach er, ich habe Euch gefangen? — Ja wahrlich, Herr! ſprach der Graf. — Reicht mir Eure Hand! ſprach Aucaſſin. — Herr, gerne! — Er legte ſeine Hand in die Aucaſſins. — Wollt Ihr mir verſprechen, ſprach dieſer, daß Ihr keinen Tag Eures Lebens unterlaſſen wollt, meinen Vater zu verunglimpfen und an Leben und Habe zu ſchädigen, ſoviel Ihr vermögt? — Herr,

um Gott! ſprach jener, ſcherzet nicht, ſondern ſetzt mir ein Löſegeld! Ihr dürft nur verlangen: Gold oder Silber, Roſſe und Zelter, Pelz und Grauwerk, Hunde und Federſpiel, ich will es Euch geben! — Wie? ſprach Aucaſſin, wollt Ihr nicht anerkennen, daß ich Euch gefangen habe? — Ja doch, Herr! ſprach der Graf Bougar. — So helfe mir Gott! ſprach Aucaſſin, wenn Ihr mir das nicht verſprecht, laſſe ich Euer Haupt vom Rumpfe fliegen! — In Gottes Namen, ſprach jener, ich verſpreche Euch, ſoviel Euch gefällt! — Er gab ihm ſein Wort darauf, und Aucaſſin ließ ihn auf ein Roß ſteigen, ſtieg ſelber auf ein anderes und geleitete ihn, bis er in Sicherheit war.

Nun wird geſungen:

Als da ſah der Graf Garin,
Daß der Junghherr Aucaſſin
Ohne Wanken ſeinem Lieb
Nicoletten treu verblieb,
Zürnt er ſo, daß ins Verließ
Er den eignen Sohn verſtieß.
Ein Gewölb von Marmelſtein
Schloß ihn tief im Keller ein.
Wie er anhub, ſich zu grämen,
Sollt ihr von ihm ſelbſt vernehmen:
Nicolette, Liljenblüte,
Herzenslieb von reiner Güte,
Süßer labſt du Mut und Kraft
Als der reifen Traube Saft,
Süßer biſt du tauſendmal
Als der Würzwein im Pokal!

Jüngſt aus Limouſin der Stadt
Kam ein Pilger krank und matt,
Von Betäubung ſchwer betroffen,
Und er lag hier ſonder Hoffen
Fiebernd, ein verlorner Mann.
Da kamſt du des Wegs heran,
Hobeſt juſt vor einer Treppe
Deines Hermelines Schleppe,
Und der Mann, dem Tode nah,
Als er deine Füßchen ſah,
Ward er froh von Herzensgrund
Und genas zur ſelben Stund'.
Rüſtig zog er aus dem Thor,
Heil und friſch wie nie zuvor.
Lilje rein und wohlgethan,
Holdes Gehen, holdes Nahn,
Holdes Lachen, holdes Neigen,
Holdes Reden, holdes Schweigen,
Holdes Küſſen, hold Umfaſſen!
Wer kann ſolchen Liebreiz haſſen?
Da mein Herz nicht von dir ließ,
Sitz' ich tief im Turmverließ,
Wo ich troſtlos mich gebärde
Und vor Jammer ſterben werde,
Lieb, um deinetwillen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin war in den Kerker geworfen, wie ihr gehört habt, und Nicolette ihrerſeits in der Kammer eingeſchloſſen. Es war zur Sommerzeit, im Monat Mai, wo die Tage warm, lang und klar ſind und die Nächte ſtill und heiter. Eines Nachts lag Nicolette in ihrem Bette und ſah den Mond hell durch

das Fenſter ſcheinen und hörte die Nachtigall im Garten ſchlagen und gedachte Aucaſſins, ihres Freundes, den ſie von Herzen liebte. Auch begann ſie zu überdenken, wie der Graf Garin von Beaucaire ſie ſo tödlich haſſe, und ſie fürchtete, ſie werde nicht lange mehr hier ſein, ſondern dem Grafen verraten werden, und dann werde ſie dieſer eines ſchlimmen Todes ſterben laſſen. Als ſie nun merkte, daß die Alte, welche ſie bei ſich hatte, im Schlafe lag, ſtand ſie auf und kleidete ſich in ihr ſchönes ſeidenes Obergewand, knüpfte die Bettlinnen und die Handtücher aneinander und machte ſo ein Seil daraus, ſo lang als ſie konnte, ſchlang es um den Fenſterpfeiler und ließ ſich hinunter in den Garten. Dann nahm ſie den Saum ihres Kleides mit der einen Hand vorne, mit der andern hinten auf, ſchürzte ſich ſo vor dem Tau, der reichlich auf dem Graſe lag, und gieng den Garten hinab. Sie hatte blonde, dichtgelockte Haare, blaue, lachende Augen, ein längliches Angeſicht, eine hohe, wohlſtehende Naſe, Lippen von zarterem Rot als Kirſchen und Roſen zur Sommerzeit und kleine weiße Zähne [6]). Sie war ſchlank um die Lenden, daß ihr ſie mit euren beiden Händen hättet umſpannen können, und die Maßliebchen, die, von ihren Zehen geknickt, ihr auf den Reihen des Fußes fielen, waren geradezu ſchwarz gegen ihre Füße und Beine: ſo weiß war das Mägdlein. Sie kam an das Hinterpförtchen, öffnete es und gieng hinaus durch die Straßen von Beaucaire. Dabei hielt ſie ſich im Schatten; denn der Mond leuchtete ganz hell. Sie gieng ſo lange, bis ſie zu dem Turme kam, worin ihr Geliebter eingeſchloſſen war. Der Turm war von Strecke zu

Strecke mit Strebepfeilern geſtützt, und ſie ſchmiegte ſich hinter einen derſelben, wickelte ſich in ihren Mantel und legte das Haupt in einen Spalt des uralten Turmes hinein. Da hörte ſie Aucaſſin, wie er drinnen weinte und große Klage erhob und nach ſeinem ſüßen Mädchen rief, das er von Herzen liebte, und als ſie ihm lang genug zugehört hatte, begann ſie zu reden.

Nun wird geſungen:

Nicolette ſchmiegte dicht
An den Pfeiler ihr Geſicht.
Sie vernahm des Freundes Jammern
Drunten in des Turmes Kammern
Und hub an und fragte ihn:
Edler Ritter Aucaſſin,
Hoher Junghherr reich an Ehren,
Ach, was frommen Eure Zähren,
Die um meinetwillen fließen?
Nimmer ſollt Ihr mein genießen!
Euer Vater ſtößt mich aus,
Er und Euer ganzes Haus.
Euretwegen muß ich fliehn,
Uebers Meer von dannen ziehn. —
Eine Locke ſchnitt die Holde
Aus des Haares reinem Golde,
Warf ſie nieder, und der Knabe
Nahm entzückt die liebe Gabe,
Küßt' und herzte ſie vor Luſt
Und verbarg ſie auf der Bruſt.
Doch von neuem hub er dann
Seine lauten Klagen an
Um der Liebſten willen.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin Nicolette ſagen hörte, daß ſie in ein anderes Land gehen wollte, kam er außer ſich vor Erregung. Schönes ſüßes Lieb, ſprach er, geh nicht fort! Denn das wäre mein Tod! Der erſte, der dich ſieht, wird ſich deiner ſofort bemächtigen und dich zu ſeiner Liebſten machen. Aber wenn du einem andern als mir angehört haſt, glaube nicht, daß ich dann ſo lange warte, bis ich ein Meſſer finde, um es mir ins Herz zu ſtoßen und mich zu töten. Nein wahrlich, ſo lange würde ich nicht warten, ſondern auf das nächſte Gemäuer oder den nächſten grauen Stein würde ich zuſtürzen und den Kopf ſo hart dagegen rennen, daß mir die Augen herausflögen und mein Gehirn verſpritzte. Lieber einen ſolchen Tod als erfahren, daß du einem andern als mir angehört haſt! — Ach, ſprach ſie, ich glaube nicht, daß Ihr mich ſo ſehr liebt, wie Ihr ſagt; aber ich liebe Euch mehr als Ihr mich. — O, ſprach Aucaſſin, ſchönes ſüßes Lieb, das iſt nicht möglich, daß du mich ebenſo liebſt wie ich dich. Nie kann das Weib den Mann ſo ſehr lieben wie der Mann das Weib. Denn des Weibes Liebe ſitzt im Auge und in der Spitze der Bruſt und in der Fußzehe; aber des Mannes Liebe iſt ins Herz gepflanzt, daraus ſie nicht entweichen kann. — Während Aucaſſin und Nicolette zuſammen ſprachen, kamen die Scharwächter der Stadt die Straße daher mit gezogenen Schwertern unter den Mänteln. Denn der Graf Garin hatte ihnen befohlen, daß ſie Nicolette töten ſollten, wenn ſie dieſelbe fänden. Aber der Wächter, der auf dem Turme ſtand, ſah

ſie kommen und hörte, wie ſie von Nicolette ſprachen und ſie mit dem Tode bedrohten. Gott, ſprach er, wie ſchade wäre es um ein ſo ſchönes Mägdlein, wenn ſie es töteten! Es wäre eine groſſe Liebesthat, wenn ich ſie warnen könnte, damit ſie auf ihrer Hut wäre und jene ſie nicht bemerkten. Denn wenn man ſie umbringt, ſo wird auch mein Junghherr Aucaſſin den Tod davon haben, und das wäre ſehr ſchade! —

Nun wird geſungen:

Wacker, klug, von mildem Sinne
War der Wächter auf der Zinne.
Er begann mit hellem Klang
Einen lieblichen Geſang:
Mägdelein voll Herzensgüte,
In des Leibes Jugendblüte,
Du mit lichtem Lockengold,
Blauen Augen hell und hold,
Mägdelein, aus deinem Weſen,
Glaub' ich eines klar zu leſen:
Mit dem Liebſten ſprachſt du da,
Der um dich dem Tode nah.
Laß dich warnen! Höre mich!
Vor Verrätern hüte dich,
Die hier eben nach dir ſpüren
Und verſteckte Schwerter führen!
Drohend heiſchen ſie dein Blut:
Biſt du nicht auf deiner Hut,
Wird dir Leid geſchehen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Ach, ſprach Nicolette, heilige Ruhe den Seelen

deiner Eltern, da du mir dies ſo ſchön und ſo freundlich geſagt haſt! So es Gott gefällt, will ich mich wohl hüten, und Gott möge mich vor ihnen ſchützen! — Sie drückte ſich, von ihrem Mantel verhüllt, in den Schatten des Pfeilers, bis ſie vorüber waren. Dann nahm ſie Abſchied von Aucaſſin und gieng weiter, bis ſie an die Mauern der Burg kam. Die Mauer war zerſtückt und mit Flechtwerk ausgebeſſert. Sie ſtieg hinüber, bis ſie zwiſchen der Mauer und dem Graben war. Als ſie hinunterblickte, ſah ſie, daß der Graben ſehr tief und abſchüſſig war, und ſie fürchtete ſich ſehr. Ach Gott, ſprach ſie, lieber Herr! Wenn ich mich hinabfallen laſſe, ſo breche ich den Hals, und wenn ich hier bleibe, ſo ergreift man mich morgen und verbrennt mich im Feuer. Aber lieber will ich hier ſterben, als daß mich morgen das ganze Volk zu ſeiner Verwunderung angaffe. — Sie bekreuzte ihr Haupt und ließ ſich den Graben hinabgleiten [7]), und als ſie auf dem Grunde ankam, da waren ihre ſchönen Füße und Hände, die vorher nie erfahren hatten, was eine Wunde heißt, ſo zerſtoßen und zerſchunden, daß das Blut wohl an zwölf Stellen hervordrang. Dennoch fühlte ſie keinerlei Schmerz vor der großen Furcht, die ſie hatte. War ihr aber das Hineinkommen ſchon ſo ſchwer geworden, ſo wurde ihr das Hinauskommen noch viel ſchwerer. Sie dachte, daß es nicht gut ſei, da zu verweilen, und fand einen zugeſpitzten Pfahl, den die Verteidiger der Burg hinabgeworfen hatten, und klomm Schritt für Schritt mit großer Mühſal empor, bis ſie oben anlangte. Da lag nun ein Wald zwei Bogenſchüſſe entfernt, der ſich wohl dreißig Meilen

in die Länge und in die Breite dehnte, und darin waren wilde Tiere und Gewürm. Sie ſcheute ſich, ihn zu betreten, aus Furcht, von ihnen gefreſſen zu werden; andrerſeits dachte ſie, wenn man ſie hier fände, würde man ſie in die Stadt zurückbringen und verbrennen.

Nun wird geſungen:

Nicolette von Angſt beklommen
War der feſten Burg entkommen,
Als zu klagen ſie begann.
Ihren Heiland rief ſie an:
Vater, König, Herr der Ehren!
Ach, wohin ſoll ich mich kehren?
Geh' ich in den dichten Wald,
Freſſen mich die Wölfe bald,
Eber mit den ſcharfen Hauern
Oder Löwen, die dort lauern.
Aber wart' ich bis zum Tag,
Daß man hier mich finden mag,
Werd' zum Holzſtoß ich geſandt
Und mein junger Leib verbrannt.
Aber lieber tauſendfalt
Sterben in dem wilden Wald,
Als zur Stadt zurück mich wenden,
Um dort ſchmählich zu verenden!
Dorthin kehr' ich nimmer! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Nicolette klagte ſchmerzlich, wie ihr gehört habt. Sie befahl ſich Gott und gieng, bis ſie in den Wald kam. Sie wagte nicht, tief in ihn einzudringen, wegen der wilden Tiere und des Gewürms, ſondern duckte ſich in ein verwachſenes Dickicht. Dort über-

kam ſie der Schlummer, und ſie ſchlief bis zum hellen Morgen, da die Hirten aus der Stadt kamen und ihre Tiere zwiſchen das Gehölz und das Flußufer trieben. Sie ſelber begaben ſich nach einer ſehr ſchönen Quelle, die am Saume des Waldes floß, breiteten einen Mantel aus, legten ihr Brot darauf und aßen zuſammen. Nicolette erwachte vom Ruf der Vögel und der Hirten und eilte dieſen zu. Liebe Kinder, ſprach ſie, Gott der Herr behüte euch! — Segne Euch Gott! ſprach einer, der der redegewandteſte unter ihnen war. — Liebe Kinder, fragte ſie, kennt ihr Aucaſſin, den Sohn des Grafen Garin von Beaucaire? — Ja, wir kennen ihn wohl. — Um Gottes Huld, liebe Kinder, ſprach ſie, ſagt ihm, daß in dieſem Forſt ein Wild ſei und er kommen möge, es zu jagen! Wenn er es fangen könne, werde er nicht ein Glied desſelben um hundert Mark Goldes, ja, nicht um fünfhundert, noch um irgend einen Schatz der Welt weggeben. — Dieſe ſtarrten ſie an und wurden ganz verdutzt von ihrer Schönheit. — Das ſoll ich ihm ſagen? ſprach der, welcher der redegewandteſte war, verwünſcht ſei, wer ihm das ausrichten will! Denn Lug und Trug iſt, was Ihr ſagt. So koſtbares Wild iſt nicht in dieſem Forſte, weder Hirſch, noch Löwe, noch Eber, daß eines ſeiner Glieder mehr als zwei oder höchſtens drei Heller wert wäre, und Ihr redet von ſo großen Schätzen. Uebel verwünſcht ſei, wer Euch glaubt und ihm das ausrichtet! Ihr ſeid eine See, und wir machen uns nichts aus Eurer Geſellſchaft. Darum geht Eurer Wege! — Ach, liebe Kinder, ſprach ſie, thut es doch! Das Wild hat eine ſolche Arznei, daß Aucaſſin von ſeiner Wunde geheilt werden ſoll. Hier

habe ich fünf Groſchen in meiner Taſche; nehmt ſie und ſagt ihm, daß er binnen drei Tagen nach dem Wilde jagen müſſe und wenn er es bis dahin nicht finde, ſo werde er nie mehr von ſeiner Wunde geneſen. — Meiner Treu, ſprach jener, das Geld wollen wir nehmen und, wenn er herkommt, es ihm ſagen; aber aufſuchen werden wir ihn nicht. — In Gottes Namen, ſprach ſie, nahm Abſchied von den Hirten und gieng weiter.

Nun wird geſungen:

Von den Hirten gieng geſchwind
Nicolette, das holde Kind.
Ohne Säumen ſchritt ſie dann
Durch den tiefen dichten Tann
Auf verwachſnem Steige fort,
Bis ſie kam an einen Ort,
Wo ſich in der Wildnis Mitten
Sieben Waldespfade ſchnitten.
Sie hält hier am Kreuzweg inne
Und gedenkt des Freundes Minne,
Ob ſich die ſo wahr erprobt,
Wie ſein Wort es ihr gelobt,
Und aus Gras und Eichengrün,
Aus den Liljen, die dort blühn,
Bildet ſie mit ſchwankem Dach
Ein geflochtnes Laubgemach,
Und ſie ſchwört bei Gottes Gnade:
Kommt mein Freund auf dieſem Pfade,
Ohne daß ſein Herz ihm kündet,
Wer dies blumge Haus gegründet,
Und er mir die Liebe thut,
Daß er hier ein Veilchen raht,

Dann iſt falſch, was er verſpricht,
Und wir ſollen länger nicht
Lieb und Liebchen heißen [8])! —

Nun wird geſprochen und erzählt.

Nicolette hatte, wie ihr gehört habt, die Laube ſchön und zierlich gebaut und von außen und innen mit Blumen und Blättern ausgeputzt. Dann verbarg ſie ſich nahe bei der Laube in ein dichtes Gebüſch, um zu erſpähen, was Aucaſſin thun werde. Mittlerweile gieng das Gerücht durch das ganze Land, daß Nicolette verſchwunden ſei. Die einen ſagten, ſie ſei entflohen, und die andern, der Graf Garin habe ſie ermorden laſſen. Wenn ſich aber jemand darüber freute, ſo war dies Aucaſſin gewiß nicht. Der Graf Garin, ſein Vater, entließ ihn aus dem Kerker und lud die Ritter des Landes und die Edelfräulein zu einem prächtigen Feſte, womit er Aucaſſin, ſeinen Sohn, zu tröſten dachte. Aber obgleich die Gäſte vollzählig ſich einfanden, ſo ſtand doch Aucaſſin ganz traurig und niedergeſchlagen auf eine Eſtrade geſtützt. Wer auch immer nach Freude begehrte, er hatte kein Verlangen darnach, da er nichts von dem ſah, was er liebte. Ein Ritter betrachtete ihn, trat auf ihn zu und ſprach ihn an. Aucaſſin, ſagte er, am ſelben Uebel wie Ihr war auch ich erkrankt. Ich will Euch einen guten Rat geben, wenn Ihr mich hören wollt. — Herr, ſprach Aucaſſin, großen Dank! Einen guten Rat werde ich wert halten. — Steigt auf ein Roß, ſprach jener, und reitet durch den Wald, Euch zu erluſtigen, beſchaut Euch Gras und Blumen und hört auf der Vöglein Geſang. Von ungefähr ver-

nehmt Ihr vielleicht ein Wort, wovon Euch beſſer wird. — Herr, ſprach Aucaſſin, großen Dank! Das will ich thun. — Er gieng aus dem Saal und ſtieg die Treppen hinab und kam in den Stall, wo ſein Roß ſtand. Er ließ es ſatteln und zäumen, ſetzte den Fuß in den Bügel, ſchwang ſich auf und ritt aus dem Schloß. Er ſprengte dem Walde zu, kam zu der Quelle und traf die Hirten gerade um die neunte Stunde des Tages. Sie hatten einen Mantel auf das Gras gebreitet, aßen ihr Brot und waren ſehr guter Dinge.

Nun wird geſungen:

Hirten ſaßen dort im Klee,
Martinet und Tomete,
Gruelin und Johanet,
Robecon und Aubriet.
Einer rief mit frohem Mund:
Trautgeſellen in der Rund'!
Gottes Gnade wünſch' ich gern
Unſrem ſchönen jungen Herrn
Und dem Mägdelein daneben,
Das uns Hellerlein gegeben.
Goldig war ihr Lockenhaar,
Blau ihr Aug', ihr Antlitz klar.
Heut am Abend woll'n wir laufen,
Wollen ſüße Küchlein kaufen,
Meſſerchen, um ſie zu ſchneiden,
Meſſerchen mit bunten Scheiden;
Flötchen handeln wir uns ein,
Pfeifchen auch und Hörnerlein.
Segne Gott die Holde! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin die Hirten hörte, mahnten ſie ihn an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, und er dachte ſich, daß ſie dageweſen ſei. Er gab ſeinem Roſſe die Sporen und ritt zu den Hirten. Liebe Kinder, ſchütz' euch Gott! — Gott ſegne Euch! erwiderte der, welcher der redegewandteſte war. — Liebe Kinder, ſprach Aucaſſin, wiederholt das Liedchen, das ihr eben ſagtet! — Das werden wir nicht, ſprach der, welcher der redegewandteſte war, verwünſcht ſei der, der es Euch vorſingt, lieber Herr! — Liebe Kinder, kennt ihr mich denn nicht? — O ja, wir wiſſen wohl, daß Ihr Aucaſſin, unſer Junghherr, ſeid; aber wir gehören nicht Euch, ſondern dem Grafen. — Liebe Kinder, thut es, ich bitte euch darum! — Sapperlot, ſprach jener, warum ſollte ich Euch ſingen, wenn es mir nicht paßt? Gibt es doch, den Grafen Garin ausgenommen, keinen ſo mächtigen Mann in dieſem Lande, der, wenn er meine Ochſen, Kühe und Schafe in ſeinen Wieſen oder in ſeinem Weizen fände, wagen dürfte, ſie wegzujagen, ohne daß ihm die Augen ausgekratzt würden, und ich ſollte Euch ſingen, wenn es mir nicht paßt? — Um Gottes Huld, liebe Kinder, thut es! Hier ſind zehn Groſchen, die ich in der Taſche habe. — Herr, das Geld wollen wir nehmen; aber ſingen werde ich Euch nicht; denn ich hab's verſchworen. Doch erzählen will ich Euch davon, wenn Ihr wollt. — In Gottes Namen, ſprach Aucaſſin, lieber erzählen als gar nichts! — Herr, wir ſaßen heute morgen hier und aßen unſer Brot bei dieſer Quelle, wie wir eben thun. Da kam eine Jungfrau

daher, das ſchönſte Weſen der Welt, ſo daß wir glaubten, es wäre eine See, und der ganze Wald von ihr widerſtrahlte. Sie gab uns ſoviel von dem ihrigen, daß wir ihr verſprachen, wenn Ihr hieher kämet, Euch zu ſagen, Ihr ſolltet in dieſem Walde jagen; denn ein Wild ſei darin, von dem Ihr, wenn Ihr es fangen könntet, nicht ein einziges Glied um fünfhundert Mark Silber noch um alle Schätze hergeben würdet. Das Wild habe nämlich ſolche Arznei, daß Ihr, wenn Ihr es erjagtet, von Eurer Wunde geheilt würdet. Doch müſſet Ihr es binnen drei Tagen gefangen haben; ſonſt werdet Ihr es nie mehr wiederſehen. Nun jagt es, wenn es Euch beliebt, und wenn Ihr nicht wollt, ſo laßt es bleiben! Ich habe mich ihres Auftrags entledigt. — Liebe Kinder, ſprach Aucaſſin, ich weiß genug, und Gott laſſe es mich finden! —

Nun wird geſungen:

Er vernahm mit Herzenspochen,
Was ſein holdes Lieb geſprochen.
Schnell erfaßt er Wort und Sinn,
Und zum Walde ſprengt er hin,
Wo die dunkeln Bäume ragen.
Seinen Renner läßt er jagen
Unaufhaltſam durch den Tann,
Und die Liebſte ruft er an:
Nicolette, du Luſtgeſtalt!
Deinethalb kam ich zum Wald.
Nicht nach Ebern, nicht nach Hirſchen,
Deine Spur will ich erbirſchen.
Deines Leibes holder Bau,
Deiner Augen klares Blau

Und dein lachend roter Mund
Trafen mich im Herzensgrund.
Mög's mit Gottes Huld geſchehn,
Daß ich dich darf wiederſehn,
Schweſter, ſüßes Liebchen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin ritt durch den Wald von Weg zu Weg, und ſein Streitroß trug ihn in vollem Laufe dahin. Glaubt nicht, daß ihn die Brombeerſträucher und Dornen verſchonten! Nein, durchaus nicht. Sie zerriſſen ihm die Kleider, daß man ſelbſt das beſte Stück kaum noch hätte flicken können und das Blut ihm an dreißig oder vierzig Stellen aus Armen, Lenden und Beinen floß und man ſeine Spur im Blute verfolgen konnte, das auf die Gräſer tropfte. Aber er dachte ſoviel an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, daß er weder Schmerz noch Weh fühlte. So ſchweifte er den ganzen Tag durch den Wald, ohne Kunde von ihr zu bekommen, und als er ſah, daß der Abend hereinbrach, begann er zu weinen, weil er ſie nicht finden konnte. Er ritt einen alten grasigen Pfad entlang; da gewahrte er vor ſich immitten des Weges einen Burſchen, wie ich ihn euch beſchreiben werde. Er war groß und ungeſchlacht und grauſig häßlich, hatte einen dicken Strubelkopf, ſchwärzer als Kohlenſtaub, und ſeine Augen ſtanden mehr als eine volle Handbreite voneinander. Er hatte fette Backen und eine ungeheure Plattnaſe, weit offenſtehende Nüſtern und wulſtige Lippen röter als Roaſtfleiſch und lange, gelbe, garſtige Zähne. Er hatte Schuhwerk und Strümpfe von Rindshaut, bis über das Knie mit Lindenbaſt um

wickelt, war eingemummt in einen Mantel mit zwei Kehrſeiten und ſtützte ſich auf eine gewaltige Keule. Als Aucaſſin auf ihn ſtieß, erſchrak er bei ſeinem Anblick. — Lieber Bruder, Gott ſchütze dich! — Segne Euch Gott, ſprach jener. — Um Gottes Huld, was machſt du hier? — Was geht das Euch an? ſagte jener. — Nichts, ſprach Aucaſſin, ich frag' es Euch nur im guten. — Aber warum weint Ihr, ſprach jener, und thut ſo kläglich? Traun, wenn ich ein ſo reicher Mann wäre wie Ihr, ſollte mich alle Welt nicht zum Weinen bringen. — Ei, kennt Ihr mich denn? ſprach Aucaſſin. — Ja, ich weiß wohl, daß Ihr Aucaſſin, der Sohn des Grafen ſeid, und wenn Ihr mir ſagt, warum Ihr weint, ſo will ich Euch ſagen, was ich hier thue. — Gewiß, ſprach Aucaſſin, ich will es Euch ſehr gerne ſagen. Ich kam heute morgen zur Jagd in dieſen Wald und hatte einen weißen Windhund, den ſchönſten der Welt; den habe ich verloren, und darum weine ich. — Was? ſprach jener, beim Herzen, das der Herr im Leibe hatte! So weintet Ihr um einen ſtinkigen Hund? Verwünſcht ſei, wer Euch je wieder preiſen wird! Giebt es doch keinen ſo mächtigen Mann im Lande, der, wenn Euer Vater ihrer zehn oder fünfzehn oder zwanzig von ihm verlangte, ſie ihm nicht willig ſchicken würde und noch mit Freuden dazu. Aber an mir wär' es, zu weinen und Klage zu führen. — An dir? Warum, Bruder? — Herr, ich will es Euch ſagen. Ich war verdingt an einen reichen Bauern und trieb ſeinen Pflug mit vier Ochſen. Nun geſchah mir vor drei Tagen das große Mißgeſchick, daß ich den beſten meiner Ochſen verlor, Rötel, den ſchönſten meines Geſpanns,

und nun laufe ich umher, ihn zu ſuchen. Drei volle Tage habe ich nichts gegeſſen noch getrunken und traue mich nicht in die Stadt zurück aus Angſt, man möchte mich in den Kerker werfen, da ich nichts habe, den Ochſen zu bezahlen. Von allen Gütern der Welt nenne ich nichts von Werte mein, als was Ihr an meinem Leibe ſeht. Ich habe eine arme Mutter, die nichts als eine ſchlechte Matratze beſaß; die hat man ihr unter dem Rücken weggezogen, ſo daß ſie nun auf dem nackten Stroh liegt, und um ſie iſt mir's leider als um mich. Denn Habe kommt und geht, und was ich heute verlor, kann ich ein andermal gewinnen und werde meinen Ochſen bezahlen, wenn es mir möglich iſt. Deshalb will ich nicht weinen, und Ihr weintet um einen Drecks-hund! Verwünſcht ſei, wer Euch je wieder preiſen wird! — Traun, du giebſt mir guten Troſt, lieber Bruder! Gott ſegne dich dafür! Wieviel galt dein Ochſe? — Herr, zwanzig Groſchen begehrt man dafür, und ich werde davon keinen halben Heller abmarkten können. — Da, ſprach Aucaſſin, nimm die zwanzig Groſchen, die ich in der Taſche habe, und bezahle deinen Ochſen! — Herr, ſprach jener, großen Dank! Und Gott laſſe Euch finden, was Ihr ſucht! — Damit ſchied er von ihm, und Aucaſſin ritt weiter. Die Nacht war ſchön und ſtill, und er kam zu den ſieben Wegen mitten im Walde und ſah die Laube vor ſich, welche Nicolette außen und innen, über und über mit Blumen durchflochten hatte, daß es keine ſchönere geben konnte. Als Aucaſſin ſie erblickte, hielt er mit einem Ruck inne, und der Strahl des Mondes fiel hinein. Ha, bei Gott! rief Aucaſſin, hier war Nicolette, mein ſüßes

Lieb, und das baute ſie mit ihren ſchönen Händen. Um ihrer Huld und Liebe willen werde ich abſteigen und hier die Nacht vollends ruhn. — Er zog den Fuß aus dem Bügel, um abzuſteigen. Das Roß aber war groß und hoch, und er dachte ſoviel an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, daß er hart auf einen Stein fiel und ſich die Schulter verrenkte. Er fühlte ſich ſchwer verletzt; aber er zwang ſich, ſo gut es gieng, und band ſein Roß mit der andern Hand an einen Dornſtrauch, drehte ſich auf die Seite und kroch in die Laube. Auf dem Rücken liegend ſchaute er durch eine Oeffnung der Laube empor und ſah die Sterne am Himmel, darunter einen, der heller leuchtete als die übrigen, und begann zu ſprechen.

Nun wird geſungen:

Heller Stern, im Liebesbann
Zieht der ſtille Mond dich an.
Mit dir durch die Nacht ſo lind
Wallt mein blondgelocktes Kind.
Wollte Gott, ich wär' mit ihr
Fern der ſchlimmen Welt bei dir!
Wenn ich dann auch ſpäter wieder
Stürzte zu der Erde nieder,
Hätt' doch einmal ohne Bangen
Küſſend Mund an Mund gehangen,
Hätt' doch einmal ungeſtört
Deine Minne mir gehört,
Schweſter, ſüßes Liebchen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Nicolette Aucaſſin hörte, kam ſie zu ihm; denn ſie war gar nicht ferne. Sie trat in die Laube,

ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und küßte und herzte ihn. — Lieber ſüßer Freund, ſeid mir willkommen! — Ach, Gottwillkomm, mein holdes ſüßes Lieb! — Sie küßten und umfiengen ſich, und die Freude war ſchön. — Ach, ſüßes Lieb, ſprach Aucaſſin, ich war eben noch ſchwer an der Schulter verletzt; nun aber fühle ich weder Schmerz noch Weh, da ich dich habe. — Sie befühlte ihn und fand, daß er ſich die Schulter ausgerenkt hatte. Da ſtrich ſie ihn ſolange mit ihren weißen Händen und ließ nicht ab, bis ſie mit Gottes Hilfe, der den Liebenden wohlwill, ihm die Schulter wieder einrenkte. Dann nahm ſie Blumen, friſches Gras und grüne Blätter und band ſie darauf mit einem Schoß ihres Hemdes, und er wurde ganz geſund. — Aucaſſin, ſprach ſie, lieber ſüßer Freund, geht zu Rate, was Ihr thun wollt! Wenn Euer Vater morgen dieſen Wald durchſtreifen läßt und man mich findet, ſo wird man mich töten, was auch aus Euch werde. — Traun, liebes ſüßes Lieb, davon würde ich großes Leid haben. Doch wenn ich etwas vermag, ſollen ſie dich nie ergreifen. — Er ſtieg auf ſein Roß und nahm ſein Lieb vor ſich mit Küſſen und Umfangen. So kamen ſie aufs freie Feld.

Nun wird geſungen:

Unſer Junghherr blond und hold,
Fröhlich in der Minne Sold,
War zum Wald hinausgezogen.
Vor ſich auf dem Sattelbogen
Hielt ſein Liebchen er im Arm,
Küßt ihr Stirn und Wangen warm,

Küßt den Mund ihr fort und fort;
Endlich kam das Kind zum Wort:
Lieber ſüßer Aucaſſin,
Sag, in welches Land wir zielyn! —
Weiß ich's, liebes Angeſicht!
Wo wir gehyn, mich kümmert's nicht,
Ob durch Wald und Wüſtenein,
Wenn nur du willſt bei mir ſein! —
Sie durchritten weite Strecken,
Berge, Thäler, Stadt und Flecken,
Kamen bei des Morgens Glut
Zu des Meeres blauer Flut,
Stiegen dort vom Roſſe.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin war abgeſtiegen, ſowohl er als ſein Liebchen, wie ihr gehört habt. Er führte ſein Roß am Zügel und ſein Liebchen an der Hand, und ſo giengen ſie das Geſtade entlang. Da ſahen ſie ein Schiff und Kaufleute darin, welche ganz nahe am Ufer vorüberſegelten. Aucaſſin winkte dieſen; ſie kamen ans Land, und er verhandelte mit ihnen, bis ſie ihn in ihr Schiff aufnahmen. Doch als ſie auf hoher See waren, erhob ſich ein großer, gewaltiger Sturm und trieb ſie von Land zu Land, bis ſie an eine fremde Küſte kamen. Sie liefen in den Hafen einer Burg ein und fragten, was das für ein Land ſei, und man ſagte ihnen, es ſei das Land des Königs von Torelore. Aucaſſin fragte, welch ein Mann das ſei und ob er Krieg führe. — Ja, einen großen Krieg. — Da nahm er Abſchied von den Kauffahrern, und dieſe befahlen ihn Gott. Er ſtieg auf ſein Roß, ſein Schwert umgegürtet und

ſein Liebchen vor ſich, und ritt, bis er in die Burg kam. Er fragte nach dem König, und man ſagte ihm, er liege im Kindbett. — Und wo iſt denn ſeine Frau?' — Man erwiderte, ſie ſei auf der Heerfahrt und mit ihr alle Leute des Landes *). — Als Aucaſſin das hörte, verwunderte er ſich gar ſehr. Er kam in den Palaſt und ſtieg ab, ſowohl er als ſein Liebchen. Sie hielt ſein Roß; er aber ſtieg in den Palaſt hinauf, das Schwert umgegürtet, und kam in das Zimmer, wo der König lag.

Nun wird geſungen:

Aucaſſin war ganz allein;
In die Kammer drang er ein
Und gelangte bis zur Stätte,
Wo der König lag im Bette.
Er blieb ſtehn, als er ihn ſah:
Sag, du Narr, was machſt du da?' —
Nun vernehmt, was der geſprochen:
Herr, ich liege in den Wochen!
Wenn mein Monat iſt dahin
Und ich ganz geneſen bin,
Werd' ich in die Meſſe gehn,
Wie's von alters her geſchehn.
Aber dann mit großem Schall
Schlag' ich meine Gegner all,
Laſſe nicht vom Kriege! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Da Aucaſſin den König alſo reden hörte, nahm er alle Decken, die auf ihm lagen, und ſchüttelte ſie auf den Boden. Er ſah hinter ſich einen Stock,

ergriff ihn, wandte ſich um und ſchlug damit ſo auf den König los, daß er ihn faſt umbrachte. Ach, lieber Herr, rief der König, was wollt Ihr von mir? Seid Ihr verrückt, daß Ihr mich in meinem eigenen Hauſe ſchlagt? — Beim Herzen Gottes, ſprach Aucaſſin, armſeliger Wicht, ich ſchlage Euch tot, wenn Ihr mir nicht gelobt, daß in Eurem Lande kein Mann mehr im Kindbett liegen ſoll! — Er gelobte es ihm, und als dies abgethan war, ſagte Aucaſſin: Herr, nun führt mich zu Eurer Frau ins Heer! — Gerne, Herr, ſprach der König. — Er ſtieg auf ein Roß und Aucaſſin auf das ſeine, und Nicolette blieb in den Gemächern der Königin. Der König und Aucaſſin ritten zur Königin ins Feld, wo eben mit gedörrten Holzäpfeln, Eiern und friſchen Käſen eine Schlacht geliefert wurde. Aucaſſin ſchaute das mit an und verwunderte ſich höchlichſt.

Nun wird geſungen:

Auf dem Sattel vorgeneigt
Hält der Junghherr, ſtaunt und ſchweigt.
Vor ihm wogte weit und breit
Dieſer Heere heißer Streit,
Die mit Aepfeln mürbgekochten
Und mit friſchen Käſen fochten.
Durch die Luft in hohem Bogen
Große Wieſenſchwämme flogen.
Wer mit Lärm am lautſten tobt,
Wird als erſter Held gelobt.
Aucaſſin, der tapfre Mann,
Sah die ſeltne Schlacht mit an
Und begann zu lachen.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin dieſes wunderliche Schauſpiel ſah, gieng er zum König und redete ihn an: Herr, ſind das Eure Feinde? — Ja, Herr, ſagte der König. — Und wollt Ihr, daß ich Euch an ihnen rächen ſoll? — Ja, ſprach jener, gerne! — Da legte Aucaſſin Hand ans Schwert, ſtürzte ſich mitten unter ſie, begann nach rechts und links um ſich zu hauen und tötete viele. Doch als der König ſah, daß er ſie totſchlug, fiel er ihm in den Zügel und rief: Ach, lieber Herr, tötet ſie mir nicht ſo ohne weiteres! — Wie? ſprach Aucaſſin, wollt Ihr denn nicht, daß ich Euch räche? — Herr, ſprach der König, das habt Ihr ſchon zuviel gethan. Es iſt unter uns nicht Brauch, daß wir einander totſchlagen. — Die Feinde wändten ſich zur Flucht, und der König kehrte mit Aucaſſin ins Schloß Torelore zurück. Die Leute des Landes aber rieten dem König, Aucaſſin aus ſeinem Reiche zu jagen und Nicolette für ſeinen Sohn zurückzubehalten; denn ſie ſcheine eine Frau von hohem Stande. Als Nicolette das hörte, war ſie nicht ſehr froh darüber und ſprach:

Nun wird geſungen:

Komm' ich, Herr von Torelor,
Eurem Volk ſo närriſch vor,
Daß ich ſolche Wünſche hätte?
Sprach die holde Nicolette.
Wenn, von meinem Reiz beglückt,
Mich mein Liebſter an ſich drückt,
Nenn' ich alle Wonnen mein.
Ball und Tanz und Ringelreihn,

Fiedel, Geig' und Harfenſpiel,
Und was ſonſt der Welt gefiel,
Gilt mir nichts dagegen. —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin lebte auf der Burg Torelore herrlich und in Freuden; denn er hatte Nicolete, ſein ſüßes Liebchen, bei ſich. Doch als er in dieſen Wonnen ſchwamm, kam ein Schiffsheer Sarazenen übers Meer daher, lief die Burg an und nahm ſie im Sturm. Sie raubten das Gut und ſchleppten Männer und Weiber gefangen fort. Auch Nicolette und Aucaſſin ergriffen ſie, banden dem Jungherrn Hände und Füße und warfen ihn in ein Schiff und Nicolette in ein anderes. Da erhob ſich ein Sturm über dem Meer, der ſie trennte. Das Schiff, darin Aucaſſin lag, trieb aufs Geratewohl durch die Wellen hin, bis es beim Schloß Beaucaire landete. Die Leute der Gegend liefen herzu, um ihr Strandrecht zu üben [10]; da fanden ſie Aucaſſin und erkannten ihn. Als die von Beaucaire ihren Jungherrn ſahen, erhoben ſie großen Jubel; denn Aucaſſin hatte wohl drei Jahre in der Burg Torelore zugebracht, und ſeine Eltern waren unterdes geſtorben. Sie führten ihn auf das Schloß von Beaucaire und huldigten ihm als ſeine Mannen, und er hielt ſein Land im Frieden.

Nun wird geſungen:

Nach Beaucaire, ſeiner Stadt,
Kommt der Jungherr krank und matt,
Und des Reichs, das ihm beſchieden,
Waltet er in tiefem Frieden.

Doch er ſchwört bei Gottes Ehre,
Wenn ſein Stamm vernichtet wäre,
Deucht' ihn das ein mindres Leid
Als der Raub der holden Maid. —
O mein ſüßes Liebchen, ſprich,
Künde mir, wo ſuch ich dich?
Wüßt' ich, wo in allen Winden
Du auf Gottes Welt zu finden,
Gäb' es über Meer und Land
Keinen noch ſo fernen Strand,
Wo ich dich nicht ſuchte! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Laſſen wir nun von Aucaſſin und reden wir von Nicolette! Das Schiff, darin ſie war, gehörte dem König von Karthago, und der war ihr Vater, und ſie hatte zwölf Brüder, alle Prinzen und Könige. Als dieſe Nicolette ſo ſchön ſahen, erwieſen ſie ihr hohe Ehren und feierten ſie und fragten ſie oft, wer ſie ſei; denn ſie ſcheine eine edle Frau von hoher Geburt. Aber ſie wußte ihnen nicht zu ſagen, wer ſie ſei; denn ſie war als kleines Kind geraubt worden. Sie ſegelten fort, bis ſie vor die Stadt Karthago kamen[11]). Doch als Nicolette die Mauern der Burg und die Gegend ſah, da erinnerte ſie ſich, daß ſie hier erzogen und als kleines Kind geraubt worden ſei. Denn ſo klein war ſie doch nicht geweſen, um ſich nicht daran zu erinnern.

Nun wird geſungen:

Nicolette ſah das Land,
Das ſich hob am Himmelsrand,

Sah von fern die Mauern ſchimmern,
Der Paläſte Fenſter flimmern.
Doch ſie rief und rang die Hand:
Weh, was frommt mein hoher Stand!
Und was bringt es mir Gewinn,
Daß ich eine Fürſtin bin
Aus Karthagos Königsſaal
Und verwandt dem Admiral[12]?
Was ſoll all die Hoheit mir?
Wildes Volk entführt mich hier.
Aucaſſin, du mein Begehren,
Edler Junghherr, reich an Ehren,
Deine Liebe ſchafft mir Leid,
Mahnt und mühnt mich allezeit!
Stille Gott mein heiß Verlangen,
Dich noch einmal zu umfangen,
Einmal noch in ſüßem Bund
Dir zu ruhen Mund an Mund,
Du mein Herr und Liebling! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Wie der König von Karthago Nicolette alſo reden hörte, ſchlang er ihr die Arme um den Hals und ſprach: Liebes ſüßes Kind, ſagt mir, wer Ihr ſeid, und ſcheut Euch nicht vor mir! — Herr, ſprach ſie, ich bin die Tochter des Königs von Karthago und wurde als kleines Kind geraubt, wohl vor fünfzehn Jahren. — Als ſie das hörten, erkannten ſie, daß ſie die Wahrheit ſagte, und feierten ſie ſehr und geleiteten ſie mit hohen Ehren in den Palaſt als die Tochter des Königs. Sie wollten ihr einen Heidenkönig zum Manne geben; aber ſie hatte keine Luſt, ſich zu vermählen. Sie war gegen drei oder

vier Tage dort; da überlegte ſie, durch welche Liſt ſie Aucaſſin aufſuchen könnte. Sie verlangte eine Fiedel und lernte darauf ſpielen, bis man ſie eines Tags einem mächtigen Heidenkönig vermählen wollte. Da ſchlich ſie ſich in der Nacht davon, kam nach dem Hafen und nahm Herberge bei einer armen Frau auf dem Strande. Sie färbte ſich Haupt und Antlitz, daß ſie ganz dunkel wurde, ließ ſich Rock und Mantel, Hemd und Hoſen machen und kleidete ſich ſo in die Tracht eines Spielmanns. Dann nahm ſie die Fiedel, gieng zu einem Schiffsmann und verhandelte mit ihm, daß er ſie in ſein Schiff nahm. Sie ſpannten die Segel auf und fuhren durch die hohe See, bis ſie nach dem Lande Provence kamen. Dort ſtieg Nicolette aus und wanderte fiedelnd durch das Land, bis ſie zum Schloß von Beaucaire kam, wo Aucaſſin wohnte.

Nun wird geſungen:

Dort ſaß Aucaſſin einmal
Auf der Treppe vor dem Saal,
Wo er oft am ſchönen Tag
Mit den Herrn der Rede pflag,
Und er ſah die Blumen ſpringen
Und vernahm der Vöglein Singen;
Da gedacht' er jener Maid,
Deren Lieb' in Luſt und Leid
Er ſolang im Sinn getragen,
Und er ſeufzt in Herzensklagen.
Sieh, da war's, daß unerkannt
Nicolette vor ihm ſtand
Und zum ſanften Bogenſchwang
Holde Worte ſprach und ſang:

Hört mich an, ihr edlen Herrn,
Höret alle nah und fern!
Duldet ihr in eurem Kreiſe
Meines Sanges ſchlichte Weiſe,
Künd' ich euch die Liebesmäre
Von dem Junghern von Beaucaire,
Wie er lange Zeit geminnt
Nicolette, das fremde Kind,
Wie ſie vor des Vaters Drohn
Durch den tiefen Wald entflohn,
Wie zu Torelor im Schloß
Sie geraubt ein Heidentroß.
Wo der Junghern hingekommen,
Hab' ich ſeitdem nicht vernommen;
Aber Nicolette fand
Ueberm Meer ihr Heimatland,
Wo Karthagos Türme ragen.
Dort, von Lieb' und Huld getragen,
Weilt ſie noch zu dieſer Friſt,
Wo ihr Vater König iſt.
Dieſer will ſie nun fürs Leben
Einem Heidenfürſten geben.
Anders ſteht's in ihrem Sinne;
Denn des treuen Kindes Minne
Iſt nur Einem zugewandt;
Der iſt Aucaſſin genannt,
Und ſie ſchwört, nur ihm allein
Sich mit Seel' und Leib zu weihn,
Der ihr Wunſch und Sehnen. —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin Nicolette ſo erzählen hörte, ward er ſehr fröhlich, zog ſie beiſeite und fragte ſie:

Lieber ſüßer Freund, wiſſet Ihr von dieſer Nicolette, von der Ihr hier geſungen habt? — Ja, Herr! Ich weiß von ihr als von dem edelſten, holdeſten und klügſten Geſchöpf, das je geboren ward. Sie iſt die Tochter des Königs von Karthago, der ſie da gefangen nahm, wo auch Aucaſſin gefangen wurde, und ſie nach der Stadt Karthago führte, bis er erfuhr, daß ſie ſeine Tochter ſei. Er feiert ſie ſeitdem in hohen Ehren und will ihr jeden Tag einen der erlauchteſten Könige von ganz Spanien zum Gemahle geben. Aber ſie ließe ſich eher hängen und brennen, als daß ſie einen nähme, ſo mächtig er auch wäre. — Ach, lieber ſüßer Freund, ſprach Aucaſſin, wenn Ihr in jenes Land zurückkehren und ihr ſagen wolltet, ſie ſolle zu mir kommen, würde ich Euch ſo viel von meiner Habe geben, als Euch zu fordern und zu nehmen gelüſtete. Wiſſet, daß ich aus Liebe zu ihr keine Frau nehmen werde, und wäre ſie auch von noch ſo hohem Stamme, ſondern ihrer harre und nur ſie zur Frau haben will, und hätte ich gewußt, wo ſie zu finden wäre, ſo hätte ich ſie längſt ſchon aufgeſucht. — Herr, ſprach ſie, wenn Ihr das wollt, ſo will ich ſie aufſuchen um Euret- und um ihretwillen, die ich ſehr liebe. — Er machte es mit ihr ab und ließ ihr darauf zwanzig Pfund geben. Sie ſchied von ihm, und er weinte um die Anmut Nicolettes. Doch als ſie ihn weinen ſah, ſprach ſie: Herr, härmt Euch nicht! Denn über kurzem werde ich ſie Euch in dieſe Stadt bringen, daß Ihr ſie ſehen ſollt. — Als Aucaſſin das hörte, wurde er fröhlich, und ſie ſchied von ihm und begab ſich in die Stadt in das Haus der Vizgräfin; denn der Vizgraf, ihr Pate, war ge-

ſtorben. Sie nahm dort Herberge, ſprach mit ihr und vertraute ihr alles an, und die Vizgräfin erkannte ſie und ſah, daß es Nicolette war, die ſie erzogen hatte. Sie ließ ſie waſchen und baden und acht volle Tage ausruhen. Darauf nahm Nicolette ein Pflänzchen, Schellkraut geheißen, und ſalbte ſich damit und wurde wieder ſo ſchön, als ſie je geweſen. Dann kleidete ſie ſich in reiche Seidengewande, deren die Dame zur Genüge hatte, ſetzte ſich im Zimmer auf ein Polſter von geſteppter Seide und bat die Vizgräfin, zu Aucaſſin, ihrem Liebſten, hinzugehen, und die Dame that ſo. Als ſie in den Palaſt kam, fand ſie Aucaſſin, wie er weinte und um Nicolette, ſein Liebchen, klagte, weil ſie ſo lange ſäumte. Die Dame ſprach ihn an und ſagte: Aucaſſin, nun grämt Euch nicht länger, ſondern kommt mit mir, und ich will Euch das Weſen zeigen, das Ihr auf der Welt am meiſten liebt. Das iſt Nicolette, Euer ſüßes Lieb, die aus fernen Landen gekommen iſt, Euch aufzuſuchen. — Da freute ſich Aucaſſin.

Nun wird geſungen:

Als nun Aucaſſin vernommen,
Daß ſein Lieb ins Land gekommen,
Ward er aller Sorgen bar,
Fröhlich, wie er niemals war.
Und in ungeduldger Haſt
Eilt er in der Frau Palaſt.
In die Kammer trat er ein,
Und das holde Mägdelein
Sprang empor mit flinken Füßen,
Um ihn jubelnd zu begrüßen.

Aucaſſin, der ſelge Mann,
Zog mit Armen ſie heran,
Hielt ſie zärtlich feſt umfangen,
Küßt ihr Augen, Mund und Wangen.
Alſo ließen ſie's die Nacht;
Aber als der Tag erwacht,
Führt der Graf in ſtolzer Schar
Die Geliebte zum Altar,
Und das Kind in Glanz und Ehre
Ward zur Dame von Beaucaire. —
Und ſie lebten ſonder Klage
Lange wonnenreiche Tage.
Alles Glück, das ſie begehrt,
War den beiden voll beſchert. —
Mehr zu melden weiß ich nicht:
Somit endet mein Gedicht,
Endet Sang und Sage.

Anmerkungen.

Einleitung.

I. Die Spielleute.

Litteratur: G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1867, II, 1, 443. — E. Freymond, Jongleurs und Menestrels, Halle 1883. — La Rue, Essais historiques sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands et anglo-normands, Caen 1834, 3 Bde. — Le Clerc in der Histoire littéraire de la France, XXIII, 88 ff. — Muratori, De spectaculis et ludis publicis medii aevi, in seinen Antiquitates Italicae, II, col. 831 ff. — Nyrop, Den oldfranske heltedigtning, København 1883, p. 287 ff. — Th. Percy, Essay on the ancient minstrels in England, als Einleitung zu seinen Reliques of ancient english poetry. — J. Ritson, Ancient Engleish Metrical Romancees, London 1802, I, p. CXLVIII ff. — Johannes Stosch, Der Hofdienst der Spielleute im deutschen Mittelalter, Berlin 1881. — Tobler, Spielmannsleben im alten Frankreich, s. Im Neuen Reich 1875, I, 321. — Friedr. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876. — W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl. von Martin, Basel 1879, I, s. Register: Spielleute. — Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2. Auflage, Wien 1882, II, 131 ff. — G. Zappert, Ueber das Fragment eines Liber dativus, s. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil. hist. Klasse, XIII (1854) p. 150: Joculatores.

1) Stevhens, Geschichte der wälschen Litteratur, übers. von San-Marte, Halle 1864, p. 109. 95.

2) Gryfar, Der römische Mimus, s. Sitzungsberichte

der Wiener Akademie, phil. hist. Klasse, XII (1854) p. 237 ff.

3) In Joannis Evangelium Tractatus 100, c. 2 bei Migne, Patrologia Latina XXXV, col. 1891. Denselben Gedanken, daß solcher Freigebigkeit kein christliches Verdienst zukomme, führt er auch in seiner Psalmenerklärung aus, Enarratio in Psalmum 102, c. 13, bei Migne, XXXVIII, col. 1327. — Die mildere und gerechter unterscheidende Ansicht des h. Thomas von Aquino, s. Summa theologiae II, 2, Quaestio 168, Art. 3. — Ihr schließt sich das von R. Hofmann in der Germania XVII, 51 angezeigte Buoch der Tugenden (Handschrift vom J. 1382 auf der Münchner Bibliothek, Cod. germ. 5267) in der Beantwortung der Frage an, Ob spillûte ir fröidenriches ampt mügen triben ane totsünde (Blatt 101 b): Har umb so sprechent die meister, das der spillûten ampt, das da geordent ist ze einer kurtzwile oder ze einer lichtekeit (Erleichterung), wol mit gotte mag gesin ane sünde.

4) Alcuini Opera, ed. Frobenius, Ratisbonae 1777, I, 206, Epist. CXLIV.

5) W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. Straßburg 1875, p. 18.

6) Berthold von Regensburg, herausg. v. Franz Pfeiffer, Wien 1862, I, 185, 15. — Vogt, Spielleute 24 f.

7) Augustinus, De fide et operibus, c. 18, bei Migne XL, c. 219. — Johann von Salisbury, Polycraticus I, c. 8 (Opera ed. Giles, III, 45). — In einer Handschrift der Stuttgarter Bibliothek aus dem 14. Jahrh. werden unter den von der h. Kommunion Auszuschließenden neben den Epileptikern, den Mondsüchtigen, den Unholden und Zauberinnen, den Lowerfern auch die »joculatores spillût« aufgezählt. Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Karlsruhe 1838, VII, Sp. 316. — Ebenso im Synodalstatut von Eichstädt aus dem Jahr 1435, s. Haltaus, Glossarium germanicum, Lipsiae 1758, s. v. Spielleute. — Vgl. Vogt, Spielleute p. 23 und Anm. 33. — Bäumker in Eitners Monatsheften für Musikgeschichte XII (1880), 109 ff.

8) Sachsenspiegel I, 38 § 1. — Schwabenspiegel, Landrecht 258, 6. — Vergl. J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, 2. Ausg. Göttingen 1854, p. 677 ff. — Zappert, Wiener Sitzungsber. XIII, 162.

9) Beneke, Von unehrlichen Leuten, Hamburg 1863, p. 61.

10) Zappert a. a. O. 183 f.

11) Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter, Leipzig 1840, II, 362, 107 ff.

12) Oeuvres de Rutebeuf, p. p. Jubinal, nouvelle édition, Paris (o. J.), III, 14.

13) Schlettstädter Glossen XXXIX, 422 in Haupts Zeitschrift V, 367. — In einer provenzalischen Tenzone wird einem Jongleur vorgeworfen: Euch darf man hundert Streiche geben, wenn man euch nur den Bauch füllt (Dies, Poesie der Troubadours, 2. Auflage von Bartsch, Leipzig 1883, p. 47).

14) Ueber die lecherie der Spielleute s. Huon de Mery, Tornoiement de l'Antechrist (p. p. Tarbé), Reims 1851, p. 14. — Das mannichfaltige Getreibe und Gewerbe der gemeinen schildert der Kanzler gegen Ende des 13. Jahrhunderts, s. Hagen, Minnesinger II, 390, Spr. 8.

15) Der österreichische Landfrieden von 1244–47 nennt unter den vom Frieden Ausgeschlossenen die weltlichen Schauspieler, welche Weiber mit sich durchs Land führen (laicos istriones mulieres secum per prouinciam ducentes, s. Zappert a. a. O. 182 N. 118).

16) Matthaeus Paris, Chronica majora, ed. Luard IV, 147.

17) Hoffmanns Sundgruben I, 136, 35 und 138, 36.

18) Hagen, Minnesinger IV, 191.

19) Diese Alheid blieb in Nürnberg zurück, um sich in Reue und Buße „dem minniglichen Gott" zu ergeben, nachdem sie zuvor weltbekannt gewesen „von irm sundigen amyt". Sie wurde die Meisterin einer kleinen Beguinengemeinde. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Neue Folge, II, (1854) Sp. 129.

20) Ottokar von Steier bei Pez, Scriptores Rerum Austriacarum, Ratisbonae 1745, III, 741ª ff. — Man glaubte, daß Frauen unbeschadet ihrer eigenen Gesundheit Gift an sich haben könnten, wodurch sie den Männern zum Verderben würden. Wie der König Wenzel soll König Ladislaus von Neapel auf Anstiften der Florentiner im J. 1414 ums Leben gekommen sein (Heideggers Acerra philologica, Zürich 1736, p. 463). Nach Ottos von Demringen Uebersetzung der Reisebeschreibung Mandevilles

wurden auf einer gewiſſen Inſel alle Jungfrauen für ihren erſten Mann durch böſe Künſte giftig gemacht (Reyſen vnd Wanderſchafften durch das Gelobte Land, Indien vnd Perſien, Franckfurt 1580, Bogen Z, Blatt VI). Nach dem engliſchen Text trugen ſie Giftſchlangen im Schoße verborgen (The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville, ed. Halliwell, London 1839, p. 286). Noch abenteuerlicher wird die Sage, wenn das Gift nicht bloß äußerlich einzelnen Körperteilen anhaftet, ſondern die ganze Natur des Weibes durchdringt, wie in der aus dem Arabiſchen ſtammenden pſeudo-ariſtoteliſchen Schrift Liber secreti secretorum ad Alexandrum erzählt wird: Die Königin von Indien ſandte an Alexander eine wunderſchöne Jungfrau, die von Kindheit auf mit Natterngift genährt worden war, ſo daß nicht nur ihr Kuß, ſondern ſchon ihr längerer Anblick tödlich war. Ariſtoteles erkannte noch rechtzeitig die Gefahr und hieß den König an einem zum Tode verurteilten Verbrecher die Probe machen. Wirklich ſtarb dieſer ſofort in den Armen der Jungfrau, und Alexander ſchickte ſie ungeſäumt der Königin zurück (ſo in einer Handſchrift der Berner Bibliothek, ſ. Sinner, Catalogus Codicum Mss Bibliothecae Bernensis, Bernae 1760, I, 283; in den Drucken, die mir zur Hand waren, habe ich die Erzählung vergeblich geſucht). Dieſe Erzählung gieng in die Gesta Romanorum (c. 11, Ausg. von Oeſterley, Berlin 1872, p. 288. 714) und von da in den Renner des Hugo von Trimberg über (Franckfurt 1549, Bl. 74a). Auch Frauenlob erzählt die Sage und fügt den eigentümlichen Zug hinzu, daß der Meiſter (Ariſtoteles iſt nicht genannt) dem König ein Kraut in den Mund gegeben habe, das ihn vor der Macht des Giftes bewahrte (Heinrichs von Meiſſen, des Frauenlobes, Leiche, Sprüche ꝛc. herausgeg. von Ettmüller, Quedlinburg und Leipzig 1843, p. 54, Spruch 40). Nach Ottokar von Steier wurde durch die Minne einer ſolchen mit Gift aufgezogenen Maid ein römiſcher Kaiſer umgebracht (742a). Minne, ruft er aus, wie haſt du es geduldet, daß man falſchen Trug unter die unergründliche Süßigkeit miſchte, welche die minniglichen Frauen an ihrem zarten Leibe tragen? — Neuere Bearbeitungen der Sage erwähnt Landau in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der italieniſchen No-

velle, Wien 1878, p. 172, zu p. 71 seiner „Quellen des Decamerone".

21) Fast formelhaft wurde die Zusammenstellung meretrices et histriones, wie bei Augustin, De fide et operibus c. 18 (Migne, Patr. Lat. XL, c. 219). Histrio wurde gleichbedeutend mit leno (s. Du Cange s. v. histriones), la menestrel mit meretrix (Richant 94. 538 bei Méon, Nouveau Recueil de fabliaux et contes, Paris 1823, I, 41. 55) und le menestrel mit scortator: qués menestreus estes-vous? wird Gawain von einem Ritter angeschrien, dessen Schwester er verführt hat (Gautiers Fortsetzung des Conte du Graal 17152; andere Stellen bei Steymond, Jongleurs 45. Vergl. Weinhold, Die deutschen Frauen, 2. Aufl. II, 138; die Göttin Genon als Spielweib, ebenda 135).

22) Die Verfügung über die abgelegten Kleider fällt ins Jahr 1187, s. Rigord, De gestis Philippi Augusti, Francorum regis, im Recueil des Historiens des Gaules et de la France, XVII (Paris 1818), p. 21. — Die Nachricht von der Vertreibung der Spielleute ist nicht, wie Steymond (Jongleurs 42) vermutet, auf ein Versehen Mezerays zurückzuführen, sondern findet sich schon im 13. Jahrhundert, bei Vincenz von Beauvais: Mimos quoque a curia sua fugat rex Philippus dans exemplum aliis principibus. Speculum historiale, L. 30, c. 5, zum J. 1222. — Auch Kaiser Friedrich II, der doch sonst nach dem Novellino (I, N. 20) ein Gönner der Spielleute war, empfahl bei seiner Vermählung mit Isabella von England in Worms (1235) den Fürsten an, ihre Gaben nicht an die Fahrenden zu vergeuden, was eine große Thorheit sei (s. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, III, 197. 297).

23) J. Grimm, Kleinere Schriften III, 59, Str. 24. Vergl. Zappert a. a. O. XIII, 156.

24) S. Wolf, Ueber die Lais p. 64. — Vergl. Zappert a. a. O. 156. 160. 178. — In den Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts spielen die Geschenke an die Fahrenden beiderlei Geschlechts keine geringe Rolle, s. J. Zingerles Ausgabe, Heilbronn 1877, p. 3. 12. 15. 21. 25. 26. 27 (42). 28 (46). 29 (48). 30. 31. 40. 57. Unter den Beschenkten ist bekanntlich auch der „Sänger" Walther

von der Vogelweide (p. 9. 14). Die Ausgaben mehren sich, je weiter der Kirchenfürst nach Süden kommt. In Bologna empfieng der Spielmann Klordamer ein volles Bologneser Talent für Kleider (p. 25), in Verona ein messerwerfender Jongleur ein Veroneser Talent (29. 48). Die „Lodderysfaffen", die fahrenden Cleriker, dagegen erhielten nur 12 den. (p. 21. 28 u. 46).

25) Warton, History of English Poetry, by Price, London 1840, I, 83.

26) Le Roman d'Aquin, p. p. Des Longrais, Nantes 1880, p. XLIV.

27) Histoire litt. XVI, 243.

28) Warton a. a. O. II, 309.

29) Der junge Mönch sah darauf im Traume, wie Christus über die Frevler Gericht hielt und sie hängen liess, und in der That fand er dieselben am Morgen tot, als ob sie durch Strangulierung gestorben wären. Anton Wood, Historia et Antiquitates universitatis Oxoniensis, Oxonii 1674, I, 69.

30) A. Scheler, Dits de Watriquet de Couvin, Bruxelles 1868, p. 373. — Montaiglon, Recueil général des Fabliaux, III, 137.

31) Agobardus, De dispensatione ecclesiasticarum rerum, c. 30, bei Migne, Patr. Lat. CIV, 249.

32) Zappert a. a. O. XII, 184.

33) Heinrichs von Veldeke Eneide, herausg. von Behaghel, Heilbronn 1882, v. 13184 ff. — Am Morgen nach dem Fest werden die Spielleute mit schönen Zeltern, schönen Gewanden und Geschmeiden und mit Geld bezahlt, s. Atre perillous 6651 (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, Braunschweig 1868, XLII, 211).

34) Gibert de Montreuil, Roman de la Violette, p. p. Fr. Michel, Paris 1834, p. 306.

35) Fr. Michel, Roman d'Eustache le Moine, Paris 1834, p. 112. — Dinaux, Trouvères, Jongleurs et Ménestrels du Nord de la France et du Midi de la Belgique, 3. édition, Paris 1837 ff. II, 30.

36) Der Nibelunge Nôt 1310, 4. — Kudrun 1676,

4.— Dietrichs Flucht 731. — Vergl. J. Grimm, Ueber Schenken und Geben (Kleinere Schriften, Berlin 1865, II, 173 ff.).

37) Der Rosengarte v. 1001.

38) Le Roman de Girard de Viane (p. p. Tarbé), Reims 1850, p. 45.

39) Huon de Bordeaux, p. p. Guessard et Grandmaison, Paris 1860, p. 213 f.

40) Recueil des Historiens des Gaules et de la France XVII, 21; übersetzt in den Chroniques de St. Denis, ib. 363.

41) Muratori, Ant. It. II, col. 843.

42) Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, s. Chroniken der deutschen Städte VIII, 482.

43) Ausdrücklich bezeugt für die Hochzeit des Marsilies von Carrara im J. 1335, s. Muratori, Ant. It. II, col. 843.

44) Tobler, Im Neuen Reich 1875, I, 330. — Ein Beispiel solcher phantlôse (Parzival 651, 25. 652, 18), den Spielmann Suchensinn betreffend, s. Zappert a. a. O. p. 151. N. 114. — Einen eigentümlichen Hochzeitsbrauch überliefert uns Rutebeuf in seinem Sableau Charlot le Juif, wornach der Bräutigam die Spielleute, die er nicht selber ablohnte, mit einem Empfehlungsbrief an seine Blutsfreunde schickte, welche ihnen an seiner Statt Geschenke machten. Daher baten die Menestrels am Schluß der Hochzeit: Gebt uns Herren oder Geld (maîtres ou deniers)! s. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouvelle édition, II, 101, 64. Montaiglon, Recueil III, 222 ff.

45) Die schöne Sage, wie er beim Teufel zu Gaste war, erzählt Otloh von St. Emmeran, s. Haupts Zeitschrift VII, 522. — Auch der englische Spielmann Raher (um 1100) soll nach späteren Angaben eine Gesellschaft von Siedlern in seinem Dienst gehabt haben, die mit silbernen Bogen spielten, s. Ritson, Ancient Engleish Metrical Romanceës, I, p. CLXXX.

46) Le Roux de Lincy, Le Livre des Proverbes français, Paris 1842, II, 102. — Im Bauduin de Sebourc (Chant XII, 922) sagt der vortragende Spielmann am Schluß eines Abschnittes zu seinen Zuhörern, das Geld, das sie ihm geben, werde sofort der Schenkwirt haben.

47) Muratori, Ant. It. II, 843.

48) Die Belege s. Hist. litt. XVI, 244.

49) Philippe Mouskes, Chronique rimée, p. p. Reiffenberg, Bruxelles 1838, v. 22429 ff. 6298 ff.

50) Die Marienburger Willkür, von 1365 bestimmte: Auch sollen keine Siedler noch allerlei begehrende Komvanie unaufgefordert zu der Bürger Tische kommen; übertreten sie das, so soll man sie ins Gefängnis setzen oder in das Halseisen spannen (Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur, 149 N. 18). Auch in Toulouse war ihnen ausdrücklich verboten, unaufgefordert in die Häuser einzudringen, außer bei Hochzeiten (Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Bonn 1829, IV, 233). Die Wormser ließen fahrende Gaukler gar nicht in ihre Stadt (ebenda IV, 234), und eine Verordnung bestimmte, daß die Fremden nicht durch mitbeherbergte joculatores, joculatrices, histriones et garciones belästigt werden sollten (Wackernagel, a. a. O. 321 N. 23).

51) Hagen, Minnesinger III, 312. Weinhold, Die deutschen Frauen, 2. Aufl. II, 164.

52) Eneide, herausg. von Behaghel, v. 13109. — In der Warnung, einem geistlichen Gedichte des 13. Jahrhunderts, tritt der Spielmann als Urbild aller Weltmenschen auf, die das Himmelreich mit senften zu gewinnen meinen (v. 2741 ff. s. Haupts Zeitschrift I, 543).

53) W. Scherer, Deutsche Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert, p. 15 ff.

54) Jubinal, Nouveau Recueil de Contes. Paris 1842, II, 377.

55) Rutebeuf p. p. Jubinal, nouv. éd. II, p. 59. — Madame Trote de Salerne ist die berühmteste Aerztin des 11. Jahrhunderts, Trotula Salernitana, unter deren Namen ein Buch über Frauenkrankheiten überliefert ist, s. Renzi, Storia documentata della scuola medica di Salerno, 2. edizione, Napoli 1857, p. 194 ff.

56) Bauduin de Sebourc, Chant XI, 2. V, 20. — Huon de Bordeaux p. 164. 148. — Das älteste Beispiel solcher durftigen Zwischenreden findet sich in der Ecbasis captivi (um 940), herausg. von Voigt, Straßburg 1876, v. 829. 987.

57) Montaiglon, Recueil général II, 124.

58) Lai d'Ignaures, p. p. Monmerqué et Michel, Paris 1832, p. 6.

59) Hagen, Minnesinger, III, 202b. 299b.

60) Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die fürsorgliche Obrigkeit, welcher aller Luxus bedenklich erschien, auch den mit Spielleuten getriebenen Aufwand zu beschränken suchte. Im Lüneburger Stadtrecht von 1247 wurden für Hochzeiten nur 4 joculatores gestattet. Toleranter waren die Regensburger, welche in ihrem Statut von 1320 deren zwölf zuließen (Zappert a. a. O. 155). Die Züricher gestatteten nur zwên singer, zwên gîger und zwên toiber (Bläser, von l. tuba, s. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litt. p. 123 N. 24). Auch in Mülhausen im Elsaß sollte man „zu der hochzyt nicht mer haben damen sechs Spylmann, dy teneze und reigyn machen" (Alsatia, herausg. von Aug. Stöber, Mülhausen 1856—1857, p. 17). In Bamberg beschränkte man die Zahl der Spielleute dadurch, daß man verordnete, es dürften ihrer nur sechs Lohn erhalten, und diese sollten stadtangesessene sein. Nach dem Regensburger Statut sollte der einheimische Spielmann 24 Pfennige erhalten, der „Ausmann" dagegen nur 12 (Zappert a. a. O.). In Frankfurt wurde den Fahrenden im Jahr 1352 der Zutritt zu den Hochzeiten gänzlich untersagt (Ausführliches s. Stosch, Hofdienst der Spielleute p. 9).

61) Dits et contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé, p. p. Scheler, Bruxelles 1866, I, 28, 299.

62) Mémoires de Jean Sire de Joinville, p. p. Fr. Michel, Paris 1858, p. 211. — Die Geschenke, welche der König von Lichtmeß bis Himmelfahrt 1234 an Spielleute verteilen ließ, s. Hist. litt. XXIII, 90. — Besonders mildthätig war er gegen Spielleute, die das Alter an den Bettelstab gebracht hatte, s. La Branche aux royaux lignages bei Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouv. éd. I, 2, N. 5.

63) Muratori, Ant. It. II, 841. — Stosch, Hofdienst der Spielleute, Anm. 94.

64) Dietrichs Flucht 599 ff.

65) Chronicon Alberici Trium Fontium ad a. 1237, s. Mon. Germ. XXIII, 941, 12.

66) Paulin Paris, Romans de la table ronde, Paris 1868, II, 317. 322.

67) S. die Anmerkung zu meinem Tristan p. 632. —

Der Name quintaine kommt von der urſprünglichen Fünfzahl der aufgeſteckten Ziele, ſ. La Bataille d'Aleschans 7720 ff. (Guillaume d'Orange, p. p. Jonckbloet, La Haye 1854, I, 418). Zu Anfang des 13. Jahrh. waren es nur noch drei Pfähle (ſ. Girard de Viane, p. p. Tarbé, Reims 1850, p. 83), im ſpätern Mittelalter nur ein einziger.

68) Bartſch, Altfranzöſiſche Romanzen und Paſtourellen, Leipzig 1870, p. 238, v. 49.

69) Dinaux, Trouvères IV, 373 ff.

70) Strobel, Geſchichte des Elſaſſes, Straßburg 1841, II, 7.

71) Die Stellen ſ. bei Freymond, Jongl. p. 13 f.

72) Lacroix, Les arts au moyen-âge, Paris 1871 p. 207.

73) Eilhards Triſtrant, h. von Lichtenſtein, Straßburg 1878, v. 8230. — Friedr. Vogt, Die deutſchen Dichtungen von Salomon und Markolf, Halle 1880, I, 144, Str. 688, v. 3701. — Auch in Biſchof Wolfgers Reiſerechnungen wird unter den zu Ferrara Beſchenkten ein alter Spielmann in rotem Hemde aufgeführt. (Ausg. von Zingerle p. 25.)

74) Du Cange, Glossarium s. v. jocularis. — Montaiglon, Recueil général III, 368. — Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit, Mannheim 1819, I, Tafel zu p. 105.

75) Wace, Le Roman de Brut, p. p. Le Roux de Lincy, Rouen 1836, v. 9341.

76) Gottfrieds von Monmouth Historia Regum Britanniae, herausg. von San-Marte, Halle 1854, p. 122, 42: Buch 9, c. 1.

77) A medio capitis nudati, histrionum more barbis rasi. Glabri Rudolfi Historiae ſ. Du Chesne, Historiae Francorum Scriptores, Lutetiae 1641, IV, 38 f.

78) Vogt, Spielleute p. 13.

79) Benecke, Von unehrlichen Leuten, p. 22.

80) Rohde in den Verhandlungen der 30. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Roſtock 1878, p. 64, Note 3.

81) Gautier, Les épopées françaises, seconde édition, Paris 1878, I, 255 ff. mit Sachſmile.

82) Th. Wright, Songs and Carols from a Ms of the British Museum, London 1856, p. 1.

83) Hist. litt. XXII, 534. — Gautier, Epopées I, 174 ff. — Gaston Paris in der Romania IV, 471. — Nyrop, Oldfranske Heltedigtning 293 f.

84) Petrarca, Rerum senilium L. V, epistola 2.

85) Vom Dichter oder Eigentümer eines Gedichtes heißt es einmal: Er hat es wohl behütet und wollte dafür weder ein Roß noch ein aufgezäumtes Maultier nehmen, nicht Pelzwerk grau und bunt, nicht Mantel oder gefütterte Kappe, noch einen großen Becher voll guter Pariser Groschen. G. Paris, Romania IV, 471.

86) Crestien, Erec 19 in Haupts Zeitschrift X, 373. Ueber einzelne Fälle litterarischen Diebstahls s. La Rue, Bardes et Jongleurs I, 252 ff. 258.

87) Li Roumans de Cléomades, p. p. van Hasselt, Bruxelles 1865, v. 10323 ff. 14063 ff. 16509 ff. 17997 ff.

88) Berdic joculator regis habet III villas. Domesday-Book (London) 1783, I, 162a. — Et Adelina joculatrix unam quam comes dedit ei. ib. I, 38d.

89) La Rue, Bardes et Jongleurs I, 231. 233. — Auch jener Spielmann Pinchonnet im Roman von Cleomades wird schließlich ein Ritter und großer Herr (17997 ff.).

90) Ueber die Blondelsage, welche zuerst in einer französischen Handschrift von 1270 auftaucht, s. Puymaigre, Folk-lore, Paris 1885, p. 206 ff.

91) Ottokar bei Pez, Script. Rer. Austriac. III, 20b. — Maßmann, Kaiserchronik, Quedlinburg und Leipzig 1849, II, p. 896 ff.

92) Appian, Gallica 12. — Roget de Belloquet, Ethnogénie Gauloise, Paris 1858, III, 324 f.

93) Aus der Knytlinga Saga bei Sharon Turner, History of the Anglo-Saxons, Paris 1840, II, 214.

94) Der tugendhafte Schreiber (Hagen, Minnesinger II, 183a) oder, was wahrscheinlicher ist, Stolle (ebenda IV, 465a). Auch der Meistersinger Michael Beheim sagt am Schlusse seiner Chronik Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz im Jahre 1469:

Der furst mich hett in knechtes miet:
Ich ass sin brot und sang sin liet.
Ob ich zu einem andern kum,
Ich ticht im auch, tut er mir drum,
Ich sag lob sinem namen (Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur, 2. Aufl. 150, N. 21a).

Wörtlich wie im Hoch- und Niederdeutschen lautet das Sprichwort auch im Dänischen und Schwedischen, s.

Ida von Düringsfeld und Otto von Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germaniſchen und romaniſchen Sprachen, Leipzig 1872, I, 142, N. 282. — Das ſchamloſe Treiben der lotersinger ſchildert ein kirchlicher Satiriker in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, ſ. Haupts Zeitſchrift IV, 77, 1292 ff.

95) Dietz, Poeſie der Troubadours, 2. Auflage von Bartſch, Leipzig 1883, p. 26.

96) Aus einem Briefe des Biſchofs von Coventry, Hugo von Nunant (1191), bei Benedikt von Peterborough, Chronicle, ed. Stubbs, London 1867, II, 215, und darnach bei Roger de Hoveden, Annales, ſ. Rerum Anglicarum Scriptores (ed. Savile), Francofurti 1601, p. 703.

97) Lamberts von Ardre Historia comitum Ghisnensium 130, ſ. Mon. Germ. XXIV, 626, 42. — Das Gedicht Richards des Pilgrims (um 1190) iſt uns in der Ueberarbeitung Grainders von Douay (um 1200) erhalten, herausgegeben von P. Paris, La Chanson d'Antioche, Paris 1848.

98) Chanson de Rolant v. 1014. 1466.

99) Huon de Méry, Le Tornoiement de l'Antechrist (p. p. Tarbé), Reims 1851, p. 72.

100) Ottokar bei Pez III, 638 b. — Spottlieder auf den kargen Rudolf von Habsburg vom Meiſter Stolle ſ. Hagen, Minneſinger III, 5 a, N. 11; vom Unverzagten ſ. ebenda III, 45 a; vom Schulmeiſter von Eßlingen ſ. II, 138 a. Dafür ſchloß auch Rudolf die fahrenden Kleriker (loter pfaffen mit langem har) und die Spielleute vom Landfrieden aus, im J. 1281 (Vogt, Spielleute p. 13. 30, N. 15).

101) Gottfrieds Triſtan v. 7570.

102) Die Stellen ſ. W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur, 2. Aufl. von Martin, Baſel 1879, I, p. 130 N. 19. 99 N. 17.

103) Trésor 6, 35. — Hist. litt. XXIII, 90.

104) Die scheltaere boeser geltaere. Hartmanns Iwein v. 7163. Vergl. J. Grimm, Rechtsaltertümer 613. 953.

105) Wackernagel a. a. O. p. 7 N. 13.

106) Wright, Anecdota literaria, London 1844, p. 64. — Montaiglon, Recueil général III, 175.

107) The Romance of Blonde of Oxford and Jehan of

Dammartin by Philippe de Reimes, edited by Le Roux de Lincy, London 1858, p. 202, v. 5899.

108) Wolframs Parzival 19, 6. 33, 17.

109) Percy's Reliques of ancient english poetry, London, Bohn 1856, p. XIX b.

110) Joufrois de Poitiers, herausg. von Konrad Hofmann und Franz Muncker, Halle 1880, v. 1068 ff. 1265.

111) Die Herkunft der „Knappen von den Wappen" aus den Reihen der Spielleute ist deutlich ausgesprochen im Karlmeinet 287, 11: Auch kamen dahin mehr als 400 mynistrere, die wir Spielleute nennen, und die von Wappen sprechen können (herausg. von A. von Keller, Stuttgart 1858, p. 639). Vergl. Steidy, Hofdienst der Spielleute p. 14.

112) Jean de Condé, Chevalier à le mance, v. 322 ff. (p. p. Scheler II, 178). — Aehnlich im Bauduin de Sebourc, Chant III, 892 ff.

113) L'Histoire de Guillaume le Maréchal v. 3485 ff. s. P. Meyer, Romania XI, 37.

114) Stephens, Gesch. der wälschen Litt. p. 100.

115) Saxo Grammaticus, Historia Danica, L. XIII, ed. P. E. Müller, Havniae 1839, p. 638 f.

116) Percy, Reliques 1856, p. XIX a. — Ein spilwîp als Botin im Parzival, 362, 21.

117) v. 1623 f. Hagen und Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters, Berlin 1808, Salomon und Morolf p. 62.

118) Wilhelm von Malmesbury L. 2, c. 4. — Percy, Reliques p. XXIX, Note M.

119) Lappenberg, Geschichte von England, Hamburg 1834, I. 382.

120) Wace, Brut 9341 ff. — Roman de la Violette, p. p. Michel, p. 69. — Horn et Rimenhild 5172 ff. King Horn 1518 ff. — Eustache le Moine, p. p. Michel, Paris 1834, v. 2167 ff. — Percy's Folio Manuscript, ed. by Hales and Furnivall, London 1867, II, 604 ff.

121) Roman de Beuvon d'Hanstone bei Reiffenberg, Mouskes I, p. CXXXIX. — Miniatur des 13. Jahrh. s. Lacroix, Arts p. 473.

122) Die Stelle aus dem mittelniederländischen Roman von Valentin und Namenlos s. Altdeutsche Blätter I, 204.

— Roman d'Isaie le Triste bei Dunlop-Liebrecht, Geſchichte der Proſadichtungen, Berlin 1851, p. 88 b.

123) Uhlands Volkslieder N. 209. — Deutſche Sagen der Brüder Grimm N. 837.

124) Stephens a. a. O. 97.

125) Hist. litt. XIX, 770.

126) Del Harpur a Roucestre ſ. Fr. Michel, Roman d'Eustache le Moine p. 108 ff.

127) Gautier de Coincy, Les Miracles de la Sainte Vierge, p. p. Poquet, Paris 1857, p. 310 ff.

128) Die beiden Spielleute, Ilier aus Brabant und Peter Norman aus St. Pol, waren bis dahin Todfeinde geweſen. Die heilige Kerze, die ſich nicht verzehrte, hieß das Kleinod von Arras. Von den abrinnenden Tropfen wurde eine zweite Kerze gebildet, die man in Valenciennes in der Kapelle Notre Dame-du-Puy verwahrte und alljährlich in feierlicher Prozeſſion aufführte; der jüngſte Spielmann trug ſie in der Hand, und die andern alle folgten ihm auf ihren Inſtrumenten ſpielend (Dinaux, Trouvères III, 10. Vergl. Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, Paris 1829, I, 133. Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1835, p. 167. Jean de Condé III, 250, 32. Hist. litt. XXIV, 749).

129) Jubinal, Jongleurs et Trouvères p. 168. Es iſt die durch J. Kerners Gedicht allbekannte Sage vom Geiger von Gmünd, ſ. E. Meier, Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852, I, p. 44. Vergl. Grimm, Deutſche Sagen N. 330. — Grimm, deutſche Mythologie, 4. Aufl. p. 94. Anm. 2. — Wittſchel, Thüringiſche Sagen, Wien 1866, p. 203. — Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie, München 1848, II, 430 ff. — Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden 1874, I, 50. — Menzel, Deutſche Dichtung, Stuttgart 1858, I, 296. — Stockbauer, Kunſtgeſchichte des Kreuzes, Schaffhauſen 1870, 268. — Bächtold, Der Minorit Georg König von Solothurn, Solothurn 1874, p. 26.

130) Cléomades 14063 ff. — Vergl. Steymond, Jongl. 54.

131) Jean de Condé, Dit des Jacobins 9 ff. (p. p. Scheler III, 249).

132) Floriant et Florete, ed. by Fr. Michel, Edinburgh 1873, v. 6227 ff.

133) Der Minnaere XV, 4. f. Hagen, Minnesinger III, 103b.

134) Hagen, a. a. O. II, 353b.

135) Percy, Reliques, p. XVIb.

136) Bernhard in der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes, 1. Série, III, 388 ff.

137) Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch. Leipzig 1882, p. 322.

138) Dinaux, Trouvères I, 188. — Hist. litt. XXIII, 115.

139) Freymond, a. a. O. 30.

140) Der Meistertitel als Auszeichnung tüchtiger Spielleute wird schon in Hartmanns Erec bezeugt (v. 2159). Auch der kymrische Barde, der vor König Marke die Harfe spielt, wird von dem jungen Tristan Meister angeredet (Gottfrieds Tristan 3520. 3534).

141) Bernhard a. a. O. III, 381, N. 1.

142) Ebenda III, 394.

143) Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818, p. 37. 416.

144) Ambros, Geschichte der Musik, Breslau 1864, II, 271.

145) Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausg. von Frommann, München 1872, I, Sp. 987. — Beneke, Von unehrlichen Leuten 29.

146) Die Urkunde ist abgedruckt bei Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XIIe et XIIIe siècles, Paris 1815, p. 284, und bei Bernhard a. a. O. III, 400.

147) Bernhard a. a. O. III, 396. IV, 546. Ueber die Entwicklung dieser Korporation handelt Bernhard ausführlich III, 377 ff. IV, 525 ff. V, 254 ff. 339 ff. — Im J. 1330 versammelten sich in Tournai 31 Gesellschaften, jede mit einem König an der Spitze, zu einem Feste, das davon den Namen la fête des 31 rois erhielt (Dinaux, Trouvères II, 367).

148) Percy, Reliques, p. XVIIb f.

149) Halliwell, Thornton Romances, London 1844, p. 270.

150) Percy, a. a. O. p. XIXa. — Hawkins, General history of the science and practice of music, London 1776, II, 64. — Von den niederländischen Spielmannszünften

handelt Van der Straeten, Les ménestrels aux pays bas du XIIIe au XVIIIe siècle, Bruxelles 1878.

151) Haltaus, Glossarium germanicum, Lipsiae 1758, s. v. Spiel-leute-König.

152) Germania, XXIII (1878), p. 193 ff.

153) Haltaus, a. a. O. s. v. Larende Leute. — Der Erzbischof hieß nicht Adolf, sondern Adalbert; das richtige Datum ist 1385, s. die Urkunde abgedruckt von Schenk zu Schweinsberg in den Quartalblättern des histor. Vereins für das Großherzogtum Hessen 1882, p. 26 f.

154) Mone, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, IX, 127.

155) J. v. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1810, II, 209.

156) Ofenbrüggen, Deutsche Rechtsaltertümer in der Schweiz, Zürich 1859, 2. Heft, p. 70.

157) Scheid, De jure in musicos singulari, Jenae 1738, p. 34. 39.

158) Heitz in Stöbers Alsatia, Mülhausen 1856—57, p. 5 ff. — Barre, Die Bruderschaft der Pfeifer im Elsaß, Colmar 1873.

2. Die ältesten französischen Novellen.

Litteratur: Barbazan-Méon, Fabliaux et Contes, Paris 1808, I—IV. — Geoffroy s. Archives des missions scientifiques et littéraires, Paris 1856 IV, p. 185 ff. — Histoire littéraire XXIII, 61 ff. — Jubinal, Nouveau Recueil de Contes, Dits, Fabliaux, Paris 1839. I. II. — Keyer og Unger, Strengleikar eda Liodabok, Christiania 1850. — Marie de France, Poésies, p. p. Roquefort, Paris 1832, I. — Die Lais der Marie de France, herausg. von Karl Warnke, mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler, Halle 1885 (Suchiers Bibliotheca Normannica, Bd. III). — Méon, Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes inédits, Paris 1823, I. II. — Fr. Michel, Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles, Paris 1836. — Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaurès en vers, du XIIe siècle, par Renaut, suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du

XIIIe siècle, Paris 1832. — Montaiglon et Raynaud, Recueil général et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siècles, Paris 1872 ff, I—V. — Gaston Paris, Lais inédits ſ. Romania VII, 1. 407. VIII, 29 ff. Vergl. Mall in der Zeitſchrift für romaniſche Philologie III, 298. — Paulin Paris, Les Romans de la Table ronde, Paris 1868, I, 6. ff. — Villemarqué, Les Romans de la Table ronde, 3. édition, Paris 1860. — Herd. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841.

159) Villemarqué, Les Romans de la Table ronde, p. 168.

160) Gottfrieds Triſtan 3678 ff.

161) Chaucer, Poetical Works, ed. Nicolas, London 1867, III, 141.

162) Wolf, Lais p. 242 N. 78. — Ambros, Geſch. der Muſik II, 29. „Den antiken Lyren und Doppelflöten hat die Muſik des chriſtlichen Europas gar nichts zu danken; aber von den Rotten und Harfen der Barbaren führt ein, wenn auch weiter, Weg bis zu den Wundern unſerer Inſtrumentalmuſik" (ebenda, 27). Abbildungen der Rotte, der wäliſchen Crwth, ſ. Julius Rühlmann, Die Geſchichte der Bogeninſtrumente, herausg. von Rich. Rühlmann, Braunſchweig 1882, Tafel VI.

163) Descriptio Kambriae I, c. 12. 13. ſ. Giraldus Kambrensis, Opera, ed. Dimock, London 1868, VI, 186. 189. — Ueber dieſe Stelle ſind die alten engliſchen Muſikhiſtoriker nicht wenig in Verlegenheit geraten, ſ. Hawkins, Hist of Music, I, 408 f. — Burney, General history of Music, London 1782, II, 108 ff.

164) Topographia Hibernica, III, c. 11. ſ. Opera V, 153. — In der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts ließ der Fürſt von Nordwales, Gryffydd ap Conan, iriſche Sänger kommen, um die kymriſchen Barden zu reformieren. Warton, Hist. of English Poetry, London 1840, I, p. XXXVII.

165) Dudo, De moribus et actis primorum Normanniae ducum, Praefatio zu L. II, ſ. Du Chesne, Historiae Normannorum Scriptores antiqui, Lutetiae 1619, p. 68.

166) Diez, Poeſie der Troubadours, 2. Aufl. p. 232. 233.

167) Horn et Rimenhild, p. p. Fr. Michel, Paris 1845, v. 2830 ff.

168) Altfranz. lais, lai, provenz. lais, wurde im Mittel-

hochdeutschen, besonders bei Gottfried von Straßburg, mit leich wiedergegeben, das übrigens etymologisch (gotisch laiks Spiel, Tanz, erhalten im „Leichen" der Stiche) so wenig damit zu thun hat als das mhd. leis (geistlicher Gesang, von Kyrieleison). Lai wie leich bezeichnet bald ein Stück Instrumentalmusik ohne Gesang, bald die Melodie eines Liedes für sich, bald das gesungene Lied selbst, Wort und Weise zusammen. In den beiden ersten Fällen ist immer die Melodie im ganzen gemeint: die einzelnen Töne derselben heißen notes, diu leichnoteîn bei Gottfried (Trist. 3624). Doch wurde la note auch pars pro toto für die ganze Melodie gebraucht, wie im mhd. reisenote. Außerdem hieß Musikstück und Melodie auch son. Für den Gesangsvortrag des Lai sagte man bald chanter oder noter, bald dire, je nachdem man wie bei der ursprünglichen Unterscheidung von singen und sagen zunächst an die Weise oder an die Worte dachte.

169) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. 2. Ausg. Berlin 1871. N. XIX ff. p. 28 ff.

170) Lai de Doon, 1 ff. f. Romania VIII, 61.

171) Die unausgefüllten Notenlinien, welche in der Pariser Handschrift, die auch den Aucassin enthält (B. N. Fr. 7989), über den einzelnen Abschnitten des lai de Graalant angebracht sind, erklären sich am einfachsten aus einem, wohl eben durch den Aucassin veranlaßten, Mißverständnis des Schreibers.

172) La Rue, Bardes et Jongleurs I, 33. 37 f. 81.

173) Die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts verlegen die keltischen Lais in eine ferne Vorzeit: De lur amur et de lur bien Firent un lai les ancien. Marie de France, Milun 533. — D'un mult ancien lai bretun. Marie, Eliduc 1. — Li ancien Bretun curteis Firent le lai pur remembrer. ib. 1182. — Bretons en firent lais plusors, Si con dient nos ancessors. Tyolet 35 (Romania VIII, 42). — E moult seut des anciens lais. Yponedon (f. La Rue, Bardes I, 33).

174) Wolf, Lais p. 59. 249 ff. N. 82.

175) S. seine Vorrede, L. I, c. 1 (ed. San-Marte p. 3. 8).

176) Den Ausspruch von Alfred von Beverley f. bei P. Paris in der Romania I, 468.

177) Doon de Maience, p. p. Pey, Paris 1859, p. 1. — Aiol, p. p. Normand et Raynaud, Paris 1877, v. 7.

178) Le lai du Corn ſ. Wolf, Lais p. 327 ff.

179) Das Lai du Corn iſt verfaßt von Robert Biket (v. 669, Wolf a. a. O. p. 341), das von Ignaure von Renaut (p. p. Mommerqué et Michel p. 28), das Lai d'Aristote von Henri d'Andeli (Montaiglon, Recueil V, 243 ff. Héron, Oeuvres de Henri d'Andeli, Paris 1881, p. 1 ff.), das Lai de l'Ombre von Jehan Renart (Fr. Michel, Lais inédits p. 80), das Lai du Conseil von einem chevalier (ebenda p. 129). Die Verfaſſerſchaft der alten Volksballaden wurde zuweilen einer darin auftretenden Hauptperſon zugeſchrieben (Wolf a. a. O. 175. 341, v. 883).

180) Marie de France, Poetiſche Erzählungen nach altbretoniſchen Lieder-Sagen, überſetzt von W. Hertz, Stuttgart 1862. — Ueber die Handſchrift, Harley 978, ſ. Ward, Catalogue of Romances in the Department of Manuscripts in the British Museum, London 1883, I, 407 ff. Die Ueberlieferung der Lais ſ. Warnkes Ausg. p. VII ff. — Daß es ein Irrtum war, Marie ins 13. ſtatt ins 12. Jahrh. zu verſetzen, werden wenige mehr bezweifeln. Vergl. Warnke, Ueber die Zeit der Marie de France, in der Zeitſchrift für roman. Philol. IV, 223 ff. und Gaſton Paris in der Romania VIII, 38. X, 299. Warnkes Ausg. p. III ff. — Die Identificierung mit Marie von Compiegne iſt von Mall glücklich abgethan, ſ. Zeitſchrift für roman. Philol. I, 337 ff.

181) Denis Piramus, La vie Saint Edmund le rey, Eingang, in der Handſchrift des Britiſchen Muſeums, Bibl. Cotton. Domitian A XI, 4.

182) Keyser og Unger, Strengleikar, Christiania 1850. — Es ſind uns im ganzen gegen 40 Lais erhalten, darunter 6 zugleich franzöſiſch und engliſch (Frêne, Haveloc, Lanval, Mantel), 5 bis 6 nur in engliſcher Bearbeitung (Emare, Frankeleyns Tale in Chaucer's Canterbury Tales, Sir Gowther, Sir Orfeo, Earl of Toulouse, wahrſcheinlich auch Sir Degarre). Von einigen, die uns verloren ſind, giebt die altnordiſche Proſa den Inhalt. Auf die einzelnen hier näher einzugehen, geſtattet mir der Raum nicht. Auch in dieſer Gegenſtand längſt in den beſten Händen: Gaſton

Paris hat uns eine Gesamtausgabe der Lais mit litterarischen Untersuchungen in Aussicht gestellt. Möge er uns bald damit erfreuen!

183) Der Schauplatz der keltischen Lais ist vorzugsweise Britannia major und minor, einesteils Wales, England (das den keltischen Namen Logre führt, kymrisch Lloegyr, vergl. Roget de Belloguet, Ethnogénie Gauloise, II, 243. 263 ff.) und Schottland, anderenteils die Bretagne. Zuweilen bleibt die Lokalität ungewiß, weil das altfranzösische Bretaigne sowohl Großbritannien als Armorica bezeichnet. Doch wird in der Mehrzahl der Fälle mit Bretaigne schlechthin die heutige Bretagne gemeint sein, das Land der Feen und Wunder, das schon der altnordische Uebersetzer für die eigentliche Heimat der Lais erklärt. Er schreibt in der Vorrede: „Von den Sagen, welche dieses Buch enthält, machten die Dichter im südlichen Britenland, das in Frankreich liegt (i sydhra Braetlande er liggr i Frannz), Lieder (liodhsonga, d. h. Lais); die werden vorgetragen zu Harfe, Geige, Symphonie, Organon (Handorgel), Tympanum (baskische Trommel), Psalterium und Chorus (ein Saiteninstrument s. Lacroix, Arts du moyen-âge, p. 217, fig. 183, und Ambros, Gesch. der Musik II, 417) und allerlei anderem Saitenspiel, was die Leute thun, sich und andern zur Belustigung in diesem Leben" (Strengleikar p. 1).

184) Strengleikar 67. 118.

185) Warntes Ausgabe p. 101. — Ueber die Tristanlais s. meinen Tristan p. 428.

186) Lai du Lecheor s. Romania VIII, 64 ff. Ein bretonisches St. Pantaleon ist bis jetzt nicht nachzuweisen. Der nordische Uebersetzer nennt den Ort Leons hall (Leons Seis) in Cornwall (es ist wohl das bretonische Cornouaille gemeint) s. die dunkle Stelle in den Strengleikar p. 68. 119. — Auf die Benennung der Lais haben die Dichter großes Gewicht gelegt. Sie versäumen nicht, wenn ein Gedicht zwei verschiedene Titel führt, beide anzugeben: Das Lai d'Ignaure heißt auch Lai del Prison (p. 30); das Lai d'Eliduc erhielt nach den beiden Hauptheldinnen den bretonischen Titel Guildeluec ha Guilliadun (v. 21). In einem Lai Maries wird am Schlusse darüber verhandelt, ob es Quatre Dols oder Le Chaitivel zu betitlen sei (Chaitivel 204 ff.).

187) Guigemar v. 19. — Espine v. 1 (Roquefort, Marie I, 542). — Guinganor v. 2 (Romania VIII, 51). — Tydorel 489 (Romania VIII, 72). — Melion 597 (Zeitschrift für roman. Philol. VI, 198).

188) Lambert von Ardre sagt von seinem Zeitgenossen, dem im Jahre 1206 gestorbenen Grafen Balduin II von Guines: Tot et tantorum ditatus est copia librorum, ut Augustinum in theologia, Areopagitam Dionisium in philosophia, Millesium Talem fabularium in neniis gentilium, in cantilenis gestoriis sive in eventuris nobilium sive etiam in fabellis ignobilium ioculatores quosque nominatissimos equiparare putaretur. Historia comitum Ghisnensium c. 81 (Mon. Germ. XXIV, 598, 38).

189) Romania VII, 1 ff.

190) Noch im 14. Jahrhundert nennt Jean de Condé sein Gedicht vom weißen Ritter ein Lai, s. Ausg. von Scheler II, 1 ff., seltsamerweise auch sein allegorisches Gedicht de l'ourse, ib. III, 171.

191) Tristrant und Isolde, herausg. von Pfaff. Tübingen 1855, p. 202, 13.

192) Die Stelle ist abgedruckt in der Vorrede zu Huon de Bordeaux p. p. Guessard et Grandmaison p. VI.

193) La Rue, Bardes I, 154. 156 ff. III, 227. — Warton, History of English Poetry, London 1840, I, 19.

194) Dinaux, Trouvères III, 20.

195) La Court de Paradis s. Barbazan-Méon, Fabliaux, III, 128.

3. Die bretonischen Feen.

Litteratur: J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, p. 320 ff., Nachträge p. 112 ff. — Habasque, Notions historiques etc. sur le littoral du Département des Côtes-du-Nord, Saint-Brieuc 1832, I—III. — Luzel, Gwerziou Breiz-Izel, Chants populaires de la Basse-Bretagne, Lorient 1868. I—II. — Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne, Paris 1881, I—II. — A. Maury, Les

fées du moyen-âge, Paris 1843. — H. Schreiber, Die Feen in Europa, Freiburg im Breisgau 1842. — Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne, Paris 1880, I. II. — Sébillot, Littérature orale de la Haute-Bretagne, Paris 1881. — Sébillot, Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne, Paris 1882, I. II. — E. Souvestre, Les derniers Bretons, Paris 1858. I. II. — E. Souvestre, Le Foyer Breton, Paris 1858. I. II.

196) Maistre Wace, Roman de Rou et des Ducs de Normandie, herausg. von Hugo Andresen, Heilbronn 1877, II, p. 283, v. 6395 ff. — Ueber den sagenberühmten Wald von Broceliande (Brécilien, Brecheliant) s. Du Taya, Broceliande, ses chevaliers et quelques légendes, Rennes 1839. — A. Maury, Les forêts de la France dans l'antiquité et au moyen-âge, Paris 1856, 132 ff. — P. Paris, Romans de la table ronde II, 172 ff. — Souvestre, Foyer Breton II, 73. 78.

197) Ueber die den kleinen Feen nächstverwandten, aber häßlichen und unheimlicheren Zwerge der keltischen Bretagne s. Souvestre, Foyer Breton II, 113 ff. — La Villemarqué, Barzaz Breiz, 6. édition, Paris 1867, p. LIV.

198) Im japanischen Märchen ist es eine Warze, welche die Kobolde ihrem Gaste abnehmen als Pfand, damit er wiederkomme, s. Mitford, Geschichten aus Alt-Japan, übersetzt von Rehl, Leipzig 1878, I, 317. Brauns, Japanische Märchen und Sagen, Leipzig 1885, p. 78. — Die verschiedenen bretonischen Fassungen s. Sébillot, Contes populaires II, 84. 308. 311. Traditions I, 280. Souvestre, Foyer Breton II, 113. — Die irische Erzählung s. Grimm, Irische Elfenmärchen, Leipzig 1826, p. 12. — Dieselbe Sage aus der Picardie s. Mélusine, p. p. Gaidoz et Rolland, Paris 1878, Sp. 113.

199) Margot la fée, commère Margot s. Sébillot, Traditions I, 74. 105 ff. — Wie ist der Name zu erklären? Ist es eine volkstümliche Umdeutung von Morgue la fée? Im Hartmanns Erec steht Marguel (1933) statt Morgain la fée (Crestiens 1945. Zeitsch. für deutsches Altert. X, 423). Auch heißt Margot auch eine Gottheit der Mohammedaner, s. Bauduin de Sebourc, Chant VI, 14. Blancandin 5363. — Seensagen bei Tours und in der Normandie s. Maury, Fées p. 32 und Le Grand, Fabliaux ou Contes,

3. édit. I, 153. Die zahlreichen Bauten Melusines s. Couldrette, Livre de Lusignan 1281 ff. 1357 ff. 1375 ff. (p. p. Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854).

200) Sébillot, Traditions I, 86. II, 202. 203. — Le Roman d'Aquin ou la Conqueste de la Bretaigne par le roy Charlemaigne, p. p. Jotion des Longrais, Nantes 1880, p. 35 ff., v. 859 ff., vergl. p. LIV f. und p. 174.

201) Aus Lalitavistâra, s. H. Kern, Der Buddhismus, übers. von Jacobi, Leipzig 1882, I, 48 ff. — Tibetanisch s. Rgya tch'er rol pa ou Développement des jeux, traduit par Foucaux, Paris 1848, p. 180 ff. — Birmanisch s. Bigandet, The life or legend of Gaudama, Rangoon 1866, p. 49 ff. — Die schönste Schilderung ist die chinesische in Fo-sho-hing-tsan-king, translated by Beal, Oxford 1883 (Max Müller's Sacred Books of the East, Vol. XIX) p. 29 ff.

202) Pluquet, Contes populaires etc. de l'arrondissement de Bayeux, Rouen 1834, p. 1 ff. — Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse, Paris 1845, p. 98.

203) Luzel, Chants populaires I, 11. Wer erproben will, wie La Villemarqué seine Volkslieder ausschmückte, der vergleiche damit Le seigneur Nann et la fée (Barzaz Breiz, 6. edit. p. 25). — Ueber die Sage s. Grundtvig, Elveskud, Kjöbenhavn 1881.

204) Die ältesten Stellen, welche die Feen erwähnen, kennen sie nur in dieser Eigenschaft als Schicksalsfrauen, welche durch ihre Gaben das Leben des Menschen vorherbestimmen. Fatas antiqui in supremo ordine collocabant, pro eo quod fatare praecipuum sit atque divinum inter omnia quae diis attribuuntur: fatare namque non solummodo est praedicere vel cavere, sed etiam praeordinare, et ut veniant quae praedicuntur efficere, sagt der Pariser Bischof Wilhelm von Auvergne in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Reiffenberg, Mouskes II, CXXXIV). Von fatare kommt das provenzalische fadar, das altfranzösische faer, zuerst bei dem Troubadour Guillem IX von Poitiers († 1127) bezeugt: So wurde ich nachts auf einem Berge gefeit, d. h. von Feen begabt (Grimm, Mythologie, 4. Aufl. p. 341. Dies, Leben und Werke der Troubadours, 2. Ausg. p. 8). Die Feen selbst werden zuerst von Marcabrun um die Mitte des 12. Jahrhunderts genannt: Mägdlein, sagt er, als Ihr geboren wurdet, da begabte Euch

eine gütige Fee, gentil fada, mit einer reinen Schönheit (Raynouard, Lexique Roman, Paris 1840, III, 282a). Ferner: Den seite eine gütige Fee, dem ihre Liebe geschenkt ward (Tiez, a. a. O.). — Auch die ursprüngliche Dreizahl blieb unvergessen. So sagt Soulquet von Romano, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrichs II: Mir bestimmten drei Schwestern in der Stunde meiner Geburt, daß ich allezeit verliebt sein solle (Raynouard a. a. O.). — Ein französischer Roman des 14. Jahrhunderts überliefert uns den gewiß uralten Brauch, daß man ein neugeborenes Kind am Rand eines Quells, wo Feen zu erscheinen pflegten, niederlegte, damit sie ihm ihre Gaben verleihen sollten (Brun de la Montaigne, v. 48 ff., p. p. P. Meyer, Paris 1875, p. 3 ff). Feen begaben den Sohn Maillefers im Romane von Guillaume au cóurt nez (Reiffenberg, Mouskes II, CXXXIX). Nicht immer sind jedoch sämtliche anwesende Feen dem Kinde gleich gnädig gesinnt wie in der jüngsten Bearbeitung des Ogier le Danois aus dem 14. Jahrhundert (s. P. Meyer, Brun de la Montaigne, p. XI), im Roman von Isaye le Triste (Dunlop-Liebrecht, Gesch. der Prosadichtungen p. 466) und in den Enfances Garin aus dem 15. Jahrhundert (Gautier, Epopées, 2. edit. IV, 111). Häufig ist eine darunter, welche, durch irgend eine Zurücksetzung gekränkt, dem Kinde feindlich gesinnt wird, wie im Huon de Bordeaux (p. p. Guessard et Grandmaison, Paris 1860, p. 105), im Adamsspiel von Adam de la Halle, dem ältesten französischen Lustspiel (um 1262 s. Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen-âge, Paris 1839, p. 76 ff.), im Prosaroman von Perceforest (s. Uhlands Schriften, Stuttgart 1873, VIII, 461. Vergl. Grimm, Mythologie, 4. Aufl. I, 342). Diesen allverbreiteten Märchenzug machen sich die drei Zauberinnen zu nutze, welche von Yoine gedungen werden, um den ihr zum Manne aufgezwungenen Grafen Nevers von der Vollziehung der Ehe abzuschrecken. Sie erscheinen ihm durch ihre Zauberkunst in seinem Schlafgemach als die drei Parzen (trois destinées) Cloto, Lachesis, Atropos und halten ihr Mahl vor seinem Bett. Lachesis erinnert die andern daran, wie man ihr bei der Geburt Yoines keinen Löffel gegeben und sie daher dem Kinde fürs ganze Leben die Freuden der Liebe versagt

habe. Mir, fällt Atropos ein, hat bei des Grafen Geburt das Messer gefehlt, und ich bestimmte ihm dafür, daß er, sobald er sein Weib umarme, eines jähen Todes sterben solle. Diese Komödie spielen sie in der schönen Gestalt von Seen, em beles figures de fées (Amadas et Ydoine 2007 ff., p. p. Hippeau, Paris 1863, p. 71 ff.) Der klassisch gebildete Dichter dieses Liebesromans im 13. Jahrhundert war sich also der Identität der romanischen Seen und der antiken Parzen deutlich bewußt, wie noch im 16. Jahrhundert der Prinzenerzieher Amyot das griechische Μοῖρα mit fée wiedergab (Maury, Les fées p. 36, N. 2).

Häufig werden Seen und Göttinnen zusammen genannt: divesse ou fée (s. Narcisus 454. 586 bei Barbazan-Méon IV, 158. 165. — Floriant 7758. — Roman de la Rose 3438). Hartmann von Aue sagt von der See Morgan: sî was ein gotinne (Erec 5160); auch Gottfried von Straßburg braucht gotinne für See (Tristan 15813), ebenso Konrad von Stoffeln (Germania VI, 390).

Die Schicksalsfrauen nehmen zuweilen einzelne Helden in ihren besonderen Schutz: Lanzelot wird von der merseine erzogen (Ulrichs von Zatzikhoven Lanzelet, 180. 192 ff. Ausg. von Hahn, Frankfurt 1845, p. 5. Chrestien de Troies, Le roman de la charrette, p. p. Jonckbloet, La Haye 1850, v. 2345). Floriant von der See Morgan im Mongibel (Floriant 567 ff.); den jungen Brun pflegt eine See als Amme und Beraterin (Brun de la Montaigne v. 1852 ff.); des jungen Maugis nimmt sich eine See an und läßt ihn von ihrem Bruder in der Zauberkunst unterrichten (Dunlop-Liebrecht, a. a. O. 143a. Nyrop, Heltedigtning 182 f.); sieben Seen erziehen die Kinder des Helias. (Hist. litt. XXII, 348. 391. 419).

205) Von der Schönheit der Seen ist allenthalben die Rede, z. B. Lai du Corn 512. Guigemar 706. Partonopeus 10710. Bataille d'Aleschans 3059. Foulque de Candie (p. p. Tarbé, Reims 1860) p. 147. Doon de Maience 3658. Gautier de Coincy (p. p. Poquet) col. 471, v. 450. Durmart li Galois 231. Bauduin de Sebourc, Chant V, 626, X, 337. Roman de la Rose 3438 u. a. An ihrer Schönheit werden badende Jungfrauen als Seen erkannt, s. Barbazan-Méon III, 412, 116. Seenschönheit geschildert im Brun de la Montaigne 923 ff. »Belle comme une

fée», ist sprichwörtlich bis auf den heutigen Tag (Sébillot, Traditions de la Haute-Bretagne I, 73), freilich auch «laide comme une vieille fée» (Du Méril, Etudes sur quelques points d'archéologie, Paris 1862, p. 438).

In den Vergleichungen werden häufig Feen und Sirenen zusammengestellt, z. B. Bataille d'Aleschans 4725: Et s'est plus bele que fée ne serine. Anséis de Carthage (s. Gautier, Epopées III, 642, N. 2). Amis et Amiles 473 (Ausg. von E. Hofmann, Erlangen 1852, p. 14). Jourdains de Blaivies 2471 (E. Hofmann 179). Gui de Nanteuil (p. p. P. Meyer, Paris 1861) p. 25. Bauduin de Sebourc, Chant III, 512. XIII, 402. Fee von Gestalt, Sirene von Stimme, XII, 731. Vergl. Grimm, Mythologie III, 117.

206) Werke der Feen sind das Wunderhorn im Lai du Corn 55 (Wolf, Lais p. 328), der Wundermantel in Le Mantel mautaillé 193 (Wolf, a. a. O. 346. Montaiglon, Recueil III, 8). Ihre kunstvollen Gewebe werden oft genannt, z. B. in Foulque de Candie (p. 82. 113. 151). Unter einem Pfelle, den eine Fee wirken ließ, wird die Königin Guibourc eingesegnet im Roman d'Aubry de Bourgoing (p. p. Tarbé, Reims 1849, p. 37). Hier ist die Decke gemeint, womit bei der Trauung das Brautpaar verhüllt wurde (Du Méril, Etudes, p. 39). Erecs Krönungsmantel ist von vier Feen gewirkt (Crestien, Erec 6696, bei Haupt X, 545), eine Bettdecke in Konstantinopel von der Fee Maseus (Du Méril, ib. 398). Die beiden streitenden Schönen Florance und Blanchefior tragen Mäntel, die von Feen auf einer Insel gewirkt wurden (Barbazan-Méon IV, 355, 21). Damit ist auf die überseeische Herkunft der orientalischen Kunstgewebe hingewiesen. Im Roman von Floriant ist von einem ähnlichen Mantel (v. 6932) und von einem Gürtel die Rede, woran drei Feen sieben Jahre lang gearbeitet haben (6127; vergl. Fr. Michel, Floriant p. LV, N. 52). Auch den goldenen Stuhl Oberons haben Feen auf einer Meerinsel dereinst für den König Alexander verfertigt (Huon de Bordeaux p. 108). Eine reiche Auswahl ähnlicher Dichterstellen giebt Fr. Michel in seinen Recherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent, Paris 1854, II, 65 ff. Noch heute sagt man von kunstvoller Arbeit: travailler comme une fée (Maury, Fées p. 33).

207) Feen als Wald- und Quellenfrauen erscheinen im Lai de Graalent 225 (Roquefort, Marie de France I, 502) und im Lai de Guingamor 437 (Romania VIII, 56). In der Version der flandrischen Schwanensage, welche Johannes von Haute-Seille um 1185 aus dem Volksmund in seine lateinische Bearbeitung der Sieben weisen Meister aufgenommen und nach ihm Herbert in klaren französischen Versen behandelt hat, raubt der Ritter der badenden See (nimpha) ihre goldene Kette, wodurch sie widerstandslos in seine Gewalt kommt (Johannis de Alta Silva Dolopathos, herausg. von Oesterley, Straßburg 1873, p. 73, 29 ff. Deutsche Uebersetzung aus dem 15. Jahrhundert s. Haupt und Hofmann, Altdeutsche Blätter I, 129. Li romans de Dolopathos, p. p. Brunet et Montaiglon, Paris 1856, p. 319 f.). Auch in einem Fableau von Garin kommt der Kleiderraub vor: Ein Ritter und sein Knappe überraschen drei badende Feen; der Knappe bemächtigt sich sofort ihrer prächtigen Gewande; der Ritter aber giebt sie ihnen zurück, wofür sie ihm Zaubergaben verleihen (Barbazan-Méon III, 413 ff.). Ueber den Kleiderraub s. Cosquin in der Romania VII, 533 ff.

An einer Quelle findet Desiré seine Fee (Michel, Lais inédits p. 11). Bei der Fontaine de Soif-Jolie, die aus dem Feenlande fließt, begegnet Raimondin die schöne Melusine und ihre Schwestern (Couldrette, Livre de Lusignan 482 ff. s. Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854, p. 24 f.). Narciß glaubt von seinem Spiegelbild im Wasser, es sei eine Meerfee, die Hüterin der Quelle (Narcisus 655 bei Barbazan-Méon IV, 164). Die fließende Aye, die sich durch einen Fluß arbeitet, wird von Landleuten für eine der Feen gehalten, welche diesen Ort zu besuchen pflegen (Aye d'Avignon, p. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, p. 32). Die warme Quelle von Domremy am Fuße des Feenbaums, wo Jeanne d'Arc ihre Visionen hatte, war nach der Volkssage unter dem Stabe gütiger Feen entsprungen (Maury, Fées 28).

208) Eine weiße Hindin im Lai de Graalent 201 (Roquefort, Marie I, 500), ein weißer Eber im Lai de Guingamor 158 ff. (Romania VII, 53 ff.), ein weißer Zehnender im Dolopathos (Johannes de Alta Silva 73, 32. Herberts Roman p. 318). Auch Partonopeus wird durch

einen Eber zu dem Seegestade gelockt, wo er das Schiff findet, das ihn zu der unsichtbaren Schönen bringt (Partonopeus 613 ff.). In einem Gedicht vom Ausgang des 13. Jahrhunderts lesen wir vom Grafen Balduin von Flandern, wie er allein einem ungeheuren Eber in den tiefen Wald von Noyon folgte; kaum hatte er ihn nach wütendem Kampfe erlegt, so sah er eine schöne Jungfrau auf schwarzem Zelter vor sich. Er vermählte sich mit ihr, und sie gebar ihm zwei Töchter. Ein heiliger Eremit aber, der zu Gaste kam, entlarvte sie und zwang sie durch Beschwörungen, daß sie sich als gefallener Engel zu erkennen gab und durchs Fenster entwich. Ihre Töchter Jeanne und Marguerite hießen daher les filles du diable (Chronique de Baudouin comte de Flandres qui épousa le diable, s. Dinaux, Trouvères II, 108 ff.). Hier ist eine liebende See zum teuflischen Gespenste verdüstert, und auch das weisende Tier, der Eber, gebärdet sich als dämonischer Unhold.

209) Wenn Gervasius von Tilbury um 1211 von Männern spricht, die mit Feen im Liebesbunde gestanden hatten und starben, als sie sich eine menschliche Gattin nehmen wollten, und von andern, die aus dem höchsten irdischen Glück ins tiefste Elend stürzten, weil sie einem solchen Liebesbunde sich zu entziehen suchten oder sein Geheimnis ausplauderten, so denkt er bei jenen an Helden wie unseren Staufenberger, bei diesen an Helden der Lais wie Graalent, Lanval, Desiré u. a. (Otia Imperialia, herausg. von Liebrecht, Hannover 1856, p. 41).

Von allen Wohltaten der Elben soll man schweigen; sonst hören sie auf. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen N. 7. Irische Elfenmärchen p. XCVII.

210) Ueber die Sagen vom relativen Werte der Zeit habe ich in meinem Buche „Deutsche Sage im Elsaß" (Stuttgart 1872, p. 263 ff.) gehandelt. Von den Nachträgen, die ich mir aufgezeichnet habe, sei hier nur erwähnt, daß schon im Zend-Avesta sich ein ähnlicher Ausspruch findet. Der Vendidad (2. Fargard, 133) sagt über die Bewohner von Yimas irdischem Paradies „an dem immerwährend goldfarbenen Ort, dessen Speise nie versiegt: diese halten für einen Tag, was ein Jahr ist" (Spiegels Avesta, Leipzig 1852, I, 77). Umgekehrt erscheint den Verdammten in der

Hölle eine Stunde wie 250 Jahre (Abraham a Sancta Clara, Judas der Erzschelm, Lindau 1872, VII, 184 f). Auch im Fegfeuer ist eine halbe Stunde wie zwanzig Jahre (ebenda VI, 388).

Wie Guingamor schwindet der aus dem Paradies zurückgekehrte junge Graf Loringus im Siechtum des Alters dahin, sobald er einen Bissen über die Lippen bringt (Germania IX, 270; vergl. Zeitschrift für deutsche Philologie, Halle 1882, XIII, 349, c. 32. Ueber die Sage s. R. Köhler, ebenda 1883, XIV, 96 ff.). Dem König Herla, der mit seinem Gefolge auf der Hochzeit eines Zwerges über 200 Jahre verbracht hat, giebt dieser sein Wirt einen Schweißhund mit, der einem vom Gefolge aufs Pferd gesetzt wird, und schärft ihnen ein, daß keiner vom Pferde steige, bis der Hund herabspringe. Einige übertreten dieses Gebot und zerfallen, sobald sie die Erde berühren, zu Staub (Gualteri Mapes De nugis curialium, ed. Th. Wright, London 1850, p. 14 f.).

211) Ueber diese keltische Insel der Seligen s. San Marte, Gottfried von Monmouth p. 417 ff. Ihre von englischen Politikern erfundene Identificierung mit Glastonbury s. P. Paris, Romania I, 463. Zarncke in Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, Halle 1876, III, 329.

212) Hier mag der eigentümliche Ausdruck Erwähnung finden, den die Sage in der Oberbretagne (nach Sébillot, Contes populaires I, 24. 29) männlichen und weiblichen Höhlenfeen in den Mund legt: »Je suis de la race Antifer.« Diese Worte, welche Sebillot unerklärt gelassen hat, wollen nichts anders sagen als: „Ich bin vom Geschlecht der Unterirdischen." Antifer heißt ein Kap an der Westküste von Caux in der Normandie mit einer Höhle, welche im Mittelalter für den Eingang der Unterwelt gegolten hat. Durch dieses „Loch von Antifer" (pertus d'Antifer) fuhr nach dem Volksglauben das normannische wilde Heer, la mesnie Hellequin, aus der Hölle auf die Erdoberfläche (s. Le dit de Luque la maudite von Bourdet, v. 60, in der Romania XII, 228).

213) Couldrette, Livre de Lusignan v. 496. (Michel, Mellusine p. 25.)

214) Das schlagendste Beispiel für diese Entsetterung

der Feen in der höfischen Epik bietet der Roman von Partonopeus de Blois (p. p. Crapelet, Paris 1834, 2 Bde.), in den wir uns mit Entzücken als in eines der reizendsten Feenmärchen hineinlesen, bis wir zu unserer Enttäuschung erfahren, daß die geheimnisvolle Geliebte des Helden keine Fee, sondern ein ganz natürliches Menschenkind, die Erbtochter von Byzanz, ist, die einen Kursus in der Magie mit Nutzen durchgemacht hat (v. 4557 ff.).

Herr Orfeo.

Sir Orfeo, ein englisches Feenmärchen aus dem Mittelalter, herausg. von O. Zielke, Breslau 1880. —

Dieses englische Spielmannsgedicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts giebt sich als die Bearbeitung eines französischen Lai zu erkennen, das uns verloren ist. Daß es schon im 12. Jahrhundert ein französisches Lai d'Orphey gab, wird uns im Lai de l'Espine bezeugt: da singt es ein irischer Spielmann zur Rotte (v. 188, Roquefort, Marie de France I, p. 556). In einem altfranzösischen Roman von Floire et Blanceflor ist unter den Kunststücken, die ein Zauberer zur Zerstreuung des liebeskranken Floire sehen läßt, ein goldener Automat, der dieses Lai auf der Harfe spielt (Floire et Blanceflor, p. p. Du Méril, Paris 1856, p. 231). Ein Dichter des 14. Jahrhunderts, Guillaume de Machault, sagt, daß er das Lai oft gesehen und durchgelesen habe (S. Wolf, Lais p. 238 f.). Ob dieses das Original des englischen Lai war, läßt sich nicht entscheiden.

Unser Gedicht bietet eines der anmutigsten Beispiele von naiver Anpassung antiker Sagenstoffe an die Vorstellungswelt des Mittelalters. Der klassische Mythus von Orpheus und Eurydike ist im Munde der Spielleute zum romantischen Märchen geworden. Statt in den Hades zieht Orpheus in das unterirdische Feenland, wo er Pluto als den Elbenkönig findet, wie er auch bei Chaucer genannt wird: Pluto, that is the kyng of fayerye (Marchaundes Tale

in Canterbury Tales v. 10101. 10108. vergl. 9912). Bei Dunbar in dem allegorischen Gedicht The golden targe vom Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint Pluto noch volkstümlicher in Grün, der Leibfarbe der schottischen fairies, als elbischer Incubus:

There was Pluto, the elrich incubus, in cloak of green.

(Paterson, The life and poems of William Dunbar, Edinburgh 1860, p. 34.)

Für die mittelalterliche Vorstellungswelt stand natürlich der christliche Teufel noch näher. In dieser Metamorphose tritt uns Pluto bei Renaut von Louvain, einem Dichter des 14. Jahrhunderts, entgegen, der den Boëtius in anmutigen Versen übersetzt hat. Er erzählt von Orphéus, un tres gracieux menestriers, wie er seine Geliebte in der Hölle suchte:

Tant a violé et chanté
qu'il a le diable enchanté.
Li roys d'enfer tantost s'accorde
qu'on le face miséricorde. Dinaux, Trouvères IV, 622 f.

Der englische Spielmann ist aller klassischen Bildung ferne geblieben: er nennt den König Pluto und den „König Juno" als die Ahnen des Orfeo (v. 29 f.) und hält Thrakien für eine Stadt (v. 47, von mir weggelassen). Was man zu Anfang des 14. Jahrhunderts dem Publikum bieten durfte, beweist der Schreiber der Edinburger Handschrift, der, um Orfeo zum Engländer zu stempeln, uns mit größter Unverfrorenheit einreden will, Thrakien sei der alte Name von Windchester gewesen.

Der Name Orfeo darf nicht mit italienischer Betonung gesprochen werden; er ist aus Orfew entstanden wie Mátheo aus Matthew, Barthólomeo aus Bartholomew (s. Wülcker's Anglia V, Anzeiger p. 18) und hat also den Ton auf der ersten und der letzten Silbe. Der Name lautet im Altfranzösischen auch Alpheus (Roman des sept sages, v. 28, herausg. von Keller, Tübingen 1836, p. 2) und Olfeus (Uebersetzung des Boëtius bei Moland, Origines littéraires de la France, Paris 1862, p. 272). Beim Namen Heurodis für Eurydike hat die Erinnerung an Herodias mitgewirkt; die Form Herodis ist auch einmal dem Schreiber der Edinburger Handschrift in die Feder gekommen (Zielke p. 134).

Die Einleitung uber die Lais findet ſich auch vor der engliſchen Bearbeitung des Lai de Frêne (Weber, Metrical Romances, Edinburgh 1810, I, 357).

Der Baum, worunter Heurodis einſchläft, heißt ympetre (v. 68. 164. 184). Das iſt ein „geimpfter", gepfropfter Baum, wie das etymologiſch entſprechende franz. ente, vom griech. ἔμφυτον eingepflanzt (Diez, Etymologiſches Wörterbuch II, c.). Da im Engliſchen aber imp auch Robold, Teufelchen bedeutet, ſo heißt ympetre zugleich Elbenbaum (ſ. Liebrecht, Gervaſius von Tilbury, p. 117). Wirklich ſcheint der junge Obſtbaum mit den Elben in Beziehung zu ſtehen. Die Königin im Lay de Tydorel ſchläft, bevor ihr der Herr vom See erſcheint, soz une ente, soz une ente bele (v. 30. 373, Romania VIII, 67. 71). Der nordiſche Ueberſetzer giebt dies wieder mit einum nyvoxnum uidhi, einem jungen Baum (Strengleikar p. 49). Im Lai de l'Espine wacht die Königstochter nachts im Garten und wünſcht ſich voll Sehnſucht zu ihrem Geliebten. Gegen Morgen ſchläft ſie ein sos une ente und wird durch ein Wunder zu ihm entrückt (v. 239, Roquefort, Marie de France, I, 560). König Elyadus von Sicilien bleibt lange kinderlos, bis er einſt im Mai ſeine Gattin par desouz l'ente d'un pommier umarmt (Floriant et Florete, ed. by Michel, Edinburgh 1873, p. 3). Ich habe für ympetre und ente in meiner Uebertragung einen deutſchen Elben- und Zauberbaum, die Linde, geſetzt (ſ. Perger, Deutſche Pflanzenſagen, Stuttgart und Oehringen 1864, p. 289. 291). Der Schlafzauber einer Linde wird Ortnits Verderben (Wolfdietrich B. 516 ff. ſ. Deutſches Heldenbuch, Berlin 1871, III, p. 244).

Wie Heurodis werden Frauen häufig in den Märchen, beſonders in den orientaliſchen, von Geiſtern entrückt. Im ruſſiſchen Märchen vom goldenen Berge entſchwindet die Zarin vor den Augen des Zaren, von einem in ſie verliebten Geiſt im Sturm entführt (Dietrich, Ruſſiſche Volksmärchen, Leipzig 1831, p. 51).

Ganz wie Orfeo verkommt auch der ſchöne Partonopeus in ſeinem Leid um die verlorene Geliebte zum Bärenhäuter, ſo daß die getreue Urraque, die ihn im Ardennerwalde aufſucht, Mühe hat, ihn als Menſchen zu erkennen, und vor Schmutz und Haaren kaum ſein Geſicht

findet (Partonopeus 5917 ff.). Auch Jean d'Avesnes lebt nach dem Verluſt der Geliebten als homme sauvage in ſeiner Waldeinſiedelei (Roman de Jean d'Avesnes ſ. Dinaux, Trouvères IV, 422. 425).

Zur Geſchichte der Sage ſei beiläufig erwähnt, daß auch die Japaner ihren Orpheus haben. Es iſt der Gott Izanagi, der Erfinder der Muſik, aus deſſen Liebesbund mit der Göttin Izanami das japaniſche Volk hervorgieng. Als Izanami bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, des Feuergottes, ſtarb, ſtieg Izanagi in das Yomi, die Unterwelt, hinab, um ſie zu ſuchen. Er ſollte ſie unter der Bedingung wieder haben, daß er ſie nicht während ihres Schlafes anſehe. Er blickte doch nach ihr hin und erſchaute zu ſeinem Entſetzen eine verweſende Leiche, worauf ihn wütende weibliche Dämonen von hinnen trieben (Junker von Langegg, Midzuho-guſa, Segenbringende Reisähren, Leipzig 1880, III, 303, vergl. II, 228).

Die indiſche Eurydike iſt die ſchöne Pramadvarâ, die Tochter einer Apſaraſe, dem jungen Rurus verlobt; beim Spiel mit ihren Freundinnen tritt ſie im Wald auf eine Giftſchlange und ſinkt ſofort, von ihrem Biſſe getroffen, tot zu Boden. Rurus befreit ſie aus der Unterwelt, indem er ihr die Hälfte ſeines eigenen Lebens abtritt (Nève, Des portraits de femme dans la poésie épique de l'Inde, Bruxelles 1858, p. 37. — Eichhoff, Poésie héroique des Indiens, Paris 1860, 198. — Journal Asiatique, Paris 1855, V, 488).

Lanval.

Lai de Lanval ſ. Roquefort, Marie de France I, 202 ff. — Li lais de Lanval, neu herausgegeben von Erling, Programm, Kempten 1883. — Warnkes Ausgabe der Lais, p. 86 ff. — Januals Liodh ſ. Strengleikar p. 69. — Meine Ueberſetzungen aus Marie de Srance ſind nicht nach der mangelhaften Ausgabe Roqueforts, ſondern nach den von mir kollationierten Handſchriften hergeſtellt. Die Ausgabe Warnkes kam eben noch rechtzeitig, um vor dem Drucke verglichen zu werden.

Eine altertümlichere Gestaltung der Lanvalsage heftet sich an den halbmythischen Bretonenhelden Graalent-Mor aus dem fünften Jahrhundert, erhalten im Lai de Graalent (Roquefort, Marie I, 486 ff.). Hier wird der Held durch eine weiße Hindin zu einem Bad im Walde gelockt, worin eine schöne Jungfrau badet; er raubt ihr die Gewande und erobert ihre Minne im Sturm. Nun gesteht sie, daß sie um seinetwillen zu der Quelle gekommen sei und stellt ihm dieselbe Bedingung wie Lanvals See. Eines Tages läßt der König der Bretagne seine Frau vor den versammelten Gästen erscheinen und fragt, ob es ein schöneres Weib auf Erden gebe. Da Graalent in die allgemeine Bewunderung nicht einstimmt, wird er vom König zur Rede gestellt und verrät im Wortwechsel sein Geheimnis. Seine See ist nicht so leicht versöhnt wie Lanvals Freundin. Zweimal springt er ihr ins Wasser nach und wird schon von den Wellen fortgerissen, bis sie sich erbarmt und ihn in ihr Land entführt. Nach dem Glauben der Bretonen, so schließt das Gedicht, ist Graalent noch immer am Leben. Lange noch hörte man alljährlich um die Zeit, wo er entschwunden war, sein treues Streitroß, das mit Wiehern und Scharren nach ihm suchte.

Vom Lai de Lanval haben wir zwei englische Bearbeitungen, welche in den Hauptzügen der Handlung mit Marie genau übereinstimmen, in vielen Nebenzügen aber abweichen. Die eine von Thomas Chestre aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist abgedruckt in Ritson's Ancient Engleish Metrical Romancees, London 1802, I, 179 ff.; Way, Fabliaux or Tales, London 1815, III, 233 ff.; Erling, Li lais de Lanval p. 17 ff. Die Quelle des Thomas war nicht Maries Lai, sondern eine vielfach erweiterte und ausgeschmückte französische Bearbeitung desselben. Die bei Marie unbenannte See heißt dame Tryamour; ihr Vater ist der Seekönig auf der Insel Olyroun (Oléron). Sie verleiht ihrem Helden, Sir Launfal, einen Wunschseckel, worin er, wenn er hineingreift, eine Mark Goldes findet, ihr Roß Blanchard, ein Lanzenfähnlein mit ihrem Wappen, drei Hermelinen, und ihren Knappen Gyfre. Nachdem er das Geheimnis verraten hat, bleibt der Wunschseckel leer, Gyfre reitet auf Blanchard davon, und alle Herrlichkeit Launfals zerschmilzt wie

Schnee. Beim Gerichtstag handelt es sich um seinen Tod. Ein echter alter Märchenzug ist in der Bestrafung der Königin erhalten: sie verwettet ihre Augen, daß Launfal keine schönere beibringe, und die siegreich auftretende See bläst ihr wirklich das Augenlicht aus. Altertümlich und an den Schluß des Lai de Graalent anklingend ist auch die Erzählung, daß man alljährlich an einem bestimmten Tage auf der Insel Oleron Launfals Roß wiehern höre und ihn selbst erscheinen sehe, zum Kampfe bereit.

Ganz nahe dem Texte Maries steht die andere englische Bearbeitung des Gedichtes, Sir Lamwell, gedruckt 1557 oder 1558 bei John Kynge in London, wovon die Bodleyanische Bibliothek in Oxford einige Bruchstücke besitzt und wovon Percy eine Abschrift seinem Foliobande einverleibt hat (Bishop Percy's Folio Manuscript, ed. by Hales and Furnivall, London 1867: Ballads and Romances I, 521 ff. 142 ff.). Ueber diese beiden englischen Uebertragungen s. Warnke in seiner Ausgabe p. IX ff.

Eine mittelniederländische Bearbeitung, auf die sich Maerlant bezieht, ist uns verloren. (Jonckbloets Geschichte der niederländischen Litteratur, deutsch von Berg, Leipzig 1872, I, 161.)

In deutschen Dichtungen wird Lanval unter den Rittern der Tafelrunde genannt: Lanfal in Hartmanns Erec 1677, her Lanval in Heinrichs Crône 2292.

Auf eine ähnliche Sage scheint der Troubadour Rambaut de Vaqueiras († 1207) anzuspielen (s. G. Paris, Romania VII, 459). Auch Gauriel von Montavel, der mit einer See vermählt ist, wird von ihr verstoßen und mit entstellendem Siechtum bestraft, weil er sich gegen ihr Verbot ihrer Schönheit gerühmt hat (Zeitteles, Gauriel von Montavel von Konrad von Stoffeln, s. Germania, VI 390 ff.). Das Hauptmotiv der Lais von Graalent und Lanval kehrt in zwei deutschen Märchen aus dem Odenwalde wieder, welche J. W. Wolf aufgezeichnet hat. In dem einen lebt ein Prinz mit einer himmlischen Prinzessin im Paradies, bis er sich Urlaub erbittet, um seine Eltern zu besuchen. Sie erklärt ihm, er brauche, wenn er in Not gerate, nur ihren Namen zu rufen, so werde sie alsbald bei ihm sein; rufe er ihr aber ohne Not, so werde das ihr beider

Unheil. Zu Hause findet er seinen Vater mit einer zweiten Frau, die noch sehr jung und schön ist. Beim Willkommsfest fragt ihn der Vater: Du bist nun weit in der Welt umhergekommen und hast manche schöne Frau gesehen; gieb aber einmal der Wahrheit die Ehre und sage mir, ob du je ein so schönes Weib gesehen hast, wie meine Gemahlin ist. Der Prinz erwidert: Deren giebt es wohl wenige; aber ich weiß doch eine, die noch tausendmal schöner ist. Hierüber gerät er mit seinem beleidigten Vater in Streit und erhitzt sich so, daß er, ihrer Warnung vergessend, sie herbeiruft. Sie erscheint zum Entzücken der Gäste, ist aber blaß und traurig; denn nun sind sie geschieden, und erst nachdem er ein Paar eiserne Stiefel in ruheloſem Wandern durchgetreten hat, wird er wieder mit ihr vereint (Wolf, Deutsche Hausmärchen, Göttingen und Leipzig 1851, p. 211 ff.). Im andern Märchen soll ein Jägerbursch in Frankreich eine schöne Schwanjungfrau dadurch erlösen, daß er ein Jahr lang alle Sonntage ein Vaterunser für sie bete und nie von ihrer Schönheit spreche. Bei einem großen Vogelschießen wird er Schützenkönig und soll als Preis die Tochter des Königs von Frankreich erhalten. Er schlägt sie aber aus und rühmt sich gegen den König, er habe eine Braut, die noch tausendmal schöner sei. Im selben Augenblick steht die Schwanjungfrau vor ihm und blickt ihn traurig an; denn nun ist ihre Erlösung zu nichte geworden. Erst nach großen Mühen und Qualen vollbringt er das Werk, und der König von Frankreich, an dessen Hof er die Schwanprinzessin bringt, muß nun selber gestehen, daß sie schöner sei als seine Tochter (ebenda 217 ff.). Mit diesen beiden deutschen Märchen und den beiden altfranzösischen Lais berührt sich das italienische Gedicht von Liombruno. Dieser, der eine See zur Gemahlin erworben hat, erbittet sich wie der Prinz Urlaub, um seine Eltern zu besuchen; sie schenkt ihm einen Wunschring, verbietet ihm aber, ihr Verhältnis zu verraten. Wie der Jägerbursch soll er als Sieger im Turnier eine Königstochter heiraten und rühmt sich im Wortwechsel, daß er bereits die schönste Frau sein eigen nenne. Wie Graalent und Lanval soll er das binnen einer festgesetzten Frist beweisen. Ins Gefängnis geworfen wünscht er durch den Ring seine Gemahlin herbei, und sie erscheint, nachdem sie sich zuvor wie Graalents und Lanvals See durch ihre Zofen hat

anmelden laſſen. (Ueber dieſes Gedicht, die damit verwandten italieniſchen, öſtreichiſchen, ſüdſlaviſchen und däniſchen Märchen ſ. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXXXIV f.)

1) Carduel, Cardoel, Cardueil, bei deutſchen Dichtern Karidôl (Hartmanns Erec 7808. Hartmanns Iwein 32. 3066. Wirnts von Gravenberg Wigalois 150, 35. Heinrichs von dem Türlin Crone 372 u. a. Tandareis und Flordibel von dem Pleier 1483. 1613 u. a. Heinrichs von Freiberg Triſtan 1314. Reinfried von Braunſchweig 2842. 22946.) und Karidoel (Wolframs Parzival 280, 2 u. a.), ein vielgenannter Hofſitz Königs Arturs iſt das heutige Carliſle in Cumberland, Carduilla in der Chronik von Mailros (E. Martin, Fergus, Roman von Guillaume le Clerc, Halle 1872, p. XIX), Kaerleil bei Wace (Brut 1637), das alte Caer Luel (Lappenberg, Geſchichte von England, Hamburg 1834, I, 17), wahrſcheinlich das kymriſche Caer Lliwellydd im Buch Talieſins (Stuart Glennie, Arthurian Localities p. LXXXVIII, Beigabe zu Wheatleys Merlin, London 1869, Band III). Nach Gautier von Denet liegt Carduel, la maistres sales, auf der Grenze zwiſchen Wales und England (Conte del Graal 12598); auch ſonſt wird es nach Wales verlegt (Carduel en Gales ſ. Creſtiens Chevalier au lyon v. 7. Fergus 9, 13. Hucher, Le Saint Graal, Le Mans 1874, I, 438, 456. Proſaroman von Triſtan, Paris 1533, I, Blatt 37, Sp. 2.) Das iſt eine dunkle Erinnerung an jene Zeit, in der die Kymren das nach ihnen benannte Cumberland und faſt die ganze Weſthälfte Britanniens bis zum Firth of Clyde nordwärts innehatten (Glennie, Arthurian Localities, p. XXXVII). Auch in den ſpäteren Balladen iſt Carliſle der Lieblingsſitz König Arturs, z. B. Kinge Arthur liues in merry Carleile. Marriage of Sir Gawaine 1 (Percy's Folio, Ballads and Romances I, 105). Vergl. Boy and Mantle 2 (ib. II, 304).

2) Die Kämpfe Arturs mit den Picten und Schotten erzählt Gottfried von Monmouth, IX, 1 ff. (Ausg. von San Marte p. 122 ff. 126).

3) Mit Kaiſer Octavian, der gelegentlich des Luſtgezeltes neben Semiramis genannt wird, iſt Auguſtus gemeint. Eine Aufzählung von Dichterſtellen, an denen von ſeinem Reichtum die Rede iſt, ſ. Fr. Michel, Floriant

et Florete, p. XXXIX. — Im altfranzöſiſchen Roman von den ſieben weiſen Meiſtern iſt aus dem Schatzhauſe des Rhampſinit der Schatzturm des Kaiſers Octavian (Octeuijen) geworden (Roman des sept sages, v. 2850, Ausg. von A. Keller, Tübingen 1836, p. III), in der engliſchen Bearbeitung näher bezeichnet als die Engelsburg, Cressent, that riche tour (Process of the seven sages 1229 ff. bei Weber, Metrical Romances, Edinburgh 1810, III, 49. Cressent iſt entſtellt aus Crescentius: castrum Crescentii hieß die Engelsburg im Mittelalter, ſ. Müllenhoff in Haupts Zeitſchrift XII, 322). Sonſt waren wegen ihres Reichtums auch Alexander und Cäſar ſprichwörtlich (ſ. z. B. Crestien, Erec 6629. 6636, in Haupts Zeitſchrift X, 545), ebenſo Kaiſer Konſtantin, Pipin von Laon und König Artur.

4) Wie Lanval braucht auch der Ritter von Staufenberg nur zu wünſchen, und die Geliebte iſt bei ihm:

«Ach, herzeliebe frouwe mîn,
mîn herze daz begeret dîn.»
und dô er des gedankes pflac,
sîn liep an sînem arme lac.

Ritter von Staufenberg 731 f. Altdeutſche Studien von Jänicke, Steinmeyer und Wilmanns, Berlin 1871, p. 26.

5) Einer Dame den Arm anzubieten, war im Mittelalter nicht üblich. Man gieng paarweiſe Hand in Hand. Der Führende faßte die Dame an der Linken (Lai de Graalent 264, ſ. Roquefort, Marie I, 506. Tydorel 56, ſ. Romania VIII, 67) und zwar nur an den Fingern (Court de paradis 464, ſ. Barbazan-Méon III, 143. vergl. v. 328. 336). Vornehme Frauen ergriffen ſelbſt ihres Ritters Hand. So faßt Kriemhild bei der erſten Begegnung die Hand Siegfrieds (Nib. B 292. C 295); die junge Markgräfin von Bechelaren nimmt Giſelher bei der Hand, ihre Mutter den König Gunther (A 1606. B 1667. C 1706). Ebenſo „geſellen ſich" die Herrn (ſ. Germania X, 130. Henrici, Zur Geſchichte der mittelhochdeutſchen Lyrik, Berlin 1876, p. 41). Die von Frau Bride durch die Glocke zuſammengerufenen Tempelherrn ziehen Hand in Hand nach dem Palas (Orendel 1945). Rivalin tritt in der norröniſchen Tristrams Saga c. 2 mit ſeinen Begleitern vor König Marke tveir ok tveir saman gangandi, haldandist i

hendr (Ausg. von Kölbing, Heilbronn 1878, p. 6, 26). So nähern sich Gawain und seine Brüder und Genossen dem König Artur, um sich den Ritterschlag zu erbitten (P. Paris, Romans de la table ronde, II, 201). Auch die Damen gehen im Zuge Hand in Hand:

toutes les puceles i viennent
et main à main totes s'i tiennent. Crestien, Graal 5419. Die heutige Sitte scheint erst im 16. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Wilhelm Wernher von Zimmern führt seine Schwägerin underm arm (Zimmerische Chronik, herausg. von Barrack, Tübingen 1869, III, 30, 23; vergl. III, 31, 14. 265, 14). Zwar wird schon der Knabe Tristan von dem jungen Hofgesinde under armen vor Marke geführt (Gottfrieds Tristan 3328). Doch ist damit gemeint (wie v. 17627 beweist), daß die zunächst Gehenden ihm die Arme um den Hals legen.

6) Ueber den Vorwurf, den die Königin gegen Lanval ausspricht, s. Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, Leipzig 1879, I, 455, N. 3. — 456, N. 1. — 457.

7) Daß es wirklich bei den Damen Mode war, durch das Schnürwerk an den Seiten des Hemdes die bloße Haut scheinen zu lassen, bezeugt uns Robert von Blois, der in seiner Anstandslehre für Damen diese Sitte als anstößig brandmarkt (Chastiement des Dames 193 f. Barbazan-Méon II, 190).

8) Steine mit Stufen zum Auf- und Absteigen für die Reiter standen an den Hausthüren, auch an Wegen und in Wäldern. Sie hießen perrons (z. B. Berte aus grans piés 267. 1993. 3278. 3349. Blonde d'Oxford 5842. Blancandin et L'Orgueilleuse d'Amour 1323), in einer Ordonnanz Philipps von Valois vom Jahre 1328 pierres avaloires, von avaler absteigen (Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, I, 193). Den perron real bei Crestien (Erec 1169, in Haupts Zeitschrift X, 403) erklärt Hartmann von Aue als einen breiten Stein, von der Palastreppe etwas abstehend, der in der Burg angebracht war, damit König Artur da auf das Roß oder von dem Rosse steige (Erec 1198 ff.).

Ueber Avalon s. p. 319, Anm. 211.

Iwonek.

Lai d'Ywenec, ſ. Roqueſort, Marie de France I, 272 ff. — Warntes Ausgabe der Lais p. 123 ff.: Yonec. — Jonets liodh ſ. Strengleikar 74.

Das Lai ſollte eigentlich nach Iwoneks dämoniſchem Vater benannt ſein, der in den Handſchriften Muldumarec, Murdimalet, Nusdumaret und Eudemarec heißt. Eine Pariſer Handſchrift (Bibl. nat. franç. 2168) ſchließt das Gedicht auch mit den Worten: Ci faut li lais de Eudemarec. Die nordiſche Proſa nennt dieſen Namen nicht.

Iwonec, Ywenec, Yonec iſt das bretoniſche, Jonet das franzöſiſche Deminutiv des Namens Iwon, Yvon, der bei den Bretonen beſonders beliebt war; daher heißt ſo in dem Gedicht Le privilège aux Bretons der Vertreter des bretoniſchen Volks (Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1835, p. 52). Das iſt der berühmte Name Iwan, Iwein (ſ. die verſchiedenen Träger deſſelben bei Crestien, Erec 1694 ff. in Hauvts Zeitſch. X, 416). Yonet heißt Gawains Knappe im Conte del Graal von Creſtien 2389, in der Fortſetzung Gautiers von Denet bald der Sohn, bald der Neffe des Königs Ider (Graal 11291. 15904). Es iſt der Iwanet Wolframs, bei ihm Frau Ginovers Knappe und Vetter (Parzival 156, 3). Die weibliche Form iſt Ivona, Yvonne.

Ueber den Schauplatz der Handlung kommen wir nicht ganz ins Reine. Die Stadt wird in den Handſchriften übereinſtimmend Caerwent genannt, der Fluß, woran ſie liegt, heißt bald Duelas, Dualas, bald Ditalas. Dieſe Namen von Stadt und Fluß ſind aber nicht zuſammenzubringen. Bei Caerwent haben wir die Wahl zwiſchen dem heute noch ſo heißenden Dorf in der Nähe von Chepſtow in Monmouthſhire, dem alten Venta Silurum, und der heutigen Stadt Wincheſter, dem alten Venta Belgarum, Kaergwent im Münchner Brut (v. 2667, herausg. von R. Hofmann und Vollmöller, Halle 1877, p. 69). Für das letztere ſpräche der Umſtand, daß die Wallfahrer von ihrem Caerwent bis Caerleon durch fremde Gegenden kommen, wo ſie einen Führer brauchen und unterwegs übernachten,

was auf Caerwent in Monmouthshire nicht paßt, das nur einige Stunden von Caerleon entfernt ist. Aber weder hier noch dort findet sich ein Fluß Duelas oder Dualas, wohl aber in der Bretagne im Departement Côtes du Nord, der heutige Doulas (Warnkes Ausg. p. 278). Der nordische Uebersetzer verlegt die Stadt, die bei ihm Caroen borg heißt, nach Cornwall (Strengleikar p. 74. 81).

Ebensowenig wie diese Ortsnamen wollen die Angaben Maries über den geheimnisvollen Geliebten der Frau zusammenstimmen. Im ersten Teil ihrer Erzählung ist er der Fürst eines unterirdischen Reichs, in das man durch einen hohlen Berg nahe bei Caerwent gelangt; im zweiten liegt sein Land im hellen Tageslicht weitab von Caerwent auf dem Wege nach Caerleon. Es ist, als ob sich hier zwei verschiedene Fassungen derselben Sage ineinander verschoben hätten: nach der einen war Iwoneks Vater ein Elbenfürst im hohlen Berge, nach der andern ein zauberkundiger Mensch, der Vogelgestalt anzunehmen wußte. Im erstern Falle gleicht er dem reizenden Götterſohn des indisch-kalmükischen Märchens, der in Vogelgestalt die Gemahlin des Chans zu besuchen pflegt, bis er sich in einem auf Rat des Ministers angefachten Feuer versengt (Jülg, Die Märchen des Siddhi-kûr, Leipzig 1866, p. 63 f.), im letzteren Fall dem goldhaarigen Prinzen des südtirolischen Märchens, der durch Zauber gezwungen in Taubengestalt zur jüngsten Tochter des Kaufmanns geflogen kommt (Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, Innsbruck 1867, p. 47 ff.). Am nächsten steht unserem Lai ein Märchen der Gräfin d'Aulnoy von dem in einen blauen Vogel verwandelten Königsohn, der die schöne gefangene Florine nächtlicherweise besucht, jedoch ohne sein Vogelkleid ablegen zu können, und der durch Messer verwundet wird, die in den Zweigen des Baumes, wo er sein Nest hat, angebracht werden. (Cabinet des fées, Amsterdam 1785, II, 62 ff.). Zahlreiche Nachweise über ähnliche Erzählungen s. R. Köhler in Warnkes Ausg. p. LXXXVIII.

1) Daß dämonische Wesen, um sich als Christen zu erweisen, das Abendmahl nehmen, kommt auch sonst vor, z. B. im Lai de Désiré (Fr. Michel, Lais inédits p. 21 f.).

2) Die Stadtheiligen von Caerleon waren die beiden

einheimiſchen Märtyrer Aaron und Julius, welche bald nach dem engliſchen Protomartyr Albanus in der Dioclet. Verfolgung ihren Tod fanden. Von ihnen handelt Gildas (Historia § 10. 11. Ausg. von San-Marte, Berlin 1844, p. 140), Beda (Historia ecclesiastica gentis Anglorum, I, c. 7, ed. Holder, Freiburg und Tübingen 1882, p. 18) und nach ihm Gottfried von Monmouth (V, 5, 19, Ausg. von San-Marte p. 63. 283). Vergl. Acta Sanctorum, Juli I, p. 17.

Jeder dieſer beiden hatte in Caerleon ſeine eigene Kirche. Die Kirche des h. Julius gehörte zu einem Nonnenkloſter, in welchem nach Gottfried von Monmouth Ginevra den Schleier nahm (XI, 1, 38, San-Marte 156). Die Kirche des h. Aaron, mit einem Chorherrnſtift verbunden, war zugleich die erzbiſchöfliche Kathedrale, die Metropolitankirche von Wales (Giraldus, Itinerarium Kambriae I, c. 5; Opera ed. Dimock, London 1868, VI, 55 ff. — — Darnach Gottfried IX, 12, 15; San-Marte 132. — Vergl. Usserius, Britannicarum Ecclesiarum Antiquitates, Londini 1687, 2. editio, p. 85). Auf Hiſtorien, welche im Stift des h. Aaron aufbewahrt werden, beruft ſich der Dichter des Lai de l'Espine als ſeine Quelle (v. 6; Roquefort, Marie de France I, 542). Ueber die Stadt Caerleon ſ. die Anmerkungen zu meinem Triſtan p. 596.

Der h. Aaron von Caerleon iſt von einem andern keltiſchen Heiligen gleiches Namens, dem bretoniſchen Inſeleinſiedler, wohl zu unterſcheiden (ſ. Acta Sanctorum, Juni IV, 247).

Guingamor.

Le lay de Guingamor, herausg. von G. Paris in der Romania VIII, 50 ff. — Es fehlt in der nordiſchen Ueberſetzung.

Guingamor iſt das deutſche Wigamur. Der Held des nur in deutſcher Bearbeitung erhaltenen Romans (Hagen und Büſching, Deutſche Gedichte des Mittel-

alters, Berlin 1808, I) hat übrigens außer dem Namen mit dem Helden des Lais nichts gemein. Die Sage berührt sich mit der von Graalent und von Lanval. Ueber das Entschwinden der Zeit im Seenland s. Einleitung p. LXXV.

1) Da in den altfranzösischen Dichtungen, besonders in den Nationalepen, die Liebeswerbung von den heißblütigen Frauen auszugehen pflegt, so konnten Anklänge an die Sage von Joseph und der Frau des Potiphar nicht ausbleiben. Auch im Gedicht von Garin de Montglane zerreißt die Kaiserin Galiene den Mantel des widerstrebenden Helden (Gautier, Les Epopées françaises, 2. edition, Paris 1882, IV, 139).

2) Daß einzelne auf der Fährte jagende Hunde vom Waidmann wie Jagdleoparden auf dem Pferd mitgeführt wurden, ersehen wir auch aus der Sage von König Herla, s. o. p. 319.

3) Für olivier habe ich v. 423 den Weidenbaum genannt, ohne jedoch mit P. Paris anzunehmen, daß die nordfranzösischen Dichter unter olivier immer die Weide (saule) verstanden hätten (Romans de la table ronde II, 306). Der Oelbaum kam in die Landschaftsbilder der nordfranzösischen Dichter durch dieselbe poetische Licenz wie der Feigenbaum ins deutsche Volkslied.

Tydorel.

Le lay de Tydorel, herausg. von G. Paris in der Romania VIII, 66 ff. — Von der nordischen Uebersetzung ist nur der Anfang erhalten, s. Strengleikar p. 48.

Tydorel ist die Urform des deutschen Titurel, das zuerst in Hartmanns Erec (v. 1650) vorkommt; ob hier der Held unseres Lai oder der erste Graalkönig gemeint sei, läßt sich nicht entscheiden.

An die schöne und eigenartige Elbensage knüpft sich im Original eine bretonische Stammsage an, indem die Königin außer dem Sohne, der nie schläft, eine Tochter zur Welt bringt, deren Söhne Alan und Conan mehr

ſchlafen als andere Menſchen; das ſind hiſtoriſche Perſonen des 11. oder 12. Jahrhunderts (ſ. G. Paris a. a. O. 66). Ich habe dieſe Zuthat in meiner Ueberſetzung weggelaſſen.

1) Die ente, worunter die Königin einſchläft, entſpricht dem ympetre im Sir Orfeo (ſ. p. 322).

2) Wie hier die Begleiterinnen ſich im Walde verlieren, ſo verfallen die der Königstochter im engliſchen Sir Degarre in tiefen Schlaf, ſo daß dieſe dem Elbenritter (fairy knight), der ihr in der Waldeinſamkeit entgegentritt, ſchutzlos preisgegeben iſt (ſ. Ellis, Specimens of Early English Metrical Romances, ed. Halliwell, London 1848, p. 569).

3) Wie der Ritter der Königin droht, wenn ſie ihn zurückweiſe, werde ſie nie mehr froh werden, ſo ſpricht in der ruſſiſchen Sage die Ruſſalka zu dem Mann, der ſich vor ihr bekreuzt: Hätteſt du dich nicht bekreuzigt, Menſchenkind, ſo hätteſt du bis ans Ende deiner Tage mit mir in Freuden gelebt; ich weine, weil du dich bekreuzigt haſt; aber nicht allein werde ich mich grämen: auch du ſollſt dich grämen bis ans Ende deiner Tage (Turgenjew, Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers, Mitau 1875, I, 172).

4) Der See iſt höchſt wahrſcheinlich der ſüdweſtlich von Nantes gelegene Lac de Grandlieu (G. Paris, a. a. O. p. 57). Auf ſeinem Grunde liegt die verſunkene Stadt Herbauges (Roman d'Aquin p. LVI). Von dem See heißt es im Original (v. 94 ff.), daß viele verſucht hätten, ihn zu durchſchwimmen; denn wem dies gelänge, der würde alles haben, was er ſich wünſchte. Ich habe dieſe durch ihre Kürze dunkle Stelle weggelaſſen. Aehnliche Sagen von Wunſchſeen ſind mir nicht bekannt.

Der dämoniſche Herr vom See erinnert an den iriſchen Helden O Donoghue, der in der Tiefe des Sees von Killarney hauſt. Alljährlich am 1. Mai vor Sonnenaufgang ſteigt er mit ſeinen ſtrahlenden Elben empor und hält im hellſten Glanz auf milchweißem Roſſe reitend ſeinen Zug über das Waſſer (Grimm, Iriſche Elfenmärchen p. LXXXIII). Dort unter dem Waſſer liegt Thierna na oge, das Land der Jugend, voll Blüten und Sonnenſchein, wo niemand altert und die Jahre wie Augenblicke entſchwinden (a. a. O. XVIII).

5) Höchſt merkwürdig iſt die Schlafloſigkeit als Kenn-

zeichen der dämonischen Abkunft Tydorels. Die griechischen Götter bekanntlich legen sich allnächtlich zum Schlafe wie die Menschen, ebenso die germanischen bis auf den einen Heimdall, von dem in der Prosa-Edda c. 27 gesagt wird, daß er weniger Schlaf bedürfe als ein Vogel. Auch die Elben und Seen haben ihre Betten. Nur bei den Ost-Ariern schlafen die höchsten Wesen nicht. Die indischen Götter führen daher den Beinamen asvapna: frei von Schlaf (O. Böhtlingk und R. Roth, Sanskrit-Wörterbuch, St. Petersburg 1855, I, Sp. 866), und von Ormazd heißt es ausdrücklich: Ohne Schlaf bist du, ohne Trunkenheit bist du, der du Ahura-mazda bist (Spiegel, Aveſta, I, 247, 68). Unser Lai bietet eines der wenigen Zeugnisse dafür, daß ähnliche Anschauungen auch im europäischen Volksglauben nicht fehlten. Das altfranzösische Sprichwort, das Tydorels Schicksal entscheidet, lautet nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts:

Il n'est pas homme,
qui ne prend somme.

ſ. Leroux de Lincy, Le Livre des proverbes français, Paris 1842, I, 167. Ein anderes Sprichwort, das sich auf die ruhelose nächtliche Thätigkeit der Hausgeister bezieht, ist gleichfalls zu nennen: Il ne dort non plus qu'vn lutin. Oudin, Curiositez françoises, Paris 1656, p. 133.

Auch die ersten acht Söhne, welche die schöne Melusine dem Raimondin gebiert, haben alle irgend ein ungeheuerliches Abzeichen, das sie von gewöhnlichen Menschenkindern unterscheidet: Urien hat ein rotes und ein grünes Auge und übergroße Ohren; Oedes glüht im Gesicht rot wie Feuer; dem Guiot steht ein Auge tiefer als das andere; Anthoine zeigt auf der Wange das Mal einer Löwentatze; Regnault hat nur ein Auge auf der Stirne; dem Geuffroy steht ein großer Zahn aus dem Munde hervor; Fromont trägt auf der Naſe einen wie ein Wolfsfell behaarten Fleck, und Orrible erhält seinen Namen von seinem schrecklichen Anblick: er hat drei Augen (Couldrette, Livre de Lusignan, v. 1313 ff. bei Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854, p. 61 ff). Die von einem tierischen Meermann stammenden Merowinger hatten am Rückgrat einen Borstenstreif (Grimm, Deutsche Sagen N. 424). Alle die monströsen Wundermenschen der mittelalterlichen Reiseberichte sind nach

Mandeville Miſchlinge von Teufeln und menſchlichen Weibern (Voiage, ed. Halliwell p. 233).

Wie Tydorel pflegte ſich Alexander der Große nachts Geſchichten erzählen zu laſſen, und zwar ſoll er nach einer Angabe Muhammeds ben Jshak in ſeiner Encyklopädie Fihrist al-'ulûm (im J. 987) der erſte geweſen ſein, der dieſen Brauch einführte. Dieſe nächtlichen Erzählungen ſollen in dem Buch Hazâr-afsân vereinigt worden ſein: ſo erklärte man die Entſtehung von „Tauſend und eine Nacht". (Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft, Leipzig 1889, XIII, 637).

Die beiden Liebenden.

Lai des deus amanz (ſ. Roqueſort, Marie de France, I, 252 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais 113 ff.: Les dous Amanz. — Tveggja elskanda liodh ſ. Strengleikar 54 ff. 112).

Ein Harfenlied mit dieſem Titel (lais de dos amans) wird im provenzaliſchen Roman von Jaufre (ſ. Bartſch in der Zeitſchrift für roman. Philologie I, 58 f.) und im franzöſiſchen Roman von Giron le Courtois erwähnt (ſ. Wolf, Lais p. 86).

Die Sage gehört nicht zu den verbreiteten. Liebrecht hat auf eine in der Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft (XVI, 527) überſetzte perſiſche Sage hingewieſen, wornach Schach Abbas einem Läufer ſeine Tochter verſprochen habe, wenn er in einem Tage von Aſterabad bis Sari in Maſenderan vor ihm herlaufe; zwei Paraſangen vor dem Ziele ſei der Arme tot zuſammengebrochen (Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, p. 108). Schon früher hat Jakob Grimm unſere Sage mit der vom Grenzſtreit zwiſchen Uri und Glarus zuſammengehalten. Nach dieſer hatten die beiden Kantone vereinbart, daß von jedem Teil früh morgens beim erſten Hahnkrat ein Fußgänger ſich aufmachen ſollte, und wo die beiden zuſammentrafen, da ſollte die Grenze ſein. Die Urner ließen ihren Hahn hungern und dürſten, während die Glarner den ihren mit reichlicher Nahrung mäſteten. Am feſtgeſetzten

Tage des Herbſt-Aequinoctiums krähte der ausgehungerte Hahn der Urner beim erſten Anbruch der Dämmerung, der fette Hahn der Glarner aber ſchlief bis zum vollen Morgenrot; ſo kam es, daß der Urner, als der Glarner mit ihm zuſammentraf, ein großes Stück Weideland für die Seinen gewonnen hatte. Auf die inſtändigen Bitten des Glarners ließ er ſich dazu herbei, dieſem ſoviel davon abzutreten, als er ihn auf dem Hals bergan tragen würde. Da klomm der Glarner mit ihm ein gut Stück Feldes hinan, bis ihm der Atem verging und er tot zu Boden ſank (Deutſche Grenzaltertümer ſ. Kleinere Schriften, Berlin 1865, II, 71). Mit dieſen beiden Sagen berührt ſich unſer Lai jedoch nur äußerlich. Daß dem Freier zur Bedingung gemacht wird, die Geliebte auf ſeinen Armen über zwölf Berge zu tragen, hat ein calabriſches Liebeslied (ſ. R. Köhler in Warnkes Ausgabe p. LXXXVII). Aber die Hauptſache, daß er unter ſeiner ſüßen Laſt am Ziele tot zuſammenbricht, begegnet uns nirgends ſonſt. Dieſe Sage wird nur von jenem Berg in der Normandie erzählt, wo ſie ſchon zur Zeit Maries lokaliſiert war.

Der 380 Fuß hohe Berg, von dem man eine der anmutigſten Ausſichten in Frankreich haben ſoll, erhebt ſich ſteil aus dem Seinetal in der Nähe von Pont de l'Arche ſüdlich von Rouen. Auf dem Gipfel ſtand noch im vorigen Jahrhundert die Priorei der beiden Liebenden (le prieuré des deux Amants), welche von den Herrn von Mallemains im zwölften Jahrhundert gegründet worden ſein ſoll. Im Jahr 1206 war dort ein Chorherrnſtift. Abbildungen von Berg und Kloſter finden ſich bei Millin in ſeinen Antiquités nationales (Paris 1791, II, N. XVII). Da es auch anderwärts, z. B. in Lyon, ein Kloſter „der beiden Liebenden" gab (Roquefort, Marie de France I, 253), ſo muß dieſer Beiname mit einer kirchlichen Tradition zuſammenhängen. Wirklich kennen wir ein heiliges Ehepaar, das vom Volke „die beiden Liebenden" ſchlechthin genannt wurde. Sie hießen Injuriosus und Scholaſtica und gehörten zur hohen Ariſtokratie der Auvergne. Auf den Wunſch ihrer Familien vermählt lebten ſie in aſketiſcher Joſephsehe und ſtarben ſchließlich als Mönch und Nonne. Nach der frommen Sage wurden ſie in einer Baſilika beigeſetzt, das eine an der Nordwand, das andere an der Südwand; am Morgen

darauf fand man aber die Gräber zusammengerückt, eines an des andern Seite. So erzählt die auvergnatische Legende, welche schon Gregor von Tours († 594) in seinem Liber de gloria confessorum (c. 32, s. Migne, Patrologia Latina LXXI, 852) und später in seiner Historia Francorum (L. I, c. 42 s. Migne ib. 183) als von Alters her überliefert mit rhetorischer Ausschmückung behandelt hat. Die beiden Liebenden gehören also unter die Zahl jener conjuges virgines wie Valerius und Cäcilia, Eadward der Bekenner und Eadgythe, Kaiser Heinrich II und Kunigunde, Emmerich von Ungarn und seine Gattin. In einem Traktat über die Kirchen und Klöster von Clermont von einem unbekannten Verfasser um 1450 werden unter den heiligen Leibern auch die von Injuriosus et Scholastica, quos vulgus Duos Amantes vocat, aufgezählt. Ihr Tag ist der 25. Mai (s. Acta Sanctorum Maii VI, 38). In neuerer Zeit lagen die Reliquien der jungfräulichen Gatten auf dem Marienaltar der Kirche des heiligen Illidius zu Clermont.

Das Heiligtum auf dem normannischen Berge war offenbar diesem asketischen Liebespaar geweiht. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Legende vergessen; aber der Name blieb. Man hielt die Kirche für die Begräbnisstätte zweier Liebenden, und auf die Frage, warum diese gerade auf dem Gipfel des Berges begraben seien, antwortete die Volksphantasie mit unserer schönen Erzählung, welche also unter die sogenannten erklärenden Sagen einzureihen ist.

Die Sage hat sich unabhängig von Maries Lai im Munde des Volkes erhalten und ist im vorigen Jahrhundert mehrfach poetisch behandelt worden (s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXXXVI). Eine novellistische Bearbeitung brachte das Journal de Paris in seiner Nummer vom 8. März 1779 (abgedruckt bei Millin, a. a. O. p. 2 ff.). Tarnach hieß der Jüngling Baudoin und das Mädchen Genevieve; ihr Vater war ein stolzer Bannerherr auf dem Schlosse Cante-Loup am Fuße des Berges. Eine andere neufranzösische Bearbeitung der Sage hat J. W. Wolf in seiner Zeitschrift für deutsche Mythologie (Göttingen 1856, IV, 89) mitgeteilt. Tarnach war der alte Ritter ein Freiherr von Pont Saint Pierre. Noch zu

Millins Zeit bezeichneten zwei flache Grabsteine am Boden der Klosterkirche nach dem Glauben der Landleute die Ruhestätte der beiden Liebenden. Auf dem einen sah man die Figur eines Ritters im kurzen, schellenbesetzten Lendner mit Schwert und Dolch; Wappen und Inschrift waren verwischt. Ein dritter Grabstein zeigte das Bild eines bejahrten Mannes in geistlichem Gewand; das war, wie die noch teilweise erhaltene Inschrift bezeugte, der Prior Michel Langlois aus dem 15. Jahrhundert. Nach der Deutung des Volkes aber war es der Vater des Mädchens, der sich aus Reue über seine Grausamkeit im Klosterkleide hier habe bestatten lassen. Unter dem Altar befand sich eine moderne Henkelurne von bemaltem Holz mit einigen Knochen vergessener Heiligen, welche für die Asche der beiden Liebenden erklärt wurden. Auch heute ist die Sage noch nicht erloschen. Von der Kirche sind einige auf dem Gipfel des Berges zerstreute Steine übrig, welche vom Volk für die Trümmer jenes Grabdenkmals gehalten werden, und noch immer kommen die Mädchen der Umgegend, um grüne Zweige und Blumenkränze für die beiden Liebenden dort niederzulegen (Amélie Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse, Paris 1845, p. 459).

Den hochpoetischen Zug des Lai, daß der Jungherr in der fernen Medizinerstadt Salern einen Wundertrank holt, den er aber im trotzigen Selbstvertrauen jugendlicher Liebe ungenützt läßt, hat die moderne Volkssage vergessen. Einen ähnlichen Wundertrank, aus Enzian bereitet, trinkt ein Held des Mahabharata, Simasena, wodurch sich seine Kraft verdoppelt (Holtzmann, Indische Sagen, 2. Aufl. Stuttgart 1854, I, 125). Aus einem Horn, das ihm elbische Wesen darreichen, trinkt der Tänenheld Svend Felding oder Fälling Zwölfmännerstärke (Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., p. 398, N. 3). Vom wunderbar kräftigenden Wasser eines Moors in der Grafschaft Staffors erzählt Gervasius von Tilbury. Zugleich nennt er die Kräuter, wodurch das im Kampfe mit der Schlange ermüdete Wiesel seine Kräfte erneut (Gervasius-Liebrecht p. 23). Noch heute giebt es in China und Japan ein hochberühmtes Stärkungsmittel, ginseng genannt; die beste Art kommt aus Korea (Mitford, Geschichten aus Alt Japan, übersetzt von Kohl, Leipzig 1875 II, 191).

1) Pistre ist das heutige Dorf Pitre an der Seine, drei Meilen oberhalb Rouen, gegenüber der Stadt Pont de l'Arche. Es war dort ein altes königliches Schloß.

2) Die Muhme des Königskindes ist also eine jener medizinkundigen Frauen, woran es der Schule von Salerno seit den Tagen der berühmten Trotula nie gemangelt hat. Unter dem Namen der mulieres Salernitanae sind uns zahlreiche Rezepte erhalten, welche sich vorzugsweise auf Kosmetik und Therapie von Frauenkrankheiten beziehen (s. Renzi, Storia documentata della scuola medica di Salerno. Napoli 1857. p. 205 f.).

Frene.

Lai del Freisne s. Roquefort, Marie de France I, 138 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais p. 54 ff.: Le Fraisne. — Eskiu liodh s. Strengleikar p. 15 ff. 99 ff.

Eine schöne, leider unvollständige englische Uebersetzung aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, Lay le Freine, s. Weber, Ancient metrical Romances, Edinburgh 1810, I, 357 ff. — Varnhagen in Wülckers Anglia III, 418 ff. — Die Einleitung ist dieselbe wie im Sir Orfeo (vergl. Wolf, Lais p. 11).

Das Lai von Frene bietet uns ein Seitenstück zu dem Märchen von der wahren und der falschen Braut. Hier sind die beiden Bräute Schwestern, von denen die eine, frühe dem Elternhaus entrissen, eines Herren Geliebte wird, der später die andere als ebenbürtige Gemahlin heimführt. Die Getreue wartet bei der Hochzeit auf, wird aber noch rechtzeitig erkannt und dem Geliebten vermählt. Dieses Märchen, das Marie einer bretonischen Volksballade nacherzählt, lebt noch heute im niederländisch-deutschen Volkslied von Schön Adelheid (Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae, Hannover 1857, II, 164. — Mittler, Deutsche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, p. 272, N. 333), im schottischen Volkslied von Lord Thomas and fair Annie (W. Scott, Minstrelsy of the Scottish Border, 3. edition, Edinburgh 1806, III, 38. — F. J. Child,

English and Scottish Ballads, Boston 1857, III, 191) und im dänischen und schwedischen Lied von der schönen Anna (Die verschiedenen Fassungen s. Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser, Kjöbenhavn 1877, V, 13 ff. — Arwidsson, Svenska Fornsånger, Stockholm 1834, I, 291. Rosa Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit, Leipzig 1857, p. 65.). Alle diese Lieder unterscheiden sich von unserem Lai dadurch, daß die Heldin als Kind von Räubern geraubt wird, ihrem Geliebten sieben Söhne gebiert und schließlich von der vornehmen Braut als ihre Schwester erkannt wird. Aehnlich, nur daß das Geschwisterverhältnis der beiden Bräute vergessen ist, lautet das schöne isländische Volkslied Kvaedi af herra Birni og Ingigerdi: Björn, der lange mit seiner Geliebten Ingigerd zusammengelebt hat, reitet aus, um die Königstochter Engilborg zur rechtmäßigen Gemahlin zu nehmen. Er schärft der Geliebten ein, daß sie im goldverbrämten Pelz vor die Braut trete und sich Margret, seine Schwester, nenne. Die Braut reitet ins Gehöft, und Ingigerd schenkt ihr den Wein. Warum fallen ihr die Thränen auf die Wange? fragt die Braut. — Sie schmachtet nach ihrem Bräutigam, sagt Björn. Nachts zieht Ingigerd ihrem Herrn die goldgeschmückten Schuhe aus und breitet über das Brautpaar das weiße Linnen: Schlafet ihr beide in süßer Ruh, und niemals treffe euch Pein! — Warum fallen ihr die Thränen auf die Wange? fragt wieder die Braut, wie wenn sie deine Liebste gewesen wäre? — Ich vermag es vor deiner Weisheit nicht zu verhehlen: es ist Frau Ingigerd, die mir verlobt war. — Da steht Engilborg auf und heißt Ingigerd sich zu Björn legen. Sie schenkt ihr all das rote Gold, das sie mitgebracht hat, und reitet als Jungfrau von dannen (Firmenich-Richartz, Volksdichtungen nord- und südeuropäischer Völker alter und neuer Zeit, Berlin 1867, p. 38).

1) Zwillings- und Drillingsgeburten haben von jeher die Phantasie der Menschen aufgeregt. Bei einzelnen Völkern werden sie als Wunder bestaunt und mit Entzücken begrüßt; bei der großen Mehrzahl aber gelten sie als Unglück und Schande. Der Wahn, der darin einen Beweis ehelicher Untreue sieht, ist weit verbreitet. Schon das Altertum kannte ihn (s. Ploß, Das Kind in Brauch

und Sitte der Völker, 2. Aufl. Leipzig 1881, II, 265). Unter den modernen Naturvölkern berichtet er ganz besonders bei den Negern von Guinea (cf. Demeuniers Esprit des Usages, Londres 1785, I, 269. Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, deutsch von Passow, Jena 1875, p. 27) und in Amerika bei den Indianern von Guyana (Ploß a. a. O. 274), bei den Salivas zwischen Orinocco und Amazonenstrom (Ploß a. a. O. Peschel, Völkerkunde, 6. Aufl. von Kirchhoff, Leipzig 1885, p. 244, N. 5) und bei den Chibchas in Neu-Granada (Ploß a. a. O.). In der Regel fällt diesem Wahn eines oder die ganze Zahl der Kinder, zuweilen, wie an der Küste von Guinea, auch die Mutter zum Opfer. (Ploß 267, 2. W. Schneider, Die Naturvölker, Paderborn und Münster 1885, I, 309, 5). Vergl. Karl Haberland, Der Kindermord als Volkssitte, im Globus, Braunschweig 1880, XXXVII, 25 ff. 55 ff. 72 ff.

Daß dieser Glaube auch dem mittelalterlichen Europa nicht fremd war, aber hier von der öffentlichen Meinung verworfen wurde, das beweist uns außer unserem Lai jene große Anzahl fast gleichlautender Sagen, wornach eine Frau, die einer andern wegen Zwillingsgeburt den Vorwurf ehelicher Untreue macht, dadurch bestraft wird, daß sie selber zwei oder mehr Kinder zugleich gebiert, worauf sie aus Scham vor dem Gespötte der Welt oder aus Furcht, jener Vorwurf möchte von ihrem Manne nun gegen sie selbst erhoben werden, die Kinder bis auf eins unter dem Vorgeben, es seien junge Hunde, ertränken lassen will, was jedesmal durch das Dazwischentreten ihres Mannes oder einer dritten Person verhindert wird (Ausführliches hierüber s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXIV ff.). Wo es sich darum handelt, auffallende Familiennamen wie Welfen, Hunde, Hondelingen, Rüden, Trazegnies (als Treize nés gedeutet) oder ein Wappenzeichen mit Hundsköpfen u. dergl. zu erklären, da tritt unfehlbar diese Sage ins Mittel. Ihre bekannteste Anwendung fand sie bei den Welfen. So hieß die berühmte schwäbische Familie nach dem in ihr beliebten Mannsnamen, entsprechend den „Ratpotonen" und „Berthelden" von Andechs, den „Ekkeharten" von Meißen u. a. Der Mannsname Hwelfo war die Kosеform eines mit hwelf zusammengesetzten Vollnamens wie Welfhart,

Bernwelf, Dagwelp, Hrothwelf (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Nordhausen 1856, I, 765). Diese Ableitung wurde aber vergessen; das Sprachgefühl empfand nur noch die appellative Bedeutung von hwelf, junges Tier (wie das altfranzös. faon), und rief nun die erklärende Sage zu Hilfe.

2) Frêne, altfranz. freisne, fraisne, vom lat. fraxinus Esche. Der nordische Uebersetzer fügt hinzu, man habe das Rind Eskia getauft, weil das der schönste Name in französischer Sprache sei (Strengleikar p. 18). Aehnlich wird in badischer Sage ein Rind Dold genannt, weil es nach einer sintflutartigen Ueberschwemmung in der Dolde, dem Wipfel, einer Eiche gefunden wurde (Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1851, p. 63. — Grimm, Mythologie, 4. Aufl., p. 821). Frenes Schwester heißt La Coldre, neufranzös. coudre, vom lat. corylus Hasel, altnordisch Hasla. Diese beiden Schwesternamen Le Freisne und La Coldre sind auf altem Märchengrund gewachsen. Vergl. J. Grimm, Frauennamen aus Blumen (Kleinere Schriften, II, 366 ff. 397).

3) Dol ist eine Stadt in der Oberbretagne. Da unter Gurunos Lehensleuten auch der Erzbischof dieser Stadt ohne weitere Bemerkung genannt ist, so kann das Gedicht nicht später als 1199 fallen: denn am 1. Juni dieses Jahrs wurde das Erzbistum Dol von Innocenz III aufgehoben und dem Erzbistum Tours einverleibt (Gautier, Epopées III, 2. édition, 358, N. 3). Im Roman von Aquin spielt ein Erzbischof von Dol, Aseré, die Rolle Turpins.

4) Die Einweihung des Brautbettes war in Frankreich allgemeiner Brauch. Der Bischof legte die Stola um und segnete das Bett nach dem Abendessen, in der Regel, bevor das Paar sich niederlegte (s. Aye d'Avignon, p. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, p. 127. — Zwei Erzbischöfe bei der Hochzeit Karls des Großen s. Girard de Viane, p. p. Tarbé, p. 40. — Berte aus grans piés 326. 380 ff. — Blonde d'Oxford 4771). Zuweilen geschah die Einweihung erst, nachdem das Brautpaar schon zu Bette gegangen war (z. B. Durmart li Galois 15155. — Floriant et Florete 6264. — Couldrette, Livre de Lusignan 1198, bei Fr. Michel, Mellusine p. 56). Das kam auch in Deutschland vor, nach einem Gedicht aus der ersten Hälfte

des 13. Jahrhunderts, wo es von Kaiser Heinrich II und seiner Gemahlin heißt: Man brachte sie zu Bette; die Bischöfe bedeckten sie mit dem Brautsegen (Ebernand von Erfurt, Heinrich und Kunigunde 877, herausg. von Reinh. Bechstein, Quedlinburg und Leipzig 1860, p. 30). Die Einsegnung des Bettes vor dem Beilager war auch im mittelalterlichen England Brauch (Chaucer, Canterbury Tales 9695) und geschieht noch heute mit großer Feierlichkeit im katholischen Oberschwaben (Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, Leipzig 1871, p. 243. 158. — Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861, II, 334. 336. 362. 401). Segensformeln aus mittelalterlichen Ritualen s. Du Méril, Etudes p. 25.

5) Daß Irene, bevor sie mit der vornehmen Dame spricht, den Mantel ablegt, verlangt die höfische Sitte. Als Hartmanns Erec den ehrwürdigen alten Edelmann in seinem halbzerfallenen Hause sitzen sieht, bindet er sein Pferd an, legt sein Gewand, d. h. seinen Mantel, darauf und naht sich ihm mit auf der Brust gekreuzten Händen (v. 295 ff. Vergl. Mantel mautaillez bei Montaiglon, Recueil III, 5). Wer dieses decafubler versäumt hätte, der hätte nach den höfischen Dichtern geradezu für einen Narren gegolten: Ostent les mantiaus de lor cos, que l'an ne les tenist por fos (Crestien, Cliges 315. Ausg. von W. Förster, Halle 1884, p. 13; ebenso Joufrois de Poitiers 275). Stand man in der Mitte des Saales, so ließ man den Mantel einfach zu Boden fallen (s. Joufrois 2219. Floriant et Florete 5151). Stolze Gäste ließen dann die abgeworfenen Mäntel unbeachtet am Boden liegen, wie die Normannen im Kaisersaal von Byzanz im J. 1038 (Wace, Roman de Rou II, 154. 3081 ff. Fr. Michel, Floriant p. LVII), die Abgesandten des Aimeri von Narbonne im Saale des Lombardenkönigs (G. Paris, Romania IX, 515 ff. Nyrop, Oldfranske Helteedigtning 136), der junge Olivier vor Kaiser Karl (Girard de Viane p. 103).

Elidûc.

Lai d'Elidue, f. Roquefort, Marie de France I, 400 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais: p. 186 ff. — Es fehlt in der nordischen Ueberietzung.

Der Name in der Form Aliduc findet sich auch bei Gottfried von Monmouth: Aliduc de Tintagol (X, 5, 32. Ausg. von San Marte p. 146 und 407).

Der neuere Titel des Harfenliedes war nach der Handschrift (v. 22) Guildeluec ha Guilljadun. Das ist bretonisch: ha oder hag, cornisch ha, kymrisch ha, hac, a, ag, irisch acus, agus, gaelisch agus, heißt „und", = lat. ac.

1) Totenois, wo Elidûc landet, ist das heutige Totnes in Devonshire, am Dart oberhalb Dartmouth gelegen, als Landungsplatz oft genannt. Dort soll auch der fabelhafte Brutus den britischen Boden betreten haben, f. Gottfried von Monmouth I, 15, 68; vergl. IV, 16, 13 (Ausg. von San-Marte p. 17, 82 und 201).

2) Das Teppichzimmer, la chambre encurtinée, worin Elidûc bei dem Bürger einquartiert wird (v. 135), ist das schönste Zimmer des Hauses, dessen Wände mit aufgehangenen Teppichen geschmückt sind: cortines, mhd. umbehenge, sperlachen, f. Alwin Schultz, Das höfische Leben I, 62 f.

3) Ueber den alten Glauben, daß die Anwesenheit eines Schuldbeladenen im Schiffe Verderben bringe, f. R. Köhler in Warnkes Ausg. p. C ff.

4) Die Geschichte vom Wiesel und dem wiederbelebenden Kraut ist ein uralter Märchenzug. Nach Apollodor (Bibliotheca III, 3, 1) wurde Polyidos als ein antiker „Arzt wider Willen" bei dem toten Glaukos, dem Söhnlein des Minos, eingeschlossen mit dem Befehl, ihn wieder lebendig zu machen. Er sah eine Schlange auf den Leichnam zukriechen und tötete sie durch einen Steinwurf; bald kam eine zweite Schlange und holte ein Kraut, womit sie jene wieder auferweckte. Polyidos legte das Kraut auf den toten Knaben, und alsbald kehrte ihm das Leben zurück. — Sophokles und Euripides haben diesen Stoff dramatisch behandelt (Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, p. 125, Anm.). Zuweilen tritt an

die Stelle des Polyides Asklepios, dessen Attribut, die an seinem Stabe sich emporwindende Schlange, auf diese Sage zurückgeführt wurde (Hygini Poeticon Astronomicon, II, 14). Nach lydischer Ueberlieferung wurde auf dieselbe Weise die Wunderkraft des Krautes balis oder ballis erkannt, wodurch der König Tylon, der an einem Schlangenbiß gestorben war, vom Tode auferweckt wurde (Plinius, Historia naturalis XXV, 2, 5, nach dem lydischen Geschichtschreiber Xanthos; vergl. Rohde a. a. O. 128, Anm.). Daran schließt sich, was Quintus Curtius von Alexander dem Großen erzählt: als er einst bei dem schwerverwundeten Ptolemäus einsprach, sei ihm im Traume eine Schlange erschienen, die ihm ein Kraut, das sie im Maule trug, als Heilmittel angeboten habe; das Kraut sei nach der Beschreibung des Königs wirklich gefunden worden und habe Ptolemäus in kurzer Zeit hergestellt (De gestis Alexandri Magni, IX, 8, 26). Das altgriechische Märchen kehrt wieder in einem byzantinischen Roman des zwölften Jahrhunderts, Rhodanthe und Dosikles von Theodorus Prodromus: da wird Rhodante, die durch einen Zaubertrank ihrer Nebenbuhlerin Myrilla wie Eudikes Geliebte in todesähnlicher Erstarrung liegt, durch Auflegen eines Krautes wieder zu sich gebracht, womit sich eine Bärin ein erstarrtes Glied geheilt hat (Rohde a. a. O. 529, Anm. 2). Im Talmud ist es ein Edelstein, mit dem eine Schlange ihre tote Gefährtin ins Leben zurückruft (Eisenmenger, Entdecktes Judenthum, Königsberg 1711, I, 406). Das den Schlangen abgewonnene Wunderkraut kehrt in zahlreichen Märchen wieder, z. B. im Novellino N. 12 (D'Ancona in der Romania III, 190), in Basiles Pentamerone I, 7 (übers. von Liebrecht, Breslau 1846, I, 98, 199), im deutschen Märchen von den drei Schlangenblättern, wo der junge König ganz wie Polyides mit der Leiche seiner Gattin im Grabgewölbe eingeschlossen wird (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 16). Im neugriechischen Märchen aus Syra schlägt eine Schlange die andere so gewaltig mit dem Schweife, daß diese in zwei Stücke zerspringt. Die Stücke aber laufen nach einem in der Nähe stehenden Kraut, wickeln sich darein und wachsen so wieder zusammen. Mit dem Kraute wird sodann ein enthaupteter Jüngling wiederbelebt (Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864,

II, 274). Mit Hilfe eines einer Schlange abgenommenen Wunderkrautes setzen auch die hilfreichen Tiere im walachischen Märchen von Petru Firitschell, einer Variante des deutschen Märchens von den zwei Brüdern (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 60), ihrem Schützling den abgehauenen Kopf wieder an (Schott, Walachische Märchen, Stuttgart und Tübingen 1845, p. 142), ähnlich in der litauischen Variante dieses Märchens bei A. Schleicher (Litauische Märchen u. s. w. Weimar 1857, p. 57, 59). In Chaucers Dream bringt ein Vogel das Kraut, um seinen Gefährten, der sich an einer Fensterscheibe den Kopf eingerannt hat, wieder zu beleben (Poetical Works, ed. Nicolas, London 1867, III, 295 ff.). Wie in unserem Lai spielt das Wiesel diese Rolle in der Geschichte von Sigmund und Sinnötti in der Völsungasaga c. 8 (Hagens Altdeutsche und altnordische Heldensagen, Band III, umgearbeitet von Edzardi, Stuttgart 1880, p. 32 f.). Daß das Wiesel seine getöteten Jungen durch ein aufgelegtes Kraut — crocei cujusdam floris beneficio — wieder lebendig mache, bemerkt auch Girald von Barri (Topographia Hibernica, I, 27; Opera ed. Dimock V, 60), ebenso sein Zeitgenosse Alexander Neckam, noch früher der Dichter der Fecunda ratis im 11. Jahrhundert (s. Voigt in Haupts Zeitschrift XXIII, 3109. Vergl. die Nachweise, welche Reinhold Köhler aus den Schätzen seiner Belesenheit beisteuert. Warnkes Ausg. p. CIV ff.

Die Wiesel gelten für zauberhafte Tiere und heißen daher in Cornwall fairies (Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, Berlin 1861, III, 156, Anm. 11. Vergl. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, II, 189. 338 ff. 359 f. 370 ff. — Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, N. 98. — Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, 2. Aufl. Bonn 1864, p. 487. 550. — Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl. p. 254. — De Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, übers. von Hartmann, Leipzig 1874, p. 379. — E. Rolland, Faune populaire de la France, Paris 1877, I, 50 ff. — Liebrecht, Gervasius p. 23. 113. Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, p. 329 N. 146. — Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 4. Aufl. Berlin 1883, p. 376 ff.

Entgegen dem alten Sprichwort glaubte die Vorzeit,

daß für den Tod wirklich ein Kraut gewachsen sei. Es war das Kraut Vischalya, das der Affenkönig Hanuman vom Drumnagebirge holte, um den tödlich verwundeten Lakschmana, den Bruder Ramas, zu retten (Wilson, Theater der Hindus, deutsch von C. L. B. Wolff, Weimar 1828, II, 248). Daher sandte nach Firdusis Erzählung der große Sassanide Khosru Anuschirwan (531—79) seinen gelehrten Arzt Barzuieh nach Indien, um dort im Gebirgsland jenes „wie eine Schwertklinge strahlende Kraut" zu suchen (die Stelle des Schachnameh über Barzui, mitgeteilt von Silvestre de Sacy, f. Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliothèque du roi, Paris 1818, X, 147 ff. Lassen, Indische Altertumskunde, Bonn 1847, IV, 111. Ueber ähnliche Vorstellungen der Griechen und Römer f. Rohde a. a. O. p. 128, Anm.

Der bunte Teller.

Lai du vair paleſroi f. Barbazan-Méon, Fabliaux I, 164 ff. — Montaiglon, Recueil I, 24. II, 276.

Als Verfaſſer nennt ſich Huon le Roy, ein nordfranzöſiſcher Spielmannskönig des 13. Jahrhunderts, von dem wir nichts weiter wiſſen (f. Hist. litt. XXIII, 115).

Eine ähnliche Erzählung findet ſich unter jenen 32 neuen Phädrusfabeln, welche im Jahr 1809 zu Neapel in einer Handſchrift des bekannten Humaniſten Perotti gefunden wurden, der als Erzbiſchof von Manfredonia im Jahr 1480 ſtarb und über deren Echtheit trotz Heyne's Verdikt noch immer die Meinungen ſchwanken. Die 15. dieſer neuen Fabeln erzählt von einem Mädchen, um das ein reicher und ein armer Jüngling freiten. Der reiche Werber trug den Sieg davon, und bald entfaltete ſich der Brautzug, der die Jungfrau in ſeine vor der Stadt gelegene prächtige Villa geleiten ſollte. Vor der Schwelle ihres Hauſes ſtand zufällig der Eſel, der dem armen Freier bei ſeinem Geſchäft zu dienen pflegte. Den führten die Mägde der Braut vor, damit ſie ihre zarten Füße ſchone. Während ſie dahinritt, ſandte Venus, die ſich des Armen

erbarmte, ein greuliches Unwetter; Hagel und Regen zersprengte den Brautzug, und jeder suchte sein Heil in jäher Flucht. Der Esel aber lief den gewohnten Weg zum Hause des armen jungen Mannes. Auf sein Geschrei liefen die Diener heraus, sahen mit Staunen die schöne Jungfrau und meldeten sie ihrem Herrn, der eben mit einigen Freunden beim Becher den Liebesgott anrief. Nun war sein Leid in Freude verwandelt; Bacchus und Venus vereint gaben ihm den Gedanken ein, daß er sich unter dem freudigen Zuruf der Genossen mit der Jungfrau vermählte. Die Eltern ließen die Verlorene durch den Ausrufer suchen. Als aber bekannt wurde, was geschehen war, begrüßten es alle als eine Gunstbezeugung der Himmlischen (Phaedri Fabularum Aesopiarum Libri quinque, publ. Schwabe et Gail, Parisiis 1826, II, 517).

In den Cent nouvelles nouvelles, N. 31, besteigt ein junger Knappe ein vor der Thüre seines Freundes haltendes Maultier, läßt ihm die Zügel und gelangt so zur Geliebten des Freundes, deren Wohnung ihm dieser bis dahin sorgfältig verheimlicht hat (p. p. Th. Wright, Paris 1858, I, 183 ff.).

Eine freie dichterische Bearbeitung der altfranzösischen Novelle vom Zelter gab uns Julius Grosse (Der graue Zelter, s. seine Epischen Dichtungen, München 1861, p. 141 ff.).

Der Zelter (mhd. zelter, zeldendez phert, nach einer asturischen Pferderasse thieldo benannt, lat. paraveredus, palefridus, franz. palefroi, engl. palfray) war das Reitpferd der Damen, der Geistlichen und der ungewaffneten Ritter, im Gegensatz zum Streithengst (mhd. ros, ors, râvît, engl. stede, altfranz. destrier, lat. dextrarius, weil er auf dem Marsche vom Ritter oder seinem Knappen an der rechten Hand geführt wurde). Wer auf dem Zelter ritt, gab damit zu erkennen, daß er in friedlicher Absicht komme, daher Kaiser Friedrich Rotbart verordnete, wenn ein fremder Ritter, der auf einem Zelter, ohne Schild und Waffen sich einer Burg nähere, verletzt werde, so sei das Friedensbruch; sitze er aber auf einem Streitroß und habe den Schild am Hals und die Lanze in der Hand, so breche, wer ihn verletze, den Frieden nicht (Ottonis Frisingensis Episcopi et Ragewini Gesta Friderici Impera-

toris, l. III, c. 26 f. Mon. Germ. XX, 431, 36). Auch als Jagdpferd wurde der Zelter verwendet: Karl der Große reitet im Girard de Viane (p. p. Tarbé, p. 166) auf einem langmähnigen Zelter (palefroi crenu) zur Jagd. Nur ganz ausnahmsweise werden Zelter auch in Schlachtschilderungen genannt, wie im Bauduin de Sebourc (Chant XIII, 727). Sprichwörtlich waren die nordischen Zelter, palefroiz norrois (Dit de l'apostoile bei Le Roux de Lincy, Livre des proverbes français I, 196. Crapelet, Proverbes et dictons populaires, Paris 1831, p. 114); sie wurden aus Dänemark nach Flandern eingeführt (Crapelet p. 131). Vergl. Bangert, Die Tiere im altfranzösischen Epos, Marburg 1886, p. 8 ff.

Was die Farbe der Rosse betrifft, so standen zwar die einfarbigen, vor allen die fleckenlos weißen, obenan; doch war auch die Buntheit im farbenfrohen Mittelalter nicht unbeliebt. Man denke an das Roß Enidens in Hartmanns Erec (7296 ff.); das ist links blendend weiß, rechts schwarz, und über den Rücken läuft ein grüner Streif; das weiße Ohr wird von einem schwarzen, das schwarze von einem weißen Ringe eingeschlossen. Ebenso ist Flores Zelter auf der einen Seite weiß, auf der andern rot, und dazwischen läuft von der Stirn über das Rückgrat ein schwarzer Streif (Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck, herausg. von Sommer, Quedlinburg und Leipzig 1846, p. 92, v. 2743 ff.). Noch bunter ist das Roß Camillens bei Benoit de Sainte-More und Heinrich von Veldeke (s. Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, Berlin 1860, II, 19). Diese bunten Rosse scheinen übrigens nur in der vornehmen Welt Mode gewesen zu sein; das Volk, wenigstens in späterer Zeit, hielt nicht viel davon, wie das Sprichwort beweist: Buntes Pferd verkauft man gern (s. Jähns, Roß und Reiter, Leipzig 1872, I, 49. 47). So buntscheckig dürfen wir uns jedoch Herrn Wilhelms Zelter nicht vorstellen. Seine Schönheit besteht darin, daß an ihm die einzelnen Haare bunt gemischt sind, so daß er in einer unbestimmten Farbe schillert. (Vergl. Boehmer, De colorum nominibus equinorum, in seinen Romanischen Studien, Straßburg 1875, I, 244 ff., bes. 262 ff.).

Wie die Eigennamen der Rosse meist ihrer Farbe entnommen wurden, so begegnen wir in den Dichtungen

neben Blanchard (Schimmel), Morel (Rappe), Fauvel (Fuchs), Sorel (braungelb), Liart (hellgrau), Baiard (hellbraun), Ferrant (eisengrau), Bauzant (Scheck) auch dem Pferdenamen Vairon; so heißt z. B. das Ren Baudoins in Bodels Chanson des Saxons (p. p. Fr. Michel, Paris 1839. I, 230. 243), das des Partonopeus (Partonopeus 6881. 6893), das Renarts von Tammartin (Jubinal, Nouveau Recueil de Contes, Dits et Fabliaux, Paris 1839. II, 23) u. a. (vergl. Bangert, a. a. O. p. 44).

1) Die Ritter der Champagne standen in hohem Ansehen; ihre Tüchtigkeit war sprichwörtlich (s. Dit de l'Apostoile bei Le Roux de Lincy, Livre des proverbes français, Paris 1842, I, 219).

2) Ueber die alten Wälder der Champagne s. A. Maury, Les forêts de la France dans l'antiquité et au moyen-âge, Paris 1856, p. 151 ff.

3) Da nach Turnierrecht die Rüstung und das Roß des Gefangenen dem Sieger gehörten und der Gefangene sich selbst durch eine Geldsumme lösen mußte, so wurde der turnei umbe guot bald eine rücksichtslos ausgebeutete Erwerbsquelle. Es gab eine eigene Klasse von Rittern, welche auf ihre Gewandtheit in den Waffen vertrauend als Landfahrer von Turnier zu Turnier zogen, um sich mit ihrem Schilde den Lebensunterhalt zu verschaffen (s. Liedner, Das deutsche Turnier im 12. und 13. Jahrhundert, Berlin 1881, p. 20). In Deutschland standen besonders die Osterherren, die Ritter von jenseits der Saale, im Rufe, daß sie nur „um Gut" turnierten (ebenda 18). Ein geschickt gehandhabtes Turnierschwert ernährte seinen Mann; daher führt eines den bezeichnenden Namen Gagnepain (Pélerinage du Monde s. Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, I, 251). Bauduin von Sebourc gewinnt an einem Vormittag nicht weniger als 20 Rosse (Chant III, 811); Amadas erbeut auf seiner Turnierfahrt im ganzen 100 Rosse (Amadas et Ydoine 1470, p. p. Hippeau, Paris 1863, p. 52). In Zeiten, wo es weder Kriege noch Turniere gab, kamen die „armen Ritter", die auf die Beute angewiesen waren, in eine sehr bedrängte Lage, wie der Ritter im Fableau bei Barbazan-Méon III, 410, v. 37. Andererseits geschah es nicht selten, daß begüterte Ritter durch ihre Leidenschaft für das Turnier vollständig ver-

armten (f. Jubinal, Nouveau Recueil I, 174). In welch abgehaustem Zustand einzelne Ritter, denen das Glück der Waffen nicht hold war, den Turnierplatz verließen, zeigt uns Trouins Schelmenroman an dem Neffen des Herzogs von Burgund, den sein Sieger rein ausplündert und im dürftigsten Aufzug auf einer hinkenden wurmkranken Mähre heimschickt (Trubert 1539 ff. bei Méon, Nouveau Recueil I, 240).

4) Gallardon ist ein Städtchen in der Beauce zwischen Chartres und Paris, in unserem Jahrhundert bekannt geworden durch den Bauern Martin, jenes für den Wandel der Zeiten so charakteristische Gegenstück zur Jungfrau von Orleans: er empfing wie sie Offenbarungen von Engeln und verkündete dieselben im Jahr 1816 dem König Ludwig XVIII, wurde aber dafür von diesem ins Irrenhaus gesperrt (f. A. Maury, Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge, Paris 1843, p. 257 f.).

Der Ritter mit dem Fäßlein.

Du Chevalier au barizel (f. Barbazan-Méon I, 208 ff.

Die Quelle dieser schönen Bußlegende, worauf sich der ungenannte Dichter v. 918 beruft, ist mir nicht bekannt. Die Vitae Patrum (Migne, Patrologia latina LXXIII. LXXIV), welche so manche wunderbare Bekehrung erzählen, haben diese Legende nicht. Im 14. Jahrhundert wurde unser Gedicht in französische Prosa umgesetzt (Histoire littéraire XXIII, 167).

1) Moriane ist das dalmatinische Küstenland, das in den deutschen Volksepen von König Ilias und Wolfdietrich und im Spielmannsgedicht von König Rother vielgenannte Herzogtum Meran. Dux Meraniae war der Titel der Tachauer Grafen um die Mitte des 12. Jahrhunderts und seit 1178 der ihrer Erben, der Bertholde von Andechs (Heigel und Riezler, Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Otto von Wittelsbach, München

1867, p. 209). Die tirolische Stadt Meran, welche zum erstenmal im Jahr 1239 urkundlich genannt wird, hat damit nichts zu thun (s. Müllenhoff in Haupts Zeitschrift VI, 449).

Der Tänzer unserer lieben Frau.

Del tumbeor Nostre-Dame, herausg. von W. Förster in der Romania II, 315 ff. Die Handschriften s. Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaures p. 35 ff. Gröber in der Zeitschrift für romanische Philologie IV, 88. Das Gedicht ist aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.

Die Quelle ist unbekannt. Eine abweichende Gestalt der Legende überliefert Gautier von Coincy in seinem Miracle Nostre Dame de Sardenay (v. 885 ff. Ausgabe von Poquet Sp. 866). Da ist es ein Kartäusermönch, der sich so lange vor dem Marienbild auf nackten Knien im Gebet abarbeitet, bis ihm der Schweiß von der Stirne rinnt und die heilige Jungfrau vom Himmel niedersteigt, um ihm mit ihrem zarten, schneeweißen Handtuch (touvaille) das Angesicht abzuwischen.

Der arme Schüler.

Le povre Clerc s. Méon, Nouveau Recueil I, 104. — Montaiglon, Recueil V, 192.

Von diesem Schwanke giebt es zwei verschiedene, parallel laufende Fassungen: in der einen tritt der Held als Erzähler, in der andern als Zauberer auf.

Jene, die ältere, kennen wir seit dem 13. Jahrhundert aus unserem Fabliau und aus einem Gedichte des Strickers (Kleinere Gedichte von dem Stricker, herausg. von Hahn, Quedlinburg und Leipzig 1839, p. 9 ff.). Diese beiden Dichtungen, da keine die unmittelbare Vorlage der andern

gewesen sein kann, gehen auf ältere, ohne Zweifel mündliche Ueberlieferungen zurück. Beim Stricker ist es der Knecht des Bauern, der das Verhältnis der Frau zum Pfarrer beobachtet hat und eines Morgens, als er mit seinem Herrrn ins Holz fahren soll, unter dem Vorwande, er habe seinen Hut und seine Fäustlinge vergessen, ins Haus zurückläuft, um die Frau zu belauschen, wie sie eben für den Pfarrer ein Ferkel brät, einen Kuchen (vochenz) backt und eine Kanne mit Met füllt. Da der Knecht nicht zurückkommt, fährt der Bauer unerwartet schnell nach Hause und stört so das Frühmahl der Verliebten. Speise und Met werden in der Eile versteckt, und der Pfaffe kriecht unter eine Bank im Winkel. Der Knecht entschuldigt sich bei seinem Herrn mit dringenden Arbeiten und schlägt ihm vor, sie wollen vor der zweiten Fuhre einen Imbiß einnehmen. Während ihnen die Frau Brot und Käse auftischt, erzählt der Knecht, wie ein Wolf aus der Herde ein Ferkel raubte, so groß wie jenes gebratene, wie er einen Stein gegen ihn aufhob nicht größer oder kleiner als jener Kuchen, wie dem Wolf von dem Wurf so viel Blut entströmte, als Met in jener Kanne sei, und wie das im unwegsamen Gestrüpp sich verkriechende Untier ihn so furchtbar angesehen habe wie jener Pfaffe unter der Bank. Da wird der Pfaffe vom Bauern gebunden und muß sich mit großem Gute lösen, und die Frau erhält eine Tracht Schläge. Der Knecht aber genießt fortan der Liebe des Herrn, weil er die Schuldigen mit solcher Schlauheit zu überführen gewußt hat. — Auf eine andere altdeutsche Bearbeitung des Schwanks wird im dritten Band der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen (3. Aufl. Göttingen 1856, p. 109) hingewiesen: der kündige kneht, in einer Wiener Handschrift (428 N. 62). — In Venedig lebt der Schwank noch heute im Volksmund. Da ist es ein alter Bettler, der von der Frau eines Fischers zurückgewiesen wird und dann ihrem Mann eine Geschichte erzählt von dem Tier, so groß wie der versteckte gebratene Hase, das er mit einem Steine warf, so groß wie der versteckte Käse, worauf es Blut verlor, so rot wie der verborgene Wein, und ein so böses Gesicht machte wie der Pfaffe unterm Bett (Bernoni, Fiabe popolari veneziane, Venezia 1873, p. 33, N. VII. Cosquin Romania X, 552).

Sehr abgeſchwächt iſt die Erzählung in Basile Pentamerone (übertragen von Liebrecht, Breslau 1846, I, 253). Hier verſtecken zwei Eheleute ihr leckeres Mahl vor ihrem ſchmarotzenden Gevatter; dieſer hat aber alles durch das Schlüſſelloch mit angeſehen und beginnt nun eine Erzählung wie der arme Schüler, nur daß er ſtatt von einem Wolf von einer furchtbaren Schlange ſpricht, ſo groß wie der Aal im Schranke u. ſ. w. Doch erzielt er damit nicht die gewünſchte Wirkung: der erzürnte Wirt jagt ihn mit Scheltreden hinaus. — Mit fremdartigen Zügen vermiſcht findet ſich unſer Schwank in einem ſyriſchen Tiermärchen: hier iſt es der Fuchs, der, von der Frau zurückgewieſen, die verſteckte Speiſe und den Liebhaber im Kornkrog verrät (Prym und Socin, Syriſche Sagen und Märchen, Göttingen 1881, p. 293. Romania X, 553). — Ganz trümmerhaft iſt das von Cosquin mitgeteilte lothringiſche Märchen (Romania X, 551).

Zahlreicher und beſſer erhalten ſind die Darſtellungen der jüngeren Form des Schwanks, worin der abgewieſene Fremdling die Rolle des Schwarzkünſtlers ſpielt. Sie ſtammen aus der Blütezeit der fahrenden Scholaren, dem 15. und 16. Jahrhundert. In Verſen wird der Schwank erzählt von Hans Roſenblut (A. von Keller, Faſtnachtſpiele, Stuttgart 1853, III, 1172 ff.), von Burchard Waldis (Eſopus, 4. Buch, 42. Fabel, herausg. von Tittmann, Leipzig 1882, II, 230 ff.), von Eucharius Eyering (Proverbiorum Copia, Eißleben 1601, II, 431 ff.), in dem altſchottiſchen Gedicht The Freirs of Berwik, dem Dunbar zugeſchrieben (Pinkertons Ancient Scotish Poems, London 1786, I, 65 ff.), und von dem neueren ſchottiſchen Dichter Allan Ramſay (Select Poetical Works, London 1853, p. 34 ff.). Proſadarſtellungen finden ſich in Michael Lindeners Raſtbüchlein von 1558 (Ausgabe von Franz Lichtenſtein, Tübingen 1883, p. 16), bei Abraham a Sancta Clara (Judas der Erzſcheim ſ. Sämtliche Werke, Lindau 1872, V, 132 ff.), in der Erzählung „Der Teufelsbanner“ von Georg Nicolaus Bärmann (in ſeinen „Pavieren aus meiner bunten Mappe“, Berlin 1828), in dem heſſiſchen Märchen vom Bürle (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 61), und darnach in Anderſens Märchen „Der kleine Klaus und der große Klaus“ (Sämtliche Märchen, 11. Auflage, Leipzig 1874, p. 43 ff), ferner im engliſchen Volksbuch von

Fryer Bacon (W. J. Thoms, Early English Prose Romances, London 1858, I, 229 ff.) und beim Herrn von Duville (Les Contes aux heures perdues, Paris 1651, II, 182 ff.). Dramatiſch behandelt wurde der Stoff im Faſtnachtſpiel von Hans Sachs vom Jahr 1551 (Ausgabe von A. von Keller, Tübingen 1875, IX, 72 ff.), im Zwiſchenſpiel des Cervantes «La Cueva de Salamanca» (Comedias y Entremeses de Miguel de Cervantes-Saavedra, Madrid 1749, II, 304 ff.), in dem franzöſiſchen Luſtſpiel «Les Fous divertissants» von Raimond Poiſſon (1658–1735), woraus Tancourt, der berühmte Komiker Ludwigs XIV, einen Akt für ſich herrichtete und unter dem Titel «Le bon soldat» zum erſtenmal am 10. Oktober 1691 aufführen ließ (Léris, Dictionnaire portatif historique et littéraire des théâtres, 2. édition, Paris 1763, p. 407. Biographie Universelle, Ancienne et Moderne. Nouvelle édition, Paris, XXXIII, 587), ſpäter zu einer komiſchen Oper verarbeitet: «Le soldat magicien» von Anſeaume, dem Souffleur am Théâtre-Italien († 1784), gedruckt als 11. Stück ſeines «Théâtre, Paris 1766», Muſik von Philidor (1726–95), zum erſtenmal aufgeführt in Paris am 14. Auguſt 1760 (Léris ib. 407. Fétis, Biographie universelle des Musiciens, Paris 1864, VII, 30b. 32a); auch auf deutſchen Bühnen gegeben, z. B. in Berlin am 25. April 1785 „Der zaubernde Soldat" (Teichmanns Nachlaß, herausgeg. von Dingelſtedt, Stuttgart 1863, p. 409); eine andere Ueberſetzung von dem bekannten Mannheimer Buchhändler Chriſtian Friedrich Schwan „Der Soldat als Zauberer, Cyerette" erſchien Mannheim 1772 (Goedekes Grundriß II, 1046). Selbſtändig verarbeitet wurde der Stoff im deutſchen Luſtſpiel „Der Bettelſtudent oder das Donnerwetter", in zwei Akten, von Paul Weidmann (gedruckt im 5. Band der „Neuen Schauſpiele, aufgeführt auf dem Churfürſtlichen Theater zu München, München und Augsburg 1777"), zum „Singſpiel verarbeitet von Franz Xaver Huber, komponiert von Peter Winter, zum erſtenmal aufgeführt in München 1785 und im ſelben Jahre zu Prag in tſchechiſcher Sprache von der Bondiniſchen Geſellſchaft (Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1786, p. 184. 168), ein zweitesmal komponiert von Schenck, aufgeführt in Wien 1796, gedruckt Wien 1800 (vergl. Sembach, Der Theaterfreund, Berlin 1860,

p. 54. Clément et Larousse, Dictionnaire lyrique ou Histoire des Opéras, Paris, p. 264), wieder behandelt in dem Melodrama „Der Bettelstudent", das Matthäus Buchwieser von Sendling bei München als Gymnasiast komponierte und während der Ferien 1793 in Tölz mit seinen Mitschülern aufführte (Lipowsky, Bayerisches Musik-Lexikon, München 1811, p. 406), zuletzt bearbeitet von Julius Cornet in dem musikalischen Quodlibet „Der reisende Student oder das Donnerwetter", Musik von A. Methfessel und anderen Komponisten, herausgegeben von Louis Schneider im 1. Bändchen seines „Jokosus, Repertoire für das deutsche Liederspiel, Vaudeville und Quodlibet, Berlin 1838".

Es würde zu weit führen, auf die meist außerordentlich platten jüngeren Lustspiele und Operetten näher einzugehen. Von den älteren Bearbeitungen hat jede ihre eigentümlichen Züge, und keine läßt sich mit Sicherheit als die unmittelbare Quelle der andern nachweisen. Sie scheinen vielmehr alle aus der lebenden Volksüberlieferung geschöpft zu sein. Die Exposition ist dieselbe wie im Fableau. In der Mehrzahl der Fälle ist der um Obdach bittende Fremdling ein fahrender Student; im altschottischen Gedicht sind es zwei weiße Mönche, Jakobiner; im englischen Volksbuch ist es Miles, der Diener des Bacon, beim Herrn von Ouville und in den französischen Dramen ein Kriegsmann, im deutschen Märchen ein Bäuerlein. Die Frau ist in der Regel eine Müllerin, bei Rosenblut, Hans Sachs und im altschottischen Gedicht eine Bäurin. Ihr Liebhaber ist fast in allen Bearbeitungen der Pfarrer des Orts, im altschottischen Gedicht der Superior eines grauen Klosters; der Herr von Ouville hat einen Advokaten, Abraham a Sancta Clara einen Gerichtsschreiber, Andersen einen Küster daraus gemacht. Im Weidmannschen Lustspiel und den darnach gearbeiteten Operetten ist es ein Ingenieurlieutenant und Hydraulikus, der Liebhaber der Müllerstochter. In der Regel wird der Fremdling von der Frau kurzweg aus dem Hause gewiesen, kehrt später selbst zurück oder wird wie im Fableau vom Ehemann zurückgebracht. Bei Eyering wird der „hinfahrende Schüler", im deutschen Märchen das Bäuerlein, im altschottischen Gedicht das Paar der

Mönche von der Frau im Heuschober untergebracht, von wo aus sie dem zurückgekommenen Ehemann ihre Anwesenheit durch Räuspern verraten. Statt zu erzählen, rühmt sich der Fremdling seiner Kenntnisse in der Magie und erbietet sich, seinem Wirte Proben davon zu zeigen. Er zieht seinen Zauberkreis, treibt seinen Hokuspokus und bezeichnet dann die Orte, wo auf seine Beschwörung hin Speisen und Wein erschienen seien. Schließlich hilft er, gutmütiger als der Schüler im Tableau, dem Liebhaber aus der Klemme, indem er ihn als seinen dienstbaren Teufel in Menschengestalt aus dem Versteck hervorkommen und das Haus verlassen heißt. Dabei ruft der Ehemann verwundert: Ei, wie sieht doch der Teufel unserem Pfarrer so ähnlich! Statt mit Schande und Prügeln die Schuldigen zu bestrafen, läßt sich also diese Fassung des Schwanks mit ihren ausgestandenen Aengsten genügen. Nur die drei schottisch-englischen Bearbeiter konnten es sich nicht versagen, dem davoneilenden Teufel vom Ehemann wenigstens einen Schlag versetzen zu lassen.

So vortrefflich die ältere Fassung erfunden und erzählt ist, so verdient doch die jüngere durch die phantastische Komik der Beschwörung und den feineren Humor des Schlusses den Vorzug, dessen sie sich jahrhundertelang bei Dichtern, Erzählern und Librettisten zu erfreuen hatte. Am besten wirkt die einfachste Darstellung, wenn, wie bei Abraham a Sancta Clara, der geängstigte Liebhaber die Beschwörung ohne weiteres versteht und sich zu nutze macht; weniger gut ist es, wenn sich der Teufelsbanner mit dem versteckten Pfarrer auf Latein verständigt, wie bei Waldis und Eyering, oder wenn er gar, wie bei Rosenblut, Hans Sachs und Lindener, die Komödie mit ihm verabredet. Bei Rosenblut und Hans Sachs muß sich der Pfaffe nackt ausziehen, wobei seine Kleider wie im Tableau dem Schüler als Beute zufallen, und sich den ganzen Leib mit Ruß schwärzen; bei Hans Sachs wirft er noch eine Roßhaut über, und es wird ihm dann der Auftrag erteilt, die Speisen und den Wein selbst herbeizubringen, ebenso im Zwischenspiel des Cervantes: da machen sich bei einer Ehefrau und ihrer Zofe zwei Liebhaber, der Cabrisan und der Barbier, mit einem hinzugekommenen Studenten von Salamanca eine lustige

Stunde, bis der Ehemann an die Thüre pocht; schnell werden Speisen und Liebhaber versteckt, und der Student läßt darauf als Schwarzkünstler die beiden andern als seine dienstbaren Geister mit einem Korb voll Wein und kalter Küche erscheinen. Bei Waldis nennt der Student seinen Teufel Calcedoni; im englischen Volksbuch heißt er Beme. Im deutschen Märchen hat das Bäuerlein einen Raben bei sich, von dem es sich als seinem Wahrsager das Versteck der Speisen und des Teufels verraten läßt. Daher kam der Rabe in das verkümmerte lothringische Märchen (Romania X, 551). Andersen machte daraus eine knarrende Roßhaut. Was den poetischen Gehalt betrifft, so gebührt wohl unter allen diesen Bearbeitungen dem altschottischen Gedichte die Palme.

Sankt Peter und der Spielmann.

De Saint Pierre et du Jongleur s. Barbazan-Méon III, 282 ff. — Montaiglon, Recueil V, 65 ff.

Dieses Fableau gehört zu den Schwänken, welche erzählen, warum der Teufel einzelne Personen wie den Schmied von Jüterbok und den Bruder Lustig oder ganze Stände wie die Bauern und die Landsknechte nicht in der Hölle haben will. Den Schwank von den Bauern erzählt Rutebeuf (Le pet au vilain s. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouvelle édition II, 86 ff. Montaiglon, Recueil III, 103), den von den Landsknechten Hans Sachs (Ausgabe von A. von Keller, Tübingen 1870, V, 121). Das Würfeln um Seelen kommt nicht selten in den Legenden vor (Histoire littéraire XXIII, 110). Auch Sans-Souci, der bretonische Bruder Lustig, gewinnt dem Teufel im Kartenspiel alle seine Seelen ab (Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne, Paris 1881, I, 325 f.).

Was die Uebersetzung betrifft, so war ich genötigt, bei der Schilderung des Würfelspiels meine eigenen Wege zu gehen, da die Würfelkunde meiner Studentenjahre nicht ausreicht, um die Rechnung des tremerel, das die beiden spielen, zu verstehen.

Eine Bearbeitung des Schwanks in deutschen Knittelversen gab Johannes Scherr in seinem Bildersaal der Weltlitteratur, 2. Aufl. Stuttgart 1869, I, 200.

Aucassin und Nicolette.

Aucassin und Nicolette, neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier, 2. Auflage, Paderborn 1881.

Ueber den Roman und die späteren Bearbeitungen s. die Erläuterungen zu meiner Uebersetzung: Aucassin und Nicolette, altfranzösischer Roman, Wien 1865 (bei Schönewerk, dann übergegangen an Kolck in Troppau und von diesem an Gustav Brauns in Leipzig), die Vorrede von Gaston Paris zur neufranzösischen Uebersetzung von Bida (Paris 1878), die Vorrede Suchiers zu seiner Ausgabe und Hugo Brunners Dissertation: Ueber A. und N. Halle 1880.

Die in der Komposition an die spätgriechischen Romane erinnernde Dichtung stammt noch aus dem 12. Jahrhundert. Der ungenannte Verfasser gehörte Nordfrankreich an. Seine Quelle ist nicht bekannt, vielleicht eine orientalische, dem Roman von Flore und Blanchefleur verwandte Liebesgeschichte, was besonders der von Brunner entdeckte arabische Ursprung des Namens Aucassin (Al-Kâsim) wahrscheinlich macht. Es zeigt sich nirgends ein geschichtlicher Anhalt. Grafen von Beaucaire hat es nie gegeben.

Die Geistesanmut des Dichters, sein frischer freier Blick ins Leben, sein liebenswürdiger, in der Ironie der Uebertreibung sich gefallender poetischer Uebermut verleihen seiner Erzählung einen unvergleichlichen Jugendreiz bis zu dem Wendepunkt, wo die Geschichte den Boden der Wirklichkeit verläßt und sich nach fabelhaften Ländern verirrt. Da verliert der Dichter mit einemmal den innern Anteil an den Schicksalen seiner Lieblinge und macht sich in leichtfertiger Sorglosigkeit den Abschluß allzu bequem.

So einzig wie die Stimmung des Werks ist auch seine

äußere Form, welche zwiſchen geſungenen Verſen und geſprochener Proſa abwechſelt. Die franzöſiſchen Spielleute unterbrachen wohl auch ſonſt den recitierenden Vortrag zur Erholung ihrer Zuhörer mit Geſang, indem ſie ihren epiſchen Dichtungen lyriſche Lieder, eigene oder fremde, einfügten. Ein Hauptbeiſpiel iſt der Roman de la Violette, zu deſſen Empfehlung ſein Verfaſſer ausdrücklich anführt, daß man dabei ſowohl leſen als ſingen könne:

E s'est li contes biaus et gens
Que je vous voel dire et conter,
Quar on i puet lire et chanter (Ausg. von Fr. Michel, Paris 1834, p. 4). Aehnliches haben wir im Roman von der Birne, vom Kaſtellan von Couci, im Lai d'Aristote, im Dit de la Panthère d'Amours, im Cléomades u. a. In allen dieſen Dichtungen handelt es ſich aber nur um gebundene Rede; es wechſeln geſungene Verſe mit geſprochenen. Miſchung von Proſa und Poeſie findet ſich nur im Aucaſſin. Für dieſe Form hatte man, wie es ſcheint, einen eigenen Gattungsnamen: chantefable Singemäre. Name und Sache wäre mit unſerem Roman ſpurlos verſchollen.

Vielleicht iſt auch dieſe Form auf ein orientaliſches Vorbild zurückzuführen. Denn Abwechslung von Proſa und Verſen iſt ein eigentümlicher Charakterzug der arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Litteratur (Hammer, Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt, Peſth 1836, I, 23), auch in Indien unter dem Namen tschampû eingebürgert (Laſſen, Indiſche Altertumskunde, Bonn 1847, IV, 810). So wurde die Sage von Nal und Damajanti von Trivikrama Bhatta als Roman in Proſa und Verſen behandelt unter dem Titel Nalatschampû (Colebrooke, Miscellaneous Essays, new edition by Cowell, London 1873, II, 95). Erzählende Proſa mit eingeflochtenen Gedichten bildete die älteſte Form aller arabiſchen Ueberlieferung und lebt ſo noch heute im Munde der mauriſchen Rhapſoden (Schack, Poeſie und Kunſt der Araber in Spanien und Sicilien, Berlin 1865, II, 60 f.). Unſer Roman unterſcheidet ſich von den orientaliſchen nur darin, daß bei ihm die Erzählung auch in den eingeſtreuten Verſtücken (mit einziger Ausnahme des zweiten) fortſchreitet, während die Verſe der Orientalen rein lyriſcher oder didaktiſcher

Natur sind und ausgelassen werden können, ohne den Gang der Geschichte zu unterbrechen.

Die gesungenen Stücke bestehen im Original aus Tiraden, beliebig langen Reihen von assonierenden gleichgebauten Versen, welche ein kürzerer viersilbiger, bei den Provenzalen bioc oder bordo genannter, Vers abschließt (Wolf, Lais p. 190 N. 23). Ich habe in meiner Uebersetzung statt der Assonanz den unserem Ohr gefälligeren Reim gewählt und die Schlußzeile dem trochäischen Rhythmus der Tirade angepaßt.

Die Tiraden unseres Romans sind die einzigen mit gleichgebauten Versen und die einzigen, wozu die Singnoten erhalten sind (in unser Notensystem umgeschrieben in meiner Uebersetzung, Wien 1865, p. 68).

Da die Verse durch ihr festeres Gefüge vor dem abschleifenden Einfluß der mündlichen Ueberlieferung besser geschützt waren, zeigt ihre Sprache ein altertümlicheres Gepräge als die der erzählenden Prosa.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß die Abwechslung von Versen und Prosa nach dem Vorgange von Boccaccio und Sannazaro durch Opitz mit seiner Hercynie 1630 auch in unserer Litteratur eingeführt wurde. Es folgten, um nur die bekanntesten zu nennen, Fleming mit seiner Festschrift auf die Brockmannische Hochzeit 1635, Sibylle Schwarz († 1638) mit ihrem Saumus, die Pegnesischen Schäfergedichte 1644, Schirmer mit seiner Schäferei von Thyrsis 1657, Schwieger mit seiner Verführten Schäferin Cynthia 1661.

1) „Blau" steht hier für das unübersetzbare vair: es vair heißen Augen, welche in unbestimmten Farben schillern, was bei den Franzosen des Mittelalters für die höchste Schönheit angesehen hat.

2) Vizgraf, altfranz. visquens, lat. vicecomes, hieß in der merowingischen und karolingischen Zeit der Stellvertreter des Grafen, später der Stadtrichter in den kleineren Städten (s. Du Cange s. v. vicecomes). Daher der heutige Adelstitel vicomte.

3) In solchen leidenschaftlichen Hyperbeln, worin der Liebende den Besitz der Geliebten über Gott und Seligkeit setzt, wetteifern im Mittelalter Orient und Occident. Wenn wir in der Saga von Fridthjof lesen, daß er Ingi-

biörgs Liebe höher schätzte als den Zorn der Götter (vergl. K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes, München 1856, II, 249), so erklären wir uns das aus dem nordischen Heidentrotz. Auffallender berühren uns ähnliche blasphemische Aussprüche im Munde christlicher Dichter. Diez hat solche aus den Liedern der Troubadours zusammengestellt (Die Poesie der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch p. 144 f.). Einer der letzteren erklärt offen, er würde sich dem Antichrist ergeben, wenn dieser ihm zum Besitz der Geliebten verhelfen wollte. Der Dichter des altfranzösischen Partonopeus versichert, er würde das Paradies sofort verlassen, wenn ihm die Geliebte von draußen winkte (v. 7514). Ein anderer sagt, der Besitz der Geliebten sei mit der Hölle nicht zu teuer erkauft (Barbazan-Méon I, 349, 60). Adenets Cleomades verschmäht das Paradies, wenn er dort Claramonde nicht wiederfinde (v. 8291). Dasselbe versichert ein italienischer Dichter der Hohenstaufenzeit (Poeti del primo secolo, Firenze 1816, I, 319). So sagt auch der deutsche Minnesänger Wachsmut von Mühlhausen:

Mir waere ê liep bî ir ze sîne
dan bî got in paradîs (Hagen, Minnesinger I, 327 a), ebenso Ulrich von Lichtenstein im Vrouwen dienest (Ausg. von Lachmann, Berlin 1841, 583, 15). In Wolframs Parzival (219, 24) möchte der unglücklich liebende König Clamide die Strafe des Pilatus und des armen Judas auf sich nehmen, wenn er Condwiramur umfangen dürfte. Bei Herbort von Fritslar will Helena dem toten Paris ins Jenseits folgen, gleichviel wohin (Liet von Troye 14040). Von einer ähnlichen Aeußerung erhielt der arabische Dichter Omar, Sohn des Abi Rabiah, den Beinamen „Freund der Hölle" (Weil, Die poetische Litteratur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed, Stuttgart und Tübingen 1837, p. 75 ff.). Als ein anderer arabischer Dichter, Dschumeil, wegen der Magerkeit seiner Geliebten zur Rede gestellt wurde, erwiderte er: Sähest du sie mit meinen Augen, so würdest du ihre Nähe der Gegenwart Gottes vorziehen (ebenda 78). Ganz wie Aucassin sagt ein altes rumänisches Lied:

In die Hölle geh' ich gern lebendig;
Nur allein will ich nicht sein,

Sondern mit der Iliana,

Iliana Rosinzana (Schuller, Merkwürdige romänische Volkssagen, Hermannstadt 1857, p. 6). Aucassins ganze Rede über die Hölle erscheint wie eine Paraphrase des sicilianischen Sprichworts, das uns Ludolf von Suchen aus dem 14. Jahrhundert überliefert hat: Ich will lieber im Mongibello (Aetna, Eingang zur Hölle) bei Königen und Fürsten sein als im Himmel bei Lahmen und Blinden (Liber Ludolphi de itinere terrae sanctae, c. 14, Ausg. von Deycks, Stuttgart 1851, p. 20).

4) Wie im Hohelied wird die Geliebte im Altfranzösischen suer, douce suer angeredet (z. B. Bartsch, Altfranz. Romanzen und Pastourellen p. 265, N. 24, 64. p. 264. N. 25, 27. p. 301, N. 45, 44 u. a. Paternostre d'Amours 31 bei Barbazan-Méon IV, 442 u. f. w.). Auch Ehegatten hohen und niedern Standes gaben sich die Kosenamen bele suer und biaus frere (z. B. Montaiglon, Recueil I, 199. 200. 320. 321. 323. IV, 121. Crestien, Erec 4884. Berte aus grans piés 1217. 2181. Florete suer, tres douce amie, Floriant 6679 u. f. w.). Aus dem Französischen kam diese bei germanischen Völkern nicht übliche Anrede auch ins Altenglische (z. B. Chaucer, Canterbury Tales 6386. 7333: leeve dame, oure suster deer).

5) Die Nasenstange, mhd. nasebant, altfranz. nasal, war ein am Helmrand über der Stirne angeschmiedeter Eisenstab, der über die Nase herabragte, um sie vor Hieben zu schützen (A. Schultz, Das höfische Leben, Leipzig 1880, II, 51). In der älteren Zeit war dies die einzige Deckung des Gesichtes. So kämpft noch der alte Heinrich von Narbonne bei Alischanz (s. Wolframs Willehalm 408, 5). Später kam die ventaille, mhd. finteile, hinzu, der Zipfel der unter dem Helme getragenen Kettenhaube, der von unten über Kinn und Mund gezogen und links oben am Helmrand befestigt wurde (Schultz II, 42). Aus dem Nasal wurde durch Verbreiterung die barbiere, eine gewölbte Platte mit Augenlöchern, die vom Helmrande bis zum Kinn herabgieng. Sie bildete den Uebergang von der Nasenstange zum späteren Visier (Schultz II, 53 f.). Der Sieger pflegte den Besiegten am Nasal zu fassen, um ihm das Haupt abzuschlagen (z. B. Horn et Rimenhild 1699 u. a.) oder ihn als Gefangenen wegzuführen (z. B. Girard de Viane p. 94 u. a.).

6) Den folgenden Satz habe ich ausgelaſſen, weil der Vergleich mit den Wallnüſſen unſerem heutigen Geſchmacke zu ſehr widerſpricht.

7) Die Böſchung des Burggrabens war alſo nicht ſenkrecht, ſondern ſchräg abfallend nach Art der römiſchen Befeſtigungswerke.

8) Vom Blumenhaus, das ſich im Volksliede Liebende bauen, handelt Uhland, Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, III, 241 f. Vergl. Mittler, Deutſche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, N. 974, Str. 5. 975, 7. 976, 4. 977, 7. 980, 6. Daß es als Erkennungszeichen und Liebesprobe dient, iſt unſerem Roman eigentümlich.

9) Wenn wir zum erſtenmal in einer märchenhaften Geſchichte leſen, daß nach der Geburt eines Kindes der Vater ſtatt der Mutter das Wochenbett hütet, ſo werden wir das für eine ſpaßhafte Erfindung halten und uns über den barocken Einfall verwundern. Wie wächſt aber unſer Erſtaunen, wenn wir durch die Ethnologen belehrt werden, daß ein ſo ſeltſamer Brauch wirklich exiſtiert, ja, daß es wenige Bräuche giebt, welche auf Erden ſo verbreitet ſind wie dieſer! Am häufigſten finden wir ihn bei den Ureinwohnern Südamerikas, vor allem bei den braſilianiſch-guaraniſchen und bei den caribiſchen Stämmen, auch in Peru bei den Indios bravos und bei den Stämmen der Pampas (Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 2. Aufl. Leipzig 1884, I, 148 ff.). Ganz wie der König von Tercloſe lag der abiponiſche Kazik Malakin im Kindbett, als ihn der Jeſuitenmiſſionär Dobrizhoffer mit einem Spanier beſuchte; er ſtand auf, um die Fremden zu begrüßen, legte ſich aber gleich darauf wieder zu Bette (Dobrizhoffer, Historia de Abiponibus, Viennae 1784, II, 231). Demſelben Brauch begegnen wir in Nordamerika bei den Indianern von Südkalifornien (Ploß I, 148). In Grönland und in Kamtſchatka hat ſich der Vater wenigſtens mehrere Wochen der Arbeit zu enthalten (Lubbock, Die Entſtehung der Civiliſation, deutſch von Paſſow, Jena 1875, p. 14). Marko Polo, der im 13. Jahrhundert Aſien durchwanderte, fand das Männerkindbett in der chineſiſchen Provinz Jün-nan (Peregrinatio II, c. 41, deutſch von Bürck, Leipzig 1854, p. 400). Dort bei den Mao-tſe, den Ureinwohnern des Gebirgslandes, iſt

es noch heute im Brauch (Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit, aus dem Englischen von Müller, Leipzig o. J. p. 379), ebenso auf Buru, einer der Molukken, und bei den Dajaken auf Borneo (Ploß I, 147). In Afrika ist uns der Brauch für die Kongoneger bezeugt (ebenda). Die ältesten Zeugnisse der Geographen aber betreffen europäische Völker, die wilden Ureinwohner Korsikas (Diodorus Siculus V, 14) und die Keltiberer in Spanien (Strabo im 3. Buch). Bei den von den Iberern stammenden Pyrenäenvölkern, den Basken in Biskaya und Navarra und auf der französischen Seite der Pyrenäen, in Bearn, hat sich der Brauch bis in unsere Zeit erhalten (Fr. Michel, Le Pays Basque, Paris 1857, p. 201. Ploß, I, 145 f.). In Bearn hatte man dafür den jetzt in der Wissenschaft eingebürgerten Ausdruck la couvade (von couver brüten). Die verschiedenen Ansichten über die Entstehung dieser Volkssitte hat Ploß zusammengestellt (I, 153 ff. Vergl. Bastian in der Zeitschrift für Völkerpsychologie, Berlin 1868, V, 156 ff. Tylor a. a. O. 370 ff. Peschel, Völkerkunde, 6. Aufl. von Kirchhoff, Leipzig 1885, p. 25 ff.). Die beste Erklärung hat schon der alte Dobrizhoffer gegeben: sein Kazik verschmähte die sonst von ihm hochgeschätzte Prise Tabak, da es seinem Kinde schlecht bekommen würde, wenn er seine Nase so stark reizte, und er legte sich schnell wieder zu Bette, damit sein Aufenthalt in freier Luft dem Kinde keinen Schaden bringe. Es war allgemeiner Glaube der Völker, daß zwischen dem Leben des Kindes und dem des Vaters ein geheimnisvoller sympathischer Zusammenhang bestehe, so daß der Vater durch unvorsichtiges Essen und Hantieren seinem Kinde großen Schaden zuziehen könne. Daher blieb ihm, der von seiner Umgebung für Leben und Gesundheit des Kindes verantwortlich gemacht wurde, nichts anderes übrig, als sich bei strenger Diät im Bette zu halten. Indem er sich schonte, schonte er sein Kind.

Von diesem urweltlichen Brauche mag im Mittelalter vereinzelte Kunde bei den europäischen Kulturvölkern umgegangen sein. Es mag sich damit von selbst die Vorstellung eines gynäkokratischen Gemeinwesens verbunden haben, wo die Weiber ins Feld ziehen und die Männer die weiblichen Geschäfte verrichten, wie das schon im

erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung Antonius Diogenes in ſeinem Roman „Die Wunder jenſeits Thule“ von den ſpaniſchen Artabrern erzählt (Rohde, Der griechiſche Roman, Leipzig 1876, p. 265). So weiß auch der von Suchier in ſeiner Aucaſſin-Ausgabe (p. 52) angeführte niederländiſche Verroman Heinric en Margriete van Limborch von einem Amazonenland, wo die Männer im Kindbett liegen und die Frauen ins Feld ziehen. Hier können die beſprochenen ethnologiſchen Thatſachen zu Grunde liegen; doch befinden wir uns ſchon in der Sphäre des Fabelhaften. Ganz phantaſtiſch vollends erſcheint die Erzählung in unſerem altfranzöſiſchen Roman. Da iſt jede Beziehung auf wirkliche Zuſtände abgeſtreift, und es läßt ſich kaum entſcheiden, ob Männerkindbett und Amazonentum der Wirklichkeit entlehnt oder frei erfunden ſind. Für die Annahme, der Dichter ziele auf die pyrenäiſchen Basken, bietet ſich nicht der geringſte Anhaltspunkt. Wir ſtehen auf dem Boden von Nirgendheim, mitten in dem Lügenmärchen von der „verkehrten Welt“. Darüber läßt ſchon der Name Torelore keinen Zweifel.

Torelore wie turelure, tirelire iſt eine bloße Gruppe von Trällerlauten, wie ſie beſonders im Refrain von Volksliedern geſungen werden (Beiſpiele ſ. Romania VIII, 84, N. XIX. 86, N. XXII). Man ſagt ſprichwörtlich: C'est toujours la même turlure, das iſt immer die alte Leier (den merkwürdigen Bedeutungswechſel im niederdeutſchen türlüre, törelör ſ. Lappenberg, Scherzgedichte von Joh. Lauremberg, Stuttgart 1861, p. 229, Anm. zu III, 215. Braunes Ausgabe, Halle 1879, p. 115). In Wälſchtirol heißt Turlulú ein dummer Menſch, mit dem es im Gehirn nicht ganz richtig iſt (Schneller, Märchen aus Wälſchtirol, Innsbruck 1867, p. 165). Mit dieſen Trällerlauten ſoll alſo etwas Verkehrtes, etwas Nichtiges bezeichnet werden. Darum nannte man einen Maulhelden, der viel verſpricht und wenig hält, „König von Torelore“ (Legrand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, III, 372). Wenn wir von Aucaſſin und Nicolette leſen: ſie kamen ins Land Torelore, ſo iſt das etwa, als ob es in einem deutſchen Märchen hieße: ſie kamen in das Land Lirumlarum, wo die Männer im Kindbett liegen und die Frauen in den Krieg ziehen. Torelore, Turelure iſt die verkehrte Welt. Daher wurde dieſer Name ſcherzweiſe

auf die Gegend von Aiguemortes angewendet: denn dort verdienen die Leute ihr Brot im Krebsgang, d. h. als Fischer durch Einziehen der Netze; jemehr es regnet, desto härter wird der Boden, d. h. der Sand verhärtet sich im Regen; die Berge werden vom Wind entführt: es sind Sanddünen, und jemehr die Sonne scheint, desto mehr friert es, d. h. das Salz der Salinen krystallisiert in der Hitze (Anmerkung von Lacurne de Sainte-Palaye, Les Amours du bon vieux tems, Vaucluse et Paris 1756, p. 51). Aehnliche Schlachten wie in Torelore werden im Schlaraffenland geschlagen; man lese das köstliche Gedicht von Hans Sachs „Sturm des vollen Bergs" vom Jahr 1536 (Ausgabe von A. von Keller, IV, 334 ff.). An die Geschütze derer von Torelore erinnert ein altschwäbisches Spottlied der Dornhauer auf die Stadt Oberndorf am Neckar (Zimmerische Chronik, herausg. von Barack, Stuttgart 1869, II, 349).

10) Droit de lagan, droit de bris bezeichnet das barbarische Strandrecht, wornach die Küstenbewohner das gestrandete Gut als ihre Beute und die Schiffbrüchigen als ihre Leibeigenen beanspruchten. Ein Beispiel aus dem Leben des Angelsachsen Wilfred vom Jahr 664 f. Wright, Biographia Britannica literaria, Anglo-Saxon Period, London 1842, p. 173 (vergl. Kemble, The Saxons in England, London 1849, II, 64) spätere aus den Jahren 1112 und 1191 f. A. Schultz, Das höfische Leben II, 298 (vergl. Horn et Rimenhild 150. 234. Hartmanns Gregorius 1185). Kirche und Staat verdammten zwar den unmenschlichen Brauch, z. B. das Konzil von Nantes im Jahr 1127 (Lobineau, Histoire de Bretagne, Paris 1707, I, 131), König Philipp August von Frankreich im Jahr 1191 (Suchiers Ausgabe p. 63), in Deutschland König Wilhelm im Jahr 1265 durch die Constitutio de bonis naufragantium (Schultz a. a. O.). Doch die kleineren Landesherrn zeigten wenig Lust, auf die Einkünfte des droit de lagan zu verzichten (s. Lobineau a. a. O. I, 274 vom J. 1280; 308 vom J. 1332); selbst Bischöfe machten darauf Anspruch, wie der von Sankt Malo im Jahr 1430 (Lobineau I, 583), und noch im 17. Jahrhundert hielten Domkapitel und Abteien daran fest (ib. 846). Guiomar von Leon rühmte sich, er habe den kostbarsten Stein der Welt, der ihm jährlich 10000 Sous einbringe: er meinte damit eine durch Schiffbrüche verrufene Klippe

(ib. 203). Noch immer wird den Einwohnern der bretoniſchen Inſel Molene ein Gebet nachgeſagt, worin ſie die Jungfrau Maria und den heiligen Renan um recht viele Schiffbrüche angefleht haben ſollen (Sauvé, Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne, Paris 1878, p. 138, N. 901). In einzelnen Gegenden hat ſich auch das Strandrecht bekanntlich bis in unſere Tage erhalten, und zwar nicht bloß bei den Wilden des Vitiarchipels, welche jeden Schiffbrüchigen als ein vom Herrſcher des Meeres geſandtes Opfer erbarmungslos erſchlagen (W. Schneider, Die Naturvölker, Paderborn und Münſter 1885, I, 133. 196), ſondern ſelbſt in Europa, z. B. bei jenen bretoniſchen, von ihren Nachbarn „Heiden" genannten, Küſtenanwohnern rätſelhafter Herkunft, welche das Meer ihre Kuh nennen, die ſie mit allem verſorgt, und noch heute, wo ſie können, unbedenklich See- und Strandraub verüben (Sauvé p. 152, N. 956). Deshalb bietet auch die Erwähnung des Iagan in unſerem Roman keinen Anhalt für deſſen geſchichtliche Datierung.

11) Von Töchtern des Königs oder Herzogs von Karthago war in Sage und Märe ſo oft die Rede, daß man ſie ſprichwörtlich anführte. „Und wenn Ihr auch die Tochter des Königs von Karthago wäret", heißt es im Liede des Quesnes de Betune (Bartſch, Altfranzöſiſche Romanzen und Paſtourellen, Leipzig 1870, p. 77, v. 47). Die Stiefmutter im altfranzöſiſchen Roman des sept sages iſt Tochter des Herzogs von Karthago (v. 162. Ausg. von Keller p. 7). Der Eingang von Konrad Fleckes Flore macht uns mit zwei Töchtern des Königs von Karthago bekannt, deren eine die Geſchichte des jungen Liebespaars erzählt (v. 258. Ausg. von Sommer p. 19).

12) Admiral, amuaffle, amurafle, amirafle, amiraill, amiral, amiraut, amirant, amiré bezeichnete eine hohe Würde unter den Moslim, vom arabiſchen amîr Fürſt, Befehlshaber, mit romaniſcher Endung. So hießen nach John Mandeville die Stadtgouverneure der Sultane (Voiage and Travaile, ed. Halliwell, London 1839, p. 38). Der Admiral ſchlechtweg iſt der Khalif von Bagdad:

swer den keiserlichen namen hât,
den die heiden nennent admirât,
derst ouch vogt ze Baldac.
Wolframs Willehalm 434, 1.

Admirál kommt von der lateiniſchen Umdeutung admiratus wie amiraſle von admirabilis (vergl. Gachet, Glossaire Roman, Bruxelles 1859, p. 17 f. Diez, Etymologiſches Wörterbuch s. v. almirante). Die heutige Bedeutung von „Befehlshaber der Flotte" hatte das Wort ſchon in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts bei den Sicilianern (Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. von Bartſch, p. 98, N. 2).

In demselben Verlage erschienen:

Stimmen aus der Wüste. Sonette von Eduard Paulus. Geh. M. 2. —, in elegantem Leinwandband M. 3. —

Der Stumme von Sevilla. Komisches Epos von Ernst Eckstein. Elegant gebunden M. 3. —

Schach der Königin! Humoristisches Epos von Ernst Eckstein. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Eleg. geb. M. 4. —

Aus dem Carneval der Liebe. Gedichte von Hans Grasberger. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 2. 40.

Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 100[1] Nacht. Deutsch von Eduard Grisebach. Elegant gebunden M. 4. —

Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. Neu bearbeitet und nach den altfranzösischen Tristanfragmenten des Trouvere Thomas ergänzt von Wilhelm Hertz. Kl. 8. Schöner Druck auf feinstem Handpapier. Geh. M. 8. —, in gediegenem Einband M. 10. —

Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht von Wilhelm Hertz. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe mit einem Titelbild. Hübsch kartoniert M. 1. 50.

Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage von Wilhelm Hertz. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden M. 2. —

Bruder Rausch. Ein Klostermärchen in zehn Abenteuern von Wilhelm Hertz. 2. Auflage. Elegant gebunden M. 3. —

Neues Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Paul Heyse. Elegant gebunden M. 6. 80.

Der Pinsel Mings. Eine chinesische Geschichte von Hans Hopfen. 2. Auflage. Min.-Format. Eleg. karton. M. 1. 50.

Im gleichen Verlage erschien:

Bildersaal der Weltlitteratur

von

Johannes Scherr.

Dritte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage.

3 Bände in Lexikon-Format.

Elegant brosch. M. 18. —, in drei Halbfranzbänden M. 24. —

Ohne alle Uebertreibung darf es gesagt werden, daß in der Litteratur aller Völker kein zweites Werk existiert, welches auf gleichem Raum ein gleiches Maß erhebender Belehrung, eine gleiche Fülle edelsten Bildungsmaterials böte. „Scherrs Bildersaal der Weltlitteratur" ist die größte und umfassendste aller poetischen Anthologieen, ein Gesamtbild des dichterischen Schaffens sämtlicher Kulturvölker alter und neuer Zeit, welche wirklich eine Litteratur besaßen oder besitzen, mit einem Worte eine imposante Geschichte der Poesie in Beispielen.

☞ Das Werk kann vollständig oder auch nach und nach in 30 Lieferungen zum Preise von 60 Pfennig bezogen werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gesammelte

Dichtungen

von

Wilhelm Hertz

Stuttgart 1900
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

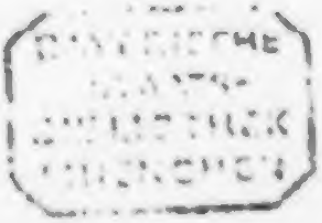
Alle Rechte vorbehalten

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem Freunde meiner Jugend

Adolf Kröner

in alter Treue gewidmet



Inhalt.

I. Lyrische Gedichte.

	Seite
Lied in der tauigen Frühe. 1855	2
Junglingslieder, 1—5. 1854	4
Kenotaphium Hypatias von Alexandria. 1854	8
Märchentraum. 1855	10
Dein Antlitz ist kein heißer Tag. 1855	16
Scheidende Liebe. 1855	17
Sternbotschaft. 1852	18
Mein Herz. 1853	19
Lied der verlassenen Liebe. 1855	20
Waldfräulein. 1852	21
Einkehr. 1852	22
Die Verlassene. 1852	24
Fernsicht. 1855	25
Mein Engel hüte dein. 1855	26
Auf der Wanderung. 1856	27
Heimkehr. 1855	28
Der erste Kuß 1855	30
In ihrem Schoße. 1855	33
Brief aufs Land. 1855	34
Segen der Nacht. 1859	36
Am Sarge eines jungen Mädchens. 1855	38
Letzter Wunsch. 1855	39

Seite

Der Rosengarten bei Mornö. 1855 40
Glückliche Geburt. 1854 42
Sie sagen mir, ich soll dich meiden. 1855 43
Der Frühling und die Minne. 1855 44
Des Mägdleins Nachtgebet. 1855 46
Leben der Liebe. 1856 48
Traum und Wirklichkeit. 1855 50
Frühlingsgang. 1856 53
Begegnung. 1856 54
Versöhnung. 1856 56
Traum, Über Schlaf. 1856 57
Im Lenz. 1857 58
Ewige Jugend. 1856 59
Blühende Gräber. 1857 61
Am Grabe meiner Mutter. 1857 62
Neuer Lenz. 1858 63
Erbarmen. 1857 64
An die Jugend. 1857 66
Thors Trunk. 1859 68
Schülers Lenzgesang. 1860 69
Herbsthimmel. 1858 70
Liebesgruß. 1859 71
Am alten Zwingergraben. 1859 73
Der verpflanzte Baum. 1859 74
Der weiße Kranz. 1859 76
Mainbrenns Herbstlied. 1859 77
Den Manen meines Bruders, 1—5. 1859—64 78
Letzte Briefe, 1—4. 1861—62 84
Herr auf! 1861 90
Vereinsamkeit. 1863 91
An die Nacht. 1869 92
Verbitte. 1866 93
Am Grabe. 1871 94
Frühherbst. 1869 96
Immer stiller steht das Leben. 1871 97

Seite
Unter blühenden Bäumen. 1872 98
Welkes Laub. 1863 99
Abendluft. 1867 100
Neues Leben. 1877 101
Liederstille. 1876 102
Erdenglück. 1881 103
Daheim. 1889 104
Der Dinurstrom. 1887 105
Wiedersehen. 1893 107
Vision. 1883 109
Blick ins All. 1893 110
Lautlose Nacht. 1898 112
Epilog 113

Anhang.

Ein Tagelied. 1870 114
Gruß an das Heer. 1871 116
Dem deutschen Volke. 1898 118
Festgruß an Tübingen. 1871 119
Einer Braut zum Geburtstag im Mai. 1893 121
Kein Toast. 1885 122
Kolumbus. 1892 124
Albumsprüche 125
Hausinschrift. 1871 128

II. Balladen und Romanzen.

Ballade von Domin. 1853 131
Der Jäger am Mummelsee. 1852 133
Treuliebchens Tod. 1852 135
Radbod der Friese. 1854 137
König Hadbings Herz wird müde. 1855 139
Klein wild Waltraut. 1855 141
Das Herrenkind. 1855 146
Der Heruler Ende. 1855 149

Seite
König Etzels Tod. 1855 154
König Autharis Brautschau. 1855 158
Helgi und Hedin. 1856 161
Das Karnlied. 1856 165
Sinfiötlis Ende. 1856 171
Wie Höther Nannas Liebe gewann. 1857 175
Albwin der Langobarde, 1—6. 1858 179
Am Ganges. 1857 192
Suleiman. 1857 195

III. Lanzelot und Ginevra. 1859 203

IV. Hugdietrichs Brautfahrt. 1860 315

V. Heinrich von Schwaben. 1865 351

VI. Bruder Rausch. 1881 391

VII. Uebersetzungen.

Beowulfs Tod. 1883 467
Des Königs Eirik Blutaxt Ehrenlied. 1900 478
Altenglisches Schlummerlied. 1862 480

I.

Lyrische Gedichte

BIBLIOTECA
CENTRAL
MONTERREY

Lied in der lauigen Frühe.

In der Flur verſtummt der Schlag
Müder Nachtigallen;
Schon läßt überm Berg der Tag
Seine Roſenwimpel wallen.

Und durch die betaute Welt
Haucht erfriſchtes Leben:
Wahn, der mich gefangen hält,
Sollſt wie Morgendunſt verſchweben!

Hohe Kraft und helles Blut
Fullet meine Wangen;
Möchte gern mit treuem Mut
An des Lebens Buſen hangen.

In des Aethers klarem Quell
Bad' ich meine Wimpern.
Mag ein andrer Nachtgeſell
In verſtimmten Saiten klimpern.

Mir iſt friſcher Wellenſchlag
Durch das Herz gegangen,
Halte kühn den neuen Tag
Mit geweihtem Arm umfangen.

Jünglingslieder.

1.

Du hatteſt unter Kuß und Koſen
  Der Stirne Lorbeer mir entlaubt
Und kränzeſt nun mit wilden Roſen
  Bacchantiſch lächelnd mir das Haupt.

Erſt ward im Träumen und im Sehnen
  Mein Aug' ſo trüb, mein Herz ſo krank.
Da war es, daß mir unter Thränen
  Die Harfe dumpfen Klangs entſank.

Und als, die Schwüre zu erwidern,
  Dem Kuß ſich bot dein Angeſicht,
Da ſchwoll mein Herz von tauſend Liedern;
  Allein die Harfe rührt' ich nicht.

Doch dieſe Nacht, die Nacht der Wonnen,
  Da ſoll auffauchzend mein Geſang
An deiner Schönheit Glanz ſich ſonnen
  Und ſtimmen in der Sphären Klang.

Drum reich' die Becher, reich' die Kränze!
  Mir führt die trunkne Hand Properz.
So klingt's und blüht's in keinem Lenze
  Wie in des ſelgen Dichters Herz.

2.

An deinem süßen Herzen
Ruh' ich in stiller Stund'.
Es feuchtet meine Schläfen
Dein atemwarmer Mund.

Mich wiegt ein Himmelsgarten;
Da blüht es wunderbar
Wie weiße Rosenbüsche,
Wie Knospen purpurklar.

Im traumesel'gen Schweigen
Die Rosenwogen wall'n:
Mir aber ist, als hör' ich
Viel tausend Nachtigall'n.

Nun wollen Lieder brechen
Aus stürmendem Herzensgrund —
Du aber legst die Finger
Mir mahnend auf den Mund.

3.

Laß Myrten dir das Haupt umlauben,
Du meiner Freuden Königin,
Und frage nicht nach meinem Glauben,
Da ich im Schauen selig bin!

Ob ich zum Himmelsbürger tauge,
Lehrt dieses Busens Heiligtum.
Es predigt mir dein dunkles Auge
Ein heitres Evangelium.

Und ſeit du mir die Augenlider
Mit deinem Nektarkuß geweiht,
Schau' ich die ſchöne Gottheit wieder
In aller ihrer Herrlichkeit.

Ihr Tempel iſt der ewge Aether;
Dein Marmorleib iſt ihr Altar:
Dort bring' ich, ein verzückter Beter,
Der Liebe Flammenopfer dar.

4.

Blick' ich in dein ſchwarzes Auge,
In die dunkle Märchenwelt,
Wird von ſeltſam ſüßem Grauen
Mir oft leis das Herz geſchwellt.

Ward dir nie die ſchaurge Kunde
Von den ſtillen Geiſterſeen,
Wo den luſtgelockten Wandrer
Niederziehn die Waſſerfeen?

Blick' ich in dein ſchwarzes Auge,
Komm' ich, Lieb, in gleiche Not:
Tief in ſeine Nacht verſink' ich,
Trinke gierig ſüßen Tod.

5.

Ich bin erwacht von wilden Träumen;
Du aber ſchlummerſt ſanft und mild.
Schon will ein Grau die Wolken ſäumen;
Doch ſchweigend liegt noch das Gefild.

Noch schmiegt sich weich an deine Wangen
Ein lächelndes Erröten an:
Denn wo ein Glück vorbeigegangen,
Da zeichnen Rosen seine Bahn.

Vom Himmel naht ein leises Rauschen;
Der Frühling wandelt durch die Welt.
Dein süßes Herz laß mich belauschen!
Das hat ein schönrer Lenz geschwellt.

Schon drängt er seine Blütenfülle
Auf dein erglühend Angesicht,
Und deiner Augen zarte Hülle
Durchbricht sein morgenhelles Licht.

Blick auf, mein Lieb! Die Wolken prangen.
Horch auf! Die jungen Stürme wehn.
Dein blühend Herz halt' ich umfangen:
O laß mich deine Augen sehn!

Du schlägst sie auf und senkst sie wieder.
Der Morgen rötet das Gefild. —
So drückte an die heißen Glieder
Pygmalion sein Marmorbild!

Kenotaphium Hypatias von Alexandria.

Wandelt mein ernster Blick durch die Todeszeugen der Wahrheit,
Lächelt ein blutiges Bild schmerzlich und mahnend mir zu.
Alle Märtyrer Jesu verherrlicht und heiligt die Nachwelt;
Doch kein Herz gedenkt, edle Hypatia, dein!
Deinen Namen verschwemmte mit deinem Staube die Meerflut;
Einem leeren Grab sing' ich mein einsames Lied.

Schön war deine Gestalt; doch schöner war noch die Seele.
Einmal kehrte noch dir freundlich die Charis zurück.
Scheidend krönte dein Haupt der Stern platonischer Weisheit;
Selber der Göttliche sprach dir im begeisterten Mund.
Und es lauschten entzückt die Freunde der lieblichen Worte;
Sehnend in seliger Glut lauschte der Jünglinge Schar.
Stilles, freundliches Bild! Du heilige Halle des Friedens!
Ferne rauschten um dich leise die Fluten der Welt. —
Weh, wo schwindest du hin? Schon naht ein verworrenes Brausen;
Durch die Hallen entsetzt stäuben die Hörer dahin.
Christliche Schwärmer umstürmen das Haus. O fliehe, Hypatia!
Traue dem Volke des Herrn, traue den Heiligen nicht!
Weh, schon sinkst du vom Wagen herab, und frevelnde Hände

Reißen vom schneeigen Leib höhnend das keusche Gewand.
Nicht versöhnte die Wilden der Jungfrau rührende Schönheit,
Nicht die zarte Gestalt, bebend in Gluten der Scham.
Hilflos sinkt sie hinab ins Gewühl, und blutige Arme
Tasten mit wütender Gier nach dem entheiligten Leib. —
Töte sie doch, du grausame Schmach, und führe des Lebens
Matten, zuckenden Rest über die Grenzen der Qual!
Sieh, schon raffen sie Muscheln und scharfe Kiesel des Meers auf,
Schälen die schimmernde Haut gierig vom zarten Gebein.
Langsam schwindet dahin der Glieder blühende Wölbung;
Wunden in schaurigem Kranz krönen das liebliche Haupt.
Schon zerschmelzen in Blut des Busens blendende Hügel;
Zögernd senkt sich der Tod auf den gemarterten Leib.
Ha, und solches that kein Schwarm bluttrunkener Heiden:
Nein, das heilige Werk weihte der heilge Kyrill! —
Grollend empfängt der Nil der Jungfrau blutge Gebeine,
Trägt sie im wiegenden Arm sorgsam ins heilige Meer.
Friede mit dir, du gebrochenes Herz! Fern sinket die Sonne;
Goldene Glorie flammt über dein wogendes Grab. —
Zeiten schwanden dahin; aus deinem Blute entsprossen
Keine Palmen; es stand nirgends ein Rächer dir auf.
Deinen heiligen Mörder umknieet das Volk mit Gebeten;
Deinem vergessenen Staub sang ich mein einsames Lied.

Märchentraum.

Im Walde lag ich
Und las tiefsinnend
Unter Fliedergebüsch und wilden Rosen
Alte verklungene Märchen,
Sehnsuchtlächelnd und zauberheimlich,
Las von dem Wundervogel,
Dem der zweifelnde Mönch
Eine Stunde gelauscht,
Und diese Stunde —
War ein Jahrhundert.
Und mein Herz beschlich
Des neugierigen Wunsches
Vermessenes Sehnen,
Zu träumen wie er, —
Und also geschah es.
Hoch über mir
In des Waldes grüngoldiger Nacht
Sang es fremden, lieblichen Laut.
Ferne nur rauschte die Welt;
Aus dem dampfenden Thal,
Duftübersponnen,
Drang leis und leiser
Das Summen des Marktes,
Der Hammerschlag der Gewerbe,
Der emsigen Menschheit Mühestöhnen.

Durch die Föhrenstämme der Halde
Ward mir vergittert
Das Bild der blauenden Berge
Und der fernen Menschengefilde.
Und mir war's, als gingen
Im süßverzehrenden Zauberklang
Lange, lange Jahre
Meinem lauschenden Herzen vorüber,
Als tilgte die karge Zeit
Mit wenig Minuten
Die Schuld eines ganzen Jahrhunderts. —
Der Vogel schwieg —
Und ich kehrte zurück.
Nach deinem Herzen
Zog mich die Sehnsucht,
Du Glück meiner sonnigen Jugend!
Ich stand auf der Höhe
Und blickte hinab
Ins Thal meiner Kindheit.
Noch schien es dasselbe
Thal meiner Kindheit, —
Und doch ganz anders.
Noch grüßten wie sonst
Die grauen Türme herüber;
Doch ihr Haupt war grauer,
Als wären viel tausend Stürme
Seitdem an ihnen vorübergerauscht.
Ich trat in die Stadt,
In unbekannte, volkwimmelnde Straßen.
Die geschäftigen Menschen alle,
Sie staunten mich an, —
Und ich kannte sie nicht.
Geängstigt fragte ich
Nach meines Vaters Haus
Und nach deinem Hause:

Sie ſtaunten mich an
Und verſtanden mich nicht.
Mir floß eine Thräne;
Sie umringten mich ſchweigend
Und lächelten mitleidig
Meines wehträumenden Wahnſinns.
Da kam eine Alte vorbei,
Tief auf den Stab gebückt
Unter dem Druck der Jahrzehnte.
Die hörte meine Frage
Mit halbem Ohr
Und nickte und lächelte ſeltſam.
„Die du ſucheſt,
Sind längſt geſtorben,
Längſt begraben,
Längſt vergeſſen.
Mir erzählte man einſt
Als Ammenmärchen
Von der irrſinnigen Braut,
Deren Bräutigam verſchollen im Walde.
Dort in der Gaſſe
Steht noch ihr Haus;
Draußen am Thalend'
Findſt du die Gräber."
Da griff ich mir ſchwindelnd
An die brennende Stirne, —
Und ſie war kahl und furchenvoll,
Meine Hand ſo welk,
Mein Bart ſchneeweiß und wallend.
Da ging ich ſtumm
Aus der fragenden Menge,
Am Hauſe vorüber,
Wo du geweilet,
Wo ich noch geſtern
Glutenberauſcht

An mein wildes Herz geschwungen
Deine süße Gestalt,
Gesogen von deinen Lippen
Den Hauch der ewigen Liebe.
Und das alles vorüber?
Lange, lange vorüber?
Noch stand das liebe,
Ehrwürdige Haus;
Doch sahn aus den Fenstern
Unfreundliche, fremde Gesichter.
Alles vorüber!
Lange, lange vorüber!
Du mir verloren,
Ich selbst mir verloren,
Im Grabe meine Welt! —
Und ich wandte mich
Mit weinendem Herzen
Durch die Rebenhügel
Den steigenden Pfad,
Den ich in goldener Abendzeit
So oft gewandelt mit dir.
Nach der Rosenstaude sucht' ich
An der alten Weinbergmauer,
Wo die Drossel schlug,
Und das Heimchen sein träumrisches Lied sang;
Wo wir hinunterfahn,
Arm in Arm, Wange an Wange,
In die abendliche Stadt,
In die dämmernde Flur;
Wo ich meine Lieder dir las,
Oft verwirrt durch dein schwärmrisches Auge;
Wo wir mit Lächeln und Seufzen
In der Zukunft Tage geblickt.
Ach, die Mauer stand längst nicht mehr;
Eine breite Straße führte vorüber.

Doch grüßte wieder
Abendliches Leuchten
Die liebe Stelle.
Und ich ſtand — und ſtand.
Aus dem Garten zur Seite
Jauchzten die Stimmen
Fröhlicher Mädchen herüber, —
Deine Stimme nicht mehr!
Dort, wo der Nebel ſpinnt
Sein trübes Totenkleid,
Dort grünt dein vergeſſenes Grab.
Und ich — was ſoll ich hier?
Ausgelöſcht im Buche der Lebenden,
Ein uralter, verdorrter Stamm
Mitten in der blühenden Welt.
Keine Seele für mich!
Kein Troſt, keine Hoffnung!
Und wieder klomm ich zurück zum Wald,
Zum böſen Orte des Zaubers.
Die Sonne ſank hinter mir,
Und ich legte mich wieder
Unter Fliedergebuſch und wilde Roſen.
Doch drunten im Thal meiner Heimat,
Meiner längſt verlorenen Heimat,
Klingen hold und friedlich
Die alten Glocken,
Selige Klänge aus ferner Kindheit;
Und zu längerem Schlummer
Neigt ſich mein Herz,
Eingelullt in melodiſcher Wiege.
Aus ferner Vergangenheit
Breiten ſich lockende Arme
Sehnſüchtig herüber.
Aus dem verſchwingenden Klang
Hör' ich ſchmeichelnde Worte

Unaussprechlich für Menschenlippen.
Der Klang verklingt;
Mein müdes Haupt sinkt nieder.
Kaum hörbar flüstert noch
Geheime Schlummersprüche
Der nachtende Wald.

Dein Antlitz ist kein heisser Tag.

Dein Antlitz ist kein heißer Tag;
Es ist ein milder Mondenschein.
Dein Herz bewegt kein wilder Schlag;
Der Friede Gottes schließt es ein.

Mein Auge glüht, mein Herz ist wild;
Sein einzger Friedensstern bist du,
Und Grimm und Schmerz, der in mir quillt,
Legt sich an deiner Brust zur Ruh'.

Und ring' ich wund im Wetterdampf
Mit fremdem Neid und eignem Wahn,
So wehet mich durch Qual und Kampf
Dein süßer Odem kühlend an.

Drum kommt ein Bild mir oft im Traum,
Als seist mein Todesengel du
Und leitest mich durch dunkeln Raum
Dem Licht der Heimat lächelnd zu.

Scheidende Liebe.

Und weil ich denn von dannen muß
Und all mein Glück vergangen,
So laß dich mit bethräntem Kuß,
Ach, einmal noch umfangen!

O blick' mir nicht so sehniglich
Hervor aus deinen Thranen!
Es soll hinfort kein Auge sich
Nach dem Verlornen sehnen.

Nein, decke deiner Augen Licht
Mit deinen beiden Händen,
Und ich will auf dem Weg mich nicht,
Nicht einmal rückwärts wenden.

Und bin ich hinterm Bergesſaum,
Wo fahle Bäume winken,
So denk', du wacheſt auf vom Traum, —
Und laß die Hände ſinken!

Sternbotschaft.

Ich ſaß in finſtrer Trauer;
Mir war das Herz ſo ſchwer: —
Da kam aus dunkler Ferne
Einſam ein Stern daher.

Er glänzt wie eine Thräne,
Die ſtille Sehnſucht weint,
Die wie ein Blick der Hoffnung
Aus treuen Augen ſcheint.

Den lichten Friedensboten,
Ich hab' ihn wohl erkannt: —
Herzlieb, aus weiter Ferne
Haſt du den Stern geſandt?

Mein Herz.

Mein Herz iſt ein ſtiller Tempel,
Eine Domhall düſter und hehr;
Da knieen wie bleiche Beter
Die trüben Gedanken umher.

Es hauchen unſichtbare Orgeln
Gar wundertiefen Klang;
Es wallet von Geiſterlippen
Ein dumpfer Schlummergeſang.

Und unten in Grabeshallen,
Da ſchlafen im Sterbekleid
Die alten Tage der Liebe
Aus ferner, ſchöner Zeit.

Lied der verlassenen Liebe.

Lieblos ist mein Lieb geworden,
War mir treu doch manchen Tag.
Wehe, wie an allen Orten
Frühlingsluft erblühen mag!
Hoffnungsgrün umrankt die Erden,
Und mein Herz will traurig werden.

Wuchsen darum dir die Flügel,
Amor, schadenfroher Knab'?
Ach, der Liebe zartste Hügel
Wurden meiner Liebe Grab.
Ihre Sprache redet nimmer
Jenes Auges selger Schimmer.

Und des Glückes warmer Bronnen,
Ach, ihr Mund, er ist noch rot;
Doch die Schwüre sind zerronnen,
Doch die Küsse, sie sind tot.
Um die vielumfangnen Glieder
Rauschen stolze Falten nieder.

Doch wie man im Lenz mit Thränen
Nach geliebten Gräbern wallt,
So umschwebet all mein Sehnen
Ihre liebliche Gestalt. —
Und doch kann kein Frühlingsweben
Eine Blüt' mir wiedergeben.

Waldfräulein.

Am rauſchenden Waldesſaume
Da ragt ein finſtrer Turm.
Waldfräulein ſteht dort oben;
Ihr Schleier weht im Sturm.

Und unten ziehn blumige Kähne
Den blauen Strom entlang;
Drin tönt's wie Küſſen und Koſen,
Wie Becher- und Saitenklang.

Fern ſieht man ſie gleiten und ſchwinden
In des Abends goldenem Licht. —
Waldfräulein zieht den Schleier
Ums bleiche Angeſicht.

Einkehr.

In der Schenk' beim grünen Anger,
Hei, wie geht's da luſtig her!
Guter Wirt, hier laß mich raſten!
Herz und Ränzel iſt mir ſchwer.
Tanz und Jubel in der Stube;
Die Trompeten heben an.
Nur ein alter Harfenſpieler
Singt dem fremden Wandersmann.

Harfner, laß die frohen Lieder,
Spiel' mir trübe Melodei!
Heimatlos bin ich auf Erden;
Luſt und Liebe iſt vorbei.
Wenn's im Frühling klingt und blühet,
Ach, da liebt ja jedermann! —
Maientraum und Frauenminne
Hat mir Uebles angethan.

Wandr' ich durch die fremden Städte,
Glänzt wohl grüßend manches Haus.
Blumen blühn an blanken Fenſtern;
Frohe Mädchen ſchaun heraus. —
Mit dem Stabe auf der Schulter,
Mit dem Hute im Geſicht
Schreit' ich ſchweigend dann vorüber
An dem ſchönen Traumgeſicht.

Eine welke Blume trag' ich
Auf dem ſtaubbedeckten Hut.
Harfner, weißt du, alter Harfner,
Wie verratne Liebe thut?
Greif noch einmal in die Saiten,
Greif mir ernſten, tiefen Klang!
Ach, da draußen auf der Heide
Tönt nur heller Luſtgeſang.

Die Verlassene.

Ob er wohl in der Welt so weit
Noch manchmal mein gedenkt,
Wenn ihn in Liebesseligkeit
Sein holdes Weib umfängt?

Und kehrt er nach des Tages Drang
In ihren Arm zurück,
Mahnt's ihn da nie wie ferner Sang
An unser Jugendglück?

O könnt' ich leicht wie Wolkenschaum
Durch seinen Schlummer wehn
Und wie ein alter, schöner Traum
Ins liebe Herz ihm sehn!

Ich wollt' ihm wie ein Engel leis
Weghauchen Reu' und Schmerz —
Und eine Thräne still und heiß
Hinweinen auf sein Herz.

Fernsicht.

Auf des Berges höchstem Scheitel
Steh' ich allezeit so gerne;
Wanderſehnſucht, Wunderahnung
Zieht mich nach der lichten Ferne.

Und im Herzen hör' ich's rauſchen,
Jubelſchlag von Adlerſchwingen,
Und es wähnt die trunkne Seele,
Durchs Unendliche zu dringen.

Doch wie bald wird's bang und öde
In dem ſchwindlig weiten Raume,
Und nach einer Stelle flücht' ich
An der Berge blauem Saume.

Schwimmen doch wie ſelge Inſeln
Wollig weiche Wolken drüber,
Und nach deinen lieben Augen
Fliegt mein müdes Herz hinüber.

Ja, ich ſeh' dich grüßend wallen
Durch die fernen Lichtgefilde,
Und mein Wähnen und mein Träumen
Wird mir zum lebendgen Bilde.

Mein Engel hüte dein.

Daz iuwer min engel walte!
Alter Gruß.

Und willſt du von mir ſcheiden,
Mein herzgeliebter Knab',
Soll alles dich begleiten,
Was ich von Freuden hab'.
Mir bleibt, wenn du geſchieden,
Mein traurig Herz allein.
Fahr hin, mein Lieb, in Frieden!
Mein Engel hüte dein!

Ihm ward zur Hut gegeben
Mein Glück und meine Ruh.
Ach, Glück und Ruh und Leben,
Herzlieb, das biſt ja du.
Und biſt mir du geſchieden,
Flieht auch der Engel mein.
Fahr hin, mein Lieb, in Frieden!
Mein Engel hüte dein!

O, daß er dir verſchwiege,
Was dich betrüben mag,
Wie ich verlaſſen liege
In Sehnſucht Nacht und Tag!
Mein Bild ſoll mit dir gehen
Im alten Freudenſchein.
Fahr hin, auf Wiederſehen!
Mein Engel hüte dein!

Auf der Wanderung.

Ich wandre durch den fremden Ort,
Und Abendwinde wehen;
Da seh' ich an dem Fenster dort
Ein weinend Mädchen stehen.

Der Anblick nimmt das Herz mir ein
Mit Wehmut und mit Sehnen,
Als sollte ich berufen sein,
Zu stillen diese Thränen.

Was blickst du, unbekannte Maid,
So flehend hold herüber?
Du bleibst mir fremd und fremd dein Leid; —
Ich wandre stumm vorüber.

Bald wirst du glühn in neuer Lust
Bei Scherz und Spiel und Reigen,
Und wirst auf eines andern Brust
Dein Haupt getröstet neigen.

Ich aber will durch alle Welt
Bis zu den spätsten Tagen
Dein Bild, vom Abendrot erhellt,
Im tiefen Herzen tragen. —

Am Thore schaut' ich noch einmal
Zurück zum bleichen Kinde.
Sie stand im letzten Abendstrahl;
Das Fenster schwankt' im Winde.

Heimkehr.

Es ſteht ein Gartenhaus am Berge;
Da tönt' es einſt in ſchönen Tagen
Wie wonnig bräutliches Geflüſter,
Wie ſüßes Flehn und ſanft Verſagen.

Da war es, als die Reben blühten
Und üppig ſich durchs Gitter ſchlangen,
Daß ich mit tollen, ſelgen Armen
Mein erſtes Jugendlieb umfangen.

Was führt mich aus den weiten Landen
Gerade hier mein Weg vorüber?
Das luftge Haus iſt längſt zerfallen,
Und weiße Flocken wehen drüber.

Und auf dem wankenden Gebälke,
Da lagern heiſre Dohlenſcharen. —
Wer denkt ſich wohl an dieſer Stätte,
Daß hier zwei Menſchen glücklich waren?

Vorbei, vorbei, ihr Erkerthore!
Erkennt ihr mich, ihr alten Gaſſen?
Ihr ſeid mir treu und hold geblieben;
Mein Lieb, das hat mich längſt verlaſſen.

Und durch des Volkes emsige Scharen,
Da schnauben stolze Berberrosse;
Ein hohes Weib mit bleichen Wangen
Sitzt düster in der Staatskarrosse.

Ihr grauer, gichtgekrümmter Gatte
Lehnt laß und mürrisch ihr zur Seiten.
Ihr Haupt ist auf die Hand gesunken:
Denkt sie vielleicht vergangner Zeiten?

Ich stand wie festgebannt am Wege,
Da sie schon längst vorbeigefahren. —
Wer denkt wohl von uns beiden Menschen,
Daß wir zusammen glücklich waren?

Der erste Kuss.

Denkst du noch, mein süßes Mädchen,
Denkst du noch der selgen Stunde,
Da ich mit verschämtem Munde
Dich zum erstenmal geküßt?

War am lieben Winterabend,
Wo der heilge Christ gekommen,
War in deinem warmen Stübchen,
Und ans Fenster schneiten Flocken,
Und der Schneewind blies im Giebel.

An das duftge Weihnachtbäumchen
Steckten emsig wir die Lichter,
Hängten wir die süßen Gaben,
Pfefferkuchen, goldne Nüsse
Und von Glasschaum manche Kugel.

Draußen vor der Kammerthüre
Lauschte leis ein kichernd Völkchen,
Schwesterlein und kleine Brüder;
Doch die Thür war fest verschlossen.

Hinterm Christbaum stand mein Mädchen;
Vor dem Christbaum stand ich selber,

Und wir waren ganz allein,
Ich ein wilder blonder Knabe,
Du ein schüchtern zartes Kind.

Aber durch die grünen Zweige
Spannen sich verstohlne Strahlen,
War der Schein von all den Lichtlein,
War der Schein von deinen Blicken,
Und das Auge ging mir über.

Ach, wir hatten von der Liebe
Noch kein einzges Wort gesprochen,
Wußte jedes doch von selber,
Wie herzlieb es war dem andern.

Und du trateſt vor das Bäumchen,
Mein vollendet Werk zu schauen,
Schauteſt aber nicht aufs Bäumchen,
Schauteſt nur in meine Augen,
Und ich faßte deine Hände.

Stille war's im engen Stübchen;
Doch aus unsern warmen Herzen
Klangen selge Melodieen;
Unsrer Blicke lichte Bande
Drängten schmeichelnd Herz an Herz.

Näher neigt' ich meine Wange,
Fühlte deinen keuschen Atem,
Näher neigt' ich meine Lippen,
Und sie flehten bang und schweigend
In der Liebe lautster Sprache.
Doch du standeſt unbeweglich;
Nur ein rosenlichtes Lächeln
Schien auf deinem Engelsantlitz.

Ach, da ſchwanden mir die Sinne;
Nimmer weiß ich, was geſchehen,
Weiß nur, daß ich heiß und bebend
Deine Lippen leis berührte, —
Ob ich küßte, weiß ich nicht, —
Weiß, daß du dich nicht geſträubet:
Denn ich hielt dir beide Hände.

Aber oben an dem Bäumchen
Kniſterte ein brennend Zweiglein;
An der Thüre pocht' die Mutter,
Und du ſchlüpfteſt hintern Chriſtbaum. —

Lange Zeit iſt nun verfloſſen,
Iſt verfloſſen manche Chriſtnacht.
Kühnlich blick' ich dir ins Auge,
Kühnlich flammen meine Küſſe
Auf dein bräutlich Angeſicht.
Aber denkſt du, ſüßes Mädchen,
Denkſt du noch der ſelgen Stunde,
Da ich mit verſchämtem Munde
Dich zum erſtenmal geküßt?

In ihrem Schosse.

Dir im Schoße ruhte mein Haupt; mit schmiegenden Armen
Deckteſt du Wangen und Haar ſchmeichleriſch koſend mir zu.
Ueber dir nickte in blauender Luft die rankende Roſe;
Drüben am Berge ſank eben die Sonne hinab.
Ihrem Strahle folgte dein Blick; zum träumenden Auge
Schaute vom atmenden Schoß trunkenen Sinnes ich auf.
Wechſelnd neigte die blendende Bruſt mit weicher Berührung
Meiner brennenden Stirn leiſe und kühlend ſich zu.
Deines Nackens ſchmiegſame Beugung ſchimmert' im Lichte,
Und ob all der Pracht blühte das lächelnde Haupt.
Immer ſtrahlender wurde dein Blick, und herrlicher hob ſich
Aus dem dunkelnden Grund hell die verklärte Geſtalt.
Keine Sterbliche lächelt ſo ſüß; ſo hielt nur auf Latmos
Cynthias keuſcher Arm ihren Geliebten im Schoß.
Bang erſtöhnte mein Herz, als käme der ſilberne Wagen,
Welcher den göttlichen Leib leis in die Lüfte entführt.
Süß geängſtigt umſchlang ich dir da die ſchwellenden Hüften,
Und es bog ſich dein Haupt lieblich errötend herab.
Meine Augen deckteſt du mir mit ſchelmiſchen Händen;
Aber es ſog ſich dein Mund ſanft an dem meinigen feſt.
Armer Endymion! dir ward nur ein göttliches Traumbild;
Mein iſt ein lebender Leib, blühend in Göttergeſtalt!

Brief aufs Land.

Rura meam, Cerinthe, tenent villaeque puellam:
Fervens est, ehen, quisquis in urbe manet.
Ipsa Venus lactos jam nunc migravit in agros,
Verbaque aratoris rustica discit Amor.

Tibull. II, 3, 1.

Aus der dampfenden Stadt entfloh mein Täubchen mir gestern,
Hat sich dem grünenden Schutz lachender Fluren vertraut.
Und ich spähe vom Berg mit vorgehaltenen Händen;
Aber in Duft und Schein schwimmet das ferne Gefild.
Amor auch entschlüpfte aufs Land; ich mein' ihn zu sehen,
Wie er mit trippelndem Schritt hinter dem Pfluge sich müht.
Lieder des Landmanns singt er, und ungelehrige Weisen
Bläst sein schelmischer Mund hell in die Flöte hinein. —
Und wo weilest nun du, mein Liebchen, im fernen Gelände,
Während des Tages Glut leise am Himmel verglimmt?
Gingst du hinaus mit den Mädchen zu sammeln das Obst auf der Wiese,
Das dem belasteten Baum freudigen Sprunges entfällt?
Drüben vom Waldessaum zieht sachte die Herde herüber,
Und der Pflüger entschirrt singend das müde Gespann.
Oder kehrest du heim vom Berg durch säuselnde Waldung
Mit der freundlichen Last saftiger Beeren im Korb?
Droben vom Abhang blicket ein Reh neugierig herunter,
Während güldener Glanz scheidend die Wipfel berührt.
Oder weilst du am Quell unferne dem dämmernden Garten?

Eben kehret vom Trog munter das scheckige Rind.
Unter die Röhre stellst du den Krug, die Blumen zu tränken,
Die dir am Fensterlein dort neben dem Bettchen erblühn.
Längst schon überstrudelt der Krug; du sitzest am Raine,
Blickest mit träumendem Aug' in den verrinnenden Bach.
Wußt' ich doch, wessen du denkst! Und käm' ich, ein staubiger Wandrer,
Unter den Mantel versteckt leise die Straße herauf!
Neben dich setzt' ich mich nieder und spräche: „Mädchen, mich dürstet!"
Und vom heimlichen Traum fährst du erschrocken empor. —
Warte nur, schelmisches Kind! Der Weg ist mir lange zu weit nicht,
Und in strengere Haft führ' ich den Flüchtling zurück. —
Nein, ich störe dich nicht! Doch kehrst du mir wieder, so sollst du
Meinem sehnenden Leid reichliche Buße erflehn!

Segen der Nacht.

Gruß dir, heilige Nacht! Du führst die errötende Liebe,
Führest die Grazien all freundlich zur Erde herab.
Phöbos löset die Zügel, und leicht hingleiten die Roſſe;
Ueber das blaue Gebirg ſtreifet ihr roſiger Huf.
Scheidend blickt er noch einmal zurück, und es funkeln die Pfeile;
Aber mit ſanfter Gewalt zieht ihn die Liebe hinab.
Thetis umfängt ihn leiſe genaht mit kühlenden Armen;
Ihrem unſterblichen Reiz giebt er ſich lächelnd dahin.
Laß denn ruhen die Welt, du flammender König der Thaten,
Und ſo löſe auch mir ſegnend das glühende Herz.
Raſtlos hab' ich zum Schönen geſtrebt und wilde Gefühle
Unter den zähmenden Bann bildender Worte geſchmiegt;
Aber nun ſchmacht' ich ſelber, in friſcher Empfindung zu leben,
Wie der verſiegende Quell ſchmachtet nach himmliſchem Tau.
Siehe, da kommſt du, heilige Nacht, und führeſt die Liebe,
Führeſt die Grazien all freundlich zur Erde herab.
Ueber den Himmel erzittert noch leis lichtblauender Schimmer;
Aber in ſilbernem Duft thronet der goldene Mond.
Nimm mich auf, o Geliebte, geſchäftige Herrin des Hauſes,
Führ in dein friedlich Bereich ruhig den ſtürmiſchen Gaſt.

Rüſte das Mahl und breite den Pfuhl und fülle die Becher,
Rufe das heimiſche Glück alter Geſchlechter herbei!
Dein ſanft ſchlagendes Herz und der Lippe melodiſches Plaudern
Wiegen in holdes Gefühl meinen ermatteten Geiſt.
Gleichwie die ſchlummernde Lerche ſich rührt beim Säuſeln der Aehren,
Atmet künftgen Geſangs freudige Ahnung in mir.
Doch mir fliehet das Wort, und ich fühle in göttlicher Muſe
Nur noch am lieblichen Druck wechſelnder Küſſe die Zeit.
Kampflos nimmſt du die Seele mir ein mit ſiegender Anmut,
Und es erfüllet mein Herz ſeliger Wünſche Gewalt.
Laß die Lampe verſprühn! Im Dämmerlichte des Mondes
Schwinde den Augen die Welt, wie ſie den Herzen entſchwand,
Und wie am Anfang einſt durch des Chaos unendliche Wüſte,
Wandle die Liebe allein hell durch die irdiſche Nacht.

Am Sarge eines jungen Mädchens.

Myrtenlaub im goldnen Haare,
Unter Lilien kühl und mild,
Liegst du lächelnd auf der Bahre,
Stummes, engelkeusches Bild!

Nie hat eines Jünglings Kosen
Diesen zarten Mund berührt;
Selbst der Tod hat seine Rosen
Nur in scheuem Kuß entführt.

Ach, dein Leben floß in Frieden,
Ohne Leid und ohne Haß.
Leis bist du hinweggeschieden;
Wenig Augen werden naß.

Und wie dieser Glocke Schwingen,
Das zum frühen Grab dich ruft,
Wird dein Name bald verklingen
Spurlos in des Himmels Luft.

Deines reinen Leibes Bette
Zeichnet kein Gedächtnisstein;
Gras umwallt die öde Stätte,
Und die Winde säuseln drein.

Ach, das Holde, fern dem Ruhme,
Stirbt wie Frühlingsmorgenrot,
Und des Lebens zartste Blume
Blühet stille in den Tod.

Letzter Wunsch.

Mein Schatz will Hochzeit halten;
  Ich liege auf den Tod
Und nehme mit zu Grabe,
  Was ich in Schmerz und Not
Um ihn gelitten habe.

An meinem Fenster blühen
  Gelbveigel und Rosmarin;
Wenn ich von Lieb' und Jammer
  Hinweggeschieden bin,
Tragt still sie aus der Kammer!

Zwei Sträußlein sollt ihr binden:
  Eins heftet mir ans Kleid;
Eins bringet meinem Knaben.
  Es ist für alle Zeit
Die letzte meiner Gaben.

O dürft' ich ungesehen
  Dem frohen Paare nahn
Und, wenn die Glocken läuten,
  Ihn segnend noch umfahn —
Und treten still beiseiten.

Der Rosengarten bei Worms.

Ez was in deme garten freude unt wünne gnuog,
hei, waz der garte rôsen und liehter bluomen truog!
„Die mir des garten hüetent, zwelfe sint der küenen degen;
die pflegent mir der rôsen . sie sint vil ûz erwegen."

Der grôze Rôsengarte 21.

Das war in alten Zeiten ein lichter Rosengarten;
Des mußten holde Frauen in treuen Züchten warten.
Da hub sich lustges Streiten; da klang manch Saitenspiel:
Hei, wie es schnellen Degen in seiner Hut gefiel!

Ihr hörtet wohl die Kunde von stolzen Helden sagen,
Die um die schönste Rose dort manchen Strauß geschlagen.
Da kränzte noch die Woge den blühenden Inselrund*);
Das war zu Worms am Rheine, im frohen Land Burgund.

Erstorben sind die Rosen; der Garten ist verödet;
Die kühnen Degen liegen im fremden Land getötet.
Die Königsrose welkte, Chriemhild, die hohe Maid;
Die süßen Frauen starben in blutgem Herzeleid.

Du maienfrohes Eiland, du sankst in bittrem Harme
Dem Rhein, dem stolzen Buhlen, aus seinem kühlen Arme;
Du hast mit Staub bestreuet dein blumiges Gewand;
Nur dünne Waldung sprießet aus dem verkiesten Strand.

---

*) Der Rheinarm, der die Insel vom rechten Ufer trennte, ist in neuerer Zeit vertrocknet.

Und drüben überm Rheine, da ſind die Königshallen
Nach blutgen Flammennächten in Schutt und Rauch zerfallen.
Es brauſt im trotzgen Dampfer der Geiſt der neuen Zeit
Vorüber an dem Grabe verſunkner Herrlichkeit.

Da tönen vom Dom rheinüber der Glocken dumpfe Zungen
Wie tauſendjährge Klage vom Leid der Nibelungen:
So blutete die Wunde, die Siegfrieds Herz durchſchnitt,
Als um des Helden Bahre der grimme Hagen ſchritt.

Du graues Totenmünſter, nicht mag in dieſen Tagen
Dein müder Nacken länger die Witwenkrone tragen.
Dir drohet von den Enkeln Vergeſſenheit und Schmach:
Die Kuppel ſinkt geborſten, die Pfeiler wanken nach.

Laß ab, mein Lied, zu klagen! — Es zieht in alter Weiſe
Der Sterne Chor dort oben die heilgen Weltenkreiſe;
Durch duftiges Gewölke ergießt ſein tröſtend Licht
Der Mond dem toten Eiland ins ſtumme Angeſicht.

Und wie lebendges Lächeln ſeh' ich's darüber gleiten,
Ein Traumgebild aus alten, luſthellen Frühlingszeiten.
Die Ufer atmen leiſe; die Wellen flüſtern drein;
Es küßt die tote Buhle der königliche Rhein.

Und wie durch Zauberfäden der klare Mond dort oben
Mit zartem Strahlenſchleier das ſtille Thal umwoben,
So hat der Dichtung Glorie die öde Flur umglänzt,
Mit neuer Roſenkrone der Toten Haupt bekränzt.

Lenzkönigin iſt die Dichtung; ſie will der Blumen warten;
Ihr blüht in ewgem Frühling der alte Roſengarten.
Das Schöne ſchwingt ſich ſiegend aus Trümmerfall und Brand;
Frei überm Leben ruhet ſein ewges Heimatland.

Glückliche Geburt.

Mein Vater war ein Gärtner;
Der pflag der Blumen lind.
Der freite im tiefen Tanne
Des Förſters blondes Kind.

Durch meine Wiegenträume,
Da ſchwang ſich mancher Aar,
Da rauſchten dunkle Föhren
Und Quellen kühl und klar.

Durch meine Wiegenträume
Ging würzig warme Luft,
Ging Bienengeſumm und Gezwitſcher,
Lerchjubel und Roſenduft.

Wie ſollt' es dem nicht maien
Im Herzen allezeit,
Dem Tannenfraun und Roſenfeen
Die Wiege ſo gefeit?

Und holdes Maß zu lehren
Das glückgeborne Kind,
Bracht' ihm die Mutter den Eichzweig,
Der Vater die Blumen lind.

Sie sagen mir, ich soll dich meiden.

Sie ſagen mir, ich ſoll dich meiden,
Und wiſſen auch der Gründe viel;
Es ſpricht die Welt ſo leicht vom Scheiden,
Als wär' es nur ein Maienſpiel.

Und ſprächſt auch du, ich ſoll' dich laſſen,
So deucht' es mich ein böſer Scherz;
Zur Buße wollt' ich dich umfaſſen
Und drücken an mein treues Herz.

Und ſagt' ich ſelbſt: „Sei's denn beſchloſſen!
Lieb' mich nicht mehr von dieſer Stund'!"
So hielteſt ſtumm du mich umſchloſſen
Und küßteſt lächelnd meinen Mund.

Der Frühling und die Minne.

Auf Wald und Heide überall
Ertönet heller Hochzeitschall;
Die Lande stehn in grünem Schein;
Der klare Himmel blaut darein,
Und in den blumgen Feiersaal,
Da führt der Lenz sein süß Gemahl;
Die ist genannt Frau Minne.
Er pranget, wie ein Bräutgam thut,
Im frischen, freudenkühnen Mut;
Sie blicket süßverschämt darein,
Möcht' lieber ungesehen sein.
Sie liebet nicht den lauten Schall;
Doch wirkt sie leise überall
Im Herzen und im Sinne.

Du Mägdelein im Lockenhaar,
Was sitzest du der Freuden bar?
Komm mit mir in mein Gartenhaus:
Da sieht man weit ins Land hinaus;
Die Blumenbeete keimen jung;
Auch ist dir Freudensang genung
Und würzig Wehn darinne.
Dort hören wir im Laubgezelt
Den Frühling jubeln durch die Welt
Und lauschen, wie im Innern schafft
Der Liebe zarte Himmelskraft.

In jungen Herzen iſt die Statt,
Darin am liebſten Hochzeit hat
Der Frühling und die Minne.

In Sonntagsruhe liegt die Welt;
Kirchglocken läuten durch das Feld.
Die Vöglein ſind verſtummet faſt;
Sie halten kurze Mittagsraſt.
Die Winde ſchlummern allerort;
Die treuen Blumen duften fort;
Ihr Hauch will nicht vergehen.
So klinget aus in unſrer Bruſt
Des Lebens laute Frühlingsluſt,
Und Sinn und Denken ſchlummert ein:
Die Herzensminne wacht allein.
Wir halten träumend uns im Arm
Und fühlen nur im Herzen warm
Der Liebe Atem wehen.

So ſoll, wenn Lenz und Luſt vergehn,
Die treue Minne noch beſtehn!
Und fällt vom Haupt uns in den Staub
Des Lebenskranzes letztes Laub,
So fülle ſie in Graun und Tod
Mit der Erinnrung Abendrot
Die nachtumhüllten Sinne.
Und trotz der Menſchen Widerſtreit
Die Liebe glaubt Unſterblichkeit.
Auf Erden läßt von ſeiner Braut
Der Frühling ſterbend, kaum getraut;
Doch in dem namenloſen Land,
Da ſtrahlt in ewgem Hochzeitband
Der Frühling und die Minne.

Des Mägdleins Nachtgebet.

Vergangen iſt der lange Tag,
Und alles ruhn und ſchlafen mag.
Mein Herz in Sehnſucht wacht allein
Und denket dein.

Und denket mancher lieben Stund',
In der ich hing an deinem Mund.
Es blickt der Mond durchs Fenſterlein
So trüb herein.

Da kommt mir's wieder in den Sinn,
Daß ich ſo ganz verlaſſen bin;
Manch Thränlein wein' ich arme Maid
In Einſamkeit.

Doch ſtill! Ich will nicht weinen mehr,
Gedenk' ich, ach, in Sorgen ſchwer,
Daß du allein und unbekannt
Im fremden Land.

Vergieb mir, daß ich dieſe Nacht
Nur meines Leides hab' gedacht;
Im Bette ſchnell erheb' ich mich
Und bet' für dich.

Und ſage alles Gott dem Herrn,
Der höret fromme Liebe gern;
Er wird dich halten treu und gut
In ſichrer Hut.

Er ſegne unſern Liebesbund,
Daß du mir hold ſeiſt alleſtund,
Daß ich dein Glück in Freud' und Leid,
In Ewigkeit.

Leben der Liebe.

Ach, an dieſem trüben Tage
  Geht mir Kraft und Luſt von hinnen,
Liege träumend dir am Herzen:
  Wie der Tag, ſo iſt mein Sinnen.

Denken muß ich immer wieder,
  Will ich deine Wangen küſſen,
Daß ſie, ach, in kurzen Tagen
  Bleichen und verwelken müſſen.

Denken muß ich, daß ich einmal
  Nimmer dich umfangen werde,
Daß die heilge Glut der Herzen
  Einſt erliſcht in feuchter Erde,

Daß vor unſres Leibes Aſche
  Unſer Name ſchon zerſtiebet,
Niemand weiß, wie ſich vor Zeiten
  Hier ein Menſchenpaar geliebet.

Und vergeſſen iſt auf ewig
  Dieſes lichten Auges Schimmer;
Deines holden, treuen Herzens,
  Süßes Mädchen, denkt man nimmer!

Aber eines bleibt beſtehen,
Ob ſich alles, alles wende:
Herzen hören auf zu lieben;
Doch die Liebe lebt ohn' Ende.

Wie ein ewger Geiſterfrühling
Schwebt ſie ſtrahlend ob der Erden.
Blumen welken, Blumen keimen,
Und im Tod iſt ewges Werden.

Ihr der einzig Wandelloſen
Weihe du die flüchtgen Tage!
Laß uns lieben ohne Bangen,
Laß uns ſcheiden ohne Klage!

Ob in einem künftgen Leben
Dich mein Geiſt einſt wiederfindet,
Weiß ich nicht; das aber fühl' ich,
Daß dich jetzt mein Arm umwindet!

Laß uns leben, daß am Ende
Uns der eine Troſt nicht fehle:
Selig warſt du auf der Erde; —
Fahr in Frieden, meine Seele!

Traum und Wirklichkeit.

Es ſchlaft an meine Bruſt geſunken
Das holde, heißgeliebte Weib;
Ich ſchaue ſtumm und formentrunken
Den jungen hüllenloſen Leib.

Wie bis zum keuſchen Schnee der Lenden
Der Locke dunkle Woge quillt!
Wie unter meinen leiſen Händen
Der weiche Marmor atmend ſchwillt!

Da lockt mich hohe Wunderahnung
In unbekannte Zeit zurück
Wie eine rührend holde Mahnung
An längſtvergeßnes Liebesglück.

Blieb mir aus einem frühern Leben
Der eine wehmutmilde Klang,
Der ſich mit leiſem Saitenbeben
Durch meiner Seele Stille ſchwang?

Iſt das die ewge Schönheit wieder,
Die mir das Herz ſo trunken macht,
Nach der beim Anblick dieſer Glieder
Die heilge Sehnſucht mir erwacht?

Und Schöpfungshimmel ſeh' ich blauen
In morgenfriſcher Werdeluſt.
Ich blicke mit erhabnem Grauen
In das Geheimnis meiner Bruſt.

Zeigt ihr mir an, ihr Glanzgeſichte,
Wie ich in kühnem Lebensdrang
Mitewges Licht vom ewgen Lichte
Zum Erdentag mich niederſchwang?

Und wie umſonſt aus ſeinen Bahnen
Nach ſeiner Sonne ſtrebt ein Stern,
Zieht machtlos mich ein kindlich Ahnen
Zum Geiſte, der mir jetzt ſo fern. —

Da rührt ſich leicht auf meinem Schoße
Vom Traum bewegt das holde Weib;
Des Buſens weiße Doppelroſe
Streift leis erzitternd meinen Leib.

Es ſchmiegt ihr Herz mit weichem Schlage
An meine Bruſt ſich eng und warm: —
Das Götterglück, das ich beklage,
Ruht es nicht lächelnd mir im Arm?

Und muß ich's erſt mit Händen faſſen,
Daß mir in lebender Geſtalt
Der ewge Geiſt, den ich verlaſſen,
Aus dieſem Leib entgegenwallt?

Was ſucht' ich ihn in blauer Ferne,
Der mir die eigne Seele ſchwellt?
Er iſt die Harmonie der Sterne,
Die Schönheit in der Menſchenwelt.

Wach' auf, mein Lieb! Ich hab' dich wieder,
Die mir ein trüber Traum geraubt.
Da regen ſich die zarten Glieder,
Und lächelnd hebeſt du das Haupt.

Bekränze feſtlich deine Haare,
Laß dich mit heilgem Kuß umfahn!
Es blicket mich der Unſichtbare
Aus deinen Augen grüßend an.

Frühlingstag.

Sonnenſchein auf allen Dächern;
In den Gaſſen laue Luft.
Silberbläulich ſtrahlt der Himmel,
Und die Berge ſtehn in Duft.

Junges Herz, hinaus ins Freie,
Und vorbei an Liebchens Haus!
Schau, vor ihrem offnen Fenſter
Steht ein friſcher Blumenſtrauß!

Auf! Hinaus durch Thor und Brücke!
Fern durch Wald und Wief' und Hag!
Nur im Wandern wird genoſſen
Dieſer erſte Frühlingstag.

Müd vom Jubel, müd vom Sehnen
Und vom Wandern reg und warm
Kehr' ich auf verſtohlnen Wegen
Heimwärts in der Liebſten Arm.

Bring' ihr Küſſe, bring' ihr Lieder,
Wie man's hört am grünen Hag:
Nur in Liedern, nur in Küſſen
Endet recht ein Frühlingstag.

Begegnung.

Du haſt mich längſt verlaſſen;
Längſt hin iſt Luſt und Weh;
Doch rührt mein Herz ſich leiſe,
Wenn ich dein Antlitz ſeh'.

Dein Reiz iſt lang verblichen;
Mir blühet ewig jung
Auf deinen weißen Wangen
Traute Erinnerung.

Es ſteht die alte Gaſſe
Sehnſüchtig vor mir da,
Wo ich am Sonntagmorgen
Zum erſtenmal dich ſah.

Die abendliche Laube
Ergrünt in goldnem Strahl,
Da ich dein roſig Antlitz
Geküßt viel tauſend Mal.

Und alle Liebespfade
Eröffnen ſich vor mir,
Wo ich in blauen Tagen
Gewandelt einſt mit dir.

All deiner Liebe denk' ich;
Des Leides denk' ich nicht!
Mir weht wehmütger Friede
Von deinem Angeſicht.

Dein Herz nur möcht' ich fragen,
Ob es nun glücklich ſei;
Da blickſt du bang zu Boden,
Ich gehe raſch vorbei.

Du haſt mich längſt verlaſſen;
Längſt hin iſt Luſt und Weh;
Doch rührt mein Herz ſich leiſe,
Wenn ich dein Antlitz ſeh'.

Versöhnung.

O laß mich ſtehn an deinem Grabe!
Ach, nicht das Grab iſt's, das uns ſchied!
Der frohen Jugend Himmelsgabe,
Dein Lächeln war's, das mich verriet.
Du haſt gebüßt. Dir ſei vergeben!
Warſt du doch einſtens all mein Glück!
Was ich verlor im wilden Leben,
Giebt mir der ſanfte Tod zurück.

Wie oft ein Hauch verklungner Lieder
Uns plötzlich durch die Seele wallt,
So ſchau' ich nun dein Antlitz wieder
Und deine liebliche Geſtalt.
Doch wird dein Lächeln trüb und trüber,
Dein ſchelmiſch Auge thränenſchwer;
Du reichſt wie einſt die Hand herüber
Und fragſt mich: „Liebſt du mich nicht mehr?"

Da kommen all die ſelgen Tage;
Sie flehen, ach, ſo ſüß für dich.
Ich ſeh' dich ſtehn in ſtummer Klage
Und ſeh' dich weinen bitterlich.
Wie mich dein leichter Sinn betrübe,
Gewiß, du warſt dir's nicht bewußt. —
So drück' ich dich in alter Liebe
Und feſt und ewig an die Bruſt!

Komm, süsser Schlaf.

Komm, ſüßer Schlaf, du Troſt der Nacht,
Deck' ſanft mein Auge zu!
Ich hab' vergangner Zeit gedacht:
Mein Herz verlangt nach Ruh.

Einſt ſtilltest du nach Kuß und Scherz
Verborgner Liebe Glück
Und lehntest an ſein warmes Herz
Mein trunknes Haupt zurück.

Nun iſt er längſt zu Grab' gebracht
Und Lieb' und Glück dazu.
Komm, ſüßer Schlaf, du Troſt der Nacht!
Mein Herz verlangt nach Ruh.

Im Lenz.

Blüten auf des Wandrers Wegen,
Busch und Bäume lichtbelaubt:
Wehst du wieder mir entgegen,
Lenz, an den ich einst geglaubt?

Willst aufs neue mich verlocken?
Tönt's nicht aus der Ferne weit
Wie ein Gruß der Heimatglocken,
Ach, aus alter selger Zeit?

Nicht zur Heimat kehr' ich wieder:
Falsche Liebe fänd' ich nur.
Dir ans Herz werf' ich mich nieder,
Holde schwesterliche Flur.

Hier ist Ruh, und wenn ich träume,
Daß mir Glück und Trost geraubt,
Schütteln sanft die Frühlingsbäume
Ueber mir ihr Blütenhaupt.

Ewige Jugend.

Seid mir gegrüßt, ihr sanften Stunden,
Gegrüßt du balsamkühle Nacht!
Die Welt des Auges ist entschwunden;
Der Seele tiefster Blick erwacht.

Und längst vergessene Gewalten
Und altes Sehnen, altes Glück,
Sie rufen lächelnde Gestalten
Ins fremd gewordne Herz zurück.

Wo sind die wonnig blauen Lenze,
Da du für Lieb' und Ruhm geglüht?
Wo sind die stolzen Siegerkränze,
Die einst im Traum dein Haupt umblüht?

Wohl lächelst du der alten Tage;
Wohl ward das Schöne Trug und Wahn;
Doch soll verstummen Schmerz und Klage,
So sprich: was hast du denn gethan?

Bist du zum sichern Port gedrungen,
Von Wogendrang und Stürmen fern?
Liegst du nicht arm und mattgerungen
Und schaust nach einem treuen Stern?

Doch fühlst du nicht dein Herz erwarmen,
Drängt es dich nicht zu neuer That,
Wenn dir mit tröstendem Erbarmen
Das Bild der schönen Jugend naht?

Und will dir einſt der Sinn verzagen,
So bleibt das Bild dir unverwelkt,
Wie in der Liebe goldnen Tagen
Dein Herz in Kampf und Müh' geſchwelgt;

Wie du mit unbeſiegten Händen
Wagnis um Wagnis aufgetürmt,
Bis du mit kecken Flammenbränden
Den Himmel deines Glücks erſtürmt.

Noch einmal, wie in jenen Jahren,
Erhebe deiner Waffen Zier!
Die Götter, die dir günſtig waren,
Sie wandeln freundlich über dir.

Das Streben, das du überſchwenglich
In kühner Sehnſucht einſt gefühlt,
Bleibt deinem Leben unvergänglich;
Es klärt ſich nur, wenn es erkühlt.

Und wenn dich auch die Welt bemeiſtert,
Dein Herz bleibt frei auf immerdar;
Das Schöne, das dich einſt begeiſtert,
Iſt ewig ſchön und ewig wahr.

Einſt ſtürmteſt du ihm wild entgegen
Und fandeſt nirgends Raſt noch Ruh'.
Jetzt wandelſt du auf ſtillen Wegen
Dem Ideal der Menſchheit zu.

Und freudig ſteigt die Hoffnung nieder;
Dein Herz wird ſtark; dein Aug' wird licht.
Des Geiſtes Jugend kehrt dir wieder,
Und dieſe Jugend ſtirbt dir nicht.

Blühende Gräber.

Leis verglüht der Tag in den Pappelzweigen;
Glockentöne wiegen den Wald in Schlummer;
Durch des Friedhofs träumende Stille weht's wie
Ewige Sehnsucht,

Weht's wie Sehnsucht lange verloschnen Lebens,
Sehnsucht alter, lange vergessner Liebe,
Ausgelittne Schmerzen, verblühtes Glück aus
Früheren Tagen.

Drang des Lebens, bildender Schöpferodem,
Deines Waltens heilige Nähe fühl' ich,
Fühle dich im Säuseln entschlafner Sehnsucht
Ueber den Gräbern!

Nicht, Natur, Allmutter, vergißt du deiner
Toten Kinder: aus den erstorbnen Herzen
Steigt die Liebe strahlend empor in tausend
Blumen des Frühlings.

Am Grabe meiner Mutter.

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich ſelbſt die ewge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wie aus des Keims verweſten Spalten
Ein Schößling treibt mit grünem Laub,
So ſteh' ich mächtig feſtgehalten,
O Mutter, über deinem Staub!

Nie hat mir deines Auges Schimmer
Der Kindheit Dämmerung erhellt,
Und fremd und tot blieb mir für immer,
Was mir das Nächſte auf der Welt.

Nie hat mich klar auf dunkeln Wegen
Dein jugendſchönes Bild umſchwebt;
Doch deines Opfertodes Segen,
Das Schöne iſt's, das in mir lebt.

Ein tödlich Glück, ein ſelges Schmerzen,
Das einſt das Herz der Mutter brach,
Verklärt wirkt's in des Sohnes Herzen
Als Weihekraft der Dichtung nach.

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich ſelbſt die ewge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Neuer Lenz.

Lenz, kamſt du wieder friſch und mild,
Vom Sturm ins Land getragen,
Und mit dir manch vergeſſnes Bild
Aus fernen Jugendtagen?

Einſt wie ein unbegreiflich Leid
Im Schimmer ſüßer Thränen,
Ein Ahnen von Unſterblichkeit,
Ein ſanftes Todesſehnen. —

Heut grüß' ich wie die Lerche dich
Aus jubelheller Kehle,
Verſtehe dich herzinniglich,
Du Bruder meiner Seele!

Urkräftig weht mir durch die Bruſt
Dein blütenfrohes Walten, —
Ein derber Drang nach Erdenluſt
Und eigenes Geſtalten.

Am Ende komme, was da mag!
Jetzt frommt uns Kampf und Koſen.
Du Lenz entſchwindeſt wie ein Tag, —
Und dennoch ſtreuſt du Roſen.

Erdenleben.

Du flüchtige Erdenherrlichkeit,
Dir sei mein Herz ergeben,
Bis mich entrafft, den Sohn der Zeit,
Dein endlos wirkendes Leben.

Und wie es schlief in deinem Schoß,
Bevor's zum Licht entsprossen,
So sei in dir mein ganzes Los
Vollendet und beschlossen.

Du giebst mir Leid und giebst mir Trost;
Ich habe zu allen Stunden,
Ob der Himmel geblaut, ob der Donner getost,
Deines Waltens Segen empfunden.

Ein Unvergängliches seh' ich stehn
In der Dinge Wechsel und Schwanken,
Und durch das Streben der Menschheit gehn
Unsterbliche hohe Gedanken.

Du giebst mir den Trotz der männlichen That
Und freien Sinn im Genießen:
Ich pflücke die Frucht und streue die Saat,
Daß auch anderen Früchte ersprießen.

So ſchaffet treulich fürs Ewige fort;
Doch umarmt noch die eilende Stunde!
Denn ſpurlos ſchwinden wir ſelbſt wie ein Wort
Der Liebe aus roſigem Munde.

Und ein Schall iſt des Namens Unſterblichkeit:
Was bleibt vom mächtigſten Schalle?
Still gleiten die Fluten der Ewigkeit, —
Und vergeſſen werden wir alle.

Verſenkt ihr mich einſt hinab in den Staub,
So frömmelt nicht über mein Streben!
Deckt ſchweigend das Grab mit ſproſſendem Laub
Und wandelt zurück in das Leben!

Die Erde hat ewig der Kinder genug
Und braucht um keines zu klagen;
Die Liebe, die mir im Herzen ſchlug,
Wird in anderen Herzen ſchlagen.

Und ich weiß, vollenden wird ſich die Zeit,
Die wir nur im Traume geſehen:
Es werden die Tage der Menſchlichkeit,
Die Tage des Geiſtes erſtehen.

Sie ſenden zur dunkelſten Tiefe hinab
Des Lichtes flammenden Segen
Und ſtreun auf mein vergeſſenes Grab
Ihrer Früchte goldenen Regen.

An die Jugend.*)

O Männerjugend, dir, auf deren Wangen
Zuerſt der Sehnſucht weiche Thräne floß,
In deren Herz dann drängendes Verlangen
Mit ſchmerzerſtarkten Gluten ſich ergoß,
Bis es geneſend kühn ſein Glück umfangen
Und ſegensreif dem Leben ſich erſchloß, —
Dir dieſe Blüten, die mit kräftgem Hauche
Ein Lenzwind wehte vom betauten Strauche.

Sie liegen alle, wie ich ſie gefunden,
Erinnrungszeichen einer ſchönen Zeit,
Die bunten Kinder wechſelvoller Stunden,
Im engen Raum an einem Band gereiht.
Beim Leid von heut ein Glück, das längſt entſchwunden,
Beim Glück von heut ein längſtvergeſſnes Leid.
Zum Ganzen will ſich das Zerſtreute weben: —
In dieſen Blättern keimt mein eignes Leben.

Drum iſt mir auch, ihr ſcheidenden Geſänge,
Als gäb' ich ſelbſt mich nun in fremde Hand!
Verſchlingt euch bald das lärmende Gedränge
Des Dichtermarkts im deutſchen Vaterland?

---

*) Widmung der „Gedichte", Hamburg, Hoffmann und Campe, 1859.

Dem einen ſeid ihr neue, wilde Klänge;
Der andre ſchilt euch abgenützten Tand,
Und andre werden mein profanes Dichten
Mit prüdem Blick und frommem Seufzer richten.

Dir aber, Geiſt der Jugend, darf ich ſagen,
Was heimlich mir das junge Herz beſchwert!
Du weißt es, wie in thatenloſen Tagen
Im eignen Glühn die Seele ſich verzehrt.
Und welchen Sang dürft' ich vor dir nicht wagen,
Wenn ihn der Schönheit reiner Blick verklärt?
Im Reich der Dichtung iſt die Schönheit Tugend, —
Und Prieſterin der Schönheit iſt die Jugend.

Thors Trunk.

Thor kam als Gaſt ins Rieſenland;
Er ſtand im Königsſaale
Und wies die Wunder ſeiner Hand
Beim Kampfſpiel nach dem Mahle.

Dann rief er heiß von Fahrt und Strauß:
„Nun ſoll ein Schluck mich letzen!“
Und trank das halbe Weltmeer aus,
Den Rieſen zum Entſetzen.

O Vater Thor, dich preiſen wir,
Blick her auf deine Kinder!
Hier brennt Germaniens Kampfbegier,
Germaniens Durſt nicht minder.

Doch wir ſind ſterblicher Natur,
Und heilig iſt das Waſſer.
Das Weltmeer iſt für Götter nur:
Wir ſind nicht ſolche Praſſer.

Gieb gutes Jahr und guten Wein!
Dann ſoll dein Ruhm ſich mehren:
Wir ſchlagen alles kurz und klein,
Altvater, dir zu Ehren!

Schülers Lenzgesang.

Eintönig floß die Zeit; ich lag,
Bis mir die Schläfen brannten,
Gar manchen grauen Wintertag
Ob alten Folianten.
Nun seh' ich Schwalben fliegen
Im freien Himmelsblau;
Die Bücher laß' ich liegen:
Ha, Gottwillkommen, Wald und Au!

O Wundertag, berauschend Licht,
Gleich sanfter Augen Gluten!
Weich kost der Wind mein Angesicht
Wie goldne Lockenfluten.
Die süßen Zauberdüfte,
Die wilden kenn' ich wohl:
So wehten einst die Lüfte
Um Camalot und Tintajol.

Ein Thor, dem Wahngebild behagt,
Der Dichtung schöne Lüge!
Was man vom Glück in Büchern sagt,
Das lernt' ich zur Genüge.
Nun will ich mir's erstreiten,
Den alten Helden gleich:
Wo in den lichten Weiten,
Wo, Minne, liegt dein Königreich?

Herbsthimmel.

Du herbstlich frisches Himmelsblau,
  Wie weckst du mich zu ernstem Sinnen,
Wenn sich durch die entlaubte Au
  Die bleichen Silbernebel spinnen!

Auf Höhn und Fluren siehest du
  All deine bunten Freuden sterben;
Du aber strahlst in stolzer Ruh'
  Hoch über Wechsel und Verderben.

Noch sitz' ich an des Lebens Schmaus,
  Ein durstig ungestillter Zecher,
Und strecke kühn die Hände aus
  Nach jedem vollen Freudenbecher.

Doch gieb mir, heilges Himmelslicht,
  Nach meines Glückes Blütentagen
Solch kühlen Glanz aufs Angesicht,
  Ins Herz solch heiteres Entsagen!

Liedesgruss.

Es dehnt in weiter Runde
Der Abendnebel sich;
Dies ist die holde Stunde,
In der ich zu dir schlich.
Die Fenster wurden helle;
Es dunkelte der Platz:
Da lauschte auf der Schwelle
Mein allerliebster Schatz.

Durch froher Menschen Menge
Die Gassen aus und ein, —
Wir waren im Gedränge
Doch erst so recht allein.
Du schrittest ohne Bangen
Geschmiegt an meinen Arm.
Der Schnee kühlt' uns die Wangen;
Die Herzen blieben warm.

Und eh wir uns besannen,
Wir waren vor dem Thor;
Da stieg aus Bergestannen
Der volle Mond empor,
Und Aug' in Aug' versunken
Und Herz am Herzen dicht,
So küßt' ich wonnetrunken
Dein klares Angesicht.

Nach deinem ſüßen Munde
  Wie ſehn' ich mich von hier!
Es ſchlägt die liebe Stunde:
  O wär' ich doch bei dir!
Nun ſitzt mit müden Sinnen
  Mein Kind in Einſamkeit;
Die Nadel ſtockt im Linnen,
  So traurig fließt die Zeit.

Ach könnt' ich Zauber weben,
  Wie ſchnell wär' ich dir nah!
Dein Köpflein wollt' ich heben
  Und ſagen: „Ich bin da!"
Dies Lied nur kann ich ſingen
  Als Gruß und Troſt für dich;
Du hörſt im Ohr ein Klingen
  Und ſprichſt: „Er denkt an mich."

Am alten Zwingergraben.

Am alten Zwingergraben,
Da steht manch hohes Erkerhaus;
Da schaun in hellen Tagen
Jungfräulein viel heraus.

Wer ist die Allerschönste?
Lustwandelnd streiten sich die Herrn;
Ich wüßt' es wohl zu sagen,
Doch bin ich allzufern.

Als ich von dannen mußte,
Am Fenster lehnt mein armes Kind.
Der Schnee fiel dicht hernieder;
Mein Blick der wurde blind.

Wie blühn die fremden Frauen!
Das scherzt und kichert um mich her: —
Nach deiner Augen Weinen,
Da wird das Herz mir schwer.

An deines Daches Giebel
Hängt hoch ein leeres Schwalbennest:
Gieb acht, es füllt sich wieder
Zu Ostern auf das Fest.

Und durch die Weinbergfurchen
Geschmolzen rauscht der Winterschnee:
Vor Freuden sollst du weinen,
Wenn ich dich wiederseh'!

Der verpflanzte Baum.

Jener Halde Heimlichkeit
Hab' ich nicht vergeſſen,
Wo wir einſt in alter Zeit
Abends oft geſeſſen,
Haupt an Haupt in ſelgem Traum,
Frieden im Gemüte;
Ueber uns ein Apfelbaum
Stand in erſter Blüte.

Als ich drauf in Herzenspein
Schied von meinem Rinde,
Ritzt' ich unſre Namen fein
In die zarte Rinde:
Breite froh dem Himmel zu
Deine Knoſpentriebe!
Junger Baum, ſo friſch wie du
Grünet unſre Liebe.

Heute nach dem trauten Ort
Ging ich voll Erwarten;
Doch der Baum iſt lange fort,
Blüht in fremdem Garten!
Unbekannt verwächſt daran
Unſer Liebeszeichen:
Schöner Baum, du wirſt fortan
Unſrem Glücke gleichen.

Denn ein Ort iſt uns bereit
Irgendwo auf Erden,
Wo wir nach ſo vielem Leid
Sollen glücklich werden,
Wo ſich unſre Wege dicht,
Ewiglich verbinden; —
Doch, Herzlieb, wir wiſſen nicht,
Wo der Ort zu finden.

Der welke Kranz.

Auf der Heide iſt ein Platz,
Wo im Mai mein ſchöner Schatz
  Einmal bei mir ſaß.
Hinterm Buſch die Amſel rief;
Wilder Flieder bog ſich tief
  Ins betaute Gras.

Leiſe ſprach er, und ich wand
Einen Kranz mit ſcheuer Hand,
  Blickte bang zu Thal;
Aber näher neigt' er ſich,
Hob mein Haupt und küßte mich,
  Ach, zum erſtenmal!

O wie war der Tag ſo licht!
Und ich Arme wehrt' ihm nicht,
  Ließ es ſtill geſchehn.
Doch den Kranz in trunknem Traum
Hängt' ich in den Fliederbaum,
  Der uns zugeſehn.

Erſte Lieb, du gehſt vorbei
Schneller als ein Sturm im Mai,
  Bleibſt kein treuer Gaſt:
Ach, mein Schatz iſt lange fort,
Und mein Kränzlein hängt verdorrt
  An dem grünen Aſt.

Wanderers Herbstlied.

Der hohe Bergwald ſteht entlaubt
  Und war doch erſt ſo friſch und grün,
Und wähnteſt du, begehrlich Haupt,
  Du ſollteſt ewig blühn?

Sieh fern im Duft dein Jugendbild!
  Es grüßt und lächelt und entſchwebt.
Dir wird ſo ſtill, ſo wehmutmild:
  Getroſt, du haſt gelebt!

Der Freuden Lenz, der dir verblich,
  War ſterblich wie der Lenz der Au;
Doch über alldem öffnet ſich
  Des Himmels ewges Blau.

Es kommt ein Tag mit ſanftem Licht:
  Da führt auch dich dein Weg zur Ruh'.
Was drüben liegt, dich ſchreckt es nicht:
  Drum wandre, wandre zu!

Den Manen meines Bruders.

Alloquar? audierone unquam tua facta loquentem?
Nunquam ego te, vita frater amabilior,
Aspiciam posthac? At certe semper amabo,
Semper moesta tua carmina morte canam.

Catull. 65, 9.

1.

Du warſt zur Freude mir geboren;
Leicht blickt' ich in die Welt hinaus:
Nun hab' ich jählings dich verloren,
Und öde ſteht mein Heimathaus.

Dich ſchaut' ich an, wollt' ich ermatten;
Du löſteſt meinen ernſten Sinn; —
Nun breitet ſich ein finſtrer Schatten
Weit auf mein ruhlos Leben hin.

Ich freute mich an deiner Seite
Der eignen Jugend noch einmal
Und ſah verklärt der Zukunft Weite
In deiner treuen Augen Strahl.

In deine ſtarke Bruſt verſchloſſen
Blieb ohne Zeugen Glück und Not;
Nie zagteſt du, wenn du beſchloſſen,
Schnell zum Genuſſe, ſchnell zum Tod.

Eng ward es dir an allen Enden;
Da brachſt du durch mit mächtgem Stoß
Und riſſeſt aus der Parze Händen
Im Trotz dein unvollendet Los.

Nicht komm' ich, Bruder, anzuklagen,
Zu richten Wirklichkeit und Wahn;
Doch laß mich ohne Vorwurf ſagen,
Wie weh, wie weh du mir gethan!

Mich faßt ein inniglich Sehnen,
Noch einmal neben dir zu gehn,
Auf deine Schulter mich zu lehnen
Und in dein freundlich Aug' zu ſehn.

Ich bin allein, — nur Falter ſchweben
Um Roſen, die im Wind verwehn, —
Mich aber ruft das laute Leben,
Mein eignes Schickſal zu beſtehn.

Ich geh' hinweg, — vielleicht auf immer;
Doch deinen Staub nur laſſ' ich hier, —
Dein Bild in ewgem Jugendſchimmer
Wallt bis ans Ende neben mir.

2.

Bruder, wenn der Jugend Leben
Jubelnd um mich blüht und ſchallt,
Seh' ich einſam drüber ſchweben
Deine trauernde Geſtalt.

Wie wenn aus der Geiſter Mitte
Dich ein Richterſpruch verbannt,
Weil mit unberufnem Tritte
Du verletzt ihr heilges Land.

Und aus Himmelseinſamkeiten
Zieht die Sehnſucht dich zurück,
Schattenarme auszubreiten
Nach verſchmähtem Erdenglück.

Ach, verblaßt ſind deine Wangen,
Ewig hin das Rot der Luſt,
Und mit grüßendem Umfangen
Wärmt dich keine Menſchenbruſt.

Aber jenſeits aller Schranken,
Wohin nie ein Auge ſah,
Auf den Flügeln der Gedanken
Bleibt dir unſre Liebe nah.

Eins wird keine Macht dir rauben,
Troſt für alles, was du trugſt:
Daß noch Herzen an dich glauben,
Die du ſelbſt am ſchwerſten ſchlugſt.

Ob die Erde dich vertrieben,
Ob der Himmel dich verſtieß, —
In den Seelen deiner Lieben
Blüht dein ſchönſtes Paradies.

3.

Lichtlos, wortlos rangſt du vor mir in verzweifelndem Sterben,
Und mit den Qualen des Seins kämpfte das Grauen des Tods.

Welk dein jugendlich Haupt, zersprengt von der schrecklichen Wunde;
Schaudernd starrte der Tag auf das entsetzliche Bild.
Ach, kein Himmlischer kam, dir die blutige Locke zu lösen;
Träge wie glühendes Erz schlich um dein Bette die Zeit. —
Siehe, nun ruhst auch du, vom Frieden des Grabes beschattet!
Sieh, und in Wehmut schmilzt weich der erdrückende Schmerz.
Herb im Leben empfind' ich es zwar: Du bist mir verloren!
Aber ich danke dem Glück, daß es dich einmal mir gab.
Nicht nach der Menschen Gemüt, doch gerecht ist der Wandel der Horen:
Nehmen sie heute die Lust, nehmen sie morgen das Leid.
Drohend bestürmte der Jammer mein Herz; nicht hofft' ich zu leben.
Doch in des Feuers Gewalt ward ich zum Manne gestählt.
Wüte der Kampf und schwirre der Pfeil! In dreifache Rüstung
Hüllt sich unnahbar die Brust, die das Unleidliche litt.
Komme der Tod! Ihn kenn' ich als Freund, als ersehntesten Tröster,
Seit dein duldendes Herz sanft der Versöhnte gestillt.
Furchtlos wandl' ich den sinkenden Pfad, wo in schweigendem Dunkel
Deines enteilenden Tritts trauliche Spur mir entschwand.

4.

Wenn überströmt von tausendfachem Duft
Die junge Mainacht ruht in sehnsuchtschwülem Schlummer,
Dann schwebt Erinnrung flüsternd durch die Luft,
Sucht nach entschwundnem Glück und lauscht begrabnem Kummer.

Dann steigt auch mir ein schmerzlich Bild empor:
Dein Schatte, Bruder, kommt, um mir zu sagen,
Daß du mein Liebling warst in hoffnungsreichen Tagen,
Und daß ich dich in solcher Nacht verlor.

Der Lebensdrang, der aus den Knospen quillt,
Aus allen Gründen keimt und braust in allen Fluten,
Dich überkam er maßlos, ungestillt
Und ließ durch eigne Kraft dein hastig Herz verbluten.
Verächtlich karg schien, was die Welt dir gab;
Nicht hielt dich ihr verheißend Blühn und Kosen:
Du gingst von ihr im Groll, und flammenrote Rosen
Warf dir der Frühling trauernd auf das Grab.

Ich aber blieb im Leben einsam stehn;
Ich sah der Jugend Glück, der Jugend Täuschung scheiden.
Ich seh' die Lenze kommen und vergehn
Und schlürfe tropfenweis der Erde Lust und Leiden.
Nicht weiß ich, ob ich den beklagen darf,
Der so wie du die Welt gestreift im Fluge,
Den Becher ausgeleert mit einem vollen Zuge
Und ihn zerschmetternd dann zu Boden warf.

5.

Kein Trauerzeichen trägt der Ort,
Drauf todwund du gesunken.
Nur bunter blüht die Erde fort,
Die einst dein Blut getrunken.

Wer fühlt mit uns? Stiefmutter Natur,
Zu groß für Hassen und Lieben,
Hat spielend unsres Namens Spur
Ins rinnende Wasser geschrieben.

Was blieb, o Bruder, noch von dir?
Nachdem verhallt die Klage,
Lebst du verbleichend nur in mir,
Ein Traumbild meiner Tage.

Und all das namenlose Leid,
Der Jammer unermessen
Ist über eine kleine Zeit
Mit dir und mir vergessen.

Letzte Briefe.

I.

Es war im Herbſt zu trüber Stunde,
Daß unſer Zwiſt zum Ende kam
Und ich mit qualverſtummtem Munde
Von deiner Liebe Abſchied nahm.

Noch einmal traf mich gramergeben
Der holden Augen ſanfter Strahl;
Ich faßte deine Hand mit Beben
Und drückte ſie zum letztenmal.

Das alſo war, was uns geblieben
Von all dem ſeligen Verband,
Von all dem Hoffen, all dem Lieben, —
Der arme Scheidedruck der Hand.

Und wie ein Herz ſich einſt dem andern
Zu gleichem Glück und Weh geweiht, —
Soll jedes einſam fortan wandern,
Nicht achtend auf des andern Leid.

Ach, nicht der Sterne feindlich Weben
Und nicht der wirren Welt Gewühl,
Uns ſchied ein Zwiſt im innern Leben,
Ein unverſtandenes Gefühl.

Doch ſieh, der Kampf iſt ausgeſtritten:
Was wir gefehlt in That und Wahn,
Wir haben reichlich drum gelitten,
Und jede Schuld iſt abgethan.

Der Schmerz erliſcht; es ſchweigt die Klage;
Die wilde Sehnſucht iſt geſtillt.
Rein wie am erſten Liebestage
Begleitet mich dein rührend Bild.

Ich weiß, was ich an dir beſeſſen,
Du meiner Jugend Licht und Hort!
Magſt du der alten Treu vergeſſen,
In meinem Herzen lebt ſie fort.

Vor künftgen Leiden bang' ich nimmer;
Ihr Maß iſt voll, ich fürchte nichts!
Doch meine Hoffnung trägt noch immer
Die Züge deines Angeſichts.

2.

Und ſind wir auch im Harm geſchieden,
Vor meiner Seele ſtehſt du doch
In ſüßem wehmutmildem Frieden;
Denn ach, ich weiß, du liebſt mich noch.

Ob auch die ſcheue Lippe nimmer
Ihr trauernd ſtolzes Schweigen bricht,
Mir ſagt's der Augen weicher Schimmer,
Der ſtille Schmerz im Angeſicht.

Siehſt du, verwaiſt iſt nun dein Leben!
An meinen Sternen hing ſein Los,
Und was dir Schönes war gegeben,
In meiner Pflege wuchs es groß.

Jetzt wie die abgeriſſne Ranke
Im Winde hilflos niederſchwankt,
So ſinkt ins Oede dein Gedanke,
Der ſich um meinen Geiſt gerankt.

Ich ſelbſt bekämpfe mich vergebens;
Mir bleibt in Schmerzen offenbar,
Daß deine Liebe meines Lebens
Und meiner Dichtung Heimat war.

Nun iſt mein ſüßes Ziel entſchwunden;
Der heitre Mut iſt mir vergällt;
Gleichgültig ſchleichen meine Stunden,
Und wunſchlos wandl' ich durch die Welt.

Was ſuch' ich auf dem Erdenrunde,
Das mich noch einmal ſo beglückt,
Wie mich ein Wort aus deinem Munde,
Ein Blick aus deinem Aug' entzückt?

Doch murr' ich, was ich mich noch quäle,
Und rüttl' ich an des Lebens Joch,
Dann klingt ein Troſt durch meine Seele,
Der holde Troſt: Du liebſt mich noch!

Nicht weiß ich, wie dies Wort ich deute,
Ob Heil, ob Unheil ihm entſpringt:
Das aber weiß ich, daß es heute
Mein Leid in ſanften Schlummer ſingt;

Daß es mit neuem Lebenslichte
Die graue Gegenwart mir füllt,
Wenn auch vor meinem Angeſichte
Die Zukunft tiefer ſich verhüllt.

So gehn wir — vor der Welt geſchieden;
Doch läßt mein Herz dich nicht allein:
Du liebſt mich noch, — zieh hin im Frieden!
Und mög' ein Gott uns gnädig ſein!

3.

O daß dein Mund, ſo reich an Güte,
Das harte Wort des Scheidens ſprach,
Das meines Lebens ſchönſte Blüte,
Das meiner Jugend Hoffnung brach!

Von dir verſchmäht, von dir verlaſſen
Ging ich hinweg in Schmerz und Scham,
Und ſchwankend zwiſchen Lieb' und Haſſen
Rang ich mit dir und meinem Gram.

Doch als nach ſchwerdurchkämpften Tagen
Sich meiner Bruſt ein Friede bot,
War vom Verzichten und Entſagen
Das Herz erkühlt, die Liebe tot.

Nur winters, wenn beim Sturmesbrauſen
Der Schnee vom Abendhimmel fällt
Und irrer Lampenſchein von draußen
Mein dunkelndes Gemach erhellt, —

Da zuckt oft die vernarbte Wunde,
Und mich gemahnt's in jähem Leid
So mancher ſelgen Dämmerſtunde,
Mit dir verbracht in alter Zeit.

Dann trittſt du in der Nächte Schlummer,
Ein bleicher Gaſt, zu mir heran,
Erzählſt mir, daß vor Gram und Kummer
Dein Herz mich nicht vergeſſen kann.

Du beugſt dich bittend zu mir nieder,
So hold wie mein geſtorbnes Glück,
Und flüſterſt bang: „Ich lieb' dich wieder!
Es war ein Wahn, — o komm zurück!"

Dann wach' ich auf, wenn mir von Thränen
Die ſchlummerſchwere Wimper brennt;
Es faßt mich ein verlornes Sehnen
Und Wehmut, die kein Name nennt.

Wohl manche Schuld verlöſcht die Reue;
Wohl ſühnt die Liebe manches Leid; —
Doch nichts verſöhnt den Bruch der Treue:
Wir ſind getrennt auf alle Zeit!

4.

Kein Vorwurf trifft dich, keine Klage!
Ich weiß, es iſt ein Schickſalsſchluß,
Iſt eine weltenalte Sage,
Daß Lieb mit Leid ſich enden muß.

Du gingſt hinweg aus meinem Leben,
Wie von dem Baum die Blüte weht,
Wie Jugendglanz und Jugendſtreben,
Wie alles Herrliche vergeht.

Nun leuchtet eine andre Sonne,
Und anders ward's in dir und mir.
Leb wohl! Für alle Huld und Wonne,
Für alle Liebe dank' ich dir!

Bei unſrem Glück ſoll unſer Leiden
Begraben ſein von dieſem Tag,
Und ſanft, wie wir uns heute ſcheiden,
Sei unſrer Herzen letzter Schlag.

Harr aus!

Harr aus, mein Herz, wenn auch der Gram
Ins Leben dich getroffen,
Wenn auch entweicht in Grimm und Scham
Dein jugendliches Hoffen.
Führt auch dein Pfad aus Wald und Feld
Hinaus auf öde Heide,
Im Glücke trotztest du der Welt:
Nun trotz' ihr auch im Leide!

Nie haſt du zag ein Glück verſäumt;
Es folgt dir keine Reue:
Drum nicht von alter Zeit geträumt!
Schau vorwärts in die neue!
Lenzblumen brachſt du ſonder Mühn,
Und die gebrochnen ſtarben.
Der Lenz iſt hin; die Tage glühn:
Nun denk an deine Garben!

Und will auch dein erkühltes Blut
Kein künftig Heil mehr glauben,
Laß dir des Strebens freien Mut,
Des Schaffens Troſt nicht rauben!
Bleib ſelbſt dir treu, bleib dein bewußt
Im Leide wie im Zorne
Und falle, wenn du fallen mußt,
Als Held, die Wunden vorne!

Bergeinsamkeit.

Bergeinſamkeit,
Dein denk ich ſehnend manchen Tag,
Da ich in Blütenbüſchen
Zur Frühlingszeit
Mit meinem Liebchen lag.

Der Lippen Spiel
Gab heißer jeden Kuß zurück;
Wir tauſchten Blüt' um Blüte
Und hofften viel
Und glaubten an das Glück.

Was hofften wir?
Wir waren arm an Gut und Geld;
Das Glück ging mit den Winden:
Sie ſchied von mir, —
Und ich zog in die Welt.

O Bergesgrün,
Wie mag die Luft dort einſam wehn!
Verwachſen ſind die Steige;
Die Blumen blühn
Und welken ungeſehn.

An die Nacht.

Ohne Nebelſäume,
Ohne Mondespracht
Füllſt du alle Räume,
Klare Sternennacht!

Nimmer Sang und Reigen,
Ernſte, bringſt du mit,
Noch verrät dein Schweigen
Liebchens leiſen Tritt.

Spurlos in den Winden
Schwand der Freude Klang.
Wohl iſt Treu zu finden;
Doch ſie währt nicht lang.

Wie ich dir mein Sehnen,
Dir mein Glück vertraut,
Meine ſcheuen Thränen
Haſt nur du geſchaut.

Komm, denn zu ermatten
Müht mein Denken ſich,
Und mit deinem Schatten,
Freundin, tränke mich!

Was mein Herz beſeſſen,
Tilge Luſt und Pein:
Lehre mich Vergeſſen
Und Vergeſſenſein!

Perdita.

Ich ſah dich kommen, ſah dich gehen,
Und freundlich bot ich dir die Hand;
Doch was im Herzen mir geſchehen,
Ich hab' es arglos nicht erkannt.

Nun aber, da du raſch entſchwunden
Und ich auf ewig dich verlor, —
Nun bricht wie Blut aus offnen Wunden
Der Liebe heißer Schmerz hervor.

Nicht wird von ihr in freudgem Sehnen
Die Stirne feſtlich dir umlaubt.
Nein, ſie umfängt im Tau der Thränen
Als Totenkranz dein ſtilles Haupt.

Am Grabe.

Wiederſehn im andern Leben!
Sicher klang des Prieſters Wort:
Gottgetroſt und weltergeben
Ziehn die frommen Beter fort.

Menſchenherz, wie leicht betrogen
Von der Lüfte ödem Blau!
Blindlings auf den Regenbogen
Zimmerſt du der Wünſche Bau.

Totes Kind, wann ſeh' ich wieder,
Was ich Sterblicher geliebt,
Wenn die Anmut deiner Glieder
Hier vermodert und zerſtiebt?

Ach, die Seele, die mein Sehnen,
Starb in dir: wo ſuch' ich ſie?
Wo dein Lächeln, deine Thränen,
Deines Mundes Melodie?

Wie das harte Wort dich quäle,
Einſam Herz, du mußt geſtehn:
Dieſer Augen lichte Seele
Wirſt du niemals wiederſehn!

Rätſelqual! Uralte Trauer
Stöhnt im Nachtwind durch die Flur.
Ewgen Scheidens kalter Schauer
Bebt durchs Mark der Kreatur.

Uferlos im weiten Ringe
Quillt die Finſternis herein.
Nacht, die Erbin aller Dinge,
Haucht mir zu: „Auch du wirſt mein!“

Frühherbst.

Frühherbstliche Tage voll Nebelgrau:
Längst kehrten vom Felde die Schnitter;
Dahin ist der Lüfte lachendes Blau
Und der flammende Zorn der Gewitter.

Wir haben geliebt in der Maienzeit, —
Traumflüchtige Tage der Wonnen!
Dann Kampf und Scheiden und sehnendes Leid,
Und nun auch dieses zerronnen.

Die Weisheit, die leichtentbehrte, kam
Und löschte des Lebens Farben.
Der Seele Gewalt ward flügellahm,
Und des Lorbeers Sprossen verdarben.

Nichts fürchten und hoffen, ein karger Gewinn!
Am Täglichen haftet der Wille,
Und über der Welt und meinem Sinn
Lastet unendliche Stille.

O Jugendwahn, verblendetes Glück,
Leichtgläubiger, kehre mir wieder!
Gieb dem darbenden Herzen die Liebe zurück,
Der verstummten Lippe die Lieder!

Aufleuchte mein Leben in lohender Glut;
Dann mag es dämmern und nachten!
Und lieber versinken in stürmender Flut
Als am sicheren Lande verschmachten.

Immer stiller fliesst das Leben.

Immer ſtiller fließt das Leben;
Immer bleicher wird der Tag,
Immer enger Luſt und Streben,
Schneller ſtets der Stunden Schlag.
Wie mit jedem Morgenrote
Ich einſt neue Freuden fand,
Kommt noch ſtets der goldne Bote,
Aber ach, mit leerer Hand.

Sterbekunde, Totenklage
Iſt das einzge, was er bringt,
Da vom Harfenſpiel der Tage
Mählich Sait' um Saite ſpringt.
Und er läßt mich einſam ſtehen,
Einſam, wie ich niemals war:
Da umdrängt mich ungeſehen
Eine traurig holde Schar.

„Laſſ' uns deine Hände faſſen!
Alte Liebe werde neu.
Komm, die Welt hat dich verlaſſen;
Doch die Toten ſind getreu.
Was wir einſt an Freuden hatten,
Iſt zerronnen uns wie dir.
Sieh, wir ſelbſt ſind Staub und Schatten:
Willſt du beſſer ſein als wir?"

BIBLIOTECA REGIA

Unter blühenden Bäumen.

Unter blühenden Bäumen
Lieg' ich in Einſamkeit,
Von alter Zeit,
Von alter Liebe zu träumen.

Sehnſüchtige Stille ringsherum,
Nur Bienengeſumm
Und fern im Thal ein Glockenklang:
Ob Hochzeitläuten,
Ob Grabgeſang,
Ich will's nicht deuten.

Lenzwolken ziehn mit ſanftem Flug.
O Jugendleben,
Das lang verblich,
O Frühlingsweben,
Was lockſt du mich?
Goldſonnige Fernen lachen.

Neues Hoffen, neuer Trug!
Lenz, des Zaubers iſt genug!
Nein, wieg mich ein
Zur ſüßen Ruh
Und decke du
Mein träumend Haupt mit Blüten zu!
Roſige Dämmrung hüllt mich ein:
O ſeliges Verſchollenſein,
Schlafen und nimmer erwachen!

Welkes Laub.

Noch blieb am kahlen Baume
  Manch welkes Laub zurück;
Noch quält dich oft im Traume
  Manch längsterstorbnes Glück.

Doch junge Blättertriebe
  Und Knospen drängen sacht:
So laß die alte Liebe,
  Die elend dich gemacht!

Du trugst durch Schmerz und Klage
  Die Hoffnung unversehrt,
Daß auch in deine Tage
  Der Frühling wiederkehrt.

Abendlust.

Abendluft, vom Bergesgipfel
In des erſten Frühlings Blaun
Durch die zarten Blütenwipfel
Ueber Stadt und Flur zu ſchaun!

Zwar im kaumerwachten Walde
Sind der Sänger noch nicht viel.
Doch von unten durch die Halde
Jubelt hell der Kinder Spiel.

Koſend wandeln ſtille Pärchen
Zwiſchen dunkeln Gärten hin:
Meiner Jugend goldnes Märchen
Zieht mir leuchtend durch den Sinn.

Ach, wie lang aus meinen Tagen
Schied der Liebe Luſt und Harm!
Doch das Herz, das ihr geſchlagen,
Schlägt noch immer ſtark und warm.

Blieb auch manches Thun vergebens,
Ob manch ſchöner Wahn entwich, —
Holder Genius des Lebens,
Immer glaub' ich noch an dich!

Jetzt im milden Abendſtrahle
Gehſt du ſegnend durchs Gefild:
Reig' auch mir die volle Schale,
Die den Durſt der Sehnſucht ſtillt!

Neues Leben.

Heul', Wind, aus rauher Kehle!
Mir macht dein Grimm nicht bang.
Es jubelt meine Seele
In deinen Sturmgesang.
Ein Opfer bring' ich deinem Wüten:
Der quälenden Erinnrung Tand,
Zerrissne Blätter, dürre Blüten
Entflattern meiner offnen Hand.

Ein Leben ohne Liebe
Ist tausendfache Not.
Ich sah im Weltgetriebe
Nur Thränen, Trug und Tod.
Jetzt — welch ein Locken, welch ein Sehnen!
Entschleiert grüßen Thal und Höhn:
O Welt der Stürme, Welt der Thränen,
O Welt des Tods, — wie bist du schön!

Liederstille.

Einſam noch in düſtern Stunden
Sang ich mit der Nachtigall;
Doch die Schatten ſind entſchwunden
Und verſtummt der Widerhall.

Liebchen, ſieh, durch Wald und Auen
Neues Thun zu zwein und zwein:
Halme tragen, Neſter bauen,
Weltverſchwiegen ſelig ſein.

Um in Harmonien zu ſchweben,
Brauchen wir der Lieder nicht:
Iſt doch unſer ganzes Leben
Selbſt das lieblichſte Gedicht.

Erdenglück.

Sein Werk zu krönen, ſann der Weltenmeiſter
Im Schöpferſtolz; da ſchuf er Mann und Weib.
Drum ſind wir ſelger als die ſelgen Geiſter:
Sie ſind's am Geiſt nur, wir an Geiſt und Leib.

Durchwallt der Herr das irdiſche Gefilde
Und kehrt von Leid und Zwietracht ſein Geſicht,
Da ſchaut er unſer Glück und lächelt milde:
„Daß ich die Welt ſchuf, ſieh, es reut mich nicht!“

Daheim.

Stets, wenn ich beim Heimgang ſehe
Unſres Herdes Rauch,
Rührt mich deine liebe Nähe
Wie ein Frühlingshauch.

Trieb mich einſt durchs Weltgedränge
Flüchtges Traumgebild,
Hier in dieſer trauten Enge
Atm' ich tiefgeſtillt.

Ob es auch an Schätzen fehle,
Reich iſt nur, wer liebt,
Wem ſich eine reine Seele
Voll und treu ergiebt.

Gleich den Seligen abgeſchieden
Ruhn wir holdgeſellt;
Fernherauf in unſern Frieden
Toſt die Qual der Welt.

Wär' uns noch ein Wunſch geblieben,
Wär's das eine Wort:
Weile, Zeit, wie unſer Lieben! —
Doch ſie gleitet fort.

Was auch kommt, wie ſollt' ich zagen
Hand in Hand mit dir?
Alles, alles will ich tragen,
Bleibſt nur du bei mir!

Der Dinurstrom.

Einen Glutstrom nennt die Sage. Rastlos fort von Anbeginn
Flutet er in Feuerwogen unter Gottes Thron dahin.
Und in qualmenden Gestalten steigt's empor aus seinem Lauf,
Steigen endlos Myriaden jugendschöner Engel auf.
Ueberschauend alle Wesen, alles Lebens Lust und Leid
Schweben sie vor Gott vorüber in des Lichtes Herrlichkeit,
Ziehen so im hohen Bogen durch den blauen Himmelsdom,
Jubeln Dank und sinken wieder — und vergehn im Feuerstrom.

Menschenkind, ihr kurzes Leben, deucht es dich nicht schön und groß?
Und du selbst, du wolltest klagen? Sieh, du schaust dein eignes Los!
Bist du doch aus ewgem Schlummer zu lebendgem Tag erwacht,
Ahnst des Geistes Schöpfertiefen, schaust der Welten Rätselpracht,
Stürmst empor in freudgem Streben, wie der Aar im Flug beglückt,
Von des Edeln Drang beseligt, von der Schönheit Macht entzückt:

Doch auch all der regen Fülle neigt dein Sehnen ſich zur Ruh,
Sinkſt auf abendmüden Schwingen heimatlichem Schlummer zu.

Dieſes überreiche Leben, ſcheltet ihr es arm und klein?
Ach, die Wunder aller Wunder, Erd' und Himmel ſchließt es ein.
Denn von deinem Geiſterodem aufgeſchlürft, ein Tropfen Zeit,
Nimmt es ſtill in deine Stille, heilge Nacht der Ewigkeit.

Wiedersehen.

Am Berghang unter dem Flieder
Wie ruht sich's dämmerhell! —
Ha, Edwin, kehrst du mir wieder,
Mein feiner Jugendgesell?

So bleich kommst du gegangen?
Da, trink vom funkelnden Wein!
Schon glühen deine Wangen
In ihrem Rosenschein.

Nun komm, die Brüder zu grüßen!
Dann plaudern wir uns satt.
Sieh da zu unsern Füßen
Die alte Musenstadt!

Wir schwärmen mit den Genossen
Im bunten Burschenband.
Dann geht's mit Wagen und Rossen
Und Fahnen ins blühende Land.

Das ist ein Jauchzen und Singen
Das Neckartal entlang.
Wie klirren und blitzen die Klingen,
Wie braust Kommersgesang!

Wir ſchleichen uns fern vom Getriebe
Und tauſchen mit flüſterndem Laut
Manch ſüßes Geheimnis der Liebe,
Wie es Jugend der Jugend vertraut.

Wie ſchön, du mein liebſter Geſelle,
Wird einſt die Erinnerung!
Noch lacht die Zukunft ſo helle:
Wir ſind ja ſo jung, ſo jung! —

Da wecken mich krächzend die Raben:
Grau weht im Wind mein Haar;
Du aber liegſt begraben,
Begraben manches Jahr.

Vision.

Ich sah ein Weib in Dämmerlüften;
Aus Sternglanz wob sich ihr Gewand.
Sie stand auf grasverdeckten Gruften
Mit Saat und Sichel in der Hand.

Vor ihr im Staub rief um Erbarmen
Ein zahllos Volk mit Weh und Ach.
Sie flehten mit erhobnen Armen,
Und jammernd scholl es tausendfach:

„O wehr' dem Tod, dem nimmersatten!
Natur, was that dir unser Glück?
Gieb mir mein Kind! Gieb mir den Gatten!
Nur einen Tag gieb ihn zurück!" —

Sie sah mit keinem Blicke nieder,
Hinstarrend in ihr ewges Reich:
„Was ich vereint, das trenn' ich wieder.
Ihr wißt es. Warum liebt ihr euch?"

Blick ins All.

Mit Sonnenschwärmen, die gleich Nebelhüllen
Den Abgrund der Unendlichkeit verhüllen,
Mit Welt an Welt in grenzenlosen Weiten,
Mit Todesschauern ewger Einsamkeiten, —
So ragst du auf in finstrer Pracht,
Du königliche Sphinx der Nacht,
Bedrängst mich stumm mit deiner Rätsel Qual,
Mit deinen Wundern ohne Maß und Zahl.

Und doch, mich faßt ein Ahnen kühn und groß,
Als stammten wir aus einem Mutterschoß,
Als neigten Sternenbrüder sich zu mir,
Als grüßt' ich nur mein andres Selbst in dir.

Dich aber schnürt in ehrnes Netz
Ein unerbittliches Gesetz.
Du kennst der Sterne, kennst des Staubs Gewicht;
Doch das Erbarmen kennst du nicht.
Dich rühren keine Freuden, keine Schmerzen;
Du regst dich endlos, doch mit totem Herzen.

Aus meiner Brust nur quillt dir, was dir fehlt:
Mein Aug' ist's, das mit Schönheit dich beseelt;
Mein ist der Freiheit zielentflammtes Streben;
Mein ist die Liebe, mein ist das Vergeben.

Ich leihe dir, soweit die Schwinge reicht,
Ein Göttliches, das meiner Seele gleicht,
Und adle mit des Geistes Schöpferspur
Den öden Wandel deiner Weltenuhr.

Und wälzest du mir kalt dein Rätsel zu,
Ich wälz' es rückwärts. Wir sind ich und du.
O brich dein Schweigen streng und furchterlich!
Dein Rätsel löf' ich, sagst du: Wer bin ich? —
Doch auf uns beiden lastet gleicher Bann;
Mit fremden Blicken starren wir uns an.
Ich atme dich und bin dir weltenferne. —

Da haucht es klanglos vom Gefild der Sterne:
„O Mensch, ich bin der Raum, du bist die Zeit.
Was uns verbrüdert? uns entzweit?
Das frag' die Mutter, frag' die Ewigkeit!"

Lautlose Nacht.

Lautlose Nacht. Die Fluren trinken
Des vollen Mondes Labeschein.
Stumm läßt Natur die Hände sinken
Und lauscht verträumt in sich hinein.

Kein Vogelton, kein Ruf der Grille;
Im Schatten schläft der Waldeshang:
Sanft überquillt mich diese Stille
Mit ihrem himmlischen Gesang.

Der Menschen unersättlich Jagen,
Der Freud' und Ehren flüchtge Spur,
Wahn, Müh' und Not seit fernsten Tagen,
Neid, Krieg und Mord, — was war es nur?

Geist, heimatloser, nicht vergebens
Ersehnest du ein Friedensreich:
Denn hinter all dem Lärm des Lebens
Liegt eine Stille, — dieser gleich.

Epilog.

Hat's oft aus meinem Sinne trüb geklungen,
Glaubt nicht, daß er in Trübsinn sich vergräbt!
Mein Leid hab' ich im Lied bezwungen —
Mein reiches Glück hab' ich gelebt.

Anhang.

Ein Cagelied.

(Juli 1870.)

Wohlauf! Schon will es tagen.
Die Wolkenberge glühn;
Verjüngt vom Frühlicht ſchlagen
Die Herzen friſch und kühn.
Es rauſcht ein mächtig Wehen
Durch Stadt und Flur und Tann.
Die welſchen Hähne krähen
Den deutſchen Morgen an.

So lang mit ſtillem Grame,
Mit heilgem Grimm genannt, —
Wie ſüß klingt nun dein Name,
Mein deutſches Vaterland!
Der alte Zwiſt entſchwunden!
Hell ruft's vom Fels zum Meer:
„Wir haben uns gefunden;
Wir laſſen uns nicht mehr!“

Mag ſeinen Haß verſchwenden
Der übermütge Feind!
Er hilft uns nur vollenden,
Was er zu ſtören meint.

Er ſchlich, uns auszuſpähen;
Er bot uns ſchnöden Kauf;
Er wähnte, Trug zu ſäen:
Da ging die Treue auf.

Nun laßt den Prahler dräuen!
Mag, was da will, geſchehn, —
Ein Volk vereint in Treuen
Wird jeden Sturm beſtehn.
Dem fremden Räuber werde
Als höchſter Lohn im Streit:
Sechs Fuß von deutſcher Erde
Und die Vergeſſenheit.

Gruss an das Heer.

(Juli 1871.)

Ihr Helden von der Wacht am Rhein,
In Pracht und Jubel zieht ihr ein,
Und alle Herzen glühen.
So lang noch tönt ein deutsches Wort,
Tönt auch die Siegeskunde fort
Von euch und euren Mühen.

Der Altfeind sann auf neuen Raub;
Er schrie sich prahlend toll und taub,
Fuhr aus mit Roß und Wagen.
Noch gärt der Deutschen alter Zwist,
So dacht' er, was zerspalten ist,
Das läßt sich leicht zerschlagen.

Doch sieh, durchs ganze deutsche Land
Schloß sich vertrauend Hand in Hand,
Und neue Weisen klangen.
Noch eh bereit des Feindes Macht,
Stand schon Alldeutschland auf der Wacht,
Ihn würdig zu empfangen.

Und vorwärts ging's, — in gleichem Tritt
Der Baier mit dem Preußen schritt,
Der Sachse mit dem Schwaben.

Ihr jagtet sie bis fern ans Meer;
Ihr finget sie, ein zahllos Heer;
Die andern sind begraben.

Wohl mancher blieb im fremden Land,
Den wir mit Sorgen ausgesandt,
Und frische Narben schmerzen;
Doch der Getreuen Opferthat,
Sie lebt und wirkt als edle Saat
In jedem deutschen Herzen.

Und wie ihr standet Mann an Mann,
So soll es bleiben nun fortan,
Auch wenn die Waffen rasten:
Ein Volk vereint in Freud' und Leid,
Dem Frieden hold, doch stark zum Streit:
Wer wagt's, uns anzutasten?

Drum Deutschland Heil im Siegesglanz,
Daß sich sein grüner Ehrenkranz
In jedem Sturm erneue!
Ein Hoch der Waffenbrüderschaft,
Ein Hoch der deutschen Heldenkraft,
Ein Hoch der deutschen Treue!

Dem deutschen Volke.

Soviel dir Feinde widerſtreben,
Mein Volk, dir iſt ein Heil gegeben,
Das dir der Feind erſchafft:
In Stürmen und Gefahren —
Treu deinem Bild, dem Aaren —
Verjüngt ſich deine Kraft.

Festgruss an Cübingen.

(Zum Jubiläum des Corps Frankonia 1871.)

Sei uns gegrüßt nach langen langen Jahren,
Du Muſenſtadt, du altgeliebtes Thal!
Die frohen Söhne, die dein eigen waren,
Die weitzerſtreuten, einſt du noch einmal.
Von nah und ferne kommen ſie gefahren:
Wie prangſt du feſtlich heut im Sonnenſtrahl!
Zum Willkomm ſendeſt du auf allen Wegen
Die Bilder ſchöner Zeiten uns entgegen.

Und freudig Grüßen geht von Mund zu Munde;
Die Augen gluhn; es haftet Hand in Hand.
Nun drängt heran und nützt die ſeltne Stunde
Und füllt die Becher jubelnd bis zum Rand!
Nun ſchließt wie einſt die heitre Tafelrunde!
Das alte Herz umſchlingt das alte Band,
Und aus bewegter Bruſt erklingen wieder
Die herrlichen, die halbvergeßnen Lieder.

Mit immergrünem Laub umkränzt die Fahnen:
Erinnrung ſei des Feſtes Königin!
Mit dieſen Liedern kommt's wie Jugendahnen;
Wie Jugendliebe zieht es durch den Sinn.

An Frühverlorne will es uns gemahnen,
An treue Seelen, welche lang dahin.
Uns winken ihre freundlichen Geſtalten,
Die nie verblühen und die nie veralten.

Doch ſchließt die Lücken, die der Tod geſchlagen!
Laßt, die da leben, feſt zuſammenſtehn!
Und ſo wie heut bis zu den fernſten Tagen
Soll uns ein friſcher Jugendhauch umwehn.
Der ſtolze Mut zu ringen und zu wagen,
Der Mut der Freude ſoll nicht untergehn,
Und blühn ſoll und gedeihn in alten Treuen
Der Bund der Freundſchaft, den wir heut erneuen!

Einer Braut zum Geburtstag im Mai.

Segen dieſem jungen Lenze,
Der ſo feſtlich dich entzückt,
Mit dem lieblichſten der Kränze
Dir die reine Stirne ſchmückt!
Ueber dir des Schickſals Sterne
Deckt der Sonne goldner Schein,
Und der Zukunft blaue Ferne
Hüllt ein Blütenregen ein.

Glaub' dem Lenz und ſeinem Weben,
Der viel giebt und mehr verheißt!
Ueber deinem ganzen Leben
Weil' er als dein guter Geiſt!
Wandle hin durch Blumenhage,
Lenzgeboren, lenzgeweiht,
Und vom Lichte dieſer Tage
Glänze deine fernſte Zeit!

Kein Toast.

(Bei einer silbernen Hochzeit.)

Die Gnädige bedräut mich, daß ich spreche.
Seit lange schon befahl sie, daß ich heut
Mein fünfundzwanzigjährges Schweigen breche
Und sag', was Zucht und Anstand mir gebeut.
Doch bleib' ich stumm an ihrem Ehrentage,
Bleibt sie für immerdar auf mich erbost.
Das schwur sie mir. Nun denkt euch meine Lage!
Denn ich, ihr wißt, ich halte keinen Toast.

Ich saß so still bei Schüsseln und Pokalen!
Wie friedlich lebt ein insolventer Mann!
Doch zahlt er einmal, soll er immer zahlen;
In Scharen drängen sich die Gläubger an.
Und red' ich heut, so muß ich weiter reden,
Bis frühes Alter mir das Haupt bemoost.
Vor solchem schlimmen Anfang warn' ich jeden,
Und darum, seht ihr, halt' ich keinen Toast.

Wohl spräch' ich gern von jener Tafelrunde,
Die hier dereinst ihr nächtlich Wesen trieb,
Von mancher schönen, raschverflognen Stunde
Und von der Lieb' und Treue, die verblieb;

Wie wir vereint mit unſrem Jubelpaare
In Glück und Fährlichkeit, in Sorg' und Troſt
Uns eingeſpielt ins ernſte Spiel der Jahre:
Jedoch das alles wißt ihr ohne Toaſt.

Ja, wahrlich, ihr, die kein Gelübde bindet,
Thut eurem vollen Herzen keinen Zwang!
Ihr dürft ja frei geſtehn, was ihr empfindet:
So grüßt das Paar mit hellem hohem Klang!
Stimmt ſegnend ein in dieſen trauten Räumen,
Die von ſo manchem Freudenſchall ertoſt,
Und rufet Heil und laßt die Becher ſchäumen!
Ich trinke mit, — doch halt' ich keinen Toaſt!

Kolumbus.

(Für das Mailänder Kolumbusalbum 1892.)

O Jubelſchauer, der dich überquoll,
Als hoch vom Maſt der Freudenruf erſcholl
Und prangend wie am neuen Schöpfungstag
Die Küſte deiner Träume vor dir lag!
Da fühlteſt du im höchſten Augenblick
Die eigne That als göttliches Geſchick.
Das war ein Lohn ob allem Erdenlohne. —
Die Menſchheit aber bot dem großen Sohne
Der Menſchheit Dank, — die Dornenkrone.

Albumsprüche.

Mit den Lebenden zu leben,
War mein Dichten, war mein Streben.
Nicht vom Mohne grünt mein Feld.
Doch besonnt vom hellen Tage
Blick' ich gern ins Land der Sage,
In das Morgenrot der Welt.

*

Weisheitlehren
Sollst du ehren;
Aber lern' als besten Rat
Eignen Blick für eigne That!

*

Freut euch nicht die Pracht des Falters, der in freien Lüften schweift?
Wollt ihr das nur euer nennen, was ihr mit den Händen greift?

* *

Des Lebens ganzes Trachten, ganzes Thun
Drängt unaufhaltſam, nach dem Sturm der Zeit
Im ſichern Hafen der Vergangenheit
Auf ewig auszuruhn.
Drum denk, bedrückt dich dein Geſchick,
Daß alles Sein zum Nichtſein auserleſen.
Betracht' es mit der Zukunft Blick,
Als wär' das alles längſt geweſen.

*

Wie Offenbarung tönt hernieder
Aus blauen Höhn aufs kahle Feld
Der Jubelklang der Lerchenlieder.
Wirf ab, was dir das Herz vergällt!
Ein jeder Lenz verkündet's wieder:
Dem Lebensmut gehört die Welt.

*

Dunkel umfängt uns rings; doch ſteigt die Sonne der Liebe, —
Ueber des Abgrunds Nacht ſpielen die Falter des Glücks.

*

Wie der See ans Ufer ſchwillt!
Seele, deiner Stunden Bild!
Raſtlos wogt das Waſſerreich,

Raſtlos, — doch in jeder Welle
Ewig anders, ewig gleich
Spiegelt ſich des Himmels Helle.

*

O Weſen aller Weſen, wie auch der Geiſt ſich müht,
Von dir lebendge Kunde erahnt nur das Gemüt.
So ſtehen Blindgeborne vor des Tages Licht:
Sie fühlen ſeine Strahlen, — doch ſie ſehn ſie nicht.

Hausinschrift.

Du ziehſt hinein, du ziehſt hinaus,
Ein flüchtger Gaſt im eignen Haus.
Drum wirb dir Liebe zum Geleit:
Sie legt ins Heut die Ewigkeit.

II.

Balladen und Romanzen

Ballade von Oswin.

Es liegt in Blut und Banden
Der treue Held Oswin;
Die wilden Henker ſtehen
In finſtrer Scheu um ihn.

„O ſchickt zu meinem König,
Sagt euren Sieg ihm an!
Er zahlt euch reiche Löſung:
Ich war ſein treuſter Mann.“

Dein König zecht im Saale;
Des Grämen iſt nicht groß.
Weh dir, daß deine Tugend
Sein arges Herz verdroß!

„So ſchickt zu meinem Bruder,
Dem Wiking kühn und wert!
Er zahlt euch reiche Löſung
Und mehr, als ihr begehrt.“

Dein Bruder hat geſtohlen
Dein Schlachtſchiff ſchwarz und hehr;
Er fährt mit luſtgen Wimpeln
Durch Nordlands düſtres Meer.

„So ſchickt zu meinem Freunde!
So ſchickt zu meiner Maid!
Sie zahlen reiche Löſung
An Waffen und Geſchmeid.“

Dein Lieb verträumt dein Leiden,
Du machſt ihr kleinen Harm;
Sie atmet ſüße Gluten
In deines Freundes Arm.

„So klag ich's Wind und Wolken,
Die ſagen's den Himmliſchen an,
Wie alle Welt verlaſſen
Den todbedrängten Mann!“

Und Wind und Wolken zogen
Im Dämmergrau dahin.
Still beugt ſein Haupt dem Beile
Der treue Held Oswin.

Der Jäger am Mummelsee.

Der Jäger reitet zum Berg so jach;
Bleich Liebchen schaut ihm durch Thränen nach.

Er reitet vorbei durch Gestrüpp und Dorn;
Er schaut nicht herüber; es grüßt nicht sein Horn.

Im Mondlicht schlummert des Schwarzwalds Höh',
In einsamer Ruhe der Mummelsee.

In der Tiefe da regt sich grünwogiges Licht.
„Wohlauf, Seefräulein, und hörst du nicht?"

Sie stieg empor im schaumigen Kleid:
„Was willst du in so später Zeit?

Dein erstes Lieb, es harret dein;
Ihr Herz vergehet in Sehnen und Pein."

„O schweig von ihr, du herrliche Maid!
Ich selber vergehe in Sehnen und Leid."

„Bleib ferne! Mein Bette heget dich nicht." —
„Nur einmal laß küssen dein weißes Gesicht!"

Er beugt sich vor; er faßt ihren Arm.
„So kühle denn, Knabe, die Liebe so warm!"

„Weh, Liebchen, wie iſt ſo kalt dein Leib!“
Da umklammert ihn höhnend das Waſſerweib.

„Und findſt du am Kühlen keine Luſt,
Was flohſt du von warmer Menſchenbruſt?“

Sie rauſchet hinab; ihr Gelächter verhallt.
Der Jäger flieht durch den finſtern Wald.

Er ſinkt zuſammen vor Liebchens Thür.
„Treuliebchen! O komm' noch einmal herfür!“

„Hilf Himmel! Wie iſt deine Lippe ſo blau?“ —
„Das iſt der Kuß der Waſſerfrau.

Verſtoß mich nicht! Dein Herz iſt warm.
O laß mich ſterben in deinem Arm!“

Und wie ſie ihn drückte ans jammernde Herz,
Da faßte ihn brennender Todesſchmerz.

Und wie ſie ihn küßte mit bebendem Mund,
Da war er geſtorben zur ſelben Stund'.

Treuliebchens Tod.

O Liebſter, ſag, welch ſüßer Ton
So mächtig und ſo lind?
„Die Kirchenglocken klingen ſchon,
Du armes, krankes Kind.“

Dazwiſchen ſchallt ſo hold und klar
Geſang aus Engelsmund.
„Sie rufen uns bald zum Traualtar.
Bald, bald biſt du geſund.“

Bald, Liebſter, bald! Sie rufen all
In fernes, fremdes Land.
Du hörſt ihn nicht, den ſüßen Schall.
Komm, reich' mir deine Hand!

Mein Haupt wird frei; mein Aug' wird licht;
Vom Herzen ſchwand das Weh.
Siehſt du das ſeltſame Geſicht,
Das ich durchs Fenſter ſeh?

Da liegt ein Grab in Einſamkeit
Mit Blumen bunt und klar;
Die windeſt du der fremden Maid
Als Brautkranz in das Haar.

Wer gab ſie dir zu Scherz und Luſt?
Was ſtörſt du mein ſtilles Haus?
Nicht ſtarb meine Liebe in toter Bruſt;
Lenzblumen wurden daraus.

Die blühn für dich. — Drum nimm ſie hin!
Gott ſegne deine Braut!
Nie mag bereun dein heitrer Sinn,
Was ich im Tod geſchaut.

Die Stunde ſchlägt; die Glocke ſchallt
Mit ſanfter Himmelsmacht;
Mein Aug' iſt müd'; — der Ton verhallt; —
Herzliebſter, gute Nacht!

Ratbod der Friese.

Helden ziehn im Friedenskleide, ein Geschlecht von blonden Riesen:
Ratbod wird getauft im Dome, der gewaltigste der Friesen.

Schon ist aus dem Land der Franken eine heilge Schar gekommen;
Weihrauch qualmt, und Kyrieleison rufen die beglückten Frommen.

Ratbod naht dem Marmorbecken in den weißen Taufgewanden,
Und der Bischof tritt zum Helden mit dem Kreuze hoch in Handen.

„Weh! dir, daß vom Dienst des Bösen du dich reuig losgerissen,
Daß du nicht wie deine Väter wande'st fort in Finsternissen.

Ihre Seele ging zur Hölle; deine soll sich Gott gesellen,
Wo die Bäche ewger Gnade um den Thron der Heilgen quellen." —

Doch der Herzog ruft ergrimmend: „Nur zu weiberweichen Vetern
Will mich euer Heiland senden, nicht zu meinen tapfern Vätern?

Soll ich feige mich verkriechen, wenn die Helden nach mir fragen?
Treulich will ich mich mit ihnen durch die ganze Hölle ſchlagen.

Eure Pſalmenſinger neid' ich nicht in ihren Paradieſen!"
Ratbod ſprach's und ſchritt von dannen, der gewaltigſte der Frieſen.

König Haddings Herz wird müde.

In öder Hall um Mitternacht
Der alte König ſitzt und wacht.
Seine Helden ſanken im Kampfgewühl;
Dem Alten wird's im Saale ſo ſchwül;
König Haddings Herz wird müde.

„Und ſind meine Helden erſchlagen all,
Was ſitz' ich allein in der öden Hall?
Und ſoll ich hinſterben wie ein Weib?
O weh, du alter Heldenleib!
König Haddings Herz wird müde.

Kein Berſerk hauſt um Nordlands Seen,
Der König Hadding mag beſtehn;
Schildklang und Holmgang bleiben fern, —
Und König Hadding ſtürbe ſo gern!
König Haddings Herz wird müde."

Doch ehe noch ſein Wort entſchwand,
Da pocht's ans Thor mit ehrner Hand.
„Herr König, habt Ihr Luſt zum Streit,
So dünkt's mich juſt die rechte Zeit!" —
König Haddings Herz wird müde.

„Ist Euch Swibhagars Nam' bekannt?
Ihr nahmt ihm Leben einst und Land!
Auf dem Haupte tragt Ihr Dymins Kron' —
Und ich bin Alf, Swibhagars Sohn!" —
König Haddings Herz wird müde.

Da schnürt der Held sein Eisenkleid:
„Ihr Schildesjungfraun, seid bereit!"
Sie ringen Schild an Schild gestemmt;
Ihn schlug der Knab' durchs Panzerhemd. —
König Haddings Herz wird müde.

Doch wie er fühlt so guten Schlag,
Sein Herz in Scham und Stolz erschrak:
Er senkt den Schild und hebt die Hand; —
Der Knabe taumelt in den Sand.
König Haddings Herz wird müde.

Der Mond will sinken überm See;
Der Knabe ringt in Todesweh,
Und Hadding senket Dymins Kron'
Wie träumend auf Swibhagars Sohn.
König Haddings Herz wird müde.

Er kehrt zurück zur öden Hall;
Sein Panzer sinkt mit dumpfem Schall.
Dann bohrt er in die Brust zumal
Der Todesrunen heilge Zahl.
König Haddings Herz wird müde.

„Rinn hin, mein Blut! Ich hab's erkannt:
Hadding stirbt nur durch Haddings Hand!" —
Still wird es, wo der König ruht;
Leis auf den Estrich tropft das Blut:
König Haddings Herz wird müde.

Klein wild Waltraut.

Das Mondlicht iſt verſunken kaum;
Herr Odin ſitzt am Galgenbaum.
Die Toten reden leiſe.

„Ihr drei Geſellen über mir,
Nun ſaget an, was raunet ihr?“
Die Toten reden leiſe.

„Wir harren auf klein wild Waltraut.
Die Zeit wird lang; es ſäumt die Braut.“
Die Toten reden leiſe.

„Du ſchwarzer Krauskopf, ſag' mir an:
Was hat wild Waltraut dir gethan?“
Die Toten reden leiſe.

„Klein Waltraut iſt ein Grafenkind;
Ihr Sinn ſo wild und leicht wie Wind.

Ich war ein Ritter wohlbekannt,
Nach ihrem Leib in Lieb' entbrannt.

Sie war in einer Nacht mir hold;
Mein goldner Hüftdolch war ihr Sold.

Doch bei des Morgens frühstem Graun,
Da ließ sie diesen Galgen baun.

Und als die Sonn' vom Berge schien,
Da gab sie mich dem Henker hin

Und lachte: Der lebt nicht am Tag,
Der nachts bei klein wild Waltraut lag!"
Die Toten reden leise.

„Und du mit Haaren braun und schlicht,
Was brachte dich aufs Hochgericht?"
Die Toten reden leise.

„Ich kam, ein Ritterherr, über Rhein,
Und wollt' um Waltrauts Minne frein,

Und für ein goldnes Halsgeschmeid
Ließ sie mich ein zu nächtger Zeit.

Doch bei dem ersten Morgenrot,
Da hieß sie führen mich zum Tod

Und rief: Die Kette gabst du mir,
Ich schenk' die beste Kleide dir!"
Die Toten reden leise.

„Und du, mein goldgelocktes Kind,
Wie war wild Waltraut dir gesinnt?"
Die Toten reden leise.

„Ich war ein junger Fiedelmann;
Klein Waltraut sah mich lachend an.

Sie sprach: Was gibst du Kleiner mir?
So spiel' ich heute nacht mit dir.

Meine Fiedel trug ein Purpurband;
Das gab ich in klein Waltrauts Hand.

O weh! Wie glühend war ihr Mund,
Sie küßt' mir beide Augen wund.

Und als der Tag durchs Fenster sah,
Ihr weißes Tüchlein nahm sie da:

Laß binden die kranken Aeugelein zu!
Man soll dich bringen jetzt zur Ruh'. —

In frischer Luft, mein süßer Knab':
Du bist zu bold fürs dumpfe Grab.

Da führten sie mich wie im Traum
Hinaus zum lichten Galgenbaum."
Die Toten reden leise.

Herr Odin spricht kein einzges Wort;
Die Winde sausen fort und fort.
Die Toten reden leise. —

Klein Waltraut sitzt beim Fackelschein
Und trinkt vom Blutig roten Wein.

Da schallt ein Hufschlag dumpf und schwer;
Ein schwarzer Reiter sauft daher.

„Halt an, du Reitersmann! Hab' acht!
Wohin in dieser finstern Nacht?"

Da hält er an sein Roß zumal;
Sein Antlitz glänzt im Fackelstrahl.

„Halt an, du schöner Ritter mein!
Willst du heut' nacht mein Buhle sein?"

„O Maid! Verhülle deinen Leib!
Ich kusse nie ein menschlich Weib."

„O komm, du schöner Ritter mein!
Dir schenk' ich Gold und Edelstein."

„Ich nehme nichts von deiner Hand,
Als Dolch und Kett' und Purpurband."

Da reicht sie's ihm durchs Fenster schnell:
„Das Thor ist offen; der Gang ist hell."

Doch er schwingt sie aufs Roß geschwind
Und sauft davon durch Sturm und Wind. —

Schon färbt ein Grau des Himmels Raum;
Ins Dunkel ragt der Galgenbaum.
Die Toten reden leise.

Was nahet dort wie Wettergeschoß?
Das ist Herrn Odins weißes Roß.
Die Toten reden leise.

„Hör' auf, klein Waltraut, sag' mir fein:
Kennst du die drei am Rabenstein?"
Die Toten reden leise.

„O wehe, Herr, die kenn' ich wohl!
Wie raunen sie so dumpf und hohl?"
Die Toten reden leise.

„Komm näher doch, klein wild Waltraut!
Sie harren lang schon auf die Braut."
Die Toten reden leise.

Herr Odin schnüret unverwandt
Ums Auge ihr das Purpurband.

Er legt ihr an die Kette noch
Und stößt den Dolch ins Galgenjoch.

Und eh' drei Wort' gesprochen sind,
Hängt klein wild Waltraut hoch im Wind.
Die Toten reden leise.

Wie flüstert's doch am düstern Ort
Wie Gruß und Kuß und Liebeswort?
Die Toten reden leise.

Herr Odin kehrt sich schweigend um;
Der Morgen dämmert bleich und stumm,

Und von dem fernsten Himmelsraum
Trifft falbes Licht den Galgenbaum.
Der Toten Mund wird stille.

Das Hexenkind.

Die nächtlich spinnt im Mondenschein
Mit einer schwarzen Spule,
Das ist der Hexe Töchterlein
Und meine süße Buhle.

Es war in der Walpurgisnacht,
Wo sich die Hexen scheren,
Da kam sie durch des Schlotes Schacht
Zu mir ans Bett gefahren.

Ihr weicher, elfenweißer Arm,
Der wollt' mich fast erdrücken.
Sie sprach: „Mich friert; dein Bett ist warm;
Willst nicht ein wenig rücken?"

Sie schmiegte sich mir drängend an
Mit ihrem kühlen Leibe;
Da ward mein Sinnen unterthan
Dem wilden Wunderweibe.

Sie sprach: „Mein Vater schlummert fein,
Von Zauberdunst umschwommen;
Mich aber hat mein Mütterlein
Zum Blocksberg mitgenommen.

Den Rauchfang durch ging unsre Bahn;
Sie nahm den Stock geschwinde:
Nun obenaus und nirgend an! —
Hui, stiebt's durch alle Winde.

Die Hexen saßen um den Tisch;
Ich sollte Kröten hüten,
Und Junker Volland Aleberwisch
Begann ein grimmes Wüten.

Es steht ein Lindenbaum am Wald
Mit wenig kahlen Zweigen.
Drin hängt des Spielmanns Grabgestalt;
Der hebet an zu geigen.

Die Fiedel ist ein Totenbein;
Die Saiten von Menschengedärmen.
Er spielet schrille Melodein;
Die Hexen tanzen und lärmen.

Ich stahl mich seitwärts wie ein Dieb,
Hab' meinen Stock genommen, —
Und weißt, mein Bub', ich hab' dich lieb:
Drum bin ich zu dir kommen." —

So schwatzt die wilde Maid und lacht;
Ich lauscht' in süßem Grausen.
O Sturmwind jener Maiennacht,
Wie wonnig war dein Sausen!

Seitdem ist mein das Zauberkind;
Wenn sich die Hexen scharen,
So kommt sie wie ein Wirbelwind
Durch meinen Schlot gefahren.

Das ist mein einzig Ungemach:
Vom Freien will sie nichts wissen,
Hat lachend, als ich solches sprach,
Den Mund mir stumm gebissen.

Doch wird mir manches Wunder kund,
Wenn wir zusammen kosen,
Und lacht ihr perlenreicher Mund,
So regnet's rote Rosen.

Bald heben wir bei heilger Nacht
Den Schatz im Felsgerölle. —
Weh mir! Des Himmels holdste Macht,
So treibt sie mich zur Hölle!

Nicht in der Scheiter Flammenmeer
Weich' ich von ihrer Seiten
Und will mit ihr im wilden Heer
Auf einem Rößlein reiten.

Der Heruler Ende.

Es war ein Sommermorgen; die Lüfte hauchten kühl.
Da lag schön Rumetrude auf weichem Fensterpfühl.
„Hör' auf, mein treuer Kämmrer, wer zieht dort durch das Thal?
Es funkeln Roß und Reiter in sonnigem Goldesstrahl."

„Das ist ein Reisegesinde fern aus dem Herulerland;
Das hat an Euren Vater Held Rodulf hergesandt.
Sie tragen schmucke Waffen und lichtes Gold genug;
Des Königs Bruder selber befiehlt dem stolzen Zug."

„Sag', welcher ist der Recke?" — „Der Kleine dort im Hauf.
Es geht ein feurig Glänzen von seines Helmes Knauf."
„Wohlan, mein treuer Kämmrer, so biet ihm kurze Rast!
Er sei bei Tatos Tochter ein viel willkommner Gast."

Da ging der schnelle Degen, wo er die Boten fand;
Der Ladung wurde fröhlich der Held vom Herulerland.
Aufkrächzend stob vom Turme der Dohlen heisrer Chor;
Die Helden aber sprengten vergnüglich durch das Thor.

Da stieg schön Rumetrude vom Turmgemach zu Thal;
Sie fand die fremden Recken im luftgen Waffensaal.
Das war ein sittig Grüßen; doch spöttelt manches Weib:
Es deucht sie allzuwenig des kleinen Helden Leib.

O weh! Wie schuf ihr Lachen so thränenbittres Leid!
Es sprach im Uebermute die königliche Maid:
„Ihr scheint ein grimmer Kämpe, mein edler Ritter wert;
Denn höher als Ihr selber ist Euer tapfres Schwert!“

„Mein Schwert“, in hastgen Worten der Held errötend sprach,
„Schirmt meinen Leib bei Männern vor Hohn und Ungemach.
Vor spitzen Weiberzungen, viel edle Königsmaid,
Da hilft kein Schwert und Harnisch; das ist ein altes Leid.“

Die Herrin zuckt zusammen; der Ritter neigt sich tief.
Ein schlechtverhaltnes Kichern den hohen Saal durchlief;
Die fremden Degen blickten mit Lächeln niederwärts;
Da glüht im Todesgrimme der stolzen Jungfrau Herz.

Auf ihrer Lipp' ein Schmollen, im Busen wilden Kampf,
Es ballt sich unterm Schleier die Hand im Zorneskrampf.
So trat vor ihre Seele der Rache blutge That.
Sie stieg mit leichtem Gruße hinauf zur Kemenat.

Indessen liefen Mägde geschäftig durch den Saal;
Man lud die fremden Gäste zum reichbesetzten Mahl,
Derweil die Königstochter in sicherem Gemach
Zu zweien Langobarden geheime Worte sprach.

Dann kam sie ohne Säumen mit frohem Angesicht;
Es staunten all die Helden ob ihrer Augen Licht.
Sie setzte sich zu Tische, dem hohen Gast zur Seit';
Dem ward in seinem Herzen der Wortkampf innig leid.

Und wie die schöne Wirtin so holden Gruß ihm bot,
Da wurden seine Wangen vor Scham und Freuden rot.
Er rief treuherzig lachend: „Nun schenket mir den Wein!
Es soll jedwedes Grollen von uns vergessen sein!“

Die Jungfrau ſprang vom Tiſche: „Zwei Schenken ſtehn bereit;
Die lüſtet ſehr zu ſühnen mein ſchmählich Herzeleid!“
Da hob ſie einen Teppich am Schenkentiſch empor:
Mit blanken Schwertern ſtürzte ein wildes Paar hervor.

O ſchlimme Schenkendienſte! O blutger Sühnetrank!
Als unter ihren Streichen der Held vom Throne ſank,
Da ließ ihn unbehütet ſein Schwert zum erſtenmal;
Er ſtieß im Todesfalle den reichen Tiſch zu Thal.

Von ihren Sitzen fuhren die Gäſte ſchreckenbleich;
Sie zahlten die Bewirtung mit manchem ſcharfen Streich.
Von ihren Schwertern hallte der Pallas manche Stund,
Bis ſie ermattet ſtanden, an allen Gliedern wund.

Da trat die Königstochter zur Saalesthür hinan
Und hieß ſie heimwärts ziehen mit dem erſchlagnen Mann.
Sie bot den Helden Frieden und ſicheres Geleit;
Da ſchied das Reisgeſinde vom Schloß in herbem Leid.

Sie luden auf die Schultern des toten Herren Leib;
Wohl ſah vom Pallasfenſter manch thränenbleiches Weib.
Den Turm umflog mit Krächzen der Dohlen heiſrer Chor;
Die Leichenträger ſchritten ſtummtrauernd durch das Thor.

* * *

Wohl auf und ab die Donau, wohl auf und ab die Theiß,
Da ward in loher Eſſe viel Stahl und Eiſen heiß,
Da gingen Schlachtenrufe im Sturm von Ort zu Ort:
König Rodulf brennt zu ſühnen des Bruders feigen Mord.

Wohl auf und ab die Donau, wohl auf und ab die Theiß,
Da ſtehen unter Helmen der Jüngling und der Greis.

Denn gilt's, die Schmach zu tilgen, kein Heruler bleibt zu Haus:
Hei, ſtolze Langobarden! Das wird ein heißer Strauß!

Es war am Donauſtrande, im maiengrünen Feld
Da ſaß der König Rodulf beim Schach im Purpurzelt.
Das Heerhorn klingt herüber, das Stürmen hebet an;
Da ruft der ſtolze König in trunknem Siegeswahn:

„Heut führt mein Volk zum Kampfe kein erdgeborner Held:
Du Wodan, hältſt mein Banner, du Rachegott der Welt!"
Dann ruft er einem Diener: „Steig auf die Linde grün!
Doch weh dir, wenn du kündeſt, daß meine Völker fliehn!"

Nun wettern Todesſpeere; nun krachen Helm und Schild;
Es dröhnt von Roſſeshufen das blumige Gefild.
Der König ſitzt beim Schache: „Wie ſtürmet meine Schar?"
Der Diener ruft: „So jaget die Sperlinge der Aar!"

Und lauter, immer lauter ertoſt der Lärm der Schlacht.
— Held Rodulf, Schach dem König! — Der aber ſitzt und lacht:
„Du Späher auf der Linde, ſtürmt noch mein Volk mit Mut?"
Der Diener ſpricht: „Sie hauen aus Helmen rotes Blut."

„Nie wird," ſo ruft der König, „mein kühnes Volk beſiegt,
Als bis bei Bruderleichen der letzte Streiter liegt!"
Da tönt bald dumpf, bald helle im Feld der Schlachtgeſang;
Wehklagen hallt dazwiſchen und Röcheln ſterbensbang.

Das Spiel will gehn zu Ende, und wilder ringt die Schlacht.
— Der König geht verloren, Herr Rodulf habet acht! —
„Steht noch mein Volk im Sturme?" — Der Diener redet nichts;
Er bebt und nicket haſtig, verſtörten Angeſichts.

Und näher tönt und näher der Roſſe wild Geſtampf;
Es ſtöhnet dumpf dazwiſchen wie letzter Todeskampf,
Und näher tönt's und näher, — der König blickt zum Baum:
„Das ſind nicht Herulerlieder! Trügt mich ein böſer Traum?“

Da rufet von der Linde der Diener ſchreckenbleich:
„Dich trifft des Himmels Zürnen, weh, armes Herulerreich!“
„So fliehen meine Helden?“ — „Weh mir, ich ſag' es nicht!
Dein eigner Mund, o König, die Schreckensworte ſpricht!“

Herr Rodulf fährt vom Sitze; zum Himmel blickt er wild.
Er ſchnallt das Helmband feſter; er hebt den goldnen Schild.
Schon dringen ins Zelt die Feinde; manch grimmer Schlag erklingt,
Bis mit zerhaunem Schilde der König niederſinkt.

Da ward das Feld ſo ſtille, das eben laut noch war.
Es lag in blutgen Reihen Herrn Rodulfs Heldenſchar.
Der Langobardenkönig ging ſchweigend durch den Plan;
Sein Blick war grauumdüſtert, — ich weiß nicht, was er ſann.

Wohl auf und ab die Donau, wohl auf und ab die Theiß,
Da ward manch treues Auge von bittern Thränen heiß;
Von lauter Totenklage ertoſte jedes Haus. —
Das iſt der Heruler Ende. — Die Saiten klingen aus.

König Etzels Tod.

Wer sitzt beim Abendrote so stumm im feuchten Moos?
Wen hält die hohe Jungfrau im blutbesprengten Schoß?
Das ist ihr alter Vater; der sank in heißem Kampf.
Es woget um die beiden des Waldes grauer Dampf.

„Mein Kind, mein einzig Mädchen, noch einen letzten Kuß!
Weh meinen alten Tagen, daß so ich scheiden muß!
Das thaten Etzels Schergen; er war mir niemals gut.
Wer nimmt mir, wenn ich sterbe, mein armes Kind in Hut?"

Noch hebt zu ihr der Alte das Auge todesschwer;
Noch drückt er ihre Hände; dann regt er sich nicht mehr.
Die Jungfrau sitzet einsam; sie weint und klaget nicht;
Sie deckt mit ihrem Schleier des Toten Angesicht.

Dann steht sie auf; es regt sich kein Blatt im ganzen Wald.
Von düstrem Scheine strahlet die herrliche Gestalt.
So stehen Wodans Mädchen; ihr Anblick bringt den Tod!
Dann eilt sie hohen Ganges hinaus ins Abendrot.

Von lauten Festgelagen rauscht König Etzels Schloß;
In weiten Hallen zechen die Ritter und der Troß.
Auf sammtumhangnem Hochsitz der König lehnt allein;
Er lauscht der welschen Sänger und schlürft den süßen Wein.

Sie preiſen ſeine Thaten; ſie preiſen ſeine Macht;
Da heißt er vor ſie tragen der goldnen Ringe Pracht.
Mit reichen Gaben denkt er der Gäſte allzumal.
Es ward ein froh Gedränge in König Etzels Saal.

Da nahet ſich dem Throne ein bleiches Frauenbild:
Bis zu den vollen Hüften die güldne Locke quillt.
Die Hände hebt ſie knieend zum Herrſcherſitz empor;
Es blickt auf ſie mit Staunen der trunknen Becher Chor.

„Man ſingt von deiner Milde, o König, allerort,
Der Feinde Gottesgeiſel, der Freunde Schild und Hort!
Hier ſeh' ich alles fröhlich mit ſtolzen Gaben ſtehn:
So werd' auch ich getröſtet von deiner Schwelle gehn.

Herr Hildeck war mein Vater, dein treuer Rat und Mann.
Er liegt von Schächerhanden erſchlagen tief im Tann.
Wie ſollt' allein ich wenden dies Leid ſo rieſengroß?
Gieb Schutz mir, gieb mir Rache! Mein Schmerz iſt waffenlos."

Die ſchönen Augen flehen zum König unverwandt;
Es gleitet ihr beim Neigen vom Nacken das Gewand;
In wonnigweichen Wellen erſcheint ihr reiner Leib.
Der König ſchaut erglühend das wunderholde Weib.

„Wann ſproßten ſolche Früchte aus ſolcher blutgen Saat?"
So denkt er, „preiſen muß ich mein Glück doch früh und ſpat.
Beſeitigt iſt der Alte, der ſtets mir leidig war:
Zur Sühne bringt die Tochter den ſüßen Leib mir dar."

Da hub er raſch zum Throne die Knieende empor:
„Nicht mangle dir der Hüter, den ſich dein Herz erkor.
Du ſollſt an Etzels Hofe nun ſelber Herrin ſein;
Ich halte dich, du Holde, vor allen Frauen mein."

Sie küßt ihm ſtumm die Hände; ihn brennt der weiche Kuß.
Daß ſo viel Zeugen lauſchen, das ſchafft ihm noch Verdruß.
Er heißt die Tiſche rücken; es dünkt ihn Schlafenszeit;
Da führt er aus der Halle die ernſt errötende Maid.

Die Hochzeitfackel brannte in Etzels Schlafgemach.
Die Jungfrau nippt am Becher; er trinkt ihr fröhlich nach.
Hält Scham die Braut befangen, daß ſie nicht lächeln will?
Der Vorhang ſinkt am Bette, und mählich wird es ſtill.

Schon hat der Mond vollendet den einſam trüben Lauf;
Da kniet vom Purpurlager die Jungfrau lauſchend auf:
Die Fackel kniſtert leiſe; die Luft ſo ſchwül und ſchwer;
In tiefem Todesſchweigen die Hallen ringsumher.

„Was träumſt du, König Etzel? Denkſt du des Handels nach,
Wie man mit Vaters Wunden erkauft der Tochter Schmach?
Dein Antlitz glänzt ſo blutig; gewiß, du denkſt daran:
Weißt du auch, ſchlauer Mörder, was dir der Kauf gewann?“

Sie greift nach Etzels Schwerte; ihr Auge blitzt und loht:
„Fluch deinem blutgen Leben! Fluch deinem blutgen Tod!“
Doch plötzlich hält ſie inne und ſenkt das wuchtge Schwert:
„Unblutig ſollſt du ſterben! Du biſt Walhalls nicht wert.“

Und ſchnell ſie ihren Gürtel um ſeinen Nacken ſchlingt.
Was hilft's, daß er ſich ſtöhnend aus taubem Schlafe ringt?
In ſeinen Ohren brauſen die Worte dumpf und hohl:
„Die meinen Vater ſchlugen, die Schächer kenn' ich wohl!

Du überliſtger König, ſo fing dich nun ein Weib!
Zum Rachealtar weiht' ich den unberührten Leib.
Der Gürtel, den du löſteſt, fürwahr, er ſteht dir gut!
Du zahlſt ihn nicht zu teuer mit Hildecks heilgem Blut.“

Jetzt ſpringt ſie nach der Fackel; die glimmt mit ſchwarzem Dampf.
Vom Bette gleitet Etzel in ſchwerem Todeskampf,
Und wild frohlockend wirft ſie das Feuer in den Saal:
„Ich ſchüre dir, o Vater, dein lichtes Totenmal!“

Schon praſſelt's im Gebälke, es glüht der Lüfte Hauch;
Durch Hallen und durch Gänge in Wogen wälzt ſich Rauch.
Es retten ſich vom Brande die trunknen Schläfer kaum;
Schon füllt die heiße Lohe der Hofburg weiten Raum.

Und oben auf der Zinne, vom Wirbeldampf umwallt,
Wer iſt im weißen Mantel die herrliche Geſtalt?
Hoch hebet ſie die Hände; ſo ragt kein irdiſch Weib:
„Nun läutre, heilge Flamme, den ſchmachbefleckten Leib!“

Das iſt ein Geiſt der Rache! Er war bei Etzel Gaſt. —
Da ſucht nach ſeinem König das Volk in banger Haſt.
Der Jungfrau Bild bedecken die Flammen goldigrot. —
Das iſt die alte Märe von König Etzels Tod.

König Autharis Brautschau.

Herr Authari, der König vom Langobardenland,
Der hatte flinke Boten an Garibald gesandt,
Zu bitten von dem Alten die holde Theudelind;
Da wurde ihm versprochen das halberblühte Kind.

Herrn Authari, dem König, dem schafft es billig Leid,
Daß fremd noch seinen Augen die angetraute Maid.
Da hieß er Rosse zäumen und tragen reich Gewand;
Mit wenig Treuen ritt er ins grüne Alpenland.

Ein alter Waffenmeister, der führte ihm den Zug;
Der hatte seine Listen und treuen Sinn genug.
Herr Authari, der junge, ritt mitten unterm Troß;
Kein Zeichen trug er selber; kein Zeichen trug sein Roß.

Es war ein Maienmorgen in frischem Sonnenschein;
Da ritten sie zur Hofburg des Baiernherzogs ein.
Man schuf den Wegemüden im Saale gut Gemach;
Der alte Waffenmeister mit Gruß und Neigen sprach:

„Herr Authari, der König vom Langobardenland,
Hat uns mit heitrer Bitte an deinen Hof gesandt;
Er nennt sich deinen Eidam, o Herzog Garibald!
Doch kennt er noch gar wenig der jungen Braut Gestalt.

Drum laß die Minnigliche uns ſchauen hier im Saal!
Sie mag uns heut, wie künftig, kredenzen den Pokal!
Und ſahen wir der Herrin verehrtes Angeſicht,
Laß uns mit Kundſchaft eilen! So iſt es Botenpflicht."

Da hieß der Herzog rufen ſein blühend Töchterlein.
Sie trat mit ihren Frauen zum Saal errötend ein;
Vor ſo viel Männerblicken erſchrak die Holde ſchier.
Sie ließ den Schleier fallen; das wehrt der Vater ihr:

„Blick' auf, mein Kind, und ſchaue die Herren fröhlich an!
Verzagſt du vor den Recken, das iſt nicht wohlgethan;
Sie brachten liebe Botſchaft vom künftigen Gemahl.
Nun magſt du ihnen reichen mit Gruß den Gaſtpokal!"

Noch röter ward ihr Antlitz; dann trat ſie an den Schank;
Sie füllt den zieren Becher mit goldig kühlem Trank.
Mit ſüß verſchämtem Lächeln begrüßte ſie die Schar;
Dem alten Waffenmeiſter bot ſie zuerſt ihn dar.

Der dankt nach Hofesſitte und ſchlürft ihn fröhlich ein;
Sein graues Haupt verklärte des Trankes güldner Schein.
Sie füllt den Becher wieder und reicht ihn in der Rund';
Ein jeder Degen neigt ſich und leert ihn bis zum Grund.

Wie pocht das Herz dem König! Er ſteht allein beiſeit';
Da naht ihm mit dem Becher die minnigliche Maid.
Sie ſtaunet ob dem Helden, wie hold er blickt und kühn.
Er nickt mit ſtummem Gruße; auch ſeine Wangen glühn.

Mit halbgeſenktem Antlitz die Jungfrau vor ihm ſtand.
Lang hielt er, ſie betrachtend, den Becher in der Hand
Und koſt ihr leis die Wange. Sie ließ es bang geſchehn;
Doch blickt ſie nach dem Vater: der hat es nicht geſehn.

Der Willkomm war zu Ende; nun rüſtet man das Mahl.
Da flüchtet ſich die Jungfrau verſchüchtert aus dem Saal.
„Ach, Amme, liebe Amme, wer iſt der fremde Mann?
Er rührte mir beim Trunke die Wange koſend an.“

„Und that er das ſo offen, ſo laß die blöde Scham!
Das darf kein andrer wagen: es war dein Bräutigam.“
Da ſchrak das Kind zuſammen und wurde bleich und rot:
„Haſt du noch Zeit zu ſpielen mit meiner Herzensnot? —

Und glaubſt du ſelbſt, er iſt es? — Ich hab' es gleich gedacht. —
O dieſe goldnen Locken! O dieſer Augen Macht!
Daß ich mich gar nicht wehrte, wenn er mir nur nicht grollt!
Ach nein doch, gute Amme, er blickt ſo lieb und hold!“ —

Im hohen Saale lärmte das fröhliche Gelag.
Die Schatten wurden länger, und kühler ward der Tag.
Da huben ſich die Gäſte; das war dem Alten leid;
Er ſelber gab den Degen zur Grenze das Geleit.

Ob ihnen von dem Söller ein Gruß ward nachgeſandt
Und lichter Augen Leuchten, das iſt mir nicht bekannt.
Doch als ſie Urlaub nahmen an ihres Landes Mark,
Da that der junge König ein Zeichen wunderſtark.

Er ſchwang auf eine Eiche ſein Beil in grimmem Schlag,
Daß es bis an die Helfe im harten Baume ſtak.
Dann ſprengt er fröhlich weiter im abendkühlen Wald;
Da ſtaunte ſolcher Stärke der Herzog Garibald:

„Solch junge Heldenkräfte ſah ich fürwahr noch nie!
So ſchwingt das Beil kein andrer als König Authari!
Was treibt für Mummereien der ſeltſam loſe Fant?
Wär' nicht das Beil geweſen, kein Menſch hätt' ihn erkannt!“

Helgi und Hedin.

Ich ſing' euch eine Märe ſo trübe und ſo hold;
Sie klang in alten Zeiten durch nordiſcher Saiten Gold,
Das Lied vom böſen Schwure, von ſcheidender Minne Not,
Das ewge Lied der Treue, das Lied von Helgis Tod.

Es ritt am ſpäten Abend Herr Hedin trüb nach Haus:
„Ihr meine Mannen alle, bereitet Feſt und Schmaus!
Fluch liegt auf meinem Nacken von einer Zaubermaid;
Nun laßt durch Sühngelübde abwenden uns das Leid.“

Da ſpülten ſie die Becher; da trugen ſie das Mahl;
Da führten ſie den heilgen Sühneber in den Saal.
Die Hände drauf zu legen war jeglicher bereit,
Zu wenden von dem Herrſcher das angedrohte Leid.

Da hörte man im Saale Gelübde und Gebet.
Die Schenken waren emſig; in Strömen floß der Met.
Mut kam in alle Herzen; es ſchallte Luſtgeſang;
Da war es, daß Herr Hedin erhitzt vom Tiſche ſprang.

Er legte auf den Eber zum Schwure ſeine Hand;
Den vollen Becher hielt er zur Nacht emporgewandt.
„Ihr habet mir wetteifernd gar manchen Eid gethan;
Ich überbiet' euch alle! Ihr Götter, hört mich an!

Es minnt mein Bruder Helgi ein wunderholdes Weib;
Swawa iſt ſie geheißen; untadlig iſt ihr Leib.
Nun Götter, wehrt dem Unheil! Der Schwur ſei euch gethan,
Daß ich in kurzen Tagen ſie bräutlich will umfahn!"

Da wurde mancher ſtille, da wurde mancher blaß,
Der erſt mit kühnem Herzen an Hedins Tiſche ſaß.
Der trunkne König ſelber ſah wirren Auges drein.
Es trennten ſich die Gäſte noch vor des Tages Schein. —

Es ritt am andern Morgen Herr Hedin traurig aus;
Er lenkt ſein Roß gen Süden, nach ſeines Bruders Haus.
„Nun Heil dir, Bruder Hedin! Wie freut mich, dich zu ſehn!
Warum ſo trüb und einſam? Was iſt dir, Held, geſchehn?"

„Mich traf, vielliebster Bruder, ein ſinnbethörend Leid:
Fluch lag auf meinem Nacken von einer Zaubermaid;
Da hab' ich auf ſchön Swawa den Frevelſchwur gethan,
Daß ich in kurzen Tagen ſie bräutlich will umfahn."

Da ſchaut ihm Helgi lange ins bleiche Angeſicht:
„Nun hör' mich, Herzensbruder, blick auf und traure nicht!
Mich hat ein Held entboten zum Kampf nach Frekaſtein.
Ich kehr' wohl nimmer wieder; dann ſei ſchön Swawa dein.

Drum klage dich, o Hedin, nicht allzuſchmerzlich an!
Es kann ſich wohl erfüllen der Schwur, den du gethan."
Da ſtaunet Hedins Auge in Wehmut und in Luſt,
Und Helgi zieht ihn ſchweigend an ſeine treue Bruſt.

Es war am dritten Abend im hellen Mondenſchein,
Da hob ſich wilder Zweikampf im Feld bei Frekaſtein.
Doch als der Himmel glühte in früher Morgenſtund',
Da lag in Tau und Blumen Herr Helgi todeswund.

Es kniet bei ihm mit Schweigen Herr Hedin sorgenbleich.
„Nun sendet schnelle Boten zu Swawa in das Reich!
Sie möge eilends kommen, das sagt der süßen Fraun,
Wenn sie den Herzgeliebten noch einmal wolle schaun." —

„Nun Heil dir, holde Swawa! O stille deinen Schmerz!
Fried' auf dein schönes Auge, Fried' in dein süßes Herz!
Ach, denk' ich dein, Geliebte, fast wird der Tod mir schwer:
Ich schau' dein lichtes Antlitz auf Erden nimmermehr."

Sie legt im Herzensjammer sein Haupt in ihren Schoß;
Was da der bittern Thränen von aller Augen floß!
Sie beugt sich auf ihn nieder; sie küßt ihn auf den Mund,
Wie sie in schönen Tagen gethan so manche Stund'.

Da sprach Herr Helgi sterbend: „Herzlieb, nun höre du
Auf meine letzte Bitte; sonst scheid' ich ohne Ruh':
Schenk' Hedin deine Liebe; lehn' all dein Leid an ihn!
So liebst du mich im Bruder, wenn ich auch nicht mehr bin."

„O weh mir, Herzgeliebter! Nie soll ein andrer Held
In diesen Armen ruhen, wenn du schiedst aus der Welt.
Das hab' ich dir gelobet am ersten Liebestag.
Weh, daß mein Glück auf Erden so frühe enden mag!"

Da glänzt des Helden Antlitz auflebend noch einmal.
War es ein letztes Lächeln? War es ein Sonnenstrahl?
Vom Baume wehen Blüten; im weiten Feld ist Ruh';
Schön Swawa küßt dem Helden die treuen Augen zu. —

Als Hedin unter Thränen den stummen Jammer sah,
Mit flammendüstern Augen zur Jungfrau sprach er da:
„Leb wohl! Du siehst mich nimmer, bis ich dein Leid gerächt,
Bis Helgis Mörder stürzte, er und sein ganz Geschlecht!"

Er küſſet ihr zum Abſchied den thränenfeuchten Mund:
Ob er zurückgekommen, das ward mir nimmer kund.
Vielleicht hat ihn entbunden der Tod von ſeinem Eid.
Schön Swawa aber welkte dahin im Herzeleid.

Das iſt die alte Märe ſo trübe und ſo hold;
Sie klang in alten Zeiten durch nordiſcher Saiten Gold.
Wehmütig grüßt's herüber wie fernes Abendrot,
Das ewge Lied der Treue, das Lied von Helgis Tod.

Das Karalied.

Die Nacht war mild und duftig, und mondhell lag der Pfad;
Da ritt vor Karas Fenſter Herr Helgi Haddingſkadh.
Und Turm und Halle lagen in mondbeglänzter Ruh.
„Wach auf, du Heldentochter! Schwertfrohe Jungfrau du!“

Da neigt ſich aus dem Fenſter ein weißes Angeſicht.
„Was rauſcht im grünen Laube? Wer iſt's, der zu mir ſpricht?
Und wär' es Helgi ſelber, ſo ſei dem Störer kund,
Zur Schildesjungfrau kommt man nicht in ſo ſpäter Stund'.“

„Sei freundlich, holde Kara, du ſchwanenweiße Maid!
Mich treibt vom heißen Lager der Sehnſucht ſüßes Leid.
Eh dieſes Mondlicht ſinket, erwartet mich ein Held;
Er liegt mit Roß und Mannen im kampfgewohnten Feld.

Mir aber folgt die Sorge, ein trübes Traumgeſicht.
Iſt's eine Todesahnung? Herzlieb, ich weiß es nicht.
O laß nur eine Stunde, du ſelge Maid, mich ein!
Ich möchte, eh ich ſterbe, noch einmal bei dir ſein.“

„Du ſagſt mir trübe Märe; nun quält mich Angſt und Schmerz:
Des Helden beſte Brünne, das iſt ein freudig Herz.“ —
„Und das ſollſt du mir geben! An deinem roten Mund,
Da werd' ich kräftetrunken, und läg' ich todeswund!“

„Daß ich dir alles weihe, das weißt du wohl, mein Held;
Doch laß von dem Begehren um alles Heil der Welt!
Raubst du mir meinen Frieden, Herzliebster, diese Nacht,
Wie willst du freudig ziehen am Morgen in die Schlacht?"

„O Braut, wenn deine Liebe zum Schwerterkampf mich weiht,
Dann will ich freudig ziehen, und wär's zum letzten Streit.
Doch soll ich morgen sterben, das sage ich dir an, —
So will mein Glück und Leben ich heut noch kühn umfahn!"

Er schwingt sich auf zum Baume; er springt in ihr Gemach.
Ihn kümmert nicht der Knospen, die er im Sprunge brach.
In seine Arme drückt er das schreckenbange Weib.
Sie läßt es stumm geschehen; nur leise bebt ihr Leib.

Ein jäher Sturm durchschauert die laue Frühlingsnacht
Und wirbelt hoch gen Himmel der Bäume Blütenpracht.
Dann wird es still und stiller; nur leise haucht die Au;
Gleich Wonnethränen träufelt von Busch und Gras der Tau. —

„Nun laß mich aus zum Kampfe! Im Osten graut der Tag.
Mich lüstet sehr zu reiten in Stich und Stoß und Schlag.
Schon regt sich hinterm Walde, mich dünkt, ein dumpfer Schall;
Das ist Rodmund der Kühne mit meinen Feinden all."

„Mein Herr, willst du schon gehen? Noch halt' ich dich im Arm;
Noch ist mir Mund und Wange von deinen Küssen warm.
Nein, nein, ich laß dich nimmer! Was soll mir Licht und Tag?
Mein Bräutigam will reiten in Stich und Stoß und Schlag."

„Herzlieb, mein Herz ist freudig! Was quält dich Angst und Schmerz?
Des Helden beste Brünne, das ist ein freudig Herz.

Nun ſchau' mir in das Auge, und ſagteſt du nicht ſo?
Warſt du nicht ſelbſt, du Holde, ſo kühn und ſchlachtenfroh?"

„Das war in frühern Tagen, da ich Schildjungfrau war;
Nun iſt mein Mut gebrochen, mein Arm der Kräfte bar.
Sonſt zog ich mit zu Kampfe; jetzt bitt' ich, Einzger, bleib!
Das weiß ich noch alleine, daß ich dein ſchwaches Weib."

„So bleibe du im Frieden! Mich ſtählt der Liebe Kraft;
Mein Aug' iſt friſch und helle und feſt mein Lanzenſchaft.
Schau', Liebchen, wie im Oſten ein güldner Streifen loht!
Leb wohl! Als gutes Zeichen grüß' ich das Morgenrot!"

„Und willſt du wirklich gehen, und hält dich nichts zurück, —
So folgt dir in die Schwerter dein Leben und dein Glück.
So nannteſt du mich geſtern, — o könnt' ich's heute ſein!
Ich hab' nichts mehr auf Erden als dich, mein Held, allein."

Da zieht ſie aus dem Schreine ihr Schwanenflügelpaar
Und drückt mit weißen Händen den güldnen Helm ins Haar.
Sie wiegt die wuchtge Lanze und lächelt weh und hold
Und ſchwingt ſich um den Nacken des zieren Schildes Gold.

„Wohl weiß ich, daß nicht Odin mein weiches Herz beſeelt:
Nun mag die Liebe ſühnen, was Liebe hat gefehlt!
Einſt ſtählte er zum Kampfe der Jungfrau reinen Leib:
Heut mag die Liebe ſtählen zum Kampf ein liebend Weib!"

Er ſchwingt ſich in das Fenſter; ſie küßt ihn noch einmal.
Da ſchickt der Tag herüber den erſten Roſenſtrahl.
Sie ruhen Lipp' an Lippe; es funkelt Helm und Schild;
Tauperlen rollen drüber und Thränen klar und mild.

„Schon regt sich's im Palaste! Nun, Liebster, fort von hier!
Ich teile Kampf und Wunden und Schmerz und Tod mit dir."
Das Roß scharrt wild im Sande; Herr Helgi löst den Zaum.
Schön Kara aber schwingt sich zum blauen Himmelsraum.

Wohl lastet Helm und Harnisch; wohl wird der Flug ihr schwer;
Sie läßt zur Erde fallen den erzbeschlagnen Speer:
„Glück deinem Schwert, o Helgi! Der Schild nur ziemt für mich.
Mitkämpfen kann ich nimmer; doch schirmen will ich dich!"

Die Sommervögel sangen im Walde allzumal;
Da sprengte König Helgi mit seinem Volk zu Thal.
Rings grünten Flur und Hügel in festlich goldnem Tag;
Ihm war's, als sollt' er reiten zu frohem Brautgelag.

Bergab in lichter Halde, da lag's mit Zelten bunt,
Da lag mit Roß und Mannen der kühne Held Rodmund.
Nun dröhnet Schild und Panzer; es braust der Schlachtgesang.
Herr Helgi stimmt mit Jubel in all den wilden Klang:

„Wo bist du, süße Kara, du schwanenweiße Maid?
Dein denk' ich alle Stunden, am liebsten doch im Streit!
Und röten sich vom Blute die Blumen in der Rund',
Dann denke ich der Küsse von deinem roten Mund!

Und wenn sich Schild und Lanze in Feuerfunken bricht,
Dann denk' ich an dein Lächeln, an deiner Augen Licht!
Ha, denk' ich deines Leibes, dann werd' ich wonnestark,
Dann schlag' ich Todeshiebe, die dringen bis ins Mark!"

Da bahnt sich weite Gasse Herr Helgi durch das Heer;
Wen einmal er getroffen, der hebt sich nimmermehr.

Die Feinde fliehn mit Grauſen vor ſeiner Augen Glut;
Wildfreudig ſtürmt er fürder durch Leichen, Erz und Blut.

Da ruft ihn vom Gewühle Rodmund ins freie Feld:
„Hör' auf, mein Volk zu morden! Hier wartet dein ein Held!"
„Hab' Dank! Dich ſucht' ich lange," rief Helgi freudig drein
Und ſprengte auf den Helden ſein wiehernd Kampfroß ein.

Da blitzt es ſcharf und blendend; da dröhnt's wie Wetterkrach;
Schon färbt des Feindes Ringe ein lebenswarmer Bach.
Da ſpringt Rodmund vom Roſſe und läuft den König an
Und ringet aus dem Sattel ihn nieder auf den Plan.

Mit ſchmerzergrimmter Stärke er klammernd ihn umfing,
Daß Helgis Kraft und Atem im Ringen faſt verging. —
Da rauſchte in den Lüften ein Schwanenflügelpaar;
Es flattern Kampfgewande und Locken ſonnig klar.

„Ich hör', dich Schwanwalküre!" rief Helgi freudenkühn;
Aufſtemmt er ſich gewaltig, und ſeine Schläfen glühn.
Er ringt ſich aus den Armen des Feindes wild hervor;
Dann greift er nach dem Schwerte und zückt es hoch empor. —

Doch ſchon flog allzunahe die Schwanenmaid heran,
Mit ihrem Schild zu decken den herzgeliebten Mann.
Da lahmen ihr die Schwingen, vom Panzererz beſchwert,
Und unaufhaltſam ſtürzt ſie in ſein erhobnes Schwert.

Sie ſank mit leiſem Stöhnen hinab aufs grüne Land.
Herr Helgi ſchaut hinüber; — es ſtarrt ihm Fuß und Hand; —

Vor ſeinen Augen flimmt es; er ſenkt das Schwert zu Thal,
Und ſchon fühlt er im Herzen des Feindes kühlen Stahl.

Da ſank zur bleichen Buhle der bleiche Bräutigam;
Noch blickt' er ihr ins Antlitz, bis ihm der Blick verſchwamm.
„Leb wohl, mein Weib, auf Erden! Treulieb, ich danke dir!
Du teilteſt Kampf und Wunden und Schmerz und Tod
mit mir!“ —

So liegen ſie beiſammen, vom heilgen Tod vermählt;
Die Liebe hat geſühnet, was Liebe hat gefehlt.
Das iſt ein friedlich Lächeln, das ihren Mund umzieht.
Des Himmels Wolken ſtrahlen. — Das iſt das Karalied.

Sinfiötlis Ende.

Sinfiötli ſprach des Morgens zu Gunther, ſeinem Ohm:
„Laßt uns rheinabwärts rudern! So goldig fließt der Strom.
Schnallt an die beſte Klinge und neſtlet Euren Schild!
Ich weiß geheime Halden, da lagert grimmes Wild.“

Der Knabe ſaß am Ruder und führt' manch guten Schlag;
Dann ſchaut' er nach dem Schwerte, das ihm zur Seite lag:
„Herr Ohm, das Schiff iſt träge; die Halde liegt noch weit:
Laßt uns die Stunde kürzen; mich lüſtet ſehr nach Streit.

Schaut, wie vom Waldgebirge die Sonne blutig ſcheint!
Weh! Lacht nicht meiner Worte! Sie ſind im Ernſt gemeint.
Ihr freit um ſchön Sigune; Sigune lieb' ich auch:
Mag denn das Schwert entſcheiden! So iſt es Heldenbrauch.“

Herr Gunther hört mit Staunen des Jungen kühnes Wort.
„Sollt' ich den Knaben töten, das wär' ein leidger Mord!“
„Nun zaudert nicht, Herr Oheim, und blickt nicht wie im Traum!
Für zwei Lebendge fürder iſt hier im Schiff kein Raum.“

Es war in Rheinesmitte, weit ringsum Strom und Wald,
Da liefen aufeinander die Helden mit Gewalt.
Der Neffe war ſo grimmig; den Alten dünkt es Scherz;
Da ſtieß ihn durch die Ringe der Knabe tief ins Herz.

Es taumelt blutberonnen Herr Gunther über Bord.
Wild rauſchen auf die Wogen; das Schifflein gleitet fort.
Der Knabe blickt eratmend ſtolz hin auf Strom und Land;
Dann greift er raſch zum Steuer und rudert an den Strand.

O weh, wie war der Friede von Sigmunds Hof geflohn,
Da ſeines Weibes Bruder erlegen ſeinem Sohn!
Wie klagte Frau Borghilde in Thränen unverwandt
Da man im Uferſande des Helden Leiche fand!

Sinfiötli kam zu Hofe. Der Vater ſtand am Thor.
Da trat aus den Gemächern Borghilde bleich hervor:
„Es bluten tote Wunden; ein Mörder komm! zu Gaſt.
Hinweg von dieſer Schwelle! Fort ohne Ruh und Raſt!“

„Frau Mutter,“ ſprach der Knabe, „die Rede iſt mir leid!
Den ich beſtanden habe, der fiel in gutem Streit.
Doch biet' ich reiche Buße, ſchwer Gold und klar Geſtein!“
„So ſei es,“ ſprach der König, „ich will dein Bürge ſein.“

Die Wolken wurden grauer; es dunkelte der Saal;
Da hielten ſie am Hofe ein reiches Totenmahl.
Sinfiötli ſitzt beim Vater und kündet ohne Trug,
Wie er in offnem Kampfe den ſtarken Ohm erſchlug.

Borghilde hört von ferne des Stiefſohns kühnes Wort.
Grimm nagt ihr in die Seele; ſie ſann dem Knaben Mord.
Da miſcht ſie Gift zum Weine und ſchenkt ihm freundlich ein.
Der Held blickt in den Becher: „Wie trüb iſt doch der Wein!“

Er reicht ihn ſeinem Vater; der trank ihn unverzagt.
Nun wird uns ſeltne Märe von Sigmunds Leib geſagt:
So feſt und überkräftig war der gewaltge Held,
Daß ihn verſehren mochte kein einzges Gift der Welt.

Er ſetzt den Becher nieder. Da füllt' ihn noch einmal
Die Frau mit ſtärkern Giften und trug ihn in den Saal.
Sinfiötli ſah mit Zögern die blutigtrübe Flut;
Da rief der alte König: „Trink zu, der Trank iſt gut!"

Doch wie der Held nun arglos in großen Zügen trank,
Da ſchwanden ihm die Sinne, daß er vom Stuhle ſank;
Im Todeskrampf zerdrückt er den Becher in der Hand
Und ſchleudert ihn ergrimmend hoch an des Saales Wand.

Dann aber ward er ſtille, und ſtille war's im Saal.
Es ſchauen auf den König die Gäſte allzumal:
Der hebt das Haupt des Sohnes; das Haupt iſt feucht
und ſchwer.
Dann lauſcht er lang und lange; kein Atem regt ſich mehr.

Und als er ſah erſtorben die herrliche Geſtalt,
Das ſchöne Aug' erloſchen, die Lippe blau und kalt,
Die Wonne ſeines Alters verkehrt in ewgen Schmerz,
Da brach im ſtummen Jammer des alten Königs Herz.

Er koſt des Toten Wange; er ſchließt den Arm um ihn;
Er trägt ihn durch die Hallen; doch weiß er nicht wohin?
Er trägt ihn ferne Meilen nie raſtend fort und fort
Und weinet keine Thräne und ſpricht kein einzig Wort.

So geht er bis zum Morgen und geht den ganzen Tag,
Bis daß am ſpäten Abend die Nordſee vor ihm lag.
Er ſucht nach einer Fähre hinaus ins wilde Meer; —
Da ruderte zum Lande ein Ferge ſchwarz und hehr.

„Gieb mir den ſchönen Toten! Ich harrte ſein ſchon lang.
Ihm harfen meine Töchter trübholden Grabgeſang."
Da ſenkte in den Nachen der König ſeinen Sohn
Und warf die goldne Krone dazu als Fergenlohn.

Doch ſtarken Schwunges lenkte der Fremdling in das Meer.
„Ein ſterblich Haupt, Herr König, iſt meinem Schiff zu ſchwer.
Laß ab von deinem Toten; er iſt in ſichrer Hut!"
So teilt er ohne Rauſchen die abendliche Flut.

Da ſchwimmen aus den Tiefen die Nixen um den Kahn
Und ſingen ſüße Weiſen und ſchweben leis voran.
Der Alte ſteht am Ufer, hält übers Aug' die Hand,
Bis fern im Abendrote der Trauerzug verſchwand.

Wie Höther Nannas Liebe gewann.

Wo Norwegs Berge schatten ins morgenhelle Meer,
Da herrschte König Gewar, ein Seeheld greis und hehr.
Dem wuchs in stiller Halle ein Sproß von seltner Art,
Des Nordens schönste Rose, ein Mägdlein licht und zart.

Ihr Lob ging durch die Lande und klang in Hof und Haus.
Sie aber saß am Rocken und schaut' aufs Meer hinaus
Nach Schwänen und nach Schwalben. So kürzte sie die Zeit;
Fremd war ihr Welt und Leben und Lieb' und Liebesleid.

Nun kam zu Gewars Hofe ein junger Heldensohn;
Der war des Königs Mündel und diente um den Thron.
Von seiner weißen Stirne quoll weiches Lockengold.
Er wußte süße Weisen; ihm waren Elfen hold.

Er sang von Klag' und Sehnen, von Jugendlust und Scherz,
Als wäre seine Harfe ein tönend Menschenherz.
Sein Lied erhob am Morgen die Träumer aus der Ruh
Und schloß am späten Abend schlaflose Augen zu.

Einst saß er vor dem Schlosse und hielt getreue Wacht;
Es klangen seine Lieder sehnsüchtig durch die Nacht.
Waldvöglein wurden munter und schlugen hell darein:
Vom süßen Schall erwachte des Königs Töchterlein.

Sie trat ans hohe Fenſter und lauſchte lang und lang;
Mit unſichtbaren Fäden umwand ſie der Geſang.
Ihr Auge ſchwamm in Thränen, ihr Herz in ſelger Qual;
Da fühlte ſich ſo einſam das Kind zum erſtenmal.

Sie ſpähte nach dem Sänger durchs duftge Dämmerlicht.
Er ſah ihr Antlitz leuchten; ſie aber ſah ihn nicht.
Doch immer holder tönte der mächtge Wunderſang,
Bis er wie Geiſterflüſtern ins Morgenrot verklang.

Gekommen war die Sonne; die Jungfrau ſtand und ſann;
Ihr brach in Luſt und Sehnen der Minne Morgen an.
Es kommen oft im Frühling die Veilchen über Nacht;
Doch ſchneller ſiegt im Herzen lenzjunger Liebe Macht.

Oft blickt ſie ſeitdem lauſchend hinab im Mondenlicht;
Ob ſie vergebens lauſchte, verbürgt die Märe nicht.
Doch nie erſchien der Sänger; ſie hörte nur das Lied
Und bebte, wenn es nahte, und klagte, wenn es ſchied.

Sie ahnte, daß ſie liebte, doch wußte ſie nicht wen?
Da war's um ihre Ruhe und leichten Sinn geſchehn.
Vom Wachen und vom Weinen ward ihr die Wange bleich:
„Ach dürft' ich ihn nur ſchauen, wie wär' ich wonnereich!"

Da ſprach zu ihr die Mutter: „Was quälet dich für Not?
Verbirg nicht deine Augen! Sie ſind vom Weinen rot.
Was feiert deine Spindel, mein fleißig Töchterlein?
Sprich! oder ſoll der Mutter dein Leid verborgen ſein?"

Da ſprach das Kind errötend: „Mir wird der Tag ſo lang.
Könnt' ich die Zeit nur kürzen mit Harfe und Geſang!
Nichts hör' ich als die Brandung und Möwenſchrei und Sturm;
Nur Vögel ſeh' ich fliegen um den verlaſſnen Turm."

Da lächelte die Mutter: „Und ist das all dein Leid?
Sonst deuchte dich's so fröhlich in dieser Einsamkeit.
Doch willst du Harfen lernen, frei steht dir Wunsch und Wahl!
Viel weise Sänger wandeln durch König Gewaro Saal."

Da führte man die Skalden zum Wettgesang herein;
Der Liederkönig sollte schön Nannas Meister sein.
Das Kind saß bei der Mutter und schaute niederwärts;
Um Freyjas Hilfe flehte ihr angstbewegtes Herz.

Nun huben an die Sänger den ernsten Wettgesang;
Doch harrte sie vergebens der lieben Stimme Klang.
Sie flüstert zu der Mutter mit bangem Angesicht:
„Unsanft sind diese Weisen, die Meister will ich nicht."

Da klang vom Strand herüber ein süßer Harfenschall;
Die Jungfrau schrak zusammen; die Meister lauschten all.
Bald taucht das Lied wie Schwäne in wonnig weiche Flut;
Bald schwingt es sich wie Adler hinauf in Wolkenglut.

Da sprach die kluge Mutter: „Ist dir das Lied bekannt?
Das ist der junge Höther, der harft am Meeresstrand."
Die Jungfrau sprach: „Frau Mutter, dies Lied hat sanften Klang.
Doch lernt man's nicht vom Hören; es ist gar schwer und lang."

„Drum soll's der Herr dich lehren; ich merke euer Spiel!
Mich dünkt, daß dir am Sänger nicht bloß sein Lied gefiel."
Da schwur das Kind mit Thränen: „Ich hab' ihn nie gesehn!"
„Wohlan denn," sprach die Mutter, „so mag es jetzt geschehn!"

Wie nun der junge Degen gar herrlich vor ſie trat,
Wie ſie ihn von der Mutter zum Meiſter ſich erbat,
Wie er ſie ſingen lehrte zu holdem Harfenklang. —
Wollt' ich das alles melden, die Weile würd' euch lang.

Denn Minne iſt die gleiche, wo ſie auch blühen mag.
Sie ſaßen auf dem Söller beiſammen manchen Tag.
Und ob ſie fleißig waren, fragt bei den Schwalben an!
Vielleicht, daß ſie euch künden, was ich nicht wiſſen kann. —

Albwin der Langobarde.

1. Kunemunds Tod.

Es lag zur Dämmerstunde ein Nebel auf dem Land;
Da rief Albwin der König nach seinem Streitgewand:
„Wacht auf, ihr kühnen Träumer! Ein Frühhauch weht im Tann."
Da waffnet in den Zelten sich mancher stattliche Mann.

Der König springt zu Rosse; er stößt ins goldne Horn;
Ihm blitzt im blauen Auge schwertheller Heldenzorn.
„Heut soll ein Rosenfrühling sprießen aus dem Schnee!
Heut schaffen wir den Bräuten der stolzen Gepiden Weh!"

Dreimal dröhnt in der Ferne Kunemundes Schild.
Es rücken festgeschlossen die Heere ins Gefild.
Walkürenrosse schnauben; die Geier werden wach;
Speerklirren tönt im Sturme und starker Helme Krach.

„Heut sollst du mir erstreiten, mein graues Hünenschwert,
Die schönste Maid auf Erden, die je ein Held begehrt!
Zwei Dinge will ich lieben, solang mein Lenz mir lacht:
Ein nacktes Schwert am Tage, ein nacktes Weib bei Nacht!"

An diesem Wintermorgen da fiel manch guter Streich,
Da lag unterm Schilde gar mancher stumm und bleich.
Die tapfersten Gepiden deckten schon den Grund;
Da stieß auf König Albwin der finstre Kunemund.

„Zurück, flaumbärtiger Knabe! Längſt klagt beim Reihentanz
Um den entlaufnen Hämmling die Kaiſerin von Byzanz.
Zurück zum Putzgemache! Sonſt treibt dich, eitler Geck,
Mein umgekehrter Speerſchaft vom Kampf der Männer hinweg."

„Was ſchiltſt du, Neidauge, daß mich der Tag entzückt?
Daß ich mit Gold und Purpur feſtlich mich geſchmückt? —
Hochzeit will ich halten, — that dir's kein Traumbild kund?
Hochzeit mit deiner Tochter, der ſchönen Roſamund!

Ihr bräutlich Haupt wird krönen mein grüner Siegeskranz;
Euer Totenfeuer leuchtet uns zum Tanz;
Mit deines Zeltes Schätzen lag' ich dem Sänger Dank;
Lachend aus deinem Schädel ſchlürf' ich den Minnetrank!"

Kein Wort ſprach der Gepide; die Streitaxt warf er wild;
Zerſchmettert ſtob zu Boden des jungen Königs Schild.
Albwin hob ſich im Sattel, und ſeine Lanze flog,
Als ſich zu neuem Wurfe der König rückwärts bog.

Tief durch die Kehle wühlte leis krachend ſich der Speer;
Blut brach aus ſeinem Munde und Röcheln dumpf und ſchwer.
Noch einmal irrt ſein Auge verdämmernd durch die Schlacht;
Dann löſcht den letzten Schimmer die morgenloſe Nacht.

Hoch über den Gefallnen ging Albwins ſtolzer Lauf.
Die Helden der Gepiden ſchrieen jammernd auf;
Dann fochten ſie im Schweigen, und ſanken auf den Grund
Mit offnen Herzenswunden und mit geſchloſſnem Mund.

Ins Zelt ſtürmt König Albwin; am Boden kniet die Maid;
Aus ihrem holden Blicke thränet friſches Leid.

„Trittst du so herrlich vor mich, fühlos verhaßter Mann?
Was bluten deine Hände? O rühre mich nicht an!"

„Mein Lieb, vergiß die Toten! Sie trifft dein Jammer nicht:
Hoch über Wunsch und Mitleid wandeln sie im Licht; —
Uns aber hält die Sehnsucht das Herz noch lebenswarm;
Drum faß' ich, Heißersehnte, dich jubelnd in den Arm!"

Er zwang ihr kräftig Sträuben; er warf sie auf sein Roß,
Durchritt mit stolzem Lächeln den goldbeladnen Troß:
„Laßt von der schlechten Beute! Verstreut sie in den Strom!
Schärft eure stumpfen Schwerter und folget mir nach Rom!" —

Nacht war's; aufs Lager senkte der Held sein schönes Weib;
Unter warme Decken schmiegte sich ihr Leib. —
Und draußen lag die Heide im dunstigen Mondenlicht;
Schneeflocken deckten leise der Toten Angesicht.

2. Langobardenzug.

Hoch auf dem Königsberge steht Alboin und sein Heer;
Die tiefen Thäler grünen, und ferne blaut das Meer.
Es stehn die bärtgen Helden wundernd festgebannt
Und spähen aus den Helmen begierlich in das Land.

Wie Murmeln fernen Donners tost es durch die Reihn;
Wolfshäute flattern stürmisch und Aexte blitzen drein.
Hoch oben steht der König im goldnen Sonnenstrahl
Und schleudert seine Lanze hinab ins stille Thal.

„Italien, Heldenwirtin, schließ deine Kästen auf!
Es kommen aus den Bergen neue Gäste zu Lauf.

Geſellig zieht mit ihnen der graue Wolf im Tann;
Der Adler folgt in Lüften; Schneewindsbraut ſtäubt voran.

Oſtern iſt im Lande; ſo rüſte Kranz und Main!
Hier kommt manch durſtger Zecher für deinen ſüßen Wein.
Sie heiſchen, was da blühet, was reift auf Halm und Stamm;
Hier kommt für deine Töchter manch wilder Bräutigam!

Italien, Heldenwitwe, was ſenkſt du ſtumm dein Haupt?
Hat nicht die narbge Stirne der Lenz dir neu umlaubt?
Das Schwert fraß deine Söhne und Peſt und Hungertod; —
Ich bringe friſche Männer, und Männer ſind dir not!

Dich drängen feige Räuber; — ich bringe Schutz und Recht,
Und deinen Ruhm verjünget ein königlich Geſchlecht.
Mein biſt du, Land der Sehnſucht! Weh dem, der dich begehrt!
Weh dem, der deinen Namen auf meinem Schild nicht ehrt!"

Da ſchmettern tauſend Hörner; da dröhnt der Siegsgeſang,
Die Helden klimmen jauchzend hinab den Felſenhang.
Doch unten in den Dörfern ſtürmen die Glocken ſchon;
Auf allen Straßen fliehet verſtörtes Volk davon.

2. Das Siegesfeſt.

Im alten Schloß von Verne, in König Dietrichs Saal,
Da hielt Alboin mit Prangen ſein nächtig Siegesmahl.
Die Tafel glänzt vom Golde, das er dem Feind geraubt;
Italiens Krone trägt er hoch auf dem ſtolzen Haupt.

Und ringsum an den Wänden, da stehn in langen Reihn
Kunstreiche Kandelaber mit schwankem Lampenschein,
Stehn weiße Götterbilder; auf ihr ambrosisch Haar
Stülpt lachend seinen Stierhelm der trunkene Barbar.

Wohl flimmt in Albwins Krone des Kreuzes milder Stern;
Doch hört er noch beim Mahle Wodans Loblied gern,
Und lieber als von Buße und gläubger Christen Not
Hört er von Rachekämpfen und kühner Recken Tod.

In famischen Schalen kreiset des Weines dunkle Flut,
Entflammt der Helden Wangen mit ungewohnter Glut,
Und rauher, todeswilder brauft der Hünensang; —
Da wirft Albwin den Becher die weite Halle entlang:

„Ihr Schenken und ihr Läufer, ich sag' euch schlimmen Dank;
Wißt ihr, woraus am ersten Siegesfest ich trank?
Die köstlichste der Schalen, heut kreist sie wohl mit Fug:
Kunemundes Schädel, der einstens Krone trug."

Da holten sie die Schale und füllten sie in Hast;
Sie war am weißen Rande in reines Gold gefaßt.
Der König schlürfte langsam; die Helden sangen fort;
Dann blickt' er in die Schale und sprach ein spöttisch Wort:

„Wär' nicht dein Haß ertötet, du felsenhart Gebein,
Wie gern in Gift und Galle verkehrtest du mir den Wein!"
Laut jubelten die Helden; der Trank ging in der Rund':
Da trat auf die Schwelle die Königin Rosamund.

Ihr Auge wurde finster; ihr Antlitz wurde blaß; —
War es der Schmerz der Tochter? War es des Vaters Haß?

„Welch ſchwarze Norne wandelt zum Freudenthor herein?
Reicht ihr die Ehrenſchale und heißt ſie freundlich ſein!“

Da ſchritt langſamen Ganges die Herrin durch den Saal:
„Unzeitig iſt das Scherzen, mein König und Gemahl!
Du magſt den Toten ſchmähen, er war dein grimmſter Feind,
Doch nicht vor meinem Auge, das täglich ihn beweint.“

Der König fuhr vom Sitze: „Was raubte dir ſein Tod,
Das ich mit reichen Händen nicht tauſendfach dir bot?
Dem Schwert verfiel dein Leben, dem lüſternen Knecht dein Leib; —
Jetzt rühmen dich die Völker als König Albwins Weib.

Verrat iſt dieſer Starrſinn und Schmähung dies Geflenn!
Fühlſt du dich noch als Sklavin, wohlan, ſo ſei es denn!
Vor deines Herren Waffen erbebt das Kapitol; —
Nun beug' dich, nimm die Schale und trinke auf ſein Wohl!“

Glanzleeren Auges ſtarrt ſie regungslos ihn an;
Nach ſeinem Speere zuckte der ſinnverwirrte Mann.
Sie ſah ihn mordesfinſter, zornſchnaubend vor ſich ſtehn;
Da ſprach ſie dumpf: „Der Wille des Herren ſoll geſchehn.“

Ein wortlos wildes Murmeln aus ihren Lippen brach.
Kein Menſchenohr erfaßte, was Kunemunds Tochter ſprach.
Dann ward ihr Antlitz ruhig; ſie neigt' ſich dem Gemahl
Und ſchritt, wie ſie gekommen, langſam aus dem Saal.

4. Helmichis und Peregar.

Es ſitzt im Blütengarten zu ſtiller Mittagsſtund'
Bei Helmichis dem jungen die ſchöne Roſamund.
Er drückt ihr leis die Hände; ſie ſchweigt und wehrt ihm nicht;
Da ſtürzt er vor ihr nieder mit flammendem Angeſicht.

„O willst du endlich hören, du stummes Götterbild,
Das Leid, das überströmend aus meinem Herzen quillt?
Und weckt mein Wort das Unheil, das lange mich bedroht,
So laß dies Wort mich sprechen und schick mich in den Tod!

Du weißt es nicht, welch glänzend Elend mich umfing,
Wie ich an deinen Augen mit stillem Flehen hing.
Was weiß die heitre Sonne vom nächtgen Erdenleid?
Du gingst an mir vorüber in stolzer Herrlichkeit.

Nun aber ist dein Antlitz von Gram und Sorgen bleich;
Nun bist du selber elend, — und wir sind beide gleich.
Und stieß dein Glück mich von dir, du hohe Prachtgestalt,
So lockt dein Schmerz mich wieder mit rührender Gewalt.

O können Menschenwaffen wehren deinem Harm,
Hier ist ein Herz voll Liebe und hier ein junger Arm!
Mein leidgewohntes Auge, dich kann's nicht trauern sehn.
Dein Wille ist mein Leben! So sprich, was soll geschehn?"

Sie blickte ihm halblächelnd ins Auge unverwandt,
Zerpflückte stumm den Schleier in ihrer weißen Hand;
Dann beugte sie sich langsam auf sein glühend Ohr
Und sprach: „Alboin muß sterben!" Der Jüngling fuhr empor.

„Was sinnst du Ungeheures, vor dem mein Herz erschrickt?
Weh, in welchen Jammer ist all mein Thun verstrickt!
Kaum wagt' ich es zu pochen an meines Glückes Thor,
So tritt als finstrer Pförtner der Meuchelmord davor."

Die Herrin hebt die Stirne, und ihre Wangen glühn:
„Du träumst von meiner Minne; fürwahr, dein Herz ist kühn!
Fehlt dir vielleicht ein Werber, so denke an dein Schwert.
Ich glaube, Rosamunde ist eines Kampfes wert."

Da beugt ſich auf ihn nieder das wunderſchöne Weib;
In trunknem Mut umſchlingt er den königlichen Leib.
Aufblüht in ſeinem Herzen der blutgen Worte Saat; —
Da war ſein Los gefallen, und er beſchwur die That.

Nun faßt ihn ſorglich blickend die Herrin bei der Hand:
„Kein Einzelner hält jemals dem Unbeſiegten ſtand.
Mir banget für dein Leben; drum, Jüngling, hör' mich an:
Erwähle zum Genoſſen dir einen ſtarken Mann."

Da ſprach der Held errötend: „Deucht dich mein Mut ſo klein?
Dich Hohe zu erwerben, vollbring' ich's wohl allein!"
Sie aber bat ihn lange, bis er beſänftigt war;
Da nannt' er ihr mit Zaudern den kühnen Peregar.

Er führt ihn durch den Garten: nicht weiß ich, was geſchah,
Als daß vor Grimm die Herrin man abends weinen ſah.
Einſam in der Dämmrung verſchloß ſie ihr Gemach
Und ſann in Nacht und Schweigen furchtbaren Dingen nach.

Herr Peregar, der Degen, der liebt' ein holdes Kind;
Sie war aus Roſamundens edlem Hofgeſind.
Ihm war ſie ganz zu eigen, und manche ſelge Nacht
Hat er an ihrem Herzen in Spiel und Scherz durchwacht.

Auch heut kehrt er vom Mahle erhitzt von Wein und Sang
Und ſchleicht auf leiſen Sohlen durch den vertrauten Gang;
Mit warmem Hauch umfängt ihn das ſtille Kämmerlein
Und ſchließt in tiefes Dunkel ein ſüß Geheimnis ein.

Solch wilde Wonnen hat ihm ihr Leib noch nie entfacht;
Die ſchlanken Glieder ſchwellen in ungewohnter Pracht.
Doch kalt ſind ihre Lippen, — ihn faßt ein fremder Schmerz, —
Und durch die harten Brüſte fühlt er kein menſchlich Herz.

„Wer bist du, stummes Wesen? Von wannen nahtest du?
Sprich, oder schließt den Mund dir des Grabes Siegel zu?"
Da hob sich's aus den Kissen, — im trüben Mondenlicht
Erkannt' er mit Entsetzen der Königin Angesicht.

Sie aber flüstert höhnisch: „Du hast den Tod umarmt!
Was bist du, wenn mein Mitleid sich jetzt nicht dein erbarmt?
Ich bat dich heut um Rache und bot dir Ehr' und Glück,
Du aber stießest schimpflich die Flehende zurück.

Ein Ruf nun, — und der König beim Trinkgelag erfährt,
Daß ihm sein bräutlich Lager ein niedrer Mann entehrt.
Zur Rückkehr in das Leben ist dir ein Weg noch frei:
Er oder du! — Nun wähle, was dir das Beste sei!"

Umsonst in Angst und Jammer des Helden Seele rang,
Der Hölle Netz zu sprengen, das tückisch ihn umschlang;
Er gab sich ihr gefangen verzweiflungsvoll und sprach
Die harten Eidesworte mit toter Stimme nach.

Zur selben Stunde zechte der König noch allein;
Oed standen und verlassen der Bänke lange Reihn.
Fernes Wetterleuchten zuckt in den düstern Saal; —
Es sprang in Albwins Händen scharf klingend der Pokal.

8. Albwins Ende.

O tote Schlummerschwüle im Sommernachmittag!
Die Marmorstraßen glühen; der Schnitter schläft am Hag.
Laue Wellen schleichen lautlos durch das Rohr;
Nur fern steigt in die Bläue weißes Gewölk empor.

„Was lärmt noch das Geſinde? Entweicht aus dem Palaſt!
Der König hält zur Stunde erſehnte Mittagsraſt."
Da ſchwieg das Singen und Scherzen; die Saiten klangen aus;
Die Herrin wandelt einſam durch das verlaſſne Haus.

Auf Purpur lag der König; entſchlafen war er kaum:
Ein Ziſcheln wie von Nattern hört er in halbem Traum.
Dann nahen leiſe Tritte; zwei Schwerter funkeln licht;
Da fährt der Held vom Schlummer mit zürnendem Angeſicht.

Er ſtreckt noch ſchlafestrunken nach ſeinem Schwert die Hand;
Es war mit ſtarken Schnüren geneſtelt an die Wand.
Da weckte ihn der Schrecken; er dachte an ſein Weib;
Drauf griff er nach dem Schemel und ſchirmte ſeinen Leib.

Im Düſtern und Verborgnen geſchah der ſchnöde Mord;
Es war ein wildes Ringen, und keiner ſprach ein Wort,
Geſtampf und dumpfes Schnauben, — darauf ein ſchwerer Fall, —
Dann war es wieder ſtille, grabſtille überall.

Ins Scharlachtuch verwickelt lag der gewaltge Mann;
Ueber die ſtolzen Glieder das Blut in Bächen rann.
Die Mörder ſtanden zögernd; doch als ſein Auge brach, —
Da vor dem toten Blicke flohn ſie aus dem Gemach.

Nun aber tritt mit Schweigen die grimme Witwe ein;
Ihr Blick iſt heiß wie Feuer; ihr Antlitz kalt wie Stein.
Sie fühlt nach ſeinem Herzen; das ſchweigt in blutger Ruh;
Da nickt ſie wohlgefällig und geht der Thüre zu.

O tote Schlummerſchwüle in Söller, Turm und Hall,
Wie ſchläft in deiner Stille endloſen Jammers Schall! —
Eine ſatte Schlange ſonnt ſich im roten Uferſand;
Schläfrigen Fittichs fliegen zwei Raben übers Land.

6. Die Rache.

Am Hofe von Ravenna regt ſich geſchäftge Haſt.
Es kam zu dem Exarchen ein unverhoffter Gaſt,
Das ſchöne Weib aus Norden, die Königin Roſamund;
Da ward dem ernſten Römer ihr mächtger Zauber kund.

Er lag zu ihrer Linken beim Mahl auf ſeidnem Pfühl;
Es plätſcherten im Saale Kaskaden duftig kühl.
In goldnen Schüſſeln prangte das Köſtlichſte der Welt;
Auf ihre Häupter bog ſich ein blühend Laubenzelt.

Und lockend klang die Flöte, die Cymbel ſäuſelte lind;
Mit knoſpendem Buſen tanzte manch hochgeſchürztes Kind.
Helmichis lag daneben; ſo ſehr er ſich bezwang,
In Schlummer wiegt den Müden der ſüße, fremde Klang.

Da beugt zu Roſamunden der edle Römer ſich:
„Ich wollte dich bewirten, und jetzt erlabſt du mich!
Aus meinen Schalen trinkſt du nur erdgebornen Wein;
Aus deinen Augen ſaug' ich der Schönheit Nektar ein."

Sie neigte ſich mit Lächeln und ſah ihn glühend an,
Und ihr gefiel im Herzen der kräftig feine Mann.
Die ſtrammen Glieder lagen vom Purpur halb verhüllt;
Da ward von wilder Sehnſucht ihr blühender Leib erfüllt.

Und wieder ſprach Longinus: „Iſt mir die Frag' erlaubt?
Wer iſt der ſchlummernde Jüngling mit goldgelocktem Haupt?"
Da warf ſie ſtechende Blicke nach dem Schläfer hin,
Und eine ſchlimme Lüge erfand ihr arger Sinn.

„Ich sag' dir leidge Dinge: Er ist ein eitler Thor,
Durch dessen tolles Treiben ich Thron und Reich verlor.
Er rang nach meiner Minne; mein Gatte schuf ihm Not;
Da warb er einen Helfer und schlug den König tot.

Die Wut der Langobarden stürzte sich auf ihn;
Mich glaubte man im Bunde, ich mußte mit ihm fliehn.
Der andre Mordgeselle floh in die weite Welt;
Er folgt mir nach und hält sich zu meinem Hüter bestellt."

Da flammt des Römers Wange; er faßt sie um den Leib:
„So schaff ihn aus dem Wege und sei mein ehlich Weib!"
Nun glüht ihr blaues Auge in wollustweichem Schein:
„Ich bin in deinen Händen, ich kann nicht sagen Nein!"

Als aus beglückten Träumen der Schläfer war erwacht,
Lag rings der Saal verlassen in schaurig öder Pracht.
Im Garten tönten Lieder; der Abend war genaht;
Ihn führten Phrygerknaben ins hohe Marmorbad.

Er trat mit frischen Gliedern und heitrem Mut hervor;
Da stand mit einem Becher die Königin am Thor:
„Nun soll uns nichts mehr scheiden! Verschläfst du unser Glück?
Trink, süßer Freund, und kehre zum Liebesfest zurück!"

Mit Freuden nahm den Becher der lustbethörte Mann
Und schaute sie beim Trinken zärtlichen Blickes an, —
Da schrak sein Herz zusammen: im roten Fackellicht
Sah er ein hohnverzerrtes, haßkaltes Angesicht.

„Trink selber!" rief er ahnend. Sie faßt ein jäher Schreck, —
„Trink! Hier ist noch die Hälfte!" Sie blickt verstört hinweg, —

„Trink!“ rief der Unglückſelge und riß das Schwert heraus; —
Da griff ſie nach dem Becher und trank ihn haſtig aus.

Dann ſchleudert ſie ihn nieder hohnlachend in den Sand
Und ſtreifte vor ihr Antlitz das feſtliche Gewand. —
Er ſank aufs Haupt der Treppe, ſie an der Treppe Fuß;
Sie ſtarben ohne Sühne, ſie ſchieden ohne Gruß. —

Und ſoll ich weiter künden, was ferner ſich begab?
Longinus legt die beiden zuſammen in ein Grab,
Und wieder kam der Frühling und deckt in ſelger Ruh
Mit einem Blumenteppich Haß und Liebe zu.

Nach langen, langen Jahren irrt fern im fremden Land
Ein namenloſer Bettler blind und unbekannt.
Einſt ſchwellte ſeine Glieder furchtbare Heldenkraft;
Nun ſtützt den Todesmüden ſein alter Lanzenſchaft.

Doch will er einmal ruhen vom freudeloſen Lauf,
So führt ihm die Erinnrung ein gräßlich Bild herauf,
Ein Bild fluchtoten Glückes voll, Rache, Trug und Mord. —
Und ohne Ruhe wandert der blinde Bettler fort.

Am Ganges.

Die Nacht ſchlug über die Ebne
Ihr tiefblaues, goldfunkelndes Zelt,
Und über den Bergen der Götter
Steht klar und dunſtlos
Der ſtrahlende Mond.
Es wiegt ſich ſein Licht
Auf den Wipfeln dichter Pandanen,
Auf der Blütenwildnis der Flur
Und ſchwimmt in wogenden Streifen
Auf dem ſtillhingleitenden Strom.
Eine Inſel ruht in den Waſſern
Mitten zwiſchen den ſchweigenden Ufern,
Wandernder Schwäne ſchattiger Raſtort,
Von kletternden Ranken
Voll Blumenglocken
Wonneheimlich umſponnen.
Es zittern die Blätter
Lautlos im lauen Hauche der Nacht,
Und einſam lockt dem Gefährten
Des Kokilaweibchens ſchmelzendes Klaglied.
Da plätſchert es leis in den Fluten,
Und rüſtig kommen
Von Nord und von Süd
Zwei Lockenköpfe geſchwommen.

Ein Jüngling taucht
Zuerſt aus den Wellen
Und zieht ans Land
Ein atmendes Mädchen,
Und ſie grüßen ſich jubelnd
Mit Kuß und Umarmung.
Sie lagern ſich
Am blumigen Ufer,
Wo das Mondlicht hell
Durch überhängende Zweige ſcheint,
Und erzählen ſich
Vom zornigen Vater,
Von der wachſamen Mutter —
Und küſſen ſich lächelnd.
Auf ſchwellendem Grün
Liegt des Mädchens Leib,
Und der Jüngling ſtreift ihr
Von den feuchten Gliedern
Die perlenden Tropfen
Und preiſt ihre Schönheit.
„Siehſt du, Geliebte,
Im Spiegel der Bucht
Den weißen Lotos,
Wie er ſich ſehnend dem Mondlicht öffnet?
So erſchließe du
Vor dem Strahl meiner Augen
Deines jungen Leibes
Duftberauſchenden Blütenkelch!“
Und ſie lächelt ſeines
Verzückten Stammelns,
Hebt neckiſch das Haupt
Und beißt ſeine Lippe
Mit den kleinen Zähnen,
Daß er in ſtummem Ringen
Zu ihr hinabſinkt

In der Blütenbüſche
Bergenden Schatten.
Und ſtill iſt's wieder.
Hoch über den Waſſern
Rauſcht der Flügelſchlag
Fliehender Tauben,
Und fern aus dem Sumpfrohr
Hallt des Tigers
Zürnendes Murren.
Aber die Liebenden
Schauen ſich lange
Glühenden Auges an,
Küſſen ſich ſchweigend
Die pochenden Herzen
Und ſtürzen ſich wieder
Ins Reinigungsbad
Der heiligen Ganga.
Oed liegt nun das Eiland.
Ins zerknickte Gras
An die Stätte der Liebe,
Noch warm von des Mädchens Leib,
Legt ſich im Ringe
Die ſchlaftrunkene Schlange.
In die Wälder des Weſtens
Verſinkt der Mond;
Doch des fernen Himalaya
Schneeige Kuppen
Streift ein Strahl
Des roſigen Morgens.

Suleiman.

Im erſtürmten Feindeslager
Sitzt der Wüſtenfürſt Suleiman,
Der geprieſne Held und Dichter,
Sinnend mit geſenkter Stirne.
Doch nicht auf Geſänge ſinnt er,
Auf die wilden Siegesweiſen,
Die er ſang in ſtolzer Jugend.
Allzuſehnig ward die Rechte
Für der Saiten zarte Regung;
Aber auf den ehrnen Schwertgriff
Pocht ſie hart mit ehrnem Finger.
Denn der Wüſtenfürſt Suleiman
Sinnt auf Rache, ſinnt auf Strafe,
Da den einzgen Sohn des Todfeinds
Heut er ſelbſt im Kampf gefangen.
Finſter winkt er ſeinen Kriegern,
Und ſie bringen einen Jüngling,
Nackt, mit rückgeſchnürten Armen,
Aber hold wie junger Frühling.
„Trittſt du vor mich, Bild des Feindes?“

Ruft der Held und ſpringt vom Sitze,
„Ha, dein Anblick brennt mein Auge
Schmerzlicher als Sand der Wüſte,
Glühender als Stich der Sonne!
Schön biſt du, ſchön wie dein Vater,
Da er unſern Stamm beſtohlen
Um die Ehre meiner Schweſter.
Flehe nicht mit feuchtem Blicke!
Denn für ſolchen Blick empfing er
Gaſtfreundſchaft in unſrem Zelte,
Da er kam, ein nackter Flüchtling.
Willſt du Gnade bei mir finden,
Reiße ſelbſt aus deinem Antlitz
Dieſe reizend falſchen Züge
Und verſeng' zu Staub und Aſche
Die wollüſtig glatten Glieder!
Ferne liegt die Zeit des Frevels,
Lange Jahre blutger Fehde.
Herbſtlich färbt ſich meine Locke;
Doch mein Haß hat ewgen Frühling.
Greis iſt dein verhaßter Vater,
Später Rache ſchlechte Beute.
Doch da ſchickt er ſeine Jugend,
Schickt ſie ganz ſo ſchön wie damals,
Als die meine er vergiftet,
Daß der That die Strafe gleiche!
Bebſt du, lächelnder Verführer,
Gaſtrechtſchänder, Gottverfluchter?
Brechen aus den Rippen will ich
Dir das Herz, das feige, blaſſe,
Rote Sühneopfer ſchütten
Auf das Grab der armen Schweſter,
Die vor Scham und Gram vergangen.
Aber deinem Vater ſend' ich
Deines Hauptes blutge Locke!"

Alſo rief der Held Suleiman,
Und aus dem geſtickten Gürtel
Zerret er ein blitzend Meſſer. —
Da fliegt auf des Zeltes Vorhang,
Und gefolgt von wilden Kriegern
Stürzt herein ein junges Mädchen
Mit zerriſſenen Gewanden.
Um des Jünglings weißen Nacken
Schließt ſie zärtlich ihre Arme,
Küßt ſein todesſcheues Antlitz,
Deckt ſein Herz mit ihrem Herzen.
Doch es reißen ſie die Krieger
Höhniſch lachend vor den Emir,
Der betroffen ſtockt und ſtaunet.
„Allah mit dir! Held Suleiman!“
Spricht ein Mann mit blutgem Turban,
„Sieh, wir kommen, dieſes Tages
Schönſte Beute dir zu bringen,
Ein gazellenflüchtig Mädchen.
Wir ergriffen ſie im Walfeld,
Wo ſie im Gewühl der Leichen
Suchte des Geliebten Antlitz,
Und man nennt ſie „Stern der Mainacht“.
Dir allein, o Held Suleiman,
Ziemt es, nach des Kampfes Dunkel
Dich an dieſem Glanz zu ſonnen,
Dieſes Leibes Wonnebecher
Auszuſchlürfen bis zum Grunde.“ —
Und der Emir ſteckt das Meſſer
Langſam in den breiten Gürtel,
Glüht ſie an mit dunklem Auge,
Und dann ſpricht er dumpf und ruhig:
„Iſt der Knabe dort dein Buhle?“
Doch das Mädchen ſchweigt und zittert,
Und ihr feuchtes Auge flüchtet

Schüchtern zu dem ſchönen Jüngling,
Und ſein Auge ſucht das ihre,
Und errötend ſchweigen beide.
Lange ſchaut der Held Suleiman
In ihr roſenzartes Antlitz,
Und ſein Herz erfüllt Begierde.
„Habet Dank für eure Gabe,“
Alſo ſpricht er zu den Kriegern,
„Habet Dank, ich will ſie nützen,
Denn ſie frommet meiner Rache.
Führt ihn weg in ſein Gefängnis!
Bis zum Morgen ſoll er leben,
Daß er dieſe Nacht verwünſche.“ —
So geſchah's; doch als der Jüngling
An des Zeltes Thür verſchwunden,
Sank die Jungfrau leblos nieder. —
In des Zeltes innrem Raume
Ließ der Held ſein Bett bereiten.
Sklaven ſprengten duftge Waſſer,
Ließen qualmen ſüßen Weihrauch,
Streuten Blumen der Oaſe,
Roſen, Myrten, Hyacinthen,
Feuerlilien auf den Teppich;
Aber auf des Lagers Polſter
Legten ſie den weichen Scharlach
Und darauf das blaſſe Mädchen,
Hängten in des Zeltes Mitte
Eine Lampe hellen Scheines,
Neigten ſich dem Herrn und gingen.
Stille war's im Zelt und draußen.
Fern nur ſang ein junger Wächter
Lieder, glühend weich und ſehnend,
Seinem Liebchen in der Heimat,
Und es blies der Wind der Wüſte.
Langſam trat der Held Suleiman

Zu der ſtillen Bettgenoſſin,
Zog hinweg die letzte Hülle,
Die des Leibes Wunder deckte,
Und erſchrak in freudgem Staunen.
Taſtend glitten ſeine Blicke
Ueber die gelöſten Glieder,
Und ſie wußten nicht, wo ruhen.
„Groß iſt Allah," ſprach er endlich,
„Daß er hat das Weib geſchaffen,
Sich zur Ehre, uns zur Wonne!"
Lange ſtand er unbeweglich,
Und auf ſeinem braunen Antlitz
Schmolz des Grimmes ehrne Falte,
Und der nächtge Blitz der Augen
Ward ein träumriſch Morgenleuchten.
Denn er dachte ſeiner Liebe,
Glückberauſchter Jugendnächte,
Dachte, wie er ebenbürtig
Solcher Schönheit lag zur Seite,
Und in tiefer Bruſt erwachen
Ihm die alten Luſtgeſänge,
Und ihm ſummt das Lied im Ohre,
Das er ſang verwirrt von Wonnen,
Als er ſo zum erſten Male
Seines Mädchens Leib enthüllte,
Und er ſprach in ſich verſunken:
„Laß mich ſchaun, vergehn im Schauen!
Meines Himmels Pforten öffn' ich,
Und mir iſt, als ſchauten alle
Seligen des Paradieſes
Neidiſch über meine Schulter.
Ich war blind, nun werd' ich ſehend,
Und ich taumle wie ein Blinder,
Dem die Augen plötzlich tagen,
Und auf deiner Glieder Wellen

Schwankt das Schifflein meines Lebens
Hier und dort, und ſchon verſinkt es
In ein ſeliges Verderben!“ —
Alſo ſprach der Held Suleiman
Und in ſeinem Herzen rauſcht es
Wie das Sprudeln friſcher Bronnen,
Und entzückt von der Erinnrung
Und der Gegenwart der Schönheit
Beugt er ſich verlangend nieder
Zu dem regungsloſen Bilde.
Doch da fiel von ſeinem Barte
Eine eiſig graue Welle
Auf des Mädchens ſchwarze Locken, —
Und der Held erhob ſich langſam,
Blickte ſtarr hinweg und nickte
Mit dem Haupt in tiefem Ernſte:
„Jene Zeit iſt lang vorüber,
Jenes Lied iſt längſt verklungen,
Und ich bin ein Thor im Alter!
Friede mit dir, Stern der Mainacht!
Deines Leibes Frühlingsblume
Mag ein Frühlingsſturm entblättern,
Nicht des Herbſtes rauher Atem.
Hab' ich nicht mein rüſtig Leben
Durchgekämpft für Ehr' und Schönheit?
Und ich ſollte nun im Alter
Meiner Jugend Werk beſchimpfen,
Meiner Jugend, deren Nachglanz
Eben noch mein Herz erwärmte?
Jugend blühet nur für Jugend,
Und das Grab blüht für das Alter.
Ich war glücklich: mögen andre
Glücklich ſein! In kurzen Tagen
Sagen ſie gleich mir: Ich war es.
Sei denn glücklich, Stern der Mainacht!“

Plötzlich wird ſein Auge finſter,
Und mit dumpfer Stimme ſpricht er:
„Spott' ich ſelbſt nicht dieſes Wunſches?
Fallen wird ihr Glück mit meines
Jungen Feindes ſchönem Haupte,
Und erzählen wird die Sage,
Wie Suleiman einſt im Alter
Einen Knaben hingemordet,
Um ſein Liebchen ihm zu rauben,
Und die Männer werden klagen
Um den Knaben und das Mägdlein,
Und die Jugend ſingt ein Spottlied
Und zum Hohne wird mein Name."
Da aufs neue blitzt ſein Auge,
Blitzt hinüber zu der Jungfrau,
Und nach einem langen Blicke
Deckt er über ſie den Scharlach.
„Lebe wohl, du junges Leben",
Spricht er mit bewegter Stimme:
„Süße Laſt des prächtgen Lagers!
Schlummerſt du in deiner Brautnacht?
Wahrlich dir, o Luſt der Augen,
Giebt der Herr das Glück im Schlummer!" —
Vor die Zeltthür trat der Emir,
Und er rief den flinken Sklaven:
„Bringt die herrlichſten Gewande,
Perlenſchnüre, Ohrgehänge,
Bringet Gold, ſoviel ihr traget.
Breitet alles vor das Lager!
Holt dann leiſe den Gefangnen,
Legt des Jünglings ſtramme Glieder
Zu des Mädchens weichem Leibe,
Weckt ſie auf mit Brautgeſängen!
Und dann wacht bei eurem Leben,
Daß kein Menſchentritt ſie ſtöre!"

Alſo ſprach der Held Suleiman,
Nahm den Bogen, nahm die Lanze,
Sprang auf ſeinen Lieblingsrenner
Ungeſattelt, ungezäumet,
Und wie Sturmgewölk verſchwand er
In der ſtummen Nacht der Wüſte.

III.

Lanzelot und Ginevra

Ein episches Gedicht in zehn Gesängen

(Vollendet Stuttgart, den 26. April 1859.)

Nicht wähnet aber, die ihr prude seid,
Und die nur freuen kann das müde Leid
Schläfriger Lieb', ich werd' in flechen Tönen
Die schone Glut der wilden Fabel höhnen.

Immermanns Tristan.

Dem Andenken meines Bruders Hermann.

In des Frühlings ersten Tagen
Sahst du sprossen dies Gedicht,
Sahst mit liebendem Behagen
Wie es wuchs im Sonnenlicht,
Kamst noch, seinem Wehn zu lauschen,
Als in Qual dein Herz verging,
Hattest noch im Ohr sein Rauschen,
Da die Nacht dein Haupt umfing.

Spurlos, wie ein Licht verlodert,
Bist den Augen du geraubt;
Schnee liegt, wo dein Herz vermodert,
Und die Bäume stehn entlaubt:
Doch der Sehnsucht Adlerflügel
Sucht dein Bild im ewgen Glanz, —
Und auf deinen weissen Hügel
Leg' ich diesen Blütenkranz.

Stuttgart. November 1859.

Erster Gesang.

Der Friede ruht auf Arthurs Land.
Denn jeder Feind ist übermannt,
Erschlagen jedes Ungeheuer,
Verrauscht der Flug der Abenteuer.
Nach langen schwülen Prüfungsstunden
Hat Parzival den Gral gefunden;
Im Zauberwald von Broceliand
Verscholl Merlin der Nekromant;
Sir Iwein hat von Qual errettet
Zur Quellenfürstin sich gebettet;
Auch Erec sitzt bei seinem Weib
In müßig holdem Zeitvertreib,
Und Arthur selbst kürzt seine Tage
Mit Frauenspiel und Festgelage.
Zu Camalot im grünen Thal,
Da steht sein lichter Rittersaal;
Da flammt manch süßer Augenstern
Im Kreise um den alten Herrn;
Da ragt im reichen Heldenwald
Manch eichenderbe Kampfgestalt.
Doch ist, wenn nicht von Liebesfehde,
Vom Krieg nicht weiter mehr die Rede.
Denn in der Helden Sinne

Hoflager hält die Minne,
Und der die Riesen hat erschlagen,
Der muß nun Frauenfesseln tragen.

Denn nur in Kampfes Sturmgewalten
Kann frei der Mann sein Herz erhalten.
Doch wenn die Kraft den Sieg errungen,
Wird von der Anmut sie bezwungen,
Und in des Friedens heilgem Bann,
Da hebt der Frauen Herrschaft an.

So war in Freuden und in Wonnen
Schon manches schöne Jahr verronnen,
Und wieder brach mit blauem Schein
Der Frühling in das Land herein.
Da sehnten sich der Helden Glieder
Nach ihren alten Waffen wieder.
Schlaftrunken strebte ihre Kraft
Nach Thaten alter Ritterschaft,
Und Arthur lud viel tausend Gäste
Zu einem großen Waffenfeste.
Die fuhren all, wie er's gebot,
Zu Pfingstentag nach Camalot.

Es war im goldnen Monat Mai,
Da hub sich schallendes Turnei.
Da hörte man Speere springen,
Schwert und Schild erklingen.
Da ward manch Streitroß überrannt;
Gar manchen zog man aus dem Sand,
Dem dieses lustge Maienspiel
In seinem Herzen schlecht gefiel.
Doch eines einzgen Helden Speer,
Dem wurde jeder Sattel leer.
Hoch ragte sein behelmtes Haupt,

Das nie ruhmloſer Fall beſtaubt;
Im Schild ſtand golden auf Azur:
„Haut de vaillance, haut d'amour.“
Sein lichtblau Rüſtzeug blitzte weit;
Leicht flog er durch den wirren Streit,
Und Raum fand ſtets des Roſſes Tritt,
Und Splitter ſtoben, wo er ritt.
Man ſah nach ihm die Frauen
Mit holden Blicken ſchauen,
Und mancher unbedachte Mund
That leiſe Herzenswünſche kund.
Bald lobten ſie des Herrn Geſtalt,
Bald ſeines Armes Kampfgewalt,
Bald ſeine fürſtlich freien Sitten,
Wenn er zur Schranke kam geritten
Und unter ſeiner Schenkel Zwang
Der wilde Hengſt erſtöhnte bang.
Er aber ſah und hört' es nicht;
An einer hing ſein Augenlicht,
Die ſtrahlend in der Frauen Schar
Des Feſtes Frühlingsfürſtin war.
Sie ſaß auf Arthurs prächtgem Throne,
Im goldnen Haar die goldne Krone,
Kein Mädchen, das ſich ſchambeſiegt
Jungfräulich in ſich ſelber ſchmiegt, —
Sie war ein volles, ganzes Weib.
Klar wie der Tag erſchien ihr Leib,
Der durchs Gewand, das ihn beengte,
Die ſiegbewußten Formen drängte,
Um ſonnengleich in ſtolzem Schweigen —
Unnahbar — ſich dem Volk zu zeigen.
Wo lag das Land, das ſie nicht kannte?
Ginevra war's, die Vielgenannte,
Die Königin von Camalot; —
Ihr Ritter hieß Sir Lanzelot.

Sie war vermählt dem müden Greis,
Dem kahlen Baum das grüne Reis.
Sie war ihm gut und wohlgesinnt,
Doch wie den Vater liebt das Kind.
Denn alles, was auf dieser Welt
Ein junges Herz in Sehnsucht schwellt,
Und was in bräutlich süßen Flammen
Jugend und Jugend fügt zusammen,
Das war in Arthur längst dahin;
Weiß war sein Haupt und kühl sein Sinn.
Doch von des Lenzes Glutverlangen
Nach Lieb' und seligem Umfangen,
Davon war noch in ihr genung. —
Und Lanzelot war schön und jung.

Wie pocht ihr Herz mit stolzem Schlag
An diesem neuen Siegestag!
Es jauchzt das Volk; Herolde schrein;
Trompeten schmettern durch die Reihn:
Die Tjost ist aus; der Preis ist sein!
Und jubelnd stimmt ihr Herz mit ein.

Sir Lanzelot schwingt sich vom Roß
Und wandelt durch der Pagen Troß
Langsam hinauf zum Königszelt.
Dort steht vom Abendrot erhellt,
Im Auge lichten Liebesglanz,
Ginevra mit dem Siegerkranz.
Sie windet frische Rosenschlingen
Um seines Helmes Adlerschwingen;
Sie reicht ein blaues Festgewand,
Gestickt von ihrer eignen Hand,
Und bietet ihm nach Sitt' und Pflicht
Zum Kuß ihr herrlich Angesicht. —

Er ſteht mit glühenden Wangen,
Von wonniger Scheu befangen.
Wie manche ſüße Stunde
Koſt' er mit dieſem Munde
Und lag in ſchuldverlaufter Luſt
Am Sturmgewoge dieſer Bruſt!
Doch nun, da offen ihm erlaubt,
Zu küſſen ihr geliebtes Haupt, —
Wer iſt, der mir dies Rätſel künde? —
Nun zagt er ſchier, als wär' es Sünde.
Und als er fühlt den zarten Mund,
Da ſchauert's ihn von Herzensgrund.
Gleichwie, dem Augenblick entſtammt,
Der Liebe Blitz ein Herz entflammt,
So trunken iſt ſein ganzes Weſen, —
Als wär's der erſte Kuß geweſen.

Sie grüßen ſich mit Reigen
Und ſtehn in lächelndem Schweigen.
Sie ſtehen wie auf Wunderauen
Verſunken in ein ſelges Schauen,
Und ihre Häupter jung und hold
Umſpielt des Tages letztes Gold.

In einem Erker, fern dem Thron,
Lehnt Mordred, Arthurs Schweſterſohn.
Er ſteht in Waffen alt und grau,
Hochbeinig und von mächtgem Bau.
Sein Haar iſt rabenſchwarz und dicht;
Ein Bart umſchattet ſein Geſicht;
Die Brauen ſind aufs Aug' gebogen,
Sein Mund in herbem Trotz verzogen.
So lehnt er in der Ritter Hauf
Unmutig an des Schwertes Knauf.

Ihm iſt im Antlitz klar zu leſen,
Er iſt noch niemand hold geweſen.
Verſchloſſen gegen Luſt und Klagen
Lebt er in mönchiſchem Entſagen:
Ein ſchönes Thun in ſchöner Zeit,
Der Jugend kühne Herrlichkeit,
Das deucht ihn Hoffart nur und Tand,
Der Hölle gleißendes Gewand.
Stark fühlt er ſich in ſtrengem Glauben;
Die Kraft ſoll ihm die Welt nicht rauben.
Früh von des Hofes frohem Braus
Zog er in fremde Länder aus
Und fuhr mit trutzigen Geſellen
Manch wildes Jahr auf wilden Wellen.
Jüngſt kehrt' er heim und ſah mit Grauen
Der Helden Dienſt, das Reich der Frauen.
Jedoch mit zornentbranntem Sinn
Schaut er das Thun der Königin.
Mit Späheraugen glüht er an
Das falſche Weib, den falſchen Mann,
Wie ſie vor aller Welt es wagen,
Den Ehebruch zur Schau zu tragen,
Wie ſie mit Blick und Wink und Lachen
Sich Gier zu neuer Schuld entfachen
Und mit der Sünde, der ſie frönen,
Offen der Menſchheit Recht verhöhnen.
„O wehe über meinen Ohm!
Es iſt von Camalot bis Rom
Zu Land und Waſſer keine Seele,
Die nicht Ginevras Schmach erzähle,
Und niemand lebt, der es nicht weiß,
Als er allein, der blinde Greis!
Doch heute noch ſoll er's erfahren,
Und fluchen ſoll er dieſen Jahren,
Wo er ſtatt rüſtig hartem Strauß

Die Buhlſchaft lud in Hof und Haus,
Um an die knabenhaften Freuden
Der Männer Ehre zu vergeuden.
Mich dünkt, die Zeit iſt nun vorbei;
Der Waffenmut iſt wieder frei,
Und eh aufs neu' er ſollt' erſterben,
Mög' Arthurs ganzes Haus verderben!"

Da ſchallt Drommet und Paukenſchlag;
Der Hofſtaat reitet zum Gelag.
Hoch hebt Ginevra ſich im Bügel;
Sir Lanzelot führt ihr die Zügel.

Zweiter Gesang.

Im Königsschlosse ward die Nacht
Mit Mahl und Reigen zugebracht.
Hell glänzte Söller, Gang und Saal
Von Fackelbrand und Kerzenstrahl.
Am Flußesufer scholl Gesang,
Dann Gelächter und Lautenklang;
Leis rauschten Kähne durch die Fluten
Bunt strahlend in der Lampen Gluten;
Tanzreihen rauschten auf und nieder
Badender Knaben schneeige Glieder.
Im Garten saß beim Mondenlicht
Der Minne scherzhaft Hofgericht,
Und in den dunkeln Laubenhallen
Sah man die Paare flüsternd wallen.
Auch in der Burgstadt war es helle:
Da zechte Meister und Geselle;
Da schwang sich mancher flinke Bube
Zur Fiedel in gedrängter Stube,
Und selten ging der Mägde Ohren
Ein loser Liebeswunsch verloren.
Sanft wehte durch die laue Luft
Des Frühlings mächtiger Zauberduft,
In welchem alles, was da lebt,
Sehnsüchtig zum Verwandten strebt,
Der Blüten paart und Ranken schlingt
Und Leib zu Leib in Liebe zwingt.

Zwei Männer schritten fern der Menge
Durch dichtverwachsne Fichtengänge.
Der eine drängte rasch voran,
Ein mächtiger, schwarzgelockter Mann;
Der andre schaute ernst und mild,
Ein königliches Greisenbild.
Zuletzt vom Weg am Waldessaum,
Da stand ein breiter Lindenbaum.
Dort blieb der Schwarze schweigend stehn;
Nichts wachte, als der Winde Wehn,
Und murmelnd brach der Waldnacht Enge
Des Festes halbverlorne Klänge.
Nun hub der Greis mit Lächeln an:
„Was suchst du, Mordred, hier im Tann?
Willst du zu schlimmen Zauberlehren
Den unbescholtnen Ohm bekehren?
Was stören wir mit rauhem Munde
Der Räuschen schönste Schäferstunde?“ —
„Fast fürcht' ich,“ fiel der andre ein,
„Daß Euch der Eulen Melodein
Zur Herz und Ohren süßre Labe,
Als das, was ich zu künden habe!“
Da faßte ihn der alte Mann
Und sah ihn düstern Auges an;
Doch Mordred stand in fester Ruh
Und raunt' ihm dumpf die Worte zu:
„Man hat mit buhlerischen Thaten,
Herr König, Eure Ehr' verraten,
Und Euer Name ward zum Spott
Durch Euer Weib und Lanzelot!“ —
„Was wagst du,“ rief der König schnell,
„Schwarzhüttger, neidischer Gesell?
Wirfst du mit einem frechen Wort
Ins Haus mir Argwohn, Kampf und Mord?“ —
„Auf solchen Sturm war ich gefaßt:

Wahrheit ist kein geladner Gast.
Doch würd' ich Heuchelkünste lieben,
So wär' im Tanzsaal ich geblieben.
Ich weiß, mein Wort sticht Euch ins Herz,
Und zürnend ehr' ich Euern Schmerz.
Ihr wart dem ohne Maß gewogen,
Der Euch am schändlichsten betrogen,
Und habt in Liebe die umfaßt,
Die Euch am bittersten gehaßt.
Mich saht Ihr stets unfreundlich an,
Weil ich nicht schmeicheln und streicheln kann.
Doch sollt Ihr bald genug erfahren,
Wer Eure schlimmsten Feinde waren,
Und wer Euch treu und ohne Trug
Ein Freundesherz im Busen trug." —
Da zitterte der hohe Greis:
„Wie führst du, Neffe, den Beweis?" —
„Gebt Ihr mir dafür Zeit und Macht,
So schaff' ich ihn die nächste Nacht.
Zieht morgen Ihr zu jagen aus,
So lasset sie mit ihm zu Haus
Und sagt, daß Ihr von Eurem Jagen
Erst wiederkehrt nach zweien Tagen.
Dann, Oheim, nehmt zum Pfand mein Haupt,
Schaff' ich Beweise, daß Ihr glaubt,
Und Eure Liebe wird erbleichen
Und zürnend Euch das Richtschwert reichen." —

Indessen tönt die Königshalle
Von Becherklang und Harfenschalle.
Dort liegt entronnen dem Gewühl
Ginevra auf des Thrones Pfühl.
Es glühet noch vom Tanze
Ihr Haupt im Rosenglanze.
Auf ihres Mantels Purpur rollt

Der losen Flechten Wellengold;
Matt hängt ihr weißer Arm hernieder,
Und atmend ruhn die stolzen Glieder. —
Da setzt mit zierlich feinem Grüßen
Sich Lanzelot zu ihren Füßen;
Leis redet er zu ihr empor,
Und willig neigt sie ihm das Ohr.
„O laß mich blicken, schöne Frau,
In deiner Augen warmes Blau,
Daß, — schaut es seinen Himmel offen, —
Mein betend Herz darf Gnade hoffen!
Wie lang schon hält von meinem Glück
Ein grausam Schicksal mich zurück?
Wohl darf ich täglich bei den Fraun
Dein königliches Bildnis schaun;
Doch weiter darf ich nichts als sehen
Und muß gebunden seitwärts stehen.
Und doch quillt all mein Sonnenlicht
Von deinem süßen Angesicht,
Und doch tönt deiner Stimme Klang
In meinem Ohr wie Brautgesang
Und mahnt mich deines Busens Pracht
An manche selge, selge Nacht!
Drum muß ich Schmerzen dulden
Sehnend nach deinen Hulden." —

Da lächelt sanft das schöne Weib
Und neigt zu ihm den jungen Leib:
„Was störst du mich in meiner Ruh,
Du ungestümer Fremdling du?
Was hauchst du heiß an meine Wangen
Dein kühnes, mächtiges Verlangen?
Fürwahr, der Trennung leidge Pein
Wohnt nicht in deiner Brust allein,
Und manche einsam schwüle Nacht

Hab' ich in Sehnsucht hingewacht.
O dürft' ich doch von allen Wunden
Bei dir auf immerdar gesunden
Und hielte nicht mein Haupt umfaßt
Der Krone freudenlose Last!
Das Haus ist böser Augen voll;
Nicht weiß ich, was ich wählen soll.
Doch siehst du hier auf meinem Schoße
Die rote und die weiße Rose?
Die sollen meinem Helden
Ginevras Botschaft melden.
Die weiße Rose wird dir sagen:
„Herr Ritter, übt Euch im Entsagen!"
Die rote bringe dir die Kunde:
„Komm morgen zur gewohnten Stunde!" —

Da schreitet Arthur in den Saal
Und blickt in Hast auf sein Gemahl:
Er sieht den Ritter bei ihr sitzen,
Und seine dunkeln Augen blitzen.

Dann tritt er mitten in die Halle
Und ruft umher mit lautem Schalle:
„Ihr Herren, eine große Jagd
Ist euch auf morgen angesagt.
Soeben kam die Kunde an:
Ein Eber haust im Tarnwathlan;
Mit Kraft und ungefüger Wut
Durchwühlt er unser Königsgut.
Wir wollen ihm die Laune trüben
Und morgen strenges Hausrecht üben!
Doch euch, ihr Damen, lassen wir
Herrn Lanzelot als Schützer hier;
Er mag euch Spiel und Lustbarkeiten
Erfinderischen Sinns bereiten.

Bis wir nach zweien Tagen
Heimziehn vom Eberjagen.“ —
Herr Lanzelot verneigt sich tief;
Ein Freudenschauer ihn durchlief.
Doch ruhig blieben seine Züge,
Geübt in jeder stummen Lüge;
Denn alle Lust und Schmerzen
Vergrub er tief im Herzen.

Da trat mit einem Becher Wein
Zu ihm der stattliche Gawain:
„Trink, Lanzelot, du stiller Gast!
Fühlst du des neuen Amtes Last?
So komm beiseit und hör mich an!
Ich will dir raten, armer Mann!“
Er führt ihn vor des Saales Thor
Und flüstert heimlich ihm ins Ohr:
„Nimm dich in acht in diesen Tagen!
Du bist der Eber, den sie jagen.
Des Königs Aug' hat düstern Schein;
Er war mit Mordred lang allein.
Drum hüte dich in Wort und Thaten:
Der Pfaffenheld hat dich verraten!“

Doch sieh, bei diesen Worten
Gehn auf des Saales Pforten;
Es ziehn heraus im Fackelstrahl
Der König und sein jung Gemahl.
Ginevra im Vorübergehen
Läßt eine rote Rose fallen.

Dritter Gesang.

„Und hielte auch in dieser Nacht
Vor deiner Thür die Hölle Wacht,
Ich ging' durch all ihr Grauen,
Dein Himmelsbild zu schauen!
Und wäre Gift dein Lippenrot,
Und wär' dein süßer Leib mein Tod,
So würd' ich noch im Sterben
Um seine Minne werben!" —

Auffprang der Held im Nachtgewand
Und nahm das bloße Schwert zur Hand.
Lautlosen Trittes wandelt er
Durch Saal und Gänge kalt und leer,
In deren weite Säulenreihn
Der Mond ergoß den blauen Schein.
Nichts rührte sich: nur fern herbei
Drang aus dem Tann des Wolfes Schrei
Und aus des Turms zerfallnen Kammern
Der Eulenbrut halb menschlich Jammern.
Herr Lanzelot schlich an der Wand
Mit tastend vorgestreckter Hand,
Bis ihn ein Lichtstreif fein und helle
Hinführte zur vertrauten Schwelle.

Durch des Gemaches laue Luft
Ging fremder Blumen würzger Duft,
Und aus der Lampe Muschelschalen
Erquollen weiche Dämmerstrahlen.
Das Lager glänzte erzgegossen,
Von blauer Seide rings umflossen,
Darauf mit träumerischem Sinn
Lag aller Frauen Königin.
Ihr holdes Haupt ruht sehnsuchttrunken,
In seiner Locken Gold versunken;
Leicht floß um ihre weißen Glieder
Ein rosenheller Schleier nieder.
Da fühlt sie eines Kusses Brand
Und hebt in süßem Schreck die Hand;
Doch er umfängt mit Sturmgewalt
Die wonnig blühende Gestalt. —

O Liebesnacht! In selgem Schweigen
Durchwandelst du den Sternenreigen.
Du fällst des Tages neidische Schranken,
Versenkst im Fühlen die Gedanken;
Du sühnst manch freudenlos Geschick
Mit einem Wonnenaugenblick
Und spendest ungemessen
Dein trunkenes Vergessen!
O Liebesnacht! In deiner Hut
Des Lebens tiefst Geheimnis ruht.
Du tränkst den Keim im Erdenschoße;
Du sprengst die grüne Haft der Rose
Und hüllst verschämter Wangen Schein
In deine keuschen Schatten ein! —

Ginevra ruht in Traum gewiegt,
An ihres Helden Herz geschmiegt.
Der Dank der Liebe glühet licht

Auf ihrem weichen Angeſicht;
Doch wie zum Schlaf ſich neigt die Luſt,
Erwacht der Schmerz in ihrer Bruſt:
„O warum faßt mich oft ein Weh,
Wenn ich dein liebes Antlitz ſeh'?
Warum iſt meines Herzens Recht
Der Menſchenſatzung banger Knecht?
Was grenzt mein paradieſiſch Land
So nahe an der Hölle Rand,
Daß ich des Heißgeliebten Kuß
Mit Sünde mir erkaufen muß?" —
Da koſt ihr Haupt der kühne Mann
Und blickt ſie lange ſinnend an:
„So fühlſt du ſchon im Herzensgrunde
Die düſtre Schwere dieſer Stunde?
Verrat ziſcht in des Königs Ohren;
Den Frieden haben wir verloren,
Und ſoll ich jetzt von hinnen gehn,
Wann werden wir uns wiederſehn?
In dieſen Gärten, dieſen Mauern
Wird der Verräter Auge lauern,
Und gegen unſrer Liebe Leben
Wird Haß und Zorn den Dolch erheben.
Drum frommt es wohl uns beiden,
Ginevra, daß wir ſcheiden.
Es zieht mit mir aus dieſem Haus
Der Zwietracht blutger Geiſt hinaus,
Und wandern will ich fern und weit
Und hoffen auf die Gunſt der Zeit.
Ja, ſüßes Lieb, das fühl' ich klar,
Wir ſcheiden nicht auf immerdar.
Denn *mein* biſt du, und dieſen Glauben
Soll dir nicht Pfaff, nicht König rauben:
Kein Band im wirren Weltgetriebe
Iſt heilig als das Band der Liebe!"

Er neigt ſich, um aus ihren Augen
Ein helles Thränenpaar zu ſaugen;
Da trifft ein Schlag die Thür mit Macht
Fortdröhnend durch die ſtille Nacht,
Und Tritte hallen durch den Gang,
Geſchrei und dumpfer Waffenklang.
Ginevra hüllt halbtot vor Schrecken
Sich bebend in des Lagers Decken.
Doch Lanzelot preßt zornentbrannt
Den Schwertgriff in der ſtarken Hand
Und ſpringt empor in jähem Grimme;
Denn draußen hört er Mordreds Stimme:
„Herr Lanzelot, Ihr ſeid gefangen!
Des Frevels Saat iſt aufgegangen.“
Der Held erſchließt die Pforte ſchnell;
Einſtürmt ein mutiger Geſell.
Doch Lanzelot ſperrt nun die Thür
Und wirft den ſtarken Riegel für.
Dann aber lief er wütend an
Den völlig erzbewehrten Mann
Und gab ihm einen mächtgen Schlag,
Von dem er tot am Boden lag.
Doch des Gefallnen Kampfgewand
Zog er ſich an mit raſcher Hand;
Ihm ſchnallt das Helmband und die Schienen
Ginevra mit verſtörten Mienen.
„Hei,“ rief der Held, „wo lebt der Mann,
Der ſich behender wappnen kann?“

Er riß die Thür auf mit Gekrach
Und ſtürmte wild aus dem Gemach.
Mit flammenhellen Schlägen
Bewillkommt' er die Degen:
Elf Männer waren's kampfbewährt,
Mit hohem Helm und gutem Schwert.

Doch Lanzelot erhob mit Luſt
Den Schildrand vor die breite Bruſt;
Der Held der zarten Frauenliebe,
Er dachte da der alten Hiebe,
Mit denen er in jungen Tagen
Der Drachen Schuppenhaupt zerſchlagen,
Und hell ſcholl im gewölbten Gang
Erbarmungsloſer Schwerterklang,
Und heißes Blut in vollen Bächen
Sah man aus klaffenden Helmen brechen.

Sie ſanken alle Mann für Mann;
Das Blut hinab die Treppe rann,
Und ſtrauchelnd über Freundesleichen
Begann ſelbſt Mordreds Fuß zu weichen.
Doch an der Wendeltreppe Rand
Hielt er mit Rieſenkräften ſtand.
Bis heute blieb die Flucht ihm fremd,
Und ans Geländer feſtgeſtemmt
Stritt er mit grimmigem Gebaren,
Die alten Ehren ſich zu wahren.
Hoch ſchleudert' er den Arm empor
Und drängte wilden Ganges vor.
Doch Lanzelot mit ſchnaubendem Munde
Schlug in den Hals ihm eine Wunde,
Daß ihm aus Ring und Spangen
Der Adern Quellen ſprangen.
Nun kam ſein Herz in große Not;
Er ſah die Mannen alle tot,
Und dunkel ward's ihm vor den Sinnen:
Da wich er blutbeſtrömt von hinnen.

Indes erwachten von dem Schalle
Im weiten Schloß die Schläfer alle.

Es ſchilt der Knecht; es kreiſcht die Zofe;
Des Wächters Sturmhorn gellt im Hofe.
Ginevras Frauen eilten hin
Zu ihrer bleichen Herrſcherin,
Die, ſchreckdurchzuckt bei jedem Schlag,
Auf nackten Knieen betend lag.
Sie knieten ſchweigend zu ihr nieder,
Verhüllten die erſtarrten Glieder
Und ſtrichen ihr voll Angſt und Bangen
Die Locken von den weißen Wangen.

Da tritt in blutger Waffen Schein
Herr Lanzelot zur Thür herein,
Und mit verjüngten Herzensſchlägen
Eilt ihm die Königin entgegen:
„Du lebſt! Nun will ich alles leiden.
O glücklich Weh! O ſelges Scheiden!
Nun ſchau' es offen alle Welt,
Wie mich dein Arm umſchlungen hält!
Hier endet meines Lebens Lauf;
Die Hoffnung und die Furcht hört auf,
Und aller Zwang, der mich umwoben,
Iſt wie ein ſchwüler Traum zerſtoben.
Leb wohl, und fliehe raſch von hier!
Mein Liebesſegen zieht mit dir,
Und mag das Bild glückſelger Zeiten
Dich durch die öde Welt geleiten!
Noch küſſ' ich dich, noch faſſ' ich dich. —
Und jetzt auf ewig laſſ' ich dich!"

Da ſchlingt der Held in tiefem Harme
Um ihren Leib die ſtarken Arme:
„Komm mit mir! Komm! Wer ſoll dich retten
Vor Arthurs Zorn, vor Schmach und Ketten?" —

Sie aber windet ſanft ſich los:
„Das Morgen ruht in Gottes Schoß.
Ich bleibe hier und will den Feigen
Den Mut der Heldenminne zeigen.
Der's nicht mit Liebe konnt' erringen,
Soll auch mit Leid mein Herz nicht zwingen.
Mein Schickſal bannt mich in dies Haus:
Nicht ziemt mir Flucht; ich harre aus!" —

Er blickt ins Aug' ihr ernſt und ſtumm;
Er nickt ihr zu, er kehrt ſich um
Und ſchreitet raſch aus dem Gemach.
Sie ſchaut ihm von der Schwelle nach.
Doch als er fern im Gang verſchwunden,
Da bluten ihres Herzens Wunden,
Und lautlos ſinkt die Königin
Zu den erſchlagnen Männern hin.

Da gellt ein Jagdhorn ihr ins Ohr;
Erzfäuſte zerren ſie empor,
Und vor ihr glüht in rotem Licht
Des Königs zürnend Angeſicht.
Er hält mit ſeiner linken Hand
Des wunden Mordred Arm umſpannt
Und winkt mit ſeiner Rechten
Den dienſtbereiten Knechten:
„Hinweg das buhleriſche Weib!
Verſenkt in Nacht den ſündgen Leib!
Die Richter ſind geladen:
Ihr möge Gott genaden!"

Vierter Gesang.

Bei düsterrotem Lampenlicht
Saß Arthurs peinliches Gericht.
Ein bleicher Morgenschimmer brach
Durchs Gitterfenster ins Gemach,
Und bleich im finsteren Talar
Saß regungslos der Richter Schar.
Den langen Marmortisch umwallten
Des schwarzen Sammtes schwere Falten,
Und darauf lag auswärts gekehrt
Der Dolch, die Schlinge und das Schwert.
Doch wie aus dunkler Höhlen Schoße
Hervorglänzt eine weiße Rose,
So schien durch des Gewölbes Nacht
Ginevras Leib in sanfter Pracht.
Ihr Blick war sinnend aufgeschlagen;
Sie hörte nicht des Richters Fragen;
Doch als er sie bedräut im Grimme,
Da spricht sie laut mit fester Stimme:

„Was soll ich weiter euch gestehn?
Ihr wißt ja selber, was geschehn.
Ich brach, so sagt ihr voll Vernunft,
Die Büchergesetze der Menschenzunft.

So ſchlagt ſie nach und fällt den Spruch,
Und heilt mein Leben dieſen Bruch,
So mag es enden ohne Klagen!
Doch ſollt ihr niemals von mir ſagen,
Daß ich zu meiner ewgen Schmach
Das Heiligtum des Herzens brach
Und eurem Späherblick enthüllte,
Was mein geheimſtes Sein erfüllte.
Wär' durch ein Wort mein Bann gebrochen,
Das Wort, es bliebe ungeſprochen.
Denn für mein Fühlen und mein Lieben
Iſt euer Rechtsbuch nicht geſchrieben!" —

Ein Murmeln lief den Tiſch entlang:
Der König wild vom Stuhle ſprang:
„Ihr wißt, was aus dem Trotze ſprach:
Sie höhnt uns noch mit ihrer Schmach.
So bleib' ihr Troſt und Gnade fern!
Fällt euer Urteil, edle Herrn!"

In dumpfem Schweigen ſaß der Kreis;
Ginevras Wange färbt ſich leis.
Sie ſtand, den Gürtel um die Lenden,
Mit rückwärts enggebundnen Händen,
Daß faltenlos die weiche Hülle
Sich ſpannte um des Buſens Fülle.
So ſtand ſie unbewegt und ſtumm,
Ein Götterbild im Heiligtum,
Nach deſſen ſchönem Marmorleben
Barbaren ihre Axt erheben.

Der Weibel geht umher im Saale:
Die Kugeln rollen in die Schale:
Ginevra, aller Frauen Zier,
Der Gott der Schönheit ſei mit dir! —

Ich hörte einſt aus fernen Tagen
Von einem Griechenweibe ſagen,
Die ſchön war, wie ſeit Helena
Der Himmel Joniens keine ſah.
Ihr kennt ſie wohl, die Luſt der Muſen,
Um deren weißen Götterbuſen
Den Arm in ſelgem Schöpferdrang
Praxiteles der Meiſter ſchlang.
Entzückt verſtummten alle Gäſte,
Als ſie bei Poſeidaons Feſte
Nackt wie Anadyomene
Emporſtieg aus der heilgen See.
Dereinſt, ſo lautet der Bericht,
Stand ſchwerverklagt ſie vor Gericht.
Umſonſt ſprach mit gerührtem Tone
Hyperides, der Redner Krone;
Schon ſchwebte auf des Richters Munde
Des Todesurteils blutge Kunde:
Da plötzlich ſtreift des Redners Hand
Von ihrer Schulter das Gewand,
Daß ſich die Purpurfalten bauſchten
Und bis zum Gürtel niederrauſchten.
So ſtand ſie, wie an jenem Tag,
Da Hellas ihr zu Füßen lag.
Nur an der Hüften weichem Rand
Verweilt das fallende Gewand,
Und ſchmiegſam überfloß es wieder
Die Schönheit der verborgnen Glieder.
Betrachtend ſtand der Redner ſtumm;
Dann kehrt er ſich begeiſtert um:
„Athener, könnt ihr ohne Zagen
Der Götter Meiſterwerk zerſchlagen?“ —
Die Richter ſaßen ſtrahlentrunken,
In ernſte Wunderſchau verſunken,
Und heilge Scheu befing ſie da,

Als fühlten ſie die Gottheit nah.
Doch einer ſprach: „Ihr ſei vergeben,
Und ſicher wandle ſie durchs Leben!
Nicht ſoll durch uns dies Bild erbleichen,
Das mit ſolch lichtem Siegerzeichen
Zum Boten ihrer Herrlichkeit
Die Schaumgeborne ſelbſt geweiht.“ —

Das war in Hellas. Fahre hin,
Du Traumgeſtalt der Theſpierin!
Ginevra ſank in gleiche Not;
Doch längſt ſind jene Richter tot,
Und die ſich Arthur auserkoren,
Hat kein olympiſch Land geboren.

Kein einzger fühlet in Erbarmen
Sein kalt gleichgültig Herz erwarmen,
Kein einziger von allen:
Zwölf ſchwarze Kugeln fallen.
Ginevras Lippe ſchürzt ſich leicht;
Arthur blickt ſeitwärts und erbleicht.
Ihm brauſt im Ohr der Urteilsſpruch;
Wild ſchmerzt im Herzen ihn der Bruch
Mit allem, was ihm ſüß und teuer.
Das Urteil lautet: Tod durch Feuer.

Durch ſturmbewegtes Nebelgrau
Beſcheint ein blaſſer Tag die Au.
Den Turm umwogt des Volkes Menge
In dichtem, flüſterndem Gedränge,
Und weithin übers ſtille Feld
Das ſchrille Sünderglöcklein gellt.
Gawain ſteht einſam auf der Zinne
Mit bangem, gramzerwühltem Sinne.
Er denkt an das unſelge Weib;

Es jammert ihn ihr ſüßer Leib.
Er denkt des Freunds, der manch ein Jahr
Sein treuer Waffenbruder war,
Und in der angſtbeſchwerten Bruſt
Fühlt er der Mitſchuld ſich bewußt:
Er ſah, wie ſie in Lieb' entbrannten,
Eh ſie es ſelber ſich bekannten;
Er war es, der den Funken ſchürte,
Die Sehnenden zuſammenführte,
Um an des ſchönen Paares Wonnen
Den ſtolzen Freundesblick zu ſonnen.
Und nun, was iſt der Thaten Frucht?
Der Freund geächtet auf der Flucht,
Und dort, wo ſich die Waldung lichtet,
Wird hoch ein Holzſtoß aufgeſchichtet.

Noch ſteht er ſeufzend und beklommen;
Da ſieht er ſeine Brüder kommen,
Vier Königskinder friſch und rot,
Die Lieblinge von Camalot.
Wetteifernd drängen ſich die Rangen,
Den ſtarken Bruder zu umfangen.
Die erſten faſſen ſeine Hand;
Ein andrer hält ſein Knie umſpannt:
Der letzte ſteigt an ihm empor
Und flüſtert kuſſend ihm ins Ohr:
„Herr Bruder, dürfen wir nicht gehen,
Die Herrin einmal noch zu ſehen?"

Der Ritter blickt die Knaben an,
Und eine ſchwere Thräne rann
Langſam von ſeiner Wange;
Die Kinder ſchauten bange.
Er küßte ſie der Reihe nach,
Indem er weich die Worte ſprach:

„Wie wollt ihr zarte Herzen wagen,
Den Jammeranblick zu ertragen?
Ach, noch iſt euer Auge rein
Und ſah auf Erden nur Sonnenſchein;
Denn nie empfandet ihr das Graun,
Ein ſterbend Angeſicht zu ſchaun.
Bleibt fern und ſchließt die Augen zu
Und betet für Ginevras Ruh!"

Da ſprach der Aelteſte mit Weinen:
„Nie wird uns froh der Tag mehr ſcheinen,
Wenn allen Guten zum Verderben
Die holde Herrin mußte ſterben.
Und willſt uns du den Troſt verwehren,
Sie noch zum letztenmal zu ehren?
Wir wollen nur am Wege ſtehn
Und ſie vorübergehen ſehn,
Sie einmal freundlich noch begrüßen
Und Blumen ſtreun zu ihren Füßen,
Nichts mehr als das, und iſt's vollbracht, —
Dann wollen wir beten Tag und Nacht!"

Sie bitten ihn, ſie küſſen ihn:
„Herzlieber Gawain, laß uns ziehn!"
Er ſpricht bewegt: „So mag's geſchehn!
Doch ſollen Wächter mit euch gehn.
Ich ſelbſt will einſam in der Kammer
Bewältgen dieſer Stunde Jammer." —

Indeſſen gellte fort vom Turm
Das Glöcklein durch den Frühlingsſturm.
Der König ſaß im düſtern Saal;
Zum Tode ging ſein jung Gemahl.
Das Urteil war geſprochen,
Der ſchwarze Stab gebrochen.

Wer kündet mir, was Arthur fühlte,
Was ihm das Heldenherz durchwühlte?
Welch stürmisches Getriebe
Von Zorn und Haß und Liebe? —
Er dachte schöner Zeiten,
Vergangner Herrlichkeiten:
Aus allen Bildern glänzt ihm licht
Ginevras holdes Angesicht,
Die seines Lebens Winterzeit
Mit frischen Rosen übermait, —
Und Mitleid zieht sein Herz mit fort;
Schon regt seine Lippen der Gnade Wort.
Doch halt, — soll er mit einem Hauch
Wegblasen Recht, Gesetz und Brauch?
Ihm war die Strafe wohlbekannt,
Die in des Richters Büchern stand,
Und wollt' er diese Strafe nicht,
Was stellt' er selbst sie vor Gericht?
Hat er ein Schauspiel nur getrieben?
Darf er nach eigenem Belieben
Sein Weib befrein von jenen Strafen,
Die andre Weiber tödlich trafen?
Es werde der Schuld, was ihr gebührt. —
Doch hat sie nur sein Haupt berührt,
Und sollt' ihm nicht die Welt verargen,
Wenn er hier wollt' mit Gnade kargen?
Hat er der Schuldigen nur vergeben,
Wer trachtet mehr nach ihrem Leben?
Ihm dankt das Volk mit Freudenschalle:
Ihr Dasein ist ein Glück für alle —
„Für alle, — auch für ihn? Nein, nein,
Das soll der Gnade Frucht nicht sein!
Soll ich lauschend auf Gang und Treppen
Gleich einem Dieb mein Leben schleppen?
Soll ich mit ängstlichem Blickverdrehen

Stets nach der eignen Schande ſpähen?
In ewgem Schweiß, in ewger Pein, —
Und endlich doch betrogen ſein?
Wird nicht ihr Aug' — voll Reuethränen —
Sich nach dem ſchönen Buhlen ſehnen?
Und ſie wird wieder ihn umfangen,
An ſeinem Hals begehrlich hangen,
Zum Hohne meiner grauen Jahre
Ihm ſtreicheln ſeine braunen Haare,
Und näher ſchmiegt er ſeine Glieder —
O Nacht des Endes, brich hernieder!"

So ſchnaubt der Greis und windet dicht
Den Mantel um das Angeſicht.
Wollüſtig tönt ihm hoch vom Dache
Der helle Glockenklang der Rache.

Indeſſen zog durchs Burgthor ſchon
Die ſchauerliche Prozeſſion.
Erdrückend war die Laſt der Stunde;
Nur Weinen hört man in der Runde.
Speerträger drängten eine Gaſſe
Mit Mühe durch des Volkes Maſſe;
Drin ſchritt, vom weißen Hemd umwallt,
Ginevras fürſtliche Geſtalt.
Es warf die Scham ein zürnend Licht
Auf ihr tiefernſtes Angeſicht.
So ſchritt ſie ohne Blick und Wort
Mit nackten Füßen langſam fort.
Es that kein Zug des Schmerzens kund,
Daß ihre Haut vom Stricke wund,
Den ihr der Henker ungerührt
Feſt um den weichen Arm geſchnürt.
Zwei Pfaffen ſchritten neben ihr
Mit Kruzifix und Skapulier;

Sie schwangen Weihrauch durchs Gedränge
Und summten heilige Gesänge.

Ein Klaglaut trifft Ginevras Ohr;
Sie blickt aus ihrem Traum empor
Und sieht vier holde Knaben nahn,
Die trostlos weinend sie umfahn.
Die Kinder küssen ihr Gewand;
Sie streuen Blumen in den Sand,
Sehn bang zu ihr empor und klammern
Sich an ihr Herz mit lautem Jammern.
Doch stumm macht sich Ginevra frei
Und geht mit feuchtem Blick vorbei.
Die Kinder werden von den Wogen
Des dichten Volkes nachgezogen.

Und näher ragt am Saum der Au
Des Scheiterhaufens schwarzer Bau.
Man sieht des Richters Knechte stehn,
Im Wind die lohenden Fackeln drehn.
Schon löst mit stumpfem Tigerblick
Der Henker sich vom Gurt den Strick;
Schon will er ihr Gewand zerschneiden,
Um die Gebundne zu entkleiden.
Da schallt vom nahen Tann herbei
Ein mächtger fürchterlicher Schrei,
Und rasselnd kommen auf schnaubenden Rossen
Schwarze Reiter herangeschossen.
Voran sprengt ins bewegte Feld
Ein hoher, kampfgewaltger Held;
Im Sturme flattern seine Zügel
Bis um des Helmes Adlerflügel.
Das ist, — ihr kennt ihn wohl mit Fug,
Den besten Helden, der Waffen trug, —

„Schlagt drein! Ginevra iſt verloren!“
Er jagt ſein Roß mit blutgen Sporen
Durch Buſch und Graben und Verhack, —
Das iſt Sir Lanzelot du Lac!

Und wie auf Norwegs düſtrer Halde
Vorbrechend aus bereiftem Walde
Mit nackten Armen wutentfacht
Berſerker ſtürzen in die Schlacht, —
So ſchwingt er blind und ohne Wahl
Des Schwertes ziſchenden Flammenſtrahl
Und ſtürmt, Ginevra zu befrein,
Tief in des Volkes Scharen ein.
Bald ſieht man ſie erbleichen
Vor ſeinen furchtbaren Streichen.
Rot wird des Roſſes Spur im Graſe;
Mit Leichen deckt ſich ſeine Straße.
Nicht ſieht er, wen ſein Schwerthieb fällt;
Nicht hört er, wie der Jammer gellt;
Ihn reißt zu nimmerſattem Mord
Ein Geiſt der Hölle jauchzend fort.
Die Lanzenknechte fliehn davon;
Erreicht hat er den Henker ſchon.
Er packt ihn mit gewaltger Hand
Und ſtoßt ihm ſeinen Fackelbrand
Durch Bart und Lippen in den Rachen,
Daß Zähne ihm und Kiefer krachen.
Dann faßt er nach Ginevras Leib,
Legt vor ſich das gebundne Weib
Und ſprengt mit Roß und Mannen
Im Siegesrauſch von dannen.

O Tag des Wehs! O Tag der Klagen!
Da lag manch ſchuldlos Haupt erſchlagen.

Beiſammen ruhten bleich und rot
Die holden Königskinder tot,
Tot alle vier, vom Blut entſtellt,
Vom Hufſchlag Stirn und Bruſt zerſchellt.
Der Hilferuf und Jammerſchrei
Zieht Arthur und Gawain herbei.
Weh, wie des Helden Wangen bleichen!
Er wirft ſich ſtammelnd auf die Leichen;
Er öffnet ihrer Wimpern Flor
Und drückt an ihre Bruſt ſein Ohr.
Doch ſind die Augen längſt gebrochen:
Sein eignes Herz nur hört er pochen,
Und wie die Löwin heulend ſchnaubt
Um ihrer Jungen blutend Haupt,
So reißt ſich in gepreßten Tonen
Aus ſeiner Bruſt ein ſchrecklich Stöhnen.

„O meiner Augen Luſt und Zier!
Was ließ ich ſinnlos euch von mir?
Was ſoll ich eurer Mutter ſagen?
Weh, lag' ich doch bei euch erſchlagen!
Vor meinem Blick wird's furchtbar licht:
O grauſam bittres Strafgericht!
Ich war des Frevlers Spießgeſelle;
Ich ſtand als Wächter auf der Schwelle,
Wie er im nachterfüllten Saal
Die Ehre ſeinem König ſtahl.
Nicht hört' ich mein Gewiſſen ſprechen;
Ich war ihm treu bis zum Verbrechen.
Zum Dank hat er euch nun geſchlachtet,
Mit ewgem Gram mein Herz umnachtet.
Der Wolf ſelbſt, der im Mordwald wohnt,
Hätt' euer ſüßes Haupt verſchont;
Er aber ſchlug euch ohn' Erbarmen
Mit harten, gottverfluchten Armen!

Es konnte eurer Augen Flehen
Ein Schlangenherz nicht widerſtehen;
Er aber warf euch blind und taub
Vor ſeine Roſſe in den Staub!
So ſei ihm bei der Hölle Thoren
Unfried' auf immerdar geſchworen!
Ha, ſollt' im Leid mein Herz erblaſſen,
Der Haß wird mich nicht ſterben laſſen.
Doch wo vom Kampf ich ruhen mag,
Das ſei fürwahr mein letzter Tag!"

Aufſpringt der Held von Zorn entbrannt
Und faßt mit Kraft des Königs Hand:
„Schwört mir, Herr König, hier vor Gott,
Zu kriegen wider Lanzelot
Und unabläſſig, ohne Gnade,
Bis ich Euch ſelbſt zum Frieden lade!"

Das mächtge, haßbeſchwingte Wort
Riß Arthurs grimmes Herz mit fort.
Tiefſinnen brannte ihn die Schmach,
Und nicht bedenkend, was er ſprach,
Schwur er den Eid in Gawains Hände. —
Das war des Maienfeſtes Ende.

Fünfter Gesang.

O Joyeuse Garde, du Wolkenbraut,
Dein Panzer ist im Sturm ergraut;
Darüber warf des Lenzes Hand
Ein sammten grünes Streitgewand,
Und auf den Helmbusch pflanzte dir
Die Liebe trotzig ihr Panier.
Du Heldin trägst es gerne,
Schaust lachend in die Ferne,
Und doch bedräut dich Wind und Meer
Und Arthurs kampfbereites Heer.

Auf Joyeuse Garde, der Feste,
Da wohnten seltne Gäste.
Dort hatte unter treue Wacht
Der Held die schöne Frau gebracht.
Sie aber saß im hohen Haus,
Sah schweigend auf das Meer hinaus,
Und wie die Wasser sich bäumten und bogen,
So stürmten ihres Busens Wogen.
Nicht Speis und Trank berührt ihr Mund;
Vom Wachen ward ihr Auge wund.
So saß sie schon drei Tage
In stummer Seelenklage.
Es hielt der Held voll Angst und Harm
Das heißerkämpfte Weib im Arm;

Doch all ſein Bitten und ſein Koſen
Verhallet wie der Brandung Toſen:
Sie hört ihn nicht, ſie fühlt ihn nicht,
Und jammernd birgt er ſein Geſicht:

„O weh dem Tag, der mich geboren!
Mein Leben hat ſein Licht verloren.
Die Liebe, die manch ſelges Jahr
Mein Wachen und mein Träumen war,
Um die ich tauſend Schmerzen litt,
Um die ich tauſend Kämpfe ſtritt,
Um die beim Tode ich geworben, —
Die Liebe iſt mir nun geſtorben."

Da fiel des Tages erſtes Licht
Belebend auf ihr Angeſicht.
Sie ſchluchzte tief von Herzensgrund,
Und leis und klagend ſprach ihr Mund:
„O beſſer wäre mir geſchehen,
In Staub und Aſche zu vergehen!
Im Rücken liegt mir Glanz und Glück:
Was hieltſt du mich vom Tod zurück?
Nun wäre längſt mein Herz zur Ruh
Und Lieb und Schuld und Schmach dazu.
Ich wär' entſühnt, und ſelbſt der Feind
Hätt' mein unſelig Los beweint.
Nun iſt mir alles Heil verſchloſſen:
Unſchuldig Blut haſt du vergoſſen,
Und haſt mein ſchuldverwirktes Leben
Dem Fluch der Menſchen preisgegeben.
O blicke mich nicht flehend an!
Was hältſt du mich in deinem Bann?
Sinnſt neue Schmach du meinem Haupt,
Das du aus Henkersfauſt geraubt?

Einſt liebt' ich dich, mein Lanzelot!
Wen jetzt ich liebe, — das weiß Gott.
Doch iſt dein Haus für mich kein Ort;
Lichtlos und einſam wandl' ich fort.
Laß fern die unbarmherzgen Hände!
Das Spiel und Koſen iſt zu Ende,
Und unſre Wege ſcheiden hier.
Ein Schwert liegt zwiſchen mir und dir!"

Da hob den Blick der kühne Mann
Und ſah ſie lange ſchmerzlich an.
In ihrer ſtummen Klaggebärde
Lag jammernd alles Weh der Erde,
Und tief im Herzen fühlt er's klar,
Sie ſei ihm fremd auf immerdar.
So blickt der Mann, der — am Ertrinken —
Die Küſte ſieht in Nacht verſinken.
Auf ihre Kniee neigt er ſich
Und weint und weinet bitterlich.

So lag er eine lange Stunde.
Da hallte aus des Thales Grunde
Gedröhn der Waffen und Roßgeſtampf;
Trompeten riefen das Volk zum Kampf,
Und durch die grünen Einſamkeiten
Sah man ſchildfrohe Männer reiten.
Dort ſchuf des Königs Streitbegier
Ein zweites, blutiges Turnier.

Sir Lanzelot erhob ſich wild
Und ſchlug an ſeinen hellen Schild.
Sein Banner flog im Morgenrot;
Er dachte ſehnend an den Tod,
Und jubelnd ſprengte mit blinkendem Stahl
Sein tapfer Reitervolk zu Thal.

Hei morgenfrischer Heldenkampf
Im Blütenregen und Waldesdampf!
Der Wind ist kühl; die Luft ist blau;
Auf Helm und Harnisch glänzt der Tau.
Die Rosse schnauben die Wiesen entlang
Und wiehern in den Drommetenklang;
Schwertschwingende Kämpen Mann an Mann
Tummeln sich zwischen den Bäumen im Tann,
Und die Wangen glühn, und die Herzen schlagen
In wildem, kräftigem Behagen.

O süßer Tod in früher Stund'
Auf duftig weichem Fichtengrund!
Wo klare Bächlein murmelnd springen,
Das Herz in tiefen Schlummer singen
Und draußen vor der Waldesnacht
Der Lerche Siegeslied erwacht. —

Herr Lanzelot durchritt das Feld,
Und mit ihm ritt manch wackrer Held.
Darunter war Sir Lyonel,
Ein zarter, fröhlicher Gesell;
Der kam vom stillen Märchenland,
Von der Bretagne grünem Strand.
Daneben sang Bohort der Grimme
Ein wälisch Lied mit rauher Stimme.
Das war ein Recke alter Art,
Sein Scheitel weiß und rot sein Bart;
Er kam frisch aus Carmarthens Forsten.
Ein Eberfell mit langen Borsten,
Ein rostger Sturmhut spitz und breit,
Das war sein ganzes Wehrgeschmeid.
Im Gürtel trug er wie zum Spiele
Ein Hämmerlein mit langem Stiele.

Klein war sein Schild und groß sein Speer;
So trabt er trutziglich einher.

Gewaltig war der Heere Stoß,
Das Rossegetümmel und Schildgetos.
Die Panzerstücke klirrten;
Die scharfen Pfeile schwirrten,
Und mancher, der freudig im Sattel saß,
Sank röchelnd ins zertretne Gras.
Doch wo der Streit am lautsten schallt,
Da hebt sich Lanzelots Gestalt.
Sein Auge blitzt aus dem Visier;
Bald ist er dort, bald ist er hier,
Und überall vor seinen Hieben
Sieht man des Königs Volk zerstieben.
Nur einen meidet er allein,
Den alten Waffenfreund Gawain.
Der sucht ihn durchs Gemeng in Hast
Und folgt ihm drängend ohne Rast;
Doch schneller ins Gewühl der Mannen
Weicht Lanzelot vor ihm von dannen:
Nicht wagt er, ihm ins Aug' zu sehn,
Noch den im Kampfe zu bestehn,
Dem seine Blutthat unerhört
Des Lebens schönstes Glück zerstört.

Indes begann an seiner Seiten
Der alte Held ein grimmig Streiten.
Vor seinem blitzgeschwinden Hammer,
Da hielt nicht Schnalle, Ring und Klammer;
Es brach der Schild im Feuerschein,
Es brach Visier und Helmkranz ein,
Und wen er nur von ferne traf,
Der nickte ein zu ewgem Schlaf.

„Kommt," rief er laut, „die ihr im Leid
Mühselig und beladen seid!
Ich will euch aller Not entreißen
Und euch den Weg zum Himmel weisen."
Sein Herr rief: „Alter Zackenbart,
Du bist ein Heiland rauher Art,
Und deiner ungefügen Lehren
Mag leicht ein Menschenkopf entbehren."

Und schneller regnet Schlag auf Schlag;
Es war ein blutger Maientag.
Schon wankt des Königs stolzes Heer;
Da faßte Arthur seinen Speer
Und kam durch seiner Kämpfer Mitten
In wilder Hast herangeritten.
„Hei," rief Bohort, am Speer die Hand,
„Dort kommt der Hahnrei angerannt!"
„Bleib fern!" sprach Lanzelot, „bleib fern!
Und schmähe nicht den alten Herrn!" —
Doch Bohort legt die Lanze ein:
„Das soll ihm unverziehen sein,
Daß wegen eines Weibes Küssen
So viele Helden sterben müssen."
Sein Kampftier spornt der alte Degen
Und sprengt dem König kühn entgegen.
Es war ein harter Widerprall;
Der Schildrand Bohorts brach mit Schall;
Doch König Arthur bleich und wund
Glitt langsam auf den blutgen Grund.
Bohort erhob ein Siegsgeschrei
Und stürmte hoch an ihm vorbei.
Ihm drängten die Genossen nach;
Der Feinde Kämpferkette brach.
Sie wichen zögernd der Gewalt
Und flohen fechtend durch den Wald;

Den Rückzug deckte Sir Gawain,
Und Bohort jauchzte hinterdrein.

Doch Lanzelot ritt dem Orte nah,
Wo er den König fallen sah.
„Weh," rief er, „weh!" und klagte laut,
„Daß je mit Augen ich erschaut
Am Boden gegen Recht und Fug
Den Herrn, der mich zum Ritter schlug!"
Er springt vom Roß und pflegt mit Fleiß
Den wunden königlichen Greis.
Er trägt ihn zum besonnten Rain
Und flößt ihm kräftgen Balsam ein;
Er stillt der Wunde Blut und Brand
Mit weichem, kühlendem Verband.
Dann führt er ihn beiseit vom Troß
Und setzt ihn auf sein eigen Roß.
„Kommt mit mir, Herr! Im Walde weit
Liegt Euer Heervolk noch im Streit.
Doch Euch ist Ruhe not und Wart:
Kommt mit hinauf nach Joyeuse Garde!
Nicht als Gefangener, nein, nein,
Als Herr und König zieht Ihr ein,
Und wollt Ihr meinen Dienst empfahn,
Mein alles ist Euch unterthan!" —
Der König hört's mit halbem Ohr
Und schaut erstaunten Blicks empor.
Er sieht des Helden Aug' im Fragen
So treu und innig aufgeschlagen;
Da rührt sein Herz ein sanftes Leid:
Ihn mahnt's an die Vergangenheit,
Wo er so fröhlich und vertraut
Dies braune Augenpaar geschaut.
Er fühlt sein Herz mit Thränen ringen
Und Seufzer seine Brust bezwingen:

„Weh," ſprach der alte wunde Mann,
„Daß jemals dieſer Krieg begann!"
Dann ſank er in ein dumpfes Brüten;
Vor ſeine Augen wehten Blüten;
In ſeine Ohren blies der Wind;
Er folgte lautlos wie ein Kind.
Bald ſchwand ihm ſeiner Kräfte Reſt;
Ihn hielt der Held im Sattel feſt,
Indem er ſtumm das edle Roß
Hinlenkte nach dem Felſenſchloß.
Der Bergpfad ſtieg ins Himmelsblau;
In ſonniger Stille lag die Au.
Nur fernher aus den Schluchten drang
Der Schwerter Gruß wie Glockenklang.

Auf Joyeuſe Garde, da fand der Gaſt
In ſtiller Kammer Pfleg' und Raſt.
Er lag auf weichem Pfühle
In wirrem Traumgewühle,
Und um ihn rang im Dämmerſchein
Des Lebens Luſt, des Todes Pein.
Oft fühlt er in des Fiebers Brand
Die Kühle einer zarten Hand.
Oft wie durch bunten Nebelflor
Blickt aus den Kiſſen er empor:
Er ſieht zwei Augen ſanft und blau
Und träumt von einer ſchönen Frau.
Ihm iſt, als hätt' er wo geleſen,
Die ſchöne Frau ſei ſein geweſen.
Ein Märchen deucht es ihn, und wieder
Schließt ihm der Schlaf die Augenlider.

Sie ſaß am Bette manche Stund',
Es kam kein Wort aus ihrem Mund.

Doch Aug' und Hände waren rege
In ihres wunden Herren Pflege.
So schwand die Nacht; der Morgen kam;
Auf ihren Wimpern wacht der Gram.
Sie saß allein und blickt' ihn an,
Den alten, schwergekränkten Mann:
So bleich war sonst sein Angesicht,
So schneeweiß seine Locke nicht.
Tief sticht ihr in der Seele Grund
Der Schmerzenszug um seinen Mund;
Doch trüber wird's in ihr und trüber,
Neigt er im Traum zu ihr herüber
Mit alter Huld sein wundes Haupt,
Dem Ehr' und Frieden sie geraubt.
Und wie ihr Auge an ihm hängt
Und Mitleid in ihr wogt und drängt,
Da bricht in wilden Schmerzen
Das Band von ihrem Herzen.
Gleichwie nach schwülen Wetterschlägen
Die Fluren tränkt ein reicher Regen,
So strömen über ihre Glieder
Die schweren Thränenbäche nieder.
Aufs Kissen neben Arthur dicht
Legt schluchzend sie das Angesicht,
Und stiller wird sie mehr und mehr;
Ihr Herz wird leicht; ihr Haupt wird schwer,
Und alles Weh und allen Kummer
Löst sanft der langentbehrte Schlummer.

O Schicksal streng und wunderbar!
Da ruht das seltne Menschenpaar,
Das einst ein schöner Glanz bethörte,
Zu einen, was sich nicht gehörte.
Da ruht es grimm und gramzerquält,
Vom Unglück wie zum Hohn vermählt,

Mit wundem Haupt, mit wundem Herzen
Im heißen Hochzeitbett der Schmerzen.

Herr Lanzelot war frühe wach
Und trat unhörbar ins Gemach.
Doch auf des Weges Mitte
Verſagen ihm die Schritte.
Lang ſteht er wie in fremdem Bann
Und blickt die bleichen Schläfer an.
Er fühlt den herben Schmerz entweichen
Und ſtolze Scham ſein Herz beſchleichen.
Da nickt er ſtumm in ernſter Ruh
Und ſchreitet leis der Thüre zu.

Und wieder tauchte ſtill und hehr
Die Sonne aus dem Purpurmeer.
In eigner Strahlenfülle trunken
Streut ſegnend ſie des Lichtes Funken
Und wandelt ob der Erde Leid
In blauer Himmelseinſamkeit.
Ihr jauchzen Länder, jauchzen Meere
Und aller Weſen bunte Heere:
Der Adler ſtürmt in Wolkengut;
Es ſchnalzt der Fiſch aus klarer Flut,
Und in der Bäume goldnen Blättern
Erwacht ein tauſendſtimmig Schmettern;
Durchs Feld die Morgenglocke klingt,
Und hell im Wald der Wandrer ſingt.

Auch in des Kranken Kämmerlein
Drang Lerchenſchlag und Sonnenſchein.
Der Ruf des Lebens traf ſein Ohr,
Und wundernd blickt ſein Aug' empor.
Aus Fieberglut und Schlummernacht
War neugeſtärkt ſein Geiſt erwacht,

Und freudig fühlt er ſchon tiefinnen
Die Schauer der Geneſung rinnen.
Doch fremd erſchien ihm, was er ſah;
Er wußte nicht, wie ihm geſchah.
Ringsum ließ er die Blicke gleiten; —
Da lag ein Weib an ſeiner Seiten:
Das Lockenhaupt, die feine Hand
Deucht ihn ſo hold und wohlbekannt,
Und dieſer Nacken, dieſer Leib, —
Ginevra war's, ſein armes Weib,
Die ſchöne Frau mit ſanften Mienen,
Die hilfreich ihm im Traum erſchienen.
Und vor ihm wie vom Zauberſchlage
Erſtand das Bild der letzten Tage:
Er dachte an der Scheiter Dampf,
An Raub und Flucht und Reiterkampf,
Wie Bohort ihn ſo hart gebettet,
Und wie ihn Lanzelot gerettet.
Er ſtemmt ſich langſam auf den Arm
Und blickt ſie an mit tiefem Harm.
Sie war es, die ſich krank gewacht,
Um ihn zu pflegen Tag und Nacht,
Ihn, der ihr jugendliches Leben
In rohe Henkersfauſt gegeben.
Ihr Antlitz iſt ſo trüb und blaß,
Das Auge rot, das Kiſſen naß:
„Sie hat geweint im Herzeleide,
Geweint im ſtillen um uns beide.
O wenn ich niemals dich geſehn,
Wär' dir wohl ſolches Leid geſchehn?
Für meine Thorheit büß' ich nun,
Und freudelos iſt all mein Thun:
Du trafeſt mich im Herzensgrunde;
Unheilbar iſt der Ehre Wunde.
Beim Himmel! Deine Schuld iſt groß;

Doch größer ist dein Jammerlos!
Mit deinen Thränen zwingst du mich;
Mein eignes Herz, es weint um dich.
Das Glück ist tot: es bleibt uns beiden
Nur still wehmütiges Bescheiden.
Schlaf traumlos fort, und Freud' und Leid
Deckt nächtig die Vergangenheit.
Ich bin erwacht zu neuem Leben,
Und alles Alte sei vergeben!"

In ernstem Sinnen saß er lange;
Da nahen Stimmen aus dem Gange,
Und Männer treten ins Gemach.
Vom Schalle wird Ginevra wach.
Es reicht ein Knab' mit goldnem Haar
Dem König wuchtge Schlüssel dar.
„Herr König," spricht er, „segn' Euch Gott!
Uns schickt Euer Ritter Lanzelot.
Er fuhr mit seinem ganzen Heer
Am frühen Morgen über Meer.
Die Burg wird er nicht wiedersehen;
Von Euch empfing er sie als Lehen:
So nehmt zurück in Hut und Wart
Die Schlüssel von La Joyeuse Garde!" —

Verwundert schwieg der König da;
Ginevra durch das Fenster sah:
Drei Segel tauchten sich wie Sterne
Hellglänzend in des Meeres Ferne.
Ginevras Auge rührt sich nicht;
Ins Oede starrt ihr Angesicht.
Da sprach der König: „Komm mit mir!
Mein Schutz soll schweben über dir.
Ins Ehbett will ich dich nicht zwingen;
Frei sollst du sein in allen Dingen.

Doch wie mein Kind will ich dich halten
Und sorgsam deines Friedens walten.
Vergessen sei, was einstens war,
Vergessen jetzt und immerdar.
Nicht lieben kann ich dich, nicht hassen;
Doch nimmer will ich dich verlassen!"

So sprach bewegt der alte Mann
Und sah sie mild und forschend an.
Sie stand in Thränen abgewandt
Und reichte schweigend ihm die Hand.

Sechster Gesang.

„Kein Wort von Frieden!“ sprach Gawain,
„Ihr edlen Herrn, der Krieg ist mein!
Vier Geister stehn des Nachts mit Klagen
Zu Häupten meines Betts und fragen:
Gawain, Gawain, was ruhest du?
Gawain, Gawain, was schmurchst du?
Herr König, dieses Geisterwort
Soll Euch umflüstern fort und fort.
Ihr habt, von ihrem Leid gerührt,
Genevra wieder heim geführt:
Mit ihr sei Frieden! Doch bei Gott!
Kampf, ewger Kampf mit Lanzelot!
Ich stürmt' ihn an im Streite;
Er stahl sich feig beiseite.
Er floh; — doch über Meer und Feld, —
Ich folg' ihm bis ans End' der Welt,
Und Ihr mit Euren Scharen,
Ihr werdet mit mir fahren.
Beim Richter, der den Treubruch ahnt,
Beid eures schweren Eids gemahnt!
Ihr, edle Herren ringsumher,
Wägt ungeduldig Schwert und Speer,
Und Heldenzorn und Kampflust schauen
Hervor aus euren finstern Brauen.
Des Rachekrieges erste Schlacht
Hat uns sieglose Schmach gebracht,

Und wir, — vor Schande zu erblaſſen, —
Wir ſollten jetzt vom Kriege laſſen?
Nein, ſteht zuſammen mutvereint!
Nach der Bretagne floh der Feind:
Und ſtürmte das Meer im Wetterſchein, —
Die Segel auf und hinterdrein!"

Da hoben ſich mit Schalle
Die kühnen Helden alle;
Zuſammen dröhnte Schwert und Schild;
Der Schlachtruf brauſte durchs Gefild.
Der ſchwang die Axt und der die Lanze;
Das Banner flog im Sonnenglanze.
Der König ſah ſein Thun und Streben
In eine fremde Hand gegeben.
Er rief Gawain voll Unmut zu:
„Bin ich dein Knecht, ſo herrſche du!"
Dann aber faßt' er ſich und ſprach:
„Wer ſagt, daß ich die Treue brach?
Ihr wollt den Krieg, ihr ſollt ihn haben!
Wer übrig bleibt, mag uns begraben!"
Und wieder ſchrien die Scharen: „Krieg!"
Ein einziger Held ſaß ſtill und ſchwieg,
Das war Mordred, der arge,
Der finſtre, redekarge.
Er preßt den bleichen Mund zuſammen;
Die Wimper glüht; die Augen flammen.
Kahl iſt er; er hat lang gedarbt:
Noch iſt die Wunde nicht vernarbt,
Die Lanzelot ihm jüngſt geſchlagen.
Heut ließ er ſich ins Freie tragen,
Um mit des Königs Degen
Im Felde Rat zu pflegen.

Mit Seufzen blickt er lang vom Hügel
Hinab ins kriegriſche Gewühl.

„Weh," ſpricht er, „daß ich ſiechen Mann
Nicht mit zu Kampfe ziehen kann!
Gawain, dein Antlitz glänzt ſo helle:
Wie gerne wär' ich dein Geſelle!
Wohl dir! Du darfſt den Feind bekriegen;
Ich nur muß ächzend ſtille liegen.
Du darfſt ihn ſuchen, darfſt ihn faſſen;
Ich aber kann ihn nichts als haſſen!"

Da ſtand der König auf vom Thron
Und rief ihm: „Mordred, Schweſterſohn,
Du bleibſt zurück! In deine Hand
Befehl' ich ſcheidend Hof und Land.
Du walteſt hier in Königs Ehren,
Bis wir vom Kriege wiederkehren." —
Mordred verneigte ſich und ſprach:
„Herr Ohm, ich folge bald Euch nach." —
„Nein," rief der Alte, „biſt du klug?
Du bleibſt zurück, wir ſind genug.
Schafft dir die Hoffnung kein Behagen,
Britanniens Herrſcherſtab zu tragen?
Zu ſchirmen meines Volkes Ruh,
Iſt keiner würdiger als du!" —

Indes beginnt im Sonnenbrand
Ein reges Treiben am Meeresſtrand.
Die angeſeilten Schiffe ſchwanken
Mit hohem Maſt und ſtarken Planken.
Die Segelſtangen knarren leis;
Die Wimpel flattern rot und weiß,
Und Arthurs Purpurflagge weht
Mit dreizehn Kronen hell beſät.
Von einem Schiffesbord zum andern
Auf ſchmalem Brett die Männer wandern
Mit Korb und Faß, Gewand und Waffen.
Der macht am Tauwerk ſich zu ſchaffen;

Der führt ein scheues Roß am Zaum
Behutsam in den Mittelraum,
Und andre walzen von der Küste
Die kettenschweren Wurfgerüste.
Am Ufer hallet Waffenklang,
Matrosenschrei und Heldensang.
Auch viele kummerbleiche Fraun
Sind in des Lagers Rund zu schaun.
Dem Reiter faßt sein Weib die Zügel;
Sein Bub hängt schreiend ihm am Bügel,
Indes ein Bogenschütz gerührt
Sein weinend Lieb beiseite führt.
Dort segnet still im offnen Zelt
Den blonden Sohn ein grauer Held.
Dem andern schaut vom Turmgemach
Die Mutter unter Thränen nach.
Dem drückt ein Freund die Hände;
Das Scheiden nimmt kein Ende.

Nun aber auf und in die See!
Die Segel bauschen weiß wie Schnee;
Es schäumt der Kiel; das Land entflieht,
Und jauchzend schwillt der Schiffer Lied:

„Sei uns gepriesen, grünes Meer,
Du Erdenmutter wild und hehr!
Fern hinter uns liegt Weh und Harm;
Du wiegst in weichem Wellenarm
Mit rauschendem Getöne
Britanniens kühne Söhne.

Am Steuer sitzt ein mächtger Held,
Und offen vor uns liegt die Welt.
Du hältst gewaltig sie umhegt;
Uns hast du freundlich stets gepflegt,
Und deine Freunde werden
Die Könige der Erden.“ —

Bald tauchen vor der Schiffe Lauf
Die Ufer der Bretagne auf,
Und durch den sprühenden Gischt der Brandung
Erzwingen kampfend sie die Landung.
Die Sterne Lanzelots erblichen;
Der heitre Mut war ihm entwichen.
Ihn schlug in schnell entschiedner Schlacht
Des Königs starke Uebermacht.
Da warf er sich zum Tode matt
Nach Benwic, seiner treuen Stadt;
Dort hielt mit Mann und Rossen
Ihn Arthurs Heer umschlossen.

Die Stadt war fest und wohlbemannt.
Das Heer fand mächtigen Widerstand,
Und in dem Graben, auf dem Wall
Kam mancher kühne Held zu Fall.
Sechs Monde waren so verronnen,
Und Arthur hatte nichts gewonnen.
Da ritt beim frühen Tagesschein
Vors Thor der Stadt der Held Gawain
Und forderte mit Hohn und Spott
Zum Kampf den Mörder Lanzelot.
Der aber saß im Saale
Mit seinem Volk beim Mahle;
Sein Auge wurde kummervoll,
Als fernher Gawains Stimme scholl.
„Er war mein Freund in schönen Tagen:
Des Jammers muß ich ewig klagen,
Der uns aus Lieb' und Frieden
Auf immerdar geschieden.
Euch sei bei meinem Zorn gesagt,
Daß ohne mich kein einzger wagt,
Vors Thor der Stadt zu reiten,
Um mit Gawain zu streiten!" —

Die Helden neigten sich zumal,
Und stille blieb's in Benwics Saal.
Der Ruf Gawains verklang im Feld;
Er kehrte zürnend in sein Zelt.
Doch kam er jeden Morgen wieder
Und ritt am Thore auf und nieder.
Schmähworte rief er in den Saal;
Doch stumm blieb's, wie das erste Mal.

Es hatte Lanzelot indessen
Der schönen Herrin nicht vergessen.
Ihn zog's mit sehnender Gewalt
Nach ihrer sonnigen Gestalt.
Sein Herz umfing in sanfter Hut
Die Liebe als sein ewges Gut,
Gelöst vom wilden Sinnentriebe
Die reine, schmerzbewährte Liebe.
Doch tiefe Schwermut senkt sein Haupt:
Sie war auf ewig ihm geraubt.
Die Zukunft lag ihm trüb und kahl;
Die Hoffnung selbst ward ihm zur Qual.
Gleich einem Träumer wandelt er
In seinem alten Schloß umher.
Es dürstet ihn im Herzensgrunde
Nach einem Wort von ihrem Munde.
Doch leise spricht er: „Armer Thor,
Was lügst du deinem Herzen vor?
Sag' ihm, es soll zur Ruhe gehn!
Du wirst sie niemals wiedersehn!"

So saß er einst mit düstrem Sinne
Beim Frührot auf des Schlosses Zinne.
Sein müd verwachtes Angesicht
Starrt regunglos ins Morgenlicht.
Die Lerche singt; die Tauben kosen;
Ihm träumt es von zertretnen Rosen.

Da naht Bohort, der treue Mann,
Und blickt ihn lang kopfschüttelnd an:
„Was ist Euch, Herr? Ihr schafft uns Not.
Wohin kam Eurer Wangen Rot?
Wie? Wollen Eure wackern Augen
Nur noch zu Weiberthränen taugen?
Sagt an und legt die Hand aufs Herz:
Euch plagt der alte Liebesschmerz.
Ei, edler Herr, Ihr dauert mich;
Sonst zankt' ich mit Euch wetterlich!
Auch ich war jung, das darf ich sagen;
Doch anders war's zu meinen Tagen.
Auch ich ging einst im Flachsgelock
Und sah durch jeden Mädchenrock;
Doch Schande auf mein graues Haar,
Wenn ich je krank vor Liebe war.
Der Weiber sind ja nur zu viele
Und streben all nach einem Ziele.
Es brennen tausend vor Verlangen,
An Eurem Heldenleib zu hangen.
Weh, daß solch junges, frisches Blut
In eines Weibes Fesseln ruht
Und lieber will verliegen,
Statt in den Kampf zu fliegen!
Seht hin, im blanken Waffenschein
Sprengt dort vors Stadtthor Sir Gawain,
Um Euch zu fordern und zu schmähn:
Euch würd' es wahrlich besser stehn,
Den Leib ihm tüchtig zu zerhämmern,
Als hier im Siechtum hinzudämmern!"

Gawain schlug an das breite Thor
Und rief zu Lanzelot empor:
„Fluch dir zum Gruß! Hörst du mein Pochen?
Was hältst du, Schlange, dich verkrochen?

Ich rufe dich zu Fehd' und Kampf!
Du liebst ja Schlag und Roßgestampf;
Doch freilich will dir mehr behagen,
An schwache Kinder dich zu wagen,
Als einem Mann ins Aug' zu schauen;
Da, Memme, birgst du dich vor Grauen!
Du bist verfemt, der Welt ein Spott:
Was ist, elender Lanzelot,
An deinem Dasein noch gelegen?
Der Tod ist ja dir selbst ein Segen.
So laß die Furcht, armselger Wicht!
Verbirg in Helm dein bleich Gesicht!
Ich sende und befehle
Der Holle deine Seele."

Des alten Bohort Zorn war groß;
Doch Lanzelot saß regungslos
Und starrte finster vor sich nieder.
Dem Alten fuhr es durch die Glieder;
Sein sträubender Bart im Winde saust,
Und grimmig schüttelt er die Faust.
„Ihr sitzet still und laßt Euch schelten:
Bei Gott, so soll er mir's entgelten!
Wo ist mein Speer? Wo ist mein Gaul?
Ich stopf' ihm bald sein Lästermaul."

So stürmt er unter lautem Rufen
Entlang des Turmes Wendelstufen.
Umsonst winkt Lanzelot hinab;
Bald hört er seines Rosses Trab
Hell schallend in des Thores Gängen
Und ihn mit Hast ins Freie sprengen.

Doch als Gawain den Mann erkannt,
Da lacht sein Herz im Zornesbrand,

Daß er nach grimmverzehrten Stunden
Doch endlich einen Feind gefunden, —
Bohort, — dem einst am schlimmen Tag
Arthur, der hohe Fürst, erlag.
Aufschreiend richtet sich Gawain;
Blitzschnell legt er die Lanze ein,
Und aller Zorn, der in ihm schafft,
Stählt seinen Leib mit Riesenkraft.
Er rannte auf den Alten los
Und traf ihn mit so mächtgem Stoß,
Daß aus den Sattelbogen
Die beiden Helden flogen.
Gawain erhob sich unverwandt;
Doch Bohort wälzte sich im Sand.
Ihm brach der Stoß den Schild zu Stücken
Und fuhr ihm scharf durch Brust und Rücken.
Aufkniet er noch im Todeskampf;
Den Hammer preßt der Fäuste Krampf;
Dann sel er auf das Antlitz nieder,
Und jäh verzuckten seine Glieder.
Vom Blute ward der Anger rot;
Das war des grimmen Recken Tod.

Doch auf der Mauer, auf dem Wall
Erhob sich lauter Jammerschall.
Die Ritter strömten nach dem Dache
Und riefen Lanzelot zur Rache.
Der blickte trauernd ins Gefild;
Sein Mund ward herb, sein Auge wild:
„Weh, daß der treuste Mann von allen
Um meinetwillen hier gefallen!"
So rief er laut, und ihm erwacht
Des alten Heldenzornes Macht:
Er schüttelte mit grimmem Blick
Den lichten Helmbusch ins Genick;

Er gurtete mit raſchen Händen
Das lange Schwert ſich um die Lenden.
Die Lanze tief, den Zaum verhängt, —
So kam er durch das Thor geſprengt.

Wortlos begann der mächtge Streit.
Wie Regenſchauer zur Frühlingszeit
Praſſeln auf ſtaubge Wege,
So raſſeln ihre Schläge.
Sie ehrten mit gewaltger Kraft
Die alte Waffenbrüderſchaft.
Sie hieben wuchtig und geſchwind;
Es ſtob der feuerrote Wind
Beim hellen Schwerterklingen
Aus ihren Panzerringen.
Die Heere ſahen an von fern
Den Kampf der ritterlichen Herrn,
Und alte Recken riefen laut,
Sie hätten Gleiches nie geſchaut.
Aufſtand Herr Lanzelot im Bügel,
Zerhieb Herrn Gawains Schild und Zügel
Und traf ſein Roß noch ſtark genug,
Daß es aufbäumend überſchlug.
Da ſprang auch Lanzelot vom Pferde;
Die Ferſen bohrt er in die Erde.
Gawain ſtand auf und lief ihn an,
Und grimmiger der Kampf begann.
Herr Lanzelot wich nicht vom Ort;
Gawain umkreiſt ihn fort und fort
Gleich einem Tiger, der die Klauen
Dem Leun will in den Rücken hauen.
Den beiden ward im Harniſch heiß;
Von ihren Schläfen troff der Schweiß,
Und immer wilder ward Gawain,
Und immer mächtger hieb er ein.

Manch Eisenstück flog da von dannen,
An dessen Statt Blutbäche rannen.
Da kam Herr Lanzelot in Not;
Sein Schild zerfiel; sein Hemd ward rot:
„Traun," rief er wild, „ich mach' ein Ende!"
Und nahm das Schwert in beide Hände.
Es stöhnt' sein Mund; sein Atem kochte,
Und eh Gawain sich schirmen mochte,
Da stob von seines Helmes Kranz
Der goldne Schmuck im Flammenglanz,
Und hochauf durch sein krauses Haar
Ein Blutstrahl sprühte heiß und klar.
Ihm lösten Sinne sich und Glieder,
Und schweren Falles stürzt er nieder.

Doch Lanzelot senkt müd das Haupt;
Sein Busen stürmt; sein Mund verschnaubt.
Er steht und sieht mit dumpfen Sinnen
Den Bach aus Gawains Helme rinnen.
Lang steht er so und starrt ihn an:
Da regte sich der wunde Mann.
Ihm floß das Blut am Auge vor;
So blickte mühsam er empor.
Doch wie er Lanzelot erschaut,
Da bäumt er sich und wimmert laut;
Er knirscht in unnennbarem Grimme
Und spricht mit haßerstickter Stimme:
„Stoß zu! Mein Leben ist geschändet,
Daß es durch deine Mordfaust endet!"
Doch Lanzelot sprach: „O Gawain,
Laß unsres Streits ein Ende sein!
Gedenke deiner alten Huld!
Schwer steh' ich wohl in deiner Schuld,
Und gern verlör' ich Blut und Leben,
Könnt' ich dafür dir wiedergeben,

Was ich zu meiner eignen Qual
In blindem Wahnsinn einst dir stahl.
Doch lern' vergessen, was geschieden:
Gawain, ich biete dir den Frieden!"
Der aber faßte in den Sand
Und warf nach ihm mit blutger Hand:
„Schweig still! Den Frieden will ich nicht!
Stoß zu, daß ich dein Angesicht,
Das giftverhaßte, nimmer sehe
Und fliehe dann aus meiner Nähe!
Sonst hätt' ich selbst im Tod nicht Ruh.
Mein Leben ist verwirkt; stoß zu!
Gern wandl' ich fort die finstern Pfade;
Doch leb' ich nicht durch deine Gnade!" —
Da sprach tiefernst Herr Lanzelot:
„Willst du nicht Frieden, schirm' dich Gott!"
Von dannen lenkt er seinen Schritt;
Gawain rief: „Nimm die Beute mit!"
Er rafft sich auf in Scham und Schmerz,
Stößt tief den Dolch sich in das Herz,
Reißt lachend ihn heraus im Nu
Und schleudert ihn dem Feinde zu:
„Nimm das! — Eh soll man mich begraben —
Dir will ich nichts zu danken haben!" —

Herr Lanzelot stand regungslos;
Gawain die wilden Augen schloß.
Herr Lanzelot kehrt schweigend um;
Gawain lag totenbleich und stumm.
So war in blutgem Frieden
Der Freunde Streit geschieden. —
Der Sieger ritt zurück zur Stadt;
Sein Haupt war schwer; sein Arm war matt.
Im Thorweg unter Benwics Schloß
Sank er besinnungslos vom Roß.

Siebenter Gesang.

Indessen schirmte Mordreds Hand
Das sommergrüne Britenland.
Er lag mit höfisch reichem Trosse
Zu Camalot im Königsschlosse
Und waltete gestreng und recht,
Verehrt von Ritter, Mann und Knecht.

Entfernt von Prunkgemach und Saal
Saß Arthurs trauerndes Gemahl
In einer stillen Erkerzelle.
Erinnrung nur war ihr Geselle;
Sie saß und schaute manchen Tag
Hinab zum grünen Blütenhag,
Und mild wie Balsam floß die Zeit
In dieser sonnigen Einsamkeit.
Der hochgeschweifte Fensterbogen
War dicht mit Epheulaub umzogen;
Im Sims hielt Fink und Schwalbe Rast,
Und Tauben kamen oft zu Gast.

Der finstre Mordred hielt sich gern
Dem abgeschiednen Wohnsitz fern.
Seit jener Nacht voll Blut und Graun
Vermied er, ihr ins Aug' zu schaun.

Von Liebesgram und Liebesfehle
Kehrt er verachtend ſeine Seele;
Ihm glühte für Ginevras Schmach
Ein ſtolzer Haß im Buſen nach;
Schuld häuft er auf die Ungetreue,
Und Lüge deucht ihn ihre Reue.

Doch einſt am ſchwülen Julitag,
Da Schloß und Flur in Schlummer lag,
Kam in des Gartens Schattenwegen
Einſam die Herrin ihm entgegen.
Sie trug nicht Ring und Lockenband;
Schmucklos und ſchwarz war ihr Gewand.
Das goldne Haar umſchmiegte dicht
Ihr lilienweißes Angeſicht;
Darüber lag durchſichtig rein
Ein edler, wunderſamer Schein:
Was ſie geſtrebt, geſtritten,
Was ſie geliebt, gelitten,
Der Freuden Tod im jungen Herzen,
Die Weihe unnennbarer Schmerzen, —
Von all dem Weh, von all dem Glück
Blieb ihr ein ſanfter Glanz zurück.
Ihr Haupt verklärt nach Reu' und Klagen
Ein feſtes, friedliches Entſagen;
Ernſt blickt ihr Aug' und ohne Beben
Hinaus ins blütenloſe Leben,
Und ihre Lichtgeſtalt umweht
Des Unglücks heilge Majeſtät.

In Mordreds Blick erloſch der Haß;
Sein Antlitz wurde rot und blaß.
So war ihm früher nie geſchehen,
Wenn er im Feſtſaal ſie geſehen

Und goldne Sterne sie bekränzten,
Demanten durch den Schleier glänzten.
Er blieb verwirrt am Wege stehn
Und ließ sie stumm vorübergehn.
Sie grüßt ihn sanft im Schweigen;
Er dankt mit tiefem Neigen.

Da wogt es streitend her und hin
Durch Mordred's trotzig strengen Sinn;
Ihm will's wie Scham das Herz erregen,
Und fruchtlos sträubt er sich dagegen.
Ihn dünkt sein Haß ein blinder Wahn;
Er hat ihr schwer Unrecht gethan.
Zur Ehrfurcht zwingt ihn mit Gewalt
Der Ernst der herrlichen Gestalt.
Da faßt ihn stolze Ungeduld;
Er fühlte sich in ihrer Schuld,
Und wo er ging, auf Berg und Aun,
Meint er ihr mahnend Bild zu schaun.

Unziemlich dünkt es ihn dabei,
Daß sie so ganz verstoßen sei,
Und er beschloß mit sich, dem Leben
Die hohe Frau zurückzugeben,
Er, der doch bis zu diesem Jahr
Dem Leben selbst ein Fremdling war.
So hieß er denn im kühlen Garten
Die edlen Fraun der Herrin warten.
Ginevra nahm sie gütig an,
Und eine neue Zeit begann.
Der Frauen Sorgfalt, Lieb' und Scherz
Erquickte ihr vereinsamt Herz,
Und war's ihr anfangs fremd erschienen,
Schnell ward's ihr traulich unter ihnen,

Wenn sie an heißen Nachmittagen
Bald holder Wechselrede pflagen,
Und bald zum lieblichen Gesang
Ein helles Saitenspiel erklang.

Oft fand in diesen schönen Reihn
Sich auch der ernste Mordred ein.
Ein Reiz, den er sonst nie empfunden,
Hielt ihn gefesselt lange Stunden:
Ihn überkam zu dieser Zeit
Die Macht holdselger Weiblichkeit.
Sein schwarzes Auge glühte licht,
Schaut' er Ginevras Angesicht.
Nach ihrem Wort nur lauscht' er hin;
Mit ihrer Schönheit rang sein Sinn.
Doch in sein Herz kam fremde Qual:
Ihm schienen bettelarm und schal
Die Dinge, die er sonst verehrt,
Das Glück, das einst sein Herz begehrt.
Nach Neuem strebt er halb bewußt;
Ein Rätsel lag in seiner Brust.

Dereinst versenkt in wilde Träume
Durchwandert' er des Schlosses Räume.
Die Gänge lagen still und kühl;
In seinem Haupt war's bang und schwül.
So durch verlassner Zimmer Mitte
Lenkt' er von ungefähr die Schritte
Nach dem entlegnen Hallenbau,
Den einst bewohnt die hohe Frau.
Da plötzlich ward sein Auge wach:
Er stand im öden Schlafgemach,
In dessen traulich stiller Hut
Dereinst ein selig Paar geruht.

Noch war es, wie in jener Nacht,
Da hier ſich mächt'ger Kampf entfacht:
Durchs Fenſter ſtahl ſich Dämmerhelle;
Ein Blutfleck ſtarrte auf der Schwelle.
Der Teppich ſchob ſich wirr zurück;
Drauf lag manch ſchimmernd Waffenſtück.
Am Bette ſtand in goldnem Schein
Ein Kelch mit einer Neige Wein,
Die Lampe noch mit Oel befeuchtet,
Die einſt den Glücklichen geleuchtet.
Ein Fieber Mordreds Leib durchrann;
Er trat ans Lager leis heran:
Der Linnen ſchneeiges Gewühl
Floß faltenreich vom ſeidnen Pfühl.
Er meinte mit wolluſtgem Graun,
Die weiche Senkung noch zu ſchaun,
In die Ginevra luſtgewiegt
Den königlichen Leib geſchmiegt. —
Nach ſeinem Herzen fluten
Berauſchend ſüße Gluten.
Das Recht der blühenden Natur,
Das er im Trotze einſt verſchwur,
Der Liebe Macht und Majeſtät,
Die ſtets ſein tauber Sinn geſchmäht,
Streng ging ſie mit ihm zu Gerichte
Und machte all ſein Thun zunichte.
Durch ſeine kühne Seele ziehn
Unheimlich ſchöne Phantaſien,
Und vor ihm glühet farbenwild
Der Liebesnacht erſehntes Bild.
Vergebens ſchleudert er's zurück;
Stets ſchöner zeigt ſich ihm das Glück,
Das einſt ſein Todfeind hier gewann,
Und Neid beſchleicht den ſtolzen Mann.
Ihm war's, als ob er blind geboren

Des Lebens beſten Teil verloren,
Und nun, gewöhnt an öde Nacht,
War er zu ſpät zum Tag erwacht.
Grimm lächelnd ſchaut er vor ſich nieder;
Da regt ſein trotzger Geiſt ſich wieder,
Und Zornesbrand und Liebesflammen,
Sie ſchlagen über ihm zuſammen,
Und wie von Furien aufgeſcheucht
Erſchrickt er ſchreiend und entfleucht. —

Er kam hinab zum luftgen Saal;
Die Frauen ſaßen noch beim Mahl
Ein Springquell plätſchert in der Halle;
Ein Minſtrel ſang zum Harfenſchalle:

„Mein Herz, wie wareſt du ſo kühn,
Zur höchſten Schönheit aufzuſtreben?
Dein Leben iſt's, für ſie zu glühn;
Dein Tod iſt's, ohne ſie zu leben. —
Mein Herz, wie wareſt du ſo kühn?

Verlorne Liebe, geh zur Ruh!
Die Sonne ſchwand aus meinen Tagen.
Was, ohne Hoffnung, hoffeſt du?
Dein Heil iſt, allem Heil entſagen.
Verlorne Liebe, geh zur Ruh!"

Da hielt ſich Mordreds Herz nicht länger;
Er trat unwillig zu dem Sänger,
Riß ihm die Harfe aus der Hand
Und warf ſie ſchmetternd an die Wand:
„Feigherzig Lied, feigherzig Klagen!
Wie reimſt du Lieben und Entſagen?
Und wär's der höchſte Lohn der Erden,
Bei Gott, er ſoll mein eigen werden!"

So rief er, doch ihn überkam
Bei dieſen Worten Schreck und Scham,
Und wie betäubt von Zornesqual
Schritt er verſtummend aus dem Saal.

Er wanderte hinaus ins Land;
Schon war verglüht der Sonne Brand,
Und auf den Thälern, auf den Matten
Lag breitgezackt der Berge Schatten.
Er drängte ruhlos fort und fort
Und murmelte manch wildes Wort.
Der Kampf, den er im Buſen ſtritt,
Trieb ſchnell und ſchneller ſeinen Schritt.
Er kam, als ſchon Nachtfalter flogen,
An einen Fluß mit mächtgen Wogen;
Er ſprang ins kühle Wellenbad
Und ſchwamm zum anderen Geſtad.
Fort unaufhaltſam ſchritt er dann
Den Steig empor zum Felſentann
Und drang beim letzten Abendſchein
Ins Dickicht des Gebirges ein.
Kein Menſchenlaut war rings zu hören,
Nur Wipfelſchlag uralter Föhren,
Verſchlungner Aeſte Knattern
Und träger Uhu Flattern.
Es pfiff der Wind vom Meeresſtrand
Durch Mordreds triefendes Gewand;
Ihm aber war's ein wild Behagen,
Mit Unluſt ſeinen Leib zu plagen.
Da raſchelt es im Dunkeln;
Zwei graue Augen funkeln.
Es ſchleppt an einer toten Eule
Ein Wolf mit murrendem Geheule.
Nun wittert er den kühnen Mann
Und ſchnaubt in Wut auf ihn heran.

Da jauchzt im Grimm des Helden Seele;
Er packt das Untier an der Kehle
Und würgt es in die Dornen nieder;
Bald reckt verendend es die Glieder.
Er aber klettert ohne Ruh
Dem Kamm des Waldgebirges zu:
Dort setzt er sich im Mondenschein
Auf flutgewaschnes Moosgestein
Und ruft wie durchs Getös der Schlacht
Fluchworte in die wilde Nacht.

„Du Wetterwind in Wolkenhöhn,
Wo ziehst du hin mit Sturmgetön?
Dein graues, sausendes Gewand
Erfüllt mit Schrecken Meer und Land.
Voraus dem Zug Nachtvögel krächzen;
Es heult die See; die Wälder ächzen.
So stürmst du dunkeln Fernen zu!
Mein Geist rast herrenlos wie du.
Weh, weh, wie das gefallne Weib
Mit ihrem sündig schönen Leib
Mich zwischen Leben hält und Sterben
Und jagt ins ewige Verderben!
Mein ganzes Fühlen ist Begier;
Mein ganzes Denken hängt an ihr,
Und mein Gewissen, mein Gebet,
Ein Rauch ist's, der in nichts verweht.
Ich fühl's, vergebens, ach vergebens
War alle Arbeit meines Lebens,
Und feig verkriecht sich meine Kraft
Beim Kampfruf blinder Leidenschaft.
O risse sich vom Wolkenschoß
Ein Racheblitz des Himmels los,
Und löschte meines Herzens Schwüle
Der Grabeserde ewge Kühle!

Doch aus dem Dunkel lockt mich mild
Ins Leben ihr geliebtes Bild
Und führt mich hold aus Grimm und Leid
In Wonnen und in Herrlichkeit."

Da sprang er ungestüm empor
Und riß das scharfe Schwert hervor:
„Beim Zorne Gottes, sie ist mein!
Die Hölle wird mir dienstbar sein.
Arthur, die Stunde hat geschlagen!
Kein Mensch wird deines Endes klagen:
Du Schwächling bist der Welt zum Hohn;
Dem Stärkern wird dein Weib, dein Thron!
Ihr nächtlichen Gewalten,
Langschattige Gestalten,
Die lauernd ihr mein Haupt umschwebt
Und schwarze Fluchgeschicke webt,
Euch weihe mit bewehrter Hand
Ich diese Zeit und dieses Land!
Das Ungeheure mag geschehn;
Ich bin ein Mann und will ihm stehn!"

In Nacht versanken Mond und Sterne;
Ein Wetter toste in der Ferne;
Die schweren Wolken übergossen
Das finstre Land mit Hagelschlossen. —

Ginevra fand der blasse Morgen
Erwacht in ahnungsvollen Sorgen:
Ihr war ein Stich durchs Herz gefahren
Bei Mordreds seltsamem Gebaren,
Und wieder schloß sie sich allein
In ihre stille Zelle ein;
Hier lebte sie von Furcht befreit
In ungestörter Einsamkeit.

Indeſſen ließ nach allen Seiten
Herr Mordred ſeine Boten reiten.
Ein ruhlos Treiben ſich entſpann
Geheim um den verſchloſſnen Mann.
Sein bartumlocktes Antlitz trug
Des alten Trotzes kühnen Zug;
So blickt er vor ſich feſt und ſtumm,
Ein Bild von düſtrem Heldentum.

Doch in den Landen überall
Erwachte lauter Waffenſchall.
Es war ein Murren und ein Gären;
Manch Lied erklang zu Mordreds Ehren.
„Sechs Mond' iſt Arthur fern von hier,
Und keine Kunde haben wir:
Er iſt mit ſeinen Mannen allen
Wohl längſt im fremden Land gefallen.
Ziellose Laune drängte ihn,
Von Thron und Volk hinwegzuziehn.
Lebt er jedoch, hat er gelernt,
So lang von ſeinem Land entfernt
Sich in der Welt herumzutreiben,
So mag er immer ferne bleiben!
Sein Erbe wird ein hoher Held,
Im Frieden ſchlicht und kühn im Feld:
Mordred beſteige Arthurs Thron,
Dem dieſer freventlich entflohn!" —

Begierig lauſchte weit und breit
Das Volk dem Sturm der neuen Zeit.
Der Wehrbann zog zu Fuß und Roß
Nach Camalot vors Königsſchloß;
Dort ward vom Waffenlärm umtönt
Mordred von Prieſterhand gekrönt.

Ginevra ſaß im Sonnenſchein
Auf ihrem hohen Kämmerlein.
Sie dacht' an Sorge, Angſt und Streit,
An alles Weh der alten Zeit;
Doch Ruhe hielt ihr Herz umfangen;
Denn alles iſt vorbeigegangen.
Nicht drang an dieſen ſtillen Ort
Ein Klang von Benwics Kampf und Mord;
Nicht ſandte ſie Gedanken aus,
Zu ſchweben um des Helden Haus
Als herzgeheime Liebesboten:
Sie dachte ſein wie eines Toten.

Da fuhr ein Luftzug durch die Zelle,
Und Mordred überſchritt die Schwelle.
Um ſeine geharniſchten Glieder
Floß reicher Purpur nieder,
Und ſeine Schläfen hielt umſpannt
Der Königsreif von Britenland.
Sein Auge glüht von wildem Glück;
Sie trat erſchreckt vor ihm zurück.
Er aber ſprach: „O fliehe nicht,
Du ſonnenhelles Angeſicht!
Ich hab' um dich mein ewges Leben
Freudig der Hölle hingegeben
Und kann den ſelgen Glanz nicht miſſen
In ihren bangen Finſterniſſen.
Kurz iſt noch meiner Gnaden Friſt:
Wohl mir, daß du mein eigen biſt!
Des ſchwachen Alten Thron iſt mein;
Denn nur ein König darf dich frein!
O ſchweig, Ginevra! Denn, bei Gott!
Ich bin nicht ſchlechter als Lanzelot!
Sprich mir nicht von Geſetz und Pflicht!
Ich weiß ja wohl, du liebſt mich nicht.

Sprichst du von Zürnen und von Haſſen,
So will ich küſſend dich umfaſſen.
Und ſchiltſt du mich und fluchſt du mir,
Mit Segensworten lohn' ich's dir.
Ich habe dich und will dich halten
Gegen Erdenmächte und Himmelsgewalten,
Und, wenn des Glückes Blüten verwehn,
Mit lachendem Herzen untergehn!" —

Ginevra ſtand und ſtarrt' ihn an,
Den kühnen, fürchterlichen Mann:
Die Ruhe, die ſie noch beglückt,
War unabſehbar ihr entrückt;
Ihr jammervoll unſelges Los
Trat wieder vor ſie rieſengroß.
Sie blickte fern in Nacht und Graus,
In Wirrſal, Kampf und Mord hinaus.
Ihr Herz verſank in Thränenbächen;
Die Lippen regte ſie, zu ſprechen;
Doch ſtarb das Wort ihr in der Kehle:
Da ward es Nacht in ihrer Seele;
Nach ihrer Stirne ſtrömten Flammen,
Und lautlos ſtürzte ſie zuſammen.

Der Held umfängt ſie halb erſchrocken;
Die Krone fällt aus ſeinen Locken.
Dann hebt er hoch die Frau empor
Und trägt ſie fern durch Gang und Thor,
Durchbricht des Saales Luſtgewühl
Und legt ſie auf des Thrones Pfühl.
Ihr marmorweißes Antlitz ruht
Stumm in des Sammtes Purpurglut;
Daneben ſteht der Held und ſchaut
Tiefſinnend auf die bleiche Braut.

Doch jubelnd rufen ſeine Mannen:
„Heil Mordred, König der Britannen!“

Zur Nachtzeit ſtahl ſich durch den Troß
Ein Edelknabe aus dem Schloß:
Fort eilt' er mit beſchwingten Schritten
Durch unwirtbarer Wälder Mitten
Er hielt ein Schwert in zarter Hand;
Die Dornen zerrten ſein Gewand
Und ſtachen blutig ſeinen Leib;
Sein Wams zerriß: — es war ein Weib.
Ginevra war's, die durch den Tann
Dem wilden Bräutigam entrann.
Kühn ſchritt ſie auf den finſtern Wegen
Und flehte um des Himmels Segen.
Der Mühſal hatte ſie nicht acht;
So ſchritt ſie fort die ganze Nacht.
Beim Morgengrauen pochte ſie
Ans Kloſter von Ambresbury.
Ihr ſchwand die Kraft; ſie war zur Stelle
Und warf ſich auf die heilge Schwelle.
Dort blieb in Angſt und Sorgen
Sie Tag und Nacht verborgen.

Achter Gesang.

In Arthurs Lager ward bei Nacht
Gawain, der Held, zu Grab gebracht.
Im weiten Thal war jedes Zelt
Von rotem Fackelglanz erhellt.
Der Leichnam lag auf offner Bahre,
Den Ehrenkranz im schmucken Haare;
Die Träger schritten stumm und schwer
Durchs totenstille Feld daher.
Dumpf tönte der Posaunen Klang
Und ehrner Tritte gemessner Gang.
Auch Benwics Zinnen und Altanen
Entwallten schwarze Trauerfahnen.

Ein kleiner, grüner Friedhof lag
In einer Waldkapelle Hag
Von Eichenästen überschattet;
Dort ward der kühne Held bestattet.
Stumm senkten sie den Staub zum Staub;
Ins offne Grab fiel welkes Laub,
Und durch der Wälder herbstlich Sausen
Begann der Totensang zu brausen:

„Schlaf sanft in deiner heilgen Ruh
Dem unbekannten Morgen zu!

Du haſt in deinen jungen Tagen
Der Erde Glück und Weh getragen,
Der Liebe Luſt, des Haſſes Leid,
Und gingſt als Held aus jedem Streit.
Die Liebe welkt; der Haß verdorrt:
Dein Heldenname dauert fort!“

Der König ſtand an Gawains Gruft,
Sah ſchweigend in die Morgenluft.
Schon zogen durch den Himmelsraum
Die Wolken mit entflammtem Saum.
Dem Herrn war's wunderklar zu Mut:
Er glaubte, in der Roſenglut
Gawain zu ſchauen mild und ſchön,
Leicht ſegelnd durch die blauen Höhn.
Er hielt die Brüder an der Hand;
Hellblendend war ihr Lichtgewand.
Von ihm war jeder Groll geſchieden;
Sanft zog er hin im ſelgen Frieden. —

* * *

Der alte König ſtieg aufs Roß,
Ließ hinter ſich den lauten Troß
Und ritt in ſeinen ſtillen Träumen
Fort unter den entlaubten Bäumen.
Die Luft war friſch und ſilberblau;
Herbſtſonnig dampften Wald und Au,
Und vor des Königs Seele zogen
Glanzbilder hin, die längſt entflogen.
So ritt er weiter unverwandt:
Es war der Wald von Broceliand.

Da lichtet ſich der Tann zumal,
Und vor ihm lag ein Wieſental

Durchweht von Frühlingswonnen,
Durchrauscht von klaren Bronnen.
In warmem Glanze wiegten hier
Die Falter ihrer Schwingen Zier,
Und Bienen summten durch den Klee;
Die Luft war voll von Blütenschnee,
Der aus umrankter Bäume Kronen
Auf Lilien sank und Anemonen.

Der König sah verwundert drein
Ob all dem Duft und Blumenschein.
Stumm hielt er übers Aug' die Hand;
Er glaubt sich in der Elfen Land.
Er springt vom Roß und wandelt munter
Das weiche Zauberthal hinunter.
Da fand er im Narzissenfeld
Ein blütenschattig Laubgezelt;
Das hatte hoch in luftgen Bogen
Ein grüner Weißdornbusch gezogen.
Drin lag ein Mann auf weichem Moos
In eines schlanken Weibes Schoß.
Ihr Leib war nackt; vom Gürtel nieder
Deckt grüner Flor die feinen Glieder.
Sie sang — und lachte unter Thränen —
Ein Lied voll wundersamem Sehnen.
Es lauschten auf den Zweigen all
Waldvöglein ihrer Stimme Schall;
Es schien nach ihren Zauberweisen
Das Zelt zu schwanken und zu kreisen,
Und lodernd rosenrotes Licht
Umkränzt ihr kindlich Angesicht. —
Der stille Mann in ihrem Schoß
War jugendstark und heldengroß,
Sein Haar und Bart von dunklem Gold,
Sein Antlitz hehr und wunderhold.

In seinen schwarzen Augen lag
Ein überirdisch lichter Tag,
Und fremde, geistige Gewalten
Verklärten seiner Stirne Falten.
Bleich war sein Angesicht wie Schnee;
Drauf lag ein hoffnungsloses Weh,
Erzwungenes Entsagen
Und stumme Liebesklagen.
Von weißen Hügeln überneigt
Blickt träumend er empor und schweigt;
Versunken zwischen zarten Knieen
Lauscht er den süßen Melodieen.

Der König schaut' ihn staunend an;
Wohl kannt' er ihn, den mächtgen Mann:
„Merlin, bist du es, Elfensohn,
Der mir seit manchem Jahr entflohn?
Ich sandte tausend Boten aus;
Doch alle kamen stumm nach Haus.
Wie find' ich dich zur guten Stunde
In diesem selgen Waldesgrunde?"

Merlin sah hellen Blicks empor:
„Welch teure Stimme trifft mein Ohr
Erinnrungsreich und wundertönig!
Willkommen, Arthur, Herr und König!
Lang' harrt' ich dein in diesem Thal;
Wir sehen uns zum letztenmal.
Ich war des Lebens wildster Gast;
Nun halt' ich hier für immer Rast.
Mir war des Aethers Rund zu klein;
Nun schließt der Blütenbusch mich ein.
Ein Demantsarg mit buntem Licht
Umstarrt mich rings; du siehst ihn nicht.

Das hat mein liederreicher Schwan,
Dies Feenkind, mir angethan.
Siehſt du? Sie weint. Was mir geblieben,
Das iſt ihr Trauern und ihr Lieben.
Es zeugte mich der Fürſt der Nacht
Zum Erdenherold ſeiner Macht;
Er ließ mich all ſein Wiſſen erben,
Als Menſch die Menſchheit zu verderben.
Ich aber wandte mich zum Lichte;
Sein Liſtgewebe ward zunichte.
Da ſann er meinen Untergang:
Er ſchuf ein Wort von fremdem Klang,
Das mächtig war, mich feſtzuhalten
Mit unentrinnbaren Gewalten.
Zu Broceliand im grünen Wald
Fand ich Vivianens Huldgeſtalt,
Und ſchnell verlor ich Herz und Sinn
An ſie, die ſüße Zauberin.
Ich ſchrieb als meiner Treue Pfand
Ihr das Geheimnis in den Sand,
Und einſt in eiferſüchtger Minne,
In Aengſten, daß ich ihr entrinne,
Sprach ſie das fürchterliche Wort —
Und muß nun klagen fort und fort!
Doch bricht den Zauber keine Klage:
Hier lieg' ich bis zum letzten Tage.
Es iſt des grauſen Bannes Macht
Uralt und dunkel wie die Nacht;
Feſt iſt er wie der Hölle Schoß
Und wie der Tod erbarmungslos."

Viviane drückte ſeinen Mund
In ihres Buſens weichen Grund;
Sie ſchlürfte mit den weißen Zähnen
Von ihren Lippen helle Thränen

Und blickte scheu den fremden Mann
Mit großen blauen Augen an.

„Weh deines Jammerschicksals!“ rief
Arthur, der Held, und seufzte tief.
Da hob Merlin den Seherblick:
„Auf Weh um Weh auf dein Geschick!
Auch deine Größe ist vergangen,
Weil du ein schwaches Weib umfangen.
Durch ihre Schönheit geht zu Grunde
Die Heldenschar der Tafelrunde.
Arthur, führ' heim dein kühnes Heer!
Des Schwertes Scheide wirf ins Meer!
Dein harren blutge Thaten:
Mordred hat dich verraten!
Zu deinem Weib in Lieb' entbrannt
Hat er dir Thron und Volk entwandt.
Kehr heim! Ich hör' den Hochzeitreigen, —
Schlachtruf und Mord — und tiefes Schweigen.
Arthur, leb wohl! Die Zeit ist um.
Dahin ist Ruhm und Rittertum.
Grabstätten deckt der Heide Grün,
Und andere Geschlechter blühn.
Doch ich, der überm Tod erhaben,
Ich lieg' auf ewig hier begraben!“

Sein Haupt umdämmert grüne Nacht,
Und wieder hallt mit Wundermacht
Wie Flötenton und Glockenklang
Des Feenmädchens Schlafgesang.
Sie singt von sturmberauschtem Kosen
In Wonnenächten schlummerlosen,
Von schmiegender Glieder Zauberschöne,
Vom Glücke selger Geistersöhne;
Doch aus dem Jubel, aus dem Scherzen
Klagt eine Ewigkeit von Schmerzen.

Es netzt aus ihrer Augen Blau
Die blühende Bruſt ein Perlentau
Und rinnt vom roſigen Knoſpenpaar
In des Geliebten goldnes Haar.

Da ſpinnt ſich mit gedämpftem Strahl
Ein Nebelglanz durchs grüne Thal.
Das Lied verklingt; es bleicht der Schein:
Herr Arthur ſteht im Wald allein,
Und durch der kahlen Buchen Aeſte
Ziehn Raben, winterliche Gäſte. —

Untreue, ältſte Brut der Nacht,
Du lockteſt aus des Himmels Pracht
Des ſchönſten Cherubs Strahlenbild
Hinab ins ewge Qualgefild.
Du haſt vergiftet und vergällt
Den Frieden unſrer Menſchenwelt.
Du ſchürteſt Trojas Tempelbrand;
Du führteſt Hagens Mörderhand,
Und nichts in allen Höllenreichen
Iſt dir an Schwärze zu vergleichen.
Wem nie dein Hauch das Herz erkühlt,
Wem nie dein Dolch die Bruſt durchwühlt,
Dem hat ein Glückſtern ſeltner Art
Des Lebens herbſten Schmerz erſpart.

Der König ſtand in Gram verſunken;
Sein Herz war grimm- und thränentrunken.
Noch war die Wunde friſch genug,
Die ein geliebtes Paar ihm ſchlug;
Doch hofft' er Frieden zu erwerben
Und ohne Haß und Kampf zu ſterben.
Da ſtößt ihn ſeiner Schweſter Sohn
Mit Heuchlerliſt von Reich und Thron,

Und dem Verräter steht im Streite
Britanniens teures Volk zur Seite.
Neid, Kampf und Mühsal nah und fern
Umstürmt den lebensmüden Herrn.
Da fühlt er wie in jungen Tagen
Unbändgen Zorn im Herzen schlagen;
Von seiner Stirne weicht der Harm,
Und Kraft durchströmt ihm Haupt und Arm.
„Ist mir des Alters Frieden
Vom Schicksal nicht beschieden" —
Er ruft es, und sein Auge loht, —
„So will ich kämpfen bis zum Tod,
Und enden soll der greise Mann,
Wie er als Heldenkind begann!"

Er sprengte aus dem welken Walde
Und rief von ferne durch die Halde:
„Werft ein die Zelte, Herrn und Mannen!
Das Banner auf! Wir ziehn von dannen.
Hier ist zu Ende Fahrt und Strauß;
Wir finden Arbeit nun zu Haus."

Das war ein Drängen und Stoßen,
Ein Krachen und ein Tosen;
Das Lager schwand; das Volk brach auf.
Die Segel blähten sich zuhauf,
Und durch das winterkalte Meer
Fuhr nordwärts das gewaltge Heer.

„Mordred, hab' acht! Die Rächer kommen!
Dein Hochverrat soll dir nicht frommen.
Aasgeier hat schon lang gelungert;
Der Wolf in Wales hat lang gehungert;

Sie ſchnuppern auf; ſie wittern Blut:
Schneekönig, ſei auf deiner Hut!“ —

Noch ſuchte Mordred zornentbrannt
Ginevra durch das ganze Land,
Da ward aus bleicher Boten Munde
Von Arthurs Rückkehr ihm die Kunde.
Er tilgte weg in blinder Wut
Schloß Camalot mit Flammenglut.
Dann rief er ſeine Streiter all
Und fuhr mit trotzgem Waffenſchall
Auf ſchneebedeckten Wegen
Dem alten Ohm entgegen.

Bald fand er ihn beim Abendgraun
Im Blachgefild von Barrendown.
Das lag vom Fichtenwald umſchloſſen,
Von einem eiſgen Strom durchfloſſen.
Dort rüſteten in Nebelnacht
Die beiden Heere ſich zur Schlacht.

Kein Schlaf kam in der Krieger Herz;
Sie quälte Sorge, Haß und Schmerz:
Von ihnen wußte keiner, wen
Er morgen ſollt' im Kampf beſtehn:
Der Bruder hier, der Bruder dort;
Hier lechzt der Freund nach Freundesmord;
Hier wetzt der Vater unter Klagen
Sein ſchartig Schwert, den Sohn zu ſchlagen.

Es warf ſich Mordred grollzerriſſen
Im Harniſch auf des Lagers Kiſſen.
Er ließ ſich wie mit Sturmeswehn
Sein Lebensbild vorübergehn,

Und trotz der herben Winterkälte
Ward's ihm zu schwül im Königszelte.
Da lacht er auf: „Fast will mir scheinen,
Daß gute Geister mich beweinen:
Ich trage goldne Kronenzier
Und lieg' als armer Bettler hier.
Ich streite, klingt es doch wie Hohn,
Streit' für ein Gut, das mir entflohn,
Das mir entflohn, eh ich's besessen:
Die Thorheit dünkt mich doch vermessen.
Ich hab' umsonst mein Thun geschändet,
Umsonst der Hölle mich verpfändet.
Jedoch ich that's — wer will's beschrein?
Für meine Thaten steh' ich ein!
Mag alles sich zum Abgrund wenden,
Was ich gewagt, werd' ich vollenden!" —

Indessen spricht der greise Held
Sein Schlafgebet im offnen Zelt
Und schlummert ein beim Lagerfeuer;
Ihm träumt manch lustig Abenteuer,
Das er in jungen Jahren
In Kampf und Lieb' erfahren.
Da plötzlich sieht er sich allein
Am Seegestad beim Morgenschein.
Sein Haupt ist wund; sein Aug' verwacht;
Ihm ist, als käm' er aus der Schlacht.
Er stößt ins Horn; es klingt nicht mehr;
Unheimlich öd' ist's um ihn her.
Sehnsüchtig blickt er in die Wogen;
Da kommt ein Schwanenschiff gezogen.
Das ist so wonnig anzuschaun;
Der Bord ist voll von schönen Fraun.
Den Mast umflattern Laubgewinde;
Goldhelle Segel blähn im Winde.

Es tönt wie Kuß und Rosen;
Um Harfen ranken Rosen.
Auch seiner toten Schwester Bild,
Morgane, steht dort strahlenmild;
Sie zieht ihn sanft ins Schifflein nieder;
Die Frauen singen Freudenlieder,
Und schwebend segeln sie davon
Ins selge Land, nach Avalon.

Neunter Gesang.

Wißt ihr die Skaldensage
Vom letzten Erdentage?
Es kommt ein Morgen ohne Sonne,
Des Lebens Weh, des Todes Wonne.
Harmthaten schaut die bleiche Welt:
Der Vater wird vom Sohn gefällt,
Die Sippe freventlich gebrochen;
Es schwelgt der Wolf in Leichenknochen.
Schnee stöbert nieder unverwandt;
Der Fimbulwinter stürmt ins Land,
Die Zeit des Hagels und der Pfeile,
Die Zeit der Schwerter und der Beile.
Doch aus der bebenden Erde Schoß
Reißt sich das Volk der Hölle los;
Dagegen ziehn zum letzten Strauß
Walhallas lichte Söhne aus.
Das ist ein sieglos grimmer Kampf,
Des Lebens ringender Todeskrampf.
Sie hoffen nichts; sie fallen stumm.
Der Himmel flammt; die Zeit ist um. —
Ein solcher Tag begann zu graun
Im Fichtenwald von Barrendown.

Der Schnee weht auf; die Nebel steigen;
Die Heere nähern sich mit Schweigen.

Sie ſtehn von fern Mann gegen Mann
Und blicken ſich ingrimmig an.
Noch iſt es ſtill; da ſauſen wild
Speerreihen durch das Schlachtgefild;
Es krachen die Schilde vom Donnerprall
Und manches Kämpfers dumpfer Fall.
Aufſchreiend bäumen ſich die Roſſe
Durchbohrt vom ſchmerzlichen Geſchoſſe:
Todwunde hangen im Zügel;
Todwunde ſchleift der Bügel.
Verſcheidende mit letzter Kraft
Ziehn aus der Bruſt den blutgen Schaft.

Da ſtürzen mit gewaltgen Schlägen
Die Helden ſchnaubend ſich entgegen.
Schild ſtößt an Schild und Fuß an Fuß;
Die Schwerter klingen ſcharfen Gruß.
Da hält nicht Erz, nicht Wehr und Waffen;
Die Ringe berſten, die Helme klaffen.
Nie ſah die Welt ſolch harte Zeit,
Solch brudermörderiſchen Streit:
O Wüten ohn' Erbarmen!
O tödliches Umarmen!
Der Leichnam liegt noch haßentſtellt,
Und freudlos iſt, der ihn gefällt.
Nicht Jubelruf! Nicht Schlachtenlieder!
Stumm, finſter würgen ſie ſich nieder.
Der Sterbende verbeißt ſein Weh;
Das Blut durchſchmilzt den tiefen Schnee.

Auf weißem Roß, im goldnen Schein
Ritt Arthur durch die Kämpferreihn.
Auf Purpur fiel ſein Silberhaar;
Sein Blick war feſt, ſein Antlitz klar.
Hoch ragt er wie in jungen Tagen,
Da er der Sachſen Heer geſchlagen,

Und kräftig ſchwang der Greis empor
Sein altes Schwert Escalibor.
Zur Rechten ſprengt ein treuer Mann,
Der Kellermeiſter Sir Lucan,
Und Bedwer links, der manch ein Jahr
Des Königs tapfrer Schenke war.
Die beiden Helden ritten,
Den König in der Mitten,
Und brachen durch der Streiter Maſſe
Dem alten Herren eine Gaſſe.
Es ſchwenkten die gewaltgen Zecher
Das Schwert ſo mannlich wie den Becher,
Und reichlich wie des Weines Glut
Vergoſſen ſie der Feinde Blut.

Doch Mordred tobt im Lanzenwald
Gleich eines Dämons Graungeſtalt.
Er fuhr daher in finſtrer Pracht,
Das Rüſtzeug ſchwarz wie Wetternacht;
Seine Rappe ragt aus dem Gedränge;
Von Silber ſtrahlt das Wehrgehänge;
Im Schilde flammt ein Feuerwurm;
Sein roter Mantel weht im Sturm.
So ritt er, vor ihm Schreck und Not;
In ſeine Spuren trat der Tod,
Und wer ſein Antlitz mochte ſehen,
Der ſah die Sonne untergehen.
Ihm ſelbſt war's finſter tiefinwendig.
Er haßte alles, was lebendig;
Er haßte grimm ſein eignes Herz,
Durchwühlte ſtachelnd ſeinen Schmerz,
Und er beneidete mit Fug
Die Stillen, die ſein Beil erſchlug.

Der Tag ging hin; im Felde weit
Zerſtreute ſich der wilde Streit.

Manch starker Kämpe fiel zu Grunde.
Am heftigsten zu jeder Stunde
Ward Mordreds Wagenburg berannt,
Mit schwarzen Mönchen wohlbemannt.
Ihr Kloster lag in Forsteshut,
Weitab im Land zu Inglewood;
Sie waren Mordred stets gewogen
Und alle mit ihm ausgezogen
In Kutten und in Eisenkappen.
Der heilge Hubert war ihr Wappen.
Der Abt, ein gottesfürchtger Mann,
Stand mit dem Kolben vornenan.
Er fluchte auf die Rotte Korah
Und sang mit hellem Klang die Hora;
Die frommen Brüder stimmten ein
Und fochten wacker insgemein.

Im grauen Osten kam die Nacht;
Doch immer lauter rast die Schlacht.
Der Streiter Hälfte lag im Schnee;
Das Walfeld ward ein blutger See,
Und auf den glatten Leichen stritten
Die Lebenden mit schwanken Tritten.
Schon weicht der Dämmrung letzter Schein;
Da hebt sich Mordred aus den Reihn,
Und seine Donnerstimme schallt:
„Werft Feuer in den Fichtenwald!
Noch stehn die Feinde allzudicht:
Die Nacht wird lang; wir brauchen Licht!" —
Gleich einem Blitzstrahl trifft das Wort.
Bald prasselt's hier, bald lodert's dort.
Rauchsaulen wehn; Glutwirbel steigen;
Das Harz kocht triefend aus den Zweigen;
Es glimmt das Moos; die Nadeln blitzen;
Die Wipfel krönen Flammenspitzen, —

Und sausend in des Sturmes Macht
Wird rings der weite Wald entfacht.

Da fliehen aus der Schluchten Tiefen
Die Eber, die im Busche schliefen.
Da brüllt im Schreck der wilde Stier;
Vom Lager fährt das Ellentier,
Legt des Geweihes breite Zacken
Ausgreifend in den starken Nacken
Und stürmt mit ächzend heisrem Schrein
Verwirrend in die Kämpferreihn.
Die Wölfe brechen ein in Rotten
Aufheulend mit versengten Zotten.
Nicht lüstet sie, den scheuen Hirschen
Im Sprung die Kehle zu zerknirschen;
Zu ihnen ohne Fahr und Weh
Gesellt sich Hindin, Kalb und Reh. —
Doch in der Männer Horden
Erneut sich Kampf und Morden.
Sie stehn im Blut bis zu den Knöcheln;
Schlag tönt und Stoß und dumpfes Röcheln.

Die Wege Mordreds wurden enge;
Nie war ein wütender Gedränge.
Die Feigen konnten sich nicht drehn;
Die Toten blieben aufrecht stehn,
Das Haupt gesunken ins Genick,
Mit offnem Mund und starrem Blick.
Die lichte Lohe schlug gen Himmel
Und färbte rot das Schlachtgewimmel.
Die Krieger wandelten in Glut;
Aus allen Brünnen tropfte Blut.
Am Boden kämpften Schritt für Schritt
Die Schatten wie Gespenster mit.

Herr Markulf war ein mächtger Streiter;
Ihm folgten Mordreds Lanzenreiter.
Er kam fernher von Frieslands Dünen,
Vom wuchtigen Geschlecht der Hünen;
Den hohen Hengst erdrückte fast
Des Heldenleibes ehrne Last.
Er war in seinen Wikingsjahren
Mit Mordred über Meer gefahren
Und hielt getreu in manchem Strauß
Zu Land und Wasser mit ihm aus.
Heut stritt er keuchend wie ein Bär;
Von Leichen türmt sich's um ihn her.
Nicht allzuschnell war seine Hand;
Doch fand sie nirgends Widerstand.
Er brach mit hohlem Waffenschall
Der Feinde stolzen Reiterschwall.
Ihr Banner sank; der Kampf ward heiß;
Er trieb sie auf des Flusses Eis.
Weich bog sich die krystallne Rinde
Behaucht vom rauchdurchglühten Winde,
Und von der stampfenden Rosseschlacht
War laut des Stromes Groll erwacht.
Da ward von schwirrenden Geschossen
Der starke Hüne übergossen,
Und rücklings bäumt er sich im Fall;
Es kracht das Eis mit dumpfem Knall;
Aufspritzt die Flut; es sinkt der Recke;
In Stücke springt der Wellen Decke, —
Und Freund und Feind, und Roß und Mannen
Schwemmt der befreite Strom von dannen.
Doch auf der Schollen glattem Rand
Hält sich noch manches Paar umspannt;
Sie kämpfen fort mit Dolch und Faust,
Bis sie das Wasser überbraust.
Dann lösen langsam sie die Glieder

Und sinken still und einzeln nieder.
Die Flut wird satt; die Schollen schleichen;
Der Strom wälzt Schwerter hin und Leichen. —

Auf moosigem Druidenstein
Saß Arthur müde und allein;
Lucan und Bedwer hielten Wacht,
Er spähte schweigend in die Nacht.
Fern hinten brannten noch die Wälder,
Rauchwolken rollten durch die Felder.
Doch an der Ebne rundem Saum
Steht halbverkohlt Gebüsch und Baum;
Die Aeste knicken und verdorren;
Verglostend sprühn der Stämme Knorren.
Schneeflockensturm umwirbelt dicht
Des Königs trübes Angesicht.
Ihm hält ein dumpfes Bangen
Das pochende Herz gefangen.
Still wird's im Feld; nur da und dort
Seufzt noch ein windverwehtes Wort;
Fern regt sich ein verlorner Klang
Wie Streitgestampf und Schwertesschwang.
Nun stirbt auch der, — und weit und breit
Liegt grabesstille Einsamkeit.
Der König neigt sein Ohr im Lauschen:
Nichts hört er, als des Stromes Rauschen.
Da senkt er langsam seine Hände
Und spricht: „Mich dünkt, wir sind zu Ende."

So saß der alte Herr und schwieg,
Bis auf den Berg die Sonne stieg:
Da lag die ganze Heldenschar,
Die Arthurs Ruhm und Freude war,
Britanniens Stolz und Jugendkraft —
Von einer Mordnacht hingerafft,

Umschwärmt von Wolfen und von Raben,
Im Schnee verkrustet und begraben.
Nur einer mit gewaltgem Gang
Schritt schattenhaft das Feld entlang, —
So wandelt still nach Müh' und Pein
Ein Schnitter durch die Garbenreihn, —
Sein Blick ist grimm, sein Handschuh rot:
Ist's König Mordred? Ist's der Tod?

Da springt vom Stein der greise Held,
Daß ihm der schartige Helm entfällt.
Er ruft: „Noch ziemt sich's nicht zu ruhn:
Uns bleibt ein Letztes noch zu thun!"
Die Lanze hob der alte Mann,
Und rüstig lief er Mordred an.
Er traf ihn, wo den Hals im Bogen
Des Panzers Kettenreihn umzogen.
Tief in die Schulter fuhr der Stich,
Und Mordred wankte hinter sich.
Doch eh der grimme Held erlag,
Schwang er sein Beil zu mächtgem Schlag:
Hinstoben da wie Silberflocken
Des Königs unbewehrte Locken,
Und heiß und immer heißer schwoll
Das Blut, das ihm vom Scheitel quoll.
Doch Mordred taumelt aufs Gefild,
Und rasselnd deckte ihn sein Schild.

„Lucan," sprach Arthur, „deine Hand!
Führ' mich hinab zum Meeresstrand!" —
„Nein," sprach Lucan, „ich trag' Euch gern!"
Auflud er da den alten Herrn; —
Doch jählings stürzte er zu Grunde
Verblutend an verborgner Wunde.

Da trug Sir Bedwer ohne Wort
Zum nahen Strand den König fort.
Der König saß und lauschte lang:
„Hörst du nicht fernen Frauensang?
Sir Bedwer, neige mir dein Ohr!
Nimm hier mein Schwert Escalibor
Und wirf von jenem Felsenbogen
Es weithin in des Meeres Wogen!“ —
Des Schenken Herz ward grambeschwert:
Es dauert ihn das gute Schwert.
So herrlich blinkt's im Morgenschein:
Er legt es heimlich auf den Stein.
Der König sprach: „Mein Schwert vom Gral,
Ist es besorgt, wie ich befahl?
So sprich, was ist darauf geschehn?“
Der Schenk sprach: „Ich hab' nichts gesehn!“
„Sir Bedwer, du warst immer wahr
Und bliebst mir treu so manch ein Jahr,
Und jetzt in meiner letzten Stunde
Führst du mir List und Lug im Munde?“ —
Da blickt der Schenk ihn schmerzlich an;
Mit Thränen ging der treue Mann:
Er warf das Schwert voll Scham und Weh
Hinunter in die grüne See.

Der König sprach: „Mein Schwert vom Gral,
Ist es besorgt, wie ich befahl?
Der Kampf ist aus; ich geh' zur Ruh.
Sir Bedwer sprich, was sahest du?“ —
Da sprach der Schenk: „Aus Dunst und Flor
Hob sich ein weißer Arm empor;
Er schwang das Schwert in Morgenglut
Und zog es in die grüne Flut.“ —
„Hab' Dank, mein Schenk! Das heilge Schwert
Ward mir von Geisterhand beschert

Als Zeichen meiner Herrscherkraft
Im stolzen Reich der Ritterschaft.
Wer zählt die Toten auf der Heide?
Mein Leben liegt im Sterbekleide.
Escalibor! So magst du nun
Auf ewig in den Wassern ruhn!
Mich aber rufen süße Lieder:
Siehst du der Schwäne Glanzgefieder?
Siehst du auf sonnenheller Bahn
Das laubumrankte Schifflein nahn?
Wie sich die goldnen Segel blähn!
Siehst du der Frauen Schleier wehn?
Das ist Morgan! Herzinniglich,
Du schöne Schwester, grüß' ich dich!
Nun ist mir alles Leid benommen;
Ich wußt' es ja, du würdest kommen.
Jetzt rasch ins Schiff; sonst muß ich sterben!
Wie sich die Wellen rosig färben!
Bedwer, leb' wohl! Nun geht's davon
Ins selge Land, nach Avalon!"

* * *

Der Sang verklingt: der Held ist tot.
Nach Kampfeslust und Kampfesnot,
Von Haß und Liebe schwer verwundet
Ist er ins ewge Licht gesundet.
Doch fragst du im Bretonenland,
Fragst du an Cornwalls weißem Strand,
Wie Arthur aus dem Leben schied,
So kündet dir ein gläubig Lied:
Dereinst in seinen Heldenehren
Wird König Arthur wiederkehren,
Und seine Lande werden frei
Von fremder Völker Tyrannei.

Dann ſtiftet er zur Siegesſtunde
Die neue, heilge Tafelrunde.

So tönt das Lied, — und Adler fliehn
Hoch über Cornwalls Felſen hin,
Und durch bretoniſcher Wälder Hallen
Sehnſüchtig ziehn die Nachtigallen.

Zehnter Gesang.

Drei Segel glitten über Meer;
Hell glänzte Panzer, Schild und Speer.
Da kam mit seinen Scharen
Herr Lanzelot gefahren.
Sein blaues Banner ließ er wehn,
Dem alten Lehnsherrn beizustehn.
Die Anker bohrten in den Sand;
Die Helden schwangen sich aufs Land.
Bleichsonnig lagen Berg und Buchten;
Fern qualmt es aus den Tannenschluchten.
Herr Lanzelot sah lauschend um:
„Wie ist der Tag so bang und stumm!“
Dann klomm er auf zum Felsenstein
Und spähte weit ins Land hinein:
Da lagen in dem breiten Thal
Die Männerleichen ohne Zahl,
Dicht, unabsehbar, — und vergebens
Sucht er nach einer Spur des Lebens.
Da stieg er starren Blicks vom Stein;
Ihm rieselt's schaurig durchs Gebein:
„Ihr Helden, sprecht ein Grabgebet!
Mich dünkt, wir kamen viel zu spät.“

Doch als sie schweigend weiterzogen
Und um die Felsenecke bogen,

Da saß Herr Bedwer regungslos,
Des toten Königs Haupt im Schoß.
Der treue Mann war halb erstarrt,
Sein Leib in Eis und Schnee verscharrt.
Doch freudig rief er Heil und Segen
Der wohlbekannten Schar entgegen;
Er kündet noch, wie Arthur starb,
Und wie das ganze Volk verdarb.
Dann stockt sein Wort; sein Auge bricht;
Er legt die Hand ans Schwert und spricht:
„Nun habet ihr des Herren acht!
Ich hielt getreue Leichenwacht." —
So schied er sanft und ohne Weh;
Sein sterbend Haupt versank im Schnee.

Der Helden Auge wurde naß.
Herr Lanzelot stand still und blaß;
Ihm schlug beim Anblick solcher Treue
Das edle Herz in Scham und Reue.
Er trat beiseit in tiefem Leide
Und schaute sinnend in die Heide.
Bewältigend vor seinem Blick
Stand das unselige Geschick,
Das nächtlich hier vorbeigeschritten
Und diese Totensaat geschnitten:
„Herr Gott, vergiß des Frevlers Namen,
Der ausgestreut den ersten Samen!
Weh, daß nicht Liebe leidlos blüht!
Das Glück, das heimlich mich durchglüht,
Es ward in des Verderbers Hand
Zum volkverzehrenden Feuerbrand.
Nun sind die Starken alle tot,
Die unsern Liebesbund bedroht;
Verfolgung, Knechtschaft ist vorbei:
Ginevra, wir sind beide frei!

Doch zwischen uns, o Königin,
Wälzt sich ein Blutstrom endlos hin.
Was wir in Ungeduld genossen,
Ist nun auf ewig uns verschlossen.
Wen so des Himmels Fluch geschlagen,
Ach, dessen Lieben heißt Entsagen."

So sprach er, und ein Friede kam
In seiner Seele Graus und Gram.
Er wandelt langsam zu den Seinen,
Die manches Freundes Tod beweinen.
„Du junger Held, Sir Lyonel,
Und all ihr Degen kühn und schnell,
Ihr wart mir treu durch Kampf und Not:
Vernehmt mein letztes Machtgebot!
Senkt tief beim weißen Uferstein
Arthur, den teuren König, ein!
Darüber baut im Wellenbraus
Ein himmelragend Felsenhaus,
Zum Staunen noch in fernen Jahren
Den Schiffern, die vorüberfahren.
Die andern aber legt vereint
In Gräbergassen, Freund und Feind!
Nie soll dies Thal mehr blühn und grünen:
Ihr streut darauf den Sand der Dünen.
Und hast du's, Lyonel, vollbracht,
Und deckt den Frevel ewge Nacht,
So führe du mit starker Hand
Mein Volk zurück ins Heimatland!
Ich aber wandre einsam fort.
Lebt wohl, und scheidet ohne Wort!
Und wart ihr jemals mir gewogen,
So forscht nicht, wo ich hingezogen!" —

Da klagten laut die treuen Mannen;
Er aber schritt allein von dannen.

Lang glänzt die stattliche Gestalt
Durch den verkohlten Fichtenwald;
Dann schwand sie hin im Abendrot.
Die Helden ehrten sein Gebot:
Im Dunkel ohne Sternenschein
Versenkten sie die Leichenreihn;
Sie gruben stumm und ohne Klage
Viel graue, trübe Wintertage.
Nur ein verhaßtes Angesicht,
Die Leiche Mordreds fand sich nicht:
„Es schleppte wohl den Sohn der Hölle
Ein Wolfspaar fern ins Felsgerölle;
Dort bleichen blutig und zerbrochen
Im Nebeltau des Frevlers Knochen.“ —
Doch als erbaut das Totenmal,
Versandet das verfluchte Thal,
Und jede Arbeit wohl zu Ende,
Da wuschen sie im Meer die Hände
Und segelten vom wüsten Strand
Zurück ins schöne Heimatland. —

Waldpfade schritt Herr Lanzelot
Hinab ins Thal von Camalot.
Verödet lagen Turm und Hallen,
Die Burg veräschert und zerfallen.
Ein Hüttlein stand am Waldessaum
Gelehnt an einen Lindenbaum;
Hier lebte mit dem Wild im Tann
Dereinst ein greiser heilger Mann.
Nun war er tot. Vom stillen Haus
Blickt Lanzelot ins Thal hinaus:
Er sah in abendlicher Helle
Manch alte, wohlbekannte Stelle;
Er sah sein ganzes Jugendleben
Verklärt durch diese Räume schweben,

Des Knaben Spiel, des Helden That,
Der Liebe Lenz, der Schmerzen Saat.
Wo ist nun Festschall und Turnei?
Kampf, Lust und Liebe sind vorbei;
All deines Lebens Wonnen
Sind wie ein Traum zerronnen.
Zum Fluch ward Schönheit dir und Huld,
Und tief am Herzen nagt die Schuld. —

Das Thal beginnt zu dunkeln;
Die schneeigen Wipfel funkeln.
Blutrote Wolken wallen
Ob den zerstörten Hallen.
Da tritt der müde Held beiseit
Und weint um seine Jugendzeit. —
Dann nimmt er schweigend von der Wand
Des toten Klausners Bußgewand
Und wirft sich sinnend schlummerlos
Auf des verlassnen Lagers Moos.

Hier lebte der gewaltge Held
Ein friedlich Leben fern der Welt.
Er dachte der Vergänglichkeit;
In Wehmut löste sich sein Leid.
Die Sehnsucht zwang sein starker Wille,
Und in sein Herz kam ernste Stille.
Nur selten hielt ein fremder Gast
Bei der verborgnen Klause Rast;
Doch weithin klang zur Abendzeit
Sein Glöcklein durch die Einsamkeit. —

Die Raben flogen auf vom Grunde,
Durchs Land erscholl die Totenkunde.
Sie fand auch durch den wilden Wald
Ginevras stillen Aufenthalt:

Der Herrin Aug' begann zu beben;
Sie fiel zu Boden ohne Leben.
Zwölf Tage rang sie mit dem Tod;
Vor ihrem Blick war's purpurrot:
„Da kommt das Menschenblut geflossen,
Das meinetwillen ihr vergossen.
Helft mir, ich muß ertrinken!
Laßt mich nicht untersinken!" — —
Ihr Leib genas; doch ohne Ruh
Kehrt sich ihr Geist dem Unheil zu.
Durch ihre Träume wallten
Grabfinstere Gestalten.
Nie kam mehr eines Lächelns Licht
Auf ihr gesenktes Angesicht;
Nie mehr begehrten ihre Lippen,
Vom Kelch der Jugendlust zu nippen.
Nach Thränen nur stand ihr Begehr:
Sie hatte keine Thränen mehr.
Darf sie, verfolgt von Fluch und Klagen,
Sich noch ins offne Leben wagen?
Wer wird für die Verlorne fechten,
Wenn Erd' und Himmel mit ihr rechten?

Es war am ersten Weihnachtstag;
Schnee deckte Turm und Klosterhag.
So trüb wie heute klangen nie
Die Glocken von Ambresbury.
Welch schweigend ernste Feier!
Ginevra nahm den Schleier.
Ihr Nacken ward des Schmuckes bar;
Zerschnitten fiel ihr goldnes Haar;
Jedoch die Last der Schmerzen
Fiel nicht von ihrem Herzen.
Sie dünkt das Bußhemd, das sie trug,
Der Zwang des Klosters nicht genug;

Was sie im Innern nicht errang,
Schafft ihr nicht Meß und Chorgesang.
Sie fleht im Wachen und im Schlafe
Beim Gott des Heils um ihre Strafe.

Bald ward in dem verwaisten Land
Der Herrin Zufluchtsort bekannt,
Und arme Pilger ohne Zahl
Durchwanderten das Klosterthal.
Ginevra reichte Trank und Labe
Und ließ sie ziehn mit reicher Gabe.
Ein Wandrer that zur Abschiedsstund'
Ihr Lanzelots Entsagen kund;
Da nickte sie und sprach kein Wort.
Und wundernd zog der Wandrer fort.

Die Zeit ging hin; das Jahr entschwand.
Ein neuer Lenz umfing das Land,
Um all des Winters Graun und Schrecken
Mit grüner Nacht zu überdecken.
Auf schwankem Zweige schnäbelt wieder
Der Fink mit zitterndem Gefieder;
Die Lerche und die Nachtigall,
Sie singen mit berauschtem Schall
Durchs rauhe Weltgetriebe
Das ewge Lied der Liebe.
Mit Laub ist jeder Fels umhüllt,
Mit Rosen jedes Thal erfüllt,
Und drüber wallt durch blaue Luft
Der Frühlingswolken Silberduft.

Da schleicht aus hochbeschilftem Moor
Ein sellumhangner Mann hervor.
Ein Schwert hängt bloß an seiner Seite;

Den Dolch umkrallt er wie zum Streite.
Sein Bart ist lang; sein Haar ist wirr,
Die schwarzen Augen wild und irr;
Aus ihren tiefen Höhlen bricht
Wie Wahnsinn oft ein zuckend Licht.
Nun steht er still; er atmet schwer.
Goldsonnig liegt der Wald umher.
Er flüstert eifrig vor sich hin:
„Wer wird mir sagen, wer ich bin?
Am jüngsten Tage muß ich's wissen.
Man hat den Namen mir entrissen.
Denk' nach! Neu Laub hängt rings im Wald:
Der jüngste Tag kommt nicht so bald!
Was muß ich so alleine wandern?
Doch ja, — begraben sind die andern.
Nach einem Freund nur such' ich lang;
Wär' er bei mir, wär' mir nicht bang.
Den Namen lehr' ich alle Winde:
Doch keiner sagt, wo ich ihn finde:
Mordred! Mordred! Wo birgst du dich?
Durch alle Lande jagst du mich.
Wohl weiß ich, du bist noch nicht tot:
Wie war das Feld von Blut so rot!
Kalt war die Nacht und heiß die Wunde:
Du schlepptest dich zum Nebelgrunde.
Dort rangest du mit Wolf und Fuchs,
Bis dir die Schulternarb' verwuchs.
Ich seh' dich kriechen blaß und hager:
Des Bären Höhle ist dein Lager;
Der Winterhimmel ist dein Saal,
Und blutge Klumpen sind dein Mahl.
Hu, wie mich friert! Lauf zu, lauf zu!
Du schreist die Toten aus der Ruh."
Und keuchend rennt der bleiche Mann:
Bergauf, bergab im grünen Tann.

Da liegt vor ihm zur Mittagszeit
Ein tiefes Thal in Einsamkeit.
Heiß brennt die Maiensonne nieder;
Er streckt am Bergeshang die Glieder
Und späht durch all den Duft und Schein
Ins weitgeschlungne Thal hinein.
Am Fuß des Berges liegt versteckt
Ein Klosterdach mit Grün umheckt.
Das Gartenpförtlein glänzt herüber;
Ein roter Thalweg führt vorüber.
„Ich dacht' in meiner Schülerzeit,
Nach Ruhm und Mühsal, Fahrt und Streit
Im Kloster friedlich zu versterben,
Das ewge Heil mir zu erwerben.
Wo ist das Weib, das mich verführt,
Ein Höllenfeuer mir geschürt?
Ich Thor! Gefangen war sie schon;
Da ist sie mir bei Nacht entflohn.
Doch folg' ich ihr auf Flammensohlen;
Sie hat mein Ewges mir gestohlen.
Mein Gaumen dorrt; mein Hals ist Glut;
Ich lechze nach der Feindin Blut!"

Thalabwärts zog ein Wandersmann
Und pocht' am Klosterpförtlein an.
Die weiße Thüre knarrte helle;
Ein bleiches Weib trat auf die Schwelle.
Da schreit der irre Mann im Walde
Und stürmt hinab die Bergeshalde.

Der Wanderbursch mit hellem Ton
Zog singend durch das Thal davon.
Bald schwand er in den Blütenbäumen;
Ginevra lauscht in tiefen Träumen:

„Glückauf, du junger Wandrer du!
Du ziehst wohl frohen Menschen zu.“ —
Da schreckt sie eine Faust empor,
Und Worte gellen ihr ins Ohr:
„Du trauernd Liebchen, harrst du mein?
Ach, nur ein König darf dich frein!
Was lebst du noch, verlassne Braut?
Ich hab' der Hölle mich getraut!“
Sie wankt, vor Schrecken halbbewußt: —
Da fährt ein Stahl ihr in die Brust.
Sie wendet sich und sieht den Mann
Mit einem Todesblicke an:
„Mordred!“ — Sie hält vors Aug' die Hand
Und taumelt blutend in den Sand.

Ihm aber zuckt es durch das Hirn;
Er preßt die Fäuste vor die Stirn.
Ihn schlug der holden Stimme Klang, —
Und seines Geistes Band zersprang.
„Mordred! Bin ich's? — Ich hör' ein Rufen,
Wo der Cherub steht an des Thrones Stufen.
Lenzhimmelsluft umrauscht mich kühl.
Wie war der Schlaf im Grab so schwül!“
Nun sinkt sein Blick; er schaut sich um.
Sein Auge staunt; sein Mund wird stumm:
Er sieht den letzten Trug entschweben
Und findet wundernd sich im Leben, —
Und vor ihm liegt auf blutgem Grund
Ginevra mit verblaßtem Mund.
Wie oft an wetterschwülem Tag
Den Dunst zerreißt ein Donnerschlag,
Und blendend blaues Himmelslicht
Hell durch den Riß der Wolken bricht,
So strahlt durch seiner Seele Nacht
Der alten Liebe Flammenmacht;

Doch strahlt sie nur, um Schmerz und Schrecken
In ihren Tiefen aufzuwecken.
Sein Dolch ist blutgerötet:
Er selbst hat sie getötet. —
Noch einmal wagt er ihr voll Graun
Ins schöne Angesicht zu schaun.
So blicken durch der Hölle Schlot
Verdammte in das Morgenrot.
Dann stürzt mit wilden Sinnen
Er ruhelos von hinnen.

Sein Tag ist farblos, ohne Schein;
Ein Abgrund ist sein ganzes Sein,
Grau, ewig tief und uferlos,
Und alles Leben birgt sein Schoß.
Fort eilt er blutig und bestaubt;
Die Sonne sengt sein müdes Haupt.
Wohin? Wohin? Die lichten Matten
Ertragen nicht des Frevlers Schatten.
Flieh weiter über Land und Meer!
Das Grauen wandelt vor dir her,
Und suchtest du im Aetna Ruh,
Er spiee dich den Wolken zu!

Aus klaren Höhen tauchen Sterne;
In blauem Purpur schwimmt die Ferne.
Tiefschweigend dunkelt Wald und Feld,
Und Schlummersehnsucht stillt die Welt.
Da tönt von weitem sanft und helle
Ein Glöcklein aus der Waldkapelle.
Mordred steht still: das Glöcklein lädt
Den nächtgen Wandrer zum Gebet.
Er kann nicht beten; seine Pfade
Ziehn fernhinab vom Ort der Gnade.

Doch dieser Klang, er führt ihn weit
In längst vergessne Jugendzeit,
Und durch des finstern Mannes Sinn
Weht's mahnend wie Verheißung hin.
Ihn drängt's, dem Klange nachzugehn,
Ein menschlich Angesicht zu sehn.
Da glomm ein Licht am Waldessaum:
Ein Klausner saß beim Lindenbaum.

Mordred kam näher: „Fürchtet nicht
Mein friedeloses Angesicht!
Der Hölle Fürst ist meiner satt.
Ich bin ein welk verbranntes Blatt,
Hinweggeweht vom Baum des Lebens.
Schmerz, Grimm und Reue sind vergebens.
Ich komme nicht, um Euch zu klagen;
Ihr sollt von Trost kein Wort mir sagen.
Doch laßt mich einem Menschen künden
Den Herbst und Winter meiner Sünden.
Ihr seid ein schuldlos heilger Mann:
Beim Gott der Langmut, hört mich an!"

Der Mönch fuhr auf; doch sprach er nicht
Und zog die Kappe vors Gesicht.

„Vernehmt," fuhr Mordred düster fort,
„Verrat und Ehebruch und Mord!
Ich war auf Erden weit bekannt;
Mein Name ward mit Preis genannt;
Mein König war mir treu gewogen:
Ich hab' aufs schnödste ihn betrogen.
Ich hab' sein graues Haupt entehrt,
Sein Herz mit Scham und Gram beschwert;
Ich stieß ihn weg von Thron und Leben:
Hat Gott dem Lucifer vergeben?"

Heiß ward des Klausners Wange;
Er sprach mit dumpfem Klange:
„Vergeb' Euch Gott in Christi Namen!" —
„Weh," sprach der Wandrer, „Amen, Amen!"

„Ich lebte einsam, streng und stet
In Kampf und Mühsal und Gebet.
Da packt die Sünde meinen Leib:
Ich buhlt' um eines andern Weib,
Und wie die Sturmflut riß mein Minnen
Ein ganzes Heldenvolk von hinnen."

Heiß ward des Klausners Wange;
Er sprach mit dumpfem Klange:
„Vergeb' Euch Gott in Christi Namen!" —
„Weh," sprach der Wandrer, „Amen, Amen!"

„Nie hat mir Huld das Herz erhellt;
Sie liebt' ich einzig auf der Welt,
Und heut mit blinder Mörderlust
Stieß ich den Dolch ihr in die Brust!" —

Da schrie der Mönch und fuhr empor.
Ihm flimmt das Aug'; ihm braust das Ohr.
„Ginevra!" — Ihm versagt die Stimme;
Dann rast er auf in mächtgem Grimme:
„Mordred, das mag dir Gott vergeben!
Ich aber tilg' dich aus dem Leben!"

Er lief nach seinem Schwert ins Haus;
Die schwarze Kutte zog er aus
Und stand im blauen Festgewand,
Gewoben von Ginevras Hand.
Es war der Preis, den er von ihr
Empfing zu Pfingsten beim Turnier.

Er hielt's als Klausner noch in Ehren
Und mocht' es keinen Tag entbehren.

Da wehten auf die Wolkenſäume;
Der volle Mond durchſtrahlt die Bäume.
Doch Mordred riß mit beiden Händen
Das bloße Schwert von ſeinen Lenden:
„Die Beichte war unheilger Spott!
Ihr ſeid mein Todfeind Lanzelot!“

Sie hielten beide unbewehrt
In nackter Hand ein nacktes Schwert,
Und fürchterlich begann der Streit
Lautlos in nächtger Einſamkeit.
Sie haun mit weitgeholtem Schwung;
Sie ſchirmen ſich mit wildem Sprung;
Sie ſtrecken ſich; ſie ducken nieder;
Sie ſtoßen wütend hin und wieder.
Blut ſprudelt vor ihr Augenlicht;
Blut ſtrömt ins Gras; ſie achten's nicht.
Es ſtürmt ihr Herz; ihr Atem ächzt;
Ihr Arm wird lahm; ihr Gaumen lechzt.
Sie kämpfen fort, bis ſie erblaſſen
Und ſtumm die Fäuſte ſinken laſſen.
So ſtehn ſie keuchend ſich entgegen,
Zu matt, die Schwerter zu bewegen.
Aus ihren Blicken flammt die Wut;
Aus ihren Adern kocht das Blut. —
Da gellt ein Schrei von Mordreds Mund,
Und tot hinſtürzt er auf den Grund.

Von Lanzelot ſchwand Haß und Hoffen:
Er fühlt im Leben ſich getroffen.
Da hallt ein Hufſchlag durch den Tann;
Ein Kloſterſaſſe ſprengt heran:

„Hochedler Herr, ich komm' im Flug,
So schnell mein starkes Roß mich trug.
Mich schickt der Königin Gebot.
Die hohe Frau liegt auf den Tod;
Ein Mörderdolch durchbohrte sie
Am Thore von Ambresbury.
Sie kann nicht zu den Toten gehn,
Eh sie noch einmal Euch gesehn." —
„Steig ab!" sprach Lanzelot, und schnell
Half ihm zu Rosse der Gesell.
Fort jagt der Held mit Sturmsgewalt
Hin durch den mondbeglänzten Wald.
Blut rieselt über seine Glieder
Und tropft vom Bug des Rosses nieder;
Er aber hält die Linke fest
Auf das todwunde Herz gepreßt —
Und reitet, reitet ohne Ruh
Windschnell dem fernen Kloster zu.

Ginevra lag in Sterbensnot.
Verblichen war der Lippen Rot;
Doch über ihrem Antlitz lag
Ein selig milder Friedenstag.
Sie fühlt aufs neu des Himmels Huld,
Ihr Los erfüllt, gesühnt die Schuld, —
Und wie die Schattenbilder bleichen
Und Gram und Reue leis entweichen,
Da kehrt der alten Tage Glück,
Die alte Liebe kehrt zurück,
Vom Schmerz geklärt, vom Tod geweiht,
Ein Herold der Unsterblichkeit.
Dahin ist des Gewissens Schwanken;
Versunken sind der Menschheit Schranken;
Gelöst vom irdischen Geschlecht
Hält frei das Herz sein ewges Recht.

Ginevra liegt im Lauschen;
Die Frühlingsstürme rauschen.
Ihr Herz mit flüchtgen Flügelschlägen
Strebt dem geliebten Freund entgegen.
Die Seele zaudert im Entschweben;
Die Sehnsucht zieht sie noch ins Leben. —
Da trabt ein Roß vom Bergeshang,
Und eine Stimme hallt im Gang.
Ginevra horcht, von Nacht umstrickt:
Er ist's! Er ist's! — Ihr Herz erschrickt;
Ihr Herz steht still. — Es ist geschehn:
Sie soll sein Antlitz nimmer sehn.

Er tritt erbebend in die Kammer;
Lang steht er fern in stummem Jammer.
Dann naht er still und neigt sich dicht
Auf ihr entschlafnes Angesicht.
Von seinem Herzen sinkt die Hand;
Das Blut durchströmt sein Festgewand.
Sein Auge schwelgt an ihrem Bild;
Er kost ihr Haupt und lächelt mild;
Er küßt sie leis und lächelt wieder, —
Und sterbend sinkt er zu ihr nieder.

Sie ruhn in heilgem Liebesbund,
Die bleichen Schläfer, Mund an Mund,
Und Friede glänzt auf ihren Wangen,
Und Friede hält ihr Herz umfangen.
Still heimlich liegt das Brautgemach;
Doch draußen wird's im Garten wach.
Der Frühling weckt sein Lustgesinde;
Ans Fenster flattern Laubgewinde,
Und ferne singt im grünen Tann
Ein Vöglein hell den Morgen an.

IV.

Hugdietrichs Brautfahrt

Ein episches Gedicht

(Vollendet Oxford, den 25. Oktober 1880.)

O Minne, Herzenskünderin,
Gieb holdes Wort und klugen Sinn
Und steure mich mit gütger Hand
In deiner Sagen blühend Land! —
Da steigt ein Schloß aus hellen
Lichtgrünen Meereswellen
Mit Zwingern und mit Kerkern,
Mit Zinnen und mit Erkern.
Der Epheu rankt um Turm und Thor
Zum luftgen Söllerdach empor,
Und auf dem Söller sitzt und spinnt
Ein blondgelocktes Königskind.

Von ihr will ich euch sagen
Ein Lied aus alten Tagen.
Das Mägdlein auf der hohen Wart
Das war geheißen Hildegart.
Ihr Vater Walmund war bekannt
Als König über manches Land.
Der ruht in Salnecks festem Haus
Von tausend harten Stürmen aus
Und pflegt in heitrem Frieden
Das Kind, das ihm beschieden.
Sein Leben lang in Müh und Streit
Fand er zum Lieben keine Zeit;

Doch als nach mancher kühnen Fahrt
Dem Arm zu schwer die Streitaxt ward,
Und als der Waffen rauher Schall
Verstummt in Salnecks Turm und Hall',
Da heischten ihre Rechte
Des Hauses sanftre Mächte,
Und wie die Tochter ihm erblühte,
Kam Sonnenschein in sein Gemüte.
Ihr holdes Thun, ihr sittig Walten
Bezwang den trotzgen Sinn des Alten;
Drum hielt er sie, sein feinstes Gut,
In eifersüchtger Liebeshut,
Und um sich nie von ihr zu scheiden,
Schwur er mit ungefügen Eiden,
Sein Kind, so lang er noch am Leben,
An keinen Freier zu vergeben.
Sie blieb dem Hofgelag der Herrn,
Blieb jedem Tanz und Festspiel fern;
Sie saß auf ihrem Turm allein
Und fütterte Waldvögelein;
Sie lauschte, wie die Flut sich brach,
Und sah den weißen Wolken nach. —

So schwanden ohne Klage
Wunschlose Jugendtage.
Doch kam ein Frühling blütenschwer,
Da ward sie stiller mehr und mehr.
Sie fühlte mit verschämtem Beben
In zarter Brust ein knospend Leben
Und sah sein ahnungsreiches Walten
Zu holden Rätseln sich entfalten;
Dann barg sie vor des Tages Schein
Sich in ihr dämmernd Kämmerlein.
Oft, wenn sie sang zum Harfenklang,
Ward ihr das Herz so sterbensbang:

Sie wünscht — und weiß nicht, was ihr fehlt;
Sie seufzt — und weiß nicht, was sie quält,
Ausweinend in bekämpften Thränen
Ein weiches, unverstandnes Sehnen.

Doch wie geheimnisvolle Kunde
Begierig fliegt von Mund zu Munde,
So ward ihr Ruf in Wundersagen
Von Wandrern weit durchs Land getragen
Und kam zum Herrn des Morgenlands,
Zum jungen König von Byzanz.
Der trug, zur Mannheit kaum erblüht,
Noch heitre Kindheit im Gemüt.
Er ist den Sängern wohl bekannt:
Hugdietrich war der Fürst genannt.
Als er die Mär vernommen,
Ward ihm das Herz beklommen.
Er ging im Pallas ab und zu;
Ihm ließ ihr Bild nicht Rast noch Ruh.
Es schwebt in goldnem Nebelflor
Verlockend seinen Sinnen vor.
Ihn reizt nicht mehr der Cymbel Klang,
Nicht Falkenflug und Ruderschwang;
Er sann, wie er die Minne
Der holden Maid gewinne,
Und schlaflos in der Sommernacht
Ward mancher wirre Plan durchdacht.
Drauf ging er bei des Morgens Nahn
Zum Herzog Berchtung von Meran:
Der war sein zweiter Vater,
Erzieher und Berater.
Im Bett liegt wachend schon der Greis;
Da öffnet sich die Thüre leis,
Und näher glänzt im Dämmerlicht
Hugdietrichs blasses Angesicht.

Der Jungherr hebt des Umhangs Falten
Und setzt sich auf das Bett des Alten.
„Ach, Berchtung," hub er seufzend an,
„Ich bin ein wonneloser Mann!
Ich fuhl's im Herzen brennen;
Nicht Minne darf ich's nennen:
Denn die, wie meine Harfner singen,
Ist süß vor allen Erdendingen.
Mich aber drückt ein herbes Leid:
Mein Herz ist krank nach einer Maid.
Ich hab' sie nie gesehen
Und muß um sie vergehen.
Sie ist so licht wie Maientag
Und holder, als ich's denken mag,
Und sollt' ich nimmer sie erwerben,
Kann ich nicht leben und nicht sterben!"
Der Alte brummt aus seinen Betten:
„Herr, das ist eine schlimme Metten!
Man sagt in allen Gauen,
Daß Minne kommt vom Schauen;
Ihr lehrt mich eine neue Mär.
Doch ist das Herz Euch also schwer,
So sagt, was ist der Name
Der niegesehnen Dame?
Nur fürcht' ich, daß Ihr auch nicht wißt,
Ob sie zur Zeit auf Erden ist." —
„Berchtung, laß ab! Mein Sinn ist wund;
Es ist zu scherzen nicht die Stund.
Die Maid, für die mein Herz entbrannt,
Blüht fern in König Walmunds Land.
Der schwur, in seinem Leben
Sie keinem Mann zu geben;
Sie sitzt unnahbar dem Verlangen
Auf Salnecks festem Turm gefangen.
Nun, Berchtung, vielerfahrner Mann,

Sag mir, wie ich sie retten kann!
Du hast seit meinen ersten Tagen
Auf treuen Armen mich getragen,
Warst allezeit mit That und Wort
Des Frühverwaisten Schirm und Hort
Und willst mich nun mit Hohn und Spaßen
In meiner größten Not verlassen?"
Der Junghherr senkt die Augenlider,
Und schwere Tropfen fallen nieder.
Das jammerte den Recken;
Er schält sich aus den Decken,
Drückt warm des Königs Hand und spricht:
„Nein, Herre, weinen sollt Ihr nicht!
Kommt her und laßt uns sinnen,
Wie wir die Braut gewinnen." —

Hugdietrich sprach: „Mein Kopf erglüht.
Ich hab' mich schlaflos abgemüht.
Sollt' ich mit reichen Spenden
Dem Vater Boten senden?" —
„Ei, hat der Alte sich verschworen,
Laßt ihn mit Botschaft ungeschoren!
Gar schmählich unnütz wär' die Fahrt;
Ich kenn' des alten Recken Art:
Der Eisbär ist nicht gut zu streicheln;
Von Walmund läßt sich nichts erschmeicheln."
„So will ich selber fahren
Mit meinen besten Scharen
Und seinen Trotz ihm brechen
Und ihre Thränen rächen.
Mit bloßem Schwerte bahn' ich mir
Durch Mord und Brand den Weg zu ihr."
Doch Herzog Berchtung rief: „Und dann?"
Er stemmt sich auf und blickt ihn an,
„Und dann? Hat sie Euch schon erklärt,

Daß Eurer Hilfe sie begehrt?
Geht, schlagt ihr ganzes Haus in Scherben!
Mein Seel', das ist ein lieblich Werben.
Wißt Ihr, ob nicht ein andrer Mann
In Heimlichkeit ihr Herz gewann?
Nein, liebt Ihr Eures Lebens Tag,
Stehlt Euch kein Weib, das Euch nicht mag!"
Der König blickt zur Erde
Mit trauernder Gebärde;
Dann spricht er kleinlaut und befangen:
„Es kann kein Mann zu ihr gelangen." —
„Hei," rief der Held mit Lachen,
„Laßt Euch nicht bange machen!
Ich weiß Euch lustgen Zeitvertreib:
Geht's nicht als Mann, so kommt als Weib!
Ihr seid ein schmuckes junges Blut;
Mich dünkt, ein Mieder steht Euch gut.
Auf Euren rosenfarbnen Wangen
Ist noch kein Flaumhaar aufgegangen,
Und Eure Hand ist weiß und fein
Zum Neid für manches Mägdelein."
Hugdieterich, der junge,
Fuhr auf mit frohem Sprunge;
Dann faßt er rasch den alten Mann
Mit beiden Armen jubelnd an
Und küßt ihn auf den härtgen Mund:
„Gesegnet seist du alle Stund!
Aufspringt von deinem Worte
Des Himmels goldne Pforte
Und läßt mein Auge schauen
In weite Wunderauen."
Dann aber saß er wieder
Ratschlagend zu ihm nieder,
Bis sich die ersten Morgenstrahlen
Hell durch die runden Scheiben stahlen.

Frühsonnig lagen rings die Lande;
Da ging Hugdietrich nach dem Strande.
Ein frischer Sturmwind wiegt die See;
Im Sand verzischt der Brandung Schnee,
Und weiße Wogenkamme schimmern,
Die fern ins Himmelsblau verflimmern.
Zur Bucht hinab die Felsenstufen
Steigt er allein und unberufen,
Wo stumm die dunkeltiefe Flut
In dichtem Lorbeerschatten ruht,
Und scharlachroter Blüten Duft
Durchgeistigt die verkühlte Luft.
Er steht und schlägt in tiefem Schweigen
Das Wasser mit drei Lorbeerzweigen,
Und aus den Wellenringen,
Die langsam sich verschwingen,
Blickt, dicht von zartem Grün umlaubt,
Neugierig ein verschleiert Haupt.
„Willkommen!“ sprach Hugdieterich,
„In alten Treuen grüß' ich dich!
Gedenke deiner Milde,
Meerminne du, Waghilde!
Es nimmt mir all mein Denken ein
Walmunds, des Königs, Töchterlein.
Ihr Vater will im Leben
Sie keinem Manne geben;
Sie schmachtet hinter Thur und Thor;
Kein Wort der Sehnsucht trifft ihr Ohr:
Drum will ich bei ihr landen
In weiblichen Gewanden,
Mit züchtigen Gebärden,
Um ihr Gespiel zu werden.
Frau Muhme, schenk mir eine Gunst:
Von deiner wundersamen Kunst
Im Spinnen und im Weben

Sollst du mir Kunde geben.
Mit Weben und mit Spinnen
Muß ich mein Lieb gewinnen.“ —
Waghild entschleiert ihr Gesicht;
Es lacht ihr schillernd Augenlicht.
Sie rauscht mit nacktem Leib empor
Und nickt und beugt sich grüßend vor
Mit Perlenband und goldnem Reif;
Ins Dunkel taucht ihr Schuppenschweif.
„Ei, junger König, Gottwillkomm!
Macht dich die Lieb' so sanft und fromm
Wie Herkul, den gewaltgen Helden,
Davon uns alte Lieder melden?
Was meine Kunst mag spenden,
Nimm's hin aus treuen Händen!
Und ist denn Spinnen dein Begehren,
Komm mit, mein Sohn, ich will dich's lehren!“ —
Sie führt' ihn am Gestad entlang
Und glitt durch einen Felsengang;
Der mündete nach kurzer Zeit
In eine Grotte hoch und weit.

Still kreist die Flut mit dichtem Schaum,
Und grüne Dämmrung füllt den Raum;
Nur durch der Wölbung Ritzen bricht
In Streifen goldnes Tageslicht.
Doch durch die Pfeilerhallen,
Da geht ein seltsam Schallen,
Ein Klimpern und ein Klirren,
Ein Schnurren und ein Schwirren:
Da sitzt mit schilfdurchflochtnem Haar
Am Webstuhl rings der Nixen Schar.
Die Stühle sind von schlankem Bau,
Korallen rot und veilchenblau.
Die Muschelschifflein hüpfen;

Die Purpurfäden schlüpfen,
Und von des Meersterns Spule rollt
Melodisch das geschmeidge Gold.
Sie weben Schleier und Gewand
Zu fein der feinsten Menschenhand;
Sie weben Mäntel ohnegleichen,
Unschätzbar in der Erde Reichen,
Mit lichten Wappenschildern
Und wundersamen Bildern
Aus uralt dunkeln Sagen
Von längst vergessnen Tagen.

Hugdietrich saß in ihrem Kreis,
Wob manchen Tag mit Sinn und Fleiß.
Waghild berät ihn unverwandt
Und leitet lehrend ihm die Hand.
Sie weist ihm manches Zaubers Kraft,
Der Nixen alte Wissenschaft:
Er müht sich unverdrossen,
Und eh der Mond verflossen,
Da war ihm auf dem Erdenrund
Des Webens höchste Weisheit kund.
Und wieder lenkt Waghild ihn sanft
Bis zu des Ufers Felsenranft,
Küßt scheidend ihn mit kühlen Lippen
Und schwindet lachend in den Klippen.

Er kam zum Herzog von Meran:
„Nun, guter Berchtung, ist's gethan.
Rüst aus ein Schiff mit schmuckem Maste!
Wir fahren über Meer zu Gaste.
Du selbst sollst dich bereiten,
Mich Mägdlein zu geleiten!" —
In seiner Kammer legt er dann
Kostbare Frauengewänder an.

Die glatte Jünglingsbruſt umwallten
Des Scharlachs ſchöngebauſchte Falten;
Der Schleier deckt mit goldnen Flocken
Die Kürze ſeiner hellen Locken,
Und lieblich blickt aus Kranz und Flor
Sein mädchenzartes Antlitz vor.
So ging er durch des Volkes Braus
Zur Veſper in das Gotteshaus,
Und alle Leute blieben ſtehn,
Der ſchönen Jungfrau nachzuſehn.
Als man ſie ſah zum Altar treten,
Vergaß manch frommer Mund zu beten;
Rings flüſtert's durch den heilgen Ort:
„Wer iſt das fremde Fräulein dort?“

Am andern Morgen kurz vor Tag,
Da Golf und Stadt im Schlummer lag,
Glitt beim verblaßten Schein der Sterne
Ein Schifflein in die blaue Ferne.

Es ſaß nach reichem Mittagsmahl
Herr Walmund in dem hohen Saal
Und um ihn beim Geläut der Becher
Ein frommes Häuflein alter Zecher.
Sie ſprachen viel von Fahrt und Streit
Und ſchalten auf die neue Zeit.
Da hallt Getös vom Strand herauf;
Dort ſchart ſich müßig Volk zuhauf,
Und fremde Waffen blinken,
Und Federbüſche winken.
Der König ſprach: „Es kommen Gäſte!
Herdegen, grüße ſie aufs beſte
Und bringe Botſchaft mir geſchwind,
Wer und woher die Fremden ſind!“ —
Herdegen ging hinab zum Strand,
Wo er die Schiffgenoſſen fand;

Er ſchaut ein Fräulein friſch und zart
Und einen Herrn mit weißem Bart.
Sich neigend ſprach er allſogleich:
„Willkomm zu Salneck in dem Reich!
So grüßt Euch hier zu dieſer Stund
Des Landes Wirt, mein Herr Walmund,
Ein König hochgeboren,
An Ehren auserkoren.
Naht Ihr in Treuen, nicht zum Trutz,
Und ſucht Ihr Herberg hier und Schutz,
So ſeid zu Eurem Frommen
Ihr her ans Land geſchwommen.
Drum ehrt des Landes Sitte;
Gewährt mir eine Bitte
Und ſagt mir Eure Herkunft an,
Daß ich dem Herrn Euch melden kann!“
Der alte Recke ſprach dagegen:
„Dank deinem Gruß, du teurer Degen!
Auf deine Frage ſei dir kund:
Dies Fräulein hier heißt Hildegund,
Mit Herrn Hugdieterich dem jungen
Von einem Königspaar entſprungen.
Ihr Bruder thront in Glück und Glanz;
Er trägt die Krone von Byzanz,
Und er beſchied Schön Hildegund
Dem wilden Herrn von Trapezunt.
Sie aber weigert ſich mit Weinen,
Dem leidgen Mann ſich zu vereinen,
Und als der Fürſt in Zorn entbrannt,
Da floh ſie heimlich aus dem Land.
Drum fleht um Obdach hier die Schöne,
Bis ſich der Bruder ihr verſöhne.
Doch wir, das Fahrtgeſinde,
Ziehn heim mit gunſtgem Winde.
Ich, der dir alles kund gethan,

Bin Herzog Berchtung von Meran."
Herdegen grüßt die Fremden alle
Und kehrt zurück zur Königshalle.
Er meldet treu, was er vernommen,
Und nennt die Gäste, die gekommen.

Den König freut die Kunde;
Er sprach mit lachendem Munde:
„Ist Berchtung hier? Bei Gottes Bart!
Der Schelm läßt nicht von seiner Art
Und kommt mir noch in grauen Haaren
Mit Weibern über Meer gefahren.
Wie lang hab' ich ihn nicht gesehn!
Ich muß ihm selbst entgegengehn."
Dann rief er laut empor zum Saal,
Wo Liebgart saß, sein Ehgemahl:
„Frau, komm und frage nicht warum!
Hang deinen Sonntagsmantel um!
Wir müssen eiligst an den Strand:
Der alte Berchtung kam ins Land."
Der König und die Königin,
Die gingen nach den Gästen hin
Und führten sie mit Schalle
Hinauf zur Königshalle.
Zusammen lief der ganze Troß;
Das war ein Festgedräng im Schloß,
Ein Flüstern und ein Nicken
Mit frohneugiergen Blicken,
Ein Grüßen und ein Neigen
Und heimlich Fingerzeigen.

Herr Berchtung saß beim Zechgelag
Gar mannlich bis zum dritten Tag.
Nicht stille saß er, wenn er trank;
Er wußte manchen guten Schwank,
Und alle lauschten in der Rund',

Und Lachen scholl aus jedem Mund.
Doch als er sprach: „Die Zeit ist um!“
Da wurden alle Lacher stumm.
Sie standen um den Alten,
Mit Schmeicheln ihn zu halten;
Er aber sprach: „Ihr teuern Degen,
Ich bitt' euch, laßt das unterwegen!
Mich dünkt, wir sehn uns hier im Saal,
So Gott will, nicht zum letztenmal!“
Dann drückt dem König er die Hand
Und spricht, zur Königin gewandt:
„Nun laßt euch allen insgemein
Schön Hildegund empfohlen sein!
Pflegt sie um aller Frauen Ehre,
Bis ich mit Botschaft wiederkehre!“
Das Fräulein sprach mit heitrem Mut:
„Sorgt nicht, ich sei ein nutzlos Gut!
Ich kenne seltner Weisheit viel,
Der Faden Schwung, der Saiten Spiel
Und will mit Nahn und Spinnen
Mein ehrlich Brot gewinnen.“
Zu Verchtung trat Schön Hildegund,
Grüßt scheidend ihn mit Hand und Mund
Und beugt sich flusternd nieder:
„Komm in zwölf Monden wieder!“
Er blickt sie an und neigt sich stumm;
Dann kehrt er sich schwertklirrend um
Und fährt mit seinen Mannen
Durchs grüne Meer von dannen.

Da schien verwaist die heitre Stätte.
Das Fest war aus; man ging zu Bette.
Doch als das alte Königspaar
Allein im Schlafgemache war,
Da sprach kopfschuttelnd leise

Frau Liebgart die Vielweise:
„Herr, seltsam dünkt mich diese Fahrt!
Das Fräulein hat besondre Art.
Fremd ist ihr Frauensitte;
Ich sah's beim ersten Schritte." —
„Ei," rief der König, „liebe Frau,
Du bist mir häufig allzuschlau!
Ich bin doch wahrlich auch nicht blind:
Das Fräulein ist ein frisches Kind;
Ihr Leib ist stark, ihr Aug ist klar,
Weil sie Herrn Berchtungs Mündel war.
Geh, Liebgart, von den Mägdlein allen
Hat sie am besten mir gefallen!" —
Die Herrin schwieg und seufzte tief;
Er murmelte, bis er entschlief.

Doch oben in dem Gastgemach
Zwei Augen blieben hell und wach:
Hugdietrich saß alleine
Im blauen Mondenscheine.
Er neigt sich aus dem Fenster vor
Und späht zum schlanken Turm empor.
Jedoch kein Laut ertönt von innen;
Verlassen ragen Kranz und Zinnen.
Er aber küßt die kalte Mauer,
Berauscht von ahnungsvollem Schauer,
Und ob er sie auch nicht erspähe,
Er fühlt des süßen Lebens Nähe
Und saugt durchs moosige Gestein
Den Odem ihres Schlummers ein. —

Doch bei des Morgens erstem Graun
Ließ er sich einen Webstuhl baun,
Hub an zu wirken und zu sticken
Mit flinker Hand und kundgen Blicken.
Er webt mit buntverziertem Rand

Der Königin ein Festgewand
Und stickt umkränzt von goldnem Laube
Dem König eine Perlenhaube.
Herr Walmund sprach: „Bei Gottes Bart!
Hier ist kein feiner Stich gespart!
Ich hab' fürwahr in meinen Tagen
Solch schmuckes Schaustück nie getragen!"
Ihn drängt's, er kann sich's nicht verschweigen,
Die neue Pracht dem Volk zu zeigen:
Er nimmt den ganzen Hofstaat mit
Und geht zum Dom mit würdgem Schritt.
Zu beiden Seiten stehn in Massen
Senat und Volk auf Markt und Gassen
Und freuen sich von nah und fern
Der schönen Haube ihres Herrn.
Dem König wird's im Herzen warm;
Er grüßt gar gnädig reich und arm.

Beim Heimgang auf der Kirche Stufen
Läßt er das Fräulein zu sich rufen;
Er küßt sie freundlich auf den Mund
Und spricht: „In Treuen, Hildegund,
Ich dank' Euch Eurer Gabe!
Sie wird mir recht zur Labe.
Fürwahr, Ihr seid nach meinem Sinn
Der Weiberkünste Meisterin:
Drum sollt Ihr, das ist mein Begehren,
Die Künste meine Tochter lehren,
Damit auch sie mich alten Mann
Mit solchen Gaben schmücken kann."
Hugdietrich fühlt in süßem Schrecken
Ein heißes Rot sein Antlitz decken;
Er stammelt wirre Worte hin.
Scharf blickt die alte Königin.
Herr Walmund aber lacht und spricht:

„Ei, Kind, so sehr erschrick mir nicht!
Ich weiß, was dir den Mut verstört:
Du hast das Märlein schon gehört,
Ich halt' im Turm in Haft und Pein
Lieb Hildegart, mein Töchterlein.
Doch glaub, es soll dir dort behagen!
Es ist so schlimm nicht, wie sie sagen."
Noch stand Hugdietrich halb bewußt;
Es lacht das Herz ihm in der Brust.
Er steht geblendet und gebannt
Und küßt mit Glut des Königs Hand.

In Freuden ward der Tag vollbracht,
Bis aus dem Meere stieg die Nacht.
Da trennte sich der Gäste Schar;
Zu Bette ging das Königspaar.
Frau Liebgart schloß die Pforte
Und sprach mit ernstem Worte:
„Walmund, mir ist nicht wohl zu Mut.
Sei vor dem Fräulein auf der Hut!
Darf sie zu unsrem Kinde kommen,
Glaub mir, es wird dir nicht zum Frommen!" —
Der König, heiter erst vom Wein,
Blickt unwirsch und verdrießlich drein:
„Jetzt hab' ich's satt! Ich glaub' mit Fug,
Des Aberwitzes ist genug!
Wo sahst du jemals, daß ein Mann
Solch schöne Hauben schaffen kann?
Laß dich vom Satan nicht bethören!
Bei Gott, ich will nichts weiter hören!" —
Frau Liebgart sprach: „Bring du's zu Ende!
Ich wasch' in Unschuld meine Hände."

Am nächsten Morgen führte drauf
Walmund den Gast zum Turm hinauf.

Oft lehnt der Greis sich an die Mauer
Und klagt, das Steigen werd' ihm sauer.
Hugdietrich geht daneben
In ungeduldgem Beben.
Dumpf hört er alle Pulse schlagen;
Er schwankt in Hoffen und Verzagen:
Da klirrt das Schloß; die Thüre knarrt,
Und vor ihm saß Jung Hildegart.
Sie saß im Morgenlichte
Mit freudgem Angesichte.
Ein schlichtes weißes Hausgewand
Hielt weich den zarten Leib umspannt;
Sie trug kein Gold als ihre Locken
Und schwang die Spindel um den Rocken.

Des Königs Aug' gab hellen Schein:
„Gott segne dich, mein Töchterlein,
Und deine fleißgen Hände!
Du tummelst dich ohn' Ende,
Dem Immchen gleich am Sommertag,
Das auch kein Ständlein feiern mag.
Drum zur Genossin geb' ich dir
Dies fremde Königsfräulein hier.
Das wird von seinen Dingen
Dir neue Kunde bringen!"
Drauf wußt' er mit Behagen
Vom Fräulein viel zu sagen,
Von ihres Bruders Glanz und Macht,
Und wie sie Verchtung hergebracht;
Auch von der Haube sprach er viel,
Die allen Wackern wohlgefiel,
Und schloß: „Drum halte sie in Ehren!
Sie wird dich fromme Künste lehren."

Hugdietrich stand indessen
In seligem Vergessen;

Er hängt an ihrem Angeſicht,
Und all ſein Herz wird ſtill und licht:
Ihn rührt mit friedlicher Gewalt
Die ſüße züchtige Geſtalt.
Sie naht; es ſtreift ihn ihr Gewand.
Sie reicht zutraulich ihm die Hand
Und lacht ihn an mit holdem Mund:
„Bleibſt du bei mir, Schön Hildegund?“ —
Er ſprach: „Dies iſt mein einzges Streben!
Gern dien' ich Euch mein ganzes Leben.“

Zu Salneck auf der hohen Wart
Saß Hildegund und Hildegart;
In gleich gemeſſnem Bogen
Die flinken Schifflein flogen,
Und fleißig hallte manchen Tag
Eintönig fort des Webſtuhls Schlag.
Doch bei der Sonne Scheiden,
Da raſteten die beiden
Und ſahen durch die dunkle Flut
Manch Segel ziehn in Abendglut.
Sie lehnten Wang' an Wange
Mit lieblichem Geſange,
Und in der Dämmrung hub ſodann
Hugdietrich zu erzählen an
Von ferner Länder Wunderpracht,
Von Meerfahrt und von Reckenſchlacht,
Von treuer Liebe Sagen
Aus liederreichen Tagen.
Das Mägdlein war des Staunens voll,
Wenn ihm das Wort vom Munde quoll,
Und hat entzückt durch manche Nacht
Den ſchönen Mären nachgedacht.

Einsmals, ſie ſaßen auf dem Turm.
Die Möwe ſchrie; es pfiff der Sturm.

Das Fräulein hielt mit Bangen
Den werten Gaſt umfangen:
„Den Morgen preis ich alle Stund,
Da ich dich fand, lieb Hildegund!
Wie ſchaurig war die Einſamkeit!
Nun aber hab' ich frohe Zeit.
Du weißt ſo manches holde Wort;
Ich lauſche freudig fort und fort.
Nie hat ſo ſeltſam ſüß und traut
Ein Menſchenaug' mich angeſchaut,
Und drückſt du mich in deinen Armen,
Fühl' ich mein Innerſtes erwarmen.
O bleibe hier und bleibe ganz!
Dein böſer Bruder in Byzanz
Soll dich mir nimmer abgewinnen;
Ich ſtürbe, gingeſt du von hinnen!" —
Hugdieterich erglüht und ſpricht:
„O ſchilt auf meinen Bruder nicht!
Es lebt kein Menſch hienieden mehr,
Der dich ſo treulich liebt wie er." —
„Mich?" rief das Kind erſchrocken.
Er ſtreichelt ihre Locken:
„Dein Bild iſt ſeinem Herzen nah,
Wenn dich auch nie ſein Auge ſah.
Er hat nicht Raſt; er hat nicht Ruh:
Sein Sehnen, ſeine Qual biſt du,
Und wirſt du nie ſein eigen werden,
So bleibt er freudelos auf Erden!"
Das Mägdlein blickte traurig drein:
„Warum verlangt er eben mein?
Was kann ich Kind ihm geben?" —
„Dich ſelbſt! Dein friſches Leben!
Wer ſtrebt nach weitrem Glück der Welt,
Der dich in ſeinen Armen hält?
Denk meines Bruders mitleidvoll!

Wie lebt er, denkst du sein mit Groll?
Sein Herz ist gut und hold sein Sinn:
Denn all dein Liebreiz ruht darin."
„Nie," sprach die Maid, „will ich ihn lieben,
Der dich so grausam hat vertrieben."
„Das alles, Kind, ist Lug und Tand:
Ich bin als Botin hergesandt!"

Das Mägdlein müht sich aufzustehn;
Um ihren Frieden ist's geschehn.
Sie ging nach ihrem Kämmerlein
Und sprach kein Wort und schloß sich ein.
Was sie geträumt in süßer Scheu,
Ein Märchen hold und wundernen
Fühlt sie mit ahnendem Erbangen
Im eignen Leben aufgegangen.
Sie wirft aufs Bett sich nieder;
Ihr beben alle Glieder.
Ein Kampf mit nie gekannter Macht
War in der reinen Brust entfacht;
Sie lag in Angst und Sehnen,
In Träumen und in Thränen.
Von ferne grüßte kühn und mild
Des fremden Jünglings trautes Bild;
Sie weiß ihn ohne Falsch und Lüge:
Er trägt der lieben Freundin Züge.

Der Mond ging auf zu später Stund;
Das Mägdlein rief Schön Hildegund:
„Laß mich nicht einsam hier verderben!
Du weißt nicht, ich bin krank zum Sterben:
Fühl her, wie meine Hände beben!
Nicht bis zum Morgen kann ich leben."
Hugdietrich flüstert: „Nicht der Tod,
Die starke Minne schafft dir Not."

„Weh," sprach das Kind, „wer sagt dir das?
Doch ach, ist Schmerz der Minne Maß,
Dann, fürcht' ich, hält sie mich im Bann
Mehr als mein Herz ertragen kann.
O komm und neige dich mir zu!
Ich weiß, er ist so hold wie du.
Sag ihm, ich zürn' ihm recht in Qual,
Und küss' ihn so viel tausendmal! — —
Doch weh, wie zittert deine Hand!
Es brennt dein Kuß wie Fieberbrand;
Es pocht so laut dein Herz: Hab acht!
Ist das nicht auch der Minne Macht?" —
Er rief frohlockend: „All ihr Leid
Ward Jubel mir und Herrlichkeit!
Ich hab' erworben, drum ich lag
In Sorg' und Sehnsucht Nacht und Tag:
All deine süßen Schmerzen
Sind Wonnen meinem Herzen,
Und machen Küsse dich gesund,
Dein Haupt liegt an Hugdietrichs Mund!" —
Sie schrak mit leisem Schrei zurück
Verwirrt von Scham, betäubt von Glück;
Doch er zieht kosend sie heran,
Das selge Weib der selge Mann,
Und arglos fordern Herz und Sinne
Der Jugend Recht, das Recht der Minne.
Hinschwindet Schreck und kindlich Bangen;
Sie hält anschmiegend ihn umfangen.
Ihr Antlitz glüht von seinem Hauch — —
Sie schwiegen still, — so schweig' ich auch.

Und würd' auch meine Rede blühn
Gleich Rosen in des Maien Grün,
Und wären die Gedanken mein
Wie Morgenluft und Sonnenschein, —

Ich könnt' euch doch nicht Kunde sagen
Von jenen goldnen Liebestagen.
Und wär' mein Atem Harfenklang
Und meine Stimme Lerchensang, —
Ich könnte stammelnd nur erzählen
Vom Jubelhall der jungen Seelen. —
O Wunderzeit, du fliehst dem Sinn
Unfaßbar, unaussprechlich hin,
Und nur, wenn lange du entschwunden,
Mag dich ein klagend Lied bekunden. —

In Freud' und Frieden lebt das Paar;
Zur Neige ging das holde Jahr.
Der Winterschnee bedeckte tief
Das Saatkorn, das im Dunkeln schlief;
Doch als auf Wald und Auen
Das Eis begann zu tauen, —
Da hub sich's mählich an zu regen
Und wächst und drängt dem Licht entgegen.

Gar oftmals traf der frohe Mann
Sein Lieb in stummen Thränen an.
Er hob ihr bleiches Angesicht
Und sprach: „Herzliebchen, fürcht' dich nicht!
Laß Vater schelten, Mutter klagen!
Willst du an meinem Schutz verzagen?
Von Lieb und Glück zum Mann geweiht
Halt' ich dich fest für alle Zeit.
Was wir geheim gesponnen,
Es muß wohl an die Sonnen,
Daß ich dich frei zu neuem Tage
Auf starkem Arm ins Leben trage.
Der Sorgen, die dich heute kränken,
Wirst du mit Lächeln dann gedenken."
Sie lauschte gern des Freundes Wort;
Doch sprach sie nicht und weinte fort.

Einst, als am frühen Sommertag
Hugdietrich in dem Fenster lag,
Jung Hildegart an seiner Seiten,
Sah er von fern ein Segel gleiten.
Er richtet spähend sich empor
Und hält die Hand den Augen vor.
„Bei Gott! Er thut, wie ich befohlen!
Dort kommt Herr Berchtung, mich zu holen!"
Hugdietrich eilte unverwandt
Zum Turmwart in sein Luginsland
Und that ihm mit beredtem Mund
Der Liebenden Geheimnis kund.
„Zum Ritter mach' ich dich und Herrn,
Pflegst du mein Weib, so lang ich fern:
Noch diesen Abend muß ich scheiden." —
Der schwur's ihm zu mit hohen Eiden.

Herr Berchtung zog zur Hofburg ein
Und trank des Königs Ehrenwein.
Er sprach: „Mich schickt Hugdieterich;
Nach seiner Schwester sehnt er sich.
Denn längst ward unterdessen
Der alte Zwist vergessen.
Was Ihr gethan für Hildegund,
Das dankt er Euch von Herzensgrund;
Für all die Lieb', für all die Huld
Fühlt er sich schwer in Eurer Schuld
Und möchte, wolltet Ihr nicht schelten,
Sie gern an Eurem Kind vergelten."
Walmund sprach: „Hier ist nicht zu spaßen.
Mich dünkt, das wird er bleiben lassen!
Ich geb' Euch schlechtes Botenbrot:
Des Fräuleins Scheiden schafft mir Not.
Doch traun, sie mag in Frieden fahren!
Vor ihm weiß ich mein Kind zu wahren."

Herr Berchtung lächelt wie vor Scham:
„Seid mir um dieſen Scherz nicht gram!
Ich weiß, es iſt in allen Reichen
Kein Frauenhüter Euresgleichen.“

Auf Salnecks Turm zu dieſer Stund,
Da war ein Herz zum Tode wund:
„So läßt du wirklich mich allein
In meiner Angſt und Sterbenspein?
Mein ganzes junges Leben
Hab' ich dir hingegeben.
Nichts hab' ich mehr als Leiden,
Und nun, nun willſt du ſcheiden!
Hab' ich dir was zuleid gethan?
Ach, oder war's nur Trug und Wahn,
Was du mir ſprachſt von Lieben?
Wo iſt die Treu geblieben?“ —
Sie hing erbleicht in ſeinem Arm;
Ihm ſchnitt durchs Herz der Worte Harm:
„Laß ab, Herzliebchen, ſüßes Weib!
Es ängſtet ſich dein zarter Leib;
Drum muß dein Geiſt erkranken
In quälenden Gedanken.
Laß ab zu weinen, hör mich an!
Des Turmes Wächter iſt mein Mann.
Ich laß dich nimmermehr allein:
Sein Weib wird dir zur Pflege ſein.
Ich aber will nicht ruhn noch raſten;
Ich werb' um dich mit tauſend Maſten.
Im Schwerterglanz und Flötenlaut,
Als König hol' ich meine Braut.“
Sie ſpricht, und ihre Sinne ſchwinden:
„Ein friſches Grab nur wirſt du finden.“

Hugdietrich ſchied aus Burg und Land;
Der Hofſtaat folgte bis zum Strand.

Es war Herrn Walmunds Angesicht
Halb Regen und halb Sonnenlicht.
Er sprach: „In Treuen sei dir kund:
Ich laß dich ungern, Hildegund!
Du bist uns teuer, sollst du wissen;
Mein Kind wird dich mit Schmerzen missen."
Hugdietrich sprach: „Bringt Eurem Kinde
Dies Ringlein hier zum Angebinde!
Das soll mit seinem goldnen Schein
Der Bürge meiner Treue sein.
Sagt ihr, ich kehre bald fürwahr,
Ihr Gast zu sein auf immerdar!"

Das Fräulein sah dem Segel nach,
Bis ihr das Aug' in Thränen brach.
Sie wankt im Herzensjammer
Zurück in ihre Kammer
Und sinkt aufs Bett mit lautem Schrei;
Die Frau des Türmers sprang ihr bei.
In Schmerzen rangen ihre Glieder,
Und heiße Nacht umfing sie wieder.
Doch als sie ward der Aengsten los,
Da lag ein Kind in ihrem Schoß,
Ein schöner Knab' von starkem Bau
Mit großen Augen hell und blau,
Auf dessen Schulter scharf und klar
Ein roter Stern zu schauen war.
Die Frau des Türmers pflegt das Kind
Und hüllt's in Windeln fein und lind.
Doch als sie's in dem Kissen schwang,
Da hallt des Königs Tritt im Gang.
Die Frauen suchten starr vor Schreck
Dem lauten Säugling ein Versteck;
Der Türmer müht sich noch, den Alten
Mit schlauen Reden hinzuhalten.

Indeſſen ſannen her und hin
Das Fräulein und die Wärterin;
Sie wußten keinen andern Rat:
Ein Seil lag in der Kemenat;
Dran ließ die Frau den Knaben
Hinab zum Zwingergraben.
Dort an der Turmwand lag er tief
Im ungemähten Gras und ſchlief.

Der König kam zur Stätte
An ſeiner Tochter Bette.
Er ſprach: „Wie ſiehſt du matt und bleich!
Lieb Kind, dein Herz iſt allzuweich.
Ich weiß, es war ein hold Geſpiel;
Doch was zu viel iſt, iſt zu viel!
Du mußt dich drein ergeben;
Sonſt geht's von deinem Leben.
Der Gaſt, der heute dir benommen,
Glaub mir, wird bald für immer kommen:
Blick her, ſie ſendet dir zum Pfand
Dies Ringlein hier von ihrer Hand!
Sei ruhig, ehrſt du mein Gebot:
Denn dir iſt Schlaf und Ruhe not." —
Lang fuhr er fort in Troſt und Bitte;
Dann ging er weg mit leiſem Tritte.

Indeſſen war im Dämmergrau
Ein Wolf geſchlichen durch die Au;
Er fand das Kind und trug es bald
Zu ſeinen Jungen in den Wald.
Die waren juſt zur Nacht geboren
Mit zartem Pelz und ſchlappen Ohren.
Weich war ihr Kiefer noch; ſie lagen
Und ſogen Milch mit viel Behagen.

Die Wölflein tappten plump und blind;
Verdutzt berochen sie das Kind.
Doch ging das über ihre Witze:
Sie kehrten zu der Mutter Zitze
Dem jungen Helden war nicht bang;
Das Fasten währt ihm allzulang:
Hinkroch er nach der warmen Stätte
Und sog mit ihnen um die Wette.
Die Wölfin lag in stolzer Ruh
Und sah dem Raub gelassen zu.

Was aber that Jung Hildegart,
Als ihr das Kind entrissen ward?
Sie saß mit heißem Augenlicht.
Sie sprach kein Wort; sie weinte nicht.
Sie saß mit düster-ödem Sinn
Und starrte leblos vor sich hin.
Verloren war ihr letztes Gut,
Verloren Glück und Jugendmut,
Verloren Lieb' und Hoffen.
Sie war ins Herz getroffen.

Nach Wochen zog vom Königshaus
Walmund, der Herr, zu jagen aus.
Er streifte Thal und Schlucht entlang
Und kam nach manchem sauren Gang
Hin, wo im niedern Tannenschlag
Die Wölfin bei den Jungen lag.
Die Jäger sahn das Kind und schrien;
Die Alte wandte sich zu fliehn.
Sie wich; doch eilt's ihr nicht zu sehr:
Die Wölflein trabten nebenher.
Zum Lager ging der Herr sodann:
Da saß der Knab' und lacht ihn an.

Herr Walmund ſprach: „Bei Gottes Bart!
Das iſt ein Kind von guter Art!“
Er hub es auf und nahm es mit
Und herzt es ſchier bei jedem Schritt.
Oft hält er unterweges an
Und zeigt's den Jägern Mann für Mann:
„Habt ihr, das ſollt ihr mir geſtehn,
Jemals ſolch ſchönes Kind geſehn?
Fürwahr, ich bin dem Rangen gut,
Als wär's mein eigen Fleiſch und Blut.“

Im Schloſſe waren alt und jung
Voll Staunen und Bewunderung.
Man drängt ſich zu dem Kind heran:
Da war kein noch ſo trüber Mann,
Der, wenn er bei dem Knäblein ſaß,
Nicht all ſein Leid und Weh vergaß.
Frau Liebgart ſprach: „Des Kindes Blick
Iſt Troſt für alles Mißgeſchick.
So laßt mich's denn vor allen Dingen
Hinauf zu unſrer Tochter bringen,
Damit auch ſie geneſen mag;
Sie ſitzt ſo traurig manchen Tag.“

Frau Liebgart trat zur Kammer ein:
„Hier kommt ein Gaſt, lieb Töchterlein,
Den heut mein Herr im wilden Tann
Den ſchlimmen Wölfen abgewann.“
Des Fräuleins müdes Angeſicht
Ward plötzlich Leben, Luſt und Licht.
In Angſt und Hoffen bebt ihr Sinn;
Sie riß das Knäblein zu ſich hin.
Sie ſieht die ſtarken Glieder,
Die blauen Augen wieder;

Sie ſieht den Stern auf ſeinem Rücken —
Und lacht und weinet vor Entzücken.
„O Mutter!“ ruft ſie freudenkühn,
Und die betauten Wangen glühn,
„Wie ſollt' ich es verſchweigen?
Der Knab' iſt mein, mein eigen!
Den unterm Herzen ich getragen
In ſchweren thränenbangen Tagen,
Den ich geheim in Angſt geboren,
Beim erſten Anblick ſchon verloren, —
Wie wollt' den Jammer ich bekunden?
Das Leid iſt aus; er iſt gefunden!“
Frau Liebgart hört die ganze Mär
Und wiegt das Haupt gedankenſchwer:
„Ich ſchelte nicht. Was du verſchuldet,
Dafür haſt reichlich du geduldet.
Nun aber laß uns denken,
Des Vaters Sinn zu lenken,
Daß ſich zum guten Ende
Das Abenteuer wende.“

Beim erſten Hahnenſchrei der Nacht
War König Walmund ſchon erwacht.
Frau Liebgart ſtieß ihn an und frug:
„Was thut man zu dem Ding mit Fug,
Das nicht durch Kraft und nicht durch Liſt
Zu heben noch zu ändern iſt?“ —
Da ſprach Herr Walmund lobeſan:
„Das muß man eben fahren lan.“ —
„Nun, Vater, halt dein Wort in Ehren!
Du ſollſt es allſogleich bewähren:
Ich warnte dich zur rechten Stund
Vor deiner Jungfrau Hildegund.
So laß dir ſagen denn fürwahr,
Daß es Hugdietrich ſelber war.

Auch unſre Tochter hielt ihn wert;
Er hat viel Schönes ſie gelehrt.
Es mag im Nähn und Weben
Nicht ſeinesgleichen geben: —
Doch kann dein Findelkind dir zeigen,
Daß ihm noch andre Künſte eigen."
Der Alte fuhr im Bett empor;
Ihm brauſt es wie ein Schlag im Ohr:
„Herr Gott, behüt uns allerwegen!
Das iſt ein ſchöner Morgenſegen!"

Drauf hub Frau Liebgart an zu ſagen,
Wie jegliches ſich zugetragen.
Doch er begann zu toben
Und rief: „Das muß ich loben!
Hab' ich darum mein Kind gehegt,
So manches Jahr mit Fleiß gepflegt,
Daß ſchließlich ſolch ein Laffe
Mir Frucht und Freud' entraffe?" —
Die Frau ſprach: „Laß das Wüten ſein!
Du führteſt ſelbſt den Räuber ein.
Du hörteſt nicht, was dir zum Frommen:
Wie ich's geſagt, ſo iſt's gekommen.
Nun ſchweig und laß beizeiten
Das Hochzeitfeſt bereiten!
Der Himmel iſt dem Bund geneigt:
Das hat er ſichtbarlich gezeigt."
Er rief: „So wär' mein Heil verloren!
Er kriegt ſie nicht; ich hab's geſchworen." —
Zu ſchlafen lüſtet ihn nicht mehr;
Er ging ergrimmt im Haus umher.
Er ſchalt den Knecht im Hofe;
Er ſchalt im Gang die Zofe,
Und brummend trat er an die Schränke:
Drin lagen Hildegunds Geſchenke.

Die Haube mit den Perlenquasten
Zieht er am Zipfel aus dem Kasten,
Hebt sie empor und dreht sie stumm
Erbost nach allen Seiten um:
„Das Ding, — verzeih mir's Gott, ich glaube, —
Sieht aus wie eine Schellenhaube!"

Drauf stieg in atemlosem Lauf
Er zu des Fräuleins Turm hinauf,
Mit schlimmen Worten sie zu grüßen.
Doch sie fällt weinend ihm zu Füßen,
Bestürmt mit süßem Laut sein Ohr
Und hält ihr lichtes Kind empor.
Er ballt die Faust, beginnt zu schelten:
„Mag dir's dein eigen Kind vergelten —"
Ihm stockt der Fluch: das Knäblein zart
Greift ihm mit Lächeln in den Bart.
Sein Herz erweicht; er muß sich wenden
Und deckt die Augen mit den Händen.

Da hallt Getös vom Strande:
Ein Schifflein lag am Lande,
Und nochmals durch des Volkes Mitten
Kam Herzog Berchtung angeritten.
Er prangt in reichem Kleide
Von Gold und Sammt und Seide.
Die Brust geschmückt mit buntem Strauß,
So sprengt er stolz ins Königshaus.
Herr Walmund rief vom Turme nieder:
„Du alter Fuchs, kommst du schon wieder?"
Doch Berchtung springt vom Rosse
Und naht mit prächtgem Trosse.
Das spiegelt und das schimmert;
Das strahlt und blitzt und flimmert:

Die Mauern füllt ein goldner Glanz.
Er ſpricht: „Hugdietrich von Byzanz,
Der junge Held, der gute,
Der ſchöne, wohlgemute,
Schickt, Walmund, dir aufs neue
Die Grüße wahrer Treue,
Und da er längſt in Lieb' erkoren
Dein Mägdlein hold und hochgeboren,
Daß er nicht einen frohen Tag
Fern ihrem Anblick leben mag,
Und da ſie ſelbſt ſich ihm verpfändet
In Minne, die der Tod nicht endet,
Daß nun es vor des Tages Schein
Nicht länger ſoll verborgen ſein,
So bittet er in allen Ehren,
Du mögſt ihm ihre Hand gewähren,
Daß ſie fortan in rechter Ehe
Mit ihm vereint durchs Leben gehe."

Walmund, der vielgeplagte Mann,
Hub ſpöttiſch da zu lachen an
Und ſprach: „Was ſoll der Mummenſchanz?
Iſt eben Faſching in Byzanz?
Der Narr war ich zu lange ſchon:
Nun geht's aus einem ernſten Ton!
Wie mag der mich in Treuen grüßen,
Der Haus- und Gaſtrecht trat mit Füßen?
Kehrt heim! die Fahrt iſt ſchnöd verloren!
Ihr wiſſet wohl, was ich geſchworen!"
Noch kniet mit ſtillem Weinen
Das Fräulein auf den Steinen.
Doch Berchtung weiſt hinaus aufs Meer:
Dort zieht ein Maſtenwald daher;
Dort kommt bereit zum Streite
Ein trotzig Brautgeleite.

Herr Walmund ruft, von Zorn entbrannt,
Nach ſeinem alten Sturmgewand.
Er neigt zur Brüſtung ſich hinaus:
Da zieht's heran im Wellenbraus,
Bewehrte Schiffe ſonder Zahl;
Das Erz erglänzt im Morgenſtrahl.
Die weißen Segel bauſchen;
Die ſtarken Ruder rauſchen,
Und rings erwacht der Wiederhall
Von Flöten- und Poſaunenſchall.
Den erſten Schiffsbord überdacht
Ein Baldachin in güldner Pracht,
Und vorne ſteht im Waffenglanz
Der junge König von Byzanz
Im Kreiſe froher Gäſte
Geſchmückt zum Hochzeitfeſte.
Er hebt das Haupt emporzuſpähen:
Die Krone blitzt, die Locken wehen.

Herrn Walmund ward es mählich heiß.
Er wiſcht vom Antlitz ſich den Schweiß;
Er ſtreicht den Bart ſich unters Kinn
Und dreht ſich ruhlos her und hin:
„Mit meinen lahmen alten Knaben
Iſt dieſem Fant nichts anzuhaben;
Mein Haus und Land iſt unverwahrt:
Ich geh' davon mit guter Art.
Ich ſchwur, mein Kind nicht zu vergeben,
Und thu's auch nicht in meinem Leben.
Doch nimmt ein Dieb ſie raubweis mit,
So bin ich meines Eides quitt.
Was Euer Junker mag beginnen,
Mich kümmert's nicht; ich geh von hinnen."
Und eilends, wie er ging und ſtand,
In Schuhen und im Schlafgewand,

Saß er aufs Roß und trabt' allein
In Trutz und Unmut querfeldein.
Doch Berchtung rief und lachte:
„Herr Walmund, reitet sachte!
Man wird Euch wieder holen,
Sobald die Braut gestohlen,
Daß Ihr, wie sich's gebühret,
Den Hochzeitreigen führet!"

Was sag' ich von dem Jubelschall
Im Schloß und in den Zelten all,
Wie sie auf Schilde stachen,
Wieviel sie Lanzen brachen?
Hier Roßgewieher, Paukenschlag,
Dort Reihentanz und Zechgelag —
Im Lärm von Zink und Geigen
Da muß Frau Märe schweigen.
Es lebte drauf das junge Paar
Vereint manch liebes langes Jahr
In Freuden bis zum Grabe.
Wolfdietrich hieß ihr Knabe,
Und welch ein Recke der gewesen,
Mögt ihr im Heldenbuche lesen.

V.

Heinrich von Schwaben

Eine deutsche Kaisersage

(Vollendet Rom, den 2 Juli 1886.)

Frau Irene Hildebrand

in freundschaftlicher Verehrung

zugeeignet

O Schwabenland, wie liegſt du weit!
Wie zieht in dieſer Sommerzeit
Ein ſchwelgend Heimweh meinen Sinn
Nach deinen lieben Bergen hin!
Im Nachglanz von entſchwundnem Glück
Lockſt du den flüchtgen Sohn zurück.
Schön, wie mein junges Aug dich ſah,
Liegſt du vor meiner Seele da.
Der Schwarzwald ragt in blaue Luft
Mit Quellenſturz und Tannenduft.
In ſeinen Schatten mögen nun
Die wandernden Gedanken ruhn.
Wald meiner Luſt, ich bin bei dir;
Dein ewges Grün rauſcht über mir,
Und meinem Herzen flüſterſt du
Ein halbvergeſſnes Märchen zu,
Daß ich ein Lied vergangner Tage
Als Gruß von dir den Freunden ſage.

Des Saliers Konrad ſtarke Hand
Schuf ſtreng Gericht im deutſchen Land:
Der Zwietracht ſollt ein Ende werden,
Und Friede ſollte ſein auf Erden.
Drum that er in des Reiches Rund
Dem Volk mit Brief und Siegel kund:

Wer Fehde führt, sei's Herr, sei's Knecht,
Der sei gebannt aus Ehr und Recht,
Und friedelos sei er gestellt
Auf die vier Straßen dieser Welt.
Verflucht, geächtet sei sein Haupt,
Sein Leben jedem Feind erlaubt,
Und seine Kinder sollen Waisen,
Sein Weib soll fortan Witwe heißen.
Wird er bewältigt und gefangen,
Soll er am dürren Baume hangen;
Den Leib, den mögen Wind und Raben
Und Gott die arme Seele haben.

Der hohe Richter fuhr durchs Reich;
Manch Frevlerantlitz wurde bleich.
Da folgte bald von Ort zu Ort
Die strenge That dem strengen Wort;
Denn wer dem Wort sich nicht ergeben,
Dem ging es hart an Leib und Leben.

Es saß zu Kalw im dunkeln Tann
Graf Luitpold, ein gewaltger Mann;
Sein Haupt war greis, doch stark sein Leib,
Und jung und blühend war sein Weib.
Sie wirkte stetig, sanft und mild,
Des ewgen Friedens lieblich Bild;
Er aber haßte jeden Tag,
An dem sein Kampfroß müßig lag,
Und schweifte stets zu neuem Strauß
Vom finstern Wald ins Land hinaus.
Da traf ihn Bann und Reichesacht;
Der Kaiser kam mit Heeresmacht;
Er brach die Burg und schlug die Mannen
Und trieb ihn friedelos von dannen.

Die Gattin unterm Schildesrand
Entkam der Graf aus Mord und Brand;
Ihr Leib war schwer von holdem Segen.
Sie flohn auf unbetretnen Wegen
Thalabwärts über Schlucht und Halde
Und bargen sich im tiefen Walde.
Die Herrin sprach kein klagend Wort;
Tiefatmend schritt sie mühsam fort:
Bald aber brachen ihr die Glieder,
Und schmerzlich seufzend sank sie nieder.
Da trug der Held die zarte Frau
Nach einem nahen Felsenbau,
Den Heiden einst in grauer Zeit
Verschollnem Götterdienst geweiht.
Dort legt er sie auf Laub und Moos,
Ihr fiebernd Haupt in seinen Schoß.
Kein Windhauch stört des Waldes Ruh;
Ihr fielen bald die Augen zu.
Der Graf in sorgenvollem Sinn
Saß schlaflos bei der Schläferin.

Doch als der Tag zu gluhn begann,
Ging er nach Beeren in den Tann,
Um mit des Waldes Gaben
Die matte Frau zu laben.
Sie aber nahm nicht Speis noch Trank;
Sie lag zum Tode schwach und krank,
Und nach des heißen Tags Vergehn,
Da ward ihr Leib in jähen Wehn
Vom herbsten Mutterschmerz durchschnitten,
Den je ein sterblich Weib gelitten.

Herr Luitpold sah im Wald sich stumm
Mit wilden Blicken ratlos um:

„Und sei's mein letzter Tag auf Erden,
Dem armen Weib muß Hilfe werden!“ —
Da nahm der Held im Harme
Die Frau in seine Arme
Und stieg mit ihr im Mondenstrahl
Vom öden Berg zurück ins Thal.
Wohl scholl's wie Hufschlag fern herbei,
Wie Hörnerstoß und Jägerschrei;
Wohl sah er oft im Thal ein Blitzen
Wie Schwerter und wie Lanzenspitzen;
Doch wär's der Gang aufs Hochgericht,
Den kühnen Recken kümmert's nicht.

Bei Hirschau vor dem Klosterwald
Steht eine Mühle grau und alt;
Dort pochte der verfehmte Mann
Verhüllten Hauptes heimlich an.
Bald kam ans Fenster Lampenschein;
Der alte Müller ließ ihn ein
Und führt' ihn aufwärts ins Gemach.
Auch seine Wirtin wurde wach,
Ein freundlich Weib mit Silberhaaren,
In Frauenpflege wohlerfahren.
Die brachte schnell an sichrer Stätte
Die qualverstörte Frau zu Bette,
Beriet und weihte sie sofort
Mit manchem zauberkräftgen Wort,
Nahm Band und Linnen aus dem Schrein
Und sprach ihr Trost und Hoffnung ein.

Indessen saß beim Räderbraus
Der Graf im Schatten vor dem Haus
Und spähte mit bewehrter Hand
Durchs mondbeglänzte Wiesenland.
Nicht lange saß er auf der Wacht,
Da hört er plötzlich durch die Nacht

Jenseits des Flusses Männer rufen
Und flinken Schlag von Rosses Hufen:
Dort kam in seiner Jäger Mitten
Der Kaiser selbst vorbeigeritten.
Ein Mann in wallendem Talar
Ritt ihm am nächsten in der Schar,
Sein Arzt, mit dem er jeden Tag
Tiefsinnig ernster Rede pflag. —
Chrysostomos, der goldne Mund,
Dem aller Dinge Weisheit kund.
Vom Siechtum und der Kräuter Kraft
Da hatt' er volle Wissenschaft;
Er kannte Wind und Vogelflug,
Der Erze wie der Quellen Zug;
Er konnt' im Aug der Menschen Wesen,
Ihr Schicksal in den Sternen lesen.
Drum ritt er im Geleite
Dem Kaiser stets zur Seite.
Der lauscht auch heut dem weisen Mann;
Doch plötzlich hielt er winkend an:
„Horcht," sprach er, „horcht: Klingt nicht wie Mord
Der Klagruf aus der Mühle dort?" —
Chrysostomos blieb lauschend stehn:
„Dort liegt ein Weib in Kindeswehn." —

Und weiter ging der Rosse Lauf;
Der Meister sah zum Himmel auf.
„Herr Kaiser," raunt er, „welch Gesicht!
Im Aether flammt's wie Kronenlicht.
Ist meine Kunst nicht ganz verloren,
Hier wird ein seltnes Kind geboren:
Dies Kind wird Eure Tochter frein,
Dies Kind wird nach Euch Kaiser sein,
Und an Gewalt im Erdenreich
Wird ihm kein zweiter Kaiser gleich." —

Doch Konrad rief mit finstern Braun:
„Dich läßt ein Dämon Wunder schaun.“ —
„Nein,“ sprach der Meister, „teurer Held,
Der Trug ist nur von dieser Welt;
Doch wahrhaft und unwandelbar
Bleibt der Gestirne reine Schar,
Und nichts Unheiliges auf Erden
Kann ihren lichten Gang gefährden.“ —
„Traun,“ sprach der Kaiser, „siehst du recht?
Erwirbt mein Kind ein niedrer Knecht?“ —
„Mein Aug ist hell, und sichern Blicks
Schau ich die Bahnen des Geschicks.
Nie habt Ihr Wahn von mir vernommen;
Wie ich gesagt, so wird es kommen!“ —

Der stolze Fürst ließ ab zu fragen;
Er ritt, den Mantel umgeschlagen,
Das Haupt gesenkt in düstrem Sinn
Allein am Waldessaum dahin
Und sprach ergrimmt in sich hinein:
„Soll ich der Narr der Sterne sein?
Soll ich mit klarem Aug erblinden,
Mir selbst die freien Hände binden
Und mich der eignen Kraft begeben,
Um wie ein Schatten hinzuleben?
Mich dünkt, ich werde mich erfrechen,
Das Netz der Sterne zu durchbrechen.
Und kann ich ihnen selbst nicht nahn, —
Das Diesseits ist mir unterthan:
Solang ich König bin auf Erden,
Soll ihre Macht zu Schanden werden!“

Dann rief er einen treuen Mann
Mit kurzem Wort zu sich heran:
„Dort in der Mühle ward heut nacht
Ein feindlich Kind zur Welt gebracht.

Davon sei dir dies eine kund:
Ich hass' es aus der Seele Grund
Und will nicht, daß es mir zum Groll
Das Licht des Tages schauen soll.
Drum kehre du sofort von hier;
Vertraute Männer nimm mit dir
Und trag den Knaben aus dem Haus
Mit eigner Hand zum Wald hinaus!
Dort aber, — dies ist mein Gebot, —
Dort gieb ihm einen raschen Tod,
Und komme nicht vor mich zu stehn
Als mit dem Wort: Es ist geschehn!" —

Der Mann mit dienstgewohnter Seele
Gehorchte schweigend dem Befehle.
Er wählte schnell sich die Genossen
Bewehrt mit Schwertern und Geschossen
Und kam auf schattendunklem Pfad
Der Mühle leisen Tritts genaht.

Schon schlich er sich ans offne Thor; —
Doch ein Gewaltger saß davor
Vom Haupt zur Sohle wohlbewehrt,
Auf seinen Knien ein blankes Schwert.
Der Jäger sah ihn an und stand
Den Speerschaft wiegend in der Hand
Und rief: „Wer sitzt dort auf dem Stein?
Weicht von dem Thor und laßt uns ein!" —
Der Held sprang auf und blickte wild;
Vom Boden zückt er seinen Schild:
„Zur lichten Hölle mögt ihr fahren!
Dies Thor will ich vor euch bewahren." —
Da stürzt auf ihn der Speere Kraft;
Am Schilde dröhnt ihm Schaft auf Schaft.

Er ſteht, ein Fels in Ungewittern,
Umſprüht von Funken und von Splittern.
Dann aber kam's zum Schwerterſtreit,
Und wie ſie oft zur Winterszeit
Den Bären in der Waldſchlucht Enge
Mit Schlägen trieben ins Gedränge,
So liefen nun den einen Mann
Die Jäger mordbegierig an.
Er aber ſtand und wankte nicht,
Und fielen auch die Schwerter dicht
Mit Raſſeln auf ſein Kettenhemd, —
Er ſtand, den Schild vorangeſtemmt,
Und ſchwang ſo grimmen Gegenſchlag,
Daß Feind um Feind am Boden lag.
Ihn ſchirmen die geflochtnen Ringe,
Doch ihnen ſchmettert ſeine Klinge
Die unbehelmten Scheitel ein.
Bald ſteht ihr Führer noch allein
Und zückt behend den mächtgen Schlägen
Sein kurzes Jägerſchwert entgegen.
Doch krachend bricht's ihm in der Hand,
Und nimmer länger hält er ſtand.

Der Held verfolgt ihn durchs Gefild;
Doch hindert ihn ſein hoher Schild:
Noch ſtecken ſchwer in deſſen Spangen
Die Speere, die er aufgefangen;
Schon fühlt der Graf, wie ihn die Spitzen
Am Arme tief und blutig ritzen,
Und in des Zornes Ueberwallen
Läßt er den Schild zu Boden fallen.
Indeſſen rafft im flüchtgen Lauf
Der Jäger einen Wurfſpeer auf,
Und unverſehns zurückgewandt
Zielt er mit kunſtgeübter Hand.

Dem Herrn gebrach des Schildes Wehr,
Und tief ins Herz fuhr ihm der Speer.
Er stand und faßte nach dem Schaft
Und in der Schmerzen wilder Kraft
Riß er ihn mit verbissnem Munde
Mit beiden Händen aus der Wunde.
Dann kam's wie Wehmut über ihn;
Er strebt zurück mit schwanken Knien.
Die Hände hält er suchend vor;
Schon steht er an der Mühle Thor —
Doch Nacht umnebelt seinen Sinn,
Und auf die Schwelle stürzt er hin.
Was er gewollt, was er besessen,
Sinkt ihm in ewiges Vergessen.

Der Jäger beugt sich auf ihn nieder
Bestaunend die gewaltgen Glieder.
Er schaut im Mondenlichte klar
Sein stolz Gesicht, sein graues Haar,
Die strenge Hoheit seiner Brauen;
Da faßt ihn ehrfurchtsvolles Grauen:
„Weh," spricht er, „welch ein edler Held
Ward hier durch meinen Wurf gefällt!" —
Doch dacht' er an des Kaisers Wort,
Und über den Gefallnen fort
Schritt er ins Haus, wie ihm befohlen,
Das todgeweihte Kind zu holen.
Still war's; es rührte sich kein Schall
Als seiner Tritte Widerhall.
Die alten Leute waren schon
Beim Anbeginn des Kampfs entflohn
Und hatten sich voll Angst und Sorgen
In einer fernen Kluft verborgen.

Der Jäger ging dem Lichte nach,
Das hell aus einer Kammer brach.

Er trat hinein; — doch festgebannt
Verweilt er an der Schwelle Rand.
Ein Bette stand darinnen,
Und in zerwühlten Linnen
Lag still ein blütenweißer Leib,
In frühem Tod ein junges Weib.
Noch war die Qual durchkämpfter Stunden
Aus ihrem Antlitz nicht geschwunden;
Doch um ihr Auge sanft geschlossen
Lag's wie ein Lächeln ausgegossen,
Zur Kunde, daß ihr Geist im Frieden
Und schmerzversöhnt dahingeschieden,
Und in den Armen weich und lind
Hielt sie ein neugeboren Kind;
Das sog in erster Lebenslust
Halbschlummernd an der toten Brust.

Der Mann trat scheu dem Bette nah:
„Wie eine Heilge liegt sie da!“ —
So sprach er, und sein Blick ward mild
Vor diesem traurig holden Bild.
Sein Herz begann zu schwanken
In streitenden Gedanken:
Ihm ist das Amt geworden,
Dies zarte Kind zu morden,
Für dessen kaum erblühtes Leben
Die schöne Frau sich hingegeben.
Den Kaiser plagt ein finstrer Wahn:
Was hat ihm dieses Kind gethan,
Das unbewußt um Lieb und Hassen
Verwaist hier liegt und ganz verlassen?
In Wehmut sprach er tiefbewegt:
„Warum ist mir dies auferlegt?
Dem Kaiser schuld' ich Hab und Blut;
Zum Henker doch bin ich zu gut.

Mein Herz und Arm sind kampfesmatt;
Ich bin des Mordens treulich satt.
Weh ob dem Herrn, den ich erschlug!
Mich dünkt, der Toten sind genug.
Mein Leib steht in des Kaisers Pflicht;
Doch meine Seele schützt er nicht.
Nie hab' ich ihm gelogen;
Doch heut wird er betrogen!"

So war's beschlossen; er umwand
Das Kind mit Linnen, die er fand,
Und schritt vom totenstillen Haus
Aufatmend in die Nacht hinaus.
Da scholl ein milder Glockenklang
Vom Klosterturm das Thal entlang;
In Chor und Gang und Zelle
Ward manches Fenster helle;
Dort wallte schweigend Paar um Paar
Zum Mettensang der Mönche Schar.

Des Mannes Herz erfreute
Das tröstliche Geläute,
Das in sein Ohr verheißungsvoll
Wie eine Gottesstimme scholl.
Bald pocht er an des Klosters Thor;
Der alte Pförtner trat hervor.
„Nehmt, frommer Bruder," sprach der Mann,
„Um Christi Huld dies Knäblein an!
Es ist von adligem Geschlecht,
Doch ärmer als der ärmste Knecht.
Zum Waisen ward's geboren;
Die Eltern sind verloren,
Und seiner Unschuld selber droht
Von mächtger Hand ein fährer Tod.

Drum nehmet Ihr's in treue Hut,
Verbergt das arme, junge Blut,
Und laſſet, was Ihr jetzt vernommen,
Niemals in Menſchenohren kommen!
Das kleinſte Wort wird ſein Verderben,
Und ohne Rettung muß es ſterben." —
Er ſchob, bevor ſein Wort zu Ende,
Dem Mönch das Knäblein in die Hände,
Und eh der Alte ſich beſann,
Enteilt er ſchon zum finſtern Tann.

Der Pförtner ſtand und ſtarrte bald
Aufs Knäblein, bald hinauf zum Wald.
Wie lang er trug des Amtes Laſt,
Noch niemals kam ihm ſolch ein Gaſt.
Drum ſchlich er hin auf raſchen Sohlen,
Des Herrn Befehle einzuholen.
Der Abt ſaß in der Bücherei;
Da kam der Mönch erregt herbei.
Er trug mit unberatnem Sinn
Das Knäblein ſorgſam vor ſich hin
Und brachte dem Gebieter Kunde
Vom Abenteuer dieſer Stunde.
Da nahm das Kind der hohe Greis
Und küßt es auf die Stirne leis:
„Des Himmels Friede ſchirme dich
Vor Mördermacht und Mörderſchlich!
Wie arg die Welt es mit dir meint,
Vor Gottes Auge ſteht dein Feind,
Und wär er Fürſt ob allen Landen,
Sein böſer Wille wird zu Schanden!" —
Drauf hieß der Abt zwei Brüder nahn
Und ſandte nach dem Kapellan.
Die kamen auf des Herren Wort,
Geleiteten das Kind ſofort

Zum Weihbrunn in des Münsters Mitte
Und tauften es nach Christensitte.
Es hob's der Abt mit eigner Hand,
Und Heinrich ward's nach ihm genannt.

Als er zurück kam in die Zelle,
Da stand der Müller auf der Schwelle
Und hob mit Zittern an und Zagen
Von dieser Schreckensnacht zu sagen:
„Voll Toter liegt mein schmales Feld,
Darunter ein gewaltger Held.
Er kam verhüllt, ich kannt ihn nicht;
Doch jetzt sah ich sein Angesicht.
Mein Dach muß ewgen Mordfluch tragen:
Mein Herr und Fürst liegt dort erschlagen!
Die Frau ist tot, das Kind geraubt." —
Da wiegt der Abt das graue Haupt:
„Wie kommt's, daß Salomo der Weise
Sich müht nach des Herodes Preise?
Ihn sättigt nicht des einen Sterben;
Sein ganzes Haus soll mit verderben.
Solch greuliche Gerechtigkeit
Ist wahrlich Gott und Menschen leid."

Die Toten hieß der Abt auf Schragen
Von Mönchen in den Kreuzgang tragen,
Daß ihnen in geweihter Erde
Ihr Recht und ihre Stätte werde.
Dann faßt er sanft des Müllers Hand
Und spricht zu ihm abseit gewandt:
„Das Knäblein ist gerettet,
In Gottes Schutz gebettet.
Dem Herrn sei Dank für seine Wahl,
Daß er den Schützling mir befahl!

Nun rüſtet Euch zur Reiſe
Und fahrt, wie ich Euch weiſe!
Fern von des Mordes blutgen Spuren
Führt es in unentweihte Fluren.
Wo in der Sonne mildem Gold
Der Neckar helle Wogen rollt
Durch Rebenland und Garten
Um Cannſtatts graue Warten,
Dort liegt, entfernt der Menſchen Qual,
Bergeinwärts ein verborgnes Thal.
Kein Laut erregt den ſtillen Tag
Als Grillenſang und Amſelſchlag.
Grünſchattig ſchwillt die Halde,
Und Wieſen blühn im Walde,
Dort graſen friedlich, bunt geſchart
Viel Roſſ' und Fohlen edler Art.
Und wo zum Teich ſich ſtaut der Bach,
Ragt einſam ein betürmtes Dach.
Drin hauſt ein ſturmergrauter Held,
Zum Vogt des Weidegrunds beſtellt;
Der hegt im Hof und hegt im Tann
Des Schwabenherzogs Recht und Bann.
Er iſt der Wirte beſter;
Sein Weib iſt meine Schweſter,
Der ſtets nur ſüße Güte
Im freudgen Herzen blühte.
Ihr bringt mit meinem Segen
Das Kind; ſie wird es pflegen."

Der treue Rat ward treu erfüllt:
Das Knäblein dicht im Korb verhüllt
Trug dienſtbereit der alte Mann
Auf grünen Steigen durch den Tann.
Er fand die lichte Waldesau;
Er gab das Kind der milden Frau.

Die nahm es voll Erbarmen
Und trug's auf Mutterarmen.

Geräuschlos glitt der Strom der Zeit
Durch dieses Thales Einsamkeit;
Die Wipfel sproßten still im Tann, —
Und herrlich wuchs das Kind heran.
Es wuchs zur Augenwonne
Im Liebesblick der Sonne,
Wie seine Mutter schön und weich
Und wie sein Vater heldengleich.
Mit seines Pflegers Söhnen vier
Durchtummelt er das Waldrevier,
Daß er mit Mut die Seele,
Mit Kraft die Glieder stähle.
Auf wilden Rossen ward er groß;
Er lernte Wurf und Lanzenstoß;
Ihn freut es, wenn der Schild erklang
Und Feuer von den Schwertern sprang.
Er schoß den Aar aus blauer Luft;
Er fing den Wolf in finstrer Schluft
Und schwang vom grünen Weiher
Den Falken nach dem Reiher.

Daneben ward von Frauenmund
Ihm manche kluge Rede kund.
Sie lehrt ihn Zucht und Furcht des Herrn;
Doch andre Weisheit blieb ihm fern:
In Künsten der Scholaren,
Da blieb er unerfahren.
Nie saß er an ein Buch gebannt;
Solch kostbar Gut war nicht zur Hand.
Den Waffen war ergeben
Sein ritterliches Leben.

So in der Jahre stillem Segen
Wuchs er der stolzen Zeit entgegen,
Da Herz und Aug erglühte
In junger Mannesblüte.
Wie ward ihm da mit einemmal
So eng, so arm sein liebes Thal!
Wie späht er da so gerne
Vom Berg in blaue Ferne!
Sein Sehnen flog im Frühlingsbraus
Mit Adlern in die Welt hinaus,
Als sollt er dort in goldnen Tagen
Ein unbekanntes Glück erjagen.

Indes er saß und Wunder sann,
Kam durch den Forst ein Klostermann.
Der kündet, daß in Gottes Frieden
Der edle Abt dahingeschieden:
„Jedoch vor seinem selgen End
Befahl er mir dies Pergament,
Daß auf dem schnellsten Wege
Ich's Euch zu Handen lege.
Er schrieb darauf in letzter Stunde
Für Euch geheime wichtge Kunde;
Die, wollt Ihr anders glücklich fahren,
Sollt Ihr behüten und bewahren.
Nun, sprach er, ist mein Haus bestellt,
Und segnend schied er aus der Welt." —

Wie scheuchte da des Boten Wort
Vom Waldhaus Scherz und Lachen fort!
Einzog in seinen Mauern
Stillweinend sanftes Trauern.
Doch wo jung Heinrich ging und stand,
Das Blatt kam nicht aus seiner Hand:

Der großen Zeichen ernste Menge
In langen Zeilen schwarz und enge,
Sie blickten ihn mit mächtgem Bann
Verheißungsvoll verschwiegen an,
Als ob in diesem Briefe
Ein Zauberleben schliefe.

Da ging er mit entschloßnem Sinn
Zu seinem greisen Pfleger hin
Und sprach: „Ob diesem Pergamen
Muß ich in Not und Sorgen stehn.
In seinen Zeichen liegt verwahrt
Manch Wissen wundersamer Art;
Doch keiner von den Leuten
Kann mir die Zeichen deuten.
Drum gieb ein Roß mir, edler Held!
Mich lüstet's in die weite Welt;
Dort find' ich wohl den weisen Mann,
Der mir den Brief enträtseln kann."

Wohl suchten da die Alten
Den lieben Sohn zu halten;
Doch wollt' an ihm kein Rat gedeihn.
Er sah so kühn und freudig drein;
Sie mußten's ihm gewähren
Mit Seufzern und mit Zähren.

Es war ein lichter Sommertag;
Von Perlen blitzte Hain und Hag.
Da ritt beim ersten Lerchensang
Jung Heinrich schon das Thal entlang.
Maisonnenschein, Wildrosenduft,
Die freie, blaue Himmelsluft,

Dazu das leichte Lebensblut,
Der süße klare Jugendmut, —
Die gaben in die Weite
Dem Knaben das Geleite.

Er ritt in heitrem Schweigen
Auf grünen Waldessteigen,
Bis er am Fluß bebautes Land
Und einen breiten Heerweg fand.
Hin ging's mit schlaffen Zügeln
An weichen Rebenhügeln,
Wo manch ein Kirchlein fern und nah
Aus dichten Blütenbäumen sah,
Und bald vor seinem Weg empor
Stieg Eßlingens getürmtes Thor.

Gar festlich braust es drinnen
Auf Gassen und auf Zinnen.
Vom Dom scholl feierlich Geläut;
Die Brücke war mit Grün bestreut,
Die Fenster all im Prangen
Mit Kranz und Tuch behangen,
Und auf den Giebeln groß und klein
Manch Banner flog im Morgenschein.
Zuhöchst im Golde sah man wallen
Den schwarzen Aar mit roten Krallen,
Des Reiches heilges Zeichen,
Auf Erden sondergleichen;
Das that in Hoheit offenbar,
Daß hier der Herr zu Gaste war.

Der Kaiser war mit Scharen
Zum Hoftag hergefahren;

Auch seine Treuen allzumal,
Die liebsten Räte seiner Wahl,
Die waren vor des Thrones Stufen
In ernster Sache hergerufen.
Denn unversehns aus weiter Fern
Zwölf Boten standen vor dem Herrn
In morgenländisch prächtgem Glanz,
Gesandt vom Herrscher zu Byzanz,
Für ihres Wunderreiches Erben
Um Deutschlands Kaiserkind zu werben.

Am Rathaus bei der Brunnen Rauschen
Drängt sich das Volk in stummem Lauschen.
Dort saß seit frühem Morgen schon
Der Herr auf luftigem Balkon,
Um ihn der weisen Männer viel:
Da flog manch flinker Federkiel,
Und vor ihm lag auf Sammt und Gold
Manch köstlich Pergament entrollt.

Bedachtge Reden flossen.
Der Ehbund ward beschlossen.
Da plötzlich wogt es im Gedränge;
Mit Flüstern teilte sich die Menge,
Und heiter kam mit holden Sitten
Der fremde Junghherr angeritten.

Wie sonnig fiel sein Goldgelock
Auf seinen grünen Jägerrock!
Wie war sein Aug so rein und licht,
Wie zauberschön sein Angesicht!
In Wonnen staunten jung und alt
Auf seine herrliche Gestalt;

Manch Mägdlein hob ſich auf den Zehn,
Dem Fremdling heimlich nachzuſpähn,
Und alle riefen ſonder Hehl:
„Dies Menſchenbild iſt ohne Fehl!“

Er aber dachte: „Welch Geſumm!
Wie treibt dies Volk ſich müßig um!
Das iſt ein unnütz Gaffen!
Ich ſeh hier manchen Laffen;
Doch Weiſe, welche Schriften lieben,
Die, dünkt mich, ſind zu Haus geblieben.“ —

So ritt er durch der Städter Hauf;
Am Rathaus ſchweift ſein Blick hinauf.
„Ha,“ ſprach der unerfahrne Mund,
„Da komm ich juſt zu rechter Stund!
Die Herren dort im Ringe,
Die pflegen ernſter Dinge.
Wie ſchaut der Greis bedachtſam drein!
Das muß ein großer Schreiber ſein.“ —
Er ſpornt ſein Roß zum Söller vor
Und hält ſein Pergament empor:
„He, weiſer Meiſter, ſeid mir hold!
Empfangt Ihr gerne guten Sold,
Ei, ſo verdeutſcht mir dieſes Blatt,
Das mir mein Ohm geſchrieben hat!“ —

Der Kaiſer hob die dichten Braun
Und wandte ſich hinabzuſchaun.
Lang blickt er den verwegnen Mann
Mit ſcharfen Augen ſchweigend an;
Dann ſprach er mild und lächelnd faſt:
„Das iſt ein wunderſamer Gaſt!

Nie hab ich solchen Gruß vernommen.
Ihr Kämmrer, laßt den Knaben kommen!" —
Jung Heinrich sprang zur Erd und band
Sein Rößlein an der Treppe Rand.
Dann ging er wo der Kaiser saß;
Der nahm den Brief und las — und las.

Wie oft die mittagstille Flut
In regungsloser Bläue ruht;
Schlaff hängt das Segel, und im Boot
Entschlummert sorglos der Pilot: —
Da durch die Schwüle schwarz und schwer
Zieht qualmendes Gewölk daher;
Ein Wind kommt, der die Fläche fegt,
Daß mürrisch sich das Wasser regt,
Bis endlich sich mit Schäumen
Die grauen Wogen bäumen. —
So durch des Kaisers festen Sinn
Fuhr erst ein Schreck erschütternd hin;
Dann jagten wild und wilder
Gedanken sich und Bilder,
Bis ihm von tödlich finstrem Groll
Die ungestüme Seele schwoll.
Denn hier im Briefe schlecht und recht
Stand Heinrichs Herkunft und Geschlecht;
Wie er vom Todesnetz umstellt
Als Waise kam zur argen Welt;
Was ihm der Kaiser Leid ersonnen,
Und wie er seinem Haß entronnen. —

Stumm hielt der Fürst das Pergament;
Noch einmal las er's bis zum End,
Gebeugt das mächtige Genick,

Mit krauſer Stirn und düſtrem Blick.
Wie ſprach dereinſt zu nächtger Stund
Chryſoſtomos, der goldne Mund?
„Dies Kind wird Eure Tochter frein;
Dies Kind wird nach Euch Kaiſer ſein.“ —
Im Wind verwehte, was er ſprach,
Und Grabesſtille ward's darnach.
Manch Jahr verging indeſſen;
Das Wort blieb halb vergeſſen.
Doch heute, da aus fernen Landen
Die Werber vor dem Kaiſer ſtanden
Und er mit Fleiß erwog, zu mehren
Des Reiches Heil, der Tochter Ehren, —
Da plötzlich traf in ihren Reihn
Der ungeladne Freier ein! —
„Was kommt er jetzt? Was will er hier?
Unheimlich ſteht er neben mir
Im Bund mit dunkeln Mächten,
Geſandt, mit mir zu rechten.
Hab ich darum ſo manche Nacht
Im Zwiſte mit mir ſelbſt durchwacht?
Troff darum ungeſühntes Blut
Auf meine Bruſt wie Feuersglut,
Und rang mein Geiſt ſich mühſam frei,
Daß alles nun vergeblich ſei?
Ich hab's in langen Stunden
Bezwungen und verwunden.
Traun, blieb mir auch der Friede fern,
Als Sieger wußt ich mich und Herrn, —
Und bin doch ſchmählich jetzt geſchlagen
Und hab zum Spott die Schuld getragen.
Noch aber kann ich's wenden:
So ſoll der Streit nicht enden!
War's erſt ein Schatten nur und Wahn,
Beim Tod, ſo ſei es jetzt gethan!“ —

Doch plötzlich hielt er inne:
„Wo bleiben meine Sinne?
Da sitz ich mit bereiftem Bart
Und wüte recht nach Knabenart,
Daß Unbedacht und Reue
Sich schmachvoll mir erneue.
Was sinn' ich gleich auf Mord und Tod,
Als schufe mir der Junge Not?
Fürcht' ich ein Wort, verwehten Hauch?
Sich selbst vertraun ist Heldenbrauch.
Solch blindes, taubes Glauben
Ziemt Blinden nur und Tauben.
Nein, mir zum Scherze soll er leben:
Wer zwingt mich, ihm mein Kind zu geben?
Noch bin ich Herr doch meiner That,
Und Schicksalsspruch und Sternenrat
Verkehr' ich zum Gelächter
Für kommende Geschlechter.
Schon lärmt der Troß vor meiner Thüren,
Die Kaiserbraut hinwegzuführen.
Drum dünkt mich, solch ein schmucker Knecht
Kommt mir zur Hochzeit eben recht.
Noch heut lad ich die Gäste ein:
Er selber soll der Bote sein!"

Der Kaiser sprach's und sah empor:
Sein Blick war ruhig wie zuvor.
Er winkt den Knaben zu sich her:
„Es ist ein seltsam Ungefähr,
Daß dieser Brief vor allen
In meine Hand gefallen.
Traun keinem andern Wesen
Geziemt es ihn zu lesen.
Denn eine Kunde schließt er ein

Für mich — den Kaiser — ganz allein.
Mit ernster Mahnung alter Schuld
Befiehlt er dich in meine Huld;
Drum soll dir's, hoff ich, wohlergehn,
Willst du in meinen Diensten stehn." —
Jung Heinrich lüpft erschrocken
Das Hütlein von den Locken.
„Ich seh wohl einem Thoren gleich:
Hie sitzt das heilge römsche Reich!
Doch will sie keiner nennen,
Wer soll die Herren kennen?
Von Pergamenten welche Pracht!
Ich hab mein Tage nie gedacht,
Daß zu des Reiches Nutz und Ehren
So viele Schreiber nötig wären.
Mein Herr und Kaiser, zürnt mir nicht!
Nehmt ganz mich in Vasallenpflicht!
Doch taug ich nichts am Hofe
Bei Schranz und Narr und Zofe.
Gebt mir ein Amt im Windesbraus,
Schickt mich auf Fahrt und Streit hinaus!
Viel Reiten und viel Jagen,
Das soll mir wohlbehagen." —
Der Kaiser sprach: „Das fügt sich gut!
Steht in die Ferne dir der Mut,
So will ich dir ein Amt ersinnen;
Das führt dich heute noch von hinnen.
Denn eine Botschaft muß ins Land
Hinaus nach Nürnberg auf den Sand,
Zu meinem Vogt, dem ich zumal
Mein Kind und meine Stadt befahl.
Du reite hin und, wer's auch sei,
Trab an den Fragern stumm vorbei
Und leg den Brief, den ich entsende,
Nur in des Grafen eigne Hände!" —

Des Amtes war der Knabe froh;
Ein Ratsherr lehrt ihn wie und wo,
Und als vom Kanzler schön und klar
Des Kaisers Brief geschrieben war,
Da sprengte Heinz mit lustgem Sinn
Durch die bekränzten Gassen hin.
Es hing bei Dolch und Kürbisflasche
Am Gürtel seine Botentasche:
So ritt er freudig wie ein Held
Durchs dunkle Thor ins lichte Feld.
Hinflog er weite Strecken
Durch Städte, Flur und Flecken
Und sah nach dreien Tagen
Die Türme Nürnbergs ragen.

Es war zu heißer Mittagszeit,
Im Blau kein Wölkchen weit und breit,
Die Felder öd und menschenleer,
Kein Wandrer kam des Wegs daher,
Nicht Vogel sang, noch Grille,
Die Stadt lag schlummerstille.
Der Knabe sprach: „Wo halt ich Rast?
Jetzt bin ich kein willkommner Gast:
Das brütet all in schwülem Traum;
Dornröschens Schloß ist öder kaum.
Der Türmer auf der Wache,
Die Tauben auf dem Dache,
Die Bürger samt dem Grafen,
Sie liegen all und schlafen.
Mich selbst beschwert die Sonnenglut;
Ich habe lange nicht geruht." —
Er lenkt abseits des Rosses Gang
Und ritt am Wall der Stadt entlang,
An Zinnen, Turm und Scharten.
Da lag ein schöner Garten.

Er ſah durchs angelehnte Thor
Manch zierlich Beet in buntem Flor,
Viel rankendes Gebüſch
Und grüne Schattenwege.
Er ritt hinein: welch ſüßer Duft!
Wie fächelt labend hier die Luft!
Da ſpringt er ab, entſchirrt ſein Roß
Und legt ſich, wo ein Bächlein floß.
Gar lieblich war die Stätte,
So weich ſein mooſig Bette.
Welch heimlich Wellenrauſchen!
Er ſchlummert ein im Lauſchen.

Es war zur ſelben Stunde,
So ſagt die alte Kunde,
Da ward im engen Burggemach
Ein ungeduldig Köpfchen wach,
Ein keckes Fräulein klug und klein,
Agnes, des Kaiſers Töchterlein.
Sie ſprang vom heißen Pfühle:
Wie war die Kammer ſchwüle!
Welch Schweigen rings in Hof und Gang!
Dem Kinde ward die Weile lang.
Sie ließ die Spindel liegen
Und ſchlich ſich an die Stiegen,
Wo der Geſpielen holde Schar
Beim Rocken ſanft entſchlummert war.
Die mußten all erwachen:
Dann unter Scherz und Lachen
Lief Hand in Hand der muntre Chor
Hinab zum Garten vor dem Thor,
Und flink zerſtreuten ſie ſich dort
Den Bienen gleich am luſtgen Ort,
Um ſich in Buſch und Hecken
Zu haſchen und zu necken.

Klein Agnes ſchlüpft im Laub geſchwind,
Unhörbar wie ein Elbenkind,
Und kam zum Quell, wo feſt und tief
Der wandermüde Knabe ſchlief.
Mit dämmerweichem Roſenlicht
Umfloß der Schlaf ſein Angeſicht.
Friſch lacht ſein Mund; nie kam vom Weib
Solch heitres Haupt, ſolch ſchöner Leib. —
Sie ſtand erſchreckt im Wieſenklee,
Gleichwie am Waldſaum ſtockt ein Reh.
Dann ſchlich neugierig ſie heran
Und hielt entzückt den Atem an.
Die Kniee bebten ihr; ſie ſaß
In ſeinem Rücken leis ins Gras
Und bog ſich vor in ſüßem Graun
Und ward nicht ſatt ihn anzuſchaun.
Er ſchien ſo froh, er ſchien ſo gut:
Da ward erweicht ihr herber Mut;
Sie zog nach ſeinen Wangen
Ein zärtliches Verlangen.
Es rührt ihr Herz ein ſehnend Leid
Mit Ahnung höchſter Seligkeit. —
So zwang die allgewaltge Minne
Des Mägdleins unerfahrne Sinne.

Indeſſen ſuchten durch die Flur
Die Jungfraun ihrer Herrin Spur;
Schon huſchten nah und näher
Die unwillkommnen Späher.
Da ſprang ins Freie ſie hinaus
Und trieb den Schwarm zurück ins Haus.
Nur einer rief ſie, daß ſie blieb;
Die war ihr vor den andern lieb.
Den Finger hielt ſie vor den Mund

Und wies errötend ihren Fund.
Betrachtend ſtand das holde Paar,
Und Agnes nickte: „Sag fürwahr,
Iſt wohl in Himmelsauen
Ein ſüßer Bild zu ſchauen?
Wer iſt der Knab? er ſchläft ſo tief.
In ſeinem Täſchlein ſteckt ein Brief:
Ich hielt es nicht für Sünde,
Wüßt' ich, was drinnen ſtünde." —

Und lautlos ward der Brief geraubt;
Sie lehnten leſend Haupt an Haupt:
„Von meinem Vater kommt dies Blatt
An unſern Grafen in der Stadt." —
Da ward das Fräulein weiß wie Schnee:
„Weh!" ſprach ſie ſchmerzlich, „Ach und Weh!
Der Kaiſerſohn von Griechenland
Hat Werber nach mir ausgeſandt;
Dem will man mich vermählen.
Mein Vater läßt befehlen,
Daß mich der Graf zum Hoftag führe
Im Schmuck, wie's einer Braut gebühre."
Die Freundin ſprach: „Erſchrickſt du ſo?
Mich macht die Kunde herzlich froh.
Ich ſoll dich ſchaun im Perlenglanz,
Im Scharlachprunk des Morgenlands,
Gleich einer Heiligen verehrt,
Vor allen Fraun beneidenswert." —

Des Fräuleins Wange wurde rot:
„Ich wollt', ich läge lieber tot!
Der eine wirbt um mich im ſtillen
Und fragt mich nicht um meinen Willen;

Die andern drauf beſchließen frei,
Als hätt' ich ſelbſt kein Wort dabei.
Ach meiner jungen Jahre!
Bin ich nur Magd, nur Ware?" —
„Ei," ſprach die Freundin, „gieb dich drein!
Wo ſollt' ein beſſrer Freier ſein?
Er iſt der mächtigſte von allen,
Umdrängt von fürſtlichen Vaſallen.
Aus hohem Sinne liebt er dich:
Der edle Prinz iſt ſicherlich
Ein Mann von feinen Gaben,
Wie wir nicht einen haben." —
Da zürnt des Fräuleins Angeſicht:
„Schweig mir vom Mann! Ich will ihn nicht!
Was iſt mir Prunk? Was iſt mir Macht?
Hab nie an einen Mann gedacht." —
Da ward ihr Auge trüb und trüber;
Zum Schläfer flog ihr Blick hinüber:
Sie neigt ihr Lockenhaupt beiſeit
Und weint in bittrem Herzeleid.
Dann aber ſprach ſie eifrig: „Nein!
Der Grieche ſoll um andre frein.
Folgt' ich ſo willenlos und blind,
Hieß' ich nicht Kaiſer Konrads Kind.
Und muß ich wirklich mich vermählen,
Will ich mir ſelbſt den Gatten wählen.
Du weißt noch, wie im letzten Jahr
Der Herr bei uns zu Gaſte war.
Nur einen Abend blieb er hier.
Mein Kind, ſprach er im Scherz zu mir,
Ich hab an dich gar nicht gedacht
Und kein Geſchenk dir mitgebracht.
Doch lachend gab er mir am End
Ein leeres Blättchen Pergament,
Darauf von ſeiner eignen Hand

Sein Namenszug geschrieben stand.
Hier, sprach er, schreib auf dieses Blatt,
Wonach dein Herz Verlangen hat. —
Noch liegt es leer in meinem Schrank;
Doch heute kommt mir's recht zu Dank:
Es mache noch in dieser Stund
Den kaiserlichen Willen kund,
Daß mir der Graf, so lieb er lebe,
Den Jüngling hier zum Gatten gebe."

Nicht hörte sie der Freundin Rat;
Sie lief nach ihrer Kemenat
Und kehrte bald in Angst und Glück
Mit ihrem kleinen Blatt zurück.
Noch lag Jung Heinrich still und schlief;
Ins Täschlein steckte sie den Brief
Und zog dann atmend, ohne Wort
Die sorgenvolle Freundin fort.

So war in leisen Stunden
Der Mittag hingeschwunden.
Nun hauchten Lüfte frisch und mild;
Die Schatten wuchsen ins Gefild,
Und rege wurden Stadt und Aun.
Lustwandeln gingen Herrn und Fraun;
Es summt' und sang in Laub und Korn;
Der Türmer stieß mit Macht ins Horn;
Die Wagen rasselten durchs Thor, —
Und Heinrich sprang vom Schlaf empor.
Zu seinen Häupten stand sein Roß:
„Hei," rief er, „dünkt's dich auch, Genoß,
Daß wir zu lange ruhten?
Nun gilt's, daß wir uns sputen." —

Er sprengte fort im Abendschein
Und ritt zum hohen Thor hinein.
Gedenk des kaiserlichen Winks
Sah er nicht rechts und sah nicht links,
Bis er, das Brieflein in der Hand,
Im Saale vor dem Grafen stand.
Der rief den Burgkaplan heran;
Das war ein steinalt weiser Mann.
Er nahm und las mit Wohlbedacht
Der Minne Brieflein ernst und sacht,
Kopfnickend, schwach und heiser:

„Wir Konrad, deutscher Kaiser,
Entbieten Gruß und Wohlgefallen
Dem Grafen und den Bürgern allen
Zu Nürnberg unsrer guten Stadt —
Und thun euch kund durch dieses Blatt,
Daß ihr ohn Aufschub, unverwandt
Den Boten, den Wir mit gesandt,
Den Jungherrn hold und auserwählt
Mit Unsrem Töchterlein vermählt.
Gewärtig sind Wir allzugleich,
Daß ihr das Volk, so arm wie reich
Aus Stadt und Landschaft weit und breit,
Ergötzt mit Fest und Lustbarkeit.
Des achtet sonder Lug und List,
So lieb euch euer Leben ist!“ —

Kein Ton erscholl, nicht laut, noch leis;
Denn sprachlos stand der ganze Kreis.
Jung Heinrich sah den alten Mann
Mit großem Aug verwundert an
Und rief gerührt: „Nun ist es klar,
Was in dem Brief verborgen war,

Den noch im Sterben mild und lieb
Mein Ohm, der Abt, dem Kaiſer ſchrieb.
Daß er ſolch frommen Rat gegeben,
Das lohnt ihm Gott im ewgen Leben." —

Ein Page lief mit ſchnellen Schritten,
Das Fräulein in den Saal zu bitten.
Sie kam mit ihrer Mägde Schar;
Der Graf reicht ihr das Brieflein dar.
Sie las und ſprach mit ſchlauem Munde:
„Welch unerhörte fremde Kunde!
Ich bitt Euch, handelt mit Bedacht!
Habt ſorgſam auf den Boten acht!
Wer bürgt uns, daß der feine Gaſt
Den Brief nicht ſelbſt zum Scherz verfaßt?"
Jung Heinrich trat entſetzt zurück:
„Glaubt Ihr von mir ſolch Bubenſtück?
Ich bin's wahrhaftig nicht geweſen:
Ich kann nicht ſchreiben und nicht leſen." —
Das Fräulein ſprach: „Zeigt dieſes Blatt
Den weiſen Vätern unſrer Stadt
Und laßt ſie raten frank und frei,
Was mir und Euch das Beſte ſei."

Die würdgen Männer kamen;
Sie ſahn des Kaiſers Namen,
Und mit beſonnenem Verweilen
Erwogen ſie die letzten Zeilen:
„Des achtet ſonder Lug und Liſt,
So lieb euch euer Leben iſt!" —
„Ei," ſprach der Schultheiß ernſt und klug,
„Dies Schreiben dünkt uns klar genug.
Da iſt kein gnädig Wort geſpart,

Recht in des Herrn leutſelger Art.
Verhüte Gott, daß wir im Leben
Solch weiſem Ratſchluß widerſtreben!
Drum ſtimm' ich unverhohlen:
Es ſei, wie er befohlen."

Die andern alle nickten Ja.
Jung Heinrich trat dem Fräulein nah
Und hing mit Blicken warm und licht
An ihrem zarten Angeſicht:
„Weh," ſprach er, „ſchafft der Brief Euch Leid,
So reut mich meine Lebenszeit.
Der Herr befiehlt nach Recht und Brauch:
Ich füge mich, ſo fügt Euch auch!
Man hat mich ſelbſt nicht drum gefragt.
Ich will Euch tröſten, wenn Ihr klagt,
Und will Euch dienen treu und hold,
Daß Ihr das Leid vergeſſen ſollt." —
Sie reicht ihm ihre Hand zum Bund
Und küßt ihn lächelnd auf den Mund.

Durchs Dunkel ſchwamm der Abendſtern;
Doch blieb der Schlaf den Bürgern fern.
Reg war es auf den Dächern,
In Gaſſen und Gemächern.
Am Marktplatz bei der Feuer Schein,
Da flocht man Kränze, Band und Main.
Sie fegten Tenne, Tiſch und Teller;
Die Fäſſer wand man aus dem Keller;
Die Herde wurden hell entfacht;
Die Schlöte qualmten in die Nacht;
Man putzte Wehr, Gewand und Roß. —
Und als der Tag ſein Gold ergoß,

Da ward in freudgem Prangen
Das Hochzeitfeſt begangen.

Wie's da von Mund und Saiten ſcholl!
Der Sänger Taſchen wurden voll;
Die Fahrenden von nah und weit,
Die Gaukler hatten gute Zeit.
Im Burghof ſprengten zum Turnier
Die edlen Herrn in Waffenzier;
Dort ſaß der Frauen lichte Schar
Mit Krönlein im gelockten Haar.
Manch Wimpel flog in blauer Luft;
Rings Laubgewind und Tannenduft;
Die Gaſſen vor der Sonne Brand
Mit Schattentüchern überſpannt,
Darunter Tiſch an Tiſch gereiht
Voll Becherſchall und Luſtbarkeit,
Und aus den Brunnen insgemein
Erquoll in Strömen roter Wein;
Dort machten Lain und Pfaffen
Mit Eifer ſich zu ſchaffen.
Und abends bei der Fiedel Klang
Manch ſchmucker Burſch ſein Mädchen ſchwang.
Manch Antlitz glomm in Roſenpracht
Vom Fackelglanz der Hochzeitnacht.
Des Feſtes lautes Toſen
Erſtarb in leiſem Koſen.

Indeſſen ſaß in Sorg und Qual
Der Kaiſer fern im Neckarthal
Und ſah vom hohen Giebelhaus
Ergrimmt nach ſeinen Gäſten aus.
Doch Stunde ging um Stunde,

Und niemand bracht ihm Kunde.
Die Tage schlichen trag und matt:
Da ward er bald der Muße satt.
Er rief nach schnellen Rossen
Und ritt mit zwölf Genossen
Gen Nürnberg über Wald und Aun,
Um selber nach der Braut zu schaun.

Ein Knappe meldete von fern
Die Ankunft des erlauchten Herrn.
Der Graf mit seinen Degen
Ritt eilig ihm entgegen,
Die Ratsherrn all im Festgewand
Mit Lilienstengeln in der Hand.
Der Kaiser blieb verwundert stehn:
„Wie freut mich, euch so wohl zu sehn!
Ihr blühet recht den Engeln gleich,
Als kämen Wir ins Himmelreich." —
„Ja," rief der Schultheiß dumpf und hohl,
„Es geht uns ganz pflichtschuldigst wohl.
Der Rat und alle Bürgerschaft
Ergötzen sich aus voller Kraft.
Seit Wochen schallt kein Hammerschlag;
Wir bankettieren Nacht und Tag." —
„Traun," rief der Kaiser, „sagt mir frei,
Was soll die schnöde Völlerei?" —
„Kein schöneres Bestreben,
Als Euch nach Wunsch zu leben!
Wenn unser Herr sein Kind vermählt,
Ein Ketzer, der beim Brautgang fehlt!
Tränk einer da noch sauren Wein,
Das müßt' ein Reichsverräter sein!
Malvasier und Tokaier
Ziemt einzig solcher Feier." —

„Nun," sprach der Kaiser, „laßt euch Zeit!
Wärt ihr doch sonst so thatbereit!
Noch ist der Ehbund nicht geschlossen." —
„Doch!" sprach der Schultheiß unverdrossen,
„Kein Wort ist unerfüllt geblieben
Von allem, was Ihr uns geschrieben:
Längst trauten wir am Hochaltar
Nach Christenbrauch das junge Paar." —
„Wem?" — rief der Fürst, ihm bebt der Laut,
„Wem habt ihr Agnes angetraut?" —
„Wem anders, als den Ihr genannt,
Dem Jungherrn, den Ihr uns gesandt!" —
Der Kaiser, wie vom Blitz getroffen,
Saß regungslos, die Lippen offen.
Ihm klang's aus blauer Ferne
Wie Siegsgesang der Sterne.
Er saß an Haupt und Arm gelähmt,
Das stolze Herz zum Tod beschämt. —
„Zeigt mir das Blatt," sprach er beklommen,
„Durch das ihr solch Gebot vernommen!" —
Der Graf entfaltet ihm den Brief;
Der Kaiser las und seufzte tief:
„Die Züge sollt ich kennen;
Ich will den Dieb nicht nennen.
Was hier der Wildling sich beschert,
Hab' ich im voraus blind gewährt.
Ich steh' gleich einem Thoren
Und hab mein Spiel verloren.
Was ich gedacht zu wenden,
Das half ich selbst vollenden.
Und wagt' ich nochmals neuen Strauß,
Die Scharte wetz' ich nimmer aus.
Es ist geschehn, — wer rührt daran?
Vor dieses Wortes Wunderbann
Versiegt die Kraft, verzagt der Wille:

Die Allmacht selbst, hier steht sie stille.
Und will ich nicht auf Erden
Zum Spott im Alter werden,
So muß ich's schweigend dulden:
Heut büß' ich alte Schulden."

Indes der Kaiser trauernd sann,
Zog eine goldne Schar heran:
Es kam in Sang und Harfenlaut
Jung Heinrich mit der jungen Braut
Und sank zu seinen Füßen,
Den Vater zu begrüßen. —
Der Kaiser sah mit Staunen drein:
So fraulich ging sein Töchterlein,
Voll aufgeblüht in Frühlingspracht
Wie Rosen nach der Maiennacht.
Da rührt von diesem Jugendlicht
Ein Strahl des Greisen Angesicht;
Da dehnt sich seine Seele weit
Zurück in längst vergangne Zeit,
Und in der Tochter grüßt ihn mild
Der toten Mutter bräutlich Bild.

Er rief: „Nun ist mir offenbar,
Wer hier der rechte Freier war!
In Zweifel irrten wir und Wahn: —
Die Minne ging auf sichrer Bahn.
Steh auf, jung Heinrich, tritt zu mir!
Nimm du mein Schwert und mein Panier!
Du sollst mit Fug, wo ich dich fand,
Mein Herzog sein im Schwabenland.
Und kommt mein Volk in Kriegsgefahr,
So führe du die Bannerschar!

Was wir geſät in Sorg und Mühn,
Des Reiches Heil wird dir erblühn.
Denn was man Schlimmes dir erdacht,
Vor dir und deiner Sterne Macht
Muß Haß und Neid erbleichen; —
Dein Glück iſt ohnegleichen!“

VI.

Bruder Rausch

Ein Klostermärchen

(Vollendet München, den 20. Juni 1881)

Meinem lieben Freunde

Gustav Siegle

gewidmet

Erstes Abenteuer.

Es lag im Wald abseits vom Rhein
Ein armes Bettelklösterlein.
Dort dienten, der Versuchung fern,
Zwölf biedre Mönche Gott dem Herrn.
Sie wohnten in des Friedens Zelt,
Entrückt dem Schiffbruch dieser Welt:
Die einen in der Jugend Prangen,
Mit sanftem Blick und zarten Wangen,
Von frommen Eltern kaum geboren
Zu Himmelsbürgern auserkoren,
Eh sie der Maienhauch der Sinde
Mit seiner süßen Brunst entzünde.
Die andern alt, mit langem Bart,
Gebräunt von mancher heißen Fahrt;
Die schlaffen Augen gaben Kunde
Von mancher wildverschwelgten Stunde:
Nun büßten sie im härnen Kleid
Des Lebens schöne Eitelkeit.

Herr Irminold der Guardian,
Dem sie voll Demut unterthan,
Der hatte lange mit Scholaren
Die Welt durchschweift in jungen Jahren,

Bald eines Bischofs Tischgenoß,
Bald Schreiber in des Kaisers Troß,
Bald mit verwettertem Gesinde
Ein Gast des Waldes und der Winde.
Er war ihr Stolz; denn er allein
War schriftgelehrt und sprach Latein.
Sie zählten zu den Geistesarmen,
Die Christus segnet voll Erbarmen.
Denn ihnen schuf kein Rätsel Qual;
Sie dachten täglich siebenmal
An Reu und Leid des Sündenfalles;
Sie wußten nichts und glaubten alles.

In ebnem Bette floß ihr Leben,
Der strengen Regel fromm ergeben.
Sie gingen barhaupt, ohne Schuhe
Und schliefen sanft auf harter Truhe.
Nie dampfte Fleisch auf ihrem Tisch;
Am Fasttag fehlte selbst der Fisch.
Sie aßen Bohnen unverdrossen
Und andres, was dem Halm entsprossen,
Der alten Väter heilge Kost.
Für sie vergor kein edler Most.
Sie kannten keine andre Süße
Als Hymnen und Mariengrüße.
Von irdischer Arbeit Schweiß und Pein
Blieb ihnen Leib und Seele rein.
Ihr einzig Tagwerk war Gesang;
Sie sangen halbe Nächte lang
Mit so zerknirschten Jammerlauten,
Daß sich die Engel dran erbauten.
Wornach der Menschen Gier entbrannt,
Kein Geld entweihte ihre Hand.
Doch kam einmal die Not ins Haus,
So schwärmten sie gleich Immlein aus

Und rührten rings durch Herzensgüte
Der Bauernweiber weich Gemüte.
Sie traten lächelnden Gesichts
Ins Hofthor ein und sagten nichts,
Empfingen aber sich zur Labe
Bescheiden auch die ärmste Gabe.
Und wenn erglomm der Abendstern,
So kehrten sie von nah und fern,
Beladen für des Leibes Not
Mit Reisigwellen, Frucht und Brot,
Verzehrten froh die magre Beute
Und lobten Gott und gute Leute.

Hienieden war ihr Paradies
Ein Gütchen, das ans Kloster stieß,
Von hoher Mauer rings umschlossen,
Von einem klaren Bach durchflossen.
Dort lauschten sie am Sommertag
Auf Kuckucksruf und Wachtelschlag
Und plauderten, versteckt in Rosen,
Von jenen weißen dornenlosen,
Die der Gerechten warten
Im lichten Himmelsgarten.

Hier ging dereinst der Bruder Benz,
Der würdge Nestor des Konvents,
Und sucht' in erster Frühlingshitze
Ein kühles Ecklein sich zum Sitze.
Im Hintergrund, am Rand des Quells,
Ragt hoch ein eppichgrüner Fels;
Dort, überdacht vom dichten Flieder,
Ließ sich der fromme Bruder nieder,
Sah blinzend in den Sonnenschein
Und schlief beim Sang der Grillen ein.

Sanft glitt sein Haupt zum weichen Rasen:
Da weckte ihn ein grobes Blasen,
Das meuchlerisch im besten Schlaf
Ihn an der blanken Glatze traf.
Er schreckt empor, — doch geht kein Hauch;
Kein Blättlein bebt an Baum und Strauch;
Nur Fliegen schwärmen mit Gesumm.
Er schlägt ein Kreuz und dreht sich um
Und kehrt sein Haupt der Felswand zu.
Wie wohl thut ihm die sichre Ruh!
Doch nun — fürwahr, er träumt doch nicht —
Nun bläst es scharf ihm ins Gesicht.
Da rief er mit entsetztem Ton
Zu seinem heilgen Schutzpatron.
Doch wie er nach dem Boden starrte,
Gewahrt' er eine Felsenscharte;
Drin klafft ein langer, feiner Spalt;
Von dorther weht es modrig kalt.
„Hier", sprach der Mönch mit Beben,
„Hier ist ein Schatz zu heben!" —
Er lief auf schwanken Sohlen,
Die Brüder herzuholen:
„Merkt auf, ich zeig' euch einen Ort,
Da liegt der Nibelungen Hort!" —
Sie kamen alle, Mann für Mann,
Mit Hacken und mit Schaufeln an
Und gruben um die Wette
An der gefeiten Stätte.

Da tauchte bald ein rundes Thor
Aus Schutt und Felsgeröll hervor.
Nun leuchtet in den Berg hinein
Vom hellen Tag ein Dämmerschein,
Und drinnen wölbt sich hoch und weit
Ein Keller aus der Römerzeit.

Viel alte Krüge stehn umher
Mit mächtigem Bauch, doch leider leer.
Die armen Mönche sahn sich stumm
Enttäuschten Blicks und fröstelnd um.
In diesem heidnischen Gemäuer
Schien's ihnen doch nicht recht geheuer.
Da zischelt einer angstverstört:
„Was war das? Habt ihr's nicht gehört?" —
Ein jeder sucht vor Schrecken
Am andern sich zu decken,
Horcht atemlos mit offnem Mund
Hinunter nach des Kellers Grund.
Und wirklich, hinten aus dem Düstern,
Da kam ein Pusten und ein Flustern,
Darnach ein Laut, wie wenn mit Gähnen
Erwachende die Glieder dehnen.
Da sträubte sich ihr bißchen Haar;
Um Hilfe schrie die ganze Schar.
Das war ein Rennen und ein Laufen;
Sie lagen bald auf einem Haufen.

Nun eilt der Guardian herbei;
Den Hirten lockt der Herde Schrei.
Er hört die Mär geneigt zum Scherze
Und steigt hinab mit heilger Kerze.
Die Krüge schaut er mit Behagen;
Ihn rührt ein Wunsch aus jungen Tagen.
Das war der Durst nicht, der gemeine:
Die Sehnsucht war's nach goldnem Weine.
Er sprach: „Wo ist, davor euch graust?
Hier hat ein guter Geist gehaust." —
Er trat hinein, erhob das Licht
Und sprach mit lächelndem Gesicht:
„Ja, gütger Geist, wer du auch seist,
Wir sind an Freuden arg verwaist.

Laß dir's gefallen, laß dich laden,
Als Gast uns gastlich zu begnaden!" —
Sein Licht erlosch. Er ging von dannen,
Bestaunt von seinen treuen Mannen,
Und sprach: „Die Schatten werden lang.
Macht euch bereit zum Abendsang!" —

Doch als er kam vor seine Zelle,
Da saß ein Männlein auf der Schwelle,
Glattwangig, zart und wohlgestalt,
Von einem roten Hemd umwallt,
Ein rotes Hütchen in den Locken.
„Willkommen!" rief er unerschrocken,
„Woher, du Fremdling schön und licht?
Von bösem Stamme bist du nicht." —
Da klang ein Stimmchen fein wie golden:
„Wir heißen auch die guten Holden." —
„Was suchst du hier auf meinen Pfaden?" —
„Du hast ja selbst mich eingeladen
Im Keller, wo ich lag und schlief,
Bis mich dein Gruß ins Leben rief." —
„Wie kamst du in die Felsengruft?" —
„Wohl lebt' ich einst in freier Luft,
Den Frauen lieb, den Helden wert,
Von allem Volke hochgeehrt,
Bis mit des fremden Gottes Namen
Die schwarzen Kuttenmänner kamen,
Gebete murmelnd auf Latein.
Ihr Beil erknirscht im heilgen Hain;
Singhäuser baun sie allerorten,
Beschimpfen uns mit wilden Worten
Und machen uns die Ohren gellen
Mit ihren großen welschen Schellen.
Da scharten sich die Meinen
Mit Wehmut und mit Weinen

Und fuhren aus, ein stilles Heer,
Bei Nacht stromabwärts übers Meer.
Ich dacht' erst mit den andern
Auch fernhinweg zu wandern.
Da fand ich jenes Mauerloch,
Wo ich im Unmut mich verkroch.
Dort standen aus verschollner Zeit
Viel spitze Krüge schöngereiht,
Uralten Römerweines voll:
Die trank ich aus in meinem Groll.
Nun mußt du wissen: unser Wein,
Das ist der klare Mondenschein.
Wir scheuen als Beschwerde
Das rote Blut der Erde.
Doch ich im Truge trank und trank,
Bis ich umnebelt niedersank.
So stille war's im Grunde;
Mich störte keine Kunde.
Nur oft wie einer Drohne Summen
Hört' ich von fern die Glocken brummen.
Ich aber schlief, ich glaube gar,
Wohl über siebenhundert Jahr." —
„Und nun?" — „Nun bin ich hier erschienen,
Als Gast euch gastlich zu bedienen." —
„Uns, die zum selben Gotte beten
Wie jene Schwarzen, die dich schmähten?
Denkst nicht, uns für dein Leid zu strafen?" —
„Das ist vertrunken und verschlafen!
Ihr habt so freundlich mich begrüßt
Und mir der Schwarzen Schimpf gebüßt.
Auch seid ihr braun, ein gutes Zeichen:
Ich habe Vettern, die euch gleichen." —

Der Guardian wiegt das Haupt und spricht:
„Freund, hier ist deine Stätte nicht!" —

Doch jener fleht: „Laß mich gewähren!
Als meinen Herrn will ich dich ehren.“ —
Er blickt empor, ein bittend Kind:
„Wir sind so gern, wo Menschen sind.“ —
„Wohlan, ich heiße Irminold,
Und du, wie heißt du?“ — „Wie ihr wollt!
Da wo es sprudelt, rauscht und braust,
Hab' ich am liebsten einst gehaust
Und ritt als Fant auf Wind und Wolke:
Drum hieß ich Rausch bei meinem Volke.“ —
„Durch diesen Namen ehrt mit Recht
Dich auch der Sterblichen Geschlecht.
Wieviel die Sagen melden
Von Trunken deutscher Helden,
Es brauchte siebenhundert Jahr,
Bis deiner ausgeschlafen war:
Drum sollst du auch in unsern Reihn
Als Bruder Rausch gepriesen sein.
Doch welches Amt wird dir zu Lehn?
Wir sind mit Dienern wohlversehn:
Der Oberkämmrer sorgt getreu
Im Schlafgemach für trockne Streu;
Der Truchseß hält mit wenig Haus
Und würzt mit Fasten unsern Schmaus,
Und Wassermann der Schenke,
Dem mangelt nie Getränke.“ —
„Herr, laßt sie dieser Dienste frei!
Gebt mir die Aemter alle drei!“ —
Der Guardian nickt ihm lachend zu:
„Und welchen Liedlohn forderst du?“ —
„Bleibt mir mit Wort und Mienen hold,
So heisch' ich weder Dank noch Sold.“ —
„Das sei gelobt in Treuen!“ —
„Es soll euch nicht gereuen!“ —

Zweites Abenteuer.

Als Bruder Rausch sein Amt begann,
Da hub ein neues Leben an.
Die guten Mönche staunten,
Sie sahn ihm nach und raunten,
Wenn er mit leisem Kindertritt
Geschäftig durch die Gänge glitt.
Was seine kleinen Hände brachten,
Mißtrauisch nahmen sie's und lachten.
Es war ihr alter Bohnenbrei;
Doch fremde Süße war dabei.
Im Wasser selbst welch milde Güte!
Wie angehaucht von Rebenblüte.
Und es geschah nach wenig Tagen,
Daß Hühnchen auf den Bohnen lagen,
Gefüllt mit zarten Leckerein,
Und aus dem Krug floß edler Wein.
Sie zagten erst, sie nippten dann
Und blickten schnalzend himmelan.
Und immer reicher ward ihr Mahl
Und immer würziger der Pokal,
Den er, vor Eifer heiß und rot,
Mit freundlich schlauem Lächeln bot.
Die Tafel deckt ein feines Linnen,
Wie es nur Edelfräulein spinnen,

Und kein Gelüst blieb ungestillt.
Nun gab es Braten zahm und wild
Und eine Fülle von Gerichten,
Wie Kaiserköche sie erdichten:
Im Honig schwimmt der weiße Schwan;
Vom Zimmetbaum salzt der Fasan,
Und fürstlich prunkend stellt der Pfau
Des Schweifes bunte Pracht zur Schau.
Die armen Mönche saßen
Verzaubert still und aßen.
Sie lösten sich den Kuttenstrick
Und sprachen mit gerührtem Blick:
„Der Kleine wird uns recht zum Frommen;
Der muß von guten Eltern kommen." —

Doch stieg er höher noch in Gunst,
Wies er am Fasttag seine Kunst:
Weinsuppen in der Frühe
Und Aal in Safranbrühe,
Und mittags in der Krebse Kranz,
Da lag der fette Biberschwanz,
Forellenkrapfen, Blamenschier
Und Feigenmus in Malvasier
Und abends Turmpasteten
Von Salmen und Lampreten:
„Ach", riefen sie, „du selges Kind,
Du machst das Fasten sanft und lind!" —

Für alles sorgt' er treu und klug
Und that sich nimmermehr genug.
Das Tellerbrett, der Gläserschrank
Glitzt jeden Morgen spiegelblank.
Stets war der Estrich glatt gefegt,
Und Saal und Zelle wohl gepflegt.

Bald sah man über Flur und Treppen
Ihn rastlos Pfühl und Polster schleppen,
Des harten Lagers Druck zu mildern,
Und weiche Decken bunt von Bildern;
Die glänzten allerorten
Von Pelz und seidnen Borten:
So schön, wie nun ihr Bette war,
War in der Kirche kein Altar.

Und in der Klosterwiese Grün
Fing alles wuchernd an zu blühn.
Dichtschattig sproßten Baum und Strauch,
Umweht von süßem Blumenhauch.
Darin erscholl mit sanfter Macht
Das Lied der Vöglein Tag und Nacht.
Durch Myrten schlich der Quell dahin,
Und goldne Fischlein spielten drin.
An Bäumen bei des Baches Rand,
Da waren Tücher ausgespannt,
Worin an schwulen Nachmittagen
Die ältern Brüder schlummernd lagen,
Wenn sich die jüngern frisch und kühn
Auf Schaukeln schwangen durch das Grün.
Sie schwebten hoch im Bogen,
Daß ihre Kutten flogen.

Und oben auf des Felsens Spitze
Erbaute Rausch zu lustgem Sitze
Ein rotbewimpelt Sommerhaus;
Dort ruhten sie von Spiel und Schmaus.
Sie schauten abends von dem Gipfel
Weit übers Meer der Tannenwipfel,
Umkränzt nach allen Enden
Von lachenden Gelanden.

Dort floß der Rhein im Purpurſchein
Mit ſeinen Burgen groß und klein
Und zog den Blick von Ort zu Ort
Und zog die Herzen mit ſich fort,
Bis er am goldnen Himmelsrand
Im lichten Duft der Ferne ſchwand.
Sie ſehn die Kaufmannsſchiffe gleiten,
Sehn Herrn und Fraun mit Falken reiten;
Im Dorfe jauchzt der Tänzer Schwarm,
Und Pärchen wandeln Arm in Arm,
Und Kinder ziehn in Reihen,
Geputzt mit grünen Maien:
Die Mönche ſchauten ſehnſuchtbang
In dieſe Welt voll Licht und Klang.

Doch wenn in blauer Dämmrung dann
Der Mond die Silberfäden ſpann
Und Thal und Höhe lag in Schweigen,
Da hub der Kleine an zu geigen.
Er fiedelte kryſtallenrein
Gar wunderſame Melodein
Und ſang dazu vom Reich der Zwerge,
Von Helden ſchlafend tief im Berge,
Vom Todeskuß der Waſſerfraun,
Vom Elbentanz auf Waldesaun,
Der einſt den ſchönen Jungen
Mit holdem Bann umſchlungen,
Als er durchritt den Roſenhag
Die Nacht vor ſeinem Hochzeittag:
Da rührt ihn mit der weißen Hand
Die Königin vom Elbenland
Und tanzt mit ihm am Wieſenhang
Bei leiſem Sang und Flötenklang.
Er kehrte heim nach kurzen Stunden:
Da waren hundert Jahr entſchwunden,

Und längst sein armes Lieb indessen
Im Gram gestorben und vergessen.
Die Weise klang so schaurig,
So süß und doch so traurig,
Wie uralt ewge Liebesklage
Um diese flüchtgen Erdentage.
Doch plötzlich taucht aus Leid und Nacht
Sein Lied in helle Tagespracht
Und kehrt ins Leben lachend jung
Mit einem kecken Freudensprung.
Er sang von Lust und Rosen,
Von Bechern und von Rosen;
Er sagte Märlein wunderhold,
Durchwirkt mit weiser Sprüche Gold;
Er wußte kluger Rätsel viel
Und manch ein neckisch Fragespiel;
Von Riesen wußt' er manchen Schwank,
Von derbem Schimpf und Heldenzank,
Von wilden Schelmenstreichen
Und Lügen ohnegleichen.
Das klang so lustig, schmuck und toll,
Daß alle des Entzückens voll
Die hellen Thränen lachten
Und kaum des Mahls gedachten.

So ging mit reichlichem Gewinn,
Mit Scherz und Ernst der Tag dahin.
Und ward es endlich Schlafenszeit,
Stand Naschwerk schon am Bett bereit
Und Becher voll von edlem Naß,
Von Maulbeerwein und Hippokras.
Sie knusperten und tranken,
Bis sie im Bett versanken
Und sanft in seinen weichen Tiefen
Wie Engelein in Wolken schliefen.

Bald spürten alle neugemut
Im Herzen frisches Lebensblut.
Die Labekost, der Zeitvertreib
That ihnen wohl an Seel' und Leib.
Sie gingen auf bei all dem Segen
Wie knospend Laub im Frühlingsregen.
Sie wurden merklich feister,
In Wort und Mienen dreister.
Nicht mehr gebückt, wie Mönche gehn
Und schweigend vor sich nieder sehn,
Sie schritten mit erhobnem Haupt,
Den Hut mit jungem Grün umlaubt,
In munterem Gebaren,
Neugierig wie die Staren.
Drall in die Kutten eingespannt,
Als wär's ein ritterlich Gewand,
Mit weiten Aermeln, feingekreppten,
Die sie wie Schwalbenschwänze schleppten,
In Stiefelchen von Korduan
Stolzierten sie wie ein Galan,
Das Lockenkrönlein wohl gekraust,
Mit kleinen Sperbern auf der Faust,
Am Gurt ein sammtnes Täschchen
Mit goldnem Bisamfläschchen.
So sah man brüderlich umschlungen
Die Alten scherzend mit den Jungen
Am Festtag durch die Blütenaun
Lustwandeln in der Lüfte Blaun.
Manch Bäuerlein, an dessen Herd
Sie früher bettelnd eingekehrt,
Wich aus dem Weg und grüßte sie
Verwundert mit gebeugtem Knie.
Sie nickten vornehm abgewandt
Und winkten gnädig mit der Hand.
Auch ihr Gesang im Kirchenchor

Klang nicht so fromm mehr wie zuvor:
Sie schrieen an der heilgen Stätte
Mit Fink und Amsel um die Wette;
Sie sangen kühner stets und schriller -
Im Jubelton und schlugen Triller.

Der stille, heilig dumpfe Sinn,
Die Kindeseinfalt war dahin.
Sie unterfingen sich zu denken,
Erfüllt von übermutgen Ranken,
Und freuten sich, mit scharfen Reden
Einander listig zu befehden.
Nicht alle stimmten fröhlich ein;
Da gab's geheime Seelenpein.
Insonderheit der Bruder Benz,
Der würdge Nestor des Konvents,
Der litt oft nachts in seinen Kissen
An Alpdruck und Gewissensbissen
Und spürte schon mit Ach und Wehe
Die Strafe Gottes in der Zehe.
Im rechten Feuereifer schalt
Der fromme Bruder Humibald.
Der hatte sich zu lange Zeit
Geplagt, gegeisselt und kasteit,
Um seinen Lohn im ewgen Leben
So leichten Kaufes hinzugeben.
Doch gegen ihn sprach Winimar,
Der Schönste aus der jungen Schar:
„Wie hat der Kleinmut dich verstört!
Hast nie von großen Herrn gehört,
Von Erzbischof und Kardinal,
Die schwelgten an der Freuden Mahl?
Sie sangen manch verbuhltes Karmen,
Umstrickt von weichen Weiberarmen;

Sie jagten Wild auf schlankem Renner
Und starben doch als heilge Männer." —
„Die lebten nach der Freien Recht;
Der Mönch ist seiner Regel Knecht." —
„Zu ängstlich nach der Regel schaun,
Heißt das nicht Gottes Huld mißtraun,
Hoffärtig scheun den Born der Gnaden,
Zu dem wir alle sind geladen?
Nein, schau nur auf den Guardian:
Erkennst du da nicht weisen Plan?
Wie man die Unschuld zaghaft lobt,
Die kein Versucher noch erprobt,
Hat auch die Buße wenig Wert,
Die niemals ahnt, was sie entbehrt.
Leicht trägt ein härenes Gewand,
Wer Sammt und Seide nie empfand,
Nicht minder, wer vergessen,
Was Holdes er besessen.
Wer sich dem Reiz der Welt entzieht,
Der meint zu siegen, wenn er flieht.
Nur der wird ehrlich sie bezwingen,
Der sie umfaßt in keckem Ringen.
Was ist der Engel höchste Freud'?
Ein einzger Sünder, der bereut,
Gilt mehr in ihren selgen Reichen
Als hundert Fromme deinesgleichen.
Bei unsrem ewgen Fastenfang
Ward ihnen leicht die Weile lang:
Doch denk', wie werden sie uns ehren,
Wenn wir uns glorreich einst bekehren!" —

So sprach der schöne Winimar,
Und Beifall rief der Brüder Schar.
Der Guardian schwieg und dachte lächelnd,
Mit einem Palmenbusch sich fächelnd:

„Wie thöricht war's, mit leerem Magen
Den freien Künsten nachzujagen!
Der Teufelsjunge disputiert,
Als hätt' er in Paris studiert." —
Der fromme Hunibald hinwieder
Sah schwerbetroffen vor sich nieder:
„Wird das von allen eingeräumt,
So hab' ich viele Zeit versäumt." —
Er ging und suchte unverwandt,
Bis er den kleinen Kämmrer fand,
Zog ihn beiseite und begann:
„Du nimmst dich unser trefflich an,
Willst uns den Tand der Erde lehren,
Um unsern ewgen Schatz zu mehren.
Doch, im Vertrauen sei's gesagt,
Du bist im Angriff noch verzagt,
Lockst uns wie Kindervolk mit Kuchen:
Du mußt uns kräftiger versuchen.
Den Weltling macht Gemeines toll;
Doch ein Asket ist anspruchsvoll.
Drum, willst du Heilige verführen,
So gilt's, das Feinste auszuspüren.
Der Guardian geht noch heut auf Reisen;
Dann magst du deine Künste weisen." —
Der Kleine lacht: „Ich will's besorgen!
Die heilge Sonnwend kommt uns morgen.
Gesellschaft bring' ich jung und fein:
Ihr sollt mit mir zufrieden sein." —

Drittes Abenteuer.

Der Sonnwendabend kühlt die Luft
Mit Rosentau und Lindenduft.
Schon funkeln wie entflammte Sterne
Lustfeuer auf den Höhn der Ferne.
Im Klostergarten grün umheckt
Prangt eine Tafel reich gedeckt
Mit zieren Bechern und Pokalen,
Mit Eisgeschirr und Erdbeerschalen.
Rings in den Lauben liegen Pfühle;
Verdoppelt ist die Zahl der Stühle.
Es harren auf des Mahls Beginn
Die Brüder mit erregtem Sinn,
Ein fragendes Gedränge.
Da nahen muntre Klänge:
Der Kleine tanzt durchs offne Thor;
Er bläst auf grünem Haberrohr,
Und hinter ihm, ein holder Schwarm,
Da schreiten paarweis Arm in Arm
Zwölf zarte Bürschlein jung an Jahren
Im Kleid der fahrenden Scholaren.
Er jubelt: „Heil zum Sonnwendfeste!
Nun teilet euch in meine Gäste!“ —

Bald schmausten alle buntgesellt.
Durch Lampen war der Tisch erhellt;

Die hingen von den Linden
Aus blumigen Gewinden.
Erst sahn die Schüler schamhaft drein
Und hauchten schüchtern Ja und Nein.
Doch Bruder Rausch mit Scherz und Schwank
Schenkt ihnen süßen Lautertrank,
Daß alle Wangen festlich glühten,
Aus sanften Augen Funken sprühten.
Sie schauten seitwärts ihren Mann
Mit raschen Schelmenblicken an
Und stimmten in die Neckerein
Mit silberhellem Kichern ein.

So ging es fort in Saus und Braus.
Doch als zu Ende war der Schmaus,
Da rückten sie die Stühle
Und schwärmten durch die Kühle.
Ein Sonnwendfeuer wird entfacht;
Das lodert in die Vollmondnacht.
Sie lagern in der Runde
Auf weichem Wiesengrunde.
Die Schüler streun im Uebermut
Sich Rosen in der Locken Flut
Und flechten sie, mit Wein durchlaubt,
Den Mönchen um das kahle Haupt,
Daß lüstern aus den Kränzen
Die weißen Platten glänzen.
Da schallt ein Lachen von der Linde;
Dort wiegt sich Rausch im Abendwinde.
Er saß, rot angeglüht vom Brand,
Die Zauberfiedel in der Hand.
Sie riefen: „Spiel uns einen Reigen!“ —
Und wieder fing er an zu geigen,
Doch heut mit nie gehörtem Klang,
Der fein durch alle Sinne drang.

Anhebt sie leis' und leise,
Die heilge Elbenweise.
Sie bebt hinaus durch Berg und Flur:
Der Hochzeitreigen der Natur.
Ein süßer Schreck durchzuckt die Nacht.
Was schläft und atmet, das erwacht.
Die Vöglein in des Nestes Ruh,
Sie schütteln sich und hören zu.
Die Hindin auf der Heide
Blickt auf von ihrer Weide.
Der Wolf, von Beutegier entbrannt,
Vergißt sein Wild und steht gebannt.
Der Eichwald stillt sein Rauschen,
Und alle Wesen lauschen.

Und wie die Weise mählich schwillt,
Haucht weiche Sehnsucht durchs Gefild.
Die jungen Mönche schaun empor,
Als öffne sich des Himmels Thor,
Von Schauern überronnen,
Von Wehmut und von Wonnen
Das Herz im Tiefsten aufgewühlt,
Das sich noch nie so kühn gefühlt.
Verheißend lockt in alle Weiten
Die Welt mit tausend Herrlichkeiten;
Nach Wunderfernen stürmt ihr Sinn.
Die Alten träumen vor sich hin,
Als sähen sie Gestalten schweben
Aus einem frühern Erdenleben.
So fremd und doch so wohlbekannt
Entschleiert sich ihr Jugendland.
Da liegt es rings im Maienschein:
Wie ging sich's da so hold zu zwein!
Sie faßt ein schmerzliches Gelüst
Nach Lippen, die sie einst geküßt,

Nach blütenhellen Wangen,
Die längſt in Staub vergangen.

Da wächſt der Klang mit Zaubermacht
Wie Sturmgeſang der Frühlingsnacht.
O, ſchaut nicht vorwärts, nicht zurück!
So nahe grüßt euch Lieb und Glück.
Die Welt iſt euer, ſchaut euch um!
Ein feſtlich prangend Heiligtum.
Des Mondes Silber tränkt die Matten
Und rieſelt durch der Zweige Schatten,
Und alle Blumen öffnen ſacht
Des Blätterſchoßes zarte Pracht,
Und ſüße Wohlgerüche ſchwellen
Der Lüfte ſanft erregte Wellen.
Gleich Wölkchen ſteigt der Bienen Zug:
Sie ſchwärmen auf im Hochzeitflug.
Von Faltern wimmelt Buſch und Au:
Die Adler kreiſen hoch im Blau.
Waldvöglein heben goldnen Schall,
Die Lerche mit der Nachtigall.
Der Spielhahn ſchleift, der Täuber girrt;
Das gluckſt und ſchmettert, zirpt und ſchwirrt,
Und fernher aus den Föhren
Erdröhnt des Hirſches Röhren.

Mit allberauſchender Gewalt
Ergreift die Weiſe jung und alt
Und reißt ſie fort im Siegerſchritt:
Sie ſpringen auf und ſingen mit.
Die Schüler zwängt ihr Bruſtgewand:
Sie werfen's ab mit wilder Hand, —
Und ſchwanweiß taucht aus ſchwarzer Hülle
Magdlicher Glieder ſchlanke Fülle,

Und wen noch Traumesweh umwunden,
Fühlt im Entzücken sich gesunden.
Der Erde liebstes Lenzgebild,
Das Lieb und Luft entgegenschwillt,
Lichtäugig Leben jugendwarm
Schmiegt sehnend sich in ihren Arm.

Wie glüht ihr Blick im Flammenglanz!
Und horch, die Weise ruft zum Tanz.
Verzaubert muß sich alles drehn;
Kein Halten giebt's, kein Widerstehn.
Sie fassen sich im Ringelreihn
Und rasen um den Feuerschein,
Bis im Gewog die Kette reißt
Und Paar um Paar im Wirbel kreist.
Das scherzt wie Bräutigam und Braut,
Neckt, flieht und hascht mit Jubellaut.
Sie schließen fester sich zusammen
Und springen jauchzend durch die Flammen,
Um sich in lauschigen Revieren,
In dunkeln Lauben zu verlieren.

Nur noch ein einzger Ton erscholl,
Der süß und immer süßer schwoll,
Bis alle Sinnen und Gedanken
In ihm ertranken und versanken.

Und sieh, da wallt die Königin,
Frau Minne, durch die Mondnacht hin.
Sie blickt umher: Des Himmels Dach
Umwölbt ein großes Brautgemach.
Sie segnet mild die ärmste Stätte,
Weiht jedes Blatt zum Hochzeitbette. — —

Und rückwärts ſpielt nach Elbenpflicht
Sein Zauberlied der kleine Wicht,
Bis daß es leiſe, wie's begann,
In einen Seufzerhauch verrann.

Still iſt es. Nur die Flamme ſauſt,
Die tobend in den Aether brauſt.
Nun ſinkt ſie jäh, mit Rauch vermiſcht,
Zuckt, ſprüht und flackert und erliſcht.
Sacht glitt der Mond dem Walde zu,
Und Thal und Hügel kehrt zur Ruh.
Die Roſe, üppig aufgeblüht,
Die Lilie neigt ſich ſchlummermüd.
Da taumeln aus den Kelchen
Verſchlungene Libellchen.
Es regnen Käfer liebesmatt
Wie Tropfen Gold von Blatt zu Blatt.
Die Vögel ſtecken wieder
Die Köpflein ins Gefieder.
Glühwürmchen tippt ſein Lichtlein aus;
Still ſucht das Wild ſein grünes Haus.
Nun huſcht der Träume Schattenſchwarm,
Und Lieb entſchläft in Liebesarm.
Nichts wacht mehr als der Sternenreigen;
Der wandelt fort in ſelgem Schweigen.

Viertes Abenteuer.

Am Morgen ſtatt des Sommers Blau
Ein unabſehbar wüſtes Grau.
Das trieft von Regen und Genibel;
Das Wetterfähnlein ächzt am Giebel.
Vom Dache ſpeit ohn' Unterlaß
Ein Drachenhaupt ſein troſtlos Naß.
Das Kloſter lag wie meerverſunken,
So regenöd und ſchlummertrunken,
Bis endlich mittags dort und da
Ein Mönch aus ſeiner Zelle ſah.
Der eine gähnt und ſtarrt ins Leere;
Der andre wimmert Miſerere.
Und wie der Kleine kam gegangen,
Ward er mit Vorwurf rings empfangen.

Und wieder laut vor allen ſchalt
Der fromme Bruder Hunibald:
„Nun iſt verſcherzt der Heilgenſchein!
Und der iſt ſchuld, nur der allein!
Wir lebten hier ſchon in der Zeit
Im Vorhof ſelger Ewigkeit;
Da wandelt uns der ſchnöde Zwerg
Das Gotteshaus zum Venusberg,
Wo ſtatt zerknirſchter Litaneien
Die Lüſte frech gen Himmel ſchreien." —

Der Kleine lauscht des Redeschwalls
Mit staunend vorgerecktem Hals.
Zu Boden warf er Krug und Teller
Und schlüpfte murrend in den Keller.

Sie aber gehn vereinzelt, stumm
Im Düstern wie Gespenster um,
Hohläugig, ohne Gruß und Nicken.
Sie messen sich mit strengen Blicken,
Und jeder zieht ein schief Gesicht:
„Da geht auch so ein Sündenwicht!
Der ist an Leib und Seele krank.“ —
Wo zwei sich treffen, giebt es Zank:
„Du hast ja schön galanisiert.“ —
„Du hast dich auch nicht lang geziert.“ —
„So frech wie du gehub sich keiner.“ —
„Dein Kuttenzipfel sprang wie meiner.“ —
„Ein arglos Herz ist bald verführt.“ —
„Ja, wo es brennt, ist leicht geschürt.“ —
Ein dritter stand dem ersten bei;
Ein vierter rief: „O Gleißnerei!
Euch ziemt es, andre anzuklagen,
Statt an die eigne Brust zu schlagen.“ —
Ein Junger drängt sich durch die Reihn:
„Ja, Memmen seid ihr insgemein!
Die Schüler wären gern geblieben;
Doch euer Schrein hat sie vertrieben.“ —
„Hu, werft das Teufelskind hinaus!
Es zieht den Blitz in unser Haus.“ —
Die Jungen riefen: „Er hat recht!“ —
Und scharten sich wie zum Gefecht.
So standen sie mit grimmem Drohn,
Die einen voller Trotz und Hohn
Die Arme auf der Brust verschränkend,
Die andern wild die Fäuste schwenkend.

Indes auf einer Kellerſtufe
Saß Bruder Rauſch in einer Kufe.
Er lachte ſtill in ſich hinein
Und ſchnitzte Stecken groß und klein.
Ein junges Mönchlein tritt ihm nah
Und fragt erſtaunt: „Was treibſt du da?“ —
„Man ſorgt beizeiten für die Not.
Langt zu! Sie ſtehn Euch zu Gebot.“ —
„Gieb her,“ ſpricht jener, „du biſt klug.
Laß fühlen, hat er Saft genug,
Um alte Heuchler durchzulaugen?“ —
Der Kleine zwinkert mit den Augen.
Der Milchbart lacht: „Hab Dank, Geſell!“ —
Und birgt den Stock im Aermel ſchnell.

Drauf kam ein Alter zuzuſehn:
„Was ſchaffſt du, Schalksknecht, und für wen?“ —
„Für mich; mir wird der Tag ſo lang.
Ein Weiſer flieht den Müßiggang;
Denn der, Ihr wißt es, frommer Vater,
Iſt aller andern Laſter Vater.“ —
Der Griesgram ſchaut ſich mit Gebrumm
Nach einem derben Knittel um.
Er wiegt ihn boshaft in der Fauſt
Und läßt ihn ſchwingen, daß es ſauſt:
„Ein Wedel, handfeſt und gediegen!
Hilft gegen freche junge Fliegen.“ —
Er nahm ihn ohne Dankeswort
Und trug ihn in der Kutte fort.

So ſah man einen nach dem andern
Bewehrt in ſeine Zelle wandern.
Und in der Nacht im Kloſtergang,
Sie kamen juſt vom Mettenſang,

Drängt fehdeluſtig Schar an Schar.
Auf Hunibald ſtieß Winimar
Und zeigte ſchimpflich ihm die Zunge.
Der holte aus mit weitem Schwunge
Und ſchlug ihm einen Backenſtreich.
Doch er, aufſpringend panthergleich,
Warf ihm den Leuchter ins Geſicht;
Zerknickt am Grund erloſch das Licht, —
Und jählings klatſcht ein Regen
Von hageldichten Schlägen.

Was hier Unſterbliches geſchehn,
Kein Menſchenauge hat's geſehn.
Man preiſt mit prächtgem Liederſchalle
Den Nachtkampf in der Hunnen Halle.
Dort aber war es hell vom Brand;
Da ſah man doch, wer fiel und ſtand.
Hier dieſe fangeswerte Schlacht
Deckt finſtres Graun der Mitternacht.
Dort war doch Freund und Feind geſchieden;
Hier gab kein Freund dem Freunde Frieden:
Wahllos wie Blitz und Liebe,
So fielen hier die Hiebe.

Lang wütet der geſpenſtge Kampf
Mit Schnauben, Quieken und Geſtampf,
Des blinden Prügelns Raſerei.
Auf jeden Schlag erſcholl ein Schrei,
Auf jeden Schrei ein ſtärkrer Schlag,
Davon ein Held am Boden lag.
So ſtillte mählich ſich das Toben:
Da plötzlich kam ein Licht von oben.
Sie ſchauten an der Wand hinauf;
Dort ſaß auf einem Säulenknauf

Der Bruder Rausch bei Fackelschein.
Er sah vergnügt und höhnisch drein,
Und, sich verneigend, grüßt er sie
Mit Salbung: „Pax huic domui!“

Da stöhnten die gefallnen Recken,
Die wie ein Haufen brauner Schnecken
Blutrünstig, mit zerbleuten Knochen,
Voll Wehmut durcheinander krochen.
Da war nicht eine Glatze heil;
Sie rieben sich manch edlen Teil
Und prüften unter Heulen
Die Striemen und die Beulen:
„Der Unhold lacht ob unsrer Not!
O weh, wie freut ihn unser Tod!“ —
„Jawohl!“ rief Hunibald mit Flennen,
„Wollt ihr ihn endlich nun erkennen?
Der uns verführt, der uns verhetzt,
Wie grinst und triumphiert er jetzt!
Das ist kein Christ, wie wir gemeint:
Das ist ein heidnisch böser Feind!“ —

Sie rafften hinkend sich empor
Und riefen schmerzvereint im Chor:
„Verbleibt er hier im Orden,
Er wird uns alle morden.
Heran! Wer kann das ABC?
Lest ihm das Exorciso te!“ —
Sie lasen's ihm mit viel Geschrei:
Sie schleppten Weihgeschirr herbei,
Psalmierten ohne Rast und Ruh:
Er saß und hielt das Licht dazu.
Da riefen sie: „Den Teufel auch!
Das ist ja gegen Recht und Brauch.

Mann, wenn wir dich beſchwören,
So haſt du drauf zu hören.“ —
„Ich höre gerne. Leſt nur fort!
Verſteh' ich auch kein Sterbenswort.“ —
Sie ſahn verdutzt einander an:
„Er trotzt dem ſtärkſten Höllenbann!“ —

Da kam in Schweiß und Schnaufen
Der Bruder Benz gelaufen
Mit einem ſchweren Kirchenſchrein:
„Nun gebet acht, ich heiz' ihm ein!“ —
Er ließ ihn in den Kaſten ſehn:
„Kannſt du dem Anblick widerſtehn?
Jungfräulich heilige Gebeine!
Von den elftauſend iſt es eine.“ —
Er lachte: „Laßt die Poſſen ſein!
Ich kenne leider dies Gebein.
Ihr habt's mit andern ſchönen Gaben
Am Römerkreuzweg ausgegraben.
Das hier, ein tröſtlicher Gewinn,
War eine welſche Tänzerin,
Die keines Werbers Herz gebrochen.
Mit dieſen lockern Schenkelknochen
Iſt wenig Heiliges geſchehn,
Soweit wir Heiden dies verſtehn.
Meint ihr ſo billig uns zu meiſtern?
Wie niedrig denkt ihr doch von Geiſtern!“ —

Da drängte Hunibald ſich vor
Und hielt ein Kruzifix empor:
„Nun wird es Ernſt! Nun muß er weichen.
Erkennſt du, Kobold, dieſes Zeichen?“ —
Doch unerſchüttert ſaß er da,
Indem er grollend niederſah:

„Ich kenn' den todeswunden Mann,
Der uns das Leben abgewann.
Für euch ließ sich der Reine morden;
Doch besser seid ihr nicht geworden.
Einst diente als getreuer Held
Der Mann den lichten Herrn der Welt
Und sah im Stolz erfüllter Pflicht
Frei in der Götter Angesicht,
Stand für sich ein in That und Wort: —
Ihr winselt Gnade fort und fort.
Das waren Männer unterm Helme:
Doch ihr seid weinerliche Schelme,
Glüht nach der Erde Lustgewimmel
Und seufzt verdrehten Blicks gen Himmel,
Im Heucheln groß nach Knechtesbrauch,
Und faule Knechte seid ihr auch:
Es reut noch euren heilgen Christ,
Daß er für euch gestorben ist!" —

Auf diese Schelte keulenschwer
Verhaltne Schreie ringsumher.
Doch jener rief: „Wenn du ihn kennst,
Du wortscharf heidnisches Gespenst,
So weich aus seinem Angesicht!" —
„Ich stehe nicht in seiner Pflicht.
Hier hab' ich Heim und Herrenschutz:
Hier bleib' ich eben euch zum Trutz." —

Sie standen ratlos, ohne Worte;
Da schellt es an der Klosterpforte.
Wohl kannten sie des Meisters Weise:
Der Guardian kehrt von seiner Reise.
Sie stürzen fort, ihn zu empfangen,
Mit fiebernd schamerglühten Wangen;

Sie rutschen knieend auf den Steinen
Mit Seufzen und mit lautem Weinen
Und beichten ihm mit Hilfeflehn,
Was Ungeheures hier geschehn.
Er stand umtost vom Jammerschalle
Und hob den Arm; da schwiegen alle. —
„Wir sprechen uns. Jetzt aber geht
Und büßt mit Fasten und Gebet!“ —
Er winkt: „Doch du, Geselle,
Komm mit in meine Zelle!“ —

Fünftes Abenteuer.

Ihm folgte Rausch mit schnellen Schritten:
„Dein Glatzenvolk hat schlechte Sitten!
Sie haben bübisch mich entehrt,
Weil ich gethan, was sie begehrt.“ —
Der Guardian saß und blickt' ihn an,
Bis er mit ernstem Ton begann:
„Gedenk, es war mein erstes Wort,
Du seist hier nicht an deinem Ort.
Du bist erkannt, es ist vorbei:
Ich laß dich aller Dienste frei.“ —
Der Kleine schaut erschrocken
Aus seinen goldnen Locken:
„Sie haben mich gescholten;
Das hab' ich treu vergolten.
So bin ich quitt mit deinen Mannen.
Und darum willst du mich verbannen?“ —
„Ich nicht, ich mag dich gerne leiden.
Ich trank vom frischen Quell der Heiden,
Kann frei auf eignen Füßen stehn
Und ohne Glaubenskrücken gehn.
Doch meinem Volk bist du ein Grausen:
Ihr könnt nicht mehr zusammen hausen.“ —

Der Kleine klagt: „So werd' ich gehn,
Den lieben Herrn nicht wiedersehn?“ —

„So lang und oft, als du begehrst,
Wenn du kein heidnisch Wesen wärst.
Nimm treuen Freundesrat von mir:
Wohin du fliehen magst von hier,
Und wanderst du nach allen Winden,
Wirst nirgends eine Heimat finden.
Der Kirche Sieg ist längst entschieden;
So füg' auch du dich: mache Frieden!
Versteh mich recht! Sie wahrt den Schein:
Dein Stand und Kleid soll christlich sein.
Hast du die Herrin anerkannt,
So schirmt sie dich mit starker Hand.
Im Kreise christlicher Dämonen
Wirst du bequem und sicher wohnen.
Mit Heiden soll kein Christ verkehren;
Den Teufel darf er nicht entbehren." —
Da schreit der Kleine: „Wehe,
Wenn ich dich recht verstehe!
Ein Teufel soll ich werden?"
Fragt er mit Zorngebärden. —
„Ein andres wird dir kaum gelingen:
Zum Engel wirst du's schwerlich bringen.
Die sind so spröd altjungfernhaft:
Du blühst in deiner Sünden Saft." —

Da warf der Elb das Haupt empor
Und trat mit heftgem Tritte vor:
„Pfui, wißt Ihr nicht, mit wem Ihr sprecht?
Ich bin von göttlichem Geschlecht!" —
So ruft er, und sein Auge rollt.
„Bist du so stolz?" sprach Irminold,
„Nur eine Frage gieb mir frei:
Erzähle mir, warst du dabei,
Wie aus der Elemente Krieg
Die erste Sonne jauchzend stieg.

Des Lebens Sinn und tiefſten Grund,
Des Weltalls Weſen thu mir kund!
Erhebe mich in Götterſphäre,
Damit ich dich als Gott verehre!“ —

Lang ſchwieg gebeugt der kleine Mann
Und trutzt ihn halben Blickes an:
„Ein grauſam Wort! Was that ich dir?
Wie unhold ſprichſt du doch zu mir!
Als ich der Nacht erſtanden,
War alles ſchon vorhanden.
Du magſt der Urwelt Rieſen fragen:
Sie reden auch nach Hörenſagen.
Aus Ewigkeiten rauſcht es her,
Ein grundlos uferloſes Meer.
Nimm alle Götter zu Geleitern:
In Nacht und Wahnſinn wirſt du ſcheitern.
Oft erbt ſich halbvergeßner Sang
Von Mund zu Mund, wer ſagt wie lang?
Ein Rätſellied, das man noch ſingt,
Weil es ſo ſchön zur Harfe klingt.
Doch niemand weiß, wer's einſt erſann,
Und niemand lebt, der's löſen kann:
So iſt die Welt. Wie mancher Laut
Tönt deinem Herzen ſo vertraut!
Meinſt ihre Worte zu verſtehn,
Bis jäh die Sinne dir vergehn.
Die dich mit Sehnſucht überquillt
Und läßt ſie ewig ungeſtillt;
Bald kühn wie junges Werben,
Bald troſtlos bis zum Sterben.
Es iſt ein wunderſam Gedicht:
Doch ſeine Deutung findſt du nicht.“ —

„Ja,“ rief bewegt der Guardian,
„All unſre Weisheit iſt ein Wahn!

Die Dinge zu benennen,
Das heißen wir Erkennen.
Wer faßt das grenzenlose All?
Das ist für uns ein Wort und Schall:
Was leben will, das schränkt sich ein;
Unendlich sein heißt gar nicht sein.
Ein Wesen ohne Schranken
Zersprengt uns die Gedanken.
Drum nimmt man, was die Stunde beut:
Der Schöpfungstag ist ewig heut.
Das Höchste, was der Geist erfuhr,
Lehrt ihn Verzicht. Wir können nur
Das Unvergängliche verehren
Und nach Vergänglichem begehren.
Gleich Völkerzügen, die sich drängen,
In Kampf und Wanderfahrt sich mengen,
So durch des Himmels Oede ziehn
Der Götter reisge Dynastien
Und streiten sich um Raum und Rang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Doch wie der Strom vorübertreibt,
Sie gehn, — das Weltgeheimnis bleibt.
Und bist du selbst ein Kind der Zeit,
Gleich uns ein Spiel von Lust und Leid,
So laß dir mit uns allen
Den Wechsel auch gefallen!
Wie alles, was zum Licht erwacht,
Trägst du das Muttermal der Nacht.
Wer gar der Menschen Gunst begehrt,
Was ist dem Dauerndes gewährt?
Doch darfst in unsern Tagen
Du wahrlich nicht verzagen:
Du bist Gebild nach ihrem Bilde,
Und gegen solche sind sie milde.
Ja, wenn es ernst wär' mit dem Einen,

Dem Gleichnislosen, Heiligreinen,
Der uns zu selgen Höhen lenkt,
Mit Schönheit, Geist und Liebe tränkt!
Wie, wenn des Tages Auge strahlt,
Die Farben, die der Morgen malt,
In ihrem bunten Spiel erblinden,
So müßtet ihr ins Blaue schwinden.
Doch ihn mag wohl der Seher ahnen,
Der einsam wandelt hohe Bahnen:
Das Volk, das in der Erde gräbt,
Am derben Trug der Sinne klebt,
Die Schuldbeladnen, Mühsalreichen,
Sie wollen Götter ihresgleichen.
Der Weltkraft innerliches Walten
Muß menschlich greifbar sich gestalten.
Den Trieb verbannt kein Predigtwort,
Kein Taufguß aus dem Herzen fort.
Die Kirche kommt ihm sanft entgegen
Und nützt ihn weise, sich zum Segen.
Glaub' mir! Hast du dich eingewöhnt,
Auch du wirst bald mit ihr versöhnt." —

„Ihr sagt von Göttern schöne Sachen,
Und mich wollt Ihr zum Teufel machen!" —
„Ei, ob man Gott euch oder Geist,
Ob Engel oder Teufel heißt,
Was thut's, wenn man nur an euch glaubt!
Viel besser Horn und Satyrhaupt,
Als daß ihr unbeachtet
Ins Nichts hinüberschmachtet.
Und wenn euch Lieb' und Ehrfurcht lügen,
So laßt euch mit der Furcht genügen!" —

„Zum Teufel, Herr, bin ich zu gut!
Er ist der Knecht der Glaubenswut,

Der Bestie mit dem Heilgenschein,
Die schwelgt an ewger Höllenpein." —
„Freund, wolltest du dich nur bequemen,
Die Sache nicht so schwer zu nehmen!
Bedenke, wer lebt ohne Tadel?
Viel Schwächen deckt sein hoher Adel.
Ob Götter, ob Titanen,
Das kommt von gleichen Ahnen,
Heißt heute Freund und morgen Feind:
Man muß nur wissen, wie's gemeint.
So schlimm sie aufeinander wettern,
Sie sind im Grund die nächsten Vettern.
Nein, schilt mir nicht die Herrn der Nacht!
Groß ist ihr Heer und ihre Macht.
Was oft der lieben Gotteshuld
Mit ihrer himmlischen Geduld
In Jahren nicht gelingen mag,
Vollbringen sie an einem Tag.
Sieh unser gläubges Herdentier,
Schwach von Vernunft und stark von Gier
Und stets verlockt, abseits zu weiden
Auf dieses Lebens grünen Heiden!
Wie sammelten wir armen Hirten
All die Zerstreuten und Verirrten,
Wär' nicht der schwarze Zottelhund,
Der grimme Wächter, mit im Bund.
Schweift uns ein Wildling überzwerch,
Er scheucht ihn in der Rüche Pferch.
Von Teufelsangst und ihrer Buße
Lebt unsre ganze heilge Muße.
Doch er, so sündig vielgewandt,
Ist uns auch sonst noch gern zur Hand.
Denn er ist, ganz wie du, gesellig,
Macht als Verführer sich gefällig,
Erhöht die Ehre, wenn wir siegen,

Entschuldigt uns, wenn wir erliegen.
Denn wo wir straucheln in der Welt,
Da hat er uns ein Bein gestellt.
Wenn wir in Evas Apfel bissen,
Ihm schiebt man alles ins Gewissen.
Drum sieh, wo unsereins gedeiht,
Da ist der Teufel auch nicht weit.
Wir haben uns in allen Landen
Von jeher wunderbar verstanden." —

„Ja, wär' er nur nicht so vertrackt,
So ungetümlich abgeschmackt!
Er ist zu greulich fur das Lachen,
Zu lächerlich, um graun zu machen." —
„Ach so, du kennst nur jene Fratze
Mit Huf und Schweif und Krallentatze.
Nein, Freund, so will der Bauer ihn;
Denn der liebt kräftge Medizin.
Uns thut ein ketzerischer Zug,
Der Blick des Spötters schon genug.
Ein schalkhaft Hörnerpärchen keimt;
Lachst wie ein Kuppler abgefeimt
Mit lecken höfischen Manieren:
Das alles wird dich trefflich zieren." —

Rausch sah zu Boden, schwieg und sann,
Und Irminold hub wieder an:
„Nicht jedem ist sein Leben
In freie Hand gegeben.
Ich selber, schau, wie treib' ich's hier?
Viel sanfter säß' ich, glaube mir,
Ein Liebling heiliger Natur,
Mit Aristipp und Epikur
Bei Lyraklang und vollen Bechern,
Statt hier mit meinen armen Schächern

Den dürren Rosenkranz zu drehn
Und auf die schöne Welt zu schmähn.
Ach, Herz und Welt sind heut entzweit;
So will's der Eigensinn der Zeit.
Sieh, der Gescheitre bist ja du:
Gieb nach und drück' ein Auge zu!" —

„Du möchtest allen Trost mir rauben.
Ich kann es nicht, ich will's nicht glauben,
Was wir für dieses Volk gethan,
Das sei nun Alterweiberwahn.
In Gunst und Gnade nimmer müd,
Wie waren freudig wir bemüht,
Gedeihn und Heil zu spenden
Mit unsichtbaren Händen!
Wie wuchs durch unsre stille Pflege
Das Gut im Haus und im Gehege,
Des Herdes Brot, die Milch der Kühe,
Und zogen wir in heil'ger Frühe
Im Reigenschritte durch die Flur,
Erquoll von Segen unsre Spur.
Beim kranken Kind in schwüler Nacht
Die guten Holden hielten Wacht.
Es wurde groß in unsrer Mitte;
Wir stützten seine schwanken Tritte.
Vors Bett des Jünglings legten wir
Am Weihetag die Waffenzier;
Beim Osterfruhlicht fand die Maid
Im Moos ein Nestlein voll Geschmeid.
Des Kindes Wunsch, der Traum der Braut,
Er ward dem Hausgeist leis' vertraut,
Und galt es ernste Männerthat,
Wir saßen ungesehn im Rat.
Als feierlich geladne Gäste
Verteilten wir am Hochzeitfeste

Glückſeckel, Wunſchring, Zauberhorn,
Des Metes unerſchöpften Born.
Wir ſprachen Troſt in ſchweren Tagen
Und halfen fromm die Toten klagen.
Und all der trauliche Verein,
Die Treue ſoll vergeſſen ſein,
Verweht im Wind mit welkem Laube?
Das muß ich ſehn, bevor ich's glaube." —

Der Guardian hob ſich raſch vom Pfühl:
„So zieh hinaus ins Weltgewühl,
Willſt du mit eignen Augen ſehn!
Doch, armer Freund, wie wird dir's gehn?
So weiſe und ſo unerfahren,
Wirſt du dich ſchwer vor Schaden wahren.
Wie ging's dem Fant auf nächtiger Au,
Der tanzte mit der Elbenfrau?
Da fangeſt du dein eignes Los:
Du ſchlieſſt zu lang im Bergesſchoß
Und findeſt deine Welt nicht mehr.
Du ſegelſt in ein fremdes Meer;
Doch denk', bevor dein Schifflein ſinkt,
Daß hier ein ſichrer Hafen winkt!" —
Rauſch zeigt hinaus: „Die Schatten weichen.
Der Tag erhebt ſein Siegeszeichen!" —
Er ſchwenkt das Hütlein: „Auf ins Land!"
Rief er frohlockend und entſchwand.

Sechstes Abenteuer.

So zog er aus im Morgenstrahl.
Da lag im tiefen Tannenthal
Ein schmucker Ort mit Bach und Mühle.
Ein Kirchlein glänzt von weichem Buhle,
Des Pfarrers Haus daneben,
Ganz übergrünt mit Reben,
Darunter, halbversteckt im Hain,
Ein spitzes Dach mit Hirschgeweihn.
Der Förster war zu jagen aus;
Sein rundlich Weib bestellt das Haus,
Indes im Korb am Gartenhag
Ihr schöner Junge schlummernd lag.
Ein rotes Röckchen trug der Kleine;
Die Wänglein glühn im Rosenscheine.
Rausch nahte auf den Zehen
Und blieb verwundert stehen,
Und lachend sagt er sich: „Fürwahr,
Der Racker gleicht mir auf ein Haar." —
Ihm fiel mit allen Schelmerein
Der Mutwill' seiner Jugend ein,
Und eh' er selber sich's versann,
Lief er schon mit dem Kind bergan;

Er trug es in des Pfaffen Bette
Und legt sich an des Knaben Stätte.

Bald kam die Frau mit muntrem Schritt
Und nahm ihn in die Stube mit
Und bettet ihn an sichrem Ort
Mit manchem süßen Liebeswort.
Sie saß und schaukelt' ihn und sang,
Indes die Spindel surrend sprang.
So heimlich war's, so dämmerkühl,
Das Bett so weich, so lind der Pfühl:
Rausch bleibt behaglich liegen,
Schweigt still und läßt sich wiegen.
„Ah," denkt er, „mir ist sanft zu Mut!
Wie hat's ein solches Menschlein gut!
O Mutterblick, du schönstes Licht!
So wohl erging mir's lange nicht." —

Leis' kam die Mittagstunde
Zum lichten Tannengrunde.
Der Harzduft kocht im Sonnenbrand;
Ein schläfrig Glöcklein summt ins Land.
Dann ward es stille ringsumher
Und Weg und Kirchlein menschenleer.
Zur Kammer kam, sich auszuziehn,
Der wackre Priester Zephyrin.
Da lag das Kind. Der kleine Fant
War ihm nur allzu wohl bekannt.
Der lacht' auch gleich, als er ihn sah.
Vetreten stand er vor ihm da
Und sprach in väterlichem Ton:
„Ei sieh, bist du's, mein goldner Sohn?
Wer hat mit meinem armen Lieben
Zur Unzeit solchen Scherz getrieben?" —

Er nahm ihn samt dem Pfühl heraus
Und huscht mit ihm ins Försterhaus:
„Gevatterin, Frau Friderun,
Was soll ich mit dem Rangen thun?
Wir haben doch vor wenig Wochen
Sein Erbgut feierlichst besprochen.
Er wird gewiß auf Erden
Dereinst ein Bischof werden.
Doch treibt nicht frevle Neckerei!
Ihr bringt uns gar noch ins Geschrei." —
Sie sah ihm fragend ins Gesicht:
„Was meint Ihr? Ich versteh' Euch nicht." —
Er sprach: „Was sollt' ich meinen?
Ihr kennt doch diesen Kleinen?"
Und damit wickelt er ihn los
Und stellt ihn auf der Mutter Schoß.
„Herrgott," rief sie, „es ist mein Bube!
So liegt der Teufel in der Stube!" —

Zum Thürspalt wies sie bleich vor Graun;
Der Pfaffe schlich, hineinzuschaun.
Er mustert Rausch mit Kennerblicken
Und zischelt mit bedächtigem Nicken:
„Diaboli ludibrium!
Wie sieht er sich bedrohlich um!
Das arme Söhnlein ward verzückt:
Ein Wechselbalg hat Euch berückt." —
Sie ringt in wilder Angst die Hände;
Er faßt sie tröstend um die Lende
Und flüstert: „Nein, habt guten Mut!
Ich will Euch raten, was Ihr thut,
Wie wir's in jungen Tagen
Die Muhmen hörten sagen.
Merkt auf! Ihr müßt vor allen Dingen
Den Feind mit List zum Sprechen bringen.

Dann lohnt man ihm mit blauen Malen:
Geht, brauet Bier in Eierschalen!“ —

Sie that so, wie er sie gelehrt.
Sie lief geschäftig um den Herd,
Uebt allen Brauch der weisen Fraun,
Die Gerstentrank zum Feste braun.
Ihr Treiben stört des Kleinen Ruh;
Er sah mit großen Augen zu,
Erhob sich langsam aus den Daunen
Und brummte mit treuherzgem Staunen:
„Nun bin ich doch so alt, so alt,
Viel älter als der Westerwald,
Und hab' mein Tage nicht geschaut,
Daß man das Bier in Eiern braut!“ —

„Hui, drauf und dran! Wir haben ihn!“ —
So rief der tapfre Zephyrin
Und wischte aus der Kellerthür
Mit einem Besenstiel herfür.
Die Frau mit fliegendem Gelock
Ergriff den knotgen Runkelstock,
Und beide hieben im Verein
Auf den erschrocknen Redner ein.
Die Wiege rollte hin und her;
Die Kissen flogen kreuz und quer.
Wohl strebt er rüstig, zu entfliehn;
Doch stets ereilt ihn Zephyrin.
Der focht wie einst Sankt Michael;
Der Streiche ging ihm keiner fehl.
Er schrie und schlug in einem Saus:
„So treibt man dumme Teufel aus!“ —

Rausch lief in Angst und Eile
Wohl mehr als eine Meile.

Weit in der Wildnis hielt er an
Und pries sein Glück, daß er entrann.
„Es scheint mir fast," so murmelt er,
„Die alten Späße ziehn nicht mehr.
Das war ein schwarzer Wüterich!
Und Teufel, glaub' ich, hieß er mich.
Wie kann mir solch ein Schimpf geschehn?
Sollt' ich ihm wirklich ähnlich sehn?" —

Siebentes Abenteuer.

Er schlich sich vor zum Waldesrand.
Da saß ein Pärlein Hand in Hand
Allein in grüner Einsamkeit
Und klagte Gott sein Liebeleid.
Es war die blonde Hadulind,
Des reichen Bauern einzig Kind;
Dort lag in weiter Fluren Kranz
Sein stolz Gehöft im Abendglanz.
Sie liebte trotz der Eltern Drohn
Des armen Nachbars schmucken Sohn;
Doch morgen wird sie ungefragt
Verhaßtem Werber zugesagt.

„Weh," ruft der Bursch, „wir sind betrogen!
Wie hat der Stelzfuß doch gelogen,
Der uns im Glas den Alraun wies
Und unverhofftes Glück verhieß!
Giebst du dich hin dem ekeln Wicht,
Ich trag' es nicht, ich duld' es nicht.
Ich würg' ihn hier mit dieser Faust
Und mach' ein End', davor mir grauft." —
Das Mägdlein weinte bitterlich:
„Wie sollt' ich leben ohne dich?" —
Sie sah mit ernsten Augen auf:
„Und haben wir nicht freien Lauf?

Was hindert uns, zu fliehen,
So weit die Schwalben ziehen?
Dir ist die alte Märe kund,
Wie Walther floh mit Hildegund:
So gürte dich vor Mitternacht
Und komm gerüstet wie zur Schlacht!
Den Wurfspieß nimm zum Wanderstab
Und harre mein am Hunengrab!
Mein Bündel, das ist bald bereit:
Nichts nehm' ich als mein Hochzeitkleid.
Diebsfinger zünd' ich heimlich an;
Das ist der stärkste Schlummerbann.
So hört kein Störer meinen Tritt.
Ich bring' den Heckethaler mit!
Der hilft uns bis ans End' der Welt,
Und mag's dann gehn, wie's Gott gefällt'" —

„Glück auf den Weg!" so rief im Grimme
Mit einmal eine rauhe Stimme,
Und zornerglühend stand vor ihnen
Der Bauer mit verzerrten Mienen:
„Der Donner soll verdammen
Die Ahnen und die Ammen,
Die, statt der Dirne vorzubeten,
Durch Märlein ihr den Kopf verdrehten!" —
Er hielt mit seiner Eisenhand
Der Tochter runden Arm umspannt:
„Wir werden dich verwahren,
Bis wir zu Neste fahren.
Bist erst bei deinem Mann geborgen,
Der mag dann für das Weitre sorgen.
Er weiß, wie man das Füllen zähmt,
Daß es dem Zaume sich bequemt.
Doch rat' ich diesem Laffen hier,
Jagt er mir wieder im Revier,

So meid' er mich und meine Mannen:
Mit Hunden heß' ich ihn von dannen." —

Sie sprach: „Hier geht Gewalt vor Recht.
Was hast du gegen Heribrecht?
Er ist, wenn nicht an Gütern reich,
Doch dir und jedem Herren gleich:
Ein freier Mann auf freiem Grund." —
„Ja," rief der Bursch mit stolzem Mund,
„Und hätt' ich nichts als diesen Arm,
Ich will sie betten weich und warm.
Kein Beßrer pflügt und schwingt die Garben:
An meinem Herd soll niemand darben!" —
Da lacht der Alte spöttisch froh
Mit Lauerblicken: „Prahlst du so?
Vergönnst du dir, dich selbst zu loben,
Vergönn' auch mir, dich zu erproben!" —
Am Abhang dehnt sich sonnverbrannt
Ein weites wüstes Heideland. —
„Da drüben dieses Distelfeld,
Schon lange schaut' ich's gern bestellt.
Nun zeig', was solch ein Held vermag!
Find' ich's geackert bis zum Tag,
Dann, aber merke wohl, nur dann" —
Drei Finger streckt er himmelan —
„Ich schwör' es bei des Herren Leib!
Nur dann wird Hadulind dein Weib." —
Er höhnt: „Du weißt, ich halte Wort!" —
Und zieht das Mädchen mit sich fort.

Im letzten Abendgrauen stand
Der Bursch, bis ihm ihr Bild entschwand.
Der eben noch so kühn gesprochen,
Wie jählings war sein Trotz gebrochen!

Er ſenkt das Haupt: „Es iſt vorbei!“ —
Dann fährt er auf mit wildem Schrei,
Flicht eilig einen Strick von Baſt
Und läuft damit zum nächſten Aſt.
Doch ſieh — ein roter Heinzelmann
Saß rittlings drauf und lacht ihn an:
„Was ſoll's, du Narr? Die Stunden rinnen.
Ans Werk, das Liebchen zu gewinnen!“ —
Des Burſchen Hand entfiel der Strick;
Doch vor des Männleins gütgem Blick
Schwand ihm vom Herzen Schreck und Bangen.
„Ach,“ ſprach er mit bethränten Wangen,
„Hätt' ich ein Dutzend Hände,
Ich bring' es nicht zu Ende!“ —
„Sag', willſt du mich nach Brauch der Alten
In deinem Freihof ehrlich halten?
So möcht' ich mich erdreiſten,
Für dich das Werk zu leiſten.“ —
„Ach, liebes Wichtel, rate mir!
Was du begehrſt, gelob' ich dir!“ —

Schon bricht die bleiche Nacht herein:
Der Oſten ahnt des Mondes Schein.
„Wohlan,“ ſprach Rauſch und ſchwang die Hand,
„Schlafzauber ſing' ich übers Land.
Denn Elbenwerk ſieht einer nur,
Der weidet durch des Himmels Flur,
Der Nachthirt mit den Wolkenſchafen.
Kein Leben lauſcht. Die Lüfte ſchlafen.“ —
Des Jungen ſtürmend Herz umſpinnt
Ein Traumgewebe dicht und lind,
Und eingelullt vom Zauberton
Liegt er im Moos und ſchlummert ſchon.

Doch als gemach der ſanfte Bann
Im kühlen Morgenhauch zerrann,

Da weckt ihn kräftger Erdgeruch:
So dampft ein frischer Ackerbruch.
Und wirklich, sieh, den ganzen Hang
Ziehn schwarze Furchen sich entlang,
Gewölbte Beete hoch und breit,
Die glatten Schollen gleich gereiht:
Das Unerhörte war vollbracht,
Das Feld gepflügt in einer Nacht.

Die Nachbarn hörten, was geschehn,
Und alles lief, das Werk zu sehn.
Von ringsher wie zum Bittgang wallten
Die Meier mit den Ehehalten.
Man schaut und staunt, man lacht und zecht:
Dem reichen Pocher ward sein Recht! —
Und jeder lobt den schmucken Jungen;
Der ward umjubelt und umschlungen.
Die Burschen trugen frohgesellt
Ihn auf den Schultern um das Feld.
„Da seht ihr's," riefen Weib und Mann,
„Daß treue Liebe Wunder kann!" —

Der Bauer sah sein Spiel verloren:
Zu hoch und heilig war's beschworen.
Da schritt mit Bänderstab und Strauß
Der Brautknecht stolz von Haus zu Haus.
Es ritten auf gestrählten Rossen
Zum Ehrentag die Gaugenossen.
Gefolgt von schwertbewehrter Schar
Traf sich im Hof das junge Paar.
Er trat einher in lichtem Prangen;
Sie schlich, vom Schleier überhangen.
Er scharlachrot, sie blütenweiß,
So stehn sie in der Sippe Kreis.

Da sprach ein Bauer wettergrau,
Es war der ältste Mann im Gau:
„Ich hör', hier soll ein Bräutchen sein.
Sprich, lecker Bursch, willst du sie frein?“ —
„Ja, Vater Ilsung, gebt sie mir!“ —
Nun wandte sich der Greis zu ihr:
„Ich seh' hier einen frischen Knaben.
Sag', willst du ihn zum Manne haben?“ —
Sie stand ein Veilchen züchtig stumm;
Dann sprach sie: „Ja, ich bitt' Euch drum!“ —
Er fragte, wie's der Brauch befahl,
Zum zweiten und zum dritten Mal.
Dann gab er sie in seine Hand:
„Gefestet ist dies Eheband;
Bezeug' es dein und ihr Geschlecht.
Nimm sie nach freier Franken Recht!“
Er hielt im Arm sein junges Glück
Und schlug das Schleiertuch zurück.
Wie scheu und schalkhaft glühn den Mann
Zwei blaue Kinderaugen an!
Er küßte sie zum Gattengruß
Und trat ihr leise auf den Fuß.

Da löste sich der Ring mit Schalle,
Und zum Gelage drängten alle.
Das Brautmus schleppt der Koch herbei,
Begrüßt mit hellem Lustgeschrei.
Vor jeder Schüssel tief und schwer
Ziehn muntre Schwegelpfeifer her.
Aus Tonnen kommt der Met geflossen,
Wie eine Sündflut ausgegossen.
Da ward auf gute Nachbarschaft
Mit ungefüger Reckenkraft
Geschlungen und gesogen,
Daß sich die Bänke bogen.

Dann ging es paarweis Hand in Hand
Zur Linde, wo der Maibaum ſtand.
Man zog im Schritt der Lieder
Den Anger auf und nieder;
Man ſchlug in Himmelshelle
Die bunten Sommerbälle.
Die Dirnen ſchürzten ſich zum Tanz,
Und freudenrot im friſchen Kranz
Begannen ſie den Reihen
Zu Fiedeln und Schalmeien.
Der ſtolze Spielmann Hurlebaus
Sprang mit dem Dudelſack voraus.
Ein Faß erklettert Stürzenkrug,
Der meiſterlich die Trommel ſchlug.
Manch Dorfkind wird von wilden Jungen
Gleich Puppen durch die Luft geſchwungen.
Da ſchimmern Kniee blank und prall;
Dazu Gegrill und Jubelhall.
Manch Pärlein in den Graben rollt,
Und alles ſingt und ſpringt und tollt. —
Doch oben aus dem Taubenhaus
Steckt Bruder Rauſch den Kopf heraus.
Er freut ſich des Gewühls und lacht
Und ſpricht: „Das hab' ich gut gemacht." —

Mit Liebesglück und Sonnenſchein
Zog er im jungen Haushalt ein
Und ſchwamm in Vollbehagen
Wie zu der Vorzeit Tagen.
Wo er in Hof und Feld erſchien,
Wie ehrenvoll begrüßt man ihn!
Im Keller, hinterm Faß verſteckt,
War ihm ein Bettlein aufgedeckt,
Und wenn er nachts zum Herde kam,
Fand er ein Näpfchen friſchen Rahm.

Sein Liebſtes war die Dämmerzeit,
Wenn alles ruhte weit und breit
Beim Demantſchein der Himmelskerzen;
Da vor dem Haus mit Sang und Scherzen
Saß Heribrecht bei Hadulind
Und ſeinem jungen Hofgeſind.
Ein Ahorn an der Scheune Thor
Streckt einen langen Arm hervor;
Dort ſaß vergnügt der kleine Gaſt
Und ſchwang den Leib, daß ſich der Aſt
Wie eine Gerte ſchwankend bog,
Drauf lachend er die Luft durchflog.

So ging's mit Rauſch im erſten Mond;
Im zweiten ward man ihn gewohnt.
Im dritten ſcherzt man über ihn
Und ſpürt Gelüſt, ihn aufzuziehn.
Das Männlein würdevoll und zierlich,
Sein Eifer war doch zu poſſierlich
Sie raunten dies, ſie raunten das:
„Es wäre traun ein Heidenſpaß,
Wenn unter ihm der Aſt zerkrachte!“ —
So meinte Heribrecht und lachte.
Der Knecht, wie ſo der Meiſter ſprach,
Sah pfiffig drein: „Da helf' ich nach!“ —
Und ſchmunzelnd ob dem feinen Witz
Durchſägt er ihm den Lieblingsſitz.
Die Nachbarn alle in der Runde,
Sie kehrten ein zur Feierſtunde;
Die Thürbank faßt die Gäſte kaum.
Bald ſaß auch Rauſch im Ahornbaum.
Doch wie er trieb ſein Schaukelſpiel,
Da brach der Aſt. Der Kleine fiel,
Wie reifes Obſt vom Baume ſchnellt.
Die Beinchen himmelwärts geprellt,

Lag er im Gras und ward zu Schanden,
Indem ſie lachend ihn umſtanden. —
„Wie hart, Frau Erde, biſt du doch!
O Menſchenundank härter noch!
Fluch dem, der einen Bauern rettet!
Ihm werde ſo wie mir gebettet!“ —
Er ſtöhnte laut in bittern Wehn
Und ſchied auf Nimmerwiederſehn.

Achtes Abenteuer.

Er kam, des Bauernlebens satt,
In eine hochgetürmte Stadt.
Da strömt das Volk im Abendschein
Durch Thor und Brücke aus und ein:
Altherrn mit weißen Haaren
In farbigen Talaren;
Studenten ziehn in Schwärmen
Mit Lachen und mit Lärmen.
Aus blumgen Kähnen schallt Gesang
Zu Bechergruß und Lautenklang.
Sie riefen Heil der hohen Schule
Und sangen von der liebsten Buhle.

Rausch, als es dunkelt, folgt von fern
Durchs Stadtthor zwei gelehrten Herrn.
Die priesen einen weisen Mann,
Der heut den Doktorhut gewann:
Der sei vor allen andern Meistern
Vertraut mit Göttern und mit Geistern. —
„Den," dachte Rausch, „den muß ich sehn!
Der eine Mann wird mich verstehn.
Ihm werd' ich nicht zum Spotte
Vor diesem neuen Gotte.

Zwar der iſt Sieger, iſt im Recht;
Doch ich bin werter von Geſchlecht.
Mir brachte Blumenopfer dar
Ein adlig Volk in goldnem Haar,
Da ſeine krummgenaſten Väter
Ein Kalb umſprangen mit Gezeter.
Das weiß der Mann; der iſt gelehrt.
Wie mich das Bauernvolk entehrt,
Dem weiſen Meiſter will ich's klagen:
Der wird manch tröſtlich Wort mir ſagen." —

Er ſucht das höchſte Giebeldach,
Dort war des Herrn Studiergemach,
Pocht an die Thüre zart und fein:
Da ſchallt ein mürriſches Herein!
Und drin am Fenſterpulte ſtand
Ein Mann in langem Hausgewand.
Der, rings umſchanzt vom Bücherhauf,
Lieſt ruhig fort und blickt nicht auf.
Doch nickt er flüchtig im Studieren
Und brummt: „Ihr wollt Euch inſkribieren.
Dort liegt das Merkbuch, tragt Euch ein!
Ihr ſollt den Kurſus benedein:
Was Ihr bis heut von Göttern wißt,
Iſt des Augias alter Miſt." —
Dann kramt er fort in ſeinen Bänden.
Rauſch dreht ſein Hütlein in den Händen:
„Verzeiht, daß ich Euch plage,
Und gönnet mir die Frage:
Hat einer von der Götter Art
Sich Euch ſchon leibhaft offenbart?" —
„Bah," lacht er, „eitel Phantaſie!
Die giebt es nicht und gab es nie." —
„Oho," ſprach Bruder Rauſch gekränkt,
„Das geht ſo glatt nicht, wie Ihr denkt!

Und wollt Ihr nur vom Buche sehn,
So habt Ihr einen vor Euch stehn." —

„Was?" schrie empört der weise Mann,
Sprang vor und starrt ihn grimmig an.
„Ein Ammenspuk! Was will der hier?
Wagt solch ein Popanz sich zu mir?
Fürwahr, ein Puck, ein Poltergeist,
Ein Kerl, der Rumpelstilzchen heißt!
Welch ein Phantast hat Euch veriert,
Zu glauben, daß Ihr existiert?
Das haben wohl die Philologen
Euch armem Schlucker vorgelogen.
Jedoch gemach! Sie sind gerichtet.
Ich habe gründlich sie vernichtet:
Sie sterben aus, habt nur Geduld!" —
Und damit warf auf seinen Pult
Er einen schweren Folianten,
In Holz gefaßt, mit Eisenkanten.
Das knallte wie ein Donnerschlag,
Daß Bruder Rausch zu Tod erschrak. —
„Hier ist der Schule Wust und Wahn
Für alle Zeiten abgethan.
Von all den himmlischen Gestalten,
Mir hat nicht eine standgehalten.
Wer ist noch, was er scheint, geblieben?
Zum Urbrei hab' ich sie zerrieben.
Doch gar mit Herren Eures Wesens,
Da macht man wenig Federlesens.
Ich weiß, Ihr bildet Euch wohl ein,
Ein deutsch Original zu sein,
Und seid im Nilschlamm doch gezeugt
Mit allem, was da kreucht und fleugt!
Ihr seid, wenn nicht ein Renegat,
Ein nachgepfuschtes Plagiat,

Ein Faſelhans nach fremder Norm,
Kurz, eine ſchlechte Typhonform!
Das merkt Euch wohl, und nun hinaus!
Für Larven bin ich nicht zu Haus.“ —
So ſchob der Mann mit Ungebühr
Den Kleinen unſanft vor die Thür.

Neuntes Abenteuer.

Der Arme ſtand noch lange
Verblüfft im finſtern Gange.
Dann ſchlich er ſachte wieder
Die Wendeltreppe nieder.
Von unten lärmt ein luſtig Mahl:
Dort ſaß gedrängt im Erkerſaal
Ein Heervolk alter Studioſen
Im Harniſch, mit zerflammten Hoſen,
Die Federhauben ſchief im Nacken,
Mit roten Schrammen auf den Backen.
Sie waren durch des Schwertes Kraft
Die Meiſter der Studentenſchaft,
In fremden Flüchen hochgelehrt,
Im jus potandi vielbewährt.
Aus ihren bunten Reihen ſtarrten
Spitzhämmer, Stangen, Hellebarten.
Sie ſchrieen all aus einem Munde,
Und ruhelos ging in der Runde
Ein Humpen wuchtig, mörſergleich;
Den hießen ſie das römſche Reich.

Rauſch horchte auf der Schwelle:
Der Gang war lampenhelle.
Da ſah ihn einer, kam geſchwind,
Nahm auf den Arm ihn wie ein Kind

Und rief mit Lachen: „Sehet hier!
Ein rotes Füchslein fing ich mir!“ —
Verwundert hob der Zecher Hauf
Die schweren Augendeckel auf:
„Hallo! Wer bist du, schmucker Fant?“ —
„Der Bruder Rausch bin ich genannt.“ —

„Rausch?“ rief ein Trunkner überquer,
„Rausch, alter Freund, wo kommst du her?
Potz Velten, wirst mich doch noch kennen:
Brauch' ich den Suffian zu nennen?
Nun sind so manches liebe Jahr
Wir zwei ein unzertrennlich Paar
Und haben uns, so kann es gehn,
Mit keinem Auge noch gesehn.
Wie stellst du dich pygmäenhaft
Und hast doch Siebenmännerkraft!
Ach, denkst du noch? Das war ein Prassen
Einst auf Tubingas krummen Gassen!
Mußt' ich auch meist die Zeche zahlen,
Wenn wir am Wört die Gänse stahlen,
Der Jubel brauste Tag und Nacht.
Noch rühmt man unsre letzte Schlacht:
Wir stürmten erst ein Hochzeithaus
Und trieben Wirt und Gäste aus,
Rottierten uns in gleichem Schritt —
Die Musikanten mußten mit —
So zogen wir, der Welt zum Staunen,
Bei Nacht mit Pauken und Posaunen.
Dazu das Hundehetzen,
Das Wüten und das Wetzen,
Das übermenschliche Geschrei!
Da lief der Untervogt herbei
Und fiel uns an. Doch ich entwand
Den Bratspieß seiner tapfern Hand,

Zerdrosch ihn damit windelweich,
So daß er pfiff bei jedem Streich,
Und stach ihn schäkernd noch zum Schluß
In den glutæus maximus.
Als dies Magnifikus vernahm,
Da ward er mir von Herzen gram
Und relegiert mich — der Barbar —
Auf runde neunundneunzig Jahr!
O sieh, seitdem bin ich verbannt
Und suche dich von Land zu Land." —
Er stiert ihn an, ihm fehlt das Wort,
Und thränenschluckend fährt er fort:
„Nun rührt mich's wie ein Herzeleid,
Daß wir uns nach so schöner Zeit
In diesem Nest hier finden müssen!
Schmollis, Herr Bruder! Laß dich küssen!" —

Dies Wiedersehn voll Freud und Schmerz
Fiel den Betrunknen schwer aufs Herz.
Sie schluchzten all in tiefem Harm.
Der Kleine ging von Arm zu Arm
Und ward bewirtet und liebkost.
Er dachte: „Sieh, hier find' ich Trost!
Ich bin zur rechten Thüre kommen;
Hier werd' ich ehrlich aufgenommen." —

Da platzt mit Klirren und Gekrach
Ein dicker Raufbold ins Gemach.
Den Rock zum Reiterwams gekürzt,
Das Schwert soldatenhaft gestürzt,
Steht er gespreizt nach Bärenart
Und faucht in den gesträubten Bart.
Der Häuptling war's der Nation;
Sein Ruf erscholl wie Horneston:

„Ihr Herrn, was soll mir der Skandal?
Was thut der Säugling hier im Saal?“ —
Sie schwiegen all vor seinem Grimme;
Nur einer sprach mit weicher Stimme:
„Es ist ein männlicher Kumpan,
Der beste Freund des Suffian.“ —
Der Senior frug: „Ist er Student,
Den ihr voreilig Bruder nennt?“ —
Der Kleine sprach mit Angstgebärden:
„Noch bin ich's nicht; doch möcht' ich's werden.“ —
„Da seht ihr's! Euer Trautkumpan,
Ein Spulwurm ist es, ein Bean!
Wie mögt ihr euch schimpfieren,
Mit ihm zu bankettieren?“ —
„Hei,“ riefen sie, „wir bringen's ein:
Man muß ihn rasch zum Burschen weihn!“ —

Da wurden alle wach im Nu.
Sie winkten sich mit Lachen zu
Und sahn auf ihn mit lustger Wut.
Dem Kleinen war nicht wohl zu Mut:
„Was habt ihr vor, ihr edlen Herrn?
Der Reden Sinn erführ' ich gern.“ —
Da schwang der lange Hildebrand
Ein Tischtuch um als Meßgewand
Und sprach in salbungsvollem Ton:
„Vernimm der Weisheit Wort, mein Sohn!
Wem nicht der freie Burschenorden
Nach Musenbrauch verliehen worden,
Der bleibt in seiner schönsten Zier
Doch nur ein unvernünftig Tier.
Man muß ihn fangen erst und zähmen
Und ihm der Bosheit Gift benehmen;
Man muß an Hörnern ihn und Klaun
Wie einen groben Klotz behaun;

Man muß ihn kneten, muß ihn putzen
Und ihm die langen Ohren stutzen.
So wird er fein und wohlgelitten
In aufrecht ehrenfesten Sitten;
So lernt er Praktika und Schliff
Und den heroisch sichern Griff,
Und so wird aus dem borstgen Thoren
Ein Akademikus geboren.
Das sollst an Haut und Haaren
Du selber gleich erfahren!" —

Der Kleine sah sie mit Entsetzen
Grausame Instrumente wetzen,
Sprang auf — doch war er schon gepackt
Und ward gehudelt und gezwackt,
In einen Schraubstock eingeklemmt,
Gefegt, gestriegelt und geschwemmt:
Er ward gemeißelt und gefeilt,
Gebohrt, gehobelt und gefeilt,
Mit einem Ziegelstein balbiert
Und mit dem Küchenbeil rasiert.
Zuletzt kam Suffian gerannt
Mit einer Bettscher' in der Hand
Und zwickt ihn grinsend in die Nase.
Da schrie er wie ein wunder Hase,
Brach durch die runden Scheiben aus
Und räumt mit Hilferuf das Haus.
Es stürzt mit Lachen und mit Schrein
Die tolle Meute hinterdrein,
Indes vom Turme vorwurfsvoll
Das heisre Narrenglöcklein scholl.

Zehntes Abenteuer.

Müd' dieſer ganzen Menſchenwelt
Kam er hinaus ins freie Feld.
Blind war die Nacht, wie Blei die Luft;
Am Boden flockt ſich Nebelduft.
Da ſah er unfern im Gehege
Ein feurig Ding abſeits vom Wege,
Das über Schollen hüpfte
Und durch die Zäune ſchlüpfte,
Hinkollernd auf dem Ackerpfad.
Als er ihm langſam näher trat,
Fing's lichterloh zu brennen an:
Es war ein kleiner Feuermann,
Der einen Grenzſtein keuchend trug
Und wimmernd Purzelbäume ſchlug. —
„Mir iſt, als kenn' ich dieſen Wicht.
Das iſt ein altvertraut Geſicht!“ —
Er ſah ihm lang verwundert zu;
Dann rief er unwirſch: „Höre du,
Du magſt dir dieſe Scherze ſparen!
Zu Ernſtes iſt uns widerfahren.
Sprich, Mummhart, meiner Baſen Kind,
Was das für Affenſprünge ſind?“ —

Das Feuermännlein ſtockt' im Lauf
Und ſchaute ſchwerbetroffen auf.
Weißglühend ſtand der Arme da,
Daß man ihm durch die Rippen ſah.
Dann hub er kläglich an zu weinen:
„Ach, find' ich einen von den Meinen?
Ja, Rauſch, welch Unheil iſt geſchehn,
Seitdem wir uns zuletzt geſehn!“ —
„Was fackelſt du, wie Stroh entflammt?“ —
„Ich ſpuke, Freund. Das iſt mein Amt.“ —
„Kannſt du dich ſo heruntergeben?“ —
„Jenun, Freund Rauſch, man will doch leben!
Im Staube liegt das alte Recht;
Verdarben läßt uns dies Geſchlecht.
Das Waſſer ging mir an die Kehle:
Da ward ich eine arme Seele.
Es iſt das wohl ein ſaures Brot;
Doch nährt es ſeinen Mann zur Not.
Ich bin kein Herr von Stande;
Doch kennt man mich im Lande.
Kehrt ſpät der Schulz vom Kirmesſchmaus
Und flucht im Finſtern ſich nach Haus,
Schwer von des Metes Honigſeim,
Ich leucht' ihm für ein Trinkgeld heim.
Die Bauern thun mir alle Ehr',
Und meine Qual erbaut ſie ſehr.“ —

Rauſch blickt auf den Genoſſen;
Auch ſeine Thränen floſſen:
„Weh mir, ſoll dies das Ende ſein,
So weiß ich nimmer aus noch ein!“ —
Und kleinlaut hub er an zu ſagen,
Was er dem Guardian ausgeſchlagen.
„Wie?“ eifert Mummhart, „biſt du toll?
Dies Angebot iſt ehrenvoll.

Das ist doch traun ein schönrer Posten,
Als wie ein Weihnachtsblock zu glosten!" —
Er nahm den Vetter bei der Hand,
Der wie verdonnert vor ihm stand:
„Was ziemt uns Kleinen dies Gewimmer?
Ging's doch den großen Herrn noch schlimmer.
Wie Opferrauch im Wind verweht,
Schwand ihnen Macht und Majestät.
Willst du's erproben, komm mit mir!
Die alten Götter zeig' ich dir.
Am Kreuzweg im versemten Grunde,
Da ziehn sie heim von nächtger Runde." —

Er führt ihn durch die Halde
Und lauscht hinauf zum Walde:
„Hier harre still? Sie nahen schon.
Hörst du der Eule Jammerton?
Spürst du, wie alles, was da lebt,
In dumpfen Aengsten bangt und bebt?
Das Waldweib stöhnt im Hagedorn;
Windkatzen laufen durch das Korn.
Die Wolkenwölfe ziehn in Rotten
Mit ihren grauen Wetterzotten.
Der ganze Wald erknarrt und kracht:
Sieh hin, da kommt's! Es flammt die Nacht!" —
Und durch die Lüfte braust im Flug
Ein greulicher Gespensterzug,
Ein Galgenvolk, zu Haufen
Dem Rabenstein entlaufen:
Gehenkte Diebe mit dem Strick
Um das gebrochene Genick,
Geköpfte, ein gedrängter Schwarm,
Zu Roß, ihr glotzend Haupt im Arm,
Geräderte, durchs Rad geschlungen,
Zerschellt, mit ausgereckten Zungen,

Schnapphähne mit zerschlitzten Lippen,
Den Pfahl des Schinders in den Rippen,
Ein Mordgesindel ohne Zahl,
In Leichenstarre, fahl und kahl,
Von Krähen jämmerlich zerhackt,
In blutgen Fetzen schmählich nackt,
Verwest, verwittert und verzaust,
Mit Nattern in der Knochenfaust.
Und Weiber kommen mitgefahren
In wüstem buhlendem Gebaren,
Sturmhexen, die auf Besen sitzen,
Mit dürrem Leib und schlaffen Zitzen.
So jagt mit rasendem Geschrei
Das wilde Totenheer vorbei.

„Sieh," raunte Mummhart, „dieses war
Dereinst Walhallas Heldenschar.
Und denkst du noch der Wollenfraun?
Wie war es herrlich anzuschaun,
Wenn sie, den Helm im Goldgelock,
Mit Speer und Schild und Waffenrock,
In siegreich königlichen Sitten
Zum Walfeld durch die Lüfte ritten'
Erkennst du sie, den Stolz der Lieder,
In diesem Hexentrosse wieder?
Und kennst du den vergrämten Mann,
Der dort im Fuchshut trabt voran?
Der Alte auf dem magern Schimmel,
Dereinst der höchste Herr im Himmel,
Durchirrt er nun, entthront, verdammt,
Sein treulos Volk. Was ihn umflammt,
Das ist der Hölle Feuerschein:
Beim Satan zieht er aus und ein.
Er, den vor Ehrfurcht ganz verzagt
Wir einst kaum anzuschaun gewagt,

Der Gott der Helden und der Dichter,
Der führt nun dieſes Schandgelichter!“ —

— — — — — — — — — — — —

Es war in erſter Morgenhelle,
Der Guardian las in ſeiner Zelle,
Als plötzlich vor ihm an der Wand
Ein kleiner roter Teufel ſtand. —
„Ha, Bruder Rauſch! Kommſt du erſt heut?
Ich hab' mich lang auf dich gefreut.
Der Menſchen Sinnen und Gebaren
Haſt du wohl gründlich nun erfahren.
Ich ſeh', die Reiſe that dir gut.“ —
„Ja,“ ſchmollte Rauſch, „wenn dieſer Brut
Ihr Gott zum Teufel ſich verkehrt,
Sie ſind fürwahr nichts Beſſres wert!“ —

Ein ſchlecht verhaltner Freudenton
Durchlief das Kloſter: „Wißt ihr's ſchon?
Der Bruder Rauſch iſt heimgekehrt!
Wir haben lang doch ſein entbehrt.
Und denkt, das ehrt den ganzen Orden:
Er iſt der Unſern einer worden.“ —

In Anmut, ohne Wortgefecht
Fügt ſich nun alles regelrecht.
Wenn ihn der Exorziſt beſprach,
Gab Rauſch als der Geſcheitre nach.
Er wich dem Wedel achtungsvoll,
Wie das ein frommer Teufel ſoll.
Auch ſeines Amts vergaß er nicht:
Er übte des Verſuchers Pflicht
Und goß auf ihr verarmtes Haus
Der Erde Herrlichkeiten aus.

Sie ließen duldsam ihn gewähren,
Doch nicht aus weltlichem Begehren,
Nein, um zum Spott den Pfuhl der Sünden
In seiner Seichtheit zu ergründen.
Wie bald im Ueberdruß erschlafft
Des Bösen Trieb, des Bösen Kraft!
Dann fromm empört ergriffen sie
Die Waffen heiliger Magie.
Man schwang in sittlicher Ekstase
Das Räucherfaß ihm vor der Nase.
Er ward beschworen und gebannt,
Bis er in seinem Berg verschwand.

Sie aber fasten wieder
Und geiseln ihre Glieder,
Bis, von der Buße Kraft durchwarmt,
Ihr Mut nach frischem Streite schwärmt.
Dann kommt auch, eh der Mond verstrichen,
Rausch wieder sacht hervorgeschlichen,
Daß er sein altes Spiel erneue
Und durch Versuchung sie erfreue. —
So führt die Weltlust ewgen Krieg:
Den satten Guten bleibt der Sieg.
Stets, wenn er's just vollendet meint,
Zerstört sein Werk der böse Feind
Und treibt, das ist sein teuflisch Los,
Das Laster in der Tugend Schoß.

Da flog von Mund zu Munde
Die wundersame Kunde,
Wie sie des Teufels Handen
So sieghaft widerstanden.
Bald war ihr Ruhm der Stolz der Zeit,
Des Volkes Glück, der Klöster Neid.

Sie wurden groß an Land und Macht;
Ihr Münster strahlt in goldner Pracht.
Wallfahrer ziehn in hellen Haufen,
Um ihr Gebet sich zu erkaufen
Und um sich wie an Himmelswonnen
An ihrer Heiligkeit zu sonnen.
Besonders faßten fromme Fraun
Zu ihnen zärtliches Vertraun;
Denn vor der Welt und ihren Garnen
Weiß nur der Kundige zu warnen.
Die Fürsten und die edlen Herrn
Verweilten dort als Gäste gern
Und ließen gegen reiche Gaben
In ihrer Kutte sich begraben.

Von diesem neuen Glanz und Heil
Erhielt auch Rausch sein gutes Teil.
Sein Ruf begann sich auszubreiten
Wie kaum in seinen schönsten Zeiten.
Wie wichtig ward sein Thun und Lassen!
Die Minden sangen's auf den Gassen.
Man hört's mit Wohlgefallen
In Hütten und in Hallen.
Sein Name, der so lang vergessen,
Man rief ihn aus auf Markt und Messen.
Da stand sein lustger Lebenslauf
Im schmucken Reimgedicht zu Kauf;
Das fehlt in keiner Bücherei.
Man malt und schnitzt sein Konterfei
Am Schenkenschild, am Schifferkiel.
Er ward agiert im Fastnachtspiel,
Und jedes Auge lachte,
Wo seiner man gedachte.

Wollt' einer spötteln über ihn,
Sein Dasein gar in Zweifel ziehn,

Gleich schrie entsetzt ein jeder Christ:
„Hört, was der Lästrer sich vermißt!
Des Geistes Licht, den frommen Glauben
Will er dem armen Volke rauben!“ —
Vors heilge Tribunal citiert,
Ward er zu Boden disputiert
Und saß im Turme brummentief,
Bis er den Irrtum widerrief.

So vielbeliebt und allbestaunt,
Ward Rausch begütigt, bestgelaunt
Und sprach: „Der Weise gehe nicht
Zu streng mit Menschen ins Gericht!
Wenn sie erst wenig uns behagen,
Wer tiefer blickt, lernt sie ertragen.
Ich nahm die Sache viel zu krumm:
Sie scheinen schlecht und sind nur dumm!“ —

Doch in des Berges tiefstem Schacht,
Da riefen sich in stummer Nacht,
Die noch von den zersprengten Scharen
Des stillen Volkes übrig waren
Und sich ins Felsgeklüft der Schroffen,
Ins hohle Tropfgestein verschloffen.
Begierig lauschten sie den Mären
Von ihres Bruders neuen Ehren.
Sie kamen schüchtern allgemach
Und folgten seinen Spuren nach
Und leben friedlich da und dort
Vermummt im Teufelskleide fort.

Doch wenn in erster Maiennacht
Der alte Heidendrang erwacht,
In Lüften sich die Geister scharen,
Die Hexen nach dem Brocken fahren,

Dann ziehn auch sie zum alten Bund
Auf tiefgeheimem Waldesgrund.
Der fromme Pilger hört mit Grausen
Die zottigen Drachenflügel sausen.
Bald wimmelt an der Lichtung Saum
Von kleinen Teufeln Busch und Baum,
Die auf den Zweigen kauern
Und nach dem Monde lauern.
Und steigt aus Nacht und Nebelflor
Der Feeen Sonne still empor,
Dann fällt der rauhe Mummenschanz;
Die Wiese wogt vom Elbentanz.
Kommt ein verirrtes Sonntagskind,
Ein Spielmann, der auf Lieder sinnt,
Der wird in Huld und Gnaden
Zu ihrem Fest geladen.
Sie schenken ihm das Laub vom Hag;
Das wird zu Gold am goldnen Tag.
Sie aber jubeln hold gepaart;
Wie sind die Bräutlein schlank und zart!
Und schweben zierlich sie den Reigen,
Kaum daß sich da die Gräser neigen;
Der Tropfen Tau im Silberlicht
Erzittert, doch zerfließt er nicht.
Und haben alle sich begrüßt,
Und ist die alte Lust gebüßt,
Dann noch vor Tage ziehn sie gern
Nach Haus zu ihren neuen Herrn.
Sie sind zufrieden mit dem Tausch
Und weltversöhnt wie Bruder Rausch.

VII.

Uebersetzungen

Beowulfs Tod.

(Aus dem Angelsächsischen. 8. Jahrhundert.)

Held zwölfter zog mit zürnender Seele
Der Walter der Gauten dem Wurm entgegen.
Der furchtlose Fürst ließ beim Felsen nieder,
Wünschte Heil zum Abschied den Herdgenossen.
Ihnen bebte das Herz wie vom Bangen des Todes;
Sie umstanden den Starken in stummem Harm.
Denn sie ahnten des Schicksals schaurige Nähe,
Das den greisen König zu grüßen kam.
Da sprach der Heerfürst einen Heldenspruch,
Den letzten im Leben: „Mir lachte der Ruhm
In der Jugend Jahren; auch jetzt im Alter
Geh' ich kühn zum Kampf, ein Kämpe meines Volks,
Und vollend' ihn mit Ehren, wenn aus dem Erdhaus dort
Mich der dräuende Drache zu bedrängen wagt.
Ihr harret hier am Hang des Berges
Auf des Kampfes Ausgang. Denn keinem von euch
Kommt das Magnis zu, mit dem wütenden Feind
Seine Macht zu messen, nur mir allein.
Ich erringe den Schatz, oder es rafft das Geschick
Im Heldentod euern Herrn hinweg." —

Die Rechte gestützt auf den Rand des Schildes
Erhob sich der Hohe behelmt und gepanzert
Und ging ins Gekluft des Klippenfelsens

Auf ſich nur trauend, ſeiner ſelbſt gewiß.
Aus dem Steinthor ſtrömten ſprudelnde Wogen,
Ein quellender Gießbach in Giſcht und Qualm;
Brodelnd und brauſend vom Brande des Drachen.
Der Held erhob ſeine hallende Stimme
Aus ergrimmter Bruſt, und den grauen Stein
Durchſchallte ſein Sturmruf ſtreitbegierig.
Des Hortes Hüter hörte den Mann,
Zur Fehde gereizt, und folgte dem Ruf.
Da ringelt zuerſt ſich Rauch aus der Höhle,
Feuchtheiß fauchend, des Feindes Atem,
Dann der Drache ſelbſt; es dröhnte die Erde.

Die Ergrimmten ſahn mit Graun aufeinander.
Der Starke ſtand geſtemmt an den Schild,
Das ſcharfe Schwert zum Schwung erhoben.
Schnell rollte der Wurm ſich im Ring zuſammen;
Sein harrte der Held, zum Hiebe bereit.
Da kam er gekrochen mit gekrümmtem Rücken;
Glutenſchnaubend glitt er heran.
Wohl ſchirmte da der Schild von Eiſen
Den kühnen König, doch kürzere Friſt,
Als der Held gehofft; denn hier erfuhr er
Des Unheils Macht zum erſtenmal.
Wohl fiel mit Wucht auf den Feuerwurm
Sein ſchnelles Schwert; doch die Schneide glitt ab
An der hörnenen Haut, die Hilfe verſagend,
Da der mutige Mann ſie am meiſten bedurfte,
Von Trangſal umdroht. Der Drache zuckte
Vom ſchmetternden Schlage ſchmerzergrimmt,
Und wütend warf er wildere Gluten;
Die Flammen flogen flackernd umher.
Mit wogenden Weichen ſchoß er wieder vor,
Und aufs neue duldete Not und Qual
Des Landes Fürſt, vom Feuer umlodert.

Nicht eilten die Edeln vereint ihm zu Hilfe,
Keck im Kampf um den König geschart:
Im Bergwald bargen sie bebend ihr Leben.
Von ihnen allen blieb einer nur
Mit sorgendem Sinn, wie zur Sippe hält
In Wohl und Weh der wackre Mann.

Wiglaf war es, Wichstans Sohn,
Der blühende Kämpe von Königsgeblüt.
Wie den Herrn unterm Helme die Hitze bedrängte,
Da gedacht' er der Ehren, die er einst ihm verliehn,
Die wonnige Wohnstatt der Wägmundinge,
Sitz und Volksrecht, das sein Vater besessen.
Ihn litt es nicht länger; den Lindenschild,
Den gelben, ergriff er, und das graue Erbschwert,
Von Riesen geschmiedet, entriß er der Scheide.
Voll Weh rief Wiglaf den Entweichenden nach:
„Wie manchesmal, wenn beim Met wir saßen,
Gelobten wir, daß dem lieben Herrn
Wir die goldenen Gaben vergelten wollten,
Wenn er dieses Dienstes bedürftig wäre,
Tapferer That. Der Tag ist gekommen,
Wo der holde Heerfürst Helden braucht,
Kühne Kämpfer. Drum kommet alle,
Helfet dem Herrn, den die Hitze versengt!
Eh ich ihn verlasse, lieber soll mich
Meinem Fürsten vereint das Feuer umarmen!" —

Da drang er vor durch des Drachen Qualm
An des Königs Seite mit kurzem Wort:
„Lieber Beowulf, leiste kühn,
Was vor Jahren du in der Jugend gelobt:
Aufrecht zu halten die Heldenehre,
Solange du lebst. Nun löse den Schwur
Stark und standhaft! Ich stehe dir bei." —

Und wieder wälzte der Wurm sich her
In grausigem Grimm und grellem Schein.
Fauchend fiel er die Feinde an,
Und alsbald flammte am Arme Wiglafs
Lichterloh der Lindenschild.
Auch die Brünne wehrte den Brand nicht ab,
Und hinter des Herren hohen Schirm
Duckte sich Wiglaf, Deckung suchend.
Da traf mit dem Stahl, seiner Stärke vertrauend,
Der kühne König den Kopf des Wurms;
Doch nicht war Nägling in der Not ihm treu:
Auf dem Schädel zerschellte die scharfe Klinge.
Nicht war's ihm bestimmt, daß im Streite je
Ein Schwert ihm frommte: im Schwunge war
Sein Arm zu wuchtig, übergewaltig.
Nun warf sich der Wurm auf den wehrlosen Mann
In heißem Haß; seinen Hals umgähnt' er
Mit bitterem Bisse, daß Bluteswogen
Rot überrannen sein Ringelhemd.

Doch jetzt kam Hilfe vom jungen Helden;
Der bekundete da im kühnen Sinn
Edler Ahnen vererbte Tugend.
Nicht barg er sein Haupt; ihm verbrannte die Hand,
Als er furchtlos vordrang, seinem Fürsten zu helfen.
In des Wurmes Weichen wühlte sein Schwert,
Daß der Feueratem des Feindes stockte.
Auch dem König kehrten die Kräfte zurück:
An der Brünne hing ihm ein breites Messer;
Schnell mit der Schneide durchschnitt er den Wurm
Und fällte den Feind. Dem entfloh das Leben.

Doch die Wunde begann in wilder Glut
Schwärend zu schwellen, und schwankend empfand er,
Daß Todesbrand ihm die Brust durchtobte,

Giftiger Geifer. Da ging der Held,
Der Siege satt, und setzte sich nieder
Vor der ragenden Bergwand, der Riesen Bau,
Und schaute hinein in das Schatzgewölbe.
Säulen stützten den steinernen Saal.
Um den Blutenden war der blühende Freund,
Der treffliche Degen, treulich bemüht.
Er löste den Helm dem lieben Herrn
Und besprengt' ihn mit Wasser. Der Wunde sprach:
„Nun würd' ich der Wehr und Waffenrüstung
Gesamten Besitz meinem Sohne geben,
Wenn ein leiblicher Erbe mir verliehen wäre.
Dieses Volkes waltet' ich fünfzig Winter.
Kein Fürst der Nachbarn nah und fern
Wagte mich mehr mit Waffen zu grüßen
Im Schrecken der Schlacht. Meine Schicksalszeit
Weilt' ich im Wohnsitz und bewahrte das Meine.
Nie brach ich den Frieden aus Frevelmut;
Kein tückischer Schwur beschwert mich im Tod.
Nun hol' aus der Höhle den Hort hervor,
Lieber Wiglaf, da der Wurm hier liegt
Und schwertwund schläft, des Schatzes beraubt.
Aber eile dich, daß ich einmal doch
Die Geschmeide schaue, den Schmuck der Vorwelt,
Und sanfter so vor dem sonnigen Gold
Im Lichte der Schätze vom Leben scheide,
Von Land und Leuten, die ich lange beherrscht." —

Gehorsam dem Wort des wunden Herrn
Lief der Held im Harnisch unter der Höhle Dach.
Aus dem Finstern funkelte Fülle der Schätze,
Glitzerndes Gold, auf den Grund gestreut,
Wunder an der Wand bei des Wurmes Lager.
Da reihten sich Krüge und reiche Kannen,
Ungescheuert seit alten Tagen,

Entfallen der flimmernde Flitterbehang.
Rüſtungen lagen da, roſtige Helme,
Manch köſtlicher Drahtreif kunſtvoll gedreht.
Hoch überm Horte hing ein Banner
Ganz und gar aus Gold gewirkt,
Ein Wunderwerk der Webekunſt;
Glühend hell beglänzt' es die Halle.
Da raffte Wiglaf in raſcher Wahl
Von den ſchimmernden Schätzen die ſchönſten auf.
Im Buſen barg er Becher und Schüſſeln
Und führte die Fahne, die funkelnde, mit.
Eifrig eilte der Edle zurück;
Goldbeladen durchlief er die Gänge:
Ihn drängte die Angſt, ob er draußen auch
Den verlaſſenen Fürſten noch lebend finde.

Starr und ſtumm lag der Sterbende dort,
Nachtumfangen, und aufs neue labte ihn
Wiglaf mit Waſſer. Da erwachte der Held
Blutberonnen; es ruhte ſein Blick
Auf des Goldes Glanz. Er begann in Wehmut:
„Dieſer Kleinode ſag' ich dem König der Welt,
Dem Herrn der Herrlichkeit, heißen Dank,
Daß mir gnädig vergönnt war, meinem Gautenvolk
Am Scheidetag den Schatz zu erwerben.
Ich hab' um den Hort dahingegeben
Meine alten Tage: ſo thut denn ihr,
Was dem Volke not iſt! Ich fahre von hinnen.
Einen Hügel heißt mir die Helden erbaun
Am brauſenden Ufer, meine Aſche zu bergen.
Der möge, mein Volk ſeines Fürſten gemahnend,
Hoch ſich heben auf Hronesnäs,
Daß ihn die Fährleute fortan heißen
Beowulfs Berg, die den brandenden Kiel
Fernhin führen durch der Fluten Genibel." —

Vom Halse nahm er den hellen Goldreif
Und reicht' ihn dem Jüngling, auch den Ring vom Arm,
Den hellgoldnen Helm und das Heergewand,
Die glänzende Brünne: „Gebrauch es mit Glück!
Du allein bist übrig von unsrem Geschlecht
Der Wägmundinge. Sie wanderten hin,
Die hohen Helden, vom Verhängnis entführt,
Die Meinen alle: ich muß ihnen nach!“ —
Das war seiner Lippen letztes Wort;
Des Altherrn Brust enteilte die Seele.

Mit jammerndem Herzen sah der junge Held
Leblos liegen den liebsten Mann
Im blutigen Staube bleich und stumm.
Da wagten sich wieder aus dem Waldversteck
Die Entflohnen hervor, die feigen Verräter,
Die zehn, die gezagt, mit gezücktem Speer
Ihrem Herrn zu helfen in höchster Not.
Sie erschienen beschämt, den Schild am Arm,
Im Kampfgewand, wo der König lag,
Und sahn auf Wiglaf. Der saß im Weh
Nach tapferer That auf den Toten gebeugt
Und netzt' ihn mit Wasser; doch weckt' er ihn nimmer.
Die Furchtsamen aber fanden da
Grimmigen Gruß bei dem grollenden Jüngling.
Wiglaf begann, Wichstans Sohn,
Der harmvolle Held, auf die Verhaßten blickend:
„Wer wird leugnen, wenn er nicht lügen will,
Daß der milde Männerherr, der beim Met euch einst
Seinen herrlichsten Heerschmuck in der Halle verliehn,
Die stählerne Pracht, darin ihr prunkend steht,
Daß der Edle an euch seine Ehrengaben
Schnöde verschleudert? Am schlimmen Tag
Konnte der König seiner Kampfgenossen
Sich wahrlich nicht rühmen. Doch dem Recken gewährte

Der Siegesherr, sich selber zu rächen.
Meine Klinge bracht' ihm nur kleinen Trost
Vor dem lodernden Feind. Sein Leben zu retten,
Ich vermocht' es nicht; doch das Meine that ich,
Und schwächer ward auch, da mein Schwert ihn traf,
Des Wurmes Hitze. Doch zu wenig Helfer
Umstanden den Greis in der Stunde des Grauens!
Nun sei Schatzesspende und Schwertesgabe,
Haus und Herd und Heimatwonne
Eurer gesamten Sippschaft versagt und verbannt!
Des Landrechts verlustig und der Leute Gemeinschaft
Sollt ihr irren im Elend, wenn eure ehrlose Flucht
Fern und nah die Völker vernehmen.
Lieber sterben als leben in Schmach!" —

Dann hieß er die Runde nach dem Königshof
Der Mannschaft melden, die den Morgen lang
Saß und harrte mit sorgendem Herzen,
Ob Tod oder Rückkehr dem Teuren bestimmt sei.
Ein rascher Bote ritt über den Berg
Und meldete treulich die traurige Märe:
„Auf der Walstatt liegt beim erlegten Wurm
Der gabengütige Gautenherr.
Ueber Beowulf dem Gebieter sitzt
Der junge Wiglaf, Wichstans Sohn,
Der Held beim Helden, und hütet den Toten.
Leidvoll hält er die Leichenwache
Bei Freund und Feind. Nun befahren wir
Tage des Kriegs, wenn des Königs Tod
Franken und Friesen in der Ferne vernehmen.
Auch schwöret nicht auf der Schweden Freundschaft!
Zu hart und herb ist der Hort bezahlt
Mit des Königs Leben, ein leider Kauf!
Die Ringe fresse Feuer und Rauch,
Hungrige Glut. Keinen Helden soll

Ihr Schimmer schmücken, keiner schönen Magd
Am Halse hangen das helle Geschmeid!
Nein, gramvollen Geistes, goldesberaubt
Werden viele gefangen in die Fremde gehn,
Da des Landes Lenker das Lachen vergaß,
Des Saales Gesang und gesellige Lust.
Manche Männerfaust wird den morgenkalten
Speer umspannen, und kein Spiel von Harfen
Ruft mehr die Degen. Nur der dunkle Rabe
Geschäftig schreitend auf erschlagenen Männern
Redet und raunt und rühmt dem Aar,
Welchen Fraß er fand, als er früh am Tag
Mit dem Wolf in die Wette die Walstatt beraubte." —

So kündet der Kühne die Kummerbotschaft
Der Wahrheit getreu, und die Waffengenossen
Eilten alle zum Adlerfelo
Weinend voll Weh, das Wunder zu schauen.
Sie sahen entseelt auf dem Sande den Herrn,
Der mit Ringen sie einst so reich begabt.
Ihm gegenüber, dem Anblick greulich,
Lag der leidige Lindwurm tot,
Der grimme Gast, von Gluten geschwärzt;
Fünfzig Fuß war der Furchtbare lang.
Und neben ihm blinkten Becher und Näpfe,
Kannen und Kruge, köstliche Schwerter,
Von Rost benagt, da sie niemand berührt
Tausend Winter in der Tiefe der Erde.
Ohne Säumen sandte der Sohn Wichstans
Zu den Herrn der Gehöfte, daß sie Holz aus dem Walde
Fernher führten mit ihren Gefolgsmannen
Zum Leichenbrand: „Nun umlohe die Glut,
Die düstere Flamme, den Führer der Degen,
Der dem Eisenhagel oft getrotzt,
Wenn der Bolze Sturm von den Bogensträngen

Ueber den Schildwall ſauſte, von der Schützen Sehne
Folgſam flog der befiederte Schaft.“ —

Dann wählte ſich Wiglaf aus bewährten Helden
Sieben Geſellen, und er ſelber ging
Mit ihnen hinein in die Unglückshöhle.
Der Vorderſte trug eine Fackel voran.
Nicht erlas man durchs Los, wer ſein Leben ſetze
An den Raub der Ringe: denn rings im Saal
Lag alles offen, unbewacht.
Es erklang keines Eigners Klag' und Einſpruch,
Als ſie hurtig den Hort aus der Höhle trugen,
Die ſchönen Geſchmeide. Sie ſchoben den Wurm
Ueber den Felſen hinab; ihn entführte das Meer,
Den Wächter des Schatzes, im Schoß der Wellen.
Auf Wagen lud man das gewundene Gold,
Das ungezählte, und die Edeln trugen
Den Heldenherrn gen Hronesnäs.

Dort ſchichteten ſie einen Scheiterhaufen
Feſten Gefüges auf dem Firſt des Bergs,
Mit Helmen behangen, mit Heergewanden,
Mit ſchimmernden Schilden, wie er ſcheidend gebeten.
Sie legten inmitten den mächtigen König,
Die Helden voll Leides den lieben Herrn.
Dann ließen ſie lodern den Leichenbrand
In gewaltigen Wogen. Es wirbelte Rauch
In ſchwarzem Schwalle aus ſchwelender Glut.
Dann flackerte ſauſend die Flammenſäule
In die reinen Lüfte; es ruhte der Wind.
Nur Wehruf mengte ſich ins Wüten der Lohe,
Als die Bruſt des Fürſten das Feuer durchbrach.

Nun begannen die Gauten, auf gähem Felſen
Einen Hügel zu baun; der war hoch und breit

Und den Wogenwandrern weithin ſichtbar.
Sie gruben zehn Tage am Grabmal des Tapfern,
Vollführten es fürſtlich, wie erfahrene Männer
Den Bau geboten. Dort betteten ſie
In ſteinerner Kammer den köſtlichen Staub
Und legten dazu all die lichten Schätze
Mit Ringen und Reifen und der Rüſtungen Schmuck,
Den die Helden geholt aus der Höhle des Drachen,
Gaben der Erde zur Obhut das Edelgeſchmeide,
Den leuchtenden Hort. Dort liegt er bis heut
In Nacht und nutzlos nach wie vor.

Dann umritten den Hügel zwölf ruhmvolle Helden
Von adligen Ahnen, die erſten des Volks.
Dem König erklang ihr klagender Sang;
Sie rühmten in Reden ſein Recken tum,
Seines Armes Gewalt, ſein edles Weſen.
Denn das iſt Gebrauch und gebührt ſich wohl,
Daß den lieben Herrn man im Lied erhebe,
Ihn trauernd trage im treuen Herzen,
Wenn das Leben er ließ und dem Licht entſchwand.
So beklagten die kühnen Krieger Gautlands
Ihres Herren Hingang, die Herdgenoſſen,
Und feierten ihn vor den Fürſten der Welt
Als milde den Mannen, ſich mühend nach Ehren,
Liebreich vor allen, vor allen gelicht.

Des Königs Eirik Blutaxt Ehrenlied.*)

(Aus dem Altnordischen.)

„Welche Träume!“ sprach Odin, „mich trieb es vor Tag,
Gefallenem Volk den Empfang zu rüsten.
Walhalls Helden weckt' ich und rief:
Ueberspreitet die Bänke und spület die Becher!
Ihr Schildesjungfraun, schaffet uns Wein,
Wie es Brauch in der Halle, wenn ein Herrscher kommt.
Gewärtig bin ich gewaltiger Gäste
Aus der Lebenden Land; drum lacht mir das Herz.“ —

„Es dröhnt,“ sprach Bragi, „als drängten sich tausend,
Eine mächtige Menge, heran.
Alle Bankdielen bersten, als ob Baldr käme
Wieder vor Walhalls Thor.“ —
„Nicht weise fürwahr, und weißt du auch vieles,
Redest du, ratkluger Bragi!
Vor Eirik donnert's, der eintritt hier,
Der Held in die Halle der Helden.
Sigmund und Sinfiötli, sitzet nicht länger!
Auf, gehet entgegen dem Gaste!

---

*) Der norwegische König Eirik Blutaxt fiel bei Stanmor im nördlichen England 952. Auf Befehl seiner Witwe, der schlimmen Gunnhild, dichtete ein ungenannter Skalde dieses Ehrenlied (Eirikssmal), das uns nur als Bruchstück überliefert ist. Der fehlende Schluß wurde hier ergänzt.

Weist ihn ein bei mir, wenn es Eirik ist!
Sein harr' ich und hoff' ihn zu schauen."

„Was harrst du," sprach Sigmund, „des Helden nur
Vor den anderen Königen allen?" —
„Weil er rings in den Reichen gerötet den Stahl
Und ein triefendes Schwert getragen." —
„Und du nahmst ihm den Sieg, wo sein Sinn so kühn?" —
„Weil ungewiß ist, was wir ahnen.
Der würgende Wolf schaut mit wildem Blick
Nach den goldenen Sitzen der Götter." —

„Heil, Eirik!" sprach Sigmund, „geh zur Halle ein!
Willkommen, du Kühner, hier!
Eins will ich dich fragen: wer folgt dir nach
Der Tapfern vom Schwertergetös?" —

„Fünf Könige sind's. Ich künde die Namen.
Und sieh, ich selbst bin der sechste.
Ein fürstlich Gefolg bring' zum Fest ich mit,
Wo die Tüchtigen tafeln mit Odin." —
Er stand, wie er kam vom Kampfgewühl;
Aus der Rüstung rieselte rotes Blut,
Und Odin freut sich des Anblicks.

„Bringt Wein zum Willkomm!" rief Walvater froh,
„In der Stunde des Sturms brauch' ich Starke wie du.
Mein Hort sind Heldenhände.
Nicht bebte dein Herz, als der Helm dir barst;
Nicht Graun, nicht Gram kennt dein grimmiger Sinn.
Hoch halt' ich die harten Herzen!
Drum sollst du zur Seite mir sitzen beim Mahle
Und mit mir schlichten der Schlachten Los,
Bis die Nacht, die unnennbare, naht." —

Altenglisches Schlummerlied.

(Um 1300.)

Omnis origo mali fuit orta cupidine mali;
Mortales malum traxit ad omne malum.

Lullai, lullo, mein Kind! Was weinſt du mir im Schoß?
Ach, weinen mußt du wohl: denn alſo will's dein Los,
Daß du in Angſt mußt ſchweben, in Kummer und Gefahren
Wie deine Väter, die vor dir auf Erden waren.
Lullai, mein Kindelein! Mein Kind, lullai, lollu!
In dieſe fremde Welt wie hilflos kameſt du!

Die Vöglein und das Wild, die Fiſche in der Flut
Und jegliches Geſchöpf geformt aus Bein und Blut,
Sie alle finden ſelbſt, was ihrem Leib zum Frommen,
Nur nicht die Armen, die von Adams Samen kommen.
Lullai, mein Kindelein! Dem Leid biſt du geſellt,
Und kennſt ſie nicht, die vor dir liegt, die Wildnis dieſer Welt.

Mein Kind, wenn's dir beſtimmt, daß du erwachſen magſt,
Denk, wie du auf den Knien der Mutter weinend lagſt!
Trag tief im Herzensgrund drei Dinge ſtets auf Erden:
Was biſt du und woher und was ſoll mit dir werden?
Lullai, mein Kindelein! Mein Kind, lullai, lollu!
Mit Schmerzen kommſt du in die Welt; mit Schmerzen ſcheideſt du.

Vertrau nicht dieſer Welt, willſt du nicht Sorg' und Harm!
Den Armen macht ſie reich; den Reichen macht ſie arm;
Sie kehrt das Glück in Leid und macht den Trüben froh:
Drum iſt ihr nicht zu traun; denn alles kehrt ſie ſo.
Lullai, mein Kindelein! Du mußt im Rade ſtehn,
Weißt nicht, wird ſich's zum Heil, wird ſich's zum Unheil drehn.

Mein Kind, ein Pilger biſt du, geboren nackt und ſchwach.
Du wanderſt durch die falſche Welt; drum ſei dein Auge wach.
Aus Moder weht und Finſternis des Todes kalter Hauch,
Und wie den Ahnherrn er gefällt, fällt er die Enkel auch.
Lullai, mein Kindelein! Dies Weh ward dir bereitet
Durch Adam, den im Paradies des Satans Trug verleitet.

Ach Kind, kein Pilger biſt du, — ein pfadlos irrer Gaſt!
Beſtimmt iſt deiner Tage Zahl und deine letzte Raſt.
Magſt du nach Norden hin, magſt du nach Oſten gehn,
Der Tod ereilt dich doch mit bittern Herzenswehn.
Lullai, mein Kindelein! Dies Leid iſt Adams That,
Da er vom Apfel aß auf Evas ſchlimmen Rat.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart

Schriften von Wilhelm Hertz:

Bruder Rausch

Ein Klostermärchen Dritte Auflage
Elegant gebunden 2 Mark

Heinrich von Schwaben

Eine deutsche Kaisersage
Zweite Auflage Mit Titelbild
Elegant gebunden 1 Mark

Hugdietrichs Brautfahrt

Ein episches Gedicht
Pracht-Ausgabe Illustriert von A. v. Werner
Elegant kartoniert 6 Mark Elegant gebunden 6 Mark
Miniatur-Ausgabe Mit Titelbild
Elegant kartoniert 1 Mark

Deutsche Sage im Elsass

Geheftet 2 Mark

Der Werwolf

Beitrag zur Sagengeschichte
Geheftet 2 Mark

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart

Bearbeitungen von Wilhelm Hertz:

Marie de France

Poetische Erzählungen Geheftet 1 Mark 50 Pf.

Parzival

Von

Wolfram von Eschenbach

Geheftet 6 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 8 Mark 50 Pf.

Das Rolandslied

Das älteste französische Epos

Geheftet 3 Mark

Spielmanns-Buch

Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage

Geheftet 6 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 8 Mark 50 Pf.

Tristan und Isolde

Von

Gottfried von Strassburg

Zweite durchgesehene Auflage

Geheftet 6 Mark Elegant gebunden – Mark

Der Werwolf.

Beitrag zur Sagengeſchichte

von

Dr. Wilhelm Herz.

Homo homini lupus.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1862.

Druck der verw. Mauke'schen Hof- und Singer-Buchdruckerei.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Name Werwolf, unrichtig Währwolf geschrieben, hat den älteren Erklärern viel Kopfzerbrechen verursacht. Wolfeshusius in seiner Schrift De Lycanthropis p. 9 erklärt Werwolffe — quasi varios; Happelius, Relationes curiosae, Hamburg 1687, T. III. p. 493: „Wahrwölffe, die von Unsinnigkeit so eingenommen seyn, daß sie eben das thun, und die Leuthe anfallen, als wan sie wahrhaftige Wölffe wären." In Haubers Bibliotheca Magica 29. Stück 1742 wird aus der Nordschwedischen Hexerei oder Simia Dei p. 102 die Erklärung Wahr-, Gefahr-, Fahrwölfe angeführt. H. J. Fischart in der Uebersetzung der Daemonomania Bodins p. 122 leitet das Wort von dem französischen garou (loup-garou) und dieses als „von den Teutschen Francken her behalten" von Garaus, „von wegen ihrer Grewlichkeit, darmit sie Alten vnnd Kindern den Garauß machen, oder soviel als Fahrauß von den geschwinden Außfahrten dieser Wölff. Daher auch etliche für Wehrwolff Fahrwolff, Wahrwolff und Gwarwolff sagen, vermeinend es komme von Gefahr oder Gewar, das ist von Sorg vnnd Hüten, wie es dann nicht so gar vngereimpt lautet: vnnd auf diß weiß Bestünden der Frantzosen Wörter alle mit dem G. B. W. vnnd Gw. in Teutscher Etemologey." Die letztere Ansicht vertritt auch eine Deutung des englischen werewolf in einem Manuskript der Bodleiana zu Orford (Nr. 546). Ther ben somme, that eten chyldren and men and eteth noon other flesh, fro that tyme, that thei be acharmed with mannys flesh, for rather thei wolde be deed; and thei be cleped werewolfes, for men shulde be

war of hem.[1]) — Ein neuerer englischer Gelehrter leitet das Wort von war, wer Krieg[2]) ab (Brief an Lord Gawdor, der Ausgabe des altenglischen Gedichts William and the Werwolf von Madden, Lond. 1832, vorgedruckt). — Die älteste richtige Erklärung findet sich bei Gervasius Tilburiensis, Otia Imperialia (um's Jahr 1211), herausgegeben von F. Liebrecht, Hannover 1856, p. 4: Anglici vero werewlf dicunt, were enim Anglice virum sonat, wlf lupum. Dieselbe wiederholt Verstegan, Restitution of Decayed Intelligence, Antwerp. 1605, p. 236. Somner, Dictionarium Saxonico-latino-anglicum, Oxon. 1659. 2. Wachter, Glossarium Germanicum. Lipsiae 1737. 2. v. werewulf u. A.

Wer heißt Mann, g. vair, altn. ver, alts. wer, ags. ver, ahd. wer, sanskr. vira heros, lat. vir, lith. wyras, altpreußisch wirs, wälisch gwr, irisch fair, fear. Das Wort ist uns noch erhalten in Wergeld — werigelt, und verborgen in Welt — ahd. weralt, mhd. werlt; das in Starkenburg und Oberhessen als Familienname vorkommende „Werwag" ist eine ganz ähnliche Composition wie Werwolf, watz ist der Eber (isl. hvatr das Männchen von den Thieren überhaupt), das Wort wird als Schimpfname für einen gefräßigen Menschen gebraucht. Weigand in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie, Göttingen 1853. I. p. 5. Eine Corruption von Werwolf ist das hin und wieder vorkommende bär-

[1]) Halliwell, Dictionary of Archaic and Provincial Words. Lond. 1855, I. p. 15, v. acharmed.

[2]) Ein altenglisches Wort war-wulf existiert allerdings, das Matthäus von Westminster mit lupus belli übersetzt, Annals of Scotland I. 279, note. Es bezeichnet eine Belagerungsmaschine, welche Edward I. bei der Belagerung von Stirling benützte. Peter Langtofts Chronicle, published by Th. Hearne, Oxford 1725. II. 326 hat ein Wort ludgare oder lurdare, was nach Lord Hailes Conjektur eine Corruption von loup de guerre ist. Annals II., 346. Grose in seinem Glossary of provincial words erinnert an eine von Procop De bello Gothico I. I. c. 27 erwähnte Kriegsmaschine lupus, welche er mit der Edwards I. für identisch hält; Du Cange v. Lupus hält jedoch den lupus Procops für eine bloße Vertheidigungsmaschine. Jamieson, Etymological Dictionary of the Scottish Language, Edinburgh 1840, II. v. warwulf. Diese Wort hätte also, wenn die Uebersetzung des Matthäus nicht auf einem Mißverständniß beruht, nichts mit der Vorstellung vom Werwolf zu schaffen.

wolf, Wachter, Glossarium Germ. — berwolff, Camerarius, Operae Horarum subcisivarum, Frankof. 1615. I. p. 327. — berwulf, Schambach und Müller, Niederländische Sagen, Göttingen 1855. p. 182 u. ſ. w. — Werwolf heißt alſo Mannwolf, ein Wolf, der eigentlich ein Menſch iſt.[1])

Noch größern Aufwand von Scharfſinn als der Name hat jedoch die Sache in Anſpruch genommen. Mit der Hexenfrage war auch das Ob und Wie der Wolfsverwandlung Gegenſtand der lebhafteſten Diskuſſion geworden. Wir haben aus den letzten drei Jahrhunderten eine ganze Reihe von Monographien über den Lycanthropus und die Thierverwandlung: Wolfeshusius, De Lycanthropis, Lipsiae 1591. 4. — Claude Prieur, Dialogue de Lycantropie ou transformation d'hommes en loups vulgairement dits Loups-Garous, et si telle se peut faire, Louvain. 1596. 8. — Chauvincourt, Discours de la Lycantropie ou de la transmutation des hommes en loups. Paris 1599. 8. — Nynauld, De la Lycantropie, Transformation et Extase de Sorciers. Paris 1615. 12. — Fortunius Licetus, Ulisses apud Circen. Dialogus de quatruplici transformatione hominum, Utini 1636. 4. — Die von Wolfg. Ambroſ. Fabricius am 26. Februar 1649 in der Aula zu Straßburg vertheidigten Theſen von der ΛΥΚΑΝΘΡΩΠΙΑ. Argentorati 1649. — Mei, De Lycanthropia, Witteb. 1650. 4. — Ziegrae, Disputatio contra Ophiantriam, Lycanthropiam etc. Witteb. 1650. 4. — Niphanius, De Lycanthropia, Witteb. 1654. 4. — Thomasius, De transformatione hominum in bruta, Lips. 1667. 4. — Jac. Fr. Müller, De transmutatione hominum in lupos. Lips. 1673. 4. — Reinhardi Therantropismus, Witteb. 1673. 4. — Schelwig, De Lycanthropia, Gedani 1679. 4. — Seligmann, De dubiis hominibus, in quibus forma humana et brutina mista fertur, Lips. 1679. 4. — Lauben, Dialogi und Geſpräche von der Lycanthropia oder der Menſchen in Wölff Verwandlung, Frankfurt 1686. 12. — Philoſophiſche Abhandlung von dem Entſtehen, der Natur und dem Aufhören der Waarwölfe, Danzig 1746. 4. — In der neueſten

[1]) Das germaniſche Wort prämiert in der Zuſammenſetzung den Begriff Wolf, das griechiſche λυκάνθρωπος umgekehrt den Begriff Menſch.

Zeit erschien Leubuscher, Ueber die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter, Berlin 1850. 8.

Außerdem ist wenigstens die Berührung der Frage in keinem der unzähligen Bücher über Zauberei und Hexenwesen versäumt worden. Ich erwähne hier von den mir zugänglichen: Malleus Maleficarum. Pars I, Quaestio X. — Liechtenberg, Hexenbüchlein, das ist ware Entdeckung und Erklärung oder Declaration fürnämlicher Artikel der Zauberey, durch J. Wecker an tag geben 1575. 8. ohne Pagination. — Joannes Wierus, De praestigiis Daemonum. Basil. 1583. 4. De Lamiis Liber, Cap. XIV. — Bodin, De la Demonomanie des Sorciers. Paris 1587. 4. — De Magorum Daemonomania. Francof. 1603. 8. — Uebersetzt von Fischart, Vom Außgelassenen Wütigen Teüffelsheer, Straßb. 1591. fol. — Des weyland Hochgelehrten Johannis Bodini Daemonomania oder außführliche Erzehlung des wütigen Teuffels, im andern Theil von Remigius, Daemonolatria, Hamb. 1698. 8. Lib. II. C. I. — Binsfeldius, Tractatus de Confessionibus Maleficorum et Sagarum, Augustae Trevirorum 1591. 8. p. 178. Uebersetzt: Tractat von Bekanntnuß der Zauberer und Hexen, Trier 1590. 12. fol. 47. — Peucerus, Commentaria de praecipuis divinationum generibus, Servestae 1591. p. 166. — J. R. (Jacobus Rex), Daemonologie in Forme of a Dialogue, divided in three bookes, Edinb. 1597. 4. Third Booke, Chap. I. — R. V. (R. Verstegan) A Restitution of Decayed Intelligence in antiquities, Antwerp. 1605. 4. p. 237. — Boquet, Discours des sorciers, seconde Edition. Lyon 1608. 8. Chap. LIII. — De l'Ancre, Tableau de l'Inconstance des Mauvais Anges et Demons. Paris 1613. 4. L. IV. Discours II.: De la Lycanthropie. Uebersetzt: Wunderbahrliche Geheimnussen der Zauberey darinn auß der Vhrgicht und Bekantnuß vieler underscheidlicher Zauberer und Zauberinnen die vornembste Stück, so bey solchem Teuffelswesen vmbgehen, beschrieben werden, gedruckt i. J. 1630. 4. — Kornmann, De miraculis vivorum, Francof. 1614. 12. p. 202. — Camerarius, Operae Horarum subci-ivarum. 1615. 4. Centuria prima. Cap. LXXII. — Cervantes, Persiles y Sigismunda L. I. c. 18. — G. H. (George Hakewill), An Apologie of the Power and Pro-

vidence of God in the Government of the World. Oxf. 1627. fol. L. I. C. I. Sect. 5. — Boissardus, Tractatus posthumus de Divinatione et Magicis Praestigiis, Oppenheimii. fol. p. 54. — Praetorius, Gründlicher Bericht von zauberey und zauberern, Frankf. 1629. 4. p. 74. — Praetorius, Anthropodemus Plutonicus, das ist eine neue Weltbeschreibung, Magdeb. 1666. p. 255: Von Thier-Leuten. — Dannhauer, Theologia Conscientiaria. P. 2. fol. 462. — Frommann, De Fascinatione magica. fol. 752. — Gödelmann, Von Zäuberern, Hexen und Unholden, übersetzt durch Nigrinum, Frankf. 1592. 4. 2. Buch. 3. Capitel. — Gockel, Von dem Beschreyen und Verzaubern, Frankf. u. Leipz. 1717. p. 27. — Schauplatz vieler Ungereimten Meynungen und Erzehlungen von Tharsandern. 14. Stück. Berlin u. Leipz. 1738. Nr. 49: Von Meer-Wölfen. — Hauber, Bibliotheca Magica. 29. Stück. Cap. CCXLIII. Curiose Erzählung von den Währ-Wölffen. Anno 1742.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Erklärungstheorien dieser gelehrten Herren hier einzeln besprechen. Ich kann mich ohnedieß um so kürzer fassen, als schon Leubuscher im zweiten Theil seiner Abhandlung die wichtigsten Ansichten zusammengestellt hat. Nur Wenige nahmen eine substanzielle Umwandlung des menschlichen Körpers an; darunter Bodin gestützt auf Aussprüche der Philosophi Pomponatius, Theophrastus Paracelsus, Fernelius und Thomas von Aquine, [1]) ferner Liechtenberg, der sich bemüht, seinen Lesern die Sache durch folgendes Bild klar zu machen: „Wie ein hafner auß eim leym ein krug, ein kachel oder ander geschirr, vnd wieder zerbrochen machen mag, also ist dem geyst vnd der Hexen. Der geyst ist der meister, die Hexen der leym, vnd auff solich weiß wirt auß der Hexen ein katz, wolff, geiß u. s. w. vnd wirt da der person nichts genommen, noch hinzu gesetzt. Sonder wie der leym in die, dann in die andere form geknettet wirt, also beschicht auch das, seynd ding den geistern möglich vnd bekannt." — In dem Capitel: Wie sich die Hexen in thier verkören.

Die meisten übrigen Schriftsteller leugnen diese wirkliche Verwand-

[1]) Fischarts Uebersetzung p. 126.

lung, hauptsächlich gestützt auf Augustin [1]) und das Concil von Ancyra (i. J. 381), welches ausdrücklich decretiert: Quisquis ergo aliquid credit posse fieri, aut aliquam creaturam in melius aut deterius posse immutari aut transformari in aliam speciem vel similitudinem, nisi ab ipso Creatore, qui omnia fecit et per quem omnia facta sunt, procul dubio infidelis est et Pagano deterior. [2])

Die Wenigsten aber sind es, welche sämmtliche Berichte von Thierverwandlungen für Lug und Trug erklären, wie z. B. Hauber a. a. O. III. 288.

Ich will die Resultate der weniger frivolen Untersuchungen in Kürze zusammenfassen: Es liegt im Geist jener Jahrhunderte, welcher in der Hexenbulle des Papstes Innocenz VIII. (Summis desiderantes vom 5. November 1484) und im Hexenhammer (1489) die Herrschaft des Teufels auf Erden proclamierte und ihm zu Ehren in allen Ländern Europas Scheiterhaufen qualmen und Schaffote triefen ließ, — es liegt in diesem finstern Geist, daß der Satan, von dessen Macht selbst die ersten Männer der Zeit sich nicht frei machen konnten, [3]) auch in der überwiegenden Mehrzahl jener Schriften, welche die Wissenschaft repräsentieren sollten, die Hauptrolle spielte. Man distinguierte so: entweder erscheint der Lycanthropus nur sich als Wolf oder er erscheint auch so den Andern. Im ersten Fall sind seine Sinne durch teuflische Phantasmata, durch Vermengung der quatuor humores zerrüttet; im letztern Falle lassen sich 4 modi sive rationes unterscheiden:

1) Der Teufel, der nur zu täuschen, nicht zu schaffen vermag, verblendet die Augen der übrigen Menschen, daß sie in dem Lycanthropus wirklich einen Wolf zu sehen meinen, obgleich dieser seine Menschengestalt nicht verändert hat.

[1]) De civitate Dei. L. XVIII. c. 16. 17. 18. S. auch Agrippa ab Nettesheim. De incertitudine et Vanitate omnium Scientiarum et Artium. Hagae Comitum 1662. C. XLIV. p. 149.

[2]) Can. XXVI. Quaest. V. — Wolfeshusius. De Lycanthropis p. 16. Joh. Wagstaffs ausgeführte Materie von der Hexerei p. 66. Schauplatz ungereimter Meinungen, 14. Stück p. 582. Cardinal Sorenius, Annales Ecclesiastiques. Vol. IV. legt ein Gleiches von einem Concil zu Rom i. J. 382. S. auch Jus Canonicum, Causa XXVI. Quaestio V. Cap. 12.

[3]) Man denke an Luthers Teufelsglauben und Teufelsabdikationen.

2) Der Teufel umhüllt den Menschen mit einem Wolfsfell, das er ihm völlig anzupassen versteht.
3) Der Teufel umhüllt ihn mit einer Wolfsgestalt aus verdichteter Luft. [1])
4) Der Teufel versenkt ihn in einen tiefen Schlaf und vollbringt indeß in Wolfsgestalt die Thaten, welche der Schlafende nur träumt. [2]) Das letztere galt für wahrscheinlicher als die wohl auch zuweilen aufgestellte Ansicht, die Seele verlasse den Leib und schweife mit einem wirklichen oder scheinbaren Wolfskörper umher.

In den drei erstern Fällen erklärt sich von selbst, warum die Wunden, welche dem Werwolf beigebracht werden, sich bei dem rückverwandelten Menschen an derselben Stelle finden; im letzten Fall bringt der Teufel bei seiner Zurückkunft dem Schläfer die Wunden an der Stelle bei, wo er sie selbst empfangen hat.

Damit haben wir das Wesentliche beisammen, was das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert im Verständniß unserer Werwolfsage geleistet haben, und es mag dieß zur Befriedigung der ersten Neugierde genügen. Aus der neueren Zeit, wo man den Streit über die Möglichkeit und Wirklichkeit der Thierverwandlung hinter sich hat, sind u. A. folgende Ansichten über die Sage zu erwähnen: Keysler in seinen Antiquitates Selectae Septentrionales et Celticae. Hannoverae 1720. 8. erklärt den Glauben an Thierverwandlung aus einer Wahnvorstellung delirierender Kranker und schreibt einer falschen Auslegung von Daniel, Cap. 4. v. 22 ff., wo von dem thierischen Leben Nebukadnezars erzählt wird, viel von diesem Aberglauben zu. — Wachter in seinem Glossarium Germanicum führt die Wolfsverwandlung auf alte Cultusgebräuche, auf die Fellbekleidung der Priester bei heiligen Festen zurück. [3]) Dieser Ansicht neigt sich J. Grimm zu, Deutsche Mythologie. p. 997. 1047. — Mr.

[1]) S. Ehehius, Daemonomagia. C. 12.
[2]) S. Semertus, Institutiones Medicinae. Venet. 1641. fol. L. II. P. 3. Sect. 1. C. 7.
[3]) Wachter führt seine Betrachtung mit folgenden Worten ein: »Si res ex meritis hominum aestimetur lupis ex hominibus fieri et ex lupis homines, certissimum est et omnium saeculorum experientia probatum.«

Herbert [1]) bezieht die Sage auf alte Menschenopfer und vermuthet, das periodische Werwolfsein sei identisch mit dem periodischen Essen des Menschenfleischs bei Opfern. — Dunlop, History of Fiction, übersetzt von F. Liebrecht: Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, p. 429, findet in seiner oberflächlich rationalistischen Weise den Grund dieser Vorstellung im Betruge vermeintlicher Zauberer, welche vorgaben, derartige Verwandlungen bewirken zu können und sich vielleicht zu diesem Behufe in Wolfsfelle hüllten. — Pluquet in seinen Contes populaires — de l'arrondissement de Bayeux, Rouen 1834. p. 15 hält die Werwölfe für wahnsinnige Verbrecher. — Leubuscher, der Mediciner, leitet nach Vorgang Böttigers,[2]) Calmeils [3]) u. A. die Vorstellung vom Werwolf aus einer Geisteskrankheit, aus der Dämonomanie ab. — Hanusch in seinem Aufsatz: Die Werwölfe oder Vlkodlaci in Wolfs Zeitschr. für deutsche Mythol. 1859 IV. p. 193 ff. glaubt im Werwolf den alten riesenhaften wilden Jäger zu erkennen.

Es scheint mir vor Allem mißlich, nur von einer dieser Anschauungen aus die Sage erschöpfend erklären zu wollen. Sie ist zu alt und zu verbreitet, um so einfacher Natur zu sein. Ihre Quellen verlieren sich im pfadlosen Dunkel unvordenklicher Zeit, und ihre Bäche haben sich seitdem bald getrennt, bald vereint durch so mannichfaltigen Boden, unter den verschiedensten Himmelsstrichen fortgewühlt, Farbe und Fülle nach Beschaffenheit ihres Bettes und ihrer Zuflüsse wechselnd, daß es überhaupt schwer werden möchte, aus ihren jetzigen Bestandtheilen ihren Ursprung und Lauf historisch deducieren zu wollen.

Ich werde im Folgenden versuchen, die einzelnen Werwolfsagen der verschiedenen Völker, soweit sie mir zugänglich waren, zusammenzustellen, und halte dabei für eine wesentliche Erleichterung des Verständnisses, dieselben nicht als ganz besondere Erscheinungen, sondern im Zusammenhange

---

[1]) Dies ist der Name des Gelehrten, welcher den oben angeführten Brief an Lord Camdor geschrieben hat (Dasent, Popular Tales from the Norse. Edinb. 1859. p. LX).

[2]) Aelteste Spuren der Wolfswuth in der griechischen Mythologie, Kleine Schriften, herausgegeben von Sillig, Bd. I. Dresden und Leipzig 1837. p. 135 ff.

[3]) De la folie. Paris 1845, übertragen von Leubuscher, der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten. Halle 1848. 8.

mit den mannichfaltigen übrigen Sagen von Verwandlungen der Menschengestalt aufzufassen. Ich denke jedoch nicht daran, die schwierige Frage über den Ursprung der Sage lösen zu wollen, sondern bin überzeugt, der Sache mehr zu nützen, wenn ich die Kenntniß des reichhaltigen Materials zu fördern suche, welche jeder endgültigen Deutung, sofern eine solche überhaupt möglich ist, vorangehen muß. Nur mit wenigen vorausgeschickten Bemerkungen glaube ich die Gesichtspunkte andeuten zu müssen, von denen aus nach meiner Meinung die Sage zu betrachten wäre.

Die Naturvölker übertrugen die schöpferische Freiheit ihrer Phantasie in das Leben der Natur, und wie sie im dichterischen Spiel der Gedanken Vorstellungen der verschiedensten Art verbanden, so fielen ihnen auch in der realen Welt die äußeren Schranken der Dinge, und die verschiedensten Gestalten und Wesen giengen in einander über, da sich der Glaube des Volks bei seinen Vorstellungen mit der innern poetischen Wahrheit begnügte. Der Rangunterschied zwischen Mensch und Thier war nun überhaupt unserem Geschlecht in der Urzeit noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen. Der einfache, im innigsten Verkehr mit der Natur lebende Waldbewohner fand zwischen sich und seinen thierischen — feindlichen oder freundlichen — Nachbarn so viel Gemeinsames in Bedürfniß, Lebensweise, Leidenschaften, Lust und Schmerz, Krankheit und Tod, daß sie ihm nicht anders als ebenbürtig, als seines gleichen erscheinen mußten. Doch bei gereifterer Beobachtung wurde ihm neben dieser Verwandtschaft ein geheimnißvoll Fremdartiges[1]) im Thiere fühlbar, die Thiere waren ihm so vielfach an Kraft, Gewandtheit, Kunstfertigkeit überlegen, er konnte von ihnen in Freundschaft und Feindschaft so mancherlei lernen, was ihm frommte; dabei sah er die Thiere in stummem, scheuem Selbstgenügen und bei aller Regsamkeit sicher ihre Ziele verfolgen, ohne daß er erlauschen konnte, woher ihnen diese Klugheit und Sicherheit käme. So ahnte er denn darin eine Macht, höher als der Mensch, eine unheimliche, ehrfurchtgebietende Naturgewalt, das Wirken eines verborgenen

[1]) Die Thiere sind in der That das Unbegreifliche: es kann sich ein Mensch nicht in eine Hundenatur, soviel er sonst Aehnlichkeit mit ihr haben möchte, hinein phantasiren oder vorstellen; sie bleibt ihm ein schlechthin Fremdartiges. Hegel, Philosophie der Geschichte, sämmtliche Werke, Bd. IX. p. 258.

Gottes. Aus dieser Empfindung und Anschauung entsprang die Vergöttlichung des Thieres — das Thiersymbol, aus jenem Gefühl der Verwandtschaft die Vermenschlichung des Thiers. — Thiersage, Thierfabel und der Glaube an die Seelenwanderung.

Beide Anschauungen aber giengen neben einander her, ohne sich zu beeinträchtigen; von beiden aus kann man den Glauben an die Thierverwandlung ableiten. Der einfachste Weg ist der vom Gefühl der Verwandtschaft aus; die Phantasie findet so viel Menschenähnliches im Thier, daß sie in ihm eine menschliche oder doch halbmenschliche Seele ahnt und es so zum verwandelten Menschen macht oder wenigstens zu einem Wesen, das noch zum Menschen werden kann und soll. [1]) Doch führt dieß eher auf die Annahme eines allgemeinen Naturgesetzes (wie bei den Indern), als auf den Glauben an sporadische willkürliche Thierverwandlungen hin. Dort strebt im Ganzen das Thier nach Menschenthum, hier steigt der einzelne Mensch zur Thierheit wieder hinunter. Daher werden wir, so nahe es auch zu liegen scheint, im einfachen Verwandtschaftsgefühl zwischen Thier und Mensch nicht den Hauptgrund des Glaubens an Gestaltentausch zwischen beiden zu suchen haben. Der Grund liegt tiefer, in eigenthümlichen religiösen Vorstellungen, in der sinnlichen Symbolisierung göttlicher Kräfte und Eigenschaften.

Dem Gott, der ursprünglich selbst in Thiergestalt gedacht worden war, wurde auch nach seiner Anthropomorphose die Fähigkeit erhalten,

---

[1]) Ich erinnere an die merkwürdige Vermenschlichung der Schlangen in Indien, s. z. B. das Gedicht: Das Schlangenopfer in Holtzmanns indischen Sagen II. 127. In Armenien glaubt man, wenn eine Schlange am Berg Ilandagh oder Handagh (Schlangenberg) 25 Jahre alt geworden, ohne daß ein Mensch sie gesehen, so erhält sie die Kraft der Verwandlung, sie wird zum Drachen, pers. eischdaha, und vermag ihren Kopf in den jedes andern Thiers zu verwandeln, so Menschen und Thiere zu ihrem Verderben täuschend. Erreicht aber die Schlange ein Alter von 60 Jahren, ohne je von einem Menschen gesehen und gestört worden zu sein, so nennt man sie auf persisch Iucha (Ausdehnung) und dann erhält sie die Kraft, sich, so oft und so lange sie will, in jedes Thier, ja in jeden Menschen zu verwandeln. Haxthausen, Transkaukasia, Leipzig 1856, I. 125. — S. ferner die alte Volkssage, daß die Störche sich in Menschen verwandeln, die jedoch in ihrer Gestalt noch viel Storchenähnliches haben, Gervasius, herausgegeben v. Liebrecht p. 157 u. A.

sich in die Gestalt jedes beliebigen Naturwesens zu verwandeln. Den Uebergang hiezu bildete die Verbindung von Thierischem und Menschlichem in der Darstellung des Gottes (wie bei den Aegyptern und Assyrern). Um einen Zweck zu erreichen, der in menschlicher Gestalt unerreichbar schien, wählte die Gottheit in Mythus und Sage vorzugsweise Thiergestalt und zwar entweder die eines ihrem eigenen Charakter besonders entsprechenden oder doch ihrem augenblicklichen Verhalten am besten dienenden Thieres. Am häufigsten erscheinen so die Götter, wenn sie sich verbergen oder eine schnelle Fahrt machen wollen.[1]) Diese Eigenschaft, ursprünglich also ein göttliches Vorrecht, wurde durch die Gnade der Götter auf ihre menschlichen Söhne und Lieblinge übertragen. Unter diesen waren die Priester, welche häufig von dem der betreffenden Gottheit heiligen Thier ihren Namen hatten; so hießen die Priester des Poseidon Stiere; die des Lupercus Crepi (ältere Form für capri-Böcke); *Εσσήν* — Bienenkönig — hieß der Oberpriester der ephesischen Diana;[2]) *μελίτται* — Bienen — hießen die Priesterinnen der Demeter; Bärinnen der Artemis hießen die Jungfrauen in Athen, welche sich dieser Göttin weihten. Dieß wurde bei religiösen Festen nicht selten durch die Fellbekleidung der Priester versinnlicht; so trugen die Jünglinge, welche dem Zeus auf dem Berg Oeta opferten, Widderfelle; so schlangen sich die nackten Lupersi beim Fest der Lupercalien Bockfelle um die Lenden; so warfen die Mänaden Pantherfelle über; so hüllten sich die Mithraspriester in verschiedene Thiermasken[3]) u. s. w.

Die heiligen Thiere waren der Gottheit liebste Diener; darum glaubte der Mensch, sich die Gottheit besonders günstig zu stimmen, wenn er ihr in Gestalt ihrer Lieblinge entgegenträte. Dabei wurde aber wohl zugleich dem Volksglauben nahe gelegt, daß die Gottheit ihren menschlichen Dienern die göttliche Gabe der Thierverwandlung wirklich verliehen habe. Aus dem Kreis der Priester giengen die Zauberer hervor, welche die

[1]) Ich erinnere nur an die häufige Verwandlung der Athene bei Homer.

[2]) Pausanias VIII. 13, 1.

[3]) Martinus, de cultu Mithrae per adscititias ferarum et pecudum formas. L. II. c. 35. — Unsere Maskeraden lassen sich unzweifelhaft auf Vermummungen bei religiösen Festen zurückführen.

wunderbaren Eigenſchaften, die ſonſt nur als Geſchenk der Gottheit erlangt wurden, durch Erkenntniß und Beherrſchung geheimnißvoller Naturkräfte ſich ſelbſt aneigneten und Andern mittheilten. Dieß wurde mehr und mehr als ein Abfall vom Göttlichen betrachtet, und die böſen Mächte kamen mit in's Spiel. Die Thierverwandlung wurde eine beſondere Kunſt der Zauberer, und das Unheimliche, das ſchon jenen Cultusgebräuchen innewohnte, kam nun vollends zur unbeſchränkteſten Geltung. Auch die angeborene Fähigkeit der Verwandlung, welche urſprünglich ein beſonderer Segen der Gottheit war, verkehrte ſich nun zum Fluch, und ihr Beſitzer galt als ein vom Schickſal aus der Menſchengeſellſchaft verwieſenes und daher derſelben feindliches Weſen.

Betrachten wir nun ſpeciell den Wolf, ſo erſcheint er, — das unerſättlich mordgierige, bei Nacht und zur Winterszeit beſonders gefährliche Raubthier, — als das natürliche Symbol der Nacht, des Winters und des Todes.[1]) Daher gehörte er vor Allem den chthoniſchen Mächten, den Erd- und Unterweltsgöttern an. Dieſe, welche man als die furchtbarſten am eifrigſten ſich zu verſöhnen ſuchte, wurden mit ganz beſonderer Ehrfurcht betrachtet, und ihre Heilighaltung gieng auch auf ihr ſymboliſches Thier, den Wolf, über, dem ſelber ein gewiſſer Cultus zukam.[2]) Spuren dieſer Heiligkeit des Wolfes haben

---

[1]) Der Wolf war Symbol alles Feindlichen (Artemidor Oneirocritica II. 12). Schon ſein Blick wirkte nach dem Volksglauben verderblich: Wenn man bei der Begegnung eines Wolfs von dieſem zuerſt geſehen wird, ſo wird man ſtumm; umgekehrt hat der Menſch nichts vom Wolf zu fürchten. Platos Staat, überſ. von Prantl, Stuttgart 1857. Anm. 12. „So der Wolff zum erſten den menſchen erſicht, ſo erſtaunet der menſch davon, und ſtehet jhm die red. So aber der menſch den Wolff zum erſten erſicht, ſo erſtaunet der Wolff, zitteret von Forcht vnd ſchrecken.“ Geſner, Thierbuch, überſ. von Forer, Heidelb. 1606. Fol. 154 S. — Hakewill, An Apologie of the Power etc. p. 10. — Fr. Pfeiffer, der Alten Weiber Philoſophen Nr. 38, in Wolfs Zeitſchr. für deutſche Mythol. III. 312. — Baſile, Pentamerone, überſ. von Liebrecht, Breslau 1848, I. 90. 400. — Paſſow, Griechiſches Wörterbuch v. λύκος.

[2]) Grimm, deutſche Mythologie, 3te Ausgabe p. 46. — Wolf in ſeiner Zeitſchrift für deutſche Mythol. I. 70 nennt den Wolf ein Opferthier; dieß iſt jedoch ſicher unrichtig. Geopfert wurden von den Quadrupeden überhaupt faſt ausnahmslos nur pflanzenfreſſende Hausthiere. — Man ſcheut ſich, den Wolf bei ſeinem Namen zu nennen, beſonders in den Zwölften (den Nächten zwiſchen Weihnacht und Erſcheinungsfeſt); Schau-

sich manichfach in alten Gebräuchen und im Aberglauben der Völker erhalten. [1])

Der Wolf ist aber nicht allein das raubgierigste, er ist auch das schnellste, rüstigste unserer größeren vierfüßigen Thiere. Diese seine Rüstigkeit, seine wilde Kühnheit, seine grausame Kampf- und Blutgier verbunden mit seinem Hunger nach Leichenfleisch und seinen dadurch angeregten nächtlichen Besuchen der Todtenfelder und Walstätten macht den Wolf zum Begleiter und Gefolgmann des Schlachtengottes. Er wird gedacht als der Freund jeder kühnen That und seine Begegnung ist den Unternehmenden Glück verheißend. [2])

---

platz ungereimter Meinungen, 14. Stück, Berlin und Leipzig 1738, p. 591. — In der Grafschaft Mark nannte man ihn Höltink — Hölzing, Holzhund; Wöste, Volksüberlieferungen, Iserlohn 1848, p. 49. — In den Wolfssegen heißt er walthurdt, wallhund, feldhund, Wolf, Zeitschr. f. d. M. I. 279, II. 117. — Die Inselschweden nennen ihn skófar Waldvater, han gå grå den alten Grauen, skóbitare Waldbeißer, gå gråhunn alten Grauhund, skóbynn Waldhund, auch Goldfuß oder Graufuß; Rußwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö, Reval 1855, II. 200. — Die Kurländer reden den Wolf, wenn er ihnen begegnet, höflich an; Sprengel, Beiträge zur Geschichte der Medicin, Halle 1794, 1. Bandes 2. Stück, p. 67. — Bei den Ehsten heißt er Graurock; Kreutzwald, der Ehsten abergläubische Gebräuche, St. Petersburg 1854, p. 120. — Bei den Letten mescha deews Waldgott; Kreutzwald, mythische Lieder 119 und §. 388. — S. auch Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834, LV.

[1]) So wurde früher in Ehstland, wenn der Weg, den die Braut aus ihrem Heimatort in das Dorf des Bräutigams nehmen mußte, durch einen Wald führte, daselbst ein Speiseopfer für die Wölfe ausgesetzt. Kreutzwald, der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten von J. W. Boecler, St. Petersburg 1854, p. 37. — Wenn die Wölfe heulen, so sagt man in Ehstland, sie klagen Altvater ihren Hunger, und er wird ihnen dicke Wolkenstücke herabwerfen, die sie als Nahrung genießen. Dieß geschieht besonders in der Christnacht, denn da darf kein Geschöpf Hunger leiden. a. a. O. p. 122. — Auch von dem irischen Heiligen Maedhog wird erzählt, daß er Wölfe speiste. Wolf, Zeitschr. für d. M. I. 330, 357. — Dieß erinnert an die nordischen Wolfsmütter, s. Grimm, deutsche Myth. p. 1014, und weist auf wirkliche Speiseopfer hin, die in uralter Zeit den Wölfen dargebracht wurden.

[2]) S. über Angang des Wolfes, Grimm, d. M., 1079. Wolf, deutsche Sagen, Nr. 376. Gervasius, herausg. von Liebrecht, p. 223, Nr. 44 u. A. — Das Gehenl des Wolfes im Gebüsch ist siegverheißend, Sigurdharkvidha II. 22. Doch kündet er auch Krieg und Pest und Theurung an. Die gute und die böse Seite des Wolfs spielen überhaupt im Aberglauben der Völker beständig durcheinander. Im Griechischen, Latei-

Wie aber in der Naturanschauung die schlimmen Seiten des Wolfs seine bessern bei weitem überwogen, so wurde er auch für die ethische Anschauung vorzugsweise das Symbol des feindseligen Bösen. Denn alle Zerstörung ist für die naive Naturbetrachtung ein Uebel und die Wirkung eines bösen oder doch zürnenden Gottes. Diese Symbolik findet sich besonders in der Mythologie, welche vor allen andern von ethischen Ideen durchdrungen ist, in der germanischen. Hier ist der Wolf der Abkömmling der den Göttern und Menschen feindlichen und gefährlichen Riesen; der stärkste und furchtbarste derselben ist der Sohn Lokis, des bösen Gottes. In die christliche Sage übertragen wurde der Wolf das Thier des Satans.

All diese Vorstellungen haben auf die Entwicklung der Werwolfssage

---

nischen und Deutschen sind Namen, mit Wolf zusammengesetzt, von guter Vorbedeutung: Λυκίσκος, Lyciscus, Wolfram, Wolfgang u. s. w. Der Wolf schützt besonders vor Zauber: Einem Serben, der Wuk (Wolf) heißt, kommt keine Hexe bei. Grimm, d. M. 1093. — Wolfbiß schützt vor Beherung (daher wohl der ahd Name Wolfbizo); man schneidet an Lamm und Ziege den Wolfsbiß aus, räuchert und bewahrt ihn als heilkräftig. Grimm, d. M. 1093. Wolfsrüssel ist Amulet gegen Zauber und wird an die Thüre genagelt, Lauben, Dialogi von der Lycanthropia p. 85; in Frankreich der ganze Wolfskopf, Le Loyer, Discours des Spectres, Paris 1608, p. 834. Dagegen wer von einem Vieh ißt, das der Wolf erwürgt hat, der kann nicht verscheiden, es sei denn, daß der Wolf vorher todt wäre. Fr. Pfeiffer, der Alten Weiber Philosophey, a. a. O. Nr. 76. Nach serbischem Volksglauben wird ein Kind, dessen Mutter von solchem Fleisch gegessen hat, mit einer Wunde geboren, die man vukojedina — Wolfsbiß — nennt. Grimm, d. M. 1093. — Wolfstritt segnet die blühende Saat in der Grafschaft Mark, Wolf, Zeitschr. f. d. M. I. 384. — Es war altrömischer Brauch, daß die Braut vor dem Eintritt in's Haus des Bräutigams die Thürpfosten mit Fett oder Oel bestrich, hier wurde das Wolfsfett von Einigen als besonders heilsam empfohlen, indem ihm eine averruncierende Wirkung zugeschrieben wurde (ne quid mali medicamenti inferretur). Preller, römische Mythologie, Berlin 1856, p. 585. — Das Wolfsfell hat Heilkräfte gegen Trübsinn, Fieber und Epilepsie; Edda, Hrafnagaldr. 8. Grimm, d. M. 1123, 1125. Gegen das Fraisichlein oder die fallende Sucht hilft auch des Wolfs gedörrte Zunge, Lauben 32. Aus einem gedörrten Wolfsschlund trinken, macht gesund, a. a. O. — Wessen Bienen durch eine Wolfsgurgel fliegen, der bekommt fette Schwärme. Müller, Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens, Braunschweig 1854, p. 60. — Der Genuß von Wolfsfleisch macht mord- und rachgierig, so geben Högni und Gunnar dem Gurhorn von einem Wolf, einem Warm und einem Geier zu essen, damit er den Muth erlange, Sigurd zu tödten. Brot af Brynhildarkvidha. 4.

eingewirkt. In der ältesten Naturreligion wurde die Gottheit des Todes und der winterlichen Erde selber als Wolf gedacht und erhielt in dieser Gestalt blutige Sühnopfer und zwar vor den übrigen Göttern Menschenopfer. Ihre Priester trugen wohl in der Vorzeit Wolfsfelle und hatten nach dem Volksglauben die Gabe, sich in das Thier der Gottheit zu verwandeln. Hirpi, Wölfe, hießen z. B. die Priester des sabinischen Unterweltgottes Soranus.

Fernerhin war der Wolf als das schnelle, kampfgewandte Thier zum raschen Zurücklegen weiter Wege und zur Erlegung von Feinden besonders geeignet. Daher nahmen die Götter und die zauberbegabten Menschen zu solchen Zwecken Wolfsgestalt. In diesem Fall muß also der Wolf nicht nothwendig zu der Gottheit, die seine Gestalt wählt, in innerer Verwandtschaft stehen, sondern diese Gestalt dient derselben rein äußerlich als untergeordnetes Mittel zum Zweck.

Durch die Bedeutung aber, welche der Wolf außer seiner natürlichen Gefährlichkeit für die ethische Symbolik hatte, erhielt die Wolfsverwandlung überhaupt einen unheimlichen diabolischen Charakter. In der spätern Zeit hieß der Teufel selber der Erzwolf, Archilupus,[1]) und erschien auch häufig in Wolfsgestalt.[2]) Und wie des Teufels ein-

[1]) So heißt er z. B. in einem französischen moralisirenden Gedicht aus dem sechzehnten Jahrhundert: Les loups ravissans ou doctrinal moral par Robert Gobin, gedruckt in Paris nach 1520 in 4. S. Mone, Reinhardus Vulpes, Stuttg. et Tub. 1832, p. 311. Lupus vorax bei Ditmar von Merseburg p. 253; Grimm, d. M. 948.

[2]) Böse Geister lieben es, durch Thier- und Menschengestalten zu täuschen; die guten Geister verwandeln sich nicht in Thiere, noch in Frauen. De l'Ancre, Tableau de l'Inconstance, Paris 1613, p. 3. — Ein Teufel erscheint in Wolfsgestalt auf dem Grabe Peters, der die Sekte der Massalianer gegründet: Petro Massalianorum, sive Lucopetrianorum, qui et Phundaitae et Bogomili dicti) haereseos antesignano, qui se ipsum Christum appellavit et post obitum resurrecturum promisit, eaque propter Lucopetrus (Λυκοπέτρος) cognominatus fuit, quod, quum summo jure ob infinitas impostaras lapidibus obrutus esset, pessimis symmystis ejus, qui abominabili hujus cadaveri eam, quam post triduum ipsis pollicitus fuerat, resurrectionem exspectantes assidebant, malus daemon lupi specie acervo lapidum egredi visus sit, Anathema! S. Jacobi Tollii Insignia Itineraria, quibus continentur Antiquitates Sacrae Trajecti ad Rhenum 1696. 4. p. 115. — Im Angelsächsischen und Altfranzösischen wird der Teufel geradezu werewulf und garou genannt. Die Teufelsmasken sind: Rab,

ziges Ziel und Streben Verderben ist, so treten nun auch beim Werwolf alle andern Interessen vor dem Drang nach Mord und Zerstörung zurück; er nimmt die Thiergestalt an, einzig und allein um Schaden zu stiften. Der Werwolf wird wie die Hexe des Teufels Diener und ist an die Bedingungen des Teufelspaktes gebunden. Er steht unter dem Schutz und der Bewachung seines Herrn. Mehrere Werwölfe bekannten, daß, wenn sie nach Raub auszogen, der Teufel in Wolfsgestalt unter ihnen war (Boquet discours etc. p. 340).

Dieß mag wohl in den Hauptzügen die Entwicklung sein, welche die Werwolfssage aus *religiösen Vorstellungen* genommen hat.

Von großem Einfluß auf die Sage war aber fernerhin eine alte *Rechtsvorstellung*, welche den friedlosen Mörder mit dem Wolf zusammenstellte und diesen zum Symbol des Verbrechens und der damit verbundenen Strafe der Aechtung machte. Dieser Vorstellung werden wir bei Griechen und Germanen begegnen. [1])

Die *Geisteskrankheit der Lycanthropie*, in welcher der Mensch sich zum Wolf verwandelt wähnt, thierische Bewegungen und Laute nachahmt und mordsüchtig lebende Wesen anfällt, ist bis jetzt bei der Erklärung unserer Sage über Gebühr in den Vordergrund gerückt worden. Daß der Wahn des Kranken mit dem allgemeinen Glauben an Thierverwandlungen in Zusammenhang stehe, soll keineswegs geleugnet

---

Fuchs, Katz, Hund, Bär, Wolf, Schwein; Philander v. Sittewald, Wunderliche und Warhaffte Geschichte 1656, II. 769. Philander meint auch, daß „Tyrannen, Verfolger, Räuber und Mörder, weil sie in ihrem Leben als Löwen, Bären, Wölfe sich erzeiget, nach ihrem Leben mit dergleich gestalten Teufeln wiederumb gereinigt werden." a. a. O. I. 254. Wolf, Zeitschr. f. d. M. I. 405. — Besonders starke und freche Wölfe wurden im Mittelalter allgemein entweder für verwandelte Teufel oder für Werwölfe gehalten. S. Geiler v. Kaiserberg, Emeis, bei Stöber, Zur Geschichte des Volks-Aberglaubens, Basel 1856, p. 31. — Von den Wölfen, welche i. J. 1542 in großen Schaaren die Straßen von Constantinopel unsicher machten, bis Sultan Suleyman mit den Janitscharen gegen sie auszog, wurde allgemein geglaubt, daß sie Werwölfe gewesen seien. Fincelius, De mirabilibus, L. II. Bodin. Daemonomania. Francof. 1603, p. 238. Fischarts Uebersetzung 121. — Die gewöhnlichen Wölfe, sagt Bodin a. a. O. p. 238, gehen mehr auf Thiere, die Werwölfe fallen vorzugsweise Menschen an.

[1]) Ueber die Rolle, welche der Wolf in der germanischen Thiersage spielt s. die Einleitung J. Grimms zu seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs. Berlin 1834.

werden; aber der erstere verhält sich zum letztern eher wie die Wirkung zur Ursache als umgekehrt. Denn wenige Fälle ausgenommen, wo der krankhaften Einbildung etwa ganz zufällige, individuelle Anlässe zu Grunde lagen, muß doch wohl angenommen werden, daß der Kranke zuvor an die Thierverwandlung glauben oder wenigstens von ihr wissen mußte, ehe er sich selbst in ein Thier verwandelt wähnte. Abgesehen ferner davon, daß die Seltenheit der Krankheit zu der allgemeinen Verbreitung der Sage nicht im richtigen Verhältniß steht, so ist nicht einleuchtend, wie dadurch, daß der Kranke sich für einen Wolf ausgab und als solcher benahm, auch die Uebrigen ihren eigenen Augen zum Trotz überzeugt werden konnten, daß er wirklich in einen Wolf verwandelt sei. Nur wenn ihnen, wie dem Kranken, eine solche Verwandlung zum Voraus möglich schien, konnten sie seine Erzählungen für wahr und sein Benehmen für eine Bestätigung derselben halten. So diente die Lycanthropie zur Befestigung des alten Werwolfglaubens wie das Ausgraben unverwester Leichen den uralten Glauben an wiederkehrende Todte bekräftigte.

Was schließlich den Vorgang, die Art und Weise der Thierverwandlung betrifft, so sind hier a priori die folgenden Fälle denkbar:

Entweder verläßt die Seele bei der Annahme fremder Gestalt ihren eigenen Körper, oder sie bleibt darin.

Im ersten Fall bedient sie sich theils eines äußern Mediums, indem sie in einen andern schon verhandenen seelenleeren Körper hineinfährt, theils erscheint sie selber in einer ihr von Natur zukommenden oder selbstgebildeten eigenen Gestalt. [1])

[1]) Die Seelen lebender Menschen schweifen häufig in Thiergestalt umher, während ihr Leib schlafend liegt: König Guntrams Seele als Schlange in, Grimm, deutsche Sagen, Berlin 1816, Nr. 428, nach Paulus Diaconus, De gestis Langobardorum III. 34. Wolf, hessische Sagen p. 195. Grimm, deutsche Myth. 1036. — Seele als Wiesel, Grimm, deutsche Sagen, Nr. 455 (Seele als blauer Dunst bei Maurer, isländische Volkssagen, Leipzig 1860, p. 81, gehört hieher wegen ihrer Wanderung über die Schwertbrücke) Seele als Fliege, Müller, siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1857, Nr. 154. Beiträge zum Hexenglauben in Siebenbürgen p. 58. — als Käfer, Meier, schwäbische Sagen, Stuttgart 1852, Nr. 201; — als Mistkäfer, Nußwurm, Eibofolke, Reval 1855, II. 208; — als Spinne, Meier Nr. 202. — als Flaumfeder, Bechstein, Sagenbuch p. 604. — als weißes Mäuschen, Wolf, hessische Sagen

Im zweiten Fall wird die Verwandlung des Körpers entweder durch die auf wunderbare Weise ermöglichte mechanische Anpassung einer Thierhülle oder ohne dieselbe direkt durch wunderwirkende Zauberkräfte hervorgebracht.

Das Gesagte gilt sowohl für die freiwillige, als auch für die unfreiwillige Verwandlung.

Für sämmtliche Fälle finden sich Beispiele in den Sagen, zu denen wir nunmehr übergehen.

Obgleich wir in Indien keiner eigentlichen Werwolfsage begegnen, so ist doch jenes Land der Phantasie der fruchtbarste Boden für den Glauben an Verwandlung und Vertauschung der verschiedenen Naturformen. Wir finden in der Vedenperiode, wo noch die naive Versinnlichung geistiger Begriffe verwaltete, thierische Symbole der Gottheit, wie z. B. die weißen Kühe der Himmelsgötter, welche der finstere Dämon Bala stiehlt und dafür von Indra erschlagen wird. [1]) Im indischen Epos

---

Nr. 95, — als rothes Mäuschen, Grimm, deutsche Sagen Nr. 247. Meier, schwäbische Sagen I. p. 175, — als schattenartige Maus, die in einem Pferdeschädel umherkriecht und zu den Nas- und Augenlöchern hinausschaut, während dem Schläfer träumt, er durchwandre ein prächtiges Schloß mit hohen Fenstern, Schambach und Müller, niedersächsische Sagen, Gött. 1855, Nr. 246. — Seele als Henne nach serbischem Glauben, Grimm, deutsche Myth. 1031, — als Katze, Grimm, deutsche Sagen Nr. 249. Hiemit hängt die Sage vom Alp zusammen. Zu erinnern ist auch an die Vorstellung, daß der Mensch einen Wurm im Leibe habe und sterben müsse, wenn dieser herauskreche, bei Seifried Helbling zadelwurm, Grimm, deutsche Myth. 1112. — In der Normandie hält man die Irrlichter für die Seelen von Mädchen, die mit Geistlichen in sträflichem Umgang leben; das Mädchen muß an einen abgelegenen Ort gehn, seine Kleider abziehn und sich nackt auf den Boden legen, dann fliegt seine Seele als fourolle aus. Bosquet, La Normandie romanesque, Paris 1845, p. 247. Schon bei Plinius (Historia naturalis VII. c. 52) schweift die Seele des Hermotimus umher, während sein Leib leblos liegt. S. die mannahaftr bei Maurer, Bekehrung des norwegischen Stamms, München 1855, II. 67. Seelen der Abgeschiedenen als Vögel, s. Harthausen, Transkaukasia, Leipzig 856, I. 1335, aus Armenien; im bretonischen Lied von Brun, Villemarqué, Barzaz-Breiz, Paris 1846, I. 208. Uebers. v. Hartmann und Pfau, bretonische Volkslieder, Köln 1859, p. 260. Wolf, deutsche Märchen und Sagen, Nr. 56. Grimm, deutsche Myth. 788. Gervasius, herausgegeben v. Liebrecht, Hannover 1856, p. 114 ff.

[1]) Ernst Meier, indisches Liederbuch, Stuttg. 1854, p. 22. Weber, allg. Welt-

erscheinen Götter und Dämonen in Thiergestalt, so in dem uralten Märchen des Mahabharata, wo dem König Uśinara, während er an der Jamuna opfert, eine von einem Habicht verfolgte Taube Hülfe suchend in den Schooß fliegt. Der Habicht appelliert an des Königs gerühmte Gerechtigkeit und verlangt, daß er ihm, der dem Verhungern nahe, nicht seine von der Natur für ihn bestimmte Nahrung vorenthalte. Der König erklärt dagegen, daß er noch weniger einen Schutzflehenden ausliefern könne, und erbietet sich auf des Habichts Vorschlag, von seinem eigenen Fleisch so viel herzugeben, als die Taube wiege. Er schneidet sich nun ein Stück Fleisch nach dem andern vom Leib, aber die Taube wiegt schwerer und schwerer, so daß der König endlich selber auf die Wage steigt. Da giebt sich der Habicht als Indra, der König des Himmels, und die Taube als Agni, des Feuers Gott, zu erkennen, die herabgekommen, um Uśinaras Tugend zu prüfen, und der pflichtgetreue König steigt mit ihnen zur Götterwohnung leuchtend auf. [1])

Später aber, als mit der Entwicklung der brahmanischen Religion und Philosophie die Lehre von der Seelenwanderung zur allgemeinen Geltung kam, wurde der Glaube an Verwandlungen zur Grundlage eines naturphilosophischen Systems. Die sinnliche Vielheit der Götter wurde in die geistige Einheit der Brahmas eingeschlossen, ohne sich jedoch in dieselbe aufzulösen; sie blieben als Mittelglieder zwischen den Menschen und Brahma, als Welthüter und selige Genien in den Himmelsräumen schweben.

Brahma ist das geheimnißvolle Wesen, das allein von Anfang war, und nur durch eine innere Täuschung — Maja — ist die Mannichfaltigkeit der Dinge aus ihm hervorgegangen, [2]) daher alles Irdische nichtig

---

geschichte, Leipzig 1857, Bd. I. p. 265. Indra selbst als Stier gedacht, Mannhardt, germanische Mythen, Berlin 1858, p. 36 ff.

[1]) Holtzmann, indische Sagen, Stuttg. 1854, I. p. 277 ff.

[2]) Die spätere Philosophie hat die verschiedenen lebenden Wesen aus eben so vielen Verwandlungen der in zwei Schöpferwesen getheilten Gottheit hergeleitet. So heißt es in dem Upanischad Brihodaranjaka: „Diese Welt war früher Geist, menschliche Gestalt tragend, und nichts war außer diesem Wesen, Purusha genannt. Er fühlte aber keine Freude, weil er allein war, er wünschte sich ein Anderes und wurde augenblicklich ein solches: Mann und Weib in Umarmung; daraus entstanden menschliche Wesen. Da

ist wie ein Irrthum, alle Gestalt flüchtig wie ein Traumbild. Theile, Funken seines Wesens sind die Seelen, welche alle Stufen der Naturerscheinungen durchlaufend sich aus der Starrheit der Steinwelt in der Pflanze zur Empfindung, im Thiere zum Willen und zur freien Bewegung, im Menschen zur Erkenntniß ihres Wesens entwickeln. Jeder Körper ist nur das äußere Zeichen der innern Lebensentwicklung der Seele; der Weise streift ihn ab wie ein Kleid; die höchste Frucht aller Büßungen ist nicht mehr geboren werden, ist das Eingehen oder vielmehr Zurückgehen aus der „schrecklichen Welt des Seins" in die ewige Ruhe Brahmas. Wer aber die erforderliche Reinheit und Vollkommenheit noch nicht erlangt hat, der wird nach dem Tode in einen neuen Körper eingehen und zwar je nach der Größe der an ihm haftenden Schuld in einen Körper von gleicher oder von niedrigerer Stufe. Als Beispiel dienen folgende Stellen aus dem 12. Buche von Manu:

Der Mensch geht in die Starrheit (Steine, Felsen, Metalle) durch die bösen Handlungen, die aus dem Leib kommen; er geht in Vogel- und Thierheit durch jene der Rede; er geht in die untersten Menschenclassen (Tschandala, Sudra) durch die des Herzens.

Der Mörder eines Brahmanen geht in die Joni (Mutterleib) eines Hundes, Ebers, Esels, Kamels, Stiers, Widders, Schafs, Antilope oder eines Vogels, eines Tschandala oder Pukkasa (Schlangenfänger). Wer Getraide gestohlen, wird eine Ratte; wer Messing gestohlen, wird eine Gans; wer Wasser gestohlen, wird eine Ente; wer Honig gestohlen, wird eine Schmeissfliege; wer Milch gestohlen, wird eine Krähe; wer Saft ge-

---

dachte aber seine weibliche Hälfte zweifelnd: Wie kann er, da er mich aus sich selbst hervorgebracht, (blutschänderisch) mir nahn? Ich will eine Verhüllung annehmen. — Sie wurde eine Kuh, nun wurde aber Er zum Stier, und die Sprösslinge waren Rinder. Sie verwandelte sich in eine Stute und Er in einen Hengst, dann wurde Sie Eselin und Er Esel, und das einhufige Geschlecht entsprang ihrer Verbindung. Sie wurde Ziege, Er Bock; Sie ein Schaf, Er ein Widder, und Ziegen und Schafe waren die Nachkommenschaft. So zeugte er alle existierenden Paare bis zu den Ameisen und den kleinsten Insekten. Da wusste Pradschapati: Ich bin der Bildner aller Wesen, dass Alles habe Ich vollbracht. — Darum heisst er der Erzeuger."

Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte, Bonn 1832, Thl. I. Abth. I p. 1622 f.

stohlen, wird ein Hund; wer geklärte Butter gestohlen, wird ein Wiesel. Ein Antilopen- oder Elephantendieb wird zum Wolf; ein Pferdedieb zum Tiger; ein Obstdieb oder Wurzeldieb zum Affen; ein Frauendieb zum Bären; ein Wasserdieb zum Vogel Stokaka u. s. w.[1])

Für den Inder ist also das Thier der Träger einer noch an sich unentwickelten oder einer verbrecherischen und dadurch zur Unentwickeltheit zurückgesunkenen Menschenseele. Im letzteren Falle hängt dieselbe häufig noch durch die Erinnerung mit ihrem früheren menschlichen Dasein zusammen, und wir haben somit eine unwillkührliche aber bewußte Thierverwandlung, welche durch Tod und Wiedergeburt vermittelt wird.

Aber nicht allein die gesetzmäßige Wirkung einer innern ethischen Nothwendigkeit ist es, was die Wiedergeburt und Zurückwerfung in eine niedrigere Existenz bedingt, sondern sehr häufig ist diese die Folge eines Fluchs, den ein Gott oder ein bußfertiger Mensch (oft wegen geringer Schuld) ausgesprochen hat, und der nun wie eine freie Schicksalsmacht wirkend von seinem Urheber selbst, wie meistens geschieht, nur beschränkt, aber von keinem Wesen der Welt aufgehoben werden kann. Dieser Gewalt des Fluchs sind selbst die Götter unterworfen. So wandeln nicht nur verfluchte Dämonen auf Erden in Thiergestalt, wie der im Eberfell herumschweifende Asura Angâraka und der ganz ähnliche Chandavikrama,[2]) sondern auch Bewohner himmlischer Regionen werden wieder in die Qual eines irdischen Daseins und nicht selten in eine schreckliche Gestalt herniedergezwungen, so die zur menschenfressenden Rakschasi verwandelte Dienerin des Kuvera,[3]) so der Yakscha, der die Tochter eines frommen Mannes in der Ganga baden sah und sofort in Liebe erglühend sich mit ihr nach Art der Gandharver vermählte und dafür von ihren erzürnten Angehörigen zur Wiedergeburt als Löwe verwünscht wurde.[4]) Die Macht des Fluchs

[1]) Windischmann a. a. O., Thl. I., Abth. 4, p. 1002 ff.

Weitere Beispiele in Yajnavalkhas Gesetzbuch, herausgegeben von Stenzler, Berlin 1849, 3tes Buch.

[2]) Somadeva, Katha Sarit Sagara, herausg. von H. Brockhaus, Leipzig u. Paris 1839, p. 45, 153.

[3]) Somadeva p. 38.

[4]) Somadeva p. 22, cf. Anderes p. 120.

war ein Hauptmotiv der indischen Poesie, ich erinnere nur an Dasarath im Ramayana, an Kalidasas Sakuntala und Meghaduta.

Aus der Anschauung des Leibes als eines Kleides mußte aber mit Nothwendigkeit auch die Anschauung hervorgehen, daß es dem bußkräftigen Weisen und fernerhin dem zauberkundigen oder einfach willensstarken Menschen möglich sei, auch innerhalb der Schranke dieses Lebens den Leib abzulegen und sich einen andern anzueignen. Dieß geschah vor Allem dadurch, daß die Seele ihren eigenen Leib verließ und in einen andern, dessen Seele entwichen war, einzieng.[1]) Die indischen Märchen bieten hiefür zahlreiche Beispiele: Die Brahmanen Vyâdi, Indradatta und Vararuchi kommen nach Ayodhyâ, um vom König Nanda eine große Summe Geldes zu erbitten. Sie sind aber kaum in der Stadt angelangt, als der König stirbt. Da sagte Indradattâ, der in Zauberkünsten wohl erfahren war: „Ich will in den Körper des eben verstorbenen Königs hineingehen; Vararuchi soll dann als Bittender zu mir kommen, und ich werde ihm das Geld gewähren, Vyâdi aber mag unterdessen meinen Körper bewachen, bis ich zurückkomme.“ So geschah's; der kluge Minister des Königs jedoch, Sakatala, durchschaute den Betrug, und da ihm daran lag, statt des unmündigen Sohnes des Nanda einen Mann auf dem Thron zu haben, gab er Befehl, alle Leichname in der Stadt zu verbrennen; so wurde der Leib Indradattas dem Wacht habenden Freund weggenommen und verbrannt, und der Brahmane mußte nun, seiner Kaste beraubt, im Leibe des Todten fortleben. Man hieß ihn Yogananda, weil er durch Zauber — yoga — zum König Nanda geworden war.[2]) — Siehe ferner die Fabel des Panschatantra, wo ein Buckliger, der als Possenreißer einen König begleitet und diesem seinem Herrn, als sich derselbe in den Leib eines todten Brahmanen versetzt hat, seinen zurückgelassenen Leib stiehlt,

[1]) Ihr eigener Leib lag indessen leblos gleich einem Leichnam. So läßt selbst Vischnu, als er sich in einem Menschen verkörpert, seinen Götterleib in einer Höhle des Meru zurück. Benfey, Panschatantra, Leipzig 1859, I. p. 264. Während die schönen Himmelsmädchen, die Vidyâdharis, in Folge eines Fluchs auf Erden hausen, ruhen ihre göttlichen Leiber in der goldenen Stadt auf diamantenem Lager. Somadeva, Brockhaus p. 150.

[2]) Somadeva, Brockhaus p. 13.

aber bald entlarvt und überlistet wird.[1]) — Sankaracharya, der berühmte Religionslehrer, wird im Capitel der Liebe, da er bis dahin keusch gelebt hat, von der Frau des Mandan Misr niederdisputiert, fährt darauf in den Leib eines eben verstorbenen Königs, besorgt dessen Angelegenheiten im Harem und kommt mit so reichen Erfahrungen zurück, daß er die Frau im zweiten Wortkampf besiegt.[2])

Nicht selten ist auch die freiwillige Vertauschung der Leiber unter Lebenden, hauptsächlich unter Personen verschiedenen Geschlechts. So ist der Pandnide Sikhandin im Mahabharata eigentlich ein Weib, das mit einem Diener des Schätzegottes Kuvera Gestalt und Geschlecht getauscht hat; so oft er daher im Kampfe dem schrecklichen unnahbaren Greis Bhischma begegnet, senkt dieser lächelnd seine Waffe und wendet sich ab, weil er mit keinem Weib kämpfen will.[3]) Dabei kommt häufig der humoristische Zug vor, daß das ursprüngliche Weib, nachdem es seinen Zweck erreicht hat, dem Mann sein Geschlecht wieder zurückgeben will, diesen aber in seiner Frauengestalt schwanger findet und so den Rücktausch nimmer eingehen mag.[4])

---

[1]) Pantschatantra-Benfey II. p. 124. Ganz ähnlich ist das persisch-arabisch-türkische Märchen vom König Papagei. Tausend und Eine Nacht, übersetzt von Weil, Stuttg. 1838, I. p. 120. Vierzig Vezieren, übersetzt von Behrnauer, Leipzig 1851, p. 321. Keller, Li Romans des sept Sages, Tüb. 1836, p. CLXXVI. u. A.

[2]) Dieses und ähnliche Beispiele bei Benfey, Pantschatantra I. §. 39.

[3]) Holtzmann, indische Sagen, I. p. 49.

[4]) Bekannt ist die Erzählung von Teiresias, der dadurch Weib wurde, daß er zwei Schlangen sich begatten sah oder eine weibliche Schlange tödtete, und seine Entscheidung des Streits zwischen Hera und Zeus über den Geschlechtsgenuß:

Οἴην μὲν μοίρην δέκα μοιρῶν τέρπεται ἀνήρ·
Τὰς δὲ δέκ' ἐμπίμπλησι γυνὴ τέρπουσα νόημα.

Apollodor. Bibliotb. L. III. C. 6, 7, et Heyne p. 210. Ganz wie er sich für das weibliche Geschlecht als das bei weitem bevorzugte entscheidet, wünscht der indische Rudscharschi Bhangûsmana, den Indra beim Bad in ein Weib verwandelt hat, auf Anfragen des Gottes, Weib zu bleiben, weil dieses mehr Liebesgenuß habe als der Mann. — Man sehe weiter Manus Kind, Ide, das abwechselnd einen Monat Mann, einen Monat Weib ist, und ferner Benfey, Pantschatantra I. §. 9. Auch in Deutschland finden sich noch einzelne Sagen von Geschlechtsverwandlung, so wird nach westphälischem Glauben jedes Mädchen, das unter einem Regenbogen durchläuft, ein Junge, wie die wilde

Außer dieser Anschauung von der wandernden Seele ist jedoch auch bei den Indern der Glaube heimisch, daß der Leib, ohne daß die Seele ihn verlasse, seine Gestalt durch Umwerfen eines Gewandes oder Aussprechen eines Zauberworts verwandle. So erscheinen die himmlischen Tänzerinnen, die Arsarasen, [1]) mit Vogelhemden. Doch hängt das Tragen der verwandelnden Thierhemden nicht immer von der Willkür ab, sondern ist häufig angeboren oder angeflucht. Hieher gehört z. B. ein indisches Märchen, das in den manichfaltigsten Formen bei allen Völkern wiederkehrt: Der Schlangensohn, der Schlangenbräutigam, der als Schlange geboren wird, nach Vermählung mit einer Jungfrau seine Schlangenhaut zeitweise ablegen darf und durch die Verbrennung der letztern erlöst wird. [2])

Als Beispiel für die Verwandlung durch bloße Zauberkräfte ohne fremden Leib und fremde Hülle ist ein buddhistisches Märchen hier anzuführen, dessen Gegenstand gleichfalls allen Völkern gemein ist: das Märchen vom Zauberlehrling, der seine Meister im Wettstreit der Verwandlungen besiegt. [3])

Johanne in Gravenhorst bei Münster. Colshorn, Märchen und Sagen, Hannover 1854, Nr. 54. Kornmann in seiner Schrift: De miraculis vivorum, Francof. 1614, hat p. 41 ff. ein langes Kapitel De mutatis in sexu. Spuren desselben Glaubens finden sich auch im Norden und zwar in der Gestalt, daß sich Männer je in der neunten Nacht, um den Lüsten zu fröhnen, zum Weibe machen, s. eine Stelle aus der Niala-Saga, C. 124 bei Maurer, Bekehrung des norwegischen Stamms zum Christenthum München 1855, II. p. 66 und den Vorwurf, den Sinfjötli dem Gudmunde macht, Helgaquidha Hundingsbana I. Str. 37, 38. Die Möglichkeit einer durch Teufelskunst zu bewirkenden Geschlechtsveränderung hat auch den Kirchenvätern und den Inquisitoren zu denken gegeben. S. De l'Ancre, Tableau de l'Inconstance des mauvais Anges et Demons, Paris 1613, p. 254 mit einer Stelle aus Augustin: Et profecto considerandi mihi rationem sexuum difficile videtur ex mare fieri feminam: contra fieri, non item. Nam retrahere naturam virile membrum intrinsecus facereque ex eo locos femineos difficillimum est: expellere vero locos foras penisque in modum deformare, etsi rarum fieri tamen potest facilius quam credatur.

[1]) Ebenso die persischen Peris, Benfey a. a. O. I. p. 263.

[2]) S. über die zahlreichen verwandten Erzählungen Benfey, Pantschat, I. p. 92. Als Gegenstück s. das Märchen von der Affenbraut, Asiatic Journal 1833, XI. 206—14. Wencicki, Polnische Volkssagen und Märchen, Berlin 1839, p. 143 ff. Benfey a. a. O. I. p. 261.

[3]) Aus den Vetâlapanchavinçati bei Benfey a. a. O. I. 411.

Auch bei den übrigen Orientalen, nicht allein indogermanischen, sondern auch semitischen und mongolischen Stamms finden sich ähnliche Erzählungen die Menge. Nebukadnezar (Daniel IV.) ist wohl mit Unrecht hieher gerechnet worden, da bei ihm von keiner wirklichen Verwandlung die Rede ist. Reiche Ausbeute bieten die Märchen der Schehersad in Thierverwandlungen durch böswillige Zauberer.

In den von Castrén gesammelten samojedischen Märchen verwandeln sich zwei Jadibes (Zauberer) in Gänse. — Sieben Mädchen baden in einem Waldsee, ein Samojede raubt eines ihrer Gewänder, darauf fliegen sechs (es ist nicht gesagt, in welcher Gestalt) von dannen und die siebente bietet sich ihm zur Frau an. [1])

Auch in der tatarischen Heldensage kommen Flughemden vor; so hat Alten Argh (Goldmädchen) ein Gewand mit Adlerschwingen, das vorne mit zwölf Knöpfen geschlossen wird. [2]) In der Geschichte von Katac-Chan hat dessen jüngere Tochter Kesel Djibák ein Gewand mit Schwanenfliegeln und fliegt mit denselben von Zeit zu Zeit zu den sieben Kudais, den Göttern, die eben im hohen Himmel wohnen. Die sieben Kudais haben sieben Töchter, und auch diese fliegen mit Schwanengewanden umher; Kesel Djibák spielt mit ihnen und schwimmt mit ihnen auf dem Goldsee. [3]) Ein Gewand mit Adlerschwingen hat auch Kümüs Arga. [4]) Alten Bürtjük fliegt als eiserne Schwalbe, Tafel als Falke. [5]) Das Mädchen Kubaiko fliegt als Schwalbe. [6]) Das hülfreiche Füllen in der Geschichte von Al-Chan ist bald ein schönes Mädchen, bald ein Knabe. [7]) Ein seltsames Zauberwesen ist Bürü-Chan, der Wolf-Chan, Herr über 600 Wölfe, er ist hellglänzend weiß, goldhaarig, von drei Klaftern Länge, ihm sind 70 Chane unterthan, er kann als Wolf und als Mensch leben.

[1]) Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die Altaischen Völker, St. Petersburg 1857, p. 172.
[2]) A. a. O. 181 ff.
[3]) Castrén a. a. O. p. 213 ff.
[4]) A. a. O. 220.
[5]) A. a. O. 238.
[6]) A. a. O. 252.
[7]) A. a. O. 286.

Der Knabe Altenköl fängt ihn in einer Schlinge und fordert von ihm auf den Rath eines grauhaarigen Greises die Katze, welche er in seinem Zelte hege; als sie der Knabe nach Hause gebracht, verwandelt sie sich in ein schönes Weib; denn sie ist die Tochter des Wolfsfürsten, der nun seinem Eidam reiche Hochzeitgabe schenkt. [1]) Ein Mädchen streift als schwarzer Fuchs unheilstiftend umher; drei Helden ziehen aus, sie zu fangen, und peitschen sie zu Tode. [2]) — In den beiden letzten Sagen sind Anklänge an den Werwolf nicht zu verkennen; doch ist Alles noch zu ungeheuerlich und formlos, um auf bestimmte Anschauungen einheitlich hinzuweisen.

Völlig entwickelt ist dagegen die Werwolfsage in Armenien. Dort glaubt man, daß es Weiber gebe, die in Folge schwerer Sünden von Gott damit gestraft sind, daß sie sieben Jahre lang in Wölfe verwandelt werden. Es tritt dann in der Nacht ein Geist mit einem Wolfsfell zu der Frau und befiehlt ihr, es anzuziehen. Sowie sie dieß gethan, entstehen in ihr entsetzliche Wolfsgelüste; Anfangs kämpft die menschliche Natur mit diesen, aber bald gewinnt jene die Oberhand, und nun frißt das Weib die eigenen Kinder, dann die der Verwandten nach der Nähe des Grads, zuletzt fremde Kinder. [3]) Jedes Schloß, jede Thüre springt von selbst auf, wenn das Ungeheuer kommt. Es wüthet nur des Nachts; sowie der Morgen naht, wird es wieder zum Weibe und versteckt das abgeworfene Fell sorgfältig. Einst sah ein Mann einen Wolf, der ein Kind ergriffen hatte, fortspringen; er verfolgte ihn eilig, konnte ihn aber nicht erreichen. Endlich gegen Morgen entdeckt er auf einer Stelle die Hände und Füße eines Kindes und Blutspuren, diese leiten ihn in eine nahe Höhle, wo er ein Wolfsfell verborgen findet. Er macht rasch ein Feuer an und wirft das Fell hinein. Da erscheint plötzlich ein Weib und jammert und heult ganz entsetzlich und springt um das Feuer und will das brennende Fell herausziehen. Aber der Mann verhindert es und kaum ist das Fell verbrannt, so ist auch das Weib im Rauche verschwunden. [4])

[1]) A. a. O. 235.
[2]) A. a. O. 256.
[3]) Dieß sind Züge, die auch der Vampirsage eigenthümlich sind.
[4]) v. Haxthausen, Transkaukasia, Leipzig 1856, I. p. 322.

— Diese Sage ist den europäischen und speciell den slavischen Werwolfssagen so nahe verwandt, daß es fast scheinen möchte, als ob sie von Rußland oder Griechenland her in Armenien eingewandert wäre.

Bei den alten Aegyptern war der Wolf ein besonders heiliges Thier und zwar gehörte er dem Amenti, dem Gott des Westens und der Unterwelt. In einem von Herodot II. c. 122 erzählten Festgebrauch erscheint er als Psychopompos und verrichtet also das Amt des Anubis. Osiris selbst nahm einmal Wolfsgestalt an, als er dem Horus gegen den Typhon zu Hülfe kam. [1]) Zwei Städte waren nach dem Wolf genannt: Λυκόπολις in Unter-Aegypten und ἡ Λύκων πολις in Ober-Aegypten; dort finden sich noch Wolfsmumien. Da der ägyptische Wolf sehr klein und träge ist, so fällt er häufig mit dem Schakal zusammen, wie auch beide den gleichen Namen — seb [2]) — führen. Auf den Bildwerken sind sie schwer zu unterscheiden. Auch die Aegypter glaubten an Seelenwanderung; Sagen von verwandelten Menschen sind mir nicht bekannt.

Merkwürdig ist der Glaube in Abyssinien, daß die Budas, die als niedrigste Kaste verachteten Eisen- und Thonarbeiter, die übernatürliche Gabe hätten, sich in Hyänen oder andere Thiere zu verwandeln. Als solche plündern sie die Gräber und Niemand wird wagen, bei einem Buda getrocknetes Fleisch zu genießen. Auch werden ihrem bösen Blick alle Convulsionen und hysterischen Zufälle, die in Abyssinien so häufig sind als anderswo, zugeschrieben. Sie tragen als Abzeichen einen goldenen Ohrring, welchen Mr. Coffin nicht selten auch an den Ohren erlegter Hyänen gefunden hat. Als Augenzeuge erzählte Mr. Coffin folgende Geschichte: It happened that among his servants he had hired one of these Budas, who, one evening, but when it was perfect day-light, came to request his master to give him leave of absence till the morning. This request was immediately granted, and the young man took his leave; but scarcely was Mr. Coffin's head turned to his other servants, when some of them called out, pointing in

[1]) Diodor. Sic. Biblioth. I. c. 88.

[2]) Seb heißt auch der Wolf im Hebräischen; sein anderer Name im Aegyptischen ist unesch, koptisch uonsch. Schwenck, Mythologie der Aegypter. Frankf. 1846. p. 213.

the direction the Buda had taken. »Look, look, he is turning himself into a hyaena!« Mr. Coffin instantly looked round, but though he certainly did not witness the transformation, yet the young man had vanished, and he saw a large hyaena running off at about a hundred paces distance. This happened in an open plain, without tree or bush to intercept the view. The young man returned in the morning, and was attacked by his companions on the subject of his change, which he rather affected to countenance than deny, according to the usual practice of his brethren. — The Life and Adventures of Nathaniel Pierce, written by himself during a residence in Abyssinia from the years 1810 to 1819, edited by Halls, Lond. 1831, Vol. I. p. 287. Mr. Halls ist der Meinung, daß dieser Glaube von den Budas selbst genährt werde, und daß sie junge Hyänen einfangen, ihnen die Goldringe in's Ohr stecken und dann wieder laufen lassen.[1])

Bei den Griechen war die Thiersymbolik einer der wichtigsten Bestandtheile der Mythologie. Allbekannt sind die Verwandlungen der Götter in die verschiedensten Gestalten, welche sich aus der Urzeit der Mythenbildung bis in die späteste Kulturperiode erhielten, obgleich ihre symbolische Bedeutung schon zur Zeit Homers hinter der selbstständig entwickelten sinnlichen Form verschwunden war. In den spätern Jahrhunderten vollends gieng das Verständniß für die alten Metamorphosen ganz und gar verloren und diese dienten nur noch den Sophisten zum Gegenstand prosaischer, dünkelhafter Widerlegung[2]) und den Dichtern zu halbironischem phantasmagerischem Spiel.

Am häufigsten war die Thiergestalt Symbol der zeugungskräftigen

[1]) S. Krubsacher, Werwölfe p. 11 f.

[2]) Als Beispiel rationalistischer Deutung s. die Geschichte von Atalanta und Milanion, von denen die Sage gieng, daß sie in Löwen verwandelt worden seien, bei Parthenius, De Incredibilibus, ed. Fischer, Lipsiae 1789, p. 68. Dieser glaubt, daß der Jüngling die Jungfrau in eine Höhle geführt habe μαχησόμενος, diese sei aber der Schlupfwinkel eines Löwenpaar gewesen, welches sofort die Beiden zerrissen und als es sich darauf entfernt, bei dem Gefolge Milanions den Glauben hervorgebracht habe, als seien die Liebenden zu Löwen geworden.

Natur, was zu den späteren heimlichen Liebschaften der Götter Veranlassung gab.[1]) Das Thier, dessen Gestalt einem Gotte gedient hatte, wurde ihm als kennzeichnender Begleiter beigegeben. Ich verweise über die einzelnen auf Schwenck's Sinnbilder der alten Völker, Frankf. 1851 und wende mich gleich zu dem von uns näher zu betrachtenden Wolf.

Der Wolf ist vorzugsweise das heilige Thier des Apollo, welcher selber λύκειος,[2]) λύκιος, λυκηγενής heißt.[3]) Ueber diese vielerlei Beinamen ist schon lange discutiert worden, ohne daß ein entscheidendes Resultat erlangt worden wäre. Es sind nämlich drei verschiedene Wörter, welche sich bei der Erklärung um den Vorrang streiten: λύκος Wolf, λύκη lux Morgenlicht (damit verwandt λευκός weiß) und ἡ Λυκία das Land Lycien. Λυκηγενής wird von den Einen erklärt als der in Lycien Geborene; die Ableitung von λύκη Licht als Anspielung auf die Sonne ist anzufechten, weil Apollo bei Homer noch nicht Sonnengott war.[4]) Dafür daß λυκηγενής der Wolfgeborene heiße, wird ein Mythus citiert, den uns Aristoteles (Historia Animalium VI. 29. 2) aufbewahrt hat: Die Wölfe bringen der Sage nach zwölf Tage in Geburtswehen zu;

[1]) Am zahlreichsten sind die Metamorphosen des Licht- und Regengottes Zeus: als Kuckuk flüchtet er sich in den Schooß der spröden Hera und macht sie so zu seiner Gemahlin (Pausanias II. 17. 4; 36. 2); als Stier raubt er die Europa, als Adler die Aegina und den Ganymed; als Schwan naht er der Leda; als Schlange zeugt er im orphischen Mythus mit Persephone den Zagreus; als Satyr beschleicht er die schlafende Antiope; die Alkmene täuscht er in der Gestalt ihres Gemahls Amphitryo, die Nacht zu drei Nächten verlängernd; als goldener Regen überkömmt er die Danae; als Specht hilft er den Argos tödten u. s. w. Poseidon und Demeter paaren sich als Rosse; Dionysos trug Stiergestalt. Hera wurde ursprünglich in Kuhgestalt verehrt (K. O. Müller, Prolegomena, Gött. 1825, p. 262), nach Ovid (Metam. V. 330) sucht sie wirklich als Kuh vor Typhon. Metis sucht sich den Umarmungen des Zeus durch Verwandlungen zu entziehen. Hermes ist bald Widder, bald Bock; in der Gestalt des letztern soll er nach einer sonderbaren Fabel mit der Penelope den Pan gezeugt haben. Pauly, Real-Encyklopädie IV. 1856.

[2]) Sophocles, Oed. Rex 203. Aeschylos, Sept. 131.

[3]) Ilias IV. 101, 119. Jünger ist das Epitheton λυκοκτόνος bei Euripides u. A. (Electra 6. Hesych. v. λυκοκτόνος) um die Schwenk'sche Sage von dem die Wölfe abhaltenden Apollo. K. O. Müller, Dorier, Breslau 1824. I. p. 393.

[4]) Friederich, Realien in der Iliade und Odyssee, Erlangen 1856, p. 697.

ebenso lange brauchte die kreisende Leto, welche sich aus Furcht vor Hera in Wolfsgestalt geborgen hatte, vom Lande der Hyperboräer bis nach der Insel Delos, wo sie endlich der Zwillinge Apollo und Artemis entbunden wurde. [1])

Der Name Lycien selbst soll nach einer andern Ueberlieferung daher kommen, daß Leto, nachdem sie auf der Insel Asteria (Delos) die Zwillinge geboren hatte, in jenes Land kam, um zum Flusse Xanthos zu gehen. Vorher wollte sie aber ihre Kinder in der Quelle Melite waschen; Rinderhirten verhinderten sie daran. Nun gesellten sich Wölfe schmeichelnd zu ihr und geleiteten sie zum Xanthos hin. Daher bekam das Land Trimilis den Namen *Lycia*. [2])

Nach einer andern Erklärung kommt der Name der λύκιοι von Lykos, einem Athener, Sohn Pandions II., der von seinem Bruder Aegeus vertrieben, hier eine Zufluchtstätte fand; früher hieß das Land *ἡ Μιλιάς*. [3])

Eine weitere Erklärung sagt, daß in alter Zeit nur Wölfe das Land bewohnt hätten, das daher Wolfsland genannt wurde. [4])

Λυκηγενής heißt also entweder der Wolfgeborene oder der in Lycien Geborene; der Name Lycien selber ist aber wiederum entweder von *λύκη* Licht, oder *λύκος* Wolf herzuleiten. Wie dem nun sei, so viel ist gewiß, daß alte religiöse Vorstellungen den Wolf mit Apollo zusammenbrachten und zwar wahrscheinlich auf verschiedenen Wegen. Ehe nämlich Apollo mit Helios identificiert wurde, war er hauptsächlich der Gott des Todes, und zwar wurde besonders der schnelle Tod der Jugend seinen fernhintreffenden „sanften Geschossen" zugeschrieben; doch erscheint er auch in fürchterlicherer Gestalt, wie als Pestgott am Eingang der Ilias. In dieser Eigenschaft gebührt ihm der Wolf, das uralte Symbol

---

[1]) Nach Aelian, De natura animalium L. X. c. 26, ist der Wolf der Liebling des Helios aus demselben Grunde, ed. Jacobs. Jenae 1832. I. 230.

[2]) Antonius Liberalis C. XXXV.

[3]) Strabo XII. XIV. Baun, Realencykl. v. Lycia.

[4]) Servius Aeneis IV. v. 377.

des jählings überwältigenden Todes. Apollo selber erscheint in Wolfsgestalt, als er die Telchinen auf Rhodos erwürgt. [1])

Apollo ist aber außerdem der kathartische und hilastische Gott, und der Wolf wird auch gefaßt als der flüchtige Mörder, darum gebührt er dem Apollo auch von dieser Seite als Sinnbild des Asyls und der Mordsühne. [2])

Der Wolf soll aber endlich auch als Symbol des Lichts dem Sonnengott Apollen zugehören. Die Frage, wie er — lucus a non lucendo — zu dieser Bedeutung komme, hat manigfache Conjecturen hervorgerufen. Schwenck hebt die graurötliche Farbe des Wolfs als ein Sinnbild des in's Frührоth übergehenden Morgengraus hervor. [3]) K. O. Müller macht auf das scharfe Auge des Wolfes aufmerksam. [4]) Diese Erklärungen werden jedoch wenig Glück machen. Wenn wir die übrigen Möglichkeiten eines Zusammenhangs zwischen Wolf und Lichtgott betrachten, so wäre zuerst die Frage zu beantworten, ob eine innere Verwandtschaft zwischen beiden überhaupt zu supponieren sei. Denn es ist sehr wohl denkbar, daß man das Wolfssymbol, welches von Anfang an dem Apollo gehörte, so eng mit der Person des Gottes verbunden glaubte, daß man es ihm auch als Lichtgott belassen zu müssen meinte. Dazu käme, daß λύκος und λύκη des Gleichklanges halber in geheimnißvollem Zusammenhang gedacht werden mochten, und λύκος zur phonetischen Hieroglyphe für λύκη, [5]) das Bild des Wolfs zum calendarischen Hieroglyphenbild für Sonne und Tag werden konnte. [6])

---

[1]) Servius ad Aeneid. IV. 377. Klausen, Aeneas und die Penaten, Hamburg u. Gotha 1839, I. p. 15.

[2]) S. Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland p. 63 und besonders O. Jahn, über Lycurgus, Berichte der sächsischen Akademie, I. 1848, p. 425 ff.

[3]) Sinnbilder der alten Völker p. 521.

[4]) Dorier I. p. 305.

[5]) Preller in Pauly's Realencykl. v. Lycaeus.

[6]) So heißt das Jahr λυκάβας (Macrobius, Saturnal. I. 17) „weil die Tage desselben rückwärts aneinander hängen, sowie die Wölfe, wenn sie über einen reißenden Fluß schwimmen, einer den andern am Schweife fassen: das Jahr ist dieser Fluß, und die Wölfe sind die einzelnen Tage." Suidas, Lexicon v. λυκάβας. Creuzer, Symbolik

Doch außer dieser rein äußerlichen Beziehung des Wolfs zur Sonne ließe sich doch auch eine innere denken, und zwar wäre das tertium comparationis nicht das Licht, sondern die Hitze, die verderbliche, sengende und dörrende Gluth der Sommersonne; dieser schädlichen Wirkung der Sonne konnte der Wolf, der Allschädiger, wohl als Symbol dienen. H. D. Müller, welcher diese Ansicht vertritt, faßt die zerstörende Sommersonne als den chthonischen Göttern unterthan.[1])

Apollo Lykaios hatte Tempel in Argos,[2]) Sikyon[3]) und in Athen;[4]) in der Nähe des letztern war das Gymnasium, das nach ihm Lykeion, Lyceum, hieß; dort sprach der Polemarch Recht bei der Statue eines Wolfes.[5]) Auch in dem Heiligthum des Gottes zu Delphi stand ein ehemer Wolf, nach Aelian[6]) in Hinweis auf die Geburt der Latona, nach Pausanias[7]) zum Gedächtniß eines Wolfs, der einen mit Tempelraub entfliehenden Mann zerrissen hatte.

Der Name Lykaios kam jedoch nicht allein dem Apollo, sondern auch dem Aetherzott Zeus zu, und zwar mag auch hier an den verderblichen Einfluß der Sommerhitze gedacht werden. Zeus hatte seine Opferstätten auf hohen Bergen, welche bald im Sonnenschein über weite Lande leuchteten, bald in Wetterwolken drohend sich verhüllten; so auf dem ὄρος *Πανελλήνιον* auf Aegina, auf dem ὄρος *Ἀταβύριον* auf Rhodos und ganz besonders auf dem *Λύκαιον ὄρος*, der Kuppe des arkadischen

---

II. 154. Richtiger ist jedoch ohne Zweifel die Uebersetzung λυκαίας mit „Lauf des Lichts."

[1]) Ueber den Zeus Lykaios, Programm des Gymnasiums zu Göttingen, Gött. 1851, p. 21.

[2]) Pausanias II. 19, 3. Dort veranlaßte die Verehrung des Gottes unter diesem Namen der Einfall eines Wolfs in eine Viehherde, was in einer Erzgruppe auf dem Markte dargestellt war. Plutarch, Pyrrhus, c. 32. Die ältesten Münzen der Stadt tragen den Wolf, später zugleich den lorbeerbekränzten Kopf des Apollo Lycius. Pellerin, Recueil, T. I. pl. 20. Nr. 14.

[3]) Pausanias II. 9, 7.

[4]) Pausanias I. 19, 4.

[5]) Suidas v. ἄρχων. Hesych. v. ἐπὶ λυκίου. Bekker, Anecdota, I. 449.

[6]) De natura animalium X. c. 26.

[7]) I. X. 14, 4.

Gebirgsknotens nordwestlich von Megalopolis.[1]) Pausanias[2]) erzählt, daß auf diesem Berg ein dem Zeus Lykaios geweihter Raum sei, den Niemand betreten dürfe (ein ἄβατον). Wer aber das Gesetz mißachtend hineingeht, der wird im selben Jahre sterben.[3]) Als wunderbar wird ferner berichtet, daß es dort keinen Schatten gebe; wenn ein Wild vor dem Jäger sich in das Heiligthum flüchtet, so wird dieser außerhalb der Grenzen zurückbleiben und dem Thiere nachsehend keinen Schatten desselben erblicken. Auf der höchsten Spitze des Berges ist der Altar des lykäischen Zeus von Erde aufgeschüttet; von diesem kann man den größten Theil des Peloponnesos übersehn. Vor dem Altar stehen gegen Sonnenaufgang zwei Säulen (Sonnensymbole), auf welchen in frühern Zeiten zwei goldene Adler gebildet waren. Hier wurde dem Gott im Geheimen — ἐν ἀπορρήτῳ — geopfert.

An diesen Ort knüpft sich die älteste Werwolfsage. Lykaon nämlich, der Sohn des Pelasgos, des ersten Königs von Arkadien, gründete auf dem lykäischen Berg Lykosura, die älteste aller Städte, gab dem Zeus den Beinamen Λύκαιος und setzte ihm Kampfspiele ein, Λύκαια genannt. Auf dem Altar des Gottes aber opferte er einst ein Menschenkind und besprengte mit dem Blute den Altar; da soll er augenblicklich in einen Wolf verwandelt worden sein. So erzählt Pausanias VIII. C. 2. — Apollodor[4]) aber giebt eine andere Version: Lykaon, der Sohn des Pelasgos und der Meliboä, des Oceans Tochter, oder nach Andern der Nymphe Kyllene, war König der Arkadier und hatte mit vielen Frauen 50 Söhne erzeugt. Diese übertrafen alle Menschen an Uebermuth und Ruchlosigkeit. Zeus, um sie zu prüfen, kam in der Gestalt

[1]) Auf dem Lykaion hatte auch Pan seinen Cult, er soll dort geboren sein und hatte daher wie Zeus den Beinamen Lykaios. Pausanias VIII. 38, 5. Virgil. Aen. VIII. 344. Ovid. Metam. I. 698. VIII. 317. Fast. II. 424.

[2]) VIII. 38, 5.

[3]) Eine andere Sage lautet, daß wer das Abaton betreten habe, als Hirsch davonfliehe, um nicht geopfert zu werden, „wobei der verfolgende Gott natürlich als Wolf der Phantasie vorschwebte." K. O. Müller, Dorier I. 306. Theopomp bei Polybius XVI. 12, 7. Plutarch. Qu. Grach. 39.

[4]) Bibliotheca L. III. c. 8, 1.

eines dürftigen Taglöhners zu ihnen. Sie luden ihn zu Tisch, schlachteten ein Kind von den Inwohnern der Gegend, mischten dessen Eingeweide unter das Opfer und setzten es auf den Rath des ältesten Bruders Mänalos zum Essen vor. Da stieß Zeus den Tisch um, woher der Ort nun Τραπεζοῦς genannt wird, und erschlug den Lykaon und dessen Söhne mit dem Donnerkeil. Nur den Jüngsten, Nyktimos, verschonte er, denn Ge, die Erdgöttin, streckte die Hände empor, ergriff die Rechte des Zeus und beschwichtigte seinen Zorn. — Lykophron 481 dagegen läßt alle in Wölfe verwandelt werden.[1] — Nach Hyginus[2] kam Jupiter zu Lykaon um seiner schönen Tochter Callisto willen, die von ihm den Arkas, qui ex suo nomine terrae nomen indidit, empfieng. Hier werden die Söhne mit dem Blitz erschlagen, der Vater allein in einen Wolf verwandelt. — Bei Nicolas Damascenus[3] ist Lykaon rein und rechtschaffen, seine Söhne aber sind ruchlos, und da der Vater sagte, beim Opfer sei jeden Tag Zeus in eines Fremdlings Gestalt anwesend, so mischten sie, um dieß zu erproben, eines geschlachteten Knaben Fleisch unter das Opfer; da fielen Blitze vom Himmel, welche alle erschlugen, die bei dem Mord des Kindes betheiligt waren. — Nach Ovid[4] ist es Lykaon allein, der dem mit Götterzeichen[5] in sein Haus getretenen Jupiter zu versuchen, einen Mann, den ihm die Meloſſer als Geisel gesandt, schlachtet und theils gekocht, theils geröstet dem Gotte vorsetzt. Dieser stürzt mit der rächenden Flamme das Dach auf die Penaten.

Territus ille fugit, nactusque silentia ruris
Exululat frustraque loqui conatur: ab ipso
Colligit os rabiem, solitaeque cupidine caedis
Vertitur in pecudes, et nunc quoque sanguine gaudet.
In villos abeunt vestes, in crura lacerti;
Fit lupus et veteris servat vestigia formae.
Canities eadem est, eadem violentia vultus,
Idem oculi lucent, eadem feritatis imago[6] etc.

[1] Scholiast Tzetzae, ed. Müller, Lipsiae 1811. Vol. II. p. 635.
[2] Fabulae Nr. CLXXVI ed. Bunte, Lipsiae p. 143.
[3] Historiarum Excerpta et Fragmenta, ed. Orellius, Lipsiae 1804. p. 41 s.
[4] Metam. I. v. 198, 599.
[5] Signa dedi venisse Deum. v. 220.
[6] I. v. 239.

Nach Eratosthenes (Cat. 8.) schlachtete Lykaon seinen Enkel Arkas, den Zeus wieder zusammenfügte und unter die Sternbilder versetzte. Nach Lycophron-Tzetzes [1]) ist es der Jüngste, Nyktimos. [2])

Pausanias [3]) fügt seinem Bericht noch folgende Bemerkung bei: Die Arkader erzählen, daß nach dem Lykaon beim Opfer des lykäischen Zeus immer Einer zum Wolf geworden, es jedoch nicht sein ganzes Leben geblieben sei. Wenn er sich nämlich als Wolf des Menschenfleisches enthalten habe, sei er nach zehn Jahren wieder Mensch geworden; habe er aber solches gekostet, so sei er auf immer Thier geblieben. — Diese Sage berührt auch Plato als eine allgemein bekannte: [4]) Derjenige, welcher im Heiligthum des Lykäischen Zeus menschliche Eingeweide gekostet hat, wird mit Nothwendigkeit in einen Wolf verwandelt. — Plinius [5]) ergänzt diese Berichte folgendermaßen: Evanthes, ein namhafter griechischer Autor, erzählt, daß er bei den arkadischen Schriftstellern die Nachricht gefunden habe, es werde aus dem Geschlechte des Anthus durch's Loos Einer bestimmt und an einen arkadischen See gebracht, wo er seine Kleider an einer Eiche aufhänge, über den See schwimme und in einen Wolf verwandelt neun Jahre lang in Einöden herumirre und mit andern Wölfen sein Wesen treibe. Habe er nun binnen der Zeit sich an keinem Menschen vergriffen, so schwimme er nach neun Jahren wieder über den See und bekomme seine Gestalt wieder, nur daß er um neun Jahre älter sei. Auch dieß wird dabei erzählt, daß er sein voriges Kleid wieder finde. — So erzählt Agriopas, der Nachrichten von den Siegern von Olympia gesammelt hat, daß Demenätus von Parrhasia bei einem Opfer, wo damals die Arkadier dem Jupiter Lyceus noch Menschenfleisch darbrachten, von dem Fleische eines geopferten Knaben genossen und sich in einen Wolf verwandelt habe; doch sei er im zehnten Jahre wieder zur menschlichen Gestalt zurückgekehrt und Sieger im Faustkampf zu Olympia ge-

[1]) A. a. O. p. 638 f.

[2]) Eine eigenthümliche Deutung des merkwürdigen Mythus s. bei K. O. Müller Ueber den Zeus Lykaios, Gött. 1851.

[3]) VIII. 2, 3.

[4]) De Republica L. VIII. c. 16.

[5]) Historia naturalis VIII. c. 22.

worden. [1]) — Augustinus [2]) führt dieselben Sagen aus Varro an bei Gelegenheit der in Vögel verwandelten Gefährten des Diomed. Varro glaubt, daß die Tempel Pans und Jupiters in Arkadien aus keinem andern Grund Lycaei genannt wurden als wegen dieser Verwandlung der Menschen in Wölfe.

Hier lehnt sich die Werwolfsage deutlich an einen alten Cultus an und zwar unverkennbar an einen Cultus mit Menschenopfern, welche jener geheimnißvolle Ritus des Zens Lykaios noch zu Pausanias Zeit andeuten mochte, [3]) wie uns auch sonst in Sagen und Gebräuchen Spuren jenes furchtbaren Gottesdienstes begegnen. [4])

Das rauhe Bergland Arkadien, in der Urzeit mit Pelasgern bevölkert, wurde für die Wiege des Menschengeschlechts gehalten. [5]) Das Dunkel seiner tiefen Thalschluchten, die düstere Einsamkeit seiner Hochebenen, die Wildheit seiner felsbeengten und felsbeschatteten Gewässer und sein kalter, feuchter, schwerherniederdrückender Himmel machen es so recht zum Schauplatz jenes finsteren, traurigen Gottesdienstes. Wenn wir der von Apollodor berichteten Sage glauben wollen, so wäre, da sämmtliche von ihm aufgezählten Söhne des Lykaon personificierte Städtenamen sind, Mänalon der Hauptsitz des Cultes mit Menschenopfern oder sein Ausgangspunkt für Arkadien gewesen, [6]) und wenn Agriepas Recht hat, so

[1]) Sprengel, Beiträge zur Geschichte der Medicin, Halle 1794, Bd. I. 2. Stück p. 11. — Plinius fügt aufgeklärt hinzu: »Mirum est quo procedat Graeca credulitas. Nullum tam impudens mendacium est, ut teste carvat.

[2]) De civitate Dei. L. XVIII. c. 17.

[3]) S. die Stelle in Plato's Minos, wo von Menschenopfern die Rede ist; dort muß es unstreitig ἐν τῇ Λυκαίᾳ, zu Lykäa in Arkadien, heißen. Creuzer, Symbolik II. p. 139. Böckh in Platonis Minoem p. 55 ff.

[4]) Z. B. in den Sagen von Iphigenia in Aulis und auf Tauros, vom Opfer der Kallirrhoe und des Korefos (Pausanias, VII. 21, 1—5) u. a.; in den von Mänaden bei orgiastischen Festen des rüeterischen Dionysos verübten Mordthaten, in der blutigen Geißelung spartanischer Knaben am Altar der Artemis u. s. w. S. Suchier, De victimis humanis apud Graecos, Marburg 1848, Pars I. G. Fr. Hermann, Gottesdienstliche Alterthümer §. 27, 1. 2.

[5]) Man nannte die Arkadier προσέληνοι, vor dem Mond existierend; Statius, Thebais IV. 175 nennt sie: Arcades astris lunaque priores.

[6]) Pauly, Realencykl. v. Lycaon.

hat dieser Cult noch in die Zeit der olympischen Spiele (beginnen in der ersten Hälfte des 8. Jahrhundert v. Chr.) herabgereicht.

Außer Zweifel ist jedenfalls, daß obige Sagen von jenen Menschenopfern ausgehen; in welcher Beziehung jedoch der Werwolf zu denselben stehe, wird kaum mit Bestimmtheit zu ermitteln sein, da hier dunkle Erinnerungen einer fernen Vergangenheit mit Anschauungen späterer Kulturperioden vermischt sind. Ursprünglich wurde wohl der Gott, dem das menschliche Opfer blutete, in Wolfsgestalt, in der Gestalt des unersättlichen Todes, gedacht; und es mögen weiterhin Wölfe gewesen sein, denen man als heiligen Thieren und Boten der Gottheit das Opfer ganz oder theilweise überließ. Den Priestern, welche wohl Namen und Tracht von denselben geborgt hatten, war nach dem Glauben des Volks die Gabe verliehen, sich in das Lieblingsthier der Gottheit zu verwandeln und zwar geschah dieß wahrscheinlich dadurch, daß sie beim Opfer von den menschlichen Eingeweiden (σπλάγχνα, exta) kosteten. Der Genuß von Menschenfleisch bewirkt auch bei andern Völkern dämonische Verwandlungen. [1]) So befestigte sich der Glaube, daß bei jedem großen Opferfest der Gottheit, welches wohl alle neun oder zehn Jahre Statt fand, einer der

[1]) Z. B. bei den Indern: Der Knabe Vijayadatta wird dadurch, daß ihm Menschenblut an die Lippen kommt, zum mörderischen, leichenzerfleischenden Rakschasa. Somadeva-Brockhaus p. 142. Durch den Genuß eines unreifen Kindes wird ein Zauberer zum halbgöttlichen Vidyâdhara a. a. O. p. 155. — Man opferte den Dämonen Takints Menschenfleisch, um Zauberkräfte von ihnen zu erlangen p. 104 und in dem Märchen von dem geschlachteten Sohn des Königs Adityaprabha, dem indischen Urbild der im Abendland verbreiteten Sage vom König, der seines Seneschals Sohn tödten wollte, vom „Gang nach dem Eisenhammer"; a. a. O. 106. Auch in den deutschen Hexenprocessen kommt die Beschuldigung häufig vor, die Zauberer graben Kinderleichen aus, um sie zu essen; dieß bekennen z. B. alle Hexen im Ries (die Zeitschrift: Das Ries, Heft 6 und 7). Nach dem Volksglauben im Braunschweigischen muß Jeder, der Menschenfleisch kostet, auf immer Menschenfresser werden; so wird in einem Märchen aus Seelen erzählt, daß eine Menschenfresserin einem Mädchen im Walde Wurst anbot, dieses aber war von einer weißen Katze gewarnt und nahm nichts an, denn die Wurst war von Menschenfleisch. Die Katze hängte hierauf die Würste an die Büsche, da kamen die Raben und Wölfe und fraßen sie auf und mögen von der Zeit an am liebsten Menschenfleisch. Colshorn, Märchen und Sagen, Hannover 1854. Märchen Nr. 8: Die weiße Katze.

Priester sich in einen Wolf verwandle und so lange in dieser Gestalt bleibe, bis er beim nächsten Fest von einem andern abgelöst werde, vorausgesetzt, daß er das verzaubernde Menschenfleisch nicht wiederholt genossen habe, und dieser Glaube lebte in der arkadischen Sage fort, auch nachdem die Menschenopfer längst abgekommen waren, und fand reichliche Nahrung in dem Grauen und Abscheu, den die letzteren bei den späteren Generationen erregten. Jenes Geschlecht der Anthes war ohne alle Zweifel die alte Priesterfamilie des lykäischen Zeus. In wie weit die Sage mit einem wirklichen ritualen Vorgang zusammenstimmte, wage ich nicht zu entscheiden. H. D. Müller hat die annehmbare Meinung ausgesprochen, daß die alte Wolfsverwandlung Gegenstand dramatischer Darstellung im mysteriösen Cult des Zeus Lykaios gewesen sei. [1])

Der Werwolf — λυκάνθρωπος — der Griechen hieng also ursprünglich mit religiösen Vorstellungen zusammen. Doch finden wir ihn ferner, wie bei den übrigen Völkern, als Zauberer und Verzauberten. Ich erinnere vor Allem an die verwandelten Menschen bei Kirke: *Ἀμφὶ δὲ μιν λύκοι ἦσαν ὀρέστεροι ἠδὲ λέοντες, Τούς αὐτὴ κατέθελξεν, ἐπεὶ κακὰ φάρμακ' ἔδωκεν.* [2]) Den zauberkundigen Schmieden auf Rhodos, den

[1]) Ueber den Zeus Lykaios p. 33 ff.

[2]) Odyssea X. v. 212. Boethius, De Consolatione Philosophiae L. IV. schildert die Verzauberung folgendermaßen:

Pulchra qua (insula) residens Dea,
Solis edita semine
Miscet hospitibus novis
Tincta carmine pocula,
Quos in varios modos
Vertit herbipotens manus:
Hunc apri facies tegit,
Ille Marmaricus leo
Dente crescit et unguibus,
Hic lupus uuper ablatus
Flere dum parat ululat.

S. die ganz ähnliche Erzählung in den Märchen von Tausend und Eine Nacht. Uebersetzung von Weil, III. p. 62 ff.

Telchinen, wurde neben dem Wettermachen auch das ἀλάττειν τὰς ἰδίας πορφάς als besondere Kunst zugeschrieben.[1])

Hieher gehört endlich der äsopische Schwank: Κλέπτης καὶ Πανδοχεύς: Ein Dieb hielt sich einige Tage in einer Kneipe auf, ohne etwas stehlen zu können. Da sah er eines Tages den Wirth in einem schönen neuen Gewand vor der Thüre sitzen, trat zu ihm und begann eine Unterhaltung. Im Verlauf derselben hub er an zu gähnen und darauf zu heulen wie ein Wolf. Der Wirth fragte, was das bedeute, und jener erwiderte: „Ich werde dir's sogleich sagen, doch bitte ich dich zuvor, daß du meine Kleider bewachst, denn ich werde sie hier zurücklassen. Ich weiß nicht, woher mir dieses Gähnen kommt; ob ich es meiner Sünden willen habe oder durch irgend andere Schuld, ist mir unbekannt: wenn ich dreimal gegähnt haben werde, so verwandle ich mich in einen Wolf, der Menschen verschlingt." Nach diesen Worten gähnte er zum zweiten Mal und heulte darauf wie zuvor. Der Wirth stand auf, um sich davon zu machen; der Dieb aber hielt ihn an seinem Chiton fest und rief: „Bleib, ich bitte dich, und hüte meine Kleider, daß ich sie nicht zerreiße!" Zugleich gähnte er zum dritten Mal, der Wirth aber in seiner Todesangst ließ das Gewand in des Diebes Händen und floh in den innersten Schlupfwinkel seiner Schenke. Darauf gieng der Dieb mit dem Chiton von dannen.[2])

Auch bei den altitalischen Völkern ist der Wolf das Symbol der Unterweltsgötter. Charon erscheint auf einem etruskischen Bilde zu Pferde sitzend mit einem Hammer und mit Wolfsohren — als der schnelle, erschlagende und verschlingende Todesgott.[3])

Bei den Sabinern hieß der Gott des Todes Soranus und seine Priester hießen Hirpi — Wölfe; sie pflegten bei den Festen auf dem Berge Soracte bis in späte Zeit mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen von Fichtenholz zu wandeln, und dabei Eingeweide von Opferthieren um

[1]) Diodorus Siculus, Bibliotheca Historica V. 55 ed. Bekkerus Lipsiae 1853, I. p. 179. Ennemoser, Geschichte der Magie, Leipzig 1844, p. 600.

[2]) Fabulae Aesopicae collectae ex rec. C. Halmii. Lipsiae 1852, p. 97 (ed. Furia Nr. 423. Corais Nr. 425).

[3]) Schwenck, die Sinnbilder der alten Völker p. 521.

herzutragen. [1]) Servius (zur Aeneis XI, 785) erzählt, der Berg sei den Diis manibus, besonders dem Dispater geweiht; bei einem Opfer des Gottes hätten Wölfe die Eingeweide aus dem Feuer gerissen und fortgeschleppt, die Hirten seien durch die Verfolgung an eine Höhle geführt worden, deren Gifthauch sie ergriffen und eine Pest hervorgebracht habe; ein Orakel habe verkündet, sie sollten Wölfen ähnlich vom Raube leben. Sie befolgten diesen Befehl und hießen nun Hirpini Sorani — quasi lupi Ditis patris, dem irpus ist lupus. [2]) Hier wird also Räuberei, als dem Alles dahinraffenden Herrn der Unterwelt wohlgefällig, wie eine Art Gottesdienst angesehen.

Bei den Römern war der Wolf das heilige Thier des Mars (lupus Martius), der seinem Namen nach ursprünglich als Todesgott zu fassen ist, [3]) und spielte in der Gründungsgeschichte Roms eine bekannte Rolle: Die zum Hain des Mars gekommene Vestalin Rhea Silvia wird von einem Wolf in eine Höhle gescheucht, wo sie in des Gottes Umarmung fällt; [4]) eine Wölfin säugt die Kinder des Gottes am ruminalischen Feigenbaum, die göttlich verehrte lupa Romana, [5]) in der wohl auch eine alte

[1]) Plinius Hist. nat. VII. 2. Solinus, Polyhistor c. 2, 26; K. O. Müller, die Etrusker, Breslau 1828. Bd. II. p. 68. Bei Virgil (Aen. XI. 785) wird der auf dem Soracte verehrte Gott Apollo genannt:

Summe deûm sancti custos Soractis Apollo,
Quem primi colimus, cui pineus ardor acervo
Pascitur, et medium freti pietate per ignem
Cultores multa premimus vestigia pruna.

Strabo V. 2 rechnet diesen Gebrauch zum Feste der gleichfalls in Wolfsgestalt, als Lupa, erscheinenden sabinischen Göttin Feronia (Flora). Schwegler, römische Geschichte. Tüb. 1853, I. p. 361.

[2]) Festus v. Irpini. K. O. Müller, Etrusker II. 67. Hirpiner hieß auch ein samnitischer Volksstamm, welcher seinen Namen der Führung eines Wolfs verdankt haben soll. Strabo II. 208.

[3]) Schwegler, röm. Geich. I. p. 228.

[4]) Servius, Aen. I. 273.

[5]) Romuli nutrix lupa honoribus est aflecta divinis. Lactantius, Instant. I. 20. — Die auffallendsten Eigenschaften der Wölfin sind Raubsucht und buhlerische Lüsternheit; daher benannte der Römer diejenige Gattung von menschlichen Weibern, welchen dieselben Eigenschaften als vorzügliche Merkmale zukommen, mit dem Namen

göttin — Luperca, Fauna, Rumina, Acca Larentia — verborgen ist. Von doppelter Bedeutung war der Wolf für den später zum Kriegsgott gewordenen Mars. [1]) An der appischen Straße stand das Bild des Gottes unter Bildern von Wölfen. [2])

In welchem Verhältniß der Wolf zu den Lupercalien stehe, ist noch nicht entschieden. Der Gott, dem das Fest gefeiert wurde, ist Faunus oder Inuus (dem Mars ganz nahe verwandt) mit dem Beinamen Lupercus. [3]) Das letztere Wort wird auf die verschiedensten Arten gedeutet; unter den Ableitungen sind bis jetzt die besten die der Alten von lupus und arcere — der Wolfabwehrende [4]) — und die Schweglers von lupus und hireus — Wolf-Beck, „eine Bezeichnung, welche die beiden Seiten der in Faunus sich darstellenden chthonischen Macht, die zerstörende, lebenvernichtende und die hervorbringende, lebenerzeugende als wesentlich connexe zumal ausspricht.“ [5])

Beim Fest der Lupercalien am 15. Februar wurden Ziegen und ein Hund geopfert, mit dem blutigen Messer berührte man zwei Jünglinge

---

lupa (davon lupanar, lupari). In diesem Sinne wurde von den rationalistischen Enkeln das Symbol der säugenden Wölfin gedeutet, indem die Vermuthung Raum gewann, Acca Larentia, die Frau des Hirten Faustulus, der die Zwillinge auffand, sei unter den Hirten vulgato corpore lupa genannt worden — inde locum fabulae ac miraculo datum. Livius I. 4. S. weitere Stellen bei Schwegler I. 397.

[1]) Der Wolf war im auspicium pedestre die bedeutendste Erscheinung. Er verhieß die Hülfe des Mars (s. z. B. Livius X. 37). Beim Antritt einer Reise jedoch war bei den Römern im Gegensatz zu den Germanen das Entgegenkommen eines Wolfes ein böses Zeichen. Horat. Od. III. 27, 1. Plinius Hist. Nat. VIII. 23. 84.

[2]) Livius XXII. 1. Schwegler I. 416. Auch im Mittelalter wurde diese Symbolik beibehalten, so sagt Chaucer von einer Statue des Mars:

A wolf ther stood byforn him at his feet
With eyen reed, and of a man he eet.

The Knightes Tale, Canterbury Tales v. 2049 f.

[3]) Außerdem wurde auch der Geburtsgöttin Juno beim Feste gedacht.

[4]) Becker und Marquardt, Handbuch der römischen Alterthümer, Leipz. 1856, IV. 401, neigen sich der erstern Ableitung zu, so auch Gerhard, Archäologischer Nachlaß aus Rom, Berlin 1852, p. 92, der lupercus mit Werwolf übersetzt „Wer“ irrthümlich von „wehren“ arcere ableitend.

[5]) Röm. Gesch. I. p. 361.

dan der Stirne und wischte ihnen sodann mit Wolle, die in Milch getaucht war, den blutigen Flecken wieder ab, worauf sie lachen mußten.

Die Einen [1]) sehen in diesem Gebrauch Spuren alter Menschenopfer; die Andern [2]) sehen hier ein bloßes Lustrationsfest und ihnen bedeutet das Abwischen des Bluts die Reinigung von aller Schuld.

Nach dem Opfermahle schnitten die Priester, Luperci genannt, die Felle der geopferten Ziegen in Riemen und liefen nackt, nur mit einer Schürze aus Ziegenfellen umgürtet, durch die Stadt, um die ihnen begegnenden Frauen mit den Riemen (februa) zu schlagen, was auf Unfruchtbare heilend wirken sollte. [3]) — Die Beantwortung der Frage über Ursprung und Bedeutung des Lupercusdienstes muß den Specialforschungen überlassen bleiben.

Die Wolfsverwandlung als Zauberkunst erwähnt zuerst Virgil, wenn er seinen Hirten Alphesiböus singen läßt:

Has herbas atque haec Ponto mihi lecta venena
Ipse dedit Moeris, nascuntur plurima Ponto.
His ego saepe lupum fieri et se condere silvis
Moerin saepe animas imis excire sepulcris
Atque satas alio vidi traducere messis. [4])

Ferner sagt Properz einer Kupplerin nach:

Audax cantatae leges imponere Lunae
Et sua nocturno fallere terga lupo. [5])

[1]) Büttiger, kleine Schriften, Dresden und Leipzig 1837, I. p. 153. Schwenck, Mythologie der Römer p. 140. C. Jahn, über Lucerus (Berichte der sächs. Akademie I. p. 427) Zumpt de Pelasg. Rom. sacr. p. 18. Schwegler, röm. Gesch. I. 364. — Tarant weist auch die Ueberlieferung, daß der Dienst des Lupercus mit dem des Zeus oder Pan Lykaios zusammenhänge und durch Evander aus Arkadien nach Italien gebracht worden sei. Liv. I. 5. Ovid. Fast. II. 381. Virg. Aen. VIII. 342 ff.

[2]) Vgl. Marquardt, röm. Alterth. IV. 404. Daß den Lupercalien sühnende, reinigende Wirkung zugeschrieben wurde, wird einstimmig berichtet, und von februare, reinigen, hat der Monat, in welchem das Fest fiel, seinen Namen erhalten.

[3]) Aen. VIII. 663. Juvenal II. 142. Zu den beiden ersten Collegien der Luperci, den Fabianern und Quintilianern, kamen zu Ehren Cäsars die Iulianer oder Julier. Luperci gab es übrigens nicht allein in Rom, sondern auch in Präneste, Arpete, Perusia, Veliträ, Nemausus. Pauly, Realencykl. IV. 1296.

[4]) Bucol. VIII. 95 ff.

[5]) L. IV. Eleg. 5. In lenam v. 13 f.

Eine echte Werwolfsgeschichte erzählt Niceros im Gastmahl des Trimalchio von Petron. [1]) Derselbe gieng in einer hellen Mondnacht in Begleitung seines Wirthes (erat autem miles fortis tanquam Orcus) über Feld, um seine Geliebte zu besuchen. Da begann der Wirth plötzlich seine Kleider abzuziehen und auf den Weg zu legen; darauf circumminxit vestimenta sua und wurde augenblicklich zum Wolf, der heulend in den Wald lief. Der entsetzte Niceros wollte die Kleider aufheben, aber sie waren versteinert; vor Angst athemlos und in Schweiß gebadet langte er bei seiner Geliebten an, welche ihn mit den Worten empfieng: „Wenn du etwas früher gekommen wärest, hättest du uns helfen können, denn ein Wolf ist in den Hof gebrochen und hat unter dem Vieh blutige Verheerungen angerichtet; doch sollte er nicht heil entkommen, unser Knecht hat ihm mit einem Speere den Hals durchstochen." Als Niceros auf dem Heimweg an die Stelle kam, wo sein Begleiter die Gewande niedergelegt hatte, fand er nichts als Blut. Zu Hause aber traf er seinen Wirth im Bette und einen Arzt, der beschäftigt war, ihm den Hals zu verbinden. „Da erkannte ich," schließt der Erzähler, „daß er ein versipellis war, nec postea cum illo panem gustare potui, non si me occidisses."

Versipellis heißt ein Mensch, der seine Haut, seine Gestalt zu ändern vermag; ein specielles Wort für Werwolf giebt es im Lateinischen nicht.

Eine reiche Fülle von Verwandlungssagen eröffnet sich uns bei den germanischen Völkern. Bekannt sind als symbolische Thiere neben den Böcken des Thor, den Ebern Freirs, den Katzen Freyjas, den Schwanen Berchtas vor Allem die Wölfe Odins. Sie heißen in der altnordischen Mythologie Geri und Freki, — gierig und frech, — und sitzen wie seine Hunde zu beiden Seiten des Throns; ihnen bietet er das ihm vorgesetzte Fleisch, denn er selbst lebt einzig von Wein. [2]) Diesen Wöl-

[1]) Titi Petronii Satyricon, Lipsiae 1731, p. 68.

[2]) Grimnismal 19. Grimm, deutsche Mythologie, 3. Ausgabe, Göttingen 1854, p. 134. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, Bonn 1853, p. 212. — Vor dem westlichen Thore Walhalls hängt ein Wolf, über ihm ein Adler, die Schlachtenthiere Odins. Grimnismal 10. Noch bei Hans Sachs heißt es von den Wölfen, daß Gott sie bei sich habe als Jagdhunde. Grimm, d. M., 634. Ueber den Wolf in den

sen des Schlachtengottes stehen aber andere als reine Symbole der Nacht und des Todes gegenüber. Zwei Wölfe verfolgen die leuchtenden Gestirne, Sköll die Sonne, Hati den Mond; [1]) sie bedrohen das Licht, während Lokis Sohn, der Helwolf Fenrir, auf Odins Leben selber lauert, der allverschlingende Tod am Ende der Dinge. [2]) In der Götterdämmerung werden jene Sonne und Mond vertilgen, und diesem wird der Göttervater in den Erde und Himmel berührenden Rachen fallen. [3]) In Wolfsgestalt erscheinen die Jöten, die Feinde der Götter; so heißt es Gylfaginning 12: Oestlich von Mitgard im Walde Jarnwidr (Eisenholz) wohnt ein altes Riesenweib, diese gebiert viele Riesenkinder, alle in Wolfsgestalt, und von ihr stammen auch jene Himmelswölfe. [4])

Auf dem Wolfe, als dem schnellen Läufer, reiten Götter [5]) und Riesen, [6]) besonders aber die letztern; ihnen dienen Schlangen als Zügel. Auf übernatürliche Weise zu reisen, benannte man überhaupt mit den Ausdrücken gandreid Wolfsritt, at renna göndum mit Wölfen rennen; die Finnen hielt man für besonders geschickt hierin, darum auch finkör. [7])

---

poetischen Schlachtschilderungen der Germanen, s. Grimm, Andreas und Elene, Cassel 1840. p. XXV f.

[1]) Grimnismal 39. Gylfaginning 12. Bei Finsternissen glaubte man, daß Sonne oder Mond von dem betreffenden Wolfe angefallen sei, und machte Lärm, um diesen zu verscheuchen.

[2]) Menzel, Odin, Stuttg. 1855, p. 242.

[3]) Völuspa 54. Gylfaginning 51.

[4]) Noch der heutige schwedische Volksglaube schuldigt alte Weiber, die einsam im Walde hausen, an, Wölfe, wenn sie gejagt werden, aufzunehmen und zu bergen; man nennt sie vargamödrar, Wolfsmütter. Grimm, deutsche Myth. 1014. Afzelius, Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit, übersetzt von Ungewitter. Leipzig 1842, II. p. 361.

[5]) S. Hrafnagaldr. 10.

[6]) Gylfaginning c. 49. Hindluliodh 5. S. auch das Zauberweib, Helgis Fulgia Helgakvidha Hjorvards-sonar 35.

[7]) Maurer, Bekehrung des norwegischen Stamms zum Christenthum, München 1855, II. 164. — Ulricus Molitor, in seinem dem Erzherzog Sigmund von Tyrol dedicierten Buch: De Pythonicis mulieribus Coloniae 1595. 8. Cap. IV. erzählt von einem in Konstanz als Zauberer verbrannten Bauern, daß derselbe auf einem Wolf reitend gesehen worden sei. (Abgedruckt im 2. Band des Malleus Maleficarum.)

Doch nehmen auch die Götter selber Thiergestalt an, vorzugsweise wieder um schnelle Fahrten zu machen. So ruft Harbard dem Thor zu:

Säumig betreibt du die Fahrt!
Schon wärest du weit, wenn du verwandelt führst.[1])

Häufiger als Alle übt Odin die Verwandlungskunst; er kann Ansehen und Leib wechseln, wie ihm beliebt; er erscheint als Wurm,[2]) als Adler, als Falke, als Wöla u. s. w. Die Ynglinga Saga (Cap. VII.) setzt hinzu, daß sein Körper wie schlafend oder todt liege, wenn er in den verschiedensten Thier- und Menschengestalten durch die Welt fahre. Doch darf diese Entäußerung seines eigenen Leibs nicht als Regel angenommen werden; er wechselt die Gestalt kraft seines mächtigen göttlichen Willens, der über den Naturgesetzen steht, wie wir dieß besonders bei den griechischen Göttern gesehen haben. Auch Loki der Vielgewandte tritt in mannichfachen Gestalten auf.[3])

Die Fylgjen, Folgegeister, Schutzgeister der Menschen, tragen fast ausnahmslos Thiergestalt und zwar entsprechend den Eigenschaften und Stimmungen der betreffenden Menschen; so erscheinen die Fylgjen tapferer, gewaltthätiger, feindseliger Männer häufig als Wölfe.[4])

Verwandlungen durch ungeworfene Hemden oder Thierhäute sind besonders bei den göttlichen Frauen gebräuchlich; so haben Frigg und Freyja

[1]) ef thú lítum foerir. Harbardsliodh. 48. Edda, übers. von Simrock, Stuttg. und Tüb. 1851, p. 45.

[2]) Um durch den Hnitberg zu Suttungs Meth zu schlüpfen, Bragaroedhur. 58. — Edda-Simrock p. 294. Als Adler entführt er dem Suttung a. a. O. als Wöla, Oegisdrecka. 24. Als Falke. Fornaldar Sögur I. 487.

[3]) Als Stute empfängt er den Sleipnir von Swadilfari, Hyndluliodh 37. Gylfaginning 42; als milchende Kuh verbrachte er acht Winter unter der Erde, Oegisdrecka 23; als Fliege sticht er den Zwergschmied Brock, Skalda 61; als Weib erforscht er von Frigg das Geheimniß von Baldrs Verwundbarkeit, Gylfag. 49 und als Riesenweib Thöck vereitelt er Baldrs Wiederkehr aus Helheim a. a. O., als Lachs endlich wird er gefangen, Oegisdrecka, Schluß und Gylfag. 50. Er verwandelt gleich den Zauberkünstlern im Märchen Idunn in eine Nuß. Bragaroedhur 56. Loki hat Schuhe, die ihn über Luft und Waſſer trugen a. a. O. 61.

[4]) J. Erici Observationum Specimen, Hafniae 1769. p. 163 ff. — Maurer, Bekehrung II. 67 ff.

ihre Feder- oder Falkenkleider (fiadhrhamr, valshamr); die letztere borgt das übrige dem Loki, als er sich erbietet, Thors Hammer auszukundschaften [1]) und Idunn aus Jötunheim zurückzuholen. [2]) Mit Schwanhemden — alptarhamir — auch wohl mit Krähenhemden — krakuhamir — erscheinen die Valkyrien; in der Völundarkvidha kommen welche an den Wolfssee — úlfsiár — geflogen, legen ihre Schwanhemden ab und spinnen Flachs am Wasserstrand. [3]) — Drei Jungfrauen kommen als Schwäne an den Strand geflogen, legen die Hemden ab und baden sich, ein Jüngling entwendet das Hemd der Jüngsten, und diese wird seine Frau, entfliegt ihm aber wieder, als er ihr später das Hemde zurückgiebt. [4]) — Drei Schwanjungfern tanzen in der Johannisnacht auf eines Bauern Acker, daß alle Halme niedergetreten werden, des Bauern jüngster Sohn bringt sie durch den Raub ihrer Flügel in seine Gewalt. [5]) — In den Tagen von Helgi fliegt Kara oder Lara in Schwangestalt über dem Geliebten und wird von seinem eigenen hochgeschwungenen Schwert erschlagen. [6]) — Ein Adlerhemd hat der Riese Thiassi, welcher Idunn raubt, [7]) und der Riese Suttungr, der damit Odin verfolgt. [8])

Die Fähigkeit, sich zu verwandeln, gieng auch auf Menschen über theils als angeborne Gabe, theils als erworbene Kunst, und zwar auch hier unter den mannichfaltigsten Formen. Schnelligkeit, Kraft und sich zu bergen vor Verfolgung sind die hauptsächlichsten Zwecke der freiwilligen Verwandlung.

Die fremde Gestalt heißt hamr, für den Gestaltwechsel gebraucht man den Ausdruck at skipta hömum oder at hamaz, für das Herumfahren

---

[1]) Thrymskvidha 3.

[2]) Bragarœdhur 56. Loki fliegt auch wohl zur Kurzweil damit aus und wird so einmal vom Jötun Geirröd gefangen a. a. O. 60.

[3]) Edda Simrock, 113.

[4]) Kleine Ungewitter II. 301 ff.

[5]) Grimm, deutsche Mythol. 1216, 398 ff. Ueber die Schwanjungfrauen s. Hocker, Kronwa und der Schwan. Weil, Zeitschr. für deutsche Mythologie, Göttingen 1853, I. 305 ff.

[6]) Fornaldar Sögur II. p. 372 ff. Frauer, die Walkyrien, Weimar 1846, p. 70.

[7]) Bragarœdhur 56.

[8]) A. a. O. 58.

in fremder Gestalt hamför, hamfarir, für die damit erlangte Stärke hamremmi; die Person, welche sich verwandelt, heißt eigi einhamr — nicht eingestaltig —, oder je nachdem sie die Verwandlung zu Fahrten oder zur Verstärkung ihrer Kraft benützt hamhleypa oder hamramm.[1] Da die Seele unverändert bleibt, so erfährt auch das Auge, der Seele Spiegel, keine Veränderung. Am Auge werden die Verwandelten erkannt.[2]

In Otternestalt sitzt Hreidmars Sohn Otr am Wasserfall und ißt blinzelnd seinen Lachs, als ihn Loki mit einem Stein tot wirft.[3] — Fafnir, sein Bruder, liegt als Drache auf dem Hort und wird in dieser Gestalt von Sigurd auf der Gnitaheide erstochen.[4] — Als Hecht fängt sich der Zwerg Andvari seine Speise im Wasser.[5] — König Harald gebot einem klugen Mann, in verwandelter Gestalt (i hamförum) nach Island zu fahren und auszukundschaften, was er ihm von dort berichten könne; der Mann fuhr in Walfischgestalt ringsum das Land und sah, daß alle Berge und Hügel voll waren von landvaettir, Schutzgeistern des Landes, welche ihm in den verschiedensten Gestalten, als Würmer, Frösche, Eidechsen, Vögel, Stiere, Bergriesen, drohend entgegenkamen.[6] — Der alte Ingimund schickt eben dahin die Seelen von 3 Finnen. — Bödvarr Bjarki kämpft als Bär im Heere seines Königs, während sein Leib wie tot daheim liegt.[7] — Den Egil Skallagrimsson sucht eine Zauberin in Gestalt einer Schwalbe an der Vollendung eines Gedichtes zu hindern, durch das er sich vom Tode lösen soll.[8] — Als der König Frotho III. von Dänemark („der milde Frode") gegen eine bösartige

[1] Maurer, Bekehrung II. p. 102.

[2] S. Skalda 69. Maurer a. a. O. II. 103 und unter (p. 58) Hrolfs Saga Kraka.

[3] Sigurdharkvidha I, Eingang und Skalda 62.

[4] Fafnismal.

[5] Sigurdharkvidha I. Skalda 62.

[6] Heimskringla VI. Saga af Olafi konungi Tryggvasyni c. 37. Uebersetzt von Bachter, Leipzig 1835, II. 247. Knytlinga Saga c. 3. Maurer, Bekehrung, II. 64, 103.

[7] Maurer a. a. O. II. 103.

[8] Egils Saga c. 62. Maurer a. a. O. II. 104.

Zauberin auszieht, verwandelt sich diese in eine Stute, darauf in eine Meerkuh,[1]) ihre Kinder aber in Kälber, und stößt mit dem Horn den überraschten König in die Seite, daß er stirbt. Sein Gefolge wirft nun die Zauberin und ihre Brut mit Speeren zu Boden und findet beim Nähertreten menschliche Leichname mit Thierköpfen.[2]) — Nach einer neuern isländischen Sage leben die Farnóslidhar, die im rothen Meer ertrunkenen Dienstleute Pharaos als eigenes Volk in Seehundsgestalt auf dem Grunde des Meeres; in der Johannisnacht dürfen sie ihre Seehundsfelle ablegen und kommen zu fröhlichem Spiel und Tanz an's Land; wer ihnen das Gewand nimmt, hat sie in seiner Gewalt, und sie bleiben Menschen.[3]) — In dem isländischen Märchen von Maerdöll wird diese von einer der Schicksalsschwestern verflucht, in der Brautnacht zu einem Sperling zu werden und in den ersten drei Nächten nur eine Stunde die Vogelhaut ablegen zu dürfen; ewig sollte sie Sperling bleiben, wenn ihr nicht innerhalb dieser Frist die Haut abgenommen und verbrannt würde.[4]) — Im neueren Hiudlulied wird die Königstochter Signy von der Zauberin Hildr in einen grimmigen Hund verwandelt, jede neunte Nacht sollte sie dieser Gestalt ledig werden und nackt auf freiem Felde liegen; ihre Erlösung war an die Bedingung geknüpft, daß sich ein Königssohn entschlösse, sie in ihrer Hundsgestalt zu heirathen. Signy verflucht ihrerseits die Hildr, auf ewig zur Katze zu werden. Sämund, der Sohn des Königs Gunnar, sah darauf eines Tags ein nacktes Weib am Wege liegen, das sich mit Laub zugedeckt und ein Hundsgewand neben sich hatte; sie sprang auf, warf das Hemd über sich und bellte ihn an; er aber vermählte sich mit ihr und im Brautbett verwandelte sie sich wieder in die schöne Signy.[5])

[1]) Vacca maritima sive bos marinus est piscis quidam similis bovi terrestri hoc excepto, quod habet squamas. Petri Olai Chronicon Regum Daniae, Scriptores rerum Danicarum, I. p. 90.

[2]) Saxo Grammaticus L. v, ed. P. E. Mueller, I. p. 256. Cranzius, Historia Daniea L. I. c. 32. Schottus Physica curiosa, Herbipoli 1662, c. 26. Happelius, Relationes curiosae, Hamburg 1687, III. p. 487.

[3]) Maurer, Isländische Volkssagen der Gegenwart, Leipzig 1860, p. 172 f.

[4]) Maurer, Isländ. Volksl. p. 284 f.

[5]) Maurer a. a. O. 314 ff.

Siehe ähnliche Märchen bei Cavallius und Stephens, Schwedische Volkssagen und Märchen, deutsch v. Oberleitner, Wien 1848. Dasent, Popular Tales from the Norse u. A.

Die Verwandlung in Wölfe geschieht vorzugsweise durch **Wolfshemden** — úlfahamir. Ein zusammengesetztes Wort für Werwolf findet sich nur im Biarkarets liodh: [1]) vargúlf (Wolf-Wolf), der übliche Ausdruck ist einfach varger Wolf, verúlfr ist Schwertsname. [2]) Die merkwürdigste nordische Werwolfssage, welche durch ihre Wildheit in das Waldleben einer grauen Vorzeit hinaufweist, ist die von Sigmund und Sinfjötli. [3]) König Wölfung hatte von seiner Gemahlin, der göttlichen Heldenjungfrau Lied, zehn Söhne und eine Tochter; der älteste Sohn hieß Sigmund, die Tochter Signy. Diese wurde wider ihren Wunsch vermählt mit König Siggeir von Gautland. Beim Hochzeitmahl verfeindete sich Siggeir mit Sigmund wegen eines von Odin in den Hallbaum gesteßenen Schwertes. Siggeir lud darauf seinen Schwäher mit Söhnen und Gefolge nach Gautland und überfiel sie dort verrätherisch; König Wölfung wurde erschlagen, seine zehn Söhne gefangen und im Wald in den Block gelegt. Dahin kam jede Nacht eine alte Wölfin und fraß einen um den andern von den Brüdern, bis nur noch der älteste Sigmund übrig blieb. Diesem sandte die Schwester Signy einen vertrauten Mann und ließ ihm Gesicht und Mund mit Honig bestreichen. Als die Wölfin in der folgenden Nacht über ihn kam, leckte sie ihm den Honig vom Gesicht und streckte ihm die Zunge in den Mund; er aber biß sie in die Zunge, daß sie sich krümmte und mit den stemmenden Füßen den Stock zerklob; er aber hielt so fest, daß ihr die Zunge mit der Wurzel ausbrach und sie den Tod davon hatte. „Es ist aber die Sage einiger Männer, daß diese Wölfin König Siggeirs Mutter gewesen wäre, und sie habe durch Hexerei und Zauberkraft diese Gestalt angenommen." Da war Sigmund frei und baute sich im Walde ein Erdhaus.

[1]) Strengleikar edha Liodhabok, udgivet af Keyser og Unger. Christiania 1850, p. 30.

[2]) Grimm, deutsche Mythol. 1048.

[3]) Volsunga Saga c. 5—8. Dietrich, Altnordisches Lesebuch, Leipz. 1843, p. 58 ff.

Signy aber hatte zwei Söhne von König Siggeir, die sandte sie ihrem Bruder in den Wald, daß er sie prüfe, ob sie dazu angethan wären, der Mutter Leid an dem Vater zu rächen. Sigmund jedoch fand sie untüchtig und tödtete sie auf den Rath ihrer Mutter. Eines Tags kam ein Zauberweib zu Signy und diese vertauschte mit ihr die Gestalt; so lag die Zauberin in des Königs Bette, Signy aber in der fremden Gestalt gieng zu ihrem Bruder in den Tann und bat ihn um Herberge. Er blickte sie an, und sie deuchte ihn lieblich, da lag er drei Nächte bei ihr auf einem Lager. Dann aber gieng sie wiederum heim, nahm ihre Gestalt zurück und gebar einen Knaben von Sigmund, der Sinfjötli geheißen wurde. Dieser war recht vom Stamme der Wölsunge; sie sandte ihn ihrem Bruder, der nicht wußte, daß er sein Sohn war, und er fand ihn tüchtig zur Vaterrache. Um ihn an kühnes Thun zu gewöhnen, zog er mit ihm den Sommer weit durch die Wälder und sie erschlugen Männer sich zur Beute.

„Nun begab es sich einmal, daß sie auszogen in den Wald, um sich Beute zu verschaffen, aber sie fanden ein Haus und zwei Männer mit dicken Goldringen in dem Hause schlafend. Sie waren von einem Mißgeschick befreit worden, denn Wolfshemden hiengen über dem Hause über ihnen; jeden zehnten Tag vermochten sie aus den Hemden zu fahren; sie waren Königssöhne. Sigmund und Sinfjötli fuhren in die Hemden und vermochten nicht herauszukommen, und es folgte ihnen dieselbe Eigenschaft, wie zuvor der Fall war, und sie ließen sich auch mit Wolfsstimme hören; sie verstanden beide ihre Stimmen. Nun legten sie sich auch in die Marken (Wälder) und ein jeder von ihnen fuhr seine Straße. Sie trafen unter sich die Verabredung, daß sie sich daran wagen wollten, wenn es auch sieben Männer wären, aber nicht mehr, und derjenige sollte einen Wolfsschrei hören lassen, der in Unfriede geriethe. — Geben wir nun nicht davon ab, sagte Sigmund, denn Du bist jung und kühn, und man wird es für gut halten, dich zu jagen. Nun fuhr ein jeder von ihnen seine Straße, und als sie getrennt waren, stieß Sigmund auf Männer und ließ sich mit Wolfsstimme hören, und als Sinfjötli das vernahm, kam er sogleich herbei und tödtete alle; sie trennten sich wieder. Und als Sinfjötli nicht lange in dem Wald gelaufen war, stieß er auf

elf Männer, und es ergieng alſo, daß er ſie alle tödtete; er wurde aber müde und lief unter eine Eiche und ruhte ſich hier. Da kam Sigmund dar und ſprach: Warum rieſſt du nicht? Sinfjötli ſagte: Ich wollte dich nicht zu Hülfe rufen, elf Männer zu tödten. Da ſprang Sigmund ſo hart gegen ihn, daß er taumelte und fiel; Sigmund biß ihn vorn in die Gurgel. Den Tag vermochten ſie nicht aus den Wolfshemden zu fahren. Sigmund legte ihn nun auf ſeinen Rücken und trug ihn heim in die Hütte, und er ſaß über ihn und wünſchte die Wolfshemden zu den Trölen (Rieſen). [1]) — Sigmund ſah eines Tags, wo zwei Buſchkatzen waren, und die eine biß die andere in die Kehle, und jene lief zu Walde und nahm ein Blatt und legte es über die Wunde, und die Buſchkatze ſprang heil auf. Sigmund gieng hinaus und ſah, wo ein Rabe mit dem Blatte flog und es ihm brachte; er legte dieß über Sinfjötli's Wunde, und alsbald ſprang er heil auf, als wenn er nimmer wund geweſen wäre. [2]) Darauf giengen ſie zu dem Erdhaus und warteten da, bis daß ſie aus den Wolfshemden fahren ſollten; da nahmen ſie dieſe und verbrannten ſie in Feuer, und baten, daß ſie Niemanden zum Schaden werden möchten, und in dieſem Mißgeſchick vollbrachten ſie manche Ruhmesthat in König Siggeirs Reiche." [3]) Sigmund und Sinfjötli nahmen aber ſpäter Vater-

[1]) Daß es, wie mir Herr Prof. C. Maurer mittheilt, der Sinn der von Raßmann mißverſtandenen Stelle: en hadh troll taka ülfhamins. Man ſagte: Hol dich der Troll! wie bei uns: Hol dich der Teufel!

[2]) Ueber das belebende Zauberkraut ſ. zur Vergleichung die griechiſche Sage von Glaukos und Polyidos: Glaukos, der Sohn des Minos, ertrank in einem Faß voll Honig, der Seher Polyidos ſollte ihn wieder in's Leben zurückbringen und wurde, da er ſich deſſen für unfähig erklärte, mit dem Todten in das Grabgewölbe eingeſchloſſen. Da ſah er eine Schlange auf den Leichnam zukriechen und erſchlug ſie; alsbald erſchien eine zweite und brachte ein Kraut, durch deſſen Berührung die todte ſofort wieder zum Leben kam. Polyidos bemächtigte ſich des Krautes und belebte damit den ertrunkenen Knaben. Apollodor III. 3. S. dieſelbe Geſchichte im Lai d'Eliduc von Marie de France, Roquefort, Poésies de Marie de France, Paris 1832, T. I. p. 474 f. — W. Hertz, Marie de France, Stuttg. 1862, p. 235. — Basile, Pentamerone, überſetzt von Liebrecht I. 90 ff. — Walachiſche Märchen, Schott, p. 135 ff.; Petru Firitschell. — Grimm, Kindermärchen Nr. 16, die drei Schlangenblätter; Nr. 60, die zwei Brüder. — Gervaſius, herausgegeben von Liebrecht p. 113 u. ſ. w. In unſerer nordiſchen Sage bringt der Rabe, Odins Bote, das Blatt zurück.

[3]) Raßmann, die deutſche Heldenſage, Hannover 1857, I. p. 67 f.

rache an Siggeir und verbrannten ihn in seinem Hause. Signy, die nun den Vater gerächt sah, sprang zu ihrem Gemahl in die Flammen.

In dieser gewaltigen Sage begegnen uns drei Verwandlungen:

1) die der Mutter Siggeirs in eine Werwölfin ylgr, lupa,[1]) nicht, wie Raßmann thut, mit elgr Elenthier zu verwechseln;
2) der Gestaltentausch zwischen Signy und dem Zauberweib, und
3) die Wolfsverwandlung der Helden.

Siggeirs Mutter erinnert an die indischen Rakschasis, an Grendels Mutter (heimvylf) im Beowulf. In den meisten Märchen und Sagen wird alten Königinnen Zauberkunde zugeschrieben. Als Gunnar im Schlangenthurm liegt und mit Harfenspiel die Giftwürmer alle in Schlaf gelullt hat, da schleicht Atlis alte Mutter in Natterngestalt herbei und gräbt sich in des Königs Herz.[2])

Auch der Gestaltentausch erinnert an indische Vorstellungen; doch scheint hier keine völlige Vertauschung der Leiber vor sich zu gehen, sondern nur der äußern Erscheinung, denn die Schwangerschaft Signys geht beim Rücktausch nicht auf die Zauberin über, wie dieß nach indischen Sagen vorausgesetzt werden müßte. Dem Indischen näher steht der Gestaltentausch Sigurds und Gunnars in den edeischen Heldenliedern (älter und echter als die durch die Tarnkappe vermittelte Beihülfe Siegfrieds zu Gunthers Erwerbung der Brunhild) wo es heißt:

Unterwegs wechselt ihr	Wuchs und Gestalt
Du und Gunnar.[3])	
Du hast nun Gunnars	Gang und Gestalt,
Hast eigene Rede	und edlen Sinn[4])
Wieder wechselet	ihr Wuchs und Gestalt
Daheim, nicht das Herz:	das behielt Jedweder.[5])

hyggja, von Simrock (Edda p. 154) ungenau mit Herz übersetzt, ist die

[1]) Sweinbjörn Egilsson, Lexicon Poeticum Antiquae linguae Septentrionalis Hafniae 1860, p. 909.

[2]) Oddrúnargrátr 32. S. das Lied von Gunnars Harfenschlag. Simrocks Edda, p. 427.

[3]) Sigurdharkvidha Fafnisbana I. 37.

[4]) A. a. O. 39.

[5]) A. a. O. 42. S. auch Skalda 62.

Seele, welche unverändert von einem Leib in den andern übergeht. Sigurds muthige Seele vollbringt mit Gunnars Leib das nur ihr mögliche Heldenwerk, durchreitet die Waberlogi, hält Hochzeit mit Brunhild, legt aber Nachts ein Schwert zwischen sich und die Braut des Freundes. Dieser Trug wird Sigurds und Brunhilds und ganzer Geschlechter Tod. [1])

Die Wolfsverwandlung wird dem Sinfjötli in jenem berühmten Heldenzank mit Gudmundr vorgeworfen:

Du hast im Walde	mit Wölfen geschwelgt, —
Oft sogst du mit eisigem	Athem Wunden,
Bargst allverhaßt	dich im Gebüsch — —
Siggeirs Stiefsohn	lagst du unter Stauden,
An Wolfsgeheul gewöhnt	in den Wäldern draußen. [2])

Die verwandelnde Kraft liegt nach der Erzählung der Völsunga Saga einzig in den Hemden; diese zwingen ihren Träger, unter zehn Tagen neune Wolf zu sein; ihre Zerstörung hebt die Kraft auf und ist ohne

[1]) Der Anklang germanischer Sagen an altindische hat sich in dem abgelegenen Norden besonders rein erhalten. So kennt die Edda selbst eine Wiedergeburt, eine Wanderung der Seele. Helgi Hjörvarths Sohn und seine geliebte Walküre Svava werden wiedergeboren und heißen dann Helgi Hundingsbana und Sigrún: einer zweiten Wiedergeburt erwähnt der Schluß der zweiten Helgakvidha Hundingsbana: „Es war Glaube in alter Zeit, daß Menschen wiedergeboren würden, aber das heißt nun alter Weiber Wahn. Von Helgi und Sigrun wird gesagt, daß sie wiedergeboren wären, er hieß da Helgi Haddingiaskadhi und sie Kára Halfdanar dottir, so wie gesungen ist in den Karaliedern, und sie war Walküre." — Sage und Lied konnten sich von diesen Lieblingsgestalten nicht trennen, und der Glaube an Wiedergeburt zeigte ihnen einen willkommenen Ausweg, die beiden Liebenden in neue Lebenssphären einzuführen.

Von der zum Selbstmord sich anschickenden Brunhild sagt Högni:

Verleid' ihr Niemand	den langen Gang,
Und werde sie nimmer	wiedergeboren!
Sie kam schon krank	vor die Kniee der Mutter.

Sigurdharkvidha III. 44. Simrock p. 183.

Weitere Stellen hat Maurer, Bekehrung des norwegischen Stammes II. p. 90. Anm. 93. — Starkadhr war schwigsam, aber die Berserkr nannten ihn einen wiedergebornen Riesen (endrborinn jötun) und Ebrioles. Gautreks Saga c. 7. Es schien ihnen Kolbein wiedergekommen und wiedergeboren, nach dem sie sich immer sehnten. Starkunga Saga c. 42.

[2]) Helgakvidha Hundingsbana I. 36, 40. Simrock p. 132 f.

ſchlimme Folgen für die Beſitzer. Außerdem liegt dieſer Sage vorwiegend die alte Rechtsvorſtellung von den geächteten Waldbewohnern zu Grunde, welche auch in der Sprache zum deutlichſten Ausdruck kam: der friedeloſe Mörder und Räuber hieß altnordiſch vargr, Wolf; wer den Frieden des Tempels durch Gewaltthat brach, hieß vargr i veum, Wolf im Heiligthum. [1])

Räuber iſt die Urbedeutung des Wortes Wolf, im Sanskrit vricas, varkas, litthauiſch wilkas, ruſſiſch volk, ſerbiſch vuk neben ſerb. ſlovenſch vrag Böſewicht, böſer Feind, böhmiſch wrah Mörder, polniſch wrog Tämen, Teufel, [2]) (griechiſch λύκος durch Metathesis aus Fόλκος, ἄλκος, lat. lupus aus ulpus — ulcus. Bopp, Glossarium Sanscritum. Berol. 1847 p. 329) gothiſch vulfs Wolf und vargs der Geächtete, der Frevler, launa-vargs der Dank räuber, der Undankbare, gavargjan verdammen, vargitha Verdammniß; [3]) althochdeutſch warg expulsus, warch im Muſpilli Name des Antichriſts; mittelhochdeutſch warc latro, nequam (Eneit. v. 1131), neben wolf; angelſächſiſch vearh (Grendel heißt heorovearh, Beowulf v. 1267) neben vulf; altnordiſch vargr (und ylgr) in beiden Bedeutungen: Wolf und Verbrecher neben úlfr, dem bloßen Namen des Thiers. [4]) In der Lex Salica 58 heißt es wargus sit — hoc est expulsus de eodem pago; in der Lex ripuaria 85: wargus sit — hoc est expulsus. In altnormaniſchen Geſetzen warqus esto; [5]) wargus habeatur in den leges regis Henrici primi, Art. LXXXIII. §. 5. [6]) Ein eigenthümlicher Ausdruck iſt das angelſächſiſche vearges heáfod oder vulfes heáfod für exlex, extorris; in den Geſetzen Edwards des Bekenners Art. 7, §. 3 heißt es: Lupinum enim gerit caput, quod anglice wulfes heafod dicitur. [7]) So noch in dem Chaucer fälſchlich zugeſchriebenen Tale of

[1]) S. eine Stelle aus der Egils Saga bei Maurer, Bekehrung II. 207. — Ueber Friedloſigkeit ſ. Wilda, Strafrecht der Germanen, Halle 1842, p. 278.

[2]) Grimm, Reinhart Fuchs XXXVII.

[3]) Ulfilas von Maßmann, Stuttgart 1857, p. 757.

[4]) Ueber die Benennungen des Wolfs ſ. Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache, Leipzig 1853, p. 253.

[5]) Pluquet, Contes populaires, Rouen 1834, p. 15.

[6]) Ancient Laws and Institutes of England. Lond. 1840, fol. p. 278.

[7]) Schmid, die Geſetze der Angelſachſen, Leipzig 1832, I. 278. — Im Altſächſiſchen findet ſich vargtreo für Galgen, Heliand ed. Schmeller p. 166, 3. 27.

Gamelyn, v. 1387: Whan that Gamelyn their lorde wolveshede was cried and made. [1]) Dieben und Räubern wurde am Galgen nach alter Sitte ein Wolf zur Seite aufgehängt. [2]) Die Geächteten, den Wölfen gleich recht- und friedelos, wurden auch unter sich in beständiger Unruhe und mißtrauischer Scheu erhalten, da ein Gesetz bestand, wornach sich ein Gebannter durch die Tödtung anderer Gebannter vom Fluche lösen konnte. [3])

Daß die von allem menschlichen Verkehr abgeschnittenen Waldflüchtigen sich in Thierfelle kleideten, ist nahe liegend. Auf diese Tracht der Geächteten spielt Gro an im Saxo Grammaticus, [4]) als sie dem durch Thierhäute und Larve unkenntlichen Vesus begegnet und ihn für den ihr aufgedrungenen Riesenbräutigam hält.

Conspicor invisum regi venisse gigantem
Et gressu medias obtenebrare vias;
Aut oculis fallor, nam tegmine saepe ferino
Contigit audaces delituisse viros. [5])

Zu den hamrammir men, den Menschen, welche sich durch Verwandlung übernatürliche Kräfte aneignen, gehören auch die Berserker. Von König Harald Harfagr wird erzählt, daß er eine Schaar Berserker in seinem Gefolge hatte, welche úlfhedhnar d. h. Wolfspelzige hießen: „Dabei deutet," sagt Maurer, [6]) „die Sage freilich diese Beziehung dahin, als hätten jene Kämpfer Wolfspelze über ihren Panzern getragen; es ist indessen offenbar nur ein späteres Mißverständniß und war ursprünglich dabei sicher an Leute gedacht, welche úlfahamir besitzen, also an Werwölfe." Diese Ansicht wird unterstützt durch die neuerdings von Sveinbjörn Egilsson aufgestellte Etymologie des Wortes berserkr, [7]) wornach das-

[1]) S. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, Göttingen 1854, p. 733 f.
[2]) S. die Stellen bei Grimm, Rechtsalterthümer, p. 685.
[3]) Grimm, a. a. O. 736.
[4]) Lib. I. ed. Muller I. 27.
[5]) Brunolf erinnert hiebei an das isländische Sprüchwort:
Oft ero vaskar hendur undir vargs belgir.
(Oft sind tapfere Hände unter Wolfsbälgen.) a. a. O.
[6]) Bekehrung II. 109.
[7]) Lexicon Poeticum Antiquae Linguae Septentrionalis, Hafniae 1860, v. berserkr.

selbe einen Mann bezeichnet, der ein Bärenhemd (berr Bär, serkr Hemd), ein bjarnahamr besitzt und dadurch in der Verwandlung Bärenstärke bekommt. [1]) Zum Unterschied von diesen Bärenhelden hatten nun die wilden Kämpfer Haralds Wolfshäute und Wolfskühnheit. [2]) Weitere Belege siehe bei Maurer a. a. O. II. 108 ff. und die Geschichte des Ulfr Bjalfason, des Abendwolfs, ebend. 105.

Auch die Berserker waren später Geächtete ihrer ungeheuerlichen Rohheit und Wildheit wegen und lebten in den menschengemiedenen Forsten.

In einer altdänischen Ballade [3]) begegnet eine durch den Rosenwald (rosenslund) reitende Frau — liden Kierstenn — einem Grauwolf und redet ihn bittend an:

›Mynn kerre vleff, bid icke meg:
mytt röde guld-boond thett giffuer ieg dieg.‹

Und der Wolf erwidert:

››Meg er icke om thitt guold-bond:
ieg thager langtt helder din huide hand.‹‹ —

›Minn kerre vleff, bid icke meg:
myn soleff-slaffuen knyff saa giffuer ieg deg.‹

---

[1]) Ueber Bärenwuchs s. Grimm deutsche Mythol. 1051. Praetorius, Anthropodemus Plutonicus, Magdeburg 1666, II. 266. Von einer Bärenverwandlung erzählt die Hrolfs Saga Kraka: Björn, Sohn des Königs Hring von Upland, wird von seiner Stiefmutter, deren Liebe er verschmäht hat, in einen Bären verwandelt; seiner Geliebten Bera begegnet er im Walde und sie erkennt ihn am Auge, folgt ihm in seine Höhle, wo er auf kurze Zeit seine Bärenhaut ablegen kann, und lebt mit ihm. Endlich wird er von seinem eigenen Vater erlegt und Bera von der Stiefmutter gezwungen, einen Fetzen von seinem Fleisch zu essen, einen zweiten, der ihr in den Mund gesteckt wurde, spuckt sie wieder aus; darauf gebiert sie drei Söhne, der älteste ist thierisch und wild, der zweite ist milder, hat aber einen Hundskopf, der dritte ist ein vollkommener Mensch. — W. Scott, Minstrelsy of the Scottish Border. Edinburgh 1866. III. 33. Die Sage von dem schwedischen Bären, der Stammvater eines dänischen Königsgeschlechtes wurde s. Afzelius — Ungewitter II. 180. Die altdänische Ballade: Tolby-Bär, wo ein Königssohn dadurch zum Bären wird, daß ihm seine Stiefmutter ein Eisenband um den Hals legt, s. W. Grimm, altdänische Heldenlieder, Heidelberg 1811, p. 300.

[2]) Der Wolf in alten Wappen und Helmzeichen mag sich u. A. auf das Vermögen der Helden, sich in Wölfe zu verwandeln, beziehen. Grimm, d. M. 365.

[3]) Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser, Kjöbenhavn, 1856, II. p. 152 ff.

»»Meg er icke om dynn söleff-slaffuen knyff:
ieg tager langtt helder ditt unge lyff.««

»Myn kerre ulff, bid icke meg:
min silcke-tiend saa giffuer ieg deg.« —

»»Meg er icke om dynn silcke-tiend:
ieg komer snartt sieklenn y kirken ind.««

Endlich läßt sie der Wolf ziehen, schwört ihr aber, daß er sie finden werde, wenn sie mit dem neunten Kinde gehe. — Und so geschah's; in ihrer neunten Schwangerschaft ritt sie eines Tags zur Kirche, da stellte sich ihr im Rosenwald der alte Wolf entgegen. Sie flüchtete sich auf einen Lindenbaum, der Wolf aber grub des Baumes Wurzel aus. Andere Wölfe kamen ihm zu Hülfe und rissen der Frau den Leib an der Seite auf. Ihr Geschrei hörte Herr Peter, ihr Gemahl, in seinem Gehöfte und ritt ihr nach, so schnell als Vögel fliegen. Doch als er in den Rosenwald kam, da begegnete ihm ein Wolf mit einem Kind im Rachen. Von seiner Frau aber fand er nichts als die rechte Hand und den linken Fuß, als ein Seidenhemd und eine blutige Haube.

Hand fand icke vd-aff syn wene frw,
vden hyger hand och winster fuod.

Hand fand icke vd-aff syn wene wyff,
vden silcke-serk och blodig huyy.

Da stürzte sich Herr Peter vor Jammer in sein eigenes Schwert.[1])

---

[1]) In zwei neueren Copien der dänischen Ballade ist Klein-Christel noch nicht Herrn Peters Frau; der Grauwolf zerreißt sie gleich bei der ersten Begegnung; von ihrer Schwangerschaft ist nichts gesagt, aber der Vers:

Och der hand kom udi rosens-lund,
der möder hannem ulffuen med barnet i mund,

ist geblieben. Herr Peter findet von ihr in dem einen Lied nur die linke Hand, im andern eine goldene Locke und eine bleiche Wange. — Das Lied existiert auch in Schweden und wurde in der Waldgegend des nördlichen Westgothlands von Afzelius niedergeschrieben; die Liebenden sind Jungfrau und Jüngling, das Umwühlen des Baums hat sich erhalten, von einem Kind ist keine Rede. S. schwedische Volkslieder der Vorzeit, aus der Sammlung von Geyer und Afzelius, übertragen von Warrens, Leipzig 1857, p. 144. — Aehnlichkeit mit der Erzählung von Pyramus und Thisbe und einer holsteinischen Sage bei Müllenhoff, Sagen der Herzogthümer Schleswig-Holstein, Kiel 1845, p. 83: Steinkreuz.

Grundtvig hat diese Ballade Varulven (der Werwolf) überschrieben und mit Recht, denn auf ein Zauberwesen deutet außer der menschlichen Rede, welche ebensowohl der Thierfabel eigen ist, das Umwühlen des Lindenbaums und das Davontragen des ungeborenen, dem Mutterleib entrissenen Kindes. Ungeborenen Kindern nämlich wurde von Hexen, Räubern und Schatzgräbern begierig nachgetrachtet, da mit ihnen mancherlei Zauber zu treiben war. Die Finger solcher Kinder, glaubte man, brennen wie Kerzen und halten so alle Leute des Hauses im Schlaf;[1]) drei Herzen ungeborener Kinder verleihen ihrem Besitzer die Gabe, Alten obzusiegen, sich unsichtbar zu machen, große Reichthümer zu erwerben und allerlei Wunder zu thun. S. Reinhold Köhler, das Lied von der verkauften Müllerin, Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie, IV. p. 180 ff., wo mehrere hingerichtete Mörder aufgezählt werden, welche schwangere Weiber aufschnitten, um in den Besitz der unreifen Frucht zu gelangen.[2]) Zu bemerken ist noch, daß nach dem Glauben der Lappländer die Wölfe vom Geruch eingenommen besonders hochschwangeren Frauen nachstellen.[3])

Bis in die neuesten Zeiten hat sich der Werwolfglaube im Norden erhalten; besonders wird die Zauberkraft der Verwandlung den Finnen, Lappen und Russen zugeschrieben, so daß, als im letzten Krieg mit Rußland die Landeshauptmannschaft Calmar von Wölfen fast überschwemmt wurde, die Sage gieng, die Russen hätten die schwedischen Kriegsgefangenen in Wölfe verwandelt und sie heimgeschickt, um dem Land zur Plage zu werden. — Es wird auch von einem Soldaten im Calmarschen Regiment erzählt, er sei in einen Wolf verwandelt worden, sei über die Alandsinseln aus Finnland herübergekommen und dann nach Smaland gelaufen, wohin ihn die Sehnsucht getrieben, um seine Heimat und seine Frau und Kinder wieder zu sehen. Aber ein Jäger schoß ihn und brachte

[1]) Grimm, d. M. 1027.

[2]) Endter, Meister Frantzen nachrichters alhier in Nürnberg all sein richten am leben, sowohl seine leibsstraffen, so er verricht, alles hierin ordentlich beschrieben, aus seinem selbst eigenen Buch abgeschrieben worden. Nürnberg 1801 f. Jahr 1577 u. 1601.

[3]) Olaus Magnus, Historia de gentibus septentrionalibus. Romæ 1555, L. XVIII. c. 13. — Landen, Dialogi p. 175. — Man beachte auch, daß es das neunte Kind ist, das hier, wie in zahlreichen andern Sagen, dämonischen Mächten verfallen ist.

den getödteten Wolf nach dem Dorfe. Als die Haut abgezogen wurde, erkannte, so wird hinzugesetzt, die Frau das Hemd wieder, das sie ihrem Manne genäht hatte, als er zu Felde zog. — Als einst ein Bräutigam mit seinen Brautknechten durch den Wald ritt, wurde er und seine Begleiter von bösen Geistern in Werwölfe verwandelt. Mehrere Jahre verflossen, da ging die verlassene Braut einmal im Walde und rief im Kummer ihres Geliebten gedenkend laut dessen Namen. Da erschien er plötzlich in seiner Menschengestalt und stürzte in ihre Arme: „die Kraft des christlichen Taufnamens" hatte den Zauber gebrochen.[1] — Eigenthümlich ist der dänische Aberglaube, wonach eine Braut, die sich eines bestimmten Zaubers bedient, um leicht zu gebären, Knaben zur Welt bringt, die Werwölfe, Mädchen, die Nachtmahren werden.[2]

In Norwegen scheint der Ausdruck Werwolf verallgemeinert und auf jeden in Thiergestalt sich hüllenden Menschen angewandt worden zu sein. So wird in einer norwegischen Sage ein zum Bären gewordener Mensch varulf genannt.[3] Der Wolf repräsentiert hier somit das wilde Thier überhaupt.[4]

Die den Liefländern und Ehsten benachbarten Inselschweden auf Oesel, Dagö, Runö, Worms ꝛc. sprechen gleichfalls von Menschenwölfen, folkwargar, behaupten aber gewöhnlich, daß dergleichen hier wenigstens unter Schweden nicht vorkomme. Sie haben ein besonderes Wort für Werwölfin — wargkelng (Wolfweib, altn. kerling altes Weib).[5]

---

[1] Afzelius — Ungewitter II. 361 f. Wedderkop, Bilder aus dem Norden, Oldenburg 1844, II. 206. Menzels Literaturblatt 1845, Nr. 18, p. 71.

[2] Grimm, deutsche Mythologie 1050, Grimm erwähnt a. a. O. 1105 den deutschen Aberglauben, daß von sieben in einer Ehe hinter einander gebornen Mädchen eins ein Werwolf werden soll. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, Bd. I. p. 337.

[3] Faye, Norske-Folge-Saga, Christiania 1844, p. 78. — In Fornaldar sögur I. 50 wird Jemand durch Schlagen mit einem ülfhandska, einem Wolfshandschuh, in einen Bären verwandelt. Grimm, d. M. 1232. — In der Orvarodds-Saga nännt Gudmund von einem Eisbären und man vermuthet, daß dieß der Schutzgeist seines Bruders Odd gewesen sei, der einen ülfshuger, animum lupinum, gegen ihn trage. Erici Observationum Specimen, Hafniae 1769, p. 164.

[4] Dieser Ansicht ist auch Hanush, Wolfs Zeitschr. f. d. M. IV. 194.

[5] Eiboslke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö v. Rußwurm, Reval 1855, II. 204 ff.

Unter Neue wohnt ein solches Weib, sie wälzt sich am Boden und steht als Wolf wieder auf; dann fährt sie unter die Heerde, sucht sich ein fettes Schaf oder gutes Lamm aus und schleppt es nach Hause, wo sie es verzehrt. Auf dem Boden hat sie eine Menge Schaf- und Bocksfelle. Einst bemerkte ihr Bruder, der einige hundert Schritte von ihr entfernt wohnt, einen Wolf, der eben ein Schaf im Rachen hielt, gieng in's Haus, um seine Flinte zu holen, und suchte ihn, aber umsonst. Gleich nachher kam er zu seiner Schwester und sah, daß sie das geraubte Schaf todt in den Händen hatte. Er setzte ihr hart zu, bis sie endlich ihre Uebelthat gestand und versprach, es nicht wieder zu thun. — Auf Dagö soll ein Knabe sein, der sich jeden Sommer in einen Wolf verwandelt, und in Arensberg wurde vor einigen Jahren ein Weib vor dem Consistorio verklagt, weil es Monate lang in den Wäldern als Wolf herumlaufe. — In Reval gerieth ein Kaufmann beim Salzverkauf mit einem Bauern in Streit und wurde von diesem in einen Wolf verwandelt. Nach zwei Jahren gieng ein ehstnischer Bauer mit seiner Frau auf den Heuschlag zu mähen, und sie setzten sich Mittags zum Essen. Da erschien in der Nähe ein Wolf, der gar nicht böse, sondern sehr traurig aussah, sich langsam und demüthig näherte und lüstern nach den Speisen sah. Die Frau sagte: „Sieh, wie das Waldthier (mets-ellajas) so traurig uns ansieht! Gieb ihm doch ein Stück Brot!" Der Bauer steckte ein Stück Brot auf die Spitze seines Messers und reichte es dem Wolfe, der es gierig packte und zugleich mit dem Messer dem Bauern aus der Hand riß, worauf er sich eilig in den Wald entfernte. Dort fraß er das Brot und wurde auf der Stelle wieder zum Menschen, denn er war so verzaubert, daß ein Stück Brot, welches ihm ein Mensch aus Mitleid reiche, ihm die menschliche Gestalt wieder verschaffen sollte. Später erkannte er mit Hülfe des Messers seinen Wohlthäter und belohnte ihn reichlich. — Eine Hochzeitgesellschaft in Rucko (?) wurde auf dem Rückwege von der Kirche sammt und sonders wegen ihrer Sünden in Wölfe verwandelt; nur Kugeln mit silbernen Kreuzen konnten ihren Pelz durchbohren: nach Einigen wurden sie dadurch getödtet und man konnte noch an ihren Füßen die rothen Wadenstrümpfe (suck-lägjar) unterscheiden, nach Andern wurden sie dadurch wieder zu Menschen. — Bei einer ähn-

lichen Gelegenheit wurden nur Bräutigam und Braut verwandelt, und man erkannte den erstern nachher an einem weißen Ringe um den Hals, dem Halstuche. — Ein Gutsbesitzer in Ehstland gieng einmal zwei Treschern nach, die ihm Korn gestohlen hatten; da lief ein Wolf über den Weg, und einer der Diebe redet ihn an mit den Worten: „Wohin gehst du?“ Der Gutsherr, der den Redenden jetzt an der Stimme deutlich erkannte, gieng nach Hause und ließ ihn am andern Morgen vor sich kommen. Jener läugnete. Der Herr aber fragte: „Begegnete dir nicht gestern auf dem Wege ein Wolf? Was sagtest du zu ihm?“ — Erschreckt fiel der Dieb augenblicklich auf die Knie und gestand, verbreitete aber nachher das Gerücht, der Herr gehe Nachts als Werwolf um.

Merkwürdig ist die Sage, daß die Wölfe die natürlichen Feinde der Wiedergänger (der aus dem Grabe wiederkehrenden Todten) sind und sie zerreißen, wo sie dieselben nur finden.[1]) Erscheinen sie hier als Wächter der Unterwelt, welche die Rückkehr der Todten zu verhindern haben, oder liegt der Sage, wie Kußwurm vermuthet,[2]) eine dunkle Erinnerung an den Fenriswolf, der die Seelen verschlingt, oder an die Wölfe Odins zu Grunde?

Bei den Angelsachsen finden wir das Wort werewulf für den Teufel gebraucht; in Nro. 26 der Gesetze König Knuts heißt es: Thonne moton tha hyrdas beon swydhe wacore and geornlice clypigende, the widh thonne theodsceadhan folce sceolan scyldan, thaet syndon biscopas and maessepreostas, the godcunde heorda bewarian and bewerian sceolan mid wislican laran, thaet se wodfreca werewulf to swidhe ne slyte ne to fela ne abite of godcundre heorde.[3])

Auch im Altenglischen und Altschottischen begegnet uns der Werwolf da und dort in Gesellschaft thierischer Ungeheuer. Gervasius von Tilbury sagt in der schon beigezogenen Stelle: Vidimus frequenter in Anglia per lunationes homines in lupos mutari, quod hominum

[1]) Kußwurm, a. a. O. II. 201, 264.
[2]) Ebendas. 264.
[3]) Schmid, Gesetze der Angelsachsen, Leipzig 1832, Thl. I. p. 148.

genus gerulfos Galli nominant, Anglici vero werewlf dicunt. [1]) Im Philotus heißt es:

> Throw power I charge the of the Paip,
> Thow neyther girne, gowl, glowme, nor gaip,
> Lyke anker saidell, lyke unsell aip
> Lyke owle nor alrische elfe:
> Lyke fyrie dragon full of feir,
> Lyke warwolf, lyon, bull nor beir,
> Bot pass thow hence as thow come heir.
> In lykenes of thy selfe. [2])

ferner in Kennedie, Evergreen II. 61:

> Wod Werwouf, worm and scorpion venemous,
> Lucifer's laid, and foul feynds face infernal.

In Montgomerie, Watson's Collection III. 16:

> With warwolfis and wild cats thy weird be to wander,
> Dragleit through dirty dubs and dykes
> Tousled and tuggled with town tykes. [3])

In der schottischen Ballade Kempion zählt der Werwolf unter die zaubermächtigen Wesen:

> O was it warwolf in the wood?
> Or was it mermaid in the sea?
> Or was it man or vile woman,
> My ain true love, that misshaped thee? [4])

In dem altenglischen Gedicht Piers Ploughmans Crede ist folgende Stelle:

> Christ seyde hymself: »of swiche I you warne,«
> And false profetes in the feith he fulliche hem calde —
> In vestimentis ovium, — but only withinne
> They ben wilde werwolves, that wiln the folke robben. [5])

[1]) Otia Imperialia, herausgegeben von F. Liebrecht, Hannover 1856, p. 4.

[2]) Pinkerton, Scotish Poems, Reprinted, Lond. 1792, III. p. 46.

[3]) Jamieson, Etymological Dictionary of the Scotish language, Edinb. 1841, II. v. warwolf.

[4]) W. Scott, Minstrelsy of the Scottish Border, Edinb. 1806, III. p. 29.

[5]) The Vision and Creed of Piers Ploughman, ed. by Th. Wright. Lond. 1856, II. p. 178.

Von den Schicksalen eines verzauberten Werwolfs handelt ein großes, aus dem Französischen übertragenes, altenglisches Gedicht: William and the Werwolf, das ich seiner Unzugänglichkeit halber eingehender analysieren will. Es findet sich in einem Ms. der Bibliothek des Kings College in Cambridge; Hartshorne gab ein Stück davon in seinen Ancient metrical tales, London 1829. 8. p. 256—87, aber in einer sehr nachlässigen Abschrift. Eine treffliche Ausgabe veranstaltete Sir Frederick Madden unter dem Titel: The ancient English Romance of William and the Werwolf, edited with an introduction and glossary by Fr. Madden, Lond. 1832. 4. Roxburghe Cub. [1]) — Die Person des Verfassers ist unbekannt; doch haben wir von ihm selbst die Angabe, daß das Gedicht auf Befehl Humphreys von Bohun, Grafen von Hereford († 1361), aus dem Französischen übertragen wurde. [2]) Der Inhalt ist folgender: Der König Ebron von Sicilien hatte von seiner Gemahlin Felice, der Tochter des griechischen Kaisers, einen Sohn, der Wilhelm getauft wurde. Zwei kluge Frauen, Gloriante und Esglantine, wachten über seine Erziehung. Des Königs Bruder jedoch, der sich durch des Kindes Geburt den Weg zur Thronfolge versperrt sah, gewann die beiden Frauen und verabredete mit ihnen, den König mit seinem jungen Sohn um's Leben zu bringen. Da wurde aber eines Tages das Kind von einem Wolfe geraubt, der mit ihm über's Meer schwamm und in einem Wald bei Rom seinen Wohnsitz nahm. Weit entfernt, den Knaben zu verletzen, pflegte er ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit. Denn dieser

[1]) Angeführt wird das Gedicht in Warton, History of English Poetry, London 1840. I. p. 38 Note. — Ben Weber, Metric Romances, Edinb. 1810, I. LXVIII. — Jacob Bryant citiert es in seinen Observations, Lond. 1781 p. 14, jedoch mit sehr geringem Verständniß.

[2]) Das Original ist ein altfranzösisches Gedicht (nach Madden aus dem 12. Jahrhundert): Le Roman de Guillaume de Palerne, von dem noch eine Copie in der Bibliothèque de l'Arsenal zu Paris erhalten ist. Im 16. Jahrhundert erschienen mehrere Ausgaben der Geschichte in französischer Prosa. Eine derselben befindet sich im British Museum zu London und hat folgenden Titel: L'Histoire du noble preux et vaillant Chevalier Guillaume de Palerne et de la belle Melior; lequel Guillaume de Palerne fut fils du Roy de Cecille et par fortune et merveilleuse adventure deuint vacher. Et finalement fut Empereur de Rome sous la conduicte d'un Loup garou fils au Roy d'Espaigne. Rouen, 4. — ohne Jahrezahl.

Wolf war ein Werwolf, der Sohn des Königs von Spanien, den seine Stiefmutter, die Königstochter von Portugal, durch Zauberkünste in diese wilde Gestalt verwandelt hatte und der die Absichten der Verschworenen durchschauend das Kind durch Entführung zu retten sich entschlossen hatte. Als er einst der Höhle fern war, fand ein Kuhhirt das Kind und brachte es seiner Frau nach Hause, die es mitleidig aufnahm. Dort wuchs der Knabe heran, beständig von dem Wolfe überwacht, bis einmal der Kaiser in jener Gegend jagte, den Knaben bei der Heerde sah und ihn betroffen von seiner Schönheit mit in sein Schloß nahm, wo derselbe Spielgenosse der lieblichen Prinzessin Melior wurde. Aus der Kinderfreundschaft erwuchs mit den Jahren heimlich sehnsüchtige Liebe, welche dem jungen Paar nach langen Seelenkämpfen des höchsten Glückes Vollgenügen schenkte. Da kam plötzlich eine Werbung vom Kaiser von Griechenland, der für seinen Sohn die schöne Melior begehrte. Freudig gab der römische Kaiser seine Zustimmung, und die Hochzeit wurde auf Mittsommer festgesetzt. Die Liebenden waren in schlimmer Herzensnoth, aber sie gelobten sich, nicht von einander zu weichen, und am Vorabend vor dem Hochzeitfest, da der griechische Kaiser mit seinem Sohne bereits angelangt war, beschlossen sie zu entfliehen. Die Zofe und Vertraute des Fräuleins, Alexandrine, kam nach langer Berathung auf den Einfall, die Beiden in die Felle zweier weißen Bären zu nähen. In dieser Verkleidung entkamen sie durch den Garten, von Niemand bemerkt außer einem spät lustwandelnden Griechen, der aber entsetzt vor den Ungethümen davonlief; so gewannen sie den Wald und schritten darin aufrecht die ganze Nacht weiter; als der Tag graute, legten sie sich im Dickicht zur Ruhe und entschliefen, eins in des andern Armen. In Rom aber entstand ein gewaltiger Tumult, als die Flucht der Beiden ruchbar wurde, und der Kaiser ließ im ganzen Land den Befehl verkünden, auf die weißen Bären Jagd zu machen. Diese fühlten unterdessen großen Hunger und waren rathlos, wie sie sich Nahrung verschaffen sollten. Da erschien Wilhelms alter Beschützer, der Werwolf, brachte ihnen Speis und Trank aller Art und geleitete sie auf ihrer mühseligen Wanderung. [1]) Oft waren dieselben in Gefahr, den Jägern

[1]) Dieß erinnert an die helfenden Thiere im Märchen. In dem schönen walachi-

in die Hände zu fallen; aber der Werwolf wußte jedesmal die Verfolgung von ihnen auf sich abzuwenden. Da die Bärenfelle ihnen zu wenig Schutz gewährten, hüllten sie sich in die Häute eines Hirsches und einer Hindin, kamen mit des Werwolfs Hülfe zu Schiffe über das Meer und erreichten Sicilien. Dort war eben Krieg und große Betrübniß; überall, wo sie hinkamen, fanden sie verödete Felder und verbrannte Dörfer. Der König von Spanien war in's Land gefallen, weil Florence, die Tochter der Königin von Palermo, die Werbung seines Sohnes ausgeschlagen hatte. Die Liebenden wurden von der Königin, welche durch einen Traum ihre Ankunft erfahren hatte, freundlich aufgenommen. Wilhelm ordnete ihre Ritter, schlug alle gegen ihn ausgesandten Heere der Spanier und brachte den König selbst mit seinem Sohne gefangen auf's Schloß, wo sie von der überglücklichen Königin mit Auszeichnung behandelt wurden. Als aber der Werwolf, der täglich unbehindert auf's Schloß kam, den König von Spanien erblickte, eilte er mit Liebkosungen auf ihn zu und bezeugte eine außerordentliche Freude, daß Alle sich verwunderten. Der König wurde nachdenklich und erzählte, daß ihm einst sein Erstgeborner durch Verwandlung in einen Wolf entrissen worden sei, und daß er seine zweite Gemahlin im Verdacht der Zauberei habe. Wilhelm veranlaßte ihn, dieselbe herbeiholen zu lassen. Als der Wolf sie erblickte, war er vor Wuth kaum zu bändigen. Die Königin gestand ihre Schuld und erbot sich, den Prinzen wieder zu entzaubern. Sie gieng mit ihm allein in ein Gemach, band ihm einen zauberzerstörenden Ring an einem rothen Seidenfaden um den Hals und las aus einem Buche mächtige Sprüche; — die Wolfshaut

---

schen Märchen: Das goldene Meermädchen hilft der Wolf (Schott, walachische Märchen, Stuttg. und Tüb. 1845, p. 255 ff.); ganz ähnlich ist das russische Märchen vom fliegenden Wolf, Dietrich, russische Volksmärchen, Leipz. 1831, Nr. 1. Sonst ist bei den Walachen das redende hülfreiche Thier vorzugsweise das Roß, Schott a. a. O. p. 171: Die Kaisertochter und das Füllen und Nr. 184: Juliana Koffeschana. In der Bukowina ist es der krumme Wolf, Wolf Zeitschr. f. deutsche Mythol. II. 389. S. auch Straparola, Piacevoli notti Nr. III. f. 3. Im deutschen Märchen vom goldenen Vogel (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Gött. 1857, Nr. 57) hilft der Fuchs, ebenso in dem niederländischen Roman van Walewein von Perzinne, Geschiedenis der middennederlandsche Dichtkunst v. Jonckbloet, Amsterdam 1851, II. p. 79 ff. Pfeiffers Germania, Stuttg. 1856, I. p. 489 u. f. w.

fiel ab, und Prinz Alphons ſtand nackt in jugendlicher Mannheit vor ihr. Wilhelm eilte mit den Frauen herbei; der Prinz wurde prächtig bekleidet und ſeinem glücklichen Vater zugeführt. Um das Maß der Freude voll zu machen, eröffnete Alphons der Königin von Palermo, daß Wilhelm ihr Sohn ſei, den er in Wolfsgeſtalt geraubt habe, um ihn vor den Nachſtellungen ſeines Oheims und der beiden Wärterinnen zu ſchützen. Das Gedicht ſchließt unter dem Freudenlärm eines dreifachen Hochzeitfeſtes. Später wurde Wilhelm Kaiſer von Rom und der entzauberte Werwolf König von Spanien.

In alt- und mittelniederländiſchen Quellen kommt das Wort werewalf nicht vor; die Sage hat ſich jedoch bis in unſere Zeiten erhalten. Von der Hinrichtung zweier Werwölfe in Lüttich i. J. 1610 wird berichtet, dieſelben hätten eingeſtandenermaßen in Wolfsgeſtalt beſonders viele Kinder getödtet; bei ihnen war ein Knabe, der ſich in einen Raben verwandelte, ſo oft ſie den Raub zerfleiſchten. [1]) Hier haben wir die beiden Lieblingsthiere Wodans in Gemeinſchaft.

In Lanſens Blämiſchen Sagen und Gebräuchen [2]) wird von einem Schäfer erzählt, der vom Teufel ein Wolfsfell bekommen hatte mit der Verpflichtung, Nachts als Werwolf umherzuſchweifen und die Leute zu erſchrecken. Bald wurde er jedoch des nächtlichen Umgehens müde; es gab aber nur ein Mittel, die Haut los zu werden, und das war, ſie zu verbrennen; dabei ſollte der Eigenthümer die Feuerpein fühlen, als ob er das brennende Fell am Leibe hätte. Sein Dienſtherr ſandte ihn nun eines Tages nach der Stadt Ypern, und als er dachte, der Schäfer werde dort angekommen ſein, zog er das Wolfsfell aus dem hohlen Weidenbaum, wo es verſteckt lag, und warf es in ſeinen brennenden Ofen. Im ſelben Augenblick begann der Schäfer Brandqualen zu fühlen und lief heulend wieder nach Hauſe; dort kam er eben an, als das Fell völlig verbrannt war, und nun war auch ſeine Pein zu Ende; hy was zootanig verblyd

[1]) Nic. Remigii Dämonolatria, Francof. 1598, p. 263. Geckel, Tractatus Polyhistoricus, Frankf. und Leipz. 1717. — Lauben, Dialogi p. 24. — Tobenecf, des deutſchen Mittelalters Volksglauben, Berlin 1815, II. 175. Grimm, deutſche Sagen, I. p. 294.

[2]) Wolf, Zeitſchr. f. d. M. III. 170.

dat hy van zyn vel verlost was, dat hy zijnen meester wel duizendmael bedankte, zoo veel te meer dat hy met den duivel geene affairens meer had en bij nachte gerust mogt slapen. — Eine ähnliche Geſchichte erzählt Wolf, Niederländiſche Sagen, Leipz. 1843, Nr. 503: Der Knecht wird von Deel nach St. Nikolas (fünf Meilen) geſchickt, der Pächter zieht das Fell aus einem Holzhaufen und wirft es in den Ofen; da wird der Knecht plötzlich in die Kammer verſetzt und heult vor dem Ofen, bis ſein Fell zu Pulver gebrannt iſt, dann iſt er erlöst. — Weitere Sagen erzählen von einem Jungen, der mit der Sichel einem Wolf die Pfote abhieb, die zur Menſchenhand wurde; am andern Tag hörte man, daß einem alten Weib, die ſchon längſt in böſem Ruf ſtand, eine Hand abgehauen ſei; [1]) — von einem Mann, der einen Wolf mit einem Pfeil in die Seite ſchoß, worauf der Knecht des Bürgermeiſters mit einem Schuß in der Seite bettlägerig wurde und ſterbend bekannte, der Wolf geweſen zu ſein. [2]) — Von einem Jäger, der einem Wolf mehrere Stiche in den Bauch verſetzte und ſeiner Blutſpur folgend zum Walde hinaus in eine kleine Hütte kam, wo eine Frau eben beſchäftigt war, ihrem Mann eine ſchwere Seitenwunde zu verbinden; der Mann wurde eingezogen und geſtand auf der Folter, daß er ſich mittelſt einer Salbe oftmals zum Wolf gemacht habe; er wurde hingerichtet. [3]) — Ein Flachshechler kam mit ſeinem Knecht auf einen Hof und bat den Pachter, Nachts die Thüre nur angelehnt zu laſſen, damit ſein Knecht, der zwar ein guter Arbeiter, aber ein Werwolf ſei, aus- und einkönne. Die andern Knechte und Mägde jedoch hielten das Thor zwei Nächte verſchloſſen; in der dritten wurde der Hechelknecht von großer Unruhe befallen und ſagte, man müſſe das Thor öffnen; die andern aber lachten ihn aus, da rief er um elf Uhr: „Wenn ihr mir nicht öffnet, ſo banne ich euch den Teufel in den Leib!“ Doch das Thor blieb verſchloſſen; nun lief der Knecht aus der Kammer auf den Boden, wo er ſchlief, und als die Anderen ſpäter nach

[1]) Wolf, niederländiſche Sagen Nr. 242.

[2]) Wolf a. a. O. Nr. 243.

[3]) Leonard Vair, Trois livres des charmes, sorcelages ou enchantements, Paris 1583. 8. p. 387. Wolf, niederländiſche Sagen Nr. 501. Die Geſchichte ſtand auf einem Pergament, das an der Jakobinerkirche einer Stadt in Burgund angeſchlagen war.

ihm sahen, fanden sie, daß er sich an den Leintüchern durchs Fenster heruntergelassen hatte. Er kam auch nicht wieder. Aber in der folgenden Nacht rasselte es schrecklich um den Hof herum, und man fand im feuchten Boden Spuren wie von einem großen Hunde. Am zweiten Abend klopfte es an ein Fenster im ersten Stock und der Pachter sah einen Wolf so groß wie das größte Pferd, der mit den Vorderfüßen auf dem Fenster stand. Seitdem hörte man nichts mehr von dem Werwolf, aber den Hof traf Unglück über Unglück. [1])

In Deutschland selbst fehlen uns ältere Quellen für unsere Sage. Grimm [2]) findet das Wort zuerst bei Burkhard von Worms (um's Jahr 1000); dort heißt es von den Parcen (Nornen), daß man glaube, sie können einen Menschen bei der Geburt designare ad hoc quod velint, ut quandocunque homo ille voluerit in lupum transformari possit, quod vulgaris stultitia werwolf vocat, aut in aliam aliquam figuram. [3]) Geiler von Kaisersberg erwähnt den Werwolf in seiner Emeis: Am dritten Sonntag der Fasten Occuli predigt der Doctor von den werwölffen. „Was wiltu vns von den werwölffen sagen? seind also werwölf, dy in die dörffer lauffen vnd kind vnd menschen essen, als man etwan daruon sagt, das sie also mit verhengtem zaum die menschen schedigen vnd heissen berwölff oder werwölff? Du weist mee daruon den ich" u. s. w. [4]) — Der Sache selbst gedenkt schon Bonifacius in einem Taufsermon, wo er verbietet Veneficia, Incantationes et Sortilegos exquirere, Strigas et fictos lupos credere. [5])

Im fünfzehnten Jahrhundert erhob sich ein großer Streit über die Wirklichkeit der Verwandlungssage und dauerte durch die nächsten zwei

---

[1]) Wolf, Niederländische Sagen Nr. 502.

[2]) Deutsche Mythol. 1048, goth. vairavulfs? bei mittelhochdeutschen Dichtern kein wêrwolf.

[3]) Ed. Coloniae, 1548, p. 198. Mannhardt, germanische Mythen, Berlin 1858, p. 631.

[4]) Vom Werwolf der alten Sage ist hier jedoch nicht die Rede. S. Stöber, zur Geschichte des Volksaberglaubens im 16. Jahrhundert. Basel 1856, p. 31.

[5]) S. Falkenstein, Antiquitates et Memorabilia Nordgaviae veteris, nordgauische Alterthümer, Schwabach 1734, fol. T. I. p. 243. — Grimm, d. M. p. 1048.

Jahrhunderte eifrig fort. Wir finden hier den Werwolf in Gesellschaft der Hexen; doch kam er in Deutschland wenig vor Gericht.[1]) Und dennoch ist der Wolf vorzugsweise das Thier, in welches zauberkundige Männer sich verwandeln; aber die Zauberfrauen überwogen an Zahl und obgleich wir im Gegensatz zum Alterthum auch weibliche Werwölfe haben, wählt die Hexe doch lieber ein anderes Thier für ihre Verwandlung, vorzüglich die Katze. Diese ist Frevjas heiliges Thier, der großen Herrnmutter. Die Sagen von diesen Katzenverwandlungen sind den Werwolfssagen völlig analog;[2]) ich will der Vergleichung halber eine Anzahl vorführen:

Einer Frau stiehlt eine Katze die Kuchen aus der Pfanne; die Frau wirft ein Messer über das Thier und ihre Nachbarin steht splitternackt vor ihr und bittet sie, das Messer noch einmal über sie zu werfen, dann wollte sie die Kuchen zurückgeben. Die Frau thut dieß und sofort springt jene wieder als Katze davon.[3]) — In einer Mühle war es nicht geheuer, so daß es kein Mahlknecht aushalten konnte und der Müller in Noth kam. Da meldete sich ein neuer Knecht, der den Spuck auszutreiben gewillt war; dieser stellte eine Axt an sein Bette; um zwölf Uhr sprang eine große Katze durch die Thüre und auf ihn los, er hieb ihr mit der Axt eine Pfote ab. Am Morgen lag ein blutender Frauenarm mit einem goldenen Ring am Boden. Darauf wurde Schwanwitt, die Nachbarin, mit abgehauenem Arm im Bette gefunden und als Hexe verbrannt.[4]) —

[1]) Hauber, Bibliotheca, Acta et Scripta Magica 29. Stück, p. 285. „Da sonsten dergleichen Wölffe in den Hexenprocessen sehr rar sind, und unter hundert Männern, welche als Zauberer verurtheilt worden, kaum drei oder vier gefunden worden, die bekannt haben, oder auch nur beschuldigt worden sind, daß sie Wahr-Wölffe gewesen seyn."

[2]) Nur ist bei der Verwandlung der Katzen nie vom Ueberwerfen eines Hemdes oder Gürtels die Rede.

[3]) Nodnagels hessische Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. M. I. p. 247.

[4]) Wolf, Zeitschr. f. d. M. I. 397. S. Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Leipz. 1848, Nr. 225: Die Katzenmühlen; hier werden die Knechte von einer Katze erwürgt, bis ihr ein flinker Knecht die Pfote abschlägt, da erkennt man des Müllers eigene Frau. Aehnlich Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein, Kiel 1845, p. 227. Kuhn, Märkische Sagen, Berlin 1843, Nr. 134. Woll, Hessische Sagen, Nr. 109. Schmitz, Sagen des Eifellandes II. 46. Colshorn, Märchen und Sagen, Nr. 9. Seifert, Sagen

Ein Bergmann von Zellerfeld im Harz wurde, wenn er Nachts zur Grube gieng, von Katzen umschmeichelt und angebettelt; als sie ihm endlich zu unverschämt wurden, nahm er einen mit spitzen Nägeln beschlagenen Steck und traf eine der Katzen auf den Kopf. Auf ihr Geschrei liefen Schaaren anderer Katzen herbei, und man fand den Bergmann am andern Tag zerfleischt und zerrissen auf dem Kreuzweg liegen. Nach dem zeigte sich's, daß dieß lauter Heren gewesen, und eine mußte sich vom Chirurgen verbinden lassen, denn sie hatte den Kopf voll kleiner Nagellöcher. [1]) — Die Heren von Klausthal ziehen als Katzen auf den Brocken. [2]) — Heren als Katzen trinken einem Bauern bei Nacht sein Bier aus; er erkennt sie durch Verbrühen, darunter auch seine Frau. [3]) — Auf dem Neuenhof bei Gelnhaar wurden vier Gesellen beim Branntweinbrennen von zwölf Katzen besucht, die sich in einer Reihe auf eine Bank setzten. Sie wurden geduldet und kamen öfter. Da hörte aber einmal einer der Gesellen, während die andern schliefen, wie die Katzen mit Menschenstimmen sich verabredeten, die vier Bursche umzubringen. Als sie am folgenden Abend wiederkamen, wurden sie von den Gesellen mit kochendem Wasser verbrüht, und am andern Tag lagen zwölf Weiber aus der Nachbarschaft übel verbrannt zu Bette. [4]) — Ein Mann im Bisthum Straßburg wurde von großen Katzen angefallen und hatte viele Mühe, sich ihrer mit Arthieben zu erwehren. Gleich darauf wurde er verhaftet und vor den ergrimmten Richter geführt, der ihn beschuldigte, „drei fürnehme und ehrliche Matronen in der Stadt" übel verwundet und beschädigt zu haben. Er betheuerte seine Unschuld und erzählte, was ihm mit den Katzen begegnet war. „Da sewnd die andern beysitzenden Herrn gleich erstarret" und haben ihn gebeten, die Sache geheim zu halten, damit diese ehrlichen Matronen nicht

---

aus Stadt und Stift Hildesheim, p. 190 ff. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, Nr. 18. Pröhle, Unterharzische Sagen, Nr. 338. Wolf, Deutsche Sagen, Nr. 148, 149 u. f. w. Weitere Erzählungen von abgehauenen Katzenpfoten Pröhle, Harzsagen, p. 235.

[1]) Pröhle, Harzsagen, Leipz. 1854, p. 100.

[2]) A. a. O., p. 101.

[3]) Kuhn, Norddeutsche S., Nr. 321.

[4]) Wolf, Hessische Sagen, Nr. 110.

„rüchtbar“ gemacht würden. [1]) — Der Nachtwächter von Hildesheim wurde einmal von redenden Katzen angefallen, und es wäre ihm schlimm ergangen, wenn es nicht eben ein Uhr geschlagen hätte. [2]) — Ein Bursche wurde, so oft er Nachts zu seinem Schatz gieng, von einer schwarzen Katze beunruhigt; er nahm einmal einen Kameraden mit, und dieser warf sein Messer über das Thier, da lag ein Mädchen vom Dorfe nackt am Boden, das den Burschen lange geliebt hatte und ihm eifersüchtig auf Tritt und Schritt gefolgt war. [3]) — Ein Knecht pflügte, da kamen zwei Katzen zu ihm heran, deren jede sich an ihn zu schmiegen und die andere zu verdrängen suchte; darüber war des Beißens unter ihnen kein Ende. Der Knecht verwundete endlich eine mit seinem Stäker am Fuß, und plötzlich stand eine seiner Geliebten vor ihm, am Fuße blutend. „So, Greet, bist Du dat!“ sagte der Knecht, „ga man, ik näm dy nich.“ — „Ja,“ sagte Greet, „de ander, dat weer Trien, de keem goet weg.“ Da mied der Knecht von da an beide Mädchen. [4]) — Heren helfen einer Magd in Katzengestalt waschen, diese sagt von Zeit zu Zeit zur größten: „Mohrle, nur sauber!“ [5]) — Heren quälen Nachts die Pferde in Katzengestalt, [6]) melken die Kühe, [7]) tanzen im Keller, [8]) reiten auf Katzenschwänzen [9]) u. s. w.

Auch der Alp erscheint in Katzengestalt. So lebte in einem Dorfe unfern Riesenburg in Ostpreußen ein Mädchen, das sich, ohne selbst davon zu wissen, nächtlich in eine schwarze Katze verwandelte. Am Morgen fühlte sie sich ermattet wie nach einem schweren Traum. In ihrer Ver-

---

[1]) Malleus Maleficarum II., qu. I., c. 9. — Remigius Daemonolatria, Hamb. 1693, Thl. II. Wunderseltzame Historien, p. 292. Wolf, Deutsche S., Nr. 351.

[2]) Seifert, Sagen aus Hildesheim, p. 46.

[3]) Wolf, Hessische Sagen, Nr. 108.

[4]) Müllenhoff, S. aus Schleswig-Holstein, p. 566.

[5]) Baader, Volkssagen aus Baden, Nr. 204.

[6]) Schambach-Müller, Niedersächs. S., p. 180.

[7]) Baader, Volksf., Nr. 223.

[8]) Colshorn, Nr. 88. Schweine sind ihre Reitthiere.

[9]) Müllenhoff, p. 216. — Weitere Sagen von Hexen als Katzen s. Wolf, Hess. S., Nr. 111, 112. Müllenhoff, p. 228. Wolf, Niederländ. S., Nr. 390—96. Baader, Volksf., Nr. 331. Müller, Siebenbürgische Sagen, Nr. 144. Tettau-Temme, Volksf. Ostpreußens, p. 273; u. A. S. Grimm, D. M. 1051.

wandlung aber mußte sie zu ihrem Verlobten, um ihn zu kratzen und zu peinigen. Einst ergriff er die Katze und band sie in einen Sack; darin fand er am andern Tag seine nackte Braut. Der Pfarrer des Orts heilte sie. [1]) — Ein Schreiner in Bühl wird vom Alp geplagt und sieht ihn einmal um Mitternacht als Katze zu einem Loch hereinschlüpfen; schnell verstopft er dieses und nagelt die Katze mit einer Pfote an den Boden. Am andern Morgen fand er ein schönes nacktes Weib mit angenagelter Hand, das ihm so wohl gefiel, daß er es heirathete und drei Kinder mit ihm zeugte. Als er aber einmal das verstopfte Loch öffnete, wurde sie wieder zur Katze, schlüpfte hinaus und kam nicht wieder. [2]) — Außerdem erscheinen die Hexen in den mannichfaltigsten und mitunter absonderlichsten Verwandlungen: Hexe als Schwein, welcher von ihrem diabolischen Herrn befohlen war, ihr eigenes Enkelchen zu fressen. [3]) — Hexe als Hase: ein Jäger aus Oestinghausen in Westfalen zielte eines Tages nach einem ungewöhnlich großen Hasen, als sich dieser plötzlich auf die Hinterbeine stellte und sagte: „Wo sin de annern Jeagers?“ [4]) — Ein Jäger fragt einen Jungen, der im Feld arbeitet, ob er ihm keinen Hasen zeigen könne; der Junge läßt sich ein Butterbrod geben und bezeichnet dem Jäger ein Rauchfutterstück, worin ein Hase liege. Als der Jäger aber auf diesen anlegt, ruft der Junge: „Bestemöme, laupet!“ (Großmutter, lauft!) und der Jäger scheut sich loszudrücken. [5]) — Diese Hasen tragen auch wohl einen „dreitimpigen hôt“ auf dem Kopf [6]) und sind häufig dreibeinig, [7]) sie halten auch Tänze; [8]) nur mit ererbtem Silber können sie getroffen

[1]) Tettau-Temme, Ostpreußen p. 274.

[2]) Baader, Volksf. Nr. 136. S. auch Kuhn-Schwartz, Norddeutsche S. p. 91: Hier kommt sie jedoch jeden Sonntag zurück, um die Kinder anzukleiden.

[3]) Meier, Schwäbische S. I., Nr. 197: Hier stößt Sie der eigene Sohn ein glühendes Eisen in den Hals. — Wolf, Hessische Sagen Nr. 107: Hier wird ihr eine Hand abgehauen. — Baader, Volksf. aus Baden Nr. 75: Hier wird sie geschlagen, daß sie darnach stirbt. — S. ferner, Meier, a. a. O. Nr. 205.

[4]) Kuhn, Westfälische S. p. 30. Wolf, Niederl. S. Nr. 387.

[5]) Kuhn, Westfäl. S. p. 31.

[6]) A. a. O. p. 30.

[7]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche S. p. 25, 412.

[8]) A. a. O. p. 90, 306: hier werden sie von einem Jungen verscheucht, und einer läßt einen silbernen Becher zurück.

werden.[1]) — Here als Fuchs flieht, von Erbsilber verwundet, in einen Backofen.[2]) — Here als Gans, von einem Nachtwächter in Hildesheim auf der Kirchhofmauer gefunden und mit großer Mühe, weil sie von Schritt zu Schritt schwerer wurde, nach Hause getragen.[3]) — Ein zauberkundiger Jäger schießt nach einer Wildgans und findet darauf im Gebüsch eine nackte ihm wohlbekannte Frau; er wirft ihr sein Taschentuch zur Bedeckung zu und läßt ihr auf ihre Bitten Kleider vom Dorfe holen.[4]) — Here als Pferd wird erstochen,[5]) wird erkannt und beschlagen.[6]) Hieher gehört die vielverbreitete Sage von der Frau, welche jeden ihrer Knechte durch Ueberwerfen eines Zaums in ein Pferd verwandelt und auf den Hexensabbath reitet, zuletzt aber doch von einem überlistet, selber in ein Roß verwandelt und mit glühenden Eisen beschlagen wird.[7]) — So

---

[1]) Müllenhoff p. 229. Thiele, Danmarks Folkes. II., 103. — Ein Jäger sieht zwei Tage im Wald des Schloßbergs bei Freiburg einen Hasen, der ihn spottend anblickt, sobald er nach ihm schießt; da läßt er sein Gewehr mit geweihtem Pulver und trifft den Hasen. Wie er näher tritt, findet er ein Portiunkulaweibchen auf dem Kopfe stehend, das eine blutende Schußwunde in der Brust hat, und als er es berührt, todt zu Boden fällt. Baader, Volksf. Nr. 62. Ebenso Baader, Neugesammelte Volksf. aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1859, Nr. 42.

[2]) Müllenhoff p. 230.

[3]) Schambach-Müller, Niederf. S. p. 181. Aehnlich Baader, Neugesammelte Volksf. Nr. 150. Meier, Schwäb. S. Nr. 205. Harrys, Niederf. S. I., 29. S. auch Grimm, D. M. 1054.

[4]) Baader, Volksf. Nr. 117.

[5]) Müllenhoff p. 226.

[6]) Meier, Schwäb. S. Nr. 215.

[7]) Baader in Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrg. 1839, Spalte 180; Volksf. Nr. 69, 336. — Müllenhoff p. 226. — Müller, Siebenb. S. Nr. 148. Wolf, Deutsche S. Nr. 141. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 389 und p. 702. Thiele, Danm. Folkes. II., 101, 284. — Wegen des Zauberzaums vergleiche den gandreidhs beitsli, den Wolfrittszaum, aus der Kopfhaut einer Leiche geschnitten, in den Isländischen Sagen von Maurer p. 101. Einen solchen Zaum hat auch Johannes Semeka, genannt Teutonicus, s. Widmann zu Faust 2, 21; Scheible's Kloster II., 628; Tünzer ebenda 5, 160, Anm. 131; ferner in der Sage von Kledno, einem bretonischen Fürsten, Villemarqué, Les Romans de la Table Ronde, Paris 1860, p. 417. S. die Besprechung der Isländischen Sagen von Maurer in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von F. Liebrecht, 1861, 11. Stück, p. 425 ff.

läßt auch der Teufel in Heilbronn eine Here in Roßgestalt beschlagen.[1] Der Teufel erscheint selber als Pferd.[2] — Here als Löwe in Aschaffenburg; die Leichenfrau stößt dem Thier das geweihte Kreuz in den Rachen, da wird es zu einem nackten alten Weib, das auf allen Vieren läuft und hinten statt des Schweifs einen Kochlöffel hat.[3] — Here als schwarzes Huhn,[4] als Kröte;[5] ferner als Wirbelwind: Zwei Mädchen grasen auf einem Feld bei Kleinsteinbach, als plötzlich ein Wirbelwind entsteht. Die eine wirft ihren linken Schuh hinein, da steht eine Frau aus dem Dorfe vor ihnen.[6] — Ein Jäger schießt mit einer geweihten Kugel in ein Gewitter, da fällt ein nacktes Weibsbild todt zur Erde.[7] — Von den Heren in Tonfum auf Föhr erzählt Müllenhoff,[8] daß sie Flügel an den Schultern haben, sie verwandeln sich in Schwäne und Adler. Ein Mann schoß nach einem wunderschönen Vogel, und dieser ward ein Weib. Bei einem Wasser in der Nähe von Tonfum kam ein Brautpaar vorbei, auf dem Wasser segelten Schwäne; da sprach die Braut: „Ich will einen Augenblick zu den Schwänen gehen," und sie gieng hin und fand ihre Schwestern, das waren die Schwäne. Da ward auch sie zum Schwan und ließ ihren Bräutigam allein (Erinnerung an die alten Schwanjungfraun). Oft verwandeln sich die Heren in Salhunde und verfolgen die Schiffer; Heren als Sturzwellen,[9] als Wasserhosen,[10]

[1] Baader, Volksl. Nr. 294. S. die tiroler Sage aus Ulten, wo der Teufel eine ausgelassene Dirne entführt und beim Schmied beschlagen läßt. Wolf, Zeitschr. f. d. M. II., p. 180. Eine Pfaffenmagd, so in ihren Sünden beharret, bis in tod, so wirdt sie des Teuffels Pferdt und darf man für sie nicht bitten. Fr. Pfeiffer, der alten Weiber Philosophey. Wolf's Zeitschr. III., 314.

[2] Grimm, D. M. 946.

[3] Baader, Neugesammelte Volksl. Nr. 152.

[4] Müller, Siebenb. S. Nr. 139.

[5] A. a. O. Nr. 143.

[6] Baader, Volksl. Nr. 297. Meier, Schwäb. S. N. 286. Windsbraut. — Müller, Siebenb. S. Nr. 141.

[7] Baader, Volksl. Nr. 337.

[8] p. 211 f.

[9] A. a. O. p. 224.

[10] A. a. O. p. 225.

als blankschimmernde Hunde.[1]) Die Hexen in Siebenbürgen erscheinen besonders Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr als rauschender Wind, als schwarze Katze, zuweilen mit einem Pfennig im Mund, als Henne, als schwarzer Hund, als Gans, Natter, Fuchsbalg, als Weibsbild ohne Kopfbedeckung mit abgeflochtenen Zöpfen, schwarzem Gewand und schwarzem Gürtel; die Hexe fliegt als Fliege den Leuten in den Mund und bindet ihnen die Zunge, kommt als Kröte so dick wie eine Katze durch's Rauchloch[2]) u. s. w.

Kehren wir nun zur Werwolfsage zurück. Johannes Tritthemius erzählt in seinem Chronicon Monasterii Hirsgauensis von einem Juden Bajanus Simeonis filius, der um's Jahr 970 gelebt und die Gabe gehabt habe, sich unsichtbar zu machen und sich in einen Wolf zu verwandeln.[3]) — Einer der wenigen gerichtlich bestraften Werwölfe war ein gewisser Peter Stump aus Bedburg in der Nähe von Köln, welcher eingestand, zwanzig Jahre lang eine teuflische Succube als Beischläferin gehabt zu haben; dieselbe habe ihm einen Gürtel geschenkt, durch den er, sobald er ihn umgebunden, zum Wolf geworden sei; in dieser Gestalt habe er fünfzehn Knaben, zwei Weiber und einen Mann erwürgt, jedoch nur das Gehirn von ihnen gegessen. Es wurde ihm der Leib mit glühenden Zangen zerfleischt, Arme und Schenkel mit dem Rade abgestoßen und er darnach auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Diesen qualvollen Tod ertrug er mit

[1]) A. a. O. p. 229. Von einer Hexe als Hund, die, von wirklichen Hunden angefallen, in ein Ofenloch getrieben und von dem Grafen Paulus v. Salm in den Rachen gestochen wurde, erzählt Remigius I., p. 156. Ganz ähnlich in Augustin Lercheimer von Steinfelden, Christlich Bedencken und Erinnerung von Zauberey, 1585; in Scheible's Kloster V., p. 301. — Ueber den in einen Hund verwandelten Gotteslästerer „den Welthund", s. Colshorn, Märchen und Sagen Nr. 35. Seifart, Hildesheim p. 21. Pröhle, Unterharz Nr. 120. Happelius Relationes curiosae III., 369. Lauben, Dialogi von der Lycanthropie 87—93. Leubuscher, Wehrwölfe p. 7. Schröer, Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungarn, Presburg 1855, 4, p. 19.

[2]) Müller, Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und Hexenprozesses in Siebenbürgen. Braunschweig 1854, p. 57 f.

[3]) Bodinus, Daemonomania p. 240. Uebers. von Fischart, 123. Remigius II. p. 187. Wolfeshusius p. 31. Boquet, Discours des Sorciers p. 338. Wierus, de praestigiis Daemonum. Liber de Lamiis C. XXIII., 5.

großer Standhaftigkeit, indem er bat, seines Leibes nicht zu schonen, damit seine Seele gerettet werde. Das war im Jahr 1589. [1]) — Wolfeshus erwähnt gleichfalls einen Werwolf aus Köln, der mit seinem Vater über dreißig Menschen um's Leben gebracht habe und im Jahre 1590 gerichtet worden sei. [2]) — Einst wurde ein Schäfer von einem Wolf angefallen und hieb ihm mit dem Beil in die Hüften; darauf fand er im nächsten Busch ein Weib aus dem Dorf, das ihm spinnenfeind war, wie sie eben mit Fetzen ihres Rocks eine starkblutende Wunde stillen wollte. Die Hexe wurde verbrannt. [3]) — Ein anderer Schäfer schlug einen Wolf mit einem Stock aus Erlenholz und begegnete bald darauf einem hinkenden Weib, das er bezüchtigte, jener Wolf gewesen zu sein; sie konnte es vor Gericht nicht läugnen und nahm bald hernach ein verdächtiges Ende. [4]) — Einem Oberjägermeister und seinen Begleitern begegnete ein ganz erhitzter Wolf, „dessen fauces noch gäntzlich mit Blut bemackelt waren", keine Kugel vermochte ihn zu verletzen. Da kam ein Reiter durch den Wald und hörte die Ursache des Tumults, lud sofort eine Büchse mit Hollundermark und einer Drahtkugel und schoß den Wolf in den Hals. Noch selbigen Tags kam ein altes, der Zauberei verdächtiges Weib mit einer Halswunde zum Bader; sie wurde verrathen und verbrannt. [5]) — Ein Bauer bannte einen Werwolf, der ihm in den Schafstall gebrochen war, daß er die ganze Nacht mit einem geraubten Schaf im Maul vor

---

[1]) Verstegan, Restitution p. 237. Claude Prieur, Dialogue de la Lyc. p. 38. — Lauben, Dialogi, p. 22. — Gockel, Von dem Beschreien p. 28. — Tobeneck, Des deutschen Mittelalters Volksglauben II., 173.

[2]) De Lycanthropis p. 34.

[3]) Dieß hat Remigius aus dem Mund seiner Fürstin und Frauen Diana Dommartinensi, des durchlauchtigsten Markgrafen von Haurech Gemahlin, Daemonolatria, Hamb. c. XXXIV. Grimm, D. Sagen II. p. 294.

[4]) Lauben, Dialogi p. 135 ff.

[5]) Lauben p. 40 ff. Als Mittel gegen die Passauer-Kunst des Festmachens gilt auch eine Kugel, in der ein Gerstenkorn steckt oder eine silberne Kugel, die man aus dem Gelde gießt, das man zum Pathengeschenk erhalten hat, so in Bern und Luzern, Wolf, Zeitschr. IV., 179. S. auch Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Dresden 1855, Nr. 345. Eine Hexe, mit silbernen Knöpfen geschossen, kommt auch im Märchen von den zwei Brüdern vor. Grimm, Kinder-Märchen Nr. 60.

dem Hause stehen mußte. Am Morgen öffnete der Bauer sein Fenster und sagte: „Nachbar, das Schaf gilt 24 Batzen; wenn Ihr mir so viel schicken wollt, so mögt Ihr das Schaf mitnehmen.“ Der Wolf nickte mit dem Kopfe und gieng. In der nächsten Nacht legte er die 24 Batzen in ein Papier gewickelt vor des Bauern Thür, erbrach ihm aber zur Rache den Stall und erwürgte sämmtliche Schafe, ohne eines mitzunehmen. [1]) — Ein Wildschütz schießt einen Wolf mit Schrot oben auf den Rücken und sogleich steht ein pelzbekleidetes Weib vor ihm und sagt mit bebender Stimme: „O lieber Jäger Mardä, warum schießt Ihr mich heut? hab' ich doch erst vor drei Tagen Euch Fastnachtküchlein geschickt.“ [2]) — Einigen Männern, die über einen Acker gehen, erscheint der Besitzer desselben als Wolf. [3])

Noch in unsern Tagen sind Sagen vom Werwolf, besonders im Norden und Osten Deutschlands, lebendig. Die Verwandlung geschieht vorzugsweise durch einen Gürtel, der an die Stelle des alten Wolfsbendes getreten ist. Er wird sowohl auf dem nackten, als auf dem bekleideten Leibe getragen und ist aus Wolfsleder oder aus der Haut eines Gehenkten geschnitten; zuweilen sind auch wohl die zwölf Himmelszeichen auf zauberische Weise eingewirkt; [4]) er wird von einer Schnalle mit sieben Zungen zusammengehalten, schlägt man die Schnalle auf, so ist der Zauber gebrochen. — Ein Nachtwächter von Groß-Schneen wird in einer schmalen Gasse von einem Werwolf angefallen und schlägt ihm mit dem Stocke unter den Leib, wo die Schnalle sitzt, diese geht auf und der Mann steht nackt vor ihm. Am andern Morgen war der Werwolf todt. [5]) — Der Gürtel giebt übernatürliche Kräfte; so erzählen die Leute im Dorf Hindenburg in der Altmark von einem Menschen, der einen Streifen Leder aus Wolfshaut hatte, an dem noch die Haare waren; durch diesen verwandelte er sich in einen Wolf und erhielt so furchtbare Stärke, daß er einen Ochsen im Maul fortschleppen konnte. Er würgte das Vieh und

[1]) Lauben 141.
[2]) Lauben 143.
[3]) Lauben 81.
[4]) Kuhn, Märkische Sagen p. 375.
[5]) Schambach Müller, Niedersächs. S. Nr. 198.

fraß Menſchen. Nur ſeine Frau verſchonte er, denn ſie kannte einen Zauberſpruch, wodurch er gebannt wurde, und den er ſie ſelbſt gelehrt hatte. Sie ſchnallte ihm dann den Streifen wieder ab, und nun war er wieder ein vernünftiger Menſch. [1]) — Der Gürtel hat verwandelnde Kraft für Jeden, mag die Verwandlung beabſichtigt ſein oder nicht: Auf der Erichsburg ſollte eine Menge alter Sachen, die auf einer Kammer aufbewahrt wurden, von Amts wegen verkauft werden. Darunter befanden ſich alte Jagdgewehre, die den Wilddieben abgenommen worden waren, aber auch mehrere Werwolfsgürtel. Des Amtmanns Diener wollte die Kraft derſelben erproben und ſchnallte einen um; ſogleich ward er zum Wolf und lief nach Hunnesrück. Der Amtmann ritt ihm nach und hieb ihn mit dem Schwerte über den Rücken, daß der Gürtel aufſprang und der Burſche wieder entzaubert wurde. [2]) — Im Orte Dahlem an der Eifel war Hochzeit in dem Hauſe eines Mannes, der einen Werwolfsgürtel beſaß; dieſen fand einer der Gäſte zufällig und legte ihn an, ohne ihn zu kennen. Im ſelben Augenblick wurde er zum Wolf und ſprang zum offenen Fenſter hinaus. Im Walde lief er einen Holzhauer an, und dieſer verſetzte ihm einen Hieb mit der Axt, der den Gürtel traf und den Zauber löſte. [3]) — Ein Mann in der Gegend von Steina hatte einen Wolfsgürtel und vergaß eines Tags, ihn einzuſchließen. Da fand ihn ſein kleiner Sohn, ſchnallte ihn um und wurde verwandelt; das war anzuſehen wie ein Haufen Erbſenſtroh und kullerte ſchwerfällig fort wie ein Bär. Da wurde der Vater herbeigeholt und ſchnallte ihm den Riemen ab, ehe ein Schaden geſchehen war. Der Kleine erzählte nachher, er habe mit der Anlegung des Gürtels einen ſolchen Heißhunger bekommen, daß er Alles hätte zerreißen mögen. [4])

Die verbreiteteſte Werwolfsgeſchichte iſt die von dem Mäher, Roßhirten oder Köhler, der, während er ſeine zwei Gefährten auf der Wieſe ſchlafend glaubt, einen Wolfsriemen anlegt und zum Wolf geworden ein ganzes Füllen auffrißt. Einer der Geſellen hat ihn aber belauſcht,

[1]) Temme, Volksſ. der Altmark, Berl. 1839, p. 56.
[2]) Schambach-Müller, Niederſ. S., p. 182.
[3]) Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volks II., 33.
[4]) Kuhn und Schwartz, Norddeutſche Sagen Nr. 278.

und ſagt, als jener auf dem Heimweg über Leibſchmerzen klagt: „Das wundert mich nicht, wenn man ein ganzes Füllen im Leib hat;“ worauf der Werwolf grimmig erwidert: „Hättet ihr mir dieß draußen geſagt, ſo wäret ihr nimmer heimgekommen!“ und auf immer verſchwindet. [1]) — Im ſiebenjährigen Krieg war im Dorf Ibet eine Schutzwache von ſieben Mann; dieſe lagen in einem Bauernhauſe im Quartier und ſchliefen auf einer Streu, welche in der Stube bereitet war. In derſelben Stube ſtand auch das Bett, wo der Bauer mit ſeiner Frau ſchlief, und davor eine Wiege mit einem kleinen Kinde. In der Nacht bemerkte die Frau, wie einer der Soldaten ſich von der Streu erhob, einen Gürtel umlegte und ſo ſich in einen großen Wolf verwandelte. Als ſolcher kam er an die Wiege und wollte das Kind packen, die Frau hatte es aber bereits in ihrem Bette in Sicherheit gebracht. Da ſchlich der Werwolf wieder zu ſeiner Streu, that den Gürtel ab und legte ſich nieder. Als die Schutzwache bald darauf abzog, gab die Frau dem Soldaten reichliche Wegzehrung. [2])

Der Werwolf wird durch Verwundung entweder ſofort zur Rückverwandlung gezwungen oder doch ſpäter dadurch erkannt. Durch den Tod wird der Zauber unter allen Umſtänden gebrochen. Siehe die Sage vom Werwolfſtein, wo der Zauberer durch verſchiedene Verwandlungen zu entfliehen ſucht, im Tode aber wieder zum Menſchen wird. [3]) In Caasburg auf Uſedom waren einmal ein Mann und ſeine Frau beim Heuen auf einer Wieſe beſchäftigt; da ſagte die Frau nach einiger Zeit, ſie habe gar keine Ruhe mehr, ſie könne nicht mehr bleiben und gieng fort. Vorher aber hatte ſie auch ihrem Manne das Verſprechen abgenommen, daß, wenn etwa ein wildes Thier käme, er ihm ſeinen Hut hinwerfen und dann fliehen wolle. Nur eine Weile war ſie fort, da kam durch die Swine ein Wolf geſchwommen, der gieng gerade auf die Heuer los; der Mann

[1]) So mit geringeren Abweichungen in Heſſen, Grimm, D. S. II., p. 293; Weſtfalen, Kuhn, Weſtf. S., p. 25; Niederſachſen, Schambach-Müller p. 185, Harrys I, Nr. 34; Hannover, Colshorn Nr. 16. Hannover'ſches Magazin 1848, Nr. 36; Neumark, Kuhn, Märk. S. Nr. 243; Ditmarſchen und Schleswig, Müllenhoff p. 231; Harz, Pröhle, Harzſ. p. 146; Magdeburg a. a. O. p. 276; Unterharz, Pröhle, Unterh. S. Nr. 326.

[2]) Schambach Müller, Niederſ. S. p. 185.

[3]) Grimm, D. S. Nr. 214. Bechſtein Sagenbuch 279.

warf ihm seinen Hut hin, den das Thier in kleine Stücke zerriß; aber unterdessen hatte sich auch ein Knecht mit einer Forke hergeschlichen und erstach den Wolf von hinten. Im selben Augenblick verwandelte sich dieser und Alle entsetzten sich nicht wenig, als sie sahen, daß es des Bauern Frau war, die der Knecht getödtet hatte.[1]) — Aehnlich ist eine Erzählung aus Malchin, wo ein Bauer mit seiner Frau durch den Wald fährt und plötzlich absteigt, indem er sagt, sie möge fortfahren und, wenn irgend ein Ungethüm kommen sollte, ihm ihre Schürze zuwerfen. Darauf kommt er als Wolf und zerreißt die Schürze; die Frau erkannt ihn aber nach seiner Rückkehr an einigen Fetzen, die ihm noch in den Zähnen stecken.[2]) Aehnlich auch aus Groß-Schneen; hier stirbt die Frau vor Schrecken über diese Entdeckung.[3]) — Es zeigt sich hier ein angeborener oder aufgelegter Zwang, zu bestimmten Zeiten Wolf zu werden und etwas Menschliches oder Menschen Gehörendes zu zerreißen: Hut und Schürze dienen dem Verzauberten als Mittel, dieser Verpflichtung nachzukommen, ohne die ihm nahe stehenden Personen zu beschädigen. — In furchtbarerer Gestalt tritt dieses Zwangsverhältniß des Werwolfs in einer Sage aus Ottensee bei Altona hervor: Dort lebte ein Bauer, der mit dem Bösen einen Contract gemacht hatte, wornach ihm das Geld nie ausgehen sollte unter der Bedingung, daß er sich am letzten Tage jedes Monats in einen Wolf verwandle und jedesmal einen Menschen umbringe. Lange gelang es ihm auch, diese Bedingung zu halten. Aber einmal wurde er von einer alten Frau, welche er anfiel, in die Thüre geklemmt und lief schwer beschädigt nach Hause. Da kam in der Nacht der Teufel und wollte ihn holen, weil er den Contract gebrochen habe. Der Bauer machte sich noch dadurch frei, daß er seine eigene kleine Tochter anfraß. Etwa ein Jahr darauf fiel er seine Magd auf dem Felde an; diese aber rief ihn dreimal bei seinem Taufnamen, nur so konnte er wieder verwandelt vor ihr. Sie aber gieng, ohne einem Menschen etwas zu sagen, fort nach Hamburg. In der Nacht kam der Böse wieder zu dem Bauern, und nur durch den Tod seines zweiten und letzten Kindes konnte er sich retten. Da erkannte man,

[1]) Kuhn-Schwarz, Nordd. Sag. p. 18.
[2]) Kuhn-Schwarz p. 460.
[3]) Schambach-Müller p. 360.

daß er ein Werwolf sei, seine Frau verließ ihn, und die Leute mieden ihn. So kam's, daß er nach Hamburg entwich, wo er in einem Wirthshaus seine Mordthaten ungestört zu verüben dachte. Er wurde jedoch von seiner früheren Magd erkannt und den Gerichten überliefert. [1])

Fasern zwischen den Zähnen lassen häufig den Werwolf erkennen. So erzählt man in Medebach an der Orke in Preußen von einem Wirwulw: Ein Bursch, Lippes (Philipp), begleitete ein Mädchen Namens Leise (Lise) aus einem benachbarten Ort; da sie ihm aber Manches sagte, was er nicht gerne hörte, sann er auf Rache. Er gieng einen Augenblick bei Seite, und gleich darauf rannte ein Thier aus dem Busch und fiel das Mädchen an; diese schrie um Hülfe, bis das Thier entfloh. Bald darauf kam Lippes wieder zum Vorschein, und sie klagte ihm, daß ihr ein wildes Thier Schürze und Tuch zerrissen habe. Er bedauerte sie; da sah sie jedoch auf einmal zwischen seinen Zähnen Fasern von ihrer rothen Schürze und lief fort, was sie laufen konnte. [2]) — Ein Ehepaar ward beim Dorf Ochtersum unweit Hildesheim von einem Wolf angefallen; er faßte die Frau an ihrem rothen wollenen Rock, ward aber vom Mann durch einen Axthieb in die Pfote vertrieben, und die Ehelcute sahen deutlich, daß er in's Dorf humpelte. Am andern Tag liegt der Wirth des Krugs zu Bette, weil ihm, wie er vorgiebt, eine Sense in den Arm gefallen sei. Der Mann geht mit einem Kapuziner, der mehr als Brot essen kann, hinauf zu ihm, um nach ihm zu sehen. Der Wirth will jedoch seinen Arm nicht zeigen, wird bitterböse und weist den Beiden in seiner Wuth die Zähne. Da sehen jene, daß ihm noch von der rothen Wolle zwischen den Zähnen steckt; er ist überwiesen und wird todtgeschlagen. [3])

Der Werwolf ist aber häufig „gefreren", unverwundbar; dann muß man die Büchse mit Hollundermark oder Erbsilber laden. Eine alte Frau in Husby bei Schleswig ward als Wolf von einer Kugel aus Erbsilber getroffen und hatte in Folge dessen ihr Leben lang eine offene Wunde, die kein Arzt zu heilen verstand. [4]) — In Greifswald war vor 200 Jahren

[1]) Aus der Sagenbibliothek, Hamburg 1833, Heft II. und III., bei Müllenhoff p. 232.
[2]) Temme, Germaniens Völkerstimmen, Berlin p. 332.
[3]) Schambach-Müller, p. 183.
[4]) Müllenhoff p. 231.

eine erschreckliche Menge Werwölfe, besonders in der Rekover Straße: von da aus überfielen sie alle Leute, die sich Abends nach acht Uhr außer dem Hause sehen ließen. Da thaten sich die Studenten zusammen und erlegten die Unthiere mit Knöpfen von ererbtem Silber. [1])

Wir sahen oben, daß die Nennung des Taufnamens entzaubernde Wirkung hat; so auch in der hessischen Sage: Einem Bauern stellt seine Frau bei jeder Mahlzeit Fleisch auf den Tisch, lange verheimlichend, wie sie dazu gelange. Endlich versprach sie ihm die Entdeckung, nur dürfe er dabei ihren Namen nicht nennen. Sie giengen mit einander auf das Feld, wo Schafe waideten; dort warf die Frau einen Ring über sich, wurde augenblicklich zum Wolfe, fiel in die Heerde ein und lief mit einem Schafe davon. Der Mann stand wie versteinert, als er aber Hirt und Hunde dem Werwolf nachrennen und die Gefahr seines Weibes sah, vergaß er sein Versprechen und rief: „Ach Margareit!" da verschwand der Wolf, und die Frau stand nackend auf dem Felde. [2])

Diesen Glauben berührt Göthe's Zigeunerlied in der Bühnenbearbeitung des Götz: [3])

Mein Mann, der schoß ein' Katz' am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, schwarze liebe Katz;
Da kamen des Nachts sieben Währwölf zu mir,
Waren sieben, sieben Weiber vom Dorf.
Wille wau u. s. w.

Ich kannt' sie all, ich kannt' sie wohl:
's war Anne mit Urlel und Käth
Und Neupel und Bärbel und Lies und Greth,
Sie heulten im Kreise mich an.
Wille wau u. s. w.

Da nannt' ich sie alle beim Namen laut:
Was willst Du, Anne? was willst Du, Käth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich,
Und liefen und heulten davon.
Wille wau u. s. w.

[1]) Temme, die Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840, p. 308.

[2]) Grimm, D. M. 1049. Lynker, Deutsche Sagen und Sitten aus hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 107.

[3]) Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert; Kleine Ausgabe in 40 Bänden, Bd. 34, p. 114.

Den Werwolf entzaubert aber häufig auch schon das einfache Erkennen ohne direkte Nennung seines Namens: Einem Bauern begegnete auf dem Feld eine alte Wölfin. Sie sprang immer auf sein Pferd zu, um es am Hals zu packen. Da kam dem Bauern ihre Stimme so bekannt vor, und er rief: „Büst Du dat, myne olle Mœm odder bist Du dat nich?“ — Da stand seine eigene alte Mutter in leibhafter Gestalt vor ihm und konnte kein Glied rühren. Der Bauer lud sie auf den Wagen und brachte sie nach Hause, aber sie lebte nicht mehr lange.[1])

Weiterhin wird der Werwolf dadurch entzaubert, daß Eisen oder Stahl über ihn geworfen wird. Dieß heißt man in Westfalen den Wolf, die Hexe blank maken; dem Werwolf platzt dabei das Fell kreuzweise vor der Stirne, und der nackte Mensch kommt aus der Oeffnung heraus.[2]) Eine wohlhabende Frau in der Nähe von Wolfhagen verließ fast jede Nacht ihr Haus und strich als Werwolf auf den Feldern umher. Einmal warf ihr ein Schäfer sein Taschenmesser über Kopf und Schulter und sie stand nackt vor ihm.[3]) — Als einst ein Bauer Nachts mit seinem Wagen über Land fuhr, stieß ihm ein Werwolf auf; sogleich band er seinen Feuerstahl an die Geißel und schleuderte ihn über den Kopf des Wolfes her. Dieser aber erhaschte den Stahl, und nun mußte sich der Bauer durch eilige Flucht retten.[4]) — Wer sich in ein Roggenfeld flüchtet, ist vor dem Werwolf sicher.[5]) — Der Werwolf wird gebannt, wenn man einen Degen so in die Erde steckt, daß die Spitze ihm zugekehrt ist; dann muß er stehen bleiben, bis seine Stunde kommt, wo er wieder zum Menschen wird.[6]) — Er wird auch gefangen durch Osterholz:[7]) Einem sehr gefährlichen Wolf im Finkenberg stellte ein alter

[1]) Aus Niederalf bei Schleswig. Müllenhoff p. 232.

[2]) Kuhn, Westfäl. S. p. 31. Grimm, D. M. 1056.

[3]) Lynker, Deutsche Sagen Nr. 162.

[4]) Grimm, D. M. 1056. Lynker, D. S. Nr. 164.

[5]) Müllenhoff p. 233.

[6]) Kuhn Schwarz, Nordd. S. p. 470.

[7]) Osterholz nennt man die Kohlen oder Feuerbrände, die man in Hildesheim von den während einer Priesterprocession vor dem Dom angezündeten Osterfeuern wegnimmt; früher wurde man bestraft, wenn man dasselbe profan gebrauchte. Seifart, Sagen aus Hildesheim p. 178.

Jäger eine Falle, in der er drei ganz kleine Kreuze von Osterholz versteckte. Am andern Tage fand man darin einen „verfeffenen Schneider“ vom Moritzberge. „Nun wahr Dich, Du Wahrwolf!“ rief der Jäger, warf dem Bösewicht einen Zaum über den Kopf und schleppte ihn zum Galgen. Aber als man ihn aufzog, da hieng am Galgen nur ein Bund Stroh. [1])

Die Rückverwandlung geht oft nicht so rasch von Statten, daß die Verfolger nicht noch Anzeichen der abgelegten Gestalt zu erkennen vermögen. Einen Bauern, der nach Eckernförde fuhr, begleiteten zwei Wölfe zu beiden Seiten des Wagens; bei Kochendorf sprangen sie plötzlich über eine Thüre; der Bauer eilte ihnen nach und sah eine Bäuerin mit ihrer Tochter auf der Diele stehen, und jede hatte einen Wolfsgürtel in der Hand. [2]) — Im Dorf Elmenhorst wohnte ein Mann, der hatte von Geburt an die Gabe, sich in einen Wolf zu verwandeln. Einmal verfolgten ihn in dieser Gestalt zwei Hamburger Schlächter mit ihren großen Peitschen bis in sein Zimmer; dort fanden sie ihn zwar bei seinem Weibe im Bette liegend, aber er war noch nicht ganz verwandelt, und der Wolfsschwanz hieng noch unter der Decke hervor. [3])

Den Werwolf erkennt man in seiner Menschengestalt auch an den zusammengewachsenen Brauen. [4])

Weitere Werwolfsagen siehe Reusch, Sagen des preußischen Samlandes, Königsberg 1838, 8, p. 66: Die Milchhexe in Labiau; Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen Nr. 260: Der Wolf in der Gegend von Zarnow, der seinen Verfolgern plötzlich als ein großer fremder Mann mit einer Keule erschien (angeblich im Jahre 1631). Werwölfe in der

[1]) Seifart, a. a. O. Nr. 7.

[2]) Müllenhoff p. 252.

[3]) A. a. O. 231.

[4]) Grimm, D. M. 1050. Auch in Indien sind zusammengewachsene Brauen Zeichen der Zauberei, Somadeva, übers. v. Brockhaus p. 104. Die Mahrten, die den Schläfer drücken, haben sie ebenfalls, Wolf, Zeitschr. f. d. M. I., 198. Nach isländischem Glauben können dem Sambryun (einem Menschen mit zusammengewachsenen Brauen) keine Gespenster schaden. Maurer, Island. S. p. 88. Ein nordischer hamrammr heißt Olafr tvennumbruni — mit den beiderseits herablaufenden Augenbrauen. Maurer, Bekehrung des norwegischen Stamms II., p. 111, Anm. 35. S. Simrock, Deutsche Mythologie p. 467.

Wetterau s. Wolf, Zeitschr. I, 5. Noch jetzt ist Werwolf ein Schimpfname in der goldenen Au.[1] — Ein Werwolf in der Gegend von Ergste in der Grafschaft Mark wurde durch sein Söhnlein verrathen, welches erzählte, daß die Mutter dem Vater, wenn er nach Haus komme, eine Mulde vor den Mund halte, dann übergebe sich der Vater, und Geld und allerhand Sachen kämen zum Vorschein. Nun war es klar, daß er ein Bündniß mit dem Teufel habe; er wurde eingezogen und der Wasserprobe unterworfen. Da rief er den Teufel an, er möchte ihm zwei Mühlsteine an die Beine hängen; derselbe brachte ihm aber zum Hohne nur ein Paar Nadeln; der Mann schwamm und wurde schuldig erfunden. „Op der Wulweswiese unner 'me Ekenbom hett se sine Aske begrawen.“[2] Hier geht der Begriff Werwolf schon in den allgemeineren von Zauberer über, wie bei einzelnen slavischen Stämmen.

Von einem seltsamen Wolf wird in Erfurt erzählt, der im Sommer des Jahres 1555 im Weichbilde der Stadt herumgelaufen sei und die Leute umarmt und geherzt habe, besonders die Weibspersonen; Niemanden habe er ein Leid gethan, doch seien die Begegnenden jedesmal vor der ungewöhnlichen Größe seines Rachens erschrocken.[3]

Eine Abart des Werwolfs ist der sogenannte **Bärenwolf**; das ist ein Mensch, der mit dem Teufel im Bunde steht und durch Umschnallen eines Gürtels ein riesenstarker Wolf wird, um andere Leute zu quälen. Besonders liebt er es, denselben auf den Rücken zu springen und sich eine Strecke weit tragen zu lassen. Im Zweibrückischen giebt es wohl kein Dorf, wo sich nicht Jemand fände, dem dieß schon begegnet sein soll.[4] Auch er wird durch Verwundung erkannt.[5] — Der Name scheint auf das plattdeutsche böxen — Hosen — zurückzuführen und demnach einen Wolf zu bezeichnen, der eigentlich Hosen trägt, also einen männlichen Werwolf, dem sich vielleicht der von Grimm[6] besprochene

[1] Leuthscher p. 29.
[2] Wöste, Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark, Iserlohn 1848, p. 48.
[3] Bechstein, Sagenbuch p. 479.
[4] Lyncker, Deutsche Sagen Nr. 165.
[5] Kuhn-Schwartz, Norddeutsche S. p. 245.
[6] D. M. 1050.

rheinisch-westfälische Uetterbock — Euterbock — als weiblicher zur Seite stellt (?). [1])

Aber nicht allein auf das lebendige Fleisch hat es der Werwolf abgesehen, sondern er folgt auch dem eigenthümlichen Trieb der Wolfsnatur, die Rabensteine und Walfelder zu plündern, Gräber aufzuscharren und die Leichen zu verschlingen. Damit nähert er sich den arabischen und persischen Gulen, [2]) den indischen Vetalas, Pisachas und Rakschasas, die schon im Mahabharata in Gemeinschaft mit Wölfen und Hyänen die Schlachtfelder durchschweifen. [3])

Noch muß hier einer Werwolfsart gedacht werden, welche in ein anderes, weit unheimlicheres Sagengebiet hinüberweist, nämlich des gespenstigen Werwolfs, der mit dem Vampyr von einem Geschlecht ist. Der Werwolf ist hier nicht ein verwandelter lebender Mensch, sondern ein dem Grabe in Wolfsgestalt entstiegener Leichnam. Ein merkwürdiges Beispiel ist der gefährliche und grausame Wolf von Ansbach im Jahr 1685, welcher für das Gespenst des verstorbenen Bürgermeisters und Kastenpflegers gehalten wurde. Von diesem erzählte man, daß er seinem Begräbniß aus einem Dachfenster seines Hauses zugesehen habe und dem Wächter Nachts in Wolfsgestalt mit einem weißen Tuch umhüllt erschienen sei. Am 10. October fiel der gefürchtete Wolf im Weiler Neuses bei der Verfolgung eines Hahns in einen mit Röhricht überdeckten Schöpfbrunnen und wurde von den Bauern mit Steinen todt geworfen.

---

[1]) Kuhn-Schwartz, p. 479.

[2]) Tausend und Eine Nacht, übers. von Weil, Stuttg. 1838, III., 340.

[3]) Holtzmann, Indische Sagen, Stuttg. 1854, I., 57. S. die wunderschöne leichenverzehrende Dämonin im Sewadeva von Brockhaus 143 f., und die Beschreibung der schauerlichen indischen Leichenstätten, ebend. 87 ff. — Den Wolf als Leichenräuber und dadurch Entdecker einer Mordthat s. Webster, dramatische Dichtungen, übers. von Bodenstedt, Berlin 1858, p. 154, und die Anm. aus God's Revenge against Murther, Book VI.; ebenda p. 205. Auch den Bären wird Gräberraub nachgesagt; so heißt es in den Miscellanea Physico-Medico-Mathematica von Büchner, Erfurt 1729. Erstes und zweites Quartal p. 122, ein Bär sei drei Jahre hinter einander über den hohen Bretterzaun des Kirchhofs auf dem Gut Adsel in Liefland gestiegen, habe die mit vielen Steinen gehäuften Gräber aufgewühlt, die Särge zerbrochen und die Leichen davongeschleppt.

Darauf zog man ihm die Haut ab für die fürstliche Kunstkammer, machte ihm von Pappe ein Menschengesicht mit einem Schönbart lang und weißgraulich, ein Kleid von gewichster fleischfarbrötblicher Leinwand und eine kastanienbraune Perrücke; so wurde er auf dem „Nürnberger Berg vor Onolzbach“ an einem eigens dazu errichteten Schnellgalgen aufgehängt.[1] — Diese Sitte, einen Wolf zu hängen, war nach Laubens Angabe besonders in hessischen und mecklenburgischen Landen heimisch.

Am auffallendsten ist die Vermischung der Vorstellungen von Werwolf und Vampyr in Danziger Sagen, wo es heißt, man müsse den Werwolf verbrennen, nicht begraben; denn er habe in der Erde keine Ruhe und erwache wenige Tage nach der Bestattung; im Heißhunger fresse er sich dann das Fleisch von den eigenen Händen und Füßen ab, und wenn er nichts mehr an seinem Körper zu verzehren habe, wühle er sich um Mitternacht aus dem Grabe hervor, falle in die Heerden und raube das Vieh, oder steige gar in die Häuser, um sich zu den Schlafenden zu legen und ihnen das warme Herzblut auszusaugen; nachdem er sich daran gesättigt habe, kehre er wieder in sein Grab zurück. Die Leichen der Getödteten findet man aber des andern Tags in den Betten, und nur eine kleine Bißwunde auf der linken Seite der Brust zeigt die Ursache ihres Todes an.[2]

Bei den Süd-Romanen sind mir wenig Spuren der Werwolfssagen aufgestoßen. Werwolf heißt it. lupo mannaro, pg. lobis-homem.[3] im Spanischen ist kein besonderes Wort vorhanden. Der Werwolf wird erwähnt in Basiles Pentamerone, übersetzt von Liebrecht, Breslau 1846, I, p. 69, 349, 380. In Straparolas Piacevoli notti N. 3. Fav. 4 verleiht ein Wolf dem Fortunio die Gabe, sich in einen Wolf zu verwandeln; das Märchen scheint jedoch unvollständig zu sein, da der Held keinen Gebrauch von der Gabe macht. Im Uebrigen sind auch hier die

[1] Bechstein, Sagenbuch; Lauben in der Vorrede der Dialogi von der Lycanthropia; Gockel, Vom Beschreyen p. 29. Tobeneck, des deutschen Mittelalters Volksglauben II., 178. S. das Protokoll im Correspondenten von und für Deutschland, Jahrg. 1810, Nr. 283.

[2] Karl, Danziger Sagen, Danzig 1844, Heft II., p. 38. Wir werden hierauf bei den slavischen Sagen zurückkommen.

[3] Diez, Wörterbuch, Bonn 1853, p. 677.

Märchen reich an Thierverwandlungen. [1]) Besonders verbreitet sind in Italien die Sagen von Verwandlungen in Lastthiere; diese bewirken namentlich alte Zauberinnen durch giftigen Käse. [2])

Cervantes erwähnt in Persiles y Sigismunda. Lib. I, c. 5, redende Wölfe auf einer verlassenen Insel und im 8. Capitel desselben Buchs erzählt Rutilio, wie er von einer Zauberin aus dem Gefängniß zu Rom befreit und nach Norwegen auf einem Zaubermantel entführt wurde. Dort umarmte sie ihn no muy honestamente, und als er sie zurückstieß, verwandelte sie sich in Wolfsgestalt; da griff er nach seinem Messer und stieß es ihr in die Brust. Im Falle erhielt sie wieder Menschengestalt und er sah sie todt vor sich im Blute schwimmend (la qual cayendo en el suelo perdió aquella fea figura, y hallé muerta y corriendo sangre à la desventurada encantadora). Im 18. Capitel desselben Buchs spricht hierauf Mauricio ausführlich von der mania lupina.

Im Provenzalischen heißt der Werwolf leberoun, leberou. [3]) Einen Werwolf der wunderlichsten Art haben wir in dem närrischen Troubador Peire Vidal (um 1170—1200), der sich zu Ehren seiner Geliebten Loba (Wölfin) von Penautier, einer Dame aus Carcassonne, Lob — Wolf — nannte und, in eine Wolfshaut gehüllt, die schwerste Prüfung seiner Liebe zu bestehen glaubte, indem er sich von den Schäferhunden hetzen und zerbeißen ließ, bis er für todt in seiner Geliebten Haus getragen wurde. [4])

Im Französischen ist der Werwolf wiederholt Gegenstand poetischer Behandlung geworden. Nach einer bretonischen Sage dichtete die in England lebende Marie de France ihr Lai du Bisclaveret, welches folgendermaßen beginnt:

[1]) S. den Schlangenjüngling, dessen Haut verbrannt wird, Basile I., 198. Die schöne Prezjosa, die sich in einen Bären verwandelt, indem sie ein Spänchen Holz in den Mund nimmt, ebend. I., 206 ff. Der als Schwein geborene Prinz, welcher erst entzaubert wird, wenn er drei Weiber hatte, Straparola N. II., T. 1 u. a. m.

[2]) Leubuscher p. 31. Boccaccio läßt seinen Priester Gianni di Barolo dieses Aberglaubens auf lascive Weise genießen, Decamerone X., 1.

[3]) Beronie, Dictionnaire du patois du Bas-Limousin (Corrèze) Tulle 4°, p. 67, 126. aus altfr. loup-beroux. Diez, Wörterbuch p. 677.

[4]) Die Vorzeit oder Geschichte, Dichtung, Kunst und Literatur des Vor- und Mittelalters, Erfurt 1817, Bd. I., p. 81.

Quant de lais faire m'entremet
Ne voil ublier Bisclaveret:
Bisclaveret ad nun en Bretan.
Garwalf l'apelent li Norman.[1])

Jadis le poeit hum oir
Et sovent suleit avenir.
Hume plusur Garwalf devindrent
E os boscages meisun tindrent:
Garwalf si est beste salvage.
Tant cum il est en cele rage.
Hummes devure, grant mal fait.
Es granz forests converse e vait.

Der Inhalt des Gedichts ist folgender: Ein Ritter lebte in der Bretagne, von seinem Lehnsherrn und allen seinen Nachbarn geliebt und geschätzt; er hatte eine schöne Frau geheirathet, mit welcher er in glücklicher Ehe lebte. Eine Sache allein machte die Frau unruhig, daß nämlich ihr Gemahl wöchentlich drei Tage von Hause gieng, ohne daß ein Mensch wußte, wo er sich in dieser Zeit aufhalte. Ihren Schmeicheleien gelang es endlich in einer guten Stunde, ihm sein Geheimniß zu entlocken:

Dame, jeo deviene bisclaveret.
En cele grant forest me met
Al plus espes de la gaudine.
Si vif de preie e de ravine (v. 66).

Auch das Wichtigste konnte er nicht verschweigen: daß er nackt die Wolfsverwandlung eingehe und seine Kleider im Wald unter einem hohlen

[1]) Garwalf und nicht Garwall steht in der Handschrift des Britischen Museums, Harleiana 978. Gerulf hat auch Gervasius, Liebrecht p. 4. Dieses normannische Wort wurde zu garou corrumpiert, und da seine Bedeutung nach und nach erloschen war, so setzte man pleonastisch noch ein loup davor — loup-garou. François Phoebus, Graf von Foix, in seinem Livre de la chasse glaubt, garou bedeute gardez-vous, welche Etymologie dem gelehrten Bodin vom Präsidenten Fauchet für sein Werk mitgetheilt wurde. Bodinus Daemonomania Frankf. 1603, p. 268. — Der bretonische Name bisclaveret scheint aus bleiz-garv entstellt zu sein (bleiz Wolf, garv schlimm, wild. Rostrenen, Dictionnaire françois-celtique, Rennes 1732, 4, und Pelletier, Dialogue de l'Ortografe et Prononciation Française, Lyon 1555. Garv kann aber auch garou, garwalf sein. Der gebräuchlichere Ausdruck für Werwolf ist im Bretonischen den-bleiz, den = Mann).

Steine wohl verwahrt halte; denn würden ihm dieſe genommen, ſo müßte er Wolf bleiben, bis er ſie wiederfände. Bei dieſer Eröffnung kam die Frau ein Grauſen an, und ſie ſann auf Mittel, ſich des unheimlichen Bettgenoſſen zu entledigen. Da erinnerte ſie ſich eines benachbarten Ritters, der in ihrem Minnedienſt treu ausgehalten hatte, trotzdem daß ſie ſtets kalt gegen ihn geblieben war. Nun ſandte ſie ihm Botſchaft, trug ihm ihre Liebe an und brachte es bald dahin, daß er ihres Gatten Kleider aus dem hohlen Stein entwandte. Dadurch war dieſer verdammt, ſeine Wolfshaut zu behalten, und die treuloſe Frau vermählte ſich mit ihrem Liebhaber. Nach einem Jahr ritt der König in den Wald zur Jagd, der Werwolf wurde aufgetrieben und war nahe daran, von den Bracken zerriſſen zu werden, als er den König in der Nähe ſah und ſich hülfeflehend zu ihm flüchtete. Der König war erſtaunt über den Menſchenverſtand des Thieres und ſchenkte ihm das Leben. Zum Dank folgte ihm der Wolf von Stund an auf Schritt und Tritt nach und war allen Schloßbewohnern ein guter Hausgenoſſe. Eines Tages aber, als ſämmtliche Lehensmannen vom König zu einem Hoffeſt geladen waren, erſchien auch der Ritter, der Bisclaverets Kleider geraubt hatte; kaum hatte ihn der Wolf erblickt, ſo fiel er ihn an mit grimmem Biſſe und hätte ihm großes Leid gethan, wenn es der König nicht gewehrt hätte. Einige Zeit darauf ritt der König wieder auf die Jagd in der Nähe des Schloſſes, das des Werwolfs Frau bewohnte. Dieſe kam dem König huldigend entgegen; der Wolf aber gerieth bei ihrem Anblick in ſolche Wuth, daß er an ihr hinauffuhr und ihr die Naſe aus dem Geſichte riß. Nun aber wäre es ihm an's Leben gegangen, wenn nicht ein alter Mann aus des Königs Umgebung vorgetreten wäre und dem König bedeutet hätte, hier walte das Geheimniß eines Verbrechens vor. Der König verhörte auf ſeine Mahnung die erſchrockene Frau, und ſie geſtand, wie ſie ihren Gatten verrathen habe. Sogleich ließ der König die Kleider des Ritters holen und vor dem Wolf niederlegen; dieſer aber rührte ſich nicht. Da ſagte wiederum der alte Mann: „Das iſt nicht wohlgethan; er wird ſich hier vor Aller Augen ſeiner Haut nicht entkleiden, da er ſonſt nackt vor euch ſtehen würde.“ — So führte denn der König den Wolf in ſein eigenes Schlafgemach und ſchloß ihn mit den Kleidern ein; als er darauf nach

einer Stunde zurückkehrte, fand er den Baron in Menſchengeſtalt auf dem Bette eingeſchlafen. Der König war hocherfreut und überhäufte den Wiedergefundenen mit Ehren und Lehen; die Frau aber ſammt ihrem Buhlen trieb er aus dem Lande, und von ihnen ſtammte ein wunderſames Geſchlecht, Frauen, die ohne Naſen geboren wurden.[1])

Auffallend iſt hier, daß die Dichterin entſchieden für den Werwolf Partei nimmt, und es muß daraus geſchloſſen werden, daß ſie die Verwandlung als einen angeborenen Zwang, als ein unverſchuldetes Unglück betrachtet, das den damit Behafteten zum Gegenſtand des allgemeinen Mitleids macht. Denn ſobald der Ritter aus freiem Willen zum raubenden und mordenden Wolf wird, verliert er jegliches Anrecht auf unſere Sympathie, und der Verrath ſeiner Frau iſt zum mindeſten entſchuldbar.

Dieſe Erzählung iſt wiederholt in einem Gedicht des 14. Jahrhunderts, im Roman du Renard Contrefait vom Clerc de Troyes, abgedruckt in der Collection des poètes Champenois antérieurs au XVe siècle, Reims 1851, p. 138; ſie heißt hier L'histoire de Biclare, und beginnt:

Trop est cilz fox, qui se marie
En fame de jolive vie.

Die Auffaſſung iſt ganz dieſelbe wie bei Marie. Die Begebenheit wird an den Hof des Königs Artus verlegt; die Verwandlung dauert all Monate drei Tage; die Frau entwendet die Kleider ſelber und ſpricht:

De mari suis dessevrée
Puis estre a mon ami livrée.

Der Werwolf findet ſie an der Tafel in Artus Schloß und fällt ſie zweimal an; daß er ihr die Naſe abbeißt, wird nicht erwähnt; dieſer Zug erſchien wohl dem ſpäteren Trouvere etwas zu unfein: Die Frau wird aber für ihre Schuld eingemauert. Der Dichter zieht am Schluſſe die Moral:

[1]) Roquefort, Poésies de Marie de France, Paris 1832. Vol. I., p. 178—200. B. Hertz, Marie de France, Stuttg. 1862, p. 81 ff. Der unter dem Namen Biclaretz liodh in die Sreugleikar aufgenommenen altnordiſchen Ueberſetzung des Lais wurde ſchon p. 51 gedacht.

Dont voiz tu que folement ouvre,
Qui à sa fame se descouvre
Dou secre que fait à celer
S'a tonz ne le viant reveler.

Ein zweites, ähnliches Gedicht vom Werwolf ist das Lai de Melion [1]) aus dem 13. Jahrhundert: An Artus Hofe lebte ein trefflicher junger Ritter Namens Melion; er hatte gelobt, nie eine Dame zu lieben, welche schon einen andern Mann zuvor geliebt habe, und war dadurch bei allen Damen in Ungnade gefallen. Als er eines Tags im Tann der Jagd oblag, sah er eine Jungfrau auf einem schönen Zelter durch die Halde heranreiten.

En la lande, qu'est verde et bele,
Vit Melions une pucele
Venir sor un bel palefroi;
Molt erent riche si conroi:
Un vermeil samit ot vestu,
Estoit à las molt bien cosu;
A son col un mantel d'ermine.
Ainc meillor n'afubla roine,
Gent cors et bele espauléure
Et blonde la chevelëure,
Petite bouche bien mollée
Et comme rose encolorée;
Les ex ot vairs, clairs et rians;
Molt estoit bele en tos samblans.
Seule venoit sans compaignie.
Molt par fu gente et escavie.

Das Fräulein gab sich als die Königstochter von Irland zu erkennen, welche keinen Mann als ihn geliebt habe und allein um seinetwillen hergekommen sei. Er nahm sie mit Freuden auf und feierte mit ihr ein prächtiges Hochzeitsfest. Drei Jahre lebte er mit ihr in Lust und Wonne, und sie gebar ihm zwei Söhne. Eines Tages ritt er mit ihr auf die Jagd, und ein stattlicher Hirsch kam ihnen zu Gesicht; die Dame rief, sie werde nicht mehr essen, bis sie Fleisch von diesem Hirsche habe. Da zeigte ihr Melion einen Ring mit einem weißen und einem rothen Stein

[1]) Abgedruckt von Francisque Michel, Lai d'Ignaurès suivi des lais de Melion et du Trot, Paris 1832, p. 44—67.

und bat sie, ihm, sobald er seine Kleider abgelegt habe, mit dem weißen das Haupt zu berühren; dann werde sie ihn sogleich in einen Wolf verwandelt sehen, in dieser Gestalt werde er den flüchtigen Hirsch einholen und ihr von seinem Fleische zurückbringen. Dabei schärfte er ihr ein, seine Kleider wohl zu hüten und auf seine Wiederkunft zu warten; denn bevor er mit dem rothen Stein berührt würde, könnte er seine menschliche Gestalt nicht wieder gewinnen. — So geschah's; er lief als Wolf von dannen. Doch die Frau sagte alsbald zu dem Knappen, der sie begleitete: „Nun wollen wir ihn jagen lassen!“ stieg auf's Roß und führte den Knappen mit sich fort, hinüber nach Irland in ihre Heimat. Dahin folgte ihr auch der verwandelte Melion, nachdem er den Verrath erkannt hatte: er versteckte sich in einem Schiff und kam glücklich auf die Insel. Dort sammelte er zehn wirkliche Wölfe um sich und fiel mit ihnen verheerend in Heerden und Häuser. Der König von Irland zog gegen die Ungethüme aus und erlegte zehn, Melion allein entkam. Da sah er eines Tags zu seiner freudigen Ueberraschung seinen Herrn und König Artus landen, der mit dem König von Irland zu unterhandeln kam. Melion lief hin, fiel dem Herrn zu Füßen und geberdete sich so zahm und freundlich, daß ihn der König bei sich duldete. Er aß Brod und trank Wein wie ein Mensch, worüber sich Alle höchlichst verwunderten. Die Gäste ritten auf's Schloß, der Wolf lief mit; da erblickte er den Knappen, der mit der treulosen Frau herübergekommen war, und fiel ihn ingrimmig an. Dieß brachte den Geängstigten dazu, Alles zu gestehen, worauf der König von Irland zu seiner Tochter gieng und sie zur Rückgabe des Rings nöthigte. Dann begab sich Artus auf Gawains Rath mit dem Wolf in ein einsames Zimmer und berührte ihn mit dem rothen Stein am Kopf. Da bekam der Wolf Menschengesicht und Menschengestalt und der erlöste Melion fiel dem König dankend zu Füßen. Der König von Irland gab seine Tochter in Artus Gewalt, sie zu verbrennen oder zu richten, wie es ihm beliebe. Melion hatte Anfangs nicht übel Lust, sie mit dem Ringe zu berühren. Artus aber beredete ihn, sie seiner schönen Kinder willen zu verschonen.

En sa contrée en est alés.
Melion a od lui menés:

Molt en fu liés, grant joie en a.
Sa feme en Yrlande laissa,
A deables l'a commandée etc. etc.

Diese Erzählung ist gegen die erste bedeutend abgeschwächt. Verwandlung geht aus keiner Naturnothwendigkeit, sondern rein äußerlich aus dem Besitz des Zauberrings hervor und kann also mit dem letztern auf andere Personen übertragen werden. Das Eigenthümlichste aber ist, daß der Werwolf einen Gehülfen bei seiner Verwandlung braucht, der ihn mit dem Ring berührt und ihm die Kleider hütet. [1]) Daher scheint auch der Besitzer den Ring weniger zu seiner eigenen Verwandlung, als zur Verzauberung anderer Menschen bestimmt zu haben.

Neben dieser milden Auffassung finden wir jedoch den Werwolf auch in seiner diabolischen Gestalt. Wie bei den Angelsachsen wurde bei den Normannen der Teufel selbst als Werwolf bezeichnet; so heißt es in Walthers von Coinsi Leben des heiligen Hildefons, [2]) vollendet 1219, v. 532:

Que nos defende, que nos gart
De ces garous et de ces leus
Et de ce pont tant perilleus.
Cil lou desvé, cil lou garoul
Ce sunt deable que saul
Ne puent estre de nos mordre.

Auch nennt er den Kaiser Decian wegen seiner Christenverfolgungen L. I. ch. 35. v. 692:

Li garous, garous Daciens

u. v. 754:

Ausi com fait li garon leus. [3])

[1]) Das letztere finden wir auch in dem äsopischen Schwank. Im Lai ist dieser Zug jedoch ohne Bedeutung, da Melion durch die einfache Kraft des Rings seine Menschengestalt wieder erhält, ohne daß gesagt wird, er habe seine Kleider in Irland wieder bekommen.

[2]) Cod. Bruxell. Nr. 636.

[3]) Mone, Reinhardus Vulpes, Stuttg. et Tub. 1832. p. 308. Der Werwolf wird u. A. noch erwähnt im Roman de Garin: Les warou, sanglante beste! und im Chevalier au Barizel v. 157:

Eine alte Werwolfsgeschichte erzählt Gervasius Tilburiensis von einem Raimbaud de Ponto, der von einem gewissen Pontio de Capitolio aus seinem Erbe vertrieben in den Wäldern von Auvergne umhergeirrt und aus Verzweiflung zum Wolf geworden sei, in welcher Gestalt er Kinder gefressen und auch Alte beschädigt habe. Endlich wurde ihm einmal von einem Zimmermann ein Fuß abgehackt, und sofort bekam er seine menschliche Gestalt wieder. Er versicherte darauf öffentlich, daß ihm der Verlust des Fußes vom größten Heile sei, da ihn derselbe vom irdischen Elend und den jenseitigen Felgen seiner Thierverwandlung befreit habe. Asserunt enim, qui talia duxerunt in usum, membrorum truncatione ab hujusmodi infortunio homines tales liberari. [1]) — Von einem gewissen Galeovera heißt es ebendaselbst, daß er zur Neumondszeit seine Kleider unter einen Felsen oder Dornstrauch gelegt und sich nackt im Sande gewälzt habe, bis er in Wolfsgestalt mit offenem Rachen davongelaufen sei. Der Wolf laufe nämlich mit offenem Maul, weil er dasselbe nur schwer und mit Beihülfe der Füße öffnen könne; habe er diese Vorsicht versäumt und werde er mit geschlossenen Kiefern von den Verfolgern überrascht, so falle er wehrlos in ihre Hände. [2])

Im sechzehnten Jahrhundert tauchen in Frankreich zahlreiche Werwolfsprozesse auf. Im Jahr 1521 wurden Pierre Burget und Michel Verdun vor das Inquisitionsgericht von Besançon gestellt. Pierre gestand, mit dem Teufel einen Bund gemacht zu haben, Michel habe ihn darin bestärkt und ihn nackt mit einer Salbe eingerieben, wodurch er alsbald in einen Wolf verwandelt worden sei. Michel machte es ebenso, und wenn sie sich einige Stunden mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit umhergetrieben hatten, rieb Michel sich und seinen Begleiter wieder mit der Salbe ein, und schneller als ein Gedanke wurden sie wieder zu Menschen. Michel wurde in seinen Kleidern zum Wolf, Peter nur, wenn

Qui moult estoit crueus et fors
Et fel et fiers et plus irous
Que chien devves ne leu warous.

Roquefort, Glossaire de la langue Romane. Paris 1808. v. Warou.

[1]) Otia Imperialia, herausgeg. von Liebrecht, p. 51.

[2]) S. auch Tobeneck II., 172.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

er nackt war. In Wolfsgestalt wollten sie mehrere Menschen, besonders junge Mädchen getödtet haben, um in ihrem Fleisch und Blut zu schwelgen. Beide versicherten, öfters mit Wölfinnen den Beischlaf vollzogen und soviel Lustgefühl gehabt zu haben in luparum quam in mulierum concubitu. [1]) Die Beiden wurden zu Besançon verbrannt. [2])

Im selben Jahr wurden zu Pouligny Michel Udon, der als Werwolf von einem Jäger verwundet worden war, le groz Pierre und Philibert Montot verbrannt. [3]) Die beiden erstern bekannten gleichfalls, im Begatten der Wölfinnen denselben Genuß wie bei Frauen gehabt zu haben. [4]) — Ein Anderer, Namens Groß Pierre, verwandelte sich in einen Wolf mit Hülfe eines Gürtels, den er von dem Teufel, der ihm als Succubus diente, erhalten hatte. [5])

Am 13. September 1573 wurden von der Court souveraine du parlement à Dole (in der Franche comté) die Bauern aufgeboten avec épieux, halbardes, piques, harquebuzes, bastons auf einen Werwolf in den Territorien von Espagny, Salvange, Courchapon etc. Jagd zu machen. [6]) Der Werwolf wurde eingefangen, es war Gilles Garnier von

---

[1]) Qu'ils prenoyent autant de plaisir lorsqu'ils s'accouploient brutalement auec les louues que lorsqu'ils s'accointoyent humainement avec des femmes. De l'Ancre, Tableau de l'inconstance des Mauvais Anges. Paris 1613, p. 317.

[2]) Denn nach Boguet verlangte das Gesetz, daß ein Verurtheilter lebendig verbrannt werde, wenn er nicht bereuen wolle und wenn er Werwolf gewesen sei. Six Advis en faict de sorcelerie. p. 32. — S. über den obigen Fall Bodin, Demonomanie L. II., c. VI.; ed. Francf. 1603, p. 255; übers. von Fischart p. 120. Wierus, de praestigiis daemonum, Basil 1576, L. VI., c. XI. — Remigius, Daemonolatria, Hamb. 1698, II., p. 184. Boguet, Discours de Sorciers, Lyon 1608, p. 370. — Boissardi Tractatus Posthumus, Oppenh. p. 54. — Wolfeshusius, de Lycanthropia, Lips. 1591, p. 31. — Gockel, Vom Beschreyen p. 98. — Tauben, Dialogi p. 22. — Delrio II., 174. — Calmeil, la folie, Paris 1845, I., 234 ff. — Leubuscher, der Wahnsinn, Halle 1848, p. 18. — Leubuscher, Wehrwolf p. 15—18.

[3]) Boguet, Discours p. 340.

[4]) Ebendas. 370.

[5]) Ebendas. 343. Die Uebereinstimmung der Namen und Angaben dieser Delinquenten mit denen der zuvor genannten Werwölfe von Besançon ist verdächtig und läßt vermuthen, daß wir hier zweierlei Nachrichten über ein und denselben Fall vor uns haben.

[6]) S. den Erlaß nach Calmeil, la folie, Paris 1845, I., p. 279; bei Leubuscher, Wehrw. p. 18, Anm. 1.

Leon; er bekannte, ein kleines Mädchen von 10—12 Jahren mit Zähnen und Tatzen erwürgt, darauf entkleidet [1]) und ihm das Fleisch von Schenkeln und Armen abgenagt, auch seiner Frau etwas davon nach Hause gebracht zu haben; ein zweites Mägdlein habe er umgebracht, sei aber von seinem Mahle verscheucht worden; dagegen habe er ein drittes Kind, einen zehnjährigen Knaben, in den Weinbergen von Credisan getötet und das Fleisch von seinen Beinen und Bauch gefressen; einen andern Knaben habe er in Menschengestalt erwürgt, und obgleich es Freitag gewesen sei, hätte er doch von dem Fleisch gegessen, wenn er nicht daran verhindert worden wäre. Er wurde im Januar 1574 lebendig verbrannt. [2])

Im Jahr 1588 begab sich nach Boquets Erzählung folgende Geschichte in einem Dorf, zwei Meilen von Apchon im Hochgebirg der Auvergne: Ein Edelmann, der Abends aus dem Fenster seines Schlosses schaute, sah einen ihm bekannten Jäger vorüberkommen und bat ihn, ihm bei seiner Zurückkunft etwas von der Jagd mitzubringen. Auf der Ebene wurde der Jäger von einem großen Wolfe angefallen, dem er nach heftigem Kampfe mit seinem Waidmesser eine Pfote abhieb. Auf dem Rückweg kehrte er bei dem Edelmann ein und langte in die Tasche, ihm die Pfote zu zeigen; da zog er eine menschliche Hand mit einem Goldring hervor, den der Edelmann sofort als seiner Frau gehörig erkannte. Er suchte nach ihr und fand sie in der Küche, den Arm unter der Schürze bergend. Als er denselben enthüllte, sah er, daß die Hand abgehauen war. Die Dame wurde vor Gericht gestellt, bekannte und wurde zu Ayen verbrannt. [3])

Der sechzehnjährige Benoit Bidel von Raisan war im Garten mit seiner fünfzehnjährigen Schwester, um Obst zu pflücken. Während er auf

[1]) Auch Boquet (p. 365) erzählt, daß man die Kleider der zerrissenen Kinder stets unversehrt im Felde gefunden habe. S. unten p. 104.

[2]) S. Bodin, Dæmonomania p. 234. Fischart's Uebers. p. 120. Remigius II. 183. — Boquet, Discours p. 341. — Bouquet, La Normandie romanesque, Paris 1845. p. 230. — Leubuscher, Wehrwölfe p. 19.

[3]) Diese Geschichte weiß Boquet (Discours p. 341) von einer glaubwürdigen Person, qui passa par là environ quinze jours après que la chose fut faicte. — S. auch Collin de Plancy, Dictionnaire Infernal, Paris 1818. I. p. 386.

dem Baume saß, kam ein Wolf und fiel das Mädchen an; der Bruder sprang vom Baum, um ihr zu helfen. Der Wolf aber entriß ihm sein Messer und schnitt ihn in den Hals. Man kam dem Knaben zu Hülfe, und er erzählte, daß die Vorderpfoten des Wolfs innen wie eine Menschenhand geformt gewesen seien. Der Knabe starb an der Wunde; man warf den Verdacht auf eine gewisse Perenette Gandillon, die seit jenem Ereigniß abwesend war, und als sie sich wieder blicken ließ, wurde sie von den Bauern erschlagen. [1]) — Bald darauf wurde ihr Bruder Pierre mit seinen beiden Kindern Georg und Antoinette der Zauberei angeklagt. Der Vater gestand, vom Teufel eine Salbe erhalten zu haben, durch die er sich des Abends in einen Hasen, häufiger aber in einen Wolf verwandelt und hierauf durch Wälzen im bethauten Gras wieder menschliche Gestalt erlangt habe. Er soll am ganzen Leib zerkratzt gewesen sein und kaum mehr das Aussehen eines Menschen gehabt haben. [2]) Sein Sohn gestand, als Wolf zwei Ziegen getödtet zu haben; die Tochter bekannte sich der Teufelsbuhlschaft schuldig, und alle drei wurden verurtheilt, vom Henker erdrosselt und hernach verbrannt zu werden.

Weiterhin wurden vier Weiber, Clauda Jamprost, Clauda Janguillaume, Clauda Gaillard und Thievenne Paget als Werwölfinnen hingerichtet. Sie bekannten, in Wolfsgestalt mehrere Kinder aufgefressen zu haben. Die letzte hat nach ihrem Geständniß viel mit dem Teufel zu thun gehabt und vermag daher, vom membre du Demon eine ausführliche Beschreibung zu geben. [3]) — Claude Gaillard hatte einst mit Jeanne

[1]) Boquet p. 361. — Calmeil, folie I. 310. — Leubuscher, Wahnsinn 100. — Leubuscher, Wehrwölfe 20.

[2]) Boquet 365.

[3]) Die nymphomane Phantasie der Unglücklichen und der heilige Forschertrieb der Inquisitoren haben sich mit diesem Gegenstande vielfältig beschäftigt. Es sind gewöhnlich Mädchen von 15—19 Jahren, durch deren Aussagen hierüber selbst die minutiöseste Wißbegierde befriedigt werden konnte. De l'Ancre versäumt nie, die Antworten der Hexen auf dahin bezügliche Fragen mitzutheilen. Alle stimmen überein, daß der concubitus diaboli äußerst schmerzhaft sei, le membre du Demon estant faict à escailles comme un poisson, elles se reserrent en entrant et se leuent et piquent en sortant (Tableau de l'Inconstance, Paris 1613, p. 224). Marie de Marigrane, agée de 15 ans, dit que le membre est moitié de fer, moitié de chair, et de mesme les genitoires (ib. 226). Petry de Linarre dit, que le diable a le membre faict de corne ou

Perrin zuſammen gebettelt und weniger Almoſen erhalten als dieſe. Im Walde angekommen lief ſie in ein Gebüſch, aus dem bald darauf ein Wolf hervorſprang und auf Jeanne Perrin losging, welche im Schrecken ihr Almoſen fallen ließ und entfloh. Jeanne ſagte im Verhör, daß der Wolf an den Hinterfüßen Zehen gehabt habe wie ein Menſch. [1]) — Die Werwölfe berühren nie den Kopf, noch die rechte Seite ihrer Opfer: Gros Jacques gab für den Kopf das Taufwaſſer als Grund an und Claude Janguillaume für die rechte Seite den Umſtand, daß man mit der Rechten das Kreuz ſchlage. [2]) — Die genannten Werwölfinnen tödteten ihre Opfer, indem ſie dieſelben über Felſen und Steine ſchleiften. [3]) — Andere bedienten ſich auch menſchlicher Waffen wie oben Perenette Gandillon. Darum gab der Maler, der die drei Werwölfe in der Kirche von Pouligny malte, jedem ein Meſſer in die rechte Hand. [4]) — Alle dieſe Werwölfe bekannten, daß ſie ſich mit einer Salbe einrieben, worauf ihnen Satan eine Wolfshaut anzog. Boquet fragte eine Hexe, die alt und bucklig war, wie ſie ſo ſchnell auf den ſteilen Höhen habe umherlaufen können, worauf ſie erwiderte, daß Satan ſie getragen habe. [5]) — Zur Entzauberung bedienten ſie ſich reinen Waſſers. [6]) — Durch die Gefangennahme wird der Salbe ihre Zauberkraft benommen. [7])

---

pour le moins il en a l'apparence: c'est pourquoi il faict tant crier les femmes (ib.). Le membre du Diable, s'il est estendu, est long environ d'une aulne, mais il le tient entortillé et sinueux en forme de serpent (ib. 224). Der Same des Teufels iſt eiskalt (Boquet, Discours p. 8; Wolf, Zeitſchr. II., 65) u. ſ. w. — Im erſten Vierteljahr ihrer Gefangenſchaft wollte Thievenne Paget nichts bekennen; da wurde ſie mit ihrem Ankläger, dem dicken Jakob, zuſammengeſperrt und geſtand gleich nach der erſten Nacht. Boquet glaubt daher, dieſes Mittel als probat empfehlen zu können. Discours des Sorciers p. 381.

[1]) Boquet 362.

[2]) Ebend. 367.

[3]) Ebend. 368.

[4]) Ebend. 368. Auch auf dem, Madden's Ausgabe von William and the Werwolf vorgedruckten, alten Holzſchnitt läuft ein Werwolf aufrecht auf den Hinterfüßen, mit einem Meſſer in der rechten Vorderpfote.

[5]) Boquet 364.

[6]) Ebend. 369.

[7]) Ebend. 365.

In den französischen Sagen tritt der Werwolf **ungeschwänzt** auf; so sagt Rynauld ausdrücklich: Toutes Sorcieres transformées en bestes par illusions diaboliques n'ont point de queues. [1]) — Im Jahre 1603 am 18. Juli sah man drei Wölfe ohne Schweif im Gebiet von Deuvres und Jeurre eine halbe Stunde nach einem furchtbaren Hagelwetter und hielt sie für drei verwandelte Wettermacher. [2])

Im Jahre 1598 wurde zu Chalons ein ganz ruchloser Kinderfresser als Werwolf verurtheilt und der Gerichtshof befahl, seinen Proceß mit ihm zu verbrennen, so viel Schmutz und Schlechtigkeit stecke darin. [3])

Im Jahre 1603 wurde vor dem Parlament zu Bordeaux ein dreizehnjähriger Knabe, Jean Grenier, [4]) der Lykanthropie angeklagt. Eine Hirtin, Jeanne Gaberiant, 18 Jahr alt, sagte gegen ihn aus, daß er ihr einen Heirathsantrag gemacht und auf ihre Erwiderung, er sehe so geschwärzt aus, bemerkt habe, das komme von einer Wolfshaut, die er zu tragen pflege; diese Haut habe er von einem gewissen Pierre Labeurant, un homme, qui portoit dans sa maison vne chaine de fer au col, laquelle il rongeoit, et qu'en icelle maison y auoit des personnes en des chaires qui brusloient, des autres en des licts qui flamboyoient et des autres, qui faisoyent rostir et mettoient des

[1]) De la Lycanthropie. Paris 1615, p. 53.

[2]) Boquet p. 340. Daß das Fehlen des Schweifes ein Zeichen diabolischen Wesens am Thiere sei, scheint Shakespeare im Auge gehabt zu haben, als er seine erste Hexe im Macbeth (A. I, Sc. 3) sagen läßt:

> But in a sieve I'll thither sail,
> And like a rat without a tail
> I'll do, I'll do and I'll do.

Stevens in seinem Commentar zu dieser Stelle führt an, daß einige alte Schriftsteller bezeugen, eine Hexe könne in der Thierverwandlung nie geschwänzt erscheinen, und als Grund angeben, that though the hands and feet, by an easy change, might be converted into the four paws of a beast, there was still no part about a woman which corresponded with the length of tail common to almost all our four-footed creatures.

[3]) Leubuscher, Wehrw. p. 23 f.

[4]) De l'Ancre erinnert an den oben angeführten Gilles Garnier und erwähnt, daß noch andere Werwölfe so (Garnier, Grenier — Werner) geheißen haben. Ainsi ce nom est comme fatal aux loups-garoux. Tableau de l'Inconstance p. 312.

personnes en travers sur les chenets et des autres qui estoient en vne grande chaudière. et que la maison et chambre estoient fort grande et fort noire. Pierre habe weiter erzählt, daß er in der Haut zum Wolfe werde und schon Hunde getödtet habe; doch schmecke ihr Blut nicht so gut wie das von Kindern und Mädchen; er laufe so beim abnehmenden Mond jeden Montag, Mittwoch und Samstag eine Stunde umher und mit ihm zugleich neun seiner Nachbarn. — Der Knabe gestand zu, daß er dies Alles gesagt habe, und machte folgende Eröffnungen: sein Vater sei der Arbeiter Pierre Grenier, genannt le Croquant (der Lump), im Kirchspiel zu St. Antoine von Pizen, im Gerichtsbezirk von Coutras; er habe sein elterliches Haus im elften Jahre verlassen, um zu betteln. Auf der großen Straße von Coutras nach Menpon sei ein anderer Knabe Pierre zu ihm gestoßen und habe gesagt, daß ein Herr im Forst von St. Antoine wäre, der sie beide zu sprechen wünsche. Bald darauf hätten sie im Wald einen großen Herrn getroffen, schwarz gekleidet und schwarz beritten, [1]) dem sie guten Tag wünschten, weil es au soleil levant ge-

[1]) Der schwarze Reiter findet sich auch in der Urgicht des oben erwähnten Peter Burgot. Als ihm einst durch ein Gewitter seine Heerde zerstreut worden war und er suchend umherirrte, begegneten ihm drei schwarze Reiter; der letzte derselben redete ihn an, und als er die Ursache seines Kummers erfahren, rieth er ihm, in den Dienst seines Herrn zu treten, und es werde ihm nie an einem Helfer mangeln. Burgot erklärte sich dazu bereit, entsagte Gott und der heiligen Jungfrau und küßte kniend mit entblößtem Haupt zum Zeichen der Unterwerfung des Reiters linke Hand, die schwarz und eiskalt war gleich der eines Todten rc. Wolfhusius, De Lycanthropis p. 31. Leubuscher, Hexenw. p. 15. Dieser schwarze Monsieur de la Forest erinnert an den grand Veneur, den wilden Jäger: Als Heinrich IV. im Walde von Fontainebleau jagte, hörte er in der Ferne Hundegebell, Hörnerklang und gewaltigen Jagdlärm, der sich mit reißender Schnelligkeit näherte. Er schickte den Grafen von Soissons aus, um zu sehen, was das sei. Der Graf ritt vorwärts und hörte einen fürchterlichen Lärm, ohne zu wissen, woher er komme. Da erschien plötzlich ein langer schwarzer Mann im Dickicht, welcher rief: »M'entendez-vous?« und sofort wieder verschwand. — Das Landvolk glaubte, das sei Le Grand Veneur gewesen; Andere halten es für die Jagd des heiligen Hubert. Pierre Matthieu, Histoire de France, L. I., de l'an 1599. De l'Ancre, Tableau p. 312. Der Ort, wo der Schwarze erschien, ist an einem Kreuzweg nicht weit von der Stadt und heißt noch heut La Croix du Grand Veneur. Quarterly Review Vol. XXII. November and March, Lond. 1820, p. 371. Eine Erklärung der Erscheinung bei Collin de Plancy, Dictionnaire Infernal II., p. 381. Le grand veneur erwähnt Grimm, deutsche Myth. p. 895. Gervasius, Ausgabe v. Liebrecht, p. 199.

wesen sei; der Herr sei darauf abgestiegen und habe sie mit eiskalten Lippen geküßt; dann sei er wieder zu Pferde gesessen, habe ihnen das Versprechen abgenommen, zu erscheinen, wenn er nach ihnen verlange, und sei plötzlich aus ihren Augen verschwunden. Sie seien in des schwarzen Herren Dienst getreten, zum Zeichen habe er sie am linken Hinterbacken mit einem kleinen Stachel gezeichnet (et de faict Grenier auoit en la fesse gauche vne marque ronde en forme de petit cachet); sie hätten sein Roß abreiben müssen und wären dafür mit Wein von ihm bewirthet worden. Von diesem seinem Herrn bekomme er eine Wolfshaut, so oft er sie verlange, er salbe sich am nackten Leib und werde zum Wolfe; dann laufe er in den Dörfern der Nachbarschaft umher, wo er schon mehrere Kinder gefressen habe. Sein Vater sei gleichfalls Werwolf; drum habe sich die Stiefmutter von ihm getrennt, nachdem derselbe einmal Stücke von Hundspfoten und Kinderhänden erbrochen habe; sie seien früher auch wohl zusammen auf Raub ausgegangen. Hie und da habe er den Herrn des Waldes in Gesellschaft von anderen Männern gesehen; dieser habe ihm verboten, am Nagel des linken Daumens zu nagen; derselbe behalte ihn auch, so lange er Wolf sei, beständig im Auge, denn sobald er ihn aus dem Gesicht verlöre, würde er wieder zum Menschen. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Werwölfe sei, daß sie ihren Opfern die Kleider abziehen, ohne sie zu zerreißen.

Der Knabe wurde wegen seiner Jugend auf Lebenszeit in ein Kloster eingeschlossen, sein Vater freigesprochen (Bordeaux den 6. Sept. 1603). De L'Ancre besuchte den Jean Grenier später und fand einen Jüngling von 20—21 Jahren, klein für sein Alter und von schwachem Verstand, mit langen schwarzen Zähnen und Nägeln; er bekannte, daß er jetzt noch Lust hätte, Mädchen zu fressen; zweimal habe ihn der Herr des Waldes im Kloster besucht und ihm große Reichthümer angeboten, wenn er zurückkehre, sei aber jedesmal durch das Zeichen des Kreuzes vertrieben worden. [1])

In den meisten dieser Fälle haben wir es ohne Zweifel mit der pathologischen Lykanthropie, mit einem epidemischen Wolfswahn-

[1]) De l'Ancre p. 312.

iinn zu thun. Eclatant ist besonders der Fall eines gewissen Jacques Roulet, der eingestand, als Werwolf Kinder getödtet zu haben. Der Lieutenant criminel von Angers verurtheilte ihn zum Tode; er appellirte jedoch an den obersten Gerichtshof zu Paris, und dieser erkannte, qu'il y avoit plus de folie en ce pauvre idiot que de malice et de sortilège, und gab Befehl, man solle ihn auf zwei Jahre in das Irrenhaus Saint-Germain-des-Prés bringen, um ihn dort zu unterrichten und so weit in seinem Geiste wieder herzustellen, daß er zur Erkenntniß Gottes zurückgeführt werde, der ihm durch seine äußerste Armuth unbekannt geblieben sei. Dieß geschah im November 1598. [1])

In diesem krankhaften Wahn der Unglücklichen spiegelt sich der allgemeine Aberglaube ihrer Zeit, und es brauchte lange, bis man sich zu diesen Erscheinungen so objectiv verhalten konnte, um ihr wahres Wesen zu erkennen. Leubuscher hat mit Recht diese französischen Werwolfsprocesse seiner Monographie zu Grunde gelegt; wenn er aber die Sage überhaupt auf Geisteskrankheiten zurückführen will, so beirrt ihn hier sein einseitig medicinischer Standpunkt.

Die Literatur der pathologischen Lykanthropie ist sehr alt; schon Oribasius Sardianus unter Julian Apostata schrieb über diesen Wahnsinn, weiterhin der Araber Avicenna u. A. [2]) Siehe Böttiger in Sprengels Beiträgen zur Geschichte der Medicin Bd. I. 2. Stück, Halle 1795, pag. 3—45, wieder abgedruckt in Böttigers Kleinen Schriften, gesammelt von Sillig, Dresden und Leipzig 1837, Bd. I., p. 135 ff. Friedreich, Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie. Würzburg 1830. p. 17 ff.

Die Krankheit beschreibt der englische Dichter Webster in der Herzogin von Amalfi [3]) folgendermaßen:

[1]) Bosquet, la Normandie romanesque. Paris 1845. p. 229. Calmeil. folie I., 336. Leubuscher, Wahnsinn p. 107. Leubuscher, Wehrw. 22 f.

[2]) Lycanthropia, which Avicenna calls Cucubuth, others Lupinam insaniam or Wolf-madness. Burton, Anatomy of Melancholy by Democritus Junior. Lond. 1849. p. 88. — Nach Görres (Christliche Mystik, Regensburg 1840, Bd. III., p. 268) bezeichnet man die Lykanthropie im Arabischen mit Chatrab — „von einem wasserscheuähnlichen über die Wässer hinlaufenden Thiere".

[3]) Act V., Sc. 2, f. Bodenstedt, Shakespeare's Zeitgenossen, Berlin 1858, Bd. I., p. 163.

Menſchen, die geplagt
Von dieſem Uebel ſind, anſtt Einbildung
So trüber Art, daß ſie ſich für verwandelt
In Wölfe halten und im nächt'gen Dunkel
Zum Friedhof ſchleichen, Leichen aufzuſcharren.
So fand man vor zwei Nächten unſern Herzog
Um Mitternacht in einem ſchmalen Gäßchen
Hinter der Marcuskirche, mit dem Beine
Eines Begrabenen auf der Schulter, und
Entſetzlich heulend ſagte er dazwiſchen,
Er ſei ein Wolf, nur mit dem Unterſchiede,
Daß bei den Wölfen ſich die rauhe Seite
Nach auswärts kehre und bei ihm nach einwärts,
Und er bat die Begegnenden, das Schwert
Zu ziehn und ſelbſt zu prüfen, ob's nicht wahr ſei.

Ganz ähnlich war die Ausſage des Kranken, der vor den italieniſchen Arzt Pomponacius gebracht wurde. Bauern hatten ihn im Heu gefunden, und da er ihnen zurief, ſie ſollten ſich aus dem Staube machen oder er werde ſie freſſen, fiengen ſie ihn wie ein wildes Thier und begannen ſchon, ihn zu ſchinden, um zu erfahren, ob er wirklich das Wolfsfell nach innen gekehrt hätte, als ihn der Arzt aus ihren Händen befreite. Er wurde durch Medicamente wieder geheilt. [1]) — Einem Lykanthropen, der von einer Maſſe Volks umringt, den ganzen Schenkel eines Leichnams auf der Schulter forttrug, begegnete Donatus von Altemare aus Neapel. [2])

[1]) Camerarius, Operæ horarum subcisivarum sive meditationes historicæ. Francof. 1615. p. 328. — Collin de Plancy, Dictionnaire Infernal I., 389. — Schauplatz vieler ungereimten Meynungen, 2. Band, Berlin 1739, p. 590. Leubuſcher, Wehrw. p. 13, Anm. 1. S. auch Joh. Finecius, De mirabilibus L. XI.: Ein Bauer in Pavia fiel im Jahr 1541 mehrere Leute auf dem Felde an und tödtete ſie. Als man ihn fieng, behauptete er, Wolf zu ſein und die Haare nach innen zu tragen. Da ſchnitten ihm die Richter — lupi truces voraces que — Arme und Beine ab, um die Wahrheit ſeiner Ausſage zu unterſuchen; er ſtarb trotz der ärztlichen Behandlung in wenigen Tagen. Godelmann, Von Zauberern, Hexen und Buholden, überſ. von Nigrinus, Frankf. 1592, 4., p. 186. Goulart, Histoires admirables et memorables de nostre temps recueillies de plusieurs autheurs. I., p. 286—337. ed. 1620. — Bodin, Daemonomania p. 236. Fiſchart's Ueberſ. p. 121. Remigius II., 184. — Tobeneck II., 176. Leubuſcher, Wehrw. 13.

[2]) De medendis humani corporis malis c. 9. — Leubuſcher, Wehrw. p. 15.

— Webster hat wohl nach diesen beiden allbekannten Fällen das Bild seines lykanthropen Herzogs entworfen.

Das Wesen der pathologischen Lykanthropie ist ein thierischer Mordtrieb, eine wollüstig grausame Gier nach Blut und Menschenfleisch. Leubuscher stellt sie mit einer Reihe ähnlicher Krankheitserscheinungen zusammen.[1]) Ich verweise den Leser auf seine Abhandlung und kehre zur französischen Werwolfssage zurück.

Als schnelle Dienerinnen des Teufels erscheinen einige weibliche Werwölfe bei Rynauld:[2]) Ein Bauer, der beim Dreschen durch die beständigen Bitten seines Kindes um Wasser gestört wurde, rief endlich ärgerlich: »Le diable te beve!« Da brachen plötzlich fünf Werwölfinnen ein, raubten das Kind und brachten es dem Teufel, der ihm durch die große Zehe alles Blut im Leib aussaugte. Dann zerschnitten es die Hexen und sotten es in einem Kessel, theils um davon zu essen, theils um Salben zu bereiten. Dieß geschah in Gressi bei Lausanne im Jahr 1604. Alle fünf wurden in Lausanne verbrannt.[3])

Der Glaube an Hexen und Werwölfe hat in Frankreich am Abbé Bordelon seinen Cervantes gefunden. Dieser schrieb anonym die Abenteuer von Monsieur Oufle[4]) (anagrammatisch: le fou), der durch das Lesen der vielen Zauber- und Hexenbücher verrückt wurde. Sehr ergötzlich sind die ersten Capitel des Buchs, wo erzählt wird, wie Mr. Oufle eines Abends in der Weinlaune eine Bärenmaske seines Sohns anzieht, um seine Frau zu schrecken, darüber aber einschläft und in der

[1]) Die Menschenfleischgelüste schwangerer Frauen, deren einige ihre Männer ermordeten, um von ihrem Fleisch zu essen. Leubuscher p. 57. Verschiedene Kindermörder p. 58 ff. Bichel, der Mädchenschlächter; Bertrand, der Leichenfleischer und Leichenschänder u. s. w.

[2]) De la Lycanthropie, Paris 1615, p. 50.

[3]) Von einer andern Schweizer Hexe, die in Wolfsgestalt einen Arm verliert, s. ebend. p. 52.

[4]) Das Original war mir leider nicht zugänglich, dagegen eine gleichzeitige englische Uebersetzung: A History of the ridiculous Extravagancies of Monsieur Oufle, written originally in French by the Abbot B(ordelon). Lond. 1711. 8. S. eine deutsche in Danzig 1712 gedruckte Uebersetzung in Horst's Zauberbibliothek, Mainz 1822, Bd. III., p. 287 ff.

Nacht, durch einen plötzlichen Lärm geweckt, sich beim Befühlen seines zottigen Aeußern in einen Wolf verwandelt glaubt und mit grausigem Geheul durch die Straßen läuft, wo sich manch hübsches Abenteuer ereignet, bis ihn endlich sein vom Ball heimkehrender Sohn erkennt und nach Hause bringt.

Die Erinnerung an den Werwolf lebt noch in den heutigen französischen Volkssagen fort. So erzählt man in Poitou, daß dort die Werwölfe besonders zahlreich gewesen seien, man nannte sie la bête bigourne, qui court la galipode (?) [1]) Wenn die Leute den Werwolf heulen hören, was immer in der Mitte der Nacht geschieht, so hüten sie sich wohl, den Kopf zum Fenster hinauszustrecken, weil sie dadurch einen verrenkten Hals bekämen. [2]) Wenn man den Werwolf mit einer Gabel — oder nach Pluquet [3]) mit einem Schlüssel — zwischen die Augen schlägt, so ist er entzaubert. [4])

Mlle. Bosquet [5]) erzählt, daß erst im Anfang dieses Jahrhunderts der Glaube an Werwölfe in der Normandie erloschen sei. Der Werwolf war ein verfluchter oder ein von Gott abgefallener Mensch, der sieben Jahre lang allnächtlich in Wolfsgestalt umherschweifen mußte; doch konnte er auch vor Ablauf dieser Zeit erlöst werden, wenn man ihm, so lang er verwandelt war, drei Messerstiche auf der Stirne zwischen den Augen beibrachte, so daß Blut floß; waren aber die Stiche zu schwach und unblutig, so erneuerte sich die Macht des Satans über den Verwandelten und seine Erlösung war noch einmal auf sieben Jahre, von diesem Augenblicke an gerechnet, hinausgeschoben. Ebenso begann seine Buße von Neuem, wenn man ihn beim Namen nannte. — In anderen Gegenden glaubte man, der Werwolf müsse nur vier Jahre umherschweifen. Die Wolfshaut hieß normannisch hure. Der Werwolf mußte während seiner Verwandlung fasten, bei seinen nächtlichen Wanderungen vor jedem

[1]) Collin de Plancy. Dict. inf. I. 388.

[2]) Ebend.

[3]) Contes populaires etc. p. 15.

[4]) Collin I. 388.

[5]) La Normandie romanesque et merveilleuse par Amélie Bosquet. Paris 1845. chap. XII.

Kreuz Halt machen und sich von unsichtbaren Händen geißeln lassen. [1]) Auch ritt ihn oft der Teufel durch Dick und Dünn, und am andern Morgen trug er nach seiner Rückverwandlung die Schrammen und Wunden an seinem Menschenleib. — Im Departement La Manche glaubt man, daß man siebenmal excommuniciert werden sein oder seine Seele um irdische Güter dem Teufel verkauft haben müsse, um Werwolf zu werden. In dieser Gegend schweifen die Werwölfe in den mannichfaltigsten Gestalten zwischen Weihnacht und Lichtmeß umher. — Im Gebiet von Pont-Audemer schweifen sie dagegen nur zur Adventszeit; man nannte das courir le varou, in der Niedernormandie guérou. — Im Bezirk Cormeilles war ein Pächter im Verdacht des courir le varou, und um sich dessen zu vergewissern, verhinderten ihn seine Leute eines Abends, die Thüre zu gewinnen. Doch als die verhängnißvolle Stunde kam, ergriff er einen Besenstiel, setzte sich rittlings darauf und fuhr durch das Kamin davon. — Wenn man den Werwolf tödten will, muß man eine geweihte Kugel haben und darf Niemand seine Absicht mittheilen; hat man diese Vorsicht angewandt, so braucht man nicht auf den Wolf selbst, sondern nur auf seinen Schatten zu zielen; Einige sagen sogar, man könne ihn auf keine andere als diese Weise treffen. — Der sterbende Werwolf erreicht nie mehr sein Haus, sondern bleibt in einiger Entfernung von demselben liegen, meist in der Nähe eines unbewohnten Gebäudes. Im Sterben verwandelt er sich in seine Menschengestalt, nur ist sein Buckel bedeutend größer und ein Bein länger als das andere.

Häufig ist der Werwolf auch die verwandelte Leiche eines Verdammten, der, den Qualen seines Grabes zu entrinnen, Sarg und Hügel durchbricht, um in der Nachtluft umherzuschweifen, wiederum ein Anklang an die Banquoriage. Zuerst beginnt der friedlose Leichnam das Schweißtuch, das ihm über dem Angesicht liegt, zu benagen und aufzuzehren. Dann hört man schreckliche Klagetöne aus der Erde herauf, er hebt die Decke über sich empor, und Flammen der Hölle schlagen heraus. Aber der Pfarrer wacht über die Gräber, und wenn er nächt-

[1]) Dubois, Annuaire statistique de l'Orne 1809. Man sieht, die Sage ist hier völlig christianisiert.

licher Weile jenes Geschrei vernimmt, so gräbt er unter Beihülfe des Sakristans mit einem Spaten den Leichnam aus, schneidet ihm den Kopf ab und trägt diesen, nicht ohne Anfechtungen von Seiten höllischer Hunde, zum nächsten Fluß, wo er ihn versenkt. Das verfluchte Haupt aber ist so schwer, daß es nicht nur sofort auf den Grund fällt, sondern sich langsam durch die Erde hinabrückt zu der Stätte seiner ewigen Qualen.

Von König Johann ohne Land gieng die Sage, daß er nach dem Tode als Werwolf umgegangen sei. Ein alter normannischer Chronist berichtet, daß die Mönche von Worcester in Folge eines schrecklichen Lärms, den sie über seinem Grabe vernahmen, sich genöthigt sahen, seinen Leib auszugraben und ihn aus der geweihten Erde zu werfen. Ainsi se trouva complètement réalisé le funeste présage attaché à son surnom de Sans-Terre, puisqu'il perdit de son vivant presque tous les domaines soumis à sa suzeraineté, et que, même après sa mort, il ne put conserver la paisible possession de son tombeau. [1])

Eine andere Art von gespenstigen Werwölfen scheinen die Lubins zu sein, welche in Schaaren die Kirchhöfe heimsuchen, um die Leichen auszugraben; sie werden angeführt von einem großen schwarzen Lubin, der, sobald Menschen der Heerde nahen, ausruft: Robert est mort! Robert est mort! worauf sich die ganze Schaar auf die Flucht begibt. [2])

Auch das Gespenst eines wirklichen Wolfs, den Saint Loup im fünften Jahrhundert mit seiner Stola gefesselt und im Flusse Drôme ertränkt hat, daher La bête Saint Loup genannt, zeigt sich in der Gegend von Bayeux. [3])

[1]) Bosquet p. 238. Gabr. Dumoulin. Histoire de Normandie, L. XIV., p. 259. — Bei Gelegenheit dieses königlichen Werwolfs muß ich folgende Andeutung Bodins erwähnen: Et se trouvent plusieurs livres publiez en Allemaigne, que l'un des plus grands Roys de la Chrestienté, qui est mort n'a pas longtemps, souvent estoit mué en loup, et qui estoit en reputation d'estre l'un des plus grands Sorciers du monde. Demonomanie, Paris 1587, p. 108, ed. Francof. 1604, p. 237. Fischart's Uebers. p. 121. Remigius II., 185. Bodin schrieb in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Wen er mit diesem kürzlich verstorbenen königlichen Zauberer meint, konnte ich nicht erfahren.

[2]) Ausland vom 7. September 1837: Briefe aus der Normandie, Bayeux. Rebullia bei Pluquet. Contes p. 14.

[3]) Pluquet. Contes populaires. Rouen 1834. p. 17.

Von normannischen Hexenkatzen, welche im Schlosse Vernon entdeckt wurden, berichtet Bodin.[1]) Von der Erscheinung eines kettenklirrenden Hundes — Le Rongeur d'os — in Bayeux erzählen Planet[2]) und Bosquet[3]) mit der Bemerkung, daß dieß ein von Zauberern oder vom Teufel verwandelter Mensch sei. — Ein in der Gegend von L'Aigle und besonders in Tourouvre häufig gesungenes Volkslied erzählt von einem Mädchen, das bei Nacht als Hindin im Walde schweifen muß, wo es sein eigener Bruder Lion jagt und schließlich erlegt.

Mandons le dépouilleur
Qu'il dépouille la biche.
Celui qui la dépouille
Dit: »Je ne sais que dire:
Elle a les cheveux blonds
Et le sein d'une fille.«[4])

In der keltischen Bretagne, welche die Heimath der eben besprochenen Lais von Bisclavaret und Melion war, hat sich der Glaube an Werwölfe noch bis auf unsere Zeit erhalten. Die Wolfsgestalt dient hier den Zauberern als beliebte Verkleidung, wenn sie zum Hexensabbath fahren. So sagt La Tour d'Auvergne-Corret:[5]) Dans l'opinion des Bretons ces mêmes hommes (les sorciers) se revêtent pendant la nuit de peaux de loups et en prennent quelque fois la forme, pour se trouver à des assemblées où le demon est supposé présider.

Auch die Kelten jenseits des Kanals kennen diese Verwandlung. Einer wälischen Werwölfin erwähnen die Mabinogion.[6]) Joseph Walker in seinem satirischen Gedicht auf die irischen Zustände[7]) sagt:

[1]) Demonomania, Francf. 1604. p. 236. Scheible's Uebers. p. 121. Remigius II. 184.

[2]) Contes p. 16.

[3]) La Normandie p. 236.

[4]) Antiquités de la ville de l'Aigle et de ses environs par G. Vaugeois. 1841, p. 584. — Bosquet p. 81 ff.

[5]) Origines Gauloises, celles des plus anciens peuples de l'Europe. Paris an Vme de la Rép. Franç., p. 39.

[6]) San Marte, Beiträge zur bretonischen Heldensage (Bibliothek der deutschen Nat.-Lit. Abth. II., Bd. 3) p. 32 und 65.

[7]) Historical Memoirs of the Irish Bards. Lond. 1786. 4., p. 149.

The next strange story, which his ears
Received, was of some wolves and bears,
Who once were men of worth and fame,
But by enchantment brutes became
And wou'd (if tales sing truth) obtain
Their former human shape again.

Camden [1]) berichtet von der Grafschaft Tipperary in Irland, dort gehe die Sage von Menschen, die jedes Jahr in Wölfe verwandelt würden; er versichert jedoch, daß er nicht daran glaube.

Ein älteres Zeugniß lesen wir bei Giraldus Cambrensis: [2]) Ein Priester wurde auf seiner Wanderung de partibus Ultoniæ versus Mediam von einem Wolfe nächtlicher Weile angesprochen: De quodam hominum genere sumus Ossyriensium (Ulster), unde quolibet septennio per imprecationem Sancti cujusdam, Natalis scilicet abbatis, duo, videlicet mas et fœmina, tam a formis quam finibus exulare coguntur. Formam enim humanam prorsus exuentes induunt lupinam. Completo vero septennii spatio, si forte superstites fuerint, aliis duobus ipsorum loco simili conditione subrogatis, ad pristinam redeunt tam patriam quam naturam. [3]) — Der Wolf führte hierauf den Priester zu seiner Unglücksgenossin, damit er ihr, die am Sterben lag, die heilige Wegzehrung gebe, und um ihn ihres Menschenthums zu versichern, streifte er ihr mit der Pfote die Wolfshaut vom Kopf bis zum Nabel herunter et ita statim expressa forma vetulæ cujusdam apparuit. Der Priester gab ihr das Sakrament und der Wolf zog ihr hierauf das Fell wieder über den Kopf. [4]) — Höchst merkwürdig ist hier die Uebereinstimmung mit der uralten arkadischen Werwolfssage in Betreff der regelmäßig sieben Jahre währenden Verwandlung; dieser Zug mag in das dunkelste Alterthum hinaufreichen, wo die Kelten mit den übrigen

[1]) Britannia by W. Camden translated by Rich. Gough. sec. Edit. Lond. 1806. fol. Vol. IV., p. 203.

[2]) Topographia Hiberniæ L. II., c. 19. aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrh.

[3]) Diese Stelle findet sich auch in dem neu edierten Eulogium Historiarum sive Temporis aus dem 14. Jahrhundert, herausgegeben von Haydon unter den Rerum Britannicarum medii ævi scriptores, Lond. 1860. II., p. 129.

[4]) Gervasius, herausgeg. von Liebrecht, p. 161.

indogermaniſchen Stämmen noch in innigem Verkehr ſtanden. Der verfluchende Heilige iſt an die Stelle eines beleidigten Gottes getreten; bei der Deutung mag auch hier an periodiſch wiederkehrende Sühnopferfeſte zu denken ſein.

Die keltiſchen Hexen verwandeln ſich vorzugsweiſe in Haſen und ſaugen an den Kühen. Giraldus erzählt davon in ſeiner Topographia: [1]) Vetulas quasdam tam in Gwallia (Wales) quam in Hibernia et in Scotia se in leporinam transmutare formam, ut adulterina sub specie ubera sugendo lac alienum occultius surripiant, vetus quidem et adhuc recens frequensque querela est. [2]) — Dieß bezeugt auch das Eulogium Historiarum [3]): in formam leporinam dicunt se transmutare, ubera vaccinea sugendo, alienum lac furendo, leporarios magno cursu fatigando. — Siehe weiterhin die iriſche Sage von der alten Frau, welche in Haſengeſtalt die Euter einer graſenden Kuh ausſaugte, von Hunden gebiſſen und an ihren Wunden hernach erkannt wurde, in Folge deren ſie ſtarb. [4]) — Der Glaube lebt noch jetzt in Schottland: Athenäum November 1846 p. 1141: She has been seen a hundred times milking the cows in the shape of a hare. [5])

Im Oſten Europas hat der Werwolf ſeine unheimlichſte Geſtalt durch die Verbindung mit dem Vampyr erhalten. Bei dem größten Theil der ſlaviſchen Stämme gehen nämlich beide Vorſtellungen in einander über. Der ſerbiſche Name für Werwolf iſt vukodlak, eigentlich Wolfspelz (dlaka ſerbiſch Haar, altböhmiſch tlak Schambaare), polniſch wilkolak, böhmiſch wlkodlak, bulgariſch und ſlovakiſch vrkolak, weißruſſiſch wawkalak, dalmatiſch vakudlak, griechiſch βρύκολαξ; [6]) dieſelben Wörter werden auch für Vampyr gebraucht.

In den älteren Sagen iſt dieſe Vermiſchung der Vorſtellungen von

[1]) L. II., c. 19.

[2]) S. Gervaſius, herausgeg. von Liebrecht Anm. 7.

[3]) Vol. II., p. 127.

[4]) Erin v. K. v. K. Stuttg. u. Tüb. 1847. Bändchen 3: Sagen und Mährchen p. 127 ff., und mehrere Beiſpiele in den Anmerkungen p. 282.

[5]) S. auch Grose, Glossary of provincial words, im Anhang: Superstitions p. 26.

[6]) Lettiſch wilkats. Grimm, D. M. 1048.

Werwolf und Vampyr noch nicht bemerkbar. Hieher gehört nach Schafarik [1]) Herodots Bericht von den Neuren, welche jedes Jahr einige Tage zu Wölfen wurden: L. IV., c. 105: λέγονται γὰρ ὑπὸ Σκυθέων καὶ Ἑλλήνων τῶν ἐν τῇ Σκυθικῇ κατοικημένων ὡς ἅπαξ ἑκάστου ἔτεος ἕκαστος τῶν Νευρῶν ἕκαστος λύκος γίγνεται ἡμέρας ὀλίγας καὶ αὖτις ὀπίσω ἐς ταὐτὰ κατίσταται ἐμὲ μὲν νυν ταῦτα λέγοντες οὐ πείθουσι. — Neuri statis temporibus in lupos transfigurantur, deinde exacto spatio, quod huic sorti attributum est, in pristinam faciem revertuntur. Solinus Polyhistor c. XV., 2. Herodot erwähnt sonst noch, daß die Neuren scythische Gebräuche hätten, unter welchen er an einer andern Stelle (L. IV. c. 62) besonders die Menschenopfer hervorhebt. Selinus [2]) und Pomponius Mela [3]) zählen die Neuren gleichfalls zu den Völkern, welche ihrem Schlachtengott die Gefangenen opfern.

Aus dem Mittelalter haben wir Berichte von Olaus Magnus: [4]) In Liefland verwandeln sich alljährlich zur Weihnachtszeit unzählig viele Menschen durch Zaubertränke in Wolfsgestalt; sie kommen zusammen in den Ruinen einer alten Burg auf der Grenze zwischen Liefland, Kurland und Samogitien; unter den Trümmern steht noch eine hohe Mauer, welche die Werwölfe zu überspringen haben; weisen Kräfte hiezu nicht ausreichen (und zwar bleiben während der Verwandlung die Kräfte des Menschen dieselben wie zuvor), der wird von den diabolischen Führern der Schaar gezeißelt. Hierauf durchziehen sie nächtlicher Weile das Land und hausen schlimmer als natürliche Wölfe; sie fallen mordend, raubend und zerstörend in die Wohnungen, fressen Thiere und Menschen und saufen das Bier aus den zertrümmerten Fässern. — Nach Majolus [5]) werden die

[1]) Grimm, D. M. 1049 f.

[2]) Populis istis Deus Mars est: pro simulacris enses colunt. Homines victimas habent. a. a. O.

[3]) Mars omnium Deus: ei pro simulacris enses et cinctoria dedicant homines que pro victimis feriunt. De situ orbis L. I., c. 1, 13.

[4]) Historia de gentibus septentrionalibus, Romæ 1555, L. XVIII., c. 45. Deutsch in Bunge's Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands, Bd. IV., Dorpat 1845, p. 101 ff.

[5]) Dier. canicul. Helenopoli 1612 II., colloq. 3.

Werwölfe durch einen hinkenden Knaben gesammelt, der durch die Dörfer geht und die Diener des Teufels zusammenruft; die Säumigen werden von einem großen, langen Mann mit einer Peitsche von Eisendraht und Kettlein geschlagen. Die Spuren der Hiebe soll man noch lange an den Leibern der Mißhandelten erblicken können. Sie schwimmen über einen Fluß und werden dadurch zu Wölfen. [1]) Als solche zerfleischen sie das Vieh; aber Menschen zu verletzen ist ihnen nicht gestattet. Wenn sie an ein Wasser kommen, so spaltet es der Führer mit einem Geißelschlag, und alle kommen trockenen Fußes hinüber. Nach zwölf Tagen werden sie wieder zu Menschen. [2]) — Olaus erzählt weiter: Ein Edelmann reiste durch einen Wald mit seinem Gefolge, worunter einige zauberkundige Bauern waren. Sie fanden kein Obdach für die Nacht und waren sehr hungrig. Da erbot sich einer der Diener, ihnen ein Lamm von einer in der Ferne weidenden Schafheerde zu bringen, wenn sie sich bei Allem, was sie sehen sollten, ruhig verhielten. Darauf schlüpfte er in das Dickicht, verwandelte sich in einen Wolf und raubte als solcher ein Lamm aus der Heerde, das seine Gefährten freudig in Empfang nahmen. Dann kehrte er aus dem Walde wieder als Mensch zurück. [3]) — Aus der neueren Zeit ist folgende liefländische Erzählung: Die Gattin eines Edelmannes sprach gegen einen ihrer Leibeigenen den Zweifel aus, ob die Verwandlung von Menschen in Wölfe möglich sei. Jener aber versprach ihr, er wolle, sobald sich nur eine passende Gelegenheit darböte, den Beweis liefern, gieng darauf allein in sein Zimmer, und bald lief ein Wolf über das Feld hin. Hunde verfolgten ihn und rissen ihm trotz

[1]) Boissardi Tractatus Posthumus p. 54. S. die arkadischen Werwölfe p. 37.

[2]) S. auch Boissardi Tractatus posthumus p. 54. Peucerus, Commentarius de praecipuis divinationum generibus 1591. p. 169. Peucer hielt die Geschichte, wie er versichert, lange für eine Fabel, bis ihn die Berichte von Kaufleuten, die viel in Livland reisten, überzeugten (Tobeneck II., 163. Bosquet, la Normandie p. 226). Simplicissimus von Grimmelshausen, herausgegeben von Keller, Stuttg., Literar. Verein 1854. Bd. II., p. 207: die Unteutsche hinder Liffland, die sich zu gewissen Zeiten des Jahrs in Werwölff verwandlen. — Schottus, Physica curiosa. Herbipoli 1662, c. 26. — Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 215. Bechstein, Sagenbuch p. 216. — Leubuscher, Wehrw. 5 ff. u. s. w.

[3]) Leubuscher p. 6.

seiner hartnäckigen Vertheidigung ein Auge aus. Am andern Tag erschien der Leibeigene einäugig vor seiner Herrin. [1])

Auch das benachbarte **Kurland** ist reich an Werwölfen, s. die Abhandlung von Rhanäus in Supplement III. der Breslauer Sammlungen von Kanold 1728: Der Werwolf Wepster Mickel, der sich in Fleisch einen guten Tag machen will, wird von seinem Weibe Lebba gewarnt, in die Heerde seiner Herrschaft zu fallen, da diese von bösen Hunden bewacht werde. Er thut es dennoch und wird vom Herrn selbst geschossen, so daß er wüthend nach Hause hinkt und im Zorn seinem eigenen Pferd die Gurgel durchbeißt (angeblich vom Jahr 1697). — In einer andern Erzählung hört ein Jäger, der auf einen Haufen Wölfe schießen will, eine Stimme aus dem Haufen: „Gevatter, Gevatter, schieß nicht! Es wird nicht gut werden!" (im Jahr 1684). — Zu einem verhafteten Lykanthropen wird ein Bauer in's Gefängniß gebracht, der ihn bitten muß, die Kuh eines andern Bauern, der ihn heftig beleidigt habe, zu zerreißen. Der Gefangene verspricht es nach langem Weigern auf die folgende Nacht, und als der Bauer den Tag darauf wieder in's Gefängniß kommt, giebt er ihm die Versicherung, daß es gethan sei. Die Kuh wird wirklich im Stall zerrissen gefunden; an dem Gefangenen aber hatten die hiezu bestellten Wächter nichts bemerkt, als daß er die Nacht in tiefem Schlafe gelegen und nur eine kleine Zeit mit dem Haupt und den Händen und Füßen einige Bewegungen gemacht habe. [2]) — Hauber [3]) erzählt, wie in einem kurländischen Krug ein Bauer mit seinem Glas an den Tisch einiger Deutschen trat und zu einem, der die Sprache nicht verstand, sagte: «Pasdo dse wan güntzig!» zu deutsch: „Es gilt dir wie mir, mein Herr!" Der Angeredete, welcher aus den Geberden abnahm, daß ihm der Bauer eins zugebracht, wollte ihm zu deutsch den Trank gesegnen. Aber es wurde ihm sofort von seinem ihm zur Seite sitzenden Landsmann der Mund zugehalten und auch den übrigen Fremden ver-

[1]) Leubuscher p. 6.

[2]) S. Sprengel, Beiträge zur Geschichte der Medicin, Bd I., 2. Stück, p. 65 ff. — Leubuscher 9 f. S. oben p. 9. Nr. 4.

[3]) Bibliotheca Magica, 29. Stück, 1742. p. 286.

boten, auf das Zutrinken ein Zeichen zu geben. Der Bauer aber wurde geschlagen, bis Blut kam, und dann hinausgeworfen. Als die Fremden um den Grund dieser Handlungsweise fragten, wurde ihnen erklärt, daß jeder, der den Trunk des Bauern gesegnet hätte, des Abends für gewiß zu einem Werwolf, „jener aber dessen ledig worden wäre", solche „böse Anführung" sei schon vielen der Sprache unkundigen Deutschen begegnet. Deßhalb hätte der Bauer von den Andern „auch wider ihren Selbswillen einig zu seinem Besten müssen geschlagen werden." Auch wurden dem Deutschen am folgenden Morgen eine Menge solcher nach Hause laufender Werwölfe gezeigt, welche sich vom natürlichen Wolf dadurch unterschieden, daß sie den Schwanz wie ein gerades Scheit oder Stück Holz ausreckten, während der gewöhnliche Wolf ihn unter sich und zwischen die Beine hängen läßt. [1]) — Die Werwölfe in Kurland hassen die Hexen und bringen sie um, wo sie nur können. [2]) Dieß erinnert an den Haß des Wodansheers, der wilden Jäger, gegen die Moosweibchen.

In Polen finden sich gleichfalls Spuren von jenen alten Werwölfen, welche jährlich eine gewisse Zeit umgehen, und zwar geschah dieß nach dem Glauben des Mittelalters zweimal des Jahrs, um Weihnacht und zur Johannisfeier. [3]) In der neueren Sage ist der wilkolak jedoch meist das Opfer der Rache einer bösartigen Zauberin: Als einst junges Volk an der Weichsel tanzte, brach ein Wolf in ihre Reihe und schleppte die schönste Dirne des Dorfs davon. Die Burschen folgten ihm, aber da sie ohne Waffen waren, entkam der Wolf mit seiner Beute in den Wald. Nach fünfzig Jahren, als die Dorfjugend eben auf demselben Platze wieder sich belustigte, erschien ein trauriger eisgrauer Mann, in dem ein Greis des Dorfs seinen längst verlorenen Bruder erkannte. Dieser erzählte, wie ihn einst eine böse Hexe zum Werwolf verflucht habe, wie er das schöne Mädchen am Grndfest geraubt und wie das arme Kind ein Jahr darauf vor Kummer im Walde gestorben sei. „Von nun an," fuhr

[1]) Daß ist aus einem Buch: Simia Dei oder von der Neidschwedischen Hexerei p. 102.

[2]) S. die Stelle aus Majolus bei De l'Ancre, Tableau de l'Inconstance p. 307 ff. — A. Lercheimer, Christlich Bedencken, Scheibles Kloster V., p. 302.

[3]) Hanusch, die Wer-Wölfe oder Liko-Dlaci in Wolf's Zeitschr. f. D. M. 10, p. 197.

er fort, „warf ich mich mit wüthendem Heißhunger auf alle Menſchen.“ Dabei zeigte er ſeine noch ganz mit Blut beſprützten Hände. „Vier Jahre ſchon irre ich nun von Neuem in Menſchengeſtalt umher und bin gekommen, um meine Heimat noch einmal zu ſehen, denn bald muß ich wieder zum Wolfe werden.“ Kaum hatte er dieß geſagt, als er in Wolfsgeſtalt aufſprang und heulend davonlief, um nie mehr geſehen zu werden. [1]) — Von einem Andern wird erzählt, daß ihn eine Hexe, die in ihn verliebt war und die er abgewieſen hatte, in einen Werwolf verwandelte. Er hatte trotz ſeiner Thiergeſtalt Abſcheu vor rohem Fleiſch und nährte ſich von Milch, Brot und anderen Speiſen, die er den Schnittern im Feld abjagte. So trieb er ſich, ohne zu ſchlafen, Jahre lang umher, bis ihn einſt große Müdigkeit überkam und er einſchlief. Beim Erwachen ſah er ſich wieder zum Menſchen geworden und lief nackt, wie er war, in ſein Dorf, wo er übrigens Alles verändert fand. [2]) — Ein Bauer war ſieben Jahr Werwolf geweſen; da löſte ſich der Hexenfluch und er kehrte nach ſeiner Hütte zurück. Dort fand er aber ſeine Frau mit ſeinem früheren Knecht verheirathet, und im Zorn rief er aus: „O warum bin ich kein Werwolf mehr, um dieſes böſe Weib zu ſtrafen!“ Doch kaum hatte er dieſe frevelhaften Worte geſprochen, als er, auf's Neue zum Wolf geworden, auf ſeine Frau losſtürzte, das Kind, das ſie von dem Knecht empfangen hatte, verſchlang und ihr ſelbſt tödtliche Biſſe verſetzte. Die Nachbarn liefen zuſammen und erſchlugen ihn; doch als Licht kam, entdeckten ſie ſtatt eines todten Wolfs die Leiche des ihnen wohlbekannten Mannes. [3]) — Eine Hexe kam auf eine Hochzeit, drehte ihren Gürtel zuſammen, legte ihn auf die Schwelle und goß einen aus Lindenholz gebrauten Trank den Leuten unter die Füße. Als darauf die Neuvermählten mit den Gäſten über die Schwelle traten, wurden ſie alsbald in Wölfe verwandelt. So liefen ſie drei Jahre mit furchtbarem Geheul um das Haus der Hexe. Am Tag, da der Zauber um war, trat dieſe mit einem Pelz heraus, deſſen Haare nach außen gewandt

[1]) Woycicki, Polniſche Volksſagen und Märchen, Berlin 1839, p. 48.

[2]) Ebend. p. 49 ff.

[3]) Ebend. p. 51.

waren; damit bedeckte sie einen Werwolf um den andern und gab ihnen dadurch die menschliche Gestalt wieder. Dem Bräutigam ließ sie den Wolfsschwanz unbedeckt, und so verblieb ihm dieser. Dieß geschah im Jahr 1821 oder 22. [1]) — Von andern Hochzeitgästen wird erzählt, daß sie von einem Soldaten, den der Bräutigam mit Hunden weghetzte, zu Werwölfen verwünscht wurden. Nach einigen Jahren wurden auf einer großen Wolfsjagd drei Werwölfe getödtet, unter dem Fell des einen fand man eine Geige, unter dem des zweiten das Hochzeitgewand des Bräutigams und unter dem dritten den Putz der jungen Braut. [2]) — Man kann den Werwolf dadurch entzaubern, daß man ihm geweihtes Brot und ein gebratenes Ferkel verwirft und ihm dann mit einer Heugabel auf den Kopf schlägt. [3]) Man vergleicht in Polen starke Esser und muthige Krieger mit Werwölfen.

Die Russen nennen den Werwolf oboroten, was verwandelt und behende zugleich bedeutet. [4]) Eine alte viel citierte Geschichte ist die von dem Werwolf, den der Großherzog der Moskowiter verhaften ließ und fragte, ob es wahr sei, daß er sich in einen Wolf verwandeln könne. Der Zauberer bejahte es, gieng etwas abseits, so weit die Ketten reichten, an denen er von den Knechten gehalten wurde, verrichtete seinen Zauber und erschien plötzlich in furchtbarer Wolfsgestalt. Der Großherzog hatte aber schon zwei große Jagdhunde bereit, die den gefesselten Wolf erwürgten. [5]) — Wer ein Werwolf werden will, sucht im Walde einen abgehauenen Stamm, steckt ein kleines kupfernes Messer hinein und umwandelt den Stamm, indem er folgende Beschwörung murmelt:

Auf dem Meer, auf dem Ocean, auf der Insel auf Bujan (?),
Auf der leeren Trift scheint der Mond auf einen Espenstamm,
In den grünen Wald, in das dunkle Thal;
An dem Stamm geht ein zottiger Wolf,
Auf den Zähnen ist ihm alles gehörnte Vieh.

[1]) Ebend. p. 66.
[2]) Ebend. 67.
[3]) Ebend. 68.
[4]) Hanusch, Wolf's Zeitschr. IV., 197.
[5]) Crantzius, Historia Daniæ L. I., c. 32. — Happelii Relationes Curiosæ, Hamb. 1687, III., p. 487.

Aber in den Wald geht nicht der Wolf hinein,
Aber in das Thal schleicht nicht der Wolf hinein.
Mond, Mond, golden Hörnchen,
Mache flüssig die Kugeln, stumpfe die Messer,
Zertrümmere die Knotenstöcke,
Lasse los die Furcht auf das Gethier,
Den Menschen und die Gewürme,
Daß sie den grauen Wolf nicht fangen,
Seinen warmen Pelz nicht schinden!
Mein Wort ist fest, fester als der Schlaf und das Wort des Helden!

Dann springt er dreimal über den Stamm und läuft als Wolf in den Wald. [1])

In der russischen und russinischen Weihnachtsfeier spielen Vermummungen in Wölfe durch umgehängte Bilcuren (Wolfspelze) eine Hauptrolle. Die so Verkleideten rennen auf den Gassen umher und necken und peinigen in Haus und Hof, wen sie erhaschen, [2]) — jedenfalls Spuren eines alten Winterfestes, wo, was jetzt Scherz und Spiel ist, von furchtbar blutigem Ernst gewesen sein mag.

In Weißrußland sind die Werwolfssagen ganz besonders zu Hause; [3]) dort ist der wawkalak ein vom Teufel geholter Mensch, mit dem jedoch selbst dieser nicht fertig werden kann und ihn deßhalb als Wolf zu seinen Verwandten heimschickt. Diese erkennen ihn auch als einen der Ihrigen an und reichen ihm Speise, die er gutmüthig nimmt, Niemand beschädigt und nur in ewiger Unruhe garstig heulend umherläuft. [4])

In der Bulgarei herrschte früher große Angst vor Werwölfen, wie aus Luitprands Descriptio legationis ad Nicephorum Phocam ersichtlich ist. [5])

Auch in Mytilene und auf den kleinasiatischen Küsten fürchten

[1]) Rußwurm, Aberglaube in Rußland, nach Sacharow, Wolfs Zeitschrift für D. M. IV., 156.

[2]) Hanusch, Wolfs Zeitschr. IV., 196.

[3]) Grimm, D. M. 1049.

[4]) Hanusch, a. a. O. IV., 196.

[5]) S. Horst, Dämonomagie I., p. 71. — Zauberbibliothek I., 250.

ſich Jung und Alt vor den Werwölfen zur Weihnachtszeit und in der Charwoche. [1])

Bei den Slowaken heißt ein ſtarker Trinker vlkodlac. — Ein ſlowakiſches Werwolfmärchen bei Hanuſch in Wolfs Zeitſchrift f. D. M. IV., 244 ff. überſetzt: Ein Mann hatte neun Töchter, die alle heirathsfähig waren, aber die jüngſte war die ſchönſte. Der Vater war ein Werwolf. Einſt kam es ihm in den Sinn, daß er ſo viele Töchter nicht länger ernähren wolle, und er beſchloß, ſie zu tödten. Als er eines Tages, um Holz zu fällen, in den Wald gegangen war, brachte ihm die älteſte Tochter das Eſſen; da führte er ſie an eine Grube und ſtürzte ſie hinab; ebenſo machte er es mit den übrigen Mädchen bis auf die Jüngſte. Dieſe kam zuletzt auch in den Wald, brachte ihm Gekochtes und fragte nach den Schweſtern. Er antwortete: „Sie ſchlafen dort im Thale Holz, gleich werden wir hingehen.“ Dann führte er auch ſie zur Grube und ſprach: „Kleide dich aus! Ich werde dich hier hinabſtürzen zu deinen Schweſtern.“ Sie antwortete unerſchrocken: „So bitte ich Euch denn, Euch wegzukehren, während ich mich auskleide, denn ich ſchäme mich gar ſehr.“ Der Alte kehrte ſich ab und ſie ſtieß ihn raſch entſchloſſen in die Grube; dann nahm ſie ihre Kleider und entfloh. Der Werwolf aber fiel ſich nicht zu Tode, ſondern kletterte aus der Grube wieder hervor und verfolgte ſie. Dabei brüllte er, daß alle Thäler und Berge widerhallten. Das Mädchen aber warf ihm, als er näher kam, ihr Halstuch hin, und rief: „Du erjagſt mich nicht, ſo lange du dieß Tuch nicht in Stücke reißeſt, zerfaſerſt, zuſammenſpinnſt, webſt und von neuem zuſammennähſt.“ — Der Werwolf machte ſich über das Tuch her, zerriß es und that Alles, was ſie ihm aufgegeben; dann brauchte er nicht eine halbe Stunde, und bald war er ihr wieder auf den Ferſen. Da warf ſie ihm mit den gleichen Worten den Rock (kamza) hin und darauf das Kleid (rub), dann das Achſeltuch (oplecko), dann das Leibchen (kamizol) und zuletzt das Hemd (koseln). Nun hatte ſie nichts mehr, und als ſie ihn von neuem hinter ſich brüllen hörte, kam ſie juſt auf eine Wieſe, wo Heuhaufen ſtanden, und verbarg ſich in den kleinſten.

[1]) Hanuſch, a. a. O.

Der Werwolf warf die großen Haufen alle durch einander, den kleinsten aber ließ er unberührt, da er sie nicht darunter vermuthete, und gieng fluchend von dannen. Nach drei Tagen kam ein König nach der Jagd auf die Wiese, um sein Mittagsmahl zu halten; der fand das nackte Mädchen und nahm sie zur Frau. Sie stellte zuvor nur eine Bedingung, daß er nie einen Bettler über Nacht in seinem Schlosse lasse. Sie lebten glücklich zusammen und bekamen zwei Söhne. Da erschien einst ein Bettler im Schloß und wußte die Pförtner zu überreden, daß sie ihn die Nacht im Geheimen dort zubringen ließen. Um Mitternacht schlich er sich in das Zimmer, wo die Königssöhne schliefen, schnitt beiden die Hälse ab und legte das blutige Messer unter das Kissen der Königin. Darauf verschwand der Bettler aus dem Schlosse. Der König aber ließ seiner Frau die beiden Leichen an den Hals binden und verjagte sie. Nach langem Umherirren fand sie einen Einsiedler, der sie zu einer Eidechse wies, welche im Mund ein heilendes Kraut hatte, sie bestrich damit die Wunden der Kinder, worauf diese zum Leben zurückkehrten. Sie blieb mit ihnen in der Einsiedelei, wo sie endlich der König fand, ihre Unschuld erkannte und sie wieder zu sich nahm. Bald hernach kam aber der Bettler zum zweiten Mal; da schleppten ihn die Diener vor den Herrn, und nachdem er sich als Werwolf bekannt und seine Verbrechen eingestanden hatte, wurde er auf einen Wagen gebunden und mit diesem über Felsen in's Meer gestürzt, wo er mit gebrochenen Gliedern versank. — In diesem Märchen ist von dem alten Werwolf nur die thierische Mordgier und das Gebrüll übrig geblieben; von einer wirklichen Verwandlung ist nicht die Rede, und das Wort vlkolak bedeutet überhaupt Zauberer, in welchem Sinn es auch bei den Kroaten und Bosniern gebraucht wird.

Bei den Serben und Neugriechen dagegen, obgleich sie auch an Werwölfe glauben und sie besonders zur Weihnachtszeit fürchten, bezeichnet vukodlak und βρύκολακ vorzugsweise den Vampyr.

Zum Vampyr wird, wer im Leben Werwolf war, wie bei den Kleinrussen und den Kassuben in Westpreußen,[1]) oder wer von seinen

[1]) S. Karl's schon citierte Danziger Sage p. 39.

Eltern oder Geistlichen verflucht wurde, oder nach walachischem Glauben wer von zwei unehelich Gezeugten unehelich gezeugt wurde, [1]) oder wer von einem Vampyr getödtet wurde, oder schließlich wer überhaupt von seinem Schicksal dazu bestimmt ist; das letztere zeigt sich vornehmlich daran, daß Einer mit Zähnen [2]) oder mit einer Glückshaube auf die Welt kommt; auch trägt er gleich bei der Geburt einen rothen Fleck am Leibe; [3]) ferner glaubt man, daß er mit zwei Herzen geboren werde, deren eines auf die Auferstehung und Verjüngung des Menschengeschlechts bedacht ist; [4]) nach russischem Glauben wird der Vampyr im Leben daran erkannt, daß ihm der Nasenknochen fehlt oder die Unterlippe gespalten ist. Zum Vampyr kann auch jeder Verstorbene werden, in dessen Leiche der Teufel sich einschleicht oder über dessen Grab eine Katze läuft. [5]) Der Todte behält ein rothes Gesicht und sein linkes Auge bleibt offen stehen; [6]) Raben rühren die Leiche nicht an. [7]) Im Grabe findet er keine Ruhe, über dem Hügel zeigt sich ein Lichtschimmer, er erwacht am vierzigsten Tage, benagt sein Leichentuch, benagt seine Hände, und wenn er nichts mehr im Sarge anzunagen findet, so wühlt er sich aus dem Grabe heraus, um zuerst zu seinen nächsten Anverwandten, dann auch zu andern Menschen in's Bett zu schleichen und ihnen das warme Herzblut auszusaugen. [8]) Die Getödteten findet man am andern Morgen mit einer kleinen Bißwunde auf der linken Brust. — Bei den Serben ist der Vampyr ein von einem höllischen Geist am vierzigsten Tage nach der Beerdigung beseelter Leichnam, er verläßt zur Zeit des Vollmonds sein Grab, und nur seinem

[1]) Schott, Walachische Märchen, Stuttg. u. Tüb. 1845, p. 297.

[2]) In Island glaubt man dagegen von Kindern, die mit Zähnen geboren werden, daß sie die Gabe der Täuschung besitzen, und nennt deshalb solche Zähne skaldagemlur — Dichterzähnchen. Maurer, Isländische Sagen p. 169.

[3]) Mannhardt in Wolfs Zeitschr. f. D. M. IV. 269.

[4]) Ausland vom 4. April 1844.

[5]) Mannhardt, a. a. O. IV., 265.

[6]) Mannhardt, a. a. O. 259.

[7]) Robert, Les Slaves de Turquie. Paris 1844, I., 69.

[8]) Bei den Russniaken läutet der Vampyr, wenn er seine Verwandten getödtet hat, Nachts die Kirchenglocke, und so weit der Schall reicht, muß Alles sterben. Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen, Nr. 258.

Weibe schadet er nicht, ja er zeugt noch Kinder mit ihr, welche jedoch keine Knochen haben.[1]) Dieß ist auch Glaube bei den Albanesen; in Perlepe sollen mehrere Familien wohnen, die Wampiri heißen und für die Abkömmlinge solcher Wurwolaks gelten; sie verstehen sich auf die Kunst, schwärmende Wurwolaks zur Ruhe zu bringen.[2]) — Streut man vor Schlafengehen Salz auf die Erde und findet Morgens Fußspuren darin, so ist dieß (den Kleinrussen) ein Zeichen, daß der Todtengänger mjertovjec in's Haus kommt. Dann sucht man auf dem Kirchhof nach einem älteren Grab, das frisch aufgeschüttet scheint,[3]) und gräbt die Leiche aus, die man in der Regel nackt und auf dem Gesichte liegend,[4]) frisch und wohlerhalten findet; nur an den Armen und Beinen sind Stücke Fleisch ausgerissen, und an den Lippen klebt frisches Blut. Man schlägt nun dem Todten einen Nagel durch die Stirn oder einen Pfahl von Eschenholz, auch Hagedorn durch die Brust, wobei er gewöhnlich dumpf aufstöhnt, sticht ihm den Kopf mit einem neuen Spaten ab, wobei frisches Blut herausspritzt, und legt ihm denselben zwischen die Beine oder unter den Arm oder schüttet Erde zwischen Kopf und Rumpf. Das Pfählen allein hilft selten; denn der Vampyr reißt sich den Pfahl wieder aus dem Leib und mordet auf's neue. Das beste Mittel ist Verbrennen.[5])

---

[1]) Hanusch, Wolf's Zeitschr. IV., 200.

[2]) Hahn, Albanesische Studien, Wien 1853, I., 163. Die Gegen haben zwei Gattungen von umgehenden Todten: 1) λιουγάτ, türkische Leichen mit ungeheuren Nägeln, welche, in ihre Sterbekleider gehüllt, umgehen, was sie finden, verzehren und Menschen erdrosseln, 2) καρκαντσόλι, Zigeunerleichen, die besonders im Januar erscheinen, mit Ketten beladen; ihr Hauch ist tödtlich. Nach dem Glauben der christlichen Gegen kann kein Christ zum Gespenst werden; bei den Türken aber giebt die Religion kein Vorrecht. Ebend.

[3]) Bei den Serben läßt man einen Knaben auf einem ungesattelten, ganz schwarzen Hengst, der noch keine Stute besprungen, über die Gräber des Gottesackers reiten; wo ein Vampyr liegt, bleibt der Hengst stehen und ist durch kein Antreiben vorwärts zu bringen. Görres, Christliche Mystik, Regensb. 1846, III., p. 282.

[4]) Man begräbt bei den Siebenbürgern die Hexen mit dem Gesicht nach unten, über ihnen einen Rabendorn (Hundsrosen). Müller, Siebenbürgische Sagen Nr. 148, 149.

[5]) Bei den Neugriechen heißt ein Weihkessel ἀλαφρόσταρος; dieser muß den Priester bei der Beschwörung begleiten, damit er ihm den Augenblick bezeichne, wo der καταχανάς in seinem Grabe sich befindet, und der Priester den Geist thätig durch

Doch nicht allein an Lebende macht sich der Vampyr, sondern, wie er sich selbst das todte Fleisch abnagt, so frißt er auch von den Kleidern und dem Fleisch benachbarter Leichen. Daher die Walachen ihre Gräber jedes Jahr am Todestag der Verstorbenen mit Räucherwerk umgehen, um den Vampyr ferne zu halten.[1] Auch begraben sie ihre Todten mit der sinkenden Sonne, weil sie fürchten, dieselben möchten vor dem Glanz des steigenden Lichts auf Irrwege gerathen und einem umherschweifenden Vampyr zum Opfer werden.[2]

Um die Leichen vor dem Wandern zu bewahren, muß man sie im Grabe beschäftigen; daher stecken ihnen die Walachen Geldstücke oder eine Thon- oder Ziegelscherbe in den Mund, oder man streut den Sarg voll Mohnkörner; dann betrachtet der Todte das Geld und kaut daran, kaut an der Scherbe und zählt die Körner. Andere geben ihm einen Strumpf oder dergleichen mit, daran reißt er jedes Jahr eine Masche auf. Andere legen ihm einen Stein oder ein mit drei Kreuzen versehenes Stück Espenholz unter's Kinn;[3] die Ukosken werfen dem Todten etwas Erde auf den Leib und einen schweren Stein auf den Kopf, damit er nicht wiederkehre.[4] Andere endlich stecken ihm Knoblauch in den Mund.[5] Eine weitere Vorsichtsmaßregel ist, den eingenähten Namen aus dem Todtenhemd zu schneiden. Man bestreut auch den Weg vom Grabe nach dem Haus, wohin der Todtengänger kam, mit Mohnkörnern; wollte er wiederkommen, so müßte er zuvor die Körner alle auflesen und bleibt daher lieber ferne. — Die Walachen reiben einen verdächtigen Todten mit dem Fett eines Schweines ein, das am Tage vor Weihnacht ge-

Gebet, theils durch die σολομονικὴ βούλα (Salomonis Siegel) zur Ruhe bringen kann. Ausland vom 4. April 1844.

[1]) Schott, Walachische Märchen p. 305.

[2]) Ebend. 302.

[3]) Mannhardt, Wolf, Zeitschr. IV., 261.

[4]) Valvasser, Ehre von Krain II., B. 6, c. 4.

[5]) Knoblauch schützt vor Zauber, besonders auch vor dem bösen Blick. Die Neugriechen tragen Amulette mit Salz, Kohle und Knoblauch, welche man unter Sprechung folgender Zauberformel umhängt: Σκόρδον κι ἁλάτι 'ς τῶν ἐχθρῶν μας τὰ μάτια! (Knoblauch und Salz soll in den Augen unserer Feinde sein!) Ausland vom 3. April 1844. S. auch Grimm, D. M. 1031.

ſchlachtet wurde, und legen zu ihm einen dornigen Steck von wilden Roſen, daß er ſich mit den Kleidern darin verwickle, wenn er aufſtehen wolle. [1]) — Wer von einem Vampyr gebiſſen wurde, der muß Erde von deſſen Grab eſſen oder von deſſen Blut trinken, ſonſt wird er nach dem Tode gleichfalls Vampyr.

Der Glaube an Vampyre iſt die ſpecifiſch ſlaviſche Form des allgemeinen Geſpenſterglaubens, der ſo alt iſt wie das Begraben der Todten. Völker, die ihre Todten verbrennen, kennen keine eigentlichen Leichengeſpenſter; ihnen iſt, was von dem Brande des Körpers zurückbleibt, nur Aſche und ein weſenloſer Schatten, σκιὴ εἰκέλον ἦ καὶ ὄνειρον. [2]) So ſagt die Mutter des Odyſſeus im Hades:

> Ἀλλ' αὕτη δίκη ἐστὶ βροτῶν ὅτε κέν τε θάνωσιν
> Οὐ γὰρ ἔτι σάρκας τε καὶ ὀστία ἶνες ἔχουσιν,
> Ἀλλὰ τὰ μὲν τε πυρὸς κρατερὸν μένος αἰθομένοιο
> Δαμνᾷ, ἐπεί κε πρῶτα λίπῃ λευκὰ ὀστέα θυμός,
> Ψυχὴ δ' ἠΰτ' ὄνειρος ἀποπταμένη πεπότηται. [3])

Den begrabenen Todten aber wird, ſo lange ſie noch die äußere Form des Lebens tragen, von der Phantaſie des Volks ein eigenthümliches Halbleben zugeſchrieben, ſei es nun, daß ſich Dämonen des Leibes bemächtigen, wie die indiſchen Vetalas und Piſachas, [4]) oder daß dieſer ſelbſt aus der Ruhe des Grabes durch eine ungeſühnte — eigene oder fremde — Schuld vertrieben oder von einem gleichſam inſtinctiven Drang bewegt wird, durch lebendiges Blut ſein geſpenſtiges Daſein vor der Verweſung zu ſchützen und die noch Lebenden zu ſeines Gleichen zu machen. Seine ſcheinbare Beſtätigung erhielt dieſer Glaube durch Wiederausgraben unverweſter oder in andere Lage gekommener Leichen. [5])

[1]) Schott, Walachiſche Märchen p. 208.

[2]) Odyss. XI., 207.

[3]) Od. XI., 218 ff.

[4]) Auch im Mittelalter kommen Sagen vor, wo Teufel in eine Leiche fahren und ſie gleich einem Lebenden ſich bewegen laſſen, z. B. die Geſchichte des Ehemanns zu Paris, den der Teufel in der ſchönen Leiche eines gebornen Mädchens verführt. Wolf, Zeitſchrift f. D. M. IV., 87.

[5]) S. Actenmäßige und umſtändliche Relation von denen Vampyren oder Mauchen

Unter den Germanen begegnen wir ganz ähnlichen Vorstellungen, besonders im Norden; man denke an die isländischen Wiedergänger, — Leichen, welche ihr Grab verlassen und umgehen, mit Lebenden ringen, furchtbar durch die übermenschliche Todtenstärke, und Gemeinschaft mit Weibern pflegen.[1]) Man findet sie im Grabe unverwest mit rother Gesichtsfarbe und schlägt ihnen zur Abwehr einen Nagel durch die Sohle.[2]) Darunter sind besonders Mädchen, die sich aus Liebesgram getödtet haben und nun umgehen, um dem Geliebten und den Seinigen zu schaden. — Auch in Deutschland ist dieser Glaube heimisch. Todte ziehen Lebende nach; ich erinnere nur an die Sage von Lenore, die auch in einem isländischen Volkslied wiederkehrt.[3]) — Eine von ihrem Mann ermordete Frau kommt Nachts zum Pfarrer, offenbart ihm, was geschehen, und fordert ihn auf, zum Wahrzeichen seinen Ring in ihre Kopfwunde zu legen. Als man die Leiche ausgräbt, findet man den Ring an derselben Stelle.[4]) — Hier ist von wirklichen Gespenstern, nicht von Geistern die Rede. — Vampyrsagen in Deutschland erscheinen besonders im Gefolge der Pest; so kam man in Hessen, als die Pest lange anhielt, auf den Argwohn, daß das „Umsichfressen" der Todten daran schuld sei. Im Schmalkaldischen riß man die Gräber wieder auf und stach den Leichen mit einem Spaten die Köpfe ab. So hörte man zu Helsa im Jahr 1558 eine Haustochter, die überaus geizig gewesen, in ihrem Grabe fortwährend schmatzen, „wie ein greber Mensch oder eine Sau zu thun pflegt", und als man sie aufgegraben, hatte sie das Kleid weit umher aufgefressen. Da wurde ihr der Kopf abgestochen, und das Fressen und Sterben hatte ein Ende.[5]) — Der Erste, der an einer Seuche starb, sitzt aufrecht im

---

saugern, welche sich in diesem und vorigen Jahren im Königreich Serbien hervorgethan 1732, 8. Die Ausgrabungen wurden auf Befehl Kaiser Karl VI. von Prinz Alexander von Württemberg, der damals Statthalter von Serbien war, angeordnet.

[1]) Maurer, Isländische Sagen p. 112, 300.

[2]) Ebend. 57.

[3]) Ebend. 73. Aehnlich in einem neugriechischen Volkslied: Kind, Anthologie neugriechischer Volkslieder, Leipz. 1861, p. 96 ff.

[4]) Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden Nr. 91.

[5]) Luncker, Deutsche Sagen und Sitten Nr. 192. — Von Vampyren handelt Luther in den Tischreden, Werke, herausg. von Walch, Bd. XXII., p. 1162.

Grabe und verzehrt sein Laken, und die Seuche dauert, bis er es ganz verzehrt hat, wenn man ihn nicht zuvor ausgräbt und ihm mit einem Spaten den Kopf absticht.[1]) — So wurde auch die Cholera in der Gegend von Konitz auf die Blutsauger geschoben; Blutsauger, Gierrach, Gierhals, Begierig, Unbegier sind die deutschen Namen des Vampyr, und das preußische Landvolk glaubt heute noch daran.[2]) Die Blutsauger lieben besonders das Blut von Jungfrauen.[3])

In Thessalien, Epirus und bei den Wlachen im Pindus glaubt man an lebendige Vampyre, — Menschen, die aus Mordlust Nachts aus ihren Hütten schleichen und herumschweifen, um alles Lebende, das ihnen begegnet, anzufallen; sie haben besondere Lust nach Mädchenblut und vermischen sich häufig mit dem weiblichen Dämon Viechtiza.[4])

---

[1]) Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreußens p. 277. Davon erzählt auch Kornmann, De miraculis mortuorum 1610, Pars VII., Cap. 64: De muliere mortua seipsam devorante. Man legt dem Todten einen Stein oder eine Münze in den Mund, daß er beim Beißen auf diese harten Gegenstände stoße und abfasse. Dieß soll häufig in Sachsen geschehen. Gabriel Rollenhagius, L. IV, De mirabilibus peregrinis c. 20, Nr. 5. — Damit der Doppelsauger nicht aus dem Grabe wiederkomme, muß man ihm ein Stück Geld in den Mund stecken. Kuhn, Märkische Sagen p. 382.

[2]) S. Tettau und Temme, a. a. O. p. 275: den berühmten Fall in der Wollschläger'schen Familie im vorigen Jahrhundert.

[3]) Karl, Danziger Sagen p. 38. Verwandt mit dem Vampyr ist der Alp, die Nachtmahr, welche Nachts die Leute drückt: im Vorarlberg heißt dieses Gespenst Doggi, es legt sich Nachts über schlummernde Kinder und saugt ihnen die Brustwarzen wund. Vonbun, Sagen Vorarlbergs p. 23. Doggele heißt dieses Wesen auch im Elsaß und hat eine zusammengekräuselte Thierform. Stöber, Sagen des Elsaß p. 30. Stalder, Schweizerisches Idioticon p. 287: doggeli, doggi — incubus. In Schwaben heißt es Schrettele und drückt die Kinder dergestalt, daß ihnen die Brüste schwellen wie erwachsenen Mädchen und Milch geben. Meier, Schwäbische Sagen L. 172 f. ꝛc. In Flandern heißt Blutsauger ein krötenähnliches Thier, das keuschen Mädchen in den Leib kriecht und 9 Monate lang denselben wie eine Schwangerschaft aufschwellt. Wolf, deutsche Sagen Nr. 363. — Blutsauger, die im Leib krebs- oder krötenähnlich umkriechende Bermutter s. Schmeller, Bair. Wörterb. I. 188; Grimm, Deutsche Myth. 1132.

[4]) Robert, Les Slaves de Turquie. Paris 1844, I., 69. Ihr Name lautet auch vestica — Wahrsagerin; sie wird als ein Geist mit Feuerflügeln gedacht, der oft den ermüdeten Kriegern neue Kraft und neuen Muth einhaucht, oft aber auch in Gestalt eines Wolfs oder einer Hyäne den Müttern ihre Kinder raubt. Jordan, Slavische Jahrbücher 1844, II., 216. — Hanusch, Wolf's Zeitschr. IV., 195. S. weiter über die vjeschtitza der Serben bei Grimm, D. M. 1031.

Hiedurch werden wir auf die Verwandtschaft zwischen Vampyr und Werwolf zurückgeführt. Beiden gemeinsam ist ein unersättlicher Mordduršt, eine unerbittliche Feindschaft gegen die Menschen, beide haben übernatürliche Kräfte und üben nächtlicher Weile ihre blutigen Thaten. Ihre ursprüngliche Verschiedenheit liegt nur darin, daß der Werwolf ein in verwandelter Gestalt umgehender lebender Mensch, der Vampyr eine umgehende Leiche ist. Doch auch diese wesentlichen Vorstellungen haben sich vermischt: wir begegneten schon in Deutschland und in der Normandie [1]) gespenstigen Werwölfen, und diese sind im Grunde nichts anderes als Vampyre in Wolfsgestalt, denn auch der Vampyr kann jede beliebige Gestalt annehmen. [2]) — Nach preußischem Glauben wird jeder, der im Leben Werwolf war, im Tode Vampyr. [3]) Die eben genannten lebendigen Vampyre aber verlieren ihre wesentlichste Eigenschaft und kommen dem gewöhnlichen Werwolf ganz nahe; auch dieser trinkt und saugt mit gieriger Lust Menschenblut, während auf der andern Seite der Vampyr nach Wolfessitte von Leichen frißt. [4])

Ein mit Werwolf und Vampyr verwandtes Wesen ist der walachische Priccolitch, — ein lebender Mensch, der Nachts als Hund umherschweift und auf seinen Zügen Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen u. s. w. durch Anstreifen tödtet und deren Lebenssäfte an sich zieht, weßhalb er stets gesund und blühend aussieht. Er hat einen förmlichen Hundsschwanz als Rückgratsfortsatz. [5]) Ein weibliches Ungeheuer dieser Art heißt

[1]) Verwandlungen nach dem Tod in Thiergestalt erwähnt auch Wojcicki, Polnische Sagen p. 7.

[2]) Schott, Walachische Märchen p. 297.

[3]) Karl, Danziger Sagen p. 38.

[4]) Näheres über den Vampyr bei Collin de Plancy, Histoire des Vampires, Paris 1820. — Horst, Zauberbibliothek, I. Theil, Mainz 1821, p. 251 ff. — Ranftii de masticatione mortuorum in tumulis liber.. Lips. 1728, 8. Ueberl. Michael Ranfts, Diaconi zu Nebra, Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, Leipzig 1734. — Nork in Scheible's Kloster XII., 686. — Hanusch und Mannhardt in Wolf's Zeitschr. IV., 198, 259 ff. — Weitere Schriften aufgeführt in Gräße's Bibliotheca Magica et Pneumatica, Leipz. 1843, p. 21.

[5]) An geschwänzte Menschen glaubt man in Albanien, Griechenland und Kleinasien, Hahn, Albanesische Studien I., 163. Auch die Hexen in Siebenbürgen werden an einem

Priccolitschone. Der Priccolitsch soll viel häufiger vorkommen als der Murony [1]) (walach. Vampyr); der Umstand, daß er lebend in verwandelter Gestalt umherschweift, nähert ihn dem Werwolf; der aber, daß er fremde Lebenssäfte an sich zieht, um selber frisch und blühend auszusehen, bringt ihn mit dem Vampyr zusammen.

Auch die Indianer in Nordamerika haben Sagen von Thierverwandlung. Ihre heiligen Thiere sind besonders der Bär, der Büffel und der Biber. [2]) Ihre Genien haben Hasengestalt. [3]) Sie glauben an eine Seelenwanderung durch Thierleiber. [4]) — Der Menschenleib ist ablegbar wie ein Kleid, so in der schönen Erzählung: des Jägers Traum. Ein Jüngling folgt seiner todten Geliebten südwärts aus dem Land des Eises in das milde Sonnenland der Seligen; am Eingang desselben muß er bei einem greisen Wächter seinen Leib zurücklassen und bald findet er auf einer schönen Insel die Seele seines Mädchens; aber der unsichtbare Herr des Lebens ruft ihm zu: „Kehre zurück, nimm deinen Leib wieder und werde ein tapferer Krieger! Dann, wenn du deinen vorgeschriebenen Lauf vollendet hast, sollst du mit der Geliebten auf immer vereint werden." [5]) — Ogim-a-wisch, ein sehr alter, und blinder Häuptling von der Westküste des Michigansees erzählt folgende Sage: Ein weißer Mann, der die Indianersprache gelernt hatte, sagte, daß die Indianer in der Schlacht den Augen der Weißen wie Thiere des Waldes und Raubvögel erscheinen, die fortwährend ihre Gestalt mit einer andern vertauschen und vor Kugeln durch Zauber geschützt sind. Der Alte erklärt, dieß bewirke eine Salbe von Pflanzensaft — pezhikawusk genannt, — mit der sie sich vor dem Kampf die Leiber einreiben. [6]) —

Schwänzchen erkannt, eine ist sogar bei Müller, Siebenb. S. Nr. 150, 158, — Blutsaugerin — und gleicht somit völlig der Priccolitschone: sie wird geschwemmt und bringt wohl ihren Körper völlig unter Wasser, aber das Schwänzchen ragt hervor, und sie wird verbrannt. — Das Schwänzchen erscheint auch als Holda's Attribut. Grimm, D. M. 249.

[1]) Schott, Walach. Märchen p. 298.

[2]) Schoolcraft, Indian Tribes of the united states, Philadelphia 1851. v. p. 420.

[3]) Ebend. III., 321.

[4]) Scherr, Geschichte der Religion, Leipz. 1865, Bd. I. p. 26.

[5]) Ebend. I., 321.

[6]) Ebend. III., 491.

Eine chippewayiſche Sage berichtet von einem gewiſſen Shingebiss, daß er zur Ente wurde und wieder zum Menſchen, ſobald es ihm beliebte, und es brauchte weiter nichts, als daß er das eine oder das andere wollte.[1]) — Auch verwandelnde Hemden finden ſich; ſo wird in Jones Traditions II, 19 erzählt, daß ſich einer von den Indianern der Urwelt an den Ufern des Great-Bear Sees niederließ. Er hatte einige junge Hunde, und immer, wenn er von der Fiſcherei zurückkehrte, hörte er, indem er ſich dem Zelte näherte, innerhalb deſſelben ein Geräuſch, welches dem Plaudern, Lachen, Schreien und Weinen von Kindern glich; jedoch fand er beim Eintreten immer nur die jungen Hunde. Eines Tags nun verbarg er ſich in der Nähe und ſtürzte, als er wieder das Geräuſch hörte, plötzlich in das Zelt, wo er einige ſchöne Kinder lachend und ſcherzend fand, mit den Hundebälgen neben ſich. Letztere warf er raſch ins Feuer, worauf die Kinder ihre Geſtalt behielten und ſpäter die Stammeltern des Dog-Rib-Stammes wurden.[2]) — Eigenthümlich ſind folgende Erzählungen: Ein alter Indianer ließ ſeinen Sohn zur Probe ſeiner Ausdauer zwölf Tage faſten; jeden Morgen beſuchte er ihn und ſprach ihm Muth ein; der Sohn gehorchte, obgleich er zu ſterben meinte. Am zwölften Morgen wurde der Verſchmachtende in ein ſchönes Rothkehlchen verwandelt und rief ſeinem wiederkehrenden Vater zu: „Beklage mich nicht! Ich bin glücklicher ſo, als wenn ich Menſch geblieben wäre. Ich konnte deinen Stolz als Krieger nicht erlaben, aber ich will dich durch meinen Geſang erfreuen, daß du ſo fröhlich werdeſt wie ich; denn ich bin frei von Sorg' und Schmerz.“[3]) — Hier iſt der Sohn wohl als geſtorben zu betrachten, und der Vogel iſt ſeine verwandelte Seele. Von ganz beſonderem Intereſſe für unſere Unterſuchung iſt aber die Sage vom Bruder Wolf.[4]) Ein Indianer, der mit ſeiner Familie einſam am Ufer eines abgelegenen Sees wohnte, ließ ſich von ſeinen

[1]) Ebend. III., 324.

[2]) Gervaſius von Liebrecht p. 169.

[3]) Ebend. II., 229.

[4]) Ebend. II., 232—34. S. auch Schoolcraft, the Myth of Hiawatha and other oral legends, Philadelphia 1856, p. 136 und 339.

beiden älteren Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, auf dem Sterbebette verſprechen, daß ſie ihren jüngeren Bruder, der zart und ſchwächlich war, nicht verlaſſen wollten. Mit der Zeit aber vergaßen jene ihr Gelübde, der Bruder gieng in die Welt, die Schweſter folgte ihm zu den Wohnſitzen der Menſchen und vermählte ſich dort. Der Kleine blieb in der Wildniß allein; im Sommer nährte er ſich von Beeren, im Winter trieb ihn der Hunger zu den Wölfen, die ihr Futter mitleidig mit ihm theilten. Als der Frühling wieder kam, ſchweifte er mit den Wölfen durch das Land. Sein Bruder fiſchte eines Tags in einer entfernten Bucht des Sees, als er aus der Wildniß den Schrei eines Kindes hörte; er ruderte dem Lande zu, da ſah er ſeinen kleinen Bruder, der mit klagender Stimme ſang:

Nesia, Nesia
Shyegwuh goosuh!
Ni my een gwun iewh!
Ni my een gwun iewh!
Heo hwooh.

Neſia, mein Bruder, o ſieh! ich werde zum Wolf, ich werde zum Wolf!

Am Schluß ſeines Geſanges heulte er wie ein Wolf. Als der ältere Bruder dem Geſtade näher kam, ſah er mit Entſetzen, daß das Kind ſchon halb in einen Wolf verwandelt war. Er ſprang an's Land, um ihn in ſeine Arme zu faſſen, und rief: „Mein Bruder, mein Bruder, komm zu mir!“ Der Knabe entſchlüpfte ihm aber und entfloh, indem er ſeinen klagenden Geſang von neuem anſtimmte. Der Bruder rief ihm lauter und folgte ihm in Angſt; aber je näher er ihm kam, um ſo ſchneller gieng die Verwandlung von Statten; der Knabe ſang ſein Lied und heulte darnach und rief bald den Namen ſeines Bruders, bald den ſeiner Schweſter, bis er endlich ſchrie: „Ich bin ein Wolf“ und in der Wildniß verſchwand. — Hier kommt eine bis jetzt noch nicht berührte Vorſtellung ins Spiel, welche Hakewill [1]) als einen Haupterklärungsgrund für die Entſtehung der Werwolfsſage hervorgehoben hat: der Glaube, daß

[1]) An Apologie of the Power and Providence of God. Oxford 1627. p. 11. Verwandt iſt hiemit die oben (p. 97) erwähnte Geſchichte von Raimbaud de Pons, der, in den Wäldern der Auvergne umherirrend, aus Verzweiflung zum Wolf wird. Gervasius, herausgeg. v. Liebrecht p. 51.

Menſchen, die unter Thieren aufwachſen und in enger Gemeinſchaft mit ihnen leben, mit dem thieriſchen Weſen auch thieriſche Geſtalt annehmen.

Damit mag es der einzelnen Sagen genug ſein. Werfen wir zum Schluß einen Rückblick auf die durchwanderten Länder, ſo ſehen wir, daß unter den verſchiedenſten Himmelsſtrichen, unter den fremdeſten Völkern der Glaube an Thierverwandlung einheimiſch, daß dieſer, wie der Glaube an Zauberkünſte überhaupt, ein allgemein menſchlicher iſt. Die eigenthümliche Entwicklung der Werwolfſagen aber finden wir vorzugsweiſe auf eine beſtimmte Völkergruppe concentriert, auf die aus der mittelaſiatiſchen Urheimat weſtwärts gewanderten ariſchen Stämme der Griechen, Römer, Kelten, Germanen und Slaven; bei den jenen alten Sitzen näher gebliebenen ſüdwärts gezogenen Stämmen der Inder und Iranier ſind uns gleiche Sagen nicht begegnet. Ob der Urſprung derſelben allen weſtlichen Stämmen zuſammengenommen, oder nur einem einzelnen darunter zu vindicieren ſei, läßt ſich mit Sicherheit nicht entſcheiden. Am maſſenhafteſten treten die Werwölfe bei den Slaven auf, und ihnen gehört die älteſte hiſtoriſche Erwähnung der Sage.[1]) Doch weiſt der griechiſche Mythus von Lykaon und den arkadiſchen Werwölfen in weit fernere Vergangenheit zurück. Und wer will das Alter der Sage bei den Kelten von Irland und Armorica, wer den erſten Anfang jener urwaldwüchſigen Wolfsſage von Sigmund und Sinfjötli hiſtoriſch beſtimmen?

Allen jenen älteſten Ueberlieferungen gemeinſam iſt die periodiſche Dauer der Verwandlung. Bei den Neuren kehrt dieſe alle Jahre wieder und währt jedesmal nur einige Tage, ebenſo bei den Livländern (zwölf Tage, p. 114); einer alljährlichen Verwandlung begegneten wir auch in Irland in der Grafſchaft Tipperary (p. 112)[2]). Größere Zeiträume nennen die übrigen Sagen: bei den Arkadiern dauert die Verwandlung bis

[1]) Herodot IV., c. 105, ſofern das ſlaviſche Blut der ſkythiſchen Neuren erwieſen iſt, ſ. o. p. 114.

[2]) Mehrere Male im Jahr: um Weihnacht und Johanni in Polen, p. 117; Spuren in der ruſſiſchen Weihnachtsfeier, p. 120; zur Weihnacht und Charwoche in Rhytiene,

in's zehnte Jahr (p. 37), ſieben Jahre in Armenien (p. 28) und bei den Oſſyrienſes auf Irland (p. 112) vier oder ſieben Jahre in der Normandie (p. 108), ſieben Jahre in einer polniſchen Sage (p. 118, Z. 15).

Dieſe periodiſche Regelmäßigkeit der Verwandlung deutet, wie bereits bemerkt, mit Sicherheit auf beſtimmt wiederkehrende Cultusvorgänge, auf Sühnfeſte zu Ehren der verderblichen Naturgewalten, wo ſich entweder das ganze Volk, wie bei den Neuren und Liefländern, dem wölfiſchen Gott ſymbolisch zu Dienern weihte, oder Einzelne, wie in den übrigen Sagen, als erleſene Vertreter des Geſammtvolks den Fluch dieſer Dienſtbarkeit in die einſame Wildniß trugen. An die letztere knüpft ſich der altgermaniſche Rechtsbrauch, die Geächteten, aus der menſchlichen Gemeinſchaft in das friedeloſe Thierleben des Waldes Verſtoßenen für Wölfe zu erklären.

In der chriſtlichen Zeit, wo man die Exiſtenz der heidniſchen Götter zugab, um ſie für Teufel erklären zu können, wurde der heidniſche Cultus zum Greuel der Teufelsanbetung, die Diener der Götter zu Teufelsdienern,[1]) und hier entſtand mit dem Hexenglauben die Vorſtellung von Menſchen die ſich mit Hilfe des Satans aus reiner Mordluſt zu Wölfen verwandeln. So wurde der Werwolf in düſter poetiſcher Symbolik das Bild des thieriſch Dämoniſchen in der Menſchennatur, der unerſättlichen geſammtfeindlichen Selbſtſucht, welche alten und modernen Peſſimiſten den harten Spruch in den Mund legte: Homo homini lupus.

p. 121; am die Adventszeit bis Lichtmeß, Departement Manche, p. 109; in den Zwölften in Deutſchland, Kuhn und Schwartz, Norddeutſche Sagen p. 412; Kuhn, Märkiſche Sagen, B. 51; mit jedem Neumond bei Gervaſius, p. 97; allmonatlich auch bei dem Bauern von Ottenſee, p. 82; jeden Montag, Mittwoch und Samſtag beim abnehmenden Mond im Prozeß des jungen Grenier, p. 103; wöchentlich dreimal im Lai de Bisclaveret p. 91.

[1]) 1. Corinther X, 20, 21.

Berichtigungen.

Die p. 31 und 32 angeführte Erklärung von λυκηγενής durch „wolfgeboren" iſt aus ſprachlichen Gründen unhaltbar.

p. 41, Z. 1 lies ἀλλάττειν.

p. 70, Anmerkung 2 l. wërwolf.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die

Sage vom Giftmädchen.

Von

Wilhelm Hertz.

Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wiss. I. Cl. XX. Bd. I. Abth.

München 1893.
Verlag der k. Akademie
in Commission bei G. Franz.

Im zwölften Jahrhundert tauchte in der europäischen Literatur ein aus dem Arabischen übersetztes lateinisches Werk auf, das den Namen des Aristoteles an der Spitze trug und bald alle Schriften des Philosophen in Schatten stellte. Es führte den Titel *De secretis secretorum* oder *De regimine principum*[1]) und enthielt einen kurzgefassten Regentenspiegel verbunden mit Gesundheitsregeln und Sätzen der Physiognomik, welche Lehren Aristoteles, der princeps philosophorum, seinem Schüler Alexander schriftlich habe zukommen lassen, als er, zu ihm entboten, wegen hohen Alters und körperlicher Gebrechlichkeit nicht im Stande gewesen sei zu reisen. Man glaubte lange Zeit allen Ernstes in dieser Schrift die Politica des Aristoteles zu besitzen,[2]) und kein geringerer als Roger Bacon erläuterte sie mit gelehrten Glossen.[3])

Der arabische Urtext, *Sirr al-asrâr* (Geheimnis der Geheimnisse), im ganzen Orient bekannt und benützt, ist in zahlreichen Handschriften zu München, Gotha, Berlin, Wien, Paris, Leiden, Oxford, Cambridge und Rom erhalten,[4]) hat aber leider noch keine kritische Bearbeitung gefunden. Er giebt sich für die Uebersetzung einer griechischen Urschrift aus. Valentin Rose war geneigt, dieser Behauptung Glauben zu schenken, und vermutete, der Verfasser sei ein Byzantiner des 6. oder 7. Jahr-

1) Weitere Titel s. Richard Foerster, De Aristotelis quae feruntur secretis secretorum commentatio, Kiliae 1888, 1.

2) Wüstenfeld, Die Uebersetzungen arabischer Werke in das Lateinische, s. Abhandlg. der k. Gesellsch. der Wissensch. in Göttingen XXII (1877), 82.

3) Th. Warton, The History of English Poetry, London 1840, II, 230.

4) München: Aumer, Die arabischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, München 1866, 285 f. N. 650. — Gotha: Wilh. Pertsch, Die arabischen Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Gotha, Teil III, Arabisch III (Gotha 1881), p. 421, N. 1869. — Berlin: Mit der Sprenger'schen Bibliothek dahin gelangt: Catalogue of the Bibliotheca Orientalis Sprengeriana, Giessen 1857, p. 60, N. 943. — Wien: G. Flügel, Die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Wien 1867, III, 258. 260. — Paris: Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Regiae, Parisiis 1789, I, 201, N. 944. 945. — Fonds Asselin s. Flügel in den Wiener Jahrbüchern 1840, XCII, Anz.-Bl. p. 58, N. 38. — Leiden: Catalogus Codicum Orientalium Bibliothecae Academiae Lugduno Batavae, auctoribus de Jong et de Goeje, Lugduni 1866, IV, p. 205, N. 1952. — Oxford: Bibliothecae Bodleianae Codicum Manuscriptorum Orientalium Catalogus, a Uri confectus, Oxonii 1787, p. 95, N. 341, 2. — Cambridge: N. 293 s. Pertsch a. a. O. p. 422. — Rom: Vaticana N. 523 s. Pertsch ebenda. — Ueber die Handschriften s. Wenrich, De auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis, Arabicis, Armeniacis Persicisque commentatio, Lipsiae 1842, 136. Flügel, Dissertatio de Arabicis scriptorum Graecorum interpretibus, Misniae 1841, 10. Knust im Jahrbuch für romanische und englische Literatur X, 161. Steinschneider ebenda XII, 366. R. Foerster a. a. O. 1. Revue des Etudes Juives III, 241, N. 3.

hunderts gewesen.[1]) Allein von einer griechischen Schrift dieser Art haben wir keine Spur. Als arabischer Uebersetzer nennt sich der bekannte syrische Christ Yahya Ibn Batrik aus der 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts;[2]) er wollte das griechische Buch bei den Sonnenanbetern im Tempel des Aeskulap gefunden haben. Doch ist es mehr als wahrscheinlich, dass Ibn Batrik an der angeblichen Uebersetzung ebenso unschuldig ist als Aristoteles an dem angeblichen griechischen Original. Wir haben es zweifellos mit einem unterschobenen arabischen Machwerk zu tun, dessen Existenz vor dem 12. Jahrhundert nicht nachgewiesen werden kann.[3])

In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts wurde nämlich der mittlere Teil des Buches, der die Gesundheitsregeln enthält, von einem spanischen Juden, Ibn Dawud aus Luna, der nach seiner Bekehrung zum Christentum den Namen Johannes Hispaniensis führte,[4]) aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt: Epistola Aristotelis de conservatione corporis humani oder De regimine sanitatis.

Das ganze Werk übersetzte ein französischer Geistlicher, Philipp von Tripolis, der mit dem arabischen Original in Antiochia bekannt wurde, auf den Wunsch seines Erzbischofs Guido von Valencia. Die Zeit Guidos und Philipps ist nicht genau zu bestimmen. Nur soviel ist sicher, dass diese lateinische Uebersetzung zur Zeit des Michael Scotus († um 1235) schon vorhanden war, da sie von ihm in seinem auf Verlangen Kaiser Friedrichs II. geschriebenen Liber physionomiae benützt wurde.[5]) Petrus Hispanus der Jüngere schrieb im Jahre 1441 einen Kommentar dazu, der aber noch nicht ediert ist.

Das war jenes Buch, das die Autorität des Aristoteles mehr als alle seine echten Schriften unter dem grossen Publikum ausbreitete. Es wurde allenthalben gelesen, ausgezogen, paraphrasiert und in fast alle Sprachen übersetzt.

Wir haben eine hebräische Uebersetzung, *Sōd has-sōdōt*, welche dem Rabbi Yehuda al-Charisi († vor 1235) zugeschrieben wird,[6]) eine ganze Anzahl französischer

---

1) De Aristotelis librorum ordine et auctoritate commentatio, Berolini 1854, 184.

2) Ueber ihn s. Steinschneider in Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie, LII, 364 ff.

3) Foerster a. a. O. 23 ff.

4) Ueber Joannes Hispanus, Hispanensis, Hispaniensis, auch Hispalensis (Avendehut, Avendeath etc.) s. Zeitschrift für Mathematik 1871, XVI, 373. Wüstenfeld a. a. O. XXII, 25 ff. 36. Suchier, Denkmäler provenzalischer Literatur und Sprache, Halle 1883, I, 531. Foerster a. a. O. 25 ff.

5) Foerster a. a. O. 27 ff. Handschriften s. Fabricius, Bibliotheca graeca, Hamburgi 1705, III, 167, N. 7. Editio quarta curante Harles, Hamb. 1793, III, 283. Buhle, Aristot. I, 200. Favre, Melanges, Genève 1856, II, 41, N. 1. Knust im Jahrbuch für romanische und englische Literatur X, 156 ff. Wüstenfeld a. a. O. XXII, 82 f. Cecioni, Il Secretum Secretorum attribuito ad Aristotele s. Il Propugnatore, N. S. II, Parte II, 84 ff. (Bologna 1889). Drucke s. Knust ebenda X, 272 ff. Brunet, Violier des Histoires Romaines, Paris 1858, 429.

6) J. Chr. Wolf, Bibliotheca Hebraea, Hamburgi et Lipsiae 1715, 222. Wenrich a. a. O. 139. 141 f. Dukes, Salomo ben Gabirol, Hannover 1860, I, 33. Steinschneider, Hebr. Biblioth.

in Prosa und in Versen,[1]) unter denen als die interessantesten hervorzuheben sind: die poetische Bearbeitung von Pierre d'Abernun, der wohl mit Pierre de Peckham (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) identisch ist,[2]) und die freie Prosabearbeitung von Joffroi de Watreford und Servais Copale (um 1300).[3]) Ferner besitzen wir das Buch ganz oder teilweise bearbeitet im Spanischen,[4]) im Katalanischen,[5]) im Limosinischen,[6]) im Provenzalischen[7]) und im Italienischen,[8]) mehrfach im Englischen,[9]) darunter eine selbständige Bearbeitung von John Lydgate, der darüber starb, eine gereimte Bearbeitung im Mittelniederländischen, dem Jakob von Maerlant zugeschrieben,[10]) endlich zahlreiche prosaische und gereimte Bearbeitungen im Deutschen.[11])

IX, 44 ff. XI, 74. Jahrbuch für romanische und englische Literatur XII, 366 f. Wüstenfeld a. a. O. 83. Revue des Études Juives III, 241.

1) Hist. litt. XXX, 589.

2) Hist. litt. XIII, 115 ff. P. Meyer in der Romania XV, 288. Héron, La légende d'Alexandre et d'Aristote, Rouen 1892. 17 ff.

3) Wüstenfeld a. a. O. 83. Gidel im Annuaire de l'Association pour l'encouragement des Études grecques en France, VIII, 303 ff. Foerster a. a. O. 32 f. G. Paris, La littérature française au moyen âge[2] § 101. Andere aus dem 13. und 14. Jahrhundert verzeichnet P. Meyer, Romania XV, 168 f. 188 ff. Knust im Jahrbuch für romanische und englische Litteratur X, 162 ff. Chabaille, Li Livres dou Tresor par Brunetto Latini, Paris 1863, p. VI.

4) Knust im Jahrb. X, 153 ff. 275 ff. 303 ff. Amador de los Rios, Historia critica de la litteratura española, V, 251, vergl. III, 546. IV, 94.

5) Knust ebenda X, 155. Amador de los Rios III, 546. Helfferich, Raymund Lull, Berlin 1858, 54, Anm. 46.

6) Knust ebenda X, 155.

7) Reinsch in Herrigs Archiv LXVIII, 9 ff.

8) Knust ebenda X, 164. 274. Favre, Mélanges II, 41, N. 5. Mussafia in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Phil.-hist. Cl. CVI, 507. R. Foerster a. a. O. 32, N. 4. Cecioni im Propugnatore N. S. II, Parte II, 89 ff.

9) Warton, Hist. of English Poetry II, 230 f. Knust ebenda X, 165. Wüstenfeld a. a. O. 83. Gower benützte die Secreta für das 7. Buch seiner Confessio Amantis, Occleve für sein Hauptwerk, The Governail of Princes (Aster, Das Verhältnis des altenglischen Gedichtes De regimine principum von Thomas Hoccleve zu seinen Quellen, Leipzig 1888, 17 ff. Bernh. ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur, Strassburg 1893, II, 225).

10) De Heimelijkheid der Heimelijkheiden, dichtwerk, toegekend aan Jacob van Maerlant, uitgegeven door Clarisse, Dordrecht 1838. Kausler, Denkmäler altniederländischer Sprache und Litteratur, Tübingen 1844, II, 483 ff. III, 289 ff. Vergl. Jonckbloets Gesch. der Niederländischen Literatur, Deutsche Ausg. v. W. Berg, Leipzig 1870, I, 228. 239. Martin in der Zeitschr. f. deutsche Philol. I, 170.

11) Zusammengestellt von Toischer, Die altdeutschen Bearbeitungen der pseudo-aristotelischen Secreta Secretorum, Prag 1884. Vergl. Steinmeyer im Anz. f. d. A. XI, 91. Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie VI (1884) N. 981. VII (1885) N. 1214. — Scheffel, Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, Stuttgart 1859, 46. N. XXXVI, 10. — Joseph Haupt in den Wiener Sitzungsber. Phil.-hist. Cl. LXXI, 506. 511 ff. 514, Anm. 1. — Rudolf von Ems hatte eine Bearbeitung der Secreta seinem Alexander eingefügt, die aber leider vom Schreiber ausgelassen wurde. O. Zingerle, Die Quellen zum Alexander des R. von Ems, Breslau 1885, 122. — Eine

Die Secreta Secretorum zeigen den Aristoteleskult der Orientalen auf seinem Höhepunkt. In der Einleitung wird gesagt, dass viele Gelehrte den Philosophen wegen seiner Liebe zur Gerechtigkeit und seines Strebens nach Wahrhaftigkeit unter die Zahl der Propheten gerechnet haben, ja in den Chroniken der Griechen sei die Nachricht zu lesen, dass Gott ihm geoffenbart habe: „Siehe, du stehst zu mir so, dass ich dich eher einen Engel als einen Menschen nenne“;[1]) der erhabenen Wunder, die er vollbracht, seien so viele, dass ihre Aufzählung zu lang würde; über seinen Tod gebe es widersprechende Meinungen: einige sagen, er sei zum Himmel gefahren in einer Säule von Licht.[2])

Im ersten Teile des Werkes ist sodann eine Erzählung eingeschaltet, wie Aristoteles durch sein Wissen das Leben Alexanders vor einem tückischen Anschlag gerettet habe. Ich gebe sie, da der arabische Text der Münchner Handschrift verderbte Lesarten zu haben scheint, nach einem lateinischen Incunabeldruck.[3])

Alexander, so schreibt Aristoteles, denk an die Tat der Königin von Indien, wie sie dir unter dem Vorwande der Freundschaft viele Angebinde und schöne Gaben übersandte. Darunter war auch jenes wunderschöne Mädchen, das von Kindheit auf mit Schlangengift getränkt und genährt worden war, so dass sich seine Natur in die Natur der Schlangen verwandelt hatte. Und hätte ich sie in jener Stunde nicht aufmerksam beobachtet und durch meine Kunst erkannt, da sie so furchtbar ungescheut und schamlos ihren Blick unablässig an das Antlitz der Menschen heftete, hätte ich nicht daraus geschlossen, dass sie mit einem einzigen Bisse die Menschen töten würde,

---

mitteldeutsche Reimbearbeitung des 14. Jahrhunderts, herausgegeben von Toischer, Aristotilis Heimlichkeit, Wiener-Neustadt 1882. Vergl. Anz. f. d. A. IX, 231. Literaturblatt für germ. und rom. Philol. III (1882), 325. Jahresbericht IV (1882), N. 675. V (1883), N. 923.

1) Das klingt wie eine verirrte Erinnerung an den bekannten Orakelspruch, mit dem die Pythia Lykurg begrüßte. Herodot I, 65. Plutarch, Lycurgus 5 (Op. ed. Reiske I, 167).

2) Nach dem arabischen Text in der Münchner Handschrift, welchen Herr Kollege Hommel für mich einzusehen die Gefälligkeit hatte. In einer Gruppe von Uebersetzungen wird die letzte Angabe von Aristoteles' Himmelfahrt den Peripatetikern zugeschrieben, z. B. in dem lateinischen Druck des 15. Jahrhunderts o. O. u. J. auf der Münchner Bibliothek: Inc. s. a. 508, c. 1, in der deutschen Uebersetzung der Nonne von Zimmern 1282, Handschr. der Münchner Bibliothek: Cod. germ. 288, Bl. 240[d], bei Gottfried von Watreford, s. Hist. litt. XXI, 219, im französ. Druck L'Histoire de l'estat et du gouvernement des roys. Paris o. J. Bei Lorchner lautet die Stelle (Bl. 1[a]): *Man findet auch in den alten Kriechischen büchern, das Got der almehtig hab jm seinen Engel gesant vnd lassen sagen, ich nenne dich billicher ein Engel dann ein menschen, wann er vil wunderwerck gethon hat vnd gewirckt, das es vil zu lang were alles zu sagenn. Wie er aber tod sey, sagen die bucher nicht alle gleich, doch sprechen die Meyster, die man nennet Peripathetici, er sey in eyner fewrin saul auffgestygen in den fewrigen himel.* — Die ganze Stelle fehlt in dem alten lateinischen Druck der Münchner Bibliothek: Inc. s. a. 209. 4° und in der niederländischen Heimelijkheid.

3) Münchner Bibliothek: Inc. s. a. 208. 4°, c. XXVIII. Der Wortlaut des Textes und die Kapitelzählung variieren stark in den verschiedenen Handschriften und Drucken. In der abweichenden und stark gekürzten Redaktion: Inc. s. a. 209, 4° steht die Erzählung im 13. Kapitel.

was sich dir hernach durch eine angestellte Probe bestätigt hat, so hättest du in der Hitze der Beiwohnung den Tod davon gehabt.[1])

Die Erzählung fehlt natürlich in der ältesten lateinischen Uebersetzung des Johannes Hispaniensis, welche nur den zweiten Teil der Secreta, die Gesundheitsregeln, wiedergiebt, und daher auch in deren provenzalischer und altneapolitanischer Nachbildung, auch in dem Auszug der Secreta, den der Professor Franciscus Taegius von Pavia in seine Aurea Graecorum sapientum collectanea (Papiae 1516) aufnahm.

Die von Toischer veröffentlichte mitteldeutsche Uebersetzung des 14. Jahrhunderts giebt die Stelle folgendermassen wieder (v. 1339 ff.):

O Alexander, du salt gedenken,
wie dir wolde schenken
die kunigin von India;
die sant dir schone gabe da
von ir vruntlichen hant,
ouch wart da mite gesant
ein junevrowe schone und zart,
die von kuniclicher art
erzogen wart mit vergifte
von der natir gestifte,
daz alle ir nature
waz wurden ungehure
und den slangen gliche.
het ich nicht wisliche
und mit kunstenricher list
gepruvet in derselben vrist
daz sie so ungehure was
(an irm sehen kos ich daz:
ez waz so grulich getan,
sie sach die lute hertlichen an,
des was ich so gewisse
sie tote sven sie bisse;
daz du dar nach ervures gar
daz ez was genzlichen war),
du werst vor ir nicht genesen.
wer ich alleine nicht gewesen,
du werst von ir minne
des todes wurden inne.

In der Prosaübersetzung des Dr. Johann Lorchner in Spalt, *so beyder Kayser Fridrichs vnd Maximilians Löblicher gedechtnuss Ratt vnd Mathematicus gewesen*, steht die Erzählung im 22. Kapitel.[2])

Die hebräische Uebersetzung bringt sie im 2. Kapitel.[3]) Der französische Uebersetzer Gottfried von Watreford, der in freiester Weise mit seinem Urtexte verfuhr und wegliess, was ihm misfiel, scheint sie übergangen zu haben.[4]) Dagegen findet sie sich bei Peter von Abernun (oder von Peckham)[5]) und im 28. Kapitel der französischen Prosaübersetzung, die mir in einem alten undatierten Pariser Drucke vorliegt.[6])

1) Ebenso im Neapolitanischen Druck von 1555 s. Favre, Mélanges II, 42, N. 3.

2) Das allereedlest vnd bewertest Regiment der gesundheit, Auch von allen verporgenen künsten vnnd Künigklichen Regimenten Aristotelis, das er dem Grossmechtigen Künig Alexandro zugeschrieben hat. Augspurg, Hainrich Stainer, 1530, Bl. XII^b. Das Buch wurde aus dem Nachlasse Lorchners herausgegeben von Johann Besold.

3) Steinschneider, Zur pseudepigraphischen Literatur, Berlin 1862, 66, Anm. 1.

4) Wenigstens fehlt sie in Le Clercs Auszug in der Hist. litt. XXI, 216 ff.

5) Die Stelle s. Héron, La Légende d'Alexandre 32.

6) L'Histoire de lestat et du gouvernement des roys et des princes appelle le secret des secretz lequel fist aristote au roy alexandre. Nouuellement inprime a Paris par Alain Lotrian et Denis Janot.

In der spanischen Prosa im Escorial ist die Königin von Indien zu einer *reyna de los de Nicomedia* geworden.[1])

In der zweimten mittelniederländischen Bearbeitung, die uns unter Jakobs von Maerlant Namen überliefert ist, steht die Erzählung v. 763 ff.[2]) Ausserdem behandelt sie Maerlant in seinen Alexanders Geesten (um 1257). Hier unterhält ein Ritter während der Nachtwache seine Genossen damit: Bald nach Alexanders Wettkampf mit König Nikolaus von Akarnanien (*Clause van Atervaen*),[3]) also beim Beginne seiner Laufbahn, wurde die *maghet hovesch ende vri* von der Herrin von Indien an den König geschickt. Sie war vollkommen an allen Gliedern und so unterrichtet, dass sie ihre Botschaft gut in griechischer Sprache sagen konnte. Alexander verliebte sich sofort und liess ihr durch seinen Knappen einen Antrag machen. Aber Aristoteles durchschaute mit seiner Kunst, dass sie mit Schlangen und Gift (*met serpenten ende met venine*) aufgezogen war, und bewies dem König offenkundig, dass jeder, der mit ihr zu tun habe, sofort sterben müsse.[4])

Die Abweichungen in den Einzelheiten zeigen, dass Maerlant, während er seinen Alexander schrieb, die Secreta Secretorum nicht vor sich hatte, sondern die Erzählung aus dem Gedächtnis und aus freier Erfindung zusammenstellte. Die Uebersetzung der Secreta ist erst später entstanden, wie auch Jonckbloet annimmt.[5])

Um Maerlants Zeit wurde die Sage von dem Minoriten Johannes Wallensis in sein Compendiloquium und dann nach einem besseren Text in sein Communiloquium aufgenommen.[6])

Der sagenkundige katalanische Dichter Guylem de Cervera (2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) bezieht sich in seinem grossen Spruchgedicht wiederholt auf unsere Erzählung. Einmal, wo er von den Weibertücken spricht, bemerkt er: Der Inder wollte durch ein Weib Alexander umbringen.[7]) Und später, wo er Vorsicht gegenüber Geschenken einschärft, fährt er fort: Alexander nahm von Indien Gabe und die Jungfrau, welche seine Leidenschaft zu erregen dachte; denn sie war so schön. Wäre

---

1) Knust im Jahrbuch für romanische und englische Literatur X, 287. Steinschneider, ebenda XII, 372.

2) Ausg. von Clarisse 68.

3) Dass Alexander den Nikolaus im Wagenrennen besiegt, steht unter den lateinischen Uebersetzungen des Pseudo-Kallisthenes nur bei Julius Valerius (I, 18, 19) und in der Epitome. In der Historia de preliis ist aus dem Wagenrennen ein Krieg geworden (c. 17). Maerlant schöpfte also hier aus der Epitome.

4) I, 1150 ff.

5) Geschichte der niederländischen Literatur I, 228, 239. Nach Jan de Winkel, der sie Maerlant unbedenklich zuschreibt, um 1266 (Pauls Grundriss der germanischen Philologie, Strassburg 1890, II, 466).

6) Compendiloquium, Pars III, Distinctio V, c. 17. Argentorati 1518, fol. 128b. — Communiloquium, Pars I, Distinctio III, c. 12, fol. 21d.

7) *L'indiench vole ab femna Alexandri aucir.* Romania XV, 96, Str. 1000.

Aristoteles nicht in der Astronomie unterrichtet gewesen, hätte Alexander durch Geschenke alles, was er hatte, verloren.[1])

Eigentümlich ist die Fassung der Sage bei dem gleichzeitigen Frauenlob, der in einem seiner rätselreichen Sprüche davon handelt:

Ein künigin ûz Indiâ diu was sô kluoc,
daz ir gevuoc
in meisterlîcher stifte
nerte mit vergifte
von kintheit ûf ein stolze magt, diu gap nâch der schrifte
giftwort, ouch sehen ûf gâhen tôt, der kam swar si daz karte.
Dem künige Alexander wart diu maget gesant,
daz er zu hant
erstürbe ab ir gesihte,
si daz vrî gerihte
brêcht in ir lant; ein meister sach an ir valsch geschihte,
der gap ein wurz des küniges munt, diu von der nôt in scharte.
Ir vürsten, seht ûf, wen ir habet,
dem ir ze tiefez twingen grabet,
daz ir iht snabet,
ob er iuch labet.
des tôdes meit twanc nît, erdrabet
durch nôt der vuhs spil winden stabet.
list, milten muot, gnâd ob im traget, alsam der meister larte.[2])

Es wird nicht unerwünscht sein, dieses Deutsch zu verdeutschen: Eine Königin aus Indien, die war so klug, dass ihre Geschicklichkeit in meisterlicher Anstiftung eine stolze Magd von Kindheit auf mit Gift ernährte; die gab nach der Schrift Giftworte (d. h. der Hauch ihres Mundes beim Reden vergiftete), auch Blicke, die jähen Tod brachten; der kam, wohin sie dieselben kehrte. Dem König Alexander ward die Magd gesandt, dass er sofort von ihrem Anschaun stürbe und sie die Freiheit brächte ihrem Lande.[3]) Ein Meister sah an ihr falsche Art; der gab dem König ein Kraut in den Mund, das von der Gefahr ihn befreite (eigentlich trennte). Ihr Fürsten, seht zu, wen ihr (vor euch) habt, dem ihr zu tiefe Bedrückung auferlegt (eingrabt), dass

1) *Alexandri pres do* *Aristotils no fos*
D'Indis et la pucela *Apres d'astronomia,*
Quel cuydet passio *Alaxandri per dos*
Dar, car era tom biela. *Perdera quant avia.*

Romania XV, 107, Str. 1149. 1150.

2) Ettmüllers Ausg. 54, Spruch 46 und Anm. S. 299. v. d. Hagen, Minnesinger III, 111ᵃ, Spruch 3. Vergl. Bech in der Germania XXIX, 5.

3) Ich lese mit Bech *brêcht* für *bråht*. Germania XXIX, 5.

ihr nicht zu Falle kommet, wenn er euch eine Labung reicht. Des Todes Maid zwang der Hass. Der ereilte Fuchs macht aus Not den Windhunden Blendwerk vor. Klugheit, milden Sinn, Gnade erweist ihm (dem Unterworfenen), wie der Meister lehrte.

Frauenlob will also mit unserer Sage ein Beispiel geben, was der Gewaltherrscher von der Verzweiflung der Unterdrückten zu gewärtigen habe. Die Königin von Indien zählt nach ihm zu den von Alexander beherrschten Fürsten. Neu ist in seiner Darstellung, dass die Jungfrau nicht durch ihren Biss, sondern schon durch den Hauch ihres Mundes, ja selbst durch ihren Blick tötet. Das beruht, wie wir sehen werden, auf einer vom gemeinen Text abweichenden Lesart der lateinischen Secreta. Ohne Analogon ist das Schutzmittel des Meisters — sein Name wird nicht genannt —, das Kraut, das er dem König in den Mund giebt. Dunkel bleibt, wie darunter nach des Dichters Hindeutung am Schlusse eine Lehre kluger Milde verstanden werden soll. Doch in Dunkelheit suchte ja Frauenlob seine Grösse.

Auf eine ähnliche Gestalt der Sage geht auch die Erzählung Hugos von Trimberg im Renner[1]) zurück: Man liest, dass über ferne Lande eine Jungfrau an Alexander geschickt wurde, die bei ihm anlangte, als er eben mit seinen Leuten zu Tische sass. Die Jungfrau war so schön, dass sie die Augen des Königs auf sich zog; denn sie glänzte wie eine Glut. Aber ein Meister, der Aristoteles hiess, beobachtete das und sprach: Herr, folget mir, wendet Eure Augen schnell von ihr ab und schickt sie ferne von Euch, oder Ihr seid ein toter Mann. Während er das heimlich sprach, sah die Magd den König immer fester an und wollte eine längere Botschaft ausrichten. Aber der König unterbrach sie, gieng weg zu andern Geschäften und hiess die Maid wohl pflegen. Da sprach der Meister, sie sei voll Gift im Fleisch und im Gebein und ihr Blick sei so böse, dass er dem, der sie lange ansehe, zum Schaden werde; wer sie aber berühre, der müsse sterben; denn von Kindheit auf sei sie von ihrer Herrin mit Natternfleisch gespeist worden. — Nun sollet ihr alle merken, dass der Neider Fleisch gar giftig ist, die mit den Leuten verkehren und doch manches Menschen Tod gerne sehen.

Der König Sancho IV von Kastilien, der in seinen Ermahnungen und Lehren (vollendet um 1292) ganze Stellen aus den Secreta Secretorum anführt, bringt auch unsere Erzählung in wörtlicher Uebersetzung wieder, nur dass er auf die Probe, die Alexander nach dem Rate des Aristoteles anstellt, ausführlicher eingeht: Der König liest einen zum Tod verurteilten Mann herbeiholen; das Mädchen beisst ihn, und er stirbt auf der Stelle.[2])

Gegen Ausgang des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts fand der Bericht der Secreta in freier Bearbeitung Aufnahme in den Gesta Romanorum, was zu ihrer

1) Frankfurt am Mayn 1549, 74.

2) *Lo que tú mismo predicaste cuando le mandaste un home judgado á muerte, é ella mordiole, é luego murió á golpe.* Castigos é Documentos del Rey Don Sancho, c. LIX (Biblioteca de Autores Españoles, Madrid 1860, LI, 187).

Verbreitung nicht wenig beigetragen hat. Hier ist es eine Königin des Nordens (*regina aquilonis*), die, als sie von Alexanders Herrschaft und seiner Unterweisung durch Aristoteles erfährt, ihre eigene Tochter von der Geburt an mit Gift aufzieht und dann, nachdem sie zu sinnberückender Schönheit erblüht ist, an Alexander schickt, dass sie seine Buhle werde. Den bei ihrem Anblick sofort in Liebe entbrannten König lässt Aristoteles auch hier die Probe mit einem zum Tode Verurteilten machen. Dieser küsst sie vor aller Augen und fällt sogleich tot zu Boden. Alexander preist seinen Meister, dass er ihm das Leben gerettet habe, und schickt die Jungfrau ihrer Mutter zurück.

Der lateinische Vulgärtext, vertreten durch die ältesten Drucke von Utrecht und Köln (1472—1475), giebt die Erzählung im 11. Kapitel mit der Ueberschrift *De veneno peccati, quo quotidie nutrimur.*[1]) Sie findet sich im Codex Harleianus 2270 in London, dem Hauptvertreter der in England geschriebenen Handschriften,[2]) wie sie auch in der alten englischen Uebersetzung enthalten ist.[3]) Dagegen fehlt sie in der überwiegenden Mehrzahl der in Deutschland geschriebenen Handschriften — von 75 haben sie nur 13 — und ebenso in der deutschen Uebersetzung.[4]) Die alte französische Uebersetzung, Le Violier des histoires romaines moraliseez, vom Jahr 1521, bringt sie im 11. Kapitel.[5])

Aus den Gesta Romanorum schöpfte Gringore die erste gereimte Erzählung seiner Mère Sotte (Paris 1525), doch mit Unterdrückung der Namen: statt Alexander nennt er einen *imperateur*, statt Aristoteles *ung saige clerc son maistre*.

In geradezu dürftiger Einfachheit erscheint die Sage bei dem Obersachsen Heinrich von Mügeln um die Mitte des 14. Jahrhunderts in seinen „*III lied von dreyerlay maynung*“, in des Dichters „langem Ton“ verfasst:

Mit gift ain kind erczogen ward in India,
von ainer künigin zu Alexandria
gesandt auf argk gar sunder tugend preyse,

1) Ausg. von Adelbert Keller, Stuttgart und Tübingen 1842. I, 16. Ausg. von Oesterley 288. Nachweise 714. Marcus Landau, Die Quellen des Decamerone[2], 225 f. Die handschriftliche Vorlage des Vulgärtextes ist verloren.

2) Ausg. von Oesterley 175, N. 6, vergl. 245.

3) Herrtage, The Early English Versions of the Gesta Romanorum, London 1879, 840.

4) Sie fehlt in der ältesten, dem Berliner cod. germ. 643, vor 1377 geschrieben (bei Oesterley N. XXII, S. 82), steht aber in der nächstältesten, der Kolmarer Handschrift, gleichfalls noch aus dem 14. Jahrhundert (N. LXXI, S. 175, c. 6). Die übrigen Handschriften, in denen sie vorkommt, sind: aus dem 15. Jahrhundert eine Würzburger (N. XV, S. 63, c. 6), eine Berliner (XXIII, S. 87, c. 9), eine Pomersfeldener (XXVIII, S. 103, c. 51), eine Coblenzer (XXX, S. 108, c. 9), eine Wallersteiner (XXXVIII, S. 126, c. 88) und 5 Münchner (LIII, S. 148, c. 10. LIV, S. 158, c. 11. LVII, S. 162. LVIII, S. 162. LXVI, S. 174), endlich 2 Münchner aus dem 17. Jahrhundert (LXII, S. 166, c. 12. LXVIII, S. 175).

5) Nouvelle édition par Brunet. Paris 1858, 28.

durch das der held gewaltig mechtig vnd verwegen
nun solt auf seines lebens zil sein beygelegen.
das want her Aristotiles der weyse;
wann er wol sach, das giftig gar
es was vnd in der selben gifte schone
gar mynniglichen lauter clar
von antlicz vnd von leib auf schwache lone.
der selbig weyse maister hiess
mit kundigkhait es tilgen vnd vernichten:
schier das geschach, des man nit liess.
sunst (l. sus) kund er arges wol von argem rihten.
Nun wolt ich, das die küng vnd fürsten söliche maister hielten,
die sie behüetten vor dem gift
vnd vor der trift,
die schant vnd schade pringen mag, daz sie die von in schielten.[1])

Die Moralisatio der Gesta Romanorum sah in der giftgenährten Jungfrau ein Symbol der Fleischeslust und Schlemmerei (*luxuria et gula*), die an leckerer Kost, dem Gift der Seele, sich nähren. Eine andere Verwendung fand die Geschichte bei den populären Predigern des 15. Jahrhunderts, wie dem Basler Minoriten Johannes Gritsch (um 1430)[2]) und Felix Hemmerlin (um 1450),[3]) die sie anführten, um zu zeigen, welche Macht die anerzogene Gewöhnung auf die Menschen ausübe.

Eine ganz eigenartige, freie Behandlung der Sage bietet uns ein französisches Prosawerk aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, das von averroistischem Geiste angehauchte Zwiegespräch des Königssohnes Placidus mit seinem Lehrer, dem weisen Timäus, worüber Ernst Renan in der Histoire littéraire berichtet hat.[4]) Das Werk liegt in drei verschiedenen Texten vor. Die zwei älteren, handschriftlichen, sind bis jetzt noch unediert; der dritte, der am Anfang des 16. Jahrhunderts einer unter dem Titel Le Cuer de philosophie von Antoine Vérard gedruckten Kompilation einverleibt wurde, giebt die Erzählung von der *pucelle venimeuse* folgendermassen wieder: Als Alexander geboren wurde, liess ein benachbarter feindlicher König durch Loskundige die Zukunft erforschen, und es ergab sich, dass er von diesem Kinde, wenn es am Leben bleibe, den Tod haben werde. Daher bedachte er, wie er es auf eine schlaue Art aus dem Wege räume, und befahl insgeheim eine Anzahl neugeborener Mädchen von guter Herkunft mit tötlichem Gifte zu nähren. Sie starben alle bis auf eines; das

1) Münchner Cod. germ. 5198, Bl. 54ᵃ.

2) Quadragesimale fratris iohannis gritsch ordinis fratrum minorum, Inkunabel o. O. u. J. unter Dominica decima quinta, im Druck von 1484 o. O. K 8ᵃ.

3) Felicis malleoli vulgo hemmerlin Decretorum doctoris iureconsultissimi De Nobilitate et Rusticitate Dialogus, Inkunabel o. O. u. J. c. 5, fol. 17ᵃ.

4) XXX, 567 ff.

aber erwuchs zu einer wunderschönen Jungfrau und lernte lieblich die Harfe schlagen. Dabei war es so giftig, dass es die Luft mit seinem Gifte verderbte und die Tiere tötete, mit denen es zusammen wohnte. Einst wurde der König von einem grossen, übermächtigen Heere belagert und sandte in der Nacht die Jungfrau schön geschmückt mit zwei anderen nicht giftigen zu den Feinden hinaus, dass sie vor ihrem König die Harfe spiele. Dieser, von ihrer Schönheit berückt, lud sie heimlich in sein Zelt ein, um sich mit ihr zu vergnügen; sobald er sie aber küsste, fiel er tot zu Boden, und dasselbe Schicksal fanden an diesem Abend noch viele andere Ritter, die sich an das Mädchen herandrängten. Um dieselbe Zeit machten die Belagerten einen Ausfall und überwältigten das führerlose Heer der Feinde. Von da an hiess der König das Mädchen noch sorgsamer hüten und mit noch reinerem Gifte nähren als bisher. Mittlerweile erwuchs Alexander zu den Waffen und begann seine Kriege, besiegte und erschlug den Darius und machte seinen Namen zum Schrecken eines grossen Teiles der Welt. Nun liess der König, der in steter Furcht vor ihm lebte, vier Mädchen prächtig ausrüsten, und das fünfte war die giftige Jungfrau, die alle andern an Schönheit und Anmut, an reichem Schmuck und holdem Gebaren übertraf. Sie sandte er als Zeichen des Gehorsams und der Liebe an Alexander, zusammen mit fünf schmucken jungen Edelknaben, mit guten Rossen, grossem Gut und schönen Juwelen, um so seinen Verrat besser zu verbergen. Als Alexander die reizende Harfnerin sah, konnte er kaum an sich halten, dass er nicht auf sie zulief und sie liebkosend in die Arme schloss. Aber Aristoteles, ein weiser und gelehrter Mann an seinem Hofe, und Sokrates, sein Meister, erkannten das Gift der Jungfrau und duldeten nicht, dass er sie berührte. Er wollte ihren Worten nicht glauben, wagte aber doch nicht, seinem Meister Sokrates zu widersprechen. Da liess Sokrates zwei wohlgeschmückte Sklaven herbeiholen und die Jungfrau küssen, und einer nach dem andern fiel tot nieder. Auch Hunde und Pferde, die sie berührte, starben sofort. Als Alexander sah, dass sein Meister Recht hatte, gab er Befehl, das Mädchen zu enthaupten und fern von den Leuten zu verbrennen. Am selben Abend starben noch viele Ritter und Barone, die das Mädchen berührt hatten. So hatte Alexander noch stärkeren Anlass als bisher, dem, der ihm solches Geschenk gesandt, übles zu tun. Doch davon hier nichts weiter. Die alten Philosophen und Naturkundigen nannten das besprochene Gift *anapellis* (d. h. napellus).[1])

Sokrates, der in unserem Dialog auch sonst neben Aristoteles als Lehrmeister Alexanders genannt wird[2]) und hier geradezu die erste Stelle einnimmt, wurde auch von Nizami unter den Weisen am Hofe des Königs mit aufgeführt.[3]) Dieser Meister Sokrates, die Mehrzahl der mit Gift genährten Kinder und die Benennung des Giftes

1) Hist. litt. XXX, 579 ff. *anapellis* heisst das Gift auch im Text der Handschr. von St-Germain, s. ebenda 581.

2) Ebenda 575.

3) Bacher, Nizâmî's Leben und Werke, Leipzig 1871, 86.

beweisen, dass dem Verfasser ausser den Secreta Secretorum noch andere orientalische Ueberlieferungen bekannt waren, von denen später die Rede sein wird.

Dasselbe gilt von der Erzählung, welche Johann Lange von Lemberg, pfalzgräflicher Leibarzt zu Heidelberg († 1565), in seiner Briefsammlung anführt: *Nosti puellam praesentissimo napelli veneno nutritam et puellari venere decoram, ab rege Indorum Alexandro Magno dolo muneri datam. Cuius scintillantes et serpentum more nictantes oculos quum Aristoteles illius praeceptor vidisset: Caue tibi ab hac, inquit, o Alexander: hac nempe tibi exitium paratur. Nec iudicio Aristotelis defuit euentus. Nam plerique proci virginis commercio intoxicati interierunt.*[1]) Lange beruft sich hiebei auf Aristoteles, De Regimine principum, Galenus, Averroës und Avicenna.

Aus Langes Briefen gieng diese Fassung in die vielgelesenen Memorabilien des französischen Arztes Anton Mizaud († 1578) über.[2]) Die Stelle wird von dem Augsburger Professor und Stadtbibliothekar Georg Henisch († 1618) in seiner Uebersetzung mit eigenen Zutaten folgendermassen wiedergegeben: *Es ward eine schöne, gewaltige Indianische junckfraw von dem König auss India vnterm schein eines vertrags vnd friedens dem König Alexandro zugeschickt, welche aber von jugend auff mit nichten anders als mit lauter gifft gespeiset, welchs Cicuta oder Napellus heisset. Als nun der Preceptor Aristoteles sahe, dass sie nicht essen wolt von den speissen, so ander leut assen, sondern man muste jren jr gifftige Napellisch speiss bringen, jtem das gifft scheinet jhr zu den augen auss, da sagt er zu dem König, er solte sich jres beyconens enthalten, dann es steckte gewiss ein grosser betrug darhinder. Der König volget seines Preceptoris trewen rhat vnd verschaffet, dass sie anderen Junckern an seinem Hof zu beschlaffen vberantwortet wurde. Solche Junckherrn lagen alle todt, so bald sie dise berürten. Da war kundt, wie es der König auss India mit seinem geschenck gemeint hat.*[3])

Den Text Henischs hat Michael Bapst von Rochlitz, Pfarrer zu Mohorn in Sachsen († 1603) seiner Darstellung zu Grunde gelegt, doch nicht, ohne seinerseits wieder in Einzelheiten abzuweichen: *Es schreibet Galenus lib. 3 de natura simplicium,*

1) Epistolarum medicinalium volumen tripartitum, Lib. I, ep. 12. Francofurdi 1589, 57 f. Lange wiederholt die Erzählung L. I, ep. 69, p. 407.

2) *Puella insigni pulchritudine decora, sed napelli veneno educata, ab Indorum rege dolose muneri Alexandro Magno data fuit. Cuius scintillantes et serpentum more nictantes oculos cum Aristoteles vidisset, o Alexander, inquit, caue tibi ab hac, nam virus pestilentissimum alit, vnde tibi exitium paratur. Nec iudicio defuit euentus: plerique enim proci, puellae huius commercio intoxicati interierunt. Autores sunt Arist., Plin., Auerroës, Galen., Auic. et alii multi.* Mizaldus, Memorabilium Centuria I, aphorismus 59, Lutetiae 1566. Bl. 9b. Wiederholt von dem Freiburger Arzt Johann Schenck in seinen Observationes Medicae, Francofurti 1600, II, 726, und von dem Portugiesen Gaspar de los Reies in seinem Elysius jucundarum quaestionum campus, Bruxellae 1661, p. 483.

3) Neünhundert Gedächtnuss-würdige Geheimnuss vnnd Wunderwerck, in Hochteutsche sprach gebracht, Basel 1575, 36.

vnd stimmet mit jhm Aristoteles, Plinius, Auerroes, Avicenna vnd andere mehr, dass der König aus India vnter einem schein des vertrags vnd friedes dem Alexandro Magno eine vberaus schöne Indianische Jungfraw zugeschicket, welche von jugend auff vnter andern auch allerley gifftige ding vnd sonderlichen das gifftige Kraut Napellum ohne allen Schaden jhrer Gesundheit hat pflegen zu essen, in meinung, wenn der König mit jhr würde zu schaffen haben, so solte er durch ihren gifftigen Athem und anhauchen inficiret vnd vergifftet werden, welches auch geschehen were, wenns nicht sein Praeceptor, der Aristoteles, gemercket vnd seinen Herrn dafür treulichen gewarnet hette. Denn so bald sie der König von sich gethan vnd seinen Hoffjunckern vberantwortet, sind alle die jenigen plötzlich gestorben, so bey jhr gelegen.[1])

Mit derselben Nutzanwendung wie bei den Predigern steht die Sage noch in Peter Laurenbergs Acerra philologica, wo erst Pseudo-Aristoteles und dann irrtümlicher Weise Plutarch als Gewährsmänner genannt werden: *Aristoteles gedencket auch einer Jungfrauen, welche zu anfangs sich hat gewehnet, etwas wenig Vergifft zu essen vnd davon jhre Nahrung zu haben. Nachgerade ist aus der Gewonheit eine Natur worden vnnd hat sie das stärckeste Vergifft nicht anders als gewöhnliche gesunde Speise täglich zu sich genommen. Sie sey aber so vergifftig hiedurch geworden vnnd habe solch eine schädliche Art und Natur erlanget, dass sie mit jhrem Speichel oder anderer Feuchtigkeit ihres Leibes alle, so zu jhr naheten, alsshald tödtete*[2]*): Zweyffels ohne ist diese derselben Gattung gewesen, davon beym Plutarcho vnd anderen Meldung geschicht, dass nemblich zum grossen Alexandro ins Lager ein Weibsbild gekommen, welche mit jhm zu buhlen begehret: Aristoteles aber habe den Betrug gemercket vnnd seinem Könige gerathen, er solte sie erstlich seinen Hoff-Junckern zu versuchen geben: Welche, so bald sie sie nur vnzüchtig angerühret, im Augenblick vergifftet vnd des Todes verfahren seyn. Sihe, so viel vermag die Gewonheit auch in bösen vnnatürlichen Dingen.*[3])

Eine merkwürdige, von allen bisherigen abweichende Gestalt der Sage bietet uns endlich eine italienische gereimte Bearbeitung von Brunetto Latinis berühmter Encyklopädie Li livres dou Tresor, worüber D'Ancona in den Atti dell' Academia dei Lincei lehrreichen Bericht erstattet hat.[4]) Dieses nicht lange nach Erscheinen des französischen Prosawerkes entstandene Reimgedicht liegt uns in einem älteren kürzeren und einem jüngeren stark erweiterten Texte vor. In dem letzteren, der spätestens 1310 abgefasst wurde, ist neben anderen kurz aneinandergereihten Zügen der Alexandersage, die Brunetto unberücksichtigt gelassen hat, folgende ausführliche Erzählung vom

1) Artzney Kunst vnd Wunder Buch, Eisleben 1604, I, 19. Wörtlich wiederholt von dem kaiserlichen Notar Wolfgang Hildebrand, Magia Naturalis, das ist Kunst vnd Wunderbuch, Darmbstatt 1615, 87.

2) Dies ist einer Erwähnung des Giftmädchens bei dem Humanisten Ludwig Caelius Rhodiginus entnommen: Lectiones antiquae, L. XI, c. 13. Lugduni 1560, II, 43.

3) Drittes Hundert, Rostock 1637, 101 f., c. XLI.

4) Il Tesoro di Brunetto Latini versificato, s. Atti, Serie IV, Classe di scienze morali, storiche e filologiche, Vol. IV, Parte I, 111 ff. Roma 1888.

Giftmädchen eingeschaltet[1]): Im Reich Sizire herrschte eine der Weissagung kundige Königin. Die erfuhr durch geomantische Künste,[2]) dass ihr ein von Olympias zu erwartender Sohn Alexander ihr Land entreissen werde. Als darauf wirklich die Geburt des Helden durch eine Kundschafterin gemeldet wurde,[3]) überlegte sie, wie sie das Orakel zu Schanden mache und ihn verderbe. Sie sandte einen geschickten Maler aus, der ihr das Bild Alexanders liefern musste. Daraus erkannte sie, dass er von sehr sinnlicher Natur sei, und entwarf demgemäss ihren Plan. In jenem Lande giebt es so riesige Schlangen, dass sie einen ganzen Hirsch verschlingen können. Ihre Eier haben die Grösse eines Scheffels. In ein solches Ei steckte die Königin ein neugeborenes Mägdlein, und die Schlangenmutter brütete es mit ihren anderen Eiern aus. Das Kind kam zugleich mit den Jungen aus der Schale hervor und wurde von der Alten mit Schlangenkost aufgefüttert. Als später die erwachsene Brut von der alten Schlange sich selbst überlassen wurde, hiess die Königin das Mädchen in ihren Palast bringen und dort in einem Käfig aufziehen. Die Kleine konnte nicht sprechen, sondern zischte nur wie eine Schlange, und wer mit ihr öfter in Berührung kam, der hatte entweder den Tod von ihrer Hitze oder verfiel in Gähhunger. Nach sieben Wochen liess ihr die Königin Brot reichen und zähmte sie mit der Zeit so, dass sie sprechen lernte. Nach sieben Jahren fieng sie an, sich ihrer Blösse zu schämen, legte Kleider an und gewöhnte sich an menschliche Nahrung. Sie wurde eines der schönsten Geschöpfe der Welt, den Engeln gleich. Als darauf Alexander in das Land kam, bot ihm die Königin das Mädchen an. Er verliebte sich sofort und sagte zu Aristoteles: Ich will bei ihr liegen. Aber Aristoteles, ohne dessen Billigung er nicht einen Bissen gegessen hätte, sah die Anmut der Jungfrau, ihr funkelndes Antlitz und ihren Blick und sprach zu Alexander: Ich sehe und erkenne in diesem Geschöpf Tun und Gebaren von Schlangen. Ihre erste Nahrung war Gift, und wer bei ihr liegt, den vergiftet sie. — Da Alexander das nicht glauben wollte, sprach Aristoteles: Wenn ich eine Schlange haben kann, will ich dir's zeigen. — Er liess das Mädchen übernacht in einer Kammer wohl verwahren. Am frühen Morgen brachte man ihm eine fürchterliche Schlange, die er unter ein grosses Gefäss einschloss. Dann liess er einen Korb voll frischen Dictams im Mörser zerstossen und mit dem Saft eine Elle weit um das Gefäss einen Kreis ziehen. Als darauf sein Diener das Gefäss emporhob, kroch

1) p. 137 ff.

2) *E sapea fare sorte per sua geometria.* p. 137. *geometria* ist offenbar misverstanden für *geomantia.*

3) *Che Alesandro era nato seppe per sua spia.*
Era nana, et per sua sorte sapea
Che d' Olimpiade ano Alesandro nascer dovea etc.

D'Ancona bemerkt hiezu: Perchè *nana?* Dubito debba leggersi *maga.* Sehr wohl möglich. Vielleicht ist aber *nana* auf *spia* zu beziehen: die Kundschafterin wäre dann eine von der Königin an Olympias geschenkte Zwergin, wie ja auch dem Gralkönige Wolframs indische Wundermenschen, Malcrêatiure und Cundrie la surziere, von einer indischen Königin als Geschenke zugesandt werden (Parzival 519, 21).

die Schlange den Kreis entlang und suchte eine vom Saft freie Stelle, um zu entschlüpfen. Aber sie fand keine und kroch unablässig umher, bis sie verendete.[1]) Seht, sprach Aristoteles, so wird es auch der Jungfrau ergehen. Da liess Alexander diese und noch zwei andere Mägdlein holen und um alle drei einen Kreis von dem Safte ziehn. Dann rief er: Kommt her zu mir! und die beiden Mägdlein liefen alsbald auf ihn zu. Die fremde Jungfrau aber blieb in dem Kreise, suchte vergebens einen Ausgang, roch umher an dem Saft, fieng an zu keuchen, sträubte die Haare gleich Stacheln und starb plötzlich wie die Schlange. Da warf sich Alexander staunend vor seinem Meister nieder und rief: Ich glaube, er ist einer der Götter! — Das eine Buch sagt, er habe die Leiche der Jungfrau zum Angedenken in einem schönen Steinsarg bestatten lassen; das andre sagt, er habe sie verbrannt. Die Königin von Sizire aber liess er den schlimmen Anschlag nicht entgelten, sondern empfieng sie ohne ein böses Wort mit heiterem Angesicht.

Ob diese phantasievolle Darstellung wirklich älteren Quellen entnommen, oder ob sie aus der freien Erfindung des Dichters hervorgegangen ist, wissen wir nicht. Dass die Königin sich heimlich ein Bildnis Alexanders verschafft, das ist, wie schon D'Ancona bemerkt hat, eine Entlehnung aus dem griechischen Alexanderroman.[2])

1) Dictam ist in der fabelhaften Naturkunde vor allem dadurch berühmt, dass es Pfeile aus der Wunde zieht (Aristoteles, Hist. animal. IX, 7, 1. Theophrast, Hist. plant. IX, 16, 1. Plinius, N. H. VIII, 41, 97. XXV, 53, 92. Plutarch, De solertia animalium. Op. ed. Reiske X, 57 f. Gryllus, ib. X, 122. Aelian, Hist. var. I, 10. Isidor, Orig. XVII, 9. Rhabanus, De Universo. bei Fellner, Compendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im IX. Jahrh. Berlin 1879, 190. Eneas, v. 9561 ff., p. p. de Grave, Halle 1891, 355). Doch wird es von Plinius auch unter den Mitteln gegen Schlangengift aufgeführt (XXV, 55, 101). Plinius kennt auch die Sage, dass Schlangen, in einen von einem bestimmten Kraut gebildeten Kreis eingeschlossen, sich selber töten. Nur ist dieses Kraut bei ihm nicht das Dictam, sondern die Betonie: *morsibus inponitur Vettonica praecipue cui vis tanta perhibetur ut inclusae circulo eius serpentes ipsae sese interimant flagellando* (ebenda). Bei Hieronymus Rauscher steht ohne Quellenangabe die mittelalterliche Legende: einst habe ein schrecklicher Drache ein Land verheert, ohne dass menschliche Gewalt etwas gegen ihn vermochte; da habe der Bischof das Volk zehn Tage fasten lassen und gesagt: *Auff das jhr erfaret, was für krafft im fasten stecke, so speihet alle herein in das Becke. Darnach hat er denselben Speichel genomen vnd einen Circkel vmb den Drachen gemacht, da hat er nicht können heraus kommen, sondern im Circkel sterben müssen* (Das ander Hundert der Bapistischen Lügen, Laugingen 1564, c. 32). Dass der menschliche Speichel und besonders der nüchterne den meisten giftigen Tieren feindlich sei, lehrten schon Aristoteles (Hist. anim. VIII, 28, 2) und Plinius (N. H. VII, 2, 5). Dieselbe Wirkung wurde dem Knoblauchsaft zugeschrieben. Das bewährte sich nach Johannes Hebenstreidt an einem weissen Wurm, den die Aerzte im Herzen eines nach langem Siechtum gestorbenen Fürsten fanden: als man ihn auf dem Tisch in einen Kreis von Knoblauchsaft einschloss, kroch er darin umher, bis er verendete (Regiment pestilentzischer gifftiger Fieber, Erffurd 1562, Bogen H, Bl. 1^b. Auch bei Harsdörffer, Der grosse Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte, Frankfurt 1660, II, 118, N. 9). Nach Wolfgang Hildebrand genügt schon ein mit einem jährigen Haselstecken um die Schlange gezogener Kreis, sie zu bannen, dass sie darin sterben muss (Magia naturalis, 200).

2) Pseudo-Callisthenes III, 19. ed. C. Müller 127.

Dieser Zug ist jedoch mit dichterischer Selbständigkeit behandelt und fügt sich glücklich in die Motivierung der Geschichte ein. Das Reich Sizire ist unbekannt; es muss aber wahrscheinlich in Indien gesucht werden, über dessen riesige Schlangen so viel gefabelt wurde. Die Art, wie hier das Mädchen durch die Schlangenmutter geäzt wird, und die Probe mit dem Dictamsaft kehrt in keiner der vielen Fassungen unserer Sage wieder.[1]) Auch an reicher Ausgestaltung und folgerichtiger Durchführung steht diese phantastische italienische Erzählung vom Giftmädchen einzig da.

Wie wir sehen, stimmen die verschiedenen Erzähler über die Art und Weise, in welcher die Giftnatur des Mädchens ihre verderbliche Wirkung äussert, nicht überein. Nach dem gemeinen Texte der lateinischen Secreta Secretorum tötet die mit Schlangengift aufgenährte und dadurch selbst zur Giftschlange gewordene Jungfrau durch ihren Biss (*solo morsu*). Sie gleicht also den Frauen von Kreta, denen man nachsagte, dass sie, wenn sie zürnten, die Männer mit giftigem Bisse töteten.[2])

Nach Frauenlob und Hugo von Trimberg dagegen soll schon ihr Blick tötlich sein wie der des Basilisks. Auch in der alten italienischen Uebersetzung der Secreta, Reggimento dei Signori betitelt, tötet das Mädchen schon durch ihren Blick oder durch ihren Biss.[3]) Nach dem niederländischen Arzt Johannes Juvenis (um 1550) soll das Mädchen den König durch ihre Augen vergiften.[4]) Diese Auffassung stützt sich auf eine abweichende Lesart einzelner lateinischen Handschriften, wo *solo visu* statt *solo morsu* steht, z. B. in der Pergamenthandschrift der Berner Bibliothek No. 260 aus dem 16. Jahrhundert,[5]) auch im Compendiloquium des Johannes Wallensis,[6]) ebenso in der deutschen Prosaübersetzung der Nonne von Zimmern vom Jahr 1282.[7])

Sollte dies auf eine Lesart des arabischen Originals zurückgehen, so läge eine Verwechslung des Giftmädchens mit der persisch-indischen Qaftâr zu Grunde. Nach

1) Man müsste denn die oben erwähnte Stelle Maerlants: *met serpenten ende met venine* dahin deuten wollen, das Mädchen sei in Gemeinschaft mit Schlangen und mit Gift aufgezogen worden.

2) *Dicunt enim, quod si mulier irata virum dentibus mordet aut unguibus lacerat, statim veneno infectus moritur, ac si morsu pessimae bestiae fuisset laesus.* Fratris Felicis Fabri Evagatorium, ed. Hasseler, Stuttgartiae 1849, III, 280. Darnach Sebastian Münster, Cosmographey, Basel 1614, 1417. Ebenso Georg Christoff von Neitzschitz, Sieben-jährige und gefährliche Welt-Beschauung, Nürnberg 1666, 109: *In dieser Insul haben die Weiber gar eine sonderbare böse gifftige Natur. Denn wenn sie zornig werden und einen Mann, so etwann mit ihnen in Zanck geräth, beissen, derselbe muss daron des Todes seyn und kan von solchen giftigen Biss nicht geheilet werden.*

3) *Ch'ella arrebbe morti li huomini solo col suo mirare u vero col mordimento.* D'Ancona a. a. O. 141, No. 4.

4) Joannis Juvenis Opusculum de medicamentis bezoardicis, s. Aegidius Everartus, De Herba Panacea, quam alii Tabacum vocant. Antverpiae 1587, 217.

5) Sinner, Catalogus Codicum Mss Bibliothecae Bernensis, Bernae 1760, I. 284.

6) Pars III. Dist. V, c. 17. Die Stelle im Communiloquium folgt dem gemeinen Text.

7) *Vnd also wetrachtt ich, das sy allain mit irem gesichtt die lewt erschlueg.* Münchner Handschrift aus dem 15. Jahrh. (Cod. germ. 288, fol. 260ᵃ).

Ibn Batutah glaubte man, dass es unter den indischen Yogi Leute gebe, von denen ein einziger Blick genüge, um einen Menschen tot niederzuwerfen. Oeffne man die Brust des Toten, so fehle darin das Herz; denn das habe der Zauberer gefressen. Besonders Frauen sollten diese unheimliche Macht besitzen; eine solche nannte man mit einem persischen Worte *qaftâr*, Hyäne. Kam ein Weib in Verdacht, mit dem Blick einem Kind das Herz im Leibe gefressen zu haben, so machte man mit ihr die Wasserprobe wie mit den Hexen des Abendlandes, und wenn sie mit den vier an ihren Armen und Beinen festgebundenen Krügen oben schwamm, so galt sie für überführt und wurde lebendig verbrannt. Ibn Batutah war Augenzeuge eines solchen indischen Hexenprozesses in Delhi in den dreissiger Jahren des 14. Jahrhunderts. Das Volk drängte sich herzu und sammelte die Asche der Verbrannten, weil sie gegen den Zauber der Qaftârs für das ganze Jahr schützen sollte.[1])

Vom tötlichen Zauber des bösen Blicks weiss der Aberglaube in allen Teilen der Erde.[2]) Wer kennt nicht den versteinernden Blick der Medusa? Als Isis in Byblus über der Leiche des Osiris weint und von dem herzuschleichenden jungen Königssohn in ihrem Schmerz aufgestört wird, tötet sie den Knaben mit einem fürchterlichen Blick.[3]) Von den elbischen Telchinen auf Rhodos sagt Ovid, dass sie Jupiter wegen ihrer alles verderbenden Augen in den Fluten begrub.[4]) Nach Appolonides von Nicäa hatten solche mörderische Augen die Weiber in Scythien, welche Bithyae genannt waren,[5]) nach Solinus auch Weiber in Sardinien.[6]) Phylarchos berichtete dasselbe von den einst am Pontus hausenden Thibiern.[7]) Dass solche Menschen in jedem Auge zwei Pupillen haben sollen, bezeugt schon Cicero.[8]) Mandeville dagegen nennt Weiber auf einer Insel im Ocean, die Edelsteine in ihren Augen haben und jeden töten, den sie zornig ansehen.[9]) Von einem Massenmord durch den bösen Blick meldet die rabbinische Ueberlieferung: vierundzwanzig Schüler des Rabbi Juda sollen so an einem Tag ums Leben gekommen sein.[10]) Der talmudische Dämon der Hundstage, Ketebh meriri, hat auf der Brust ein Auge, und wer es sieht, stürzt hin und

1) Ibn Batoutah, Voyages, texte arabe, accompagné d'une traduction par Defrémery et Sanguinetti, Paris 1853, IV, 36 ff. Dass die Hexen den Menschen das Herz aus dem Leibe fressen, ist auch serbischer, altdeutscher und altrömischer Glaube (Grimm, Mythol.[4] 901. 904 f. Germania XVI, 295).

2) O. Jahn in den Berichten über die Verhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Phil. Hist. Cl. 1855, VII, 28 ff. Tuchmann in der Melusine II, 169, ff.

3) Plutarch, De Iside et Osiride. Op. ed. Reiske VII, 410.

4) Metam. VII, 365 ff.

5) Plinius, N. H. VII, 2, 17. Solinus, ed. Mommsen, 27, 20.

6) Ebenda, aus unbekannter Quelle.

7) Plutarch, Symposiacon, L. V. Quaestio 7 (Op., ed. Reiske, VIII, 703).

8) Plinius, N. H. VII, 2, 18.

9) The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville, ed. by Halliwell, London 1839, 285.

10) Lightfoot, Opera omnia, Roterodami 1686, II, 147.

stirbt.[1]) Das erinnert an den mörderischen Blick des Bilwiss, des gespenstigen Schnitters in der deutschen Sage.[2]) Des tötlichen Blickes gedenken Rig-Veda[3]) und Mahabharata. Im letzteren tritt ein König Nahuscha auf, der Gift im Blicke hat.[4]) Gleiches berichtet die irische Heldensage von Balar (heute Balor), dem Häuptling der Fomöre; der hielt eines seiner Augen beständig geschlossen und öffnete es nur gegen Feinde: denn dessen Blick gab plötzlichen Tod. Daher heisst noch jetzt das böse Auge bei den Iren Balors Auge, *suil Baloir*.[5])

Besonders zahlreiche Beispiele bieten die nordischen Sagen: da sind es die finnischen Zauberer, deren Augen eine so furchtbare Macht zugeschrieben wird, dass, wenn sie zürnen, vor ihren Blicken der Erdboden sich umwühlt und jedes lebende Wesen tot niederfällt. Daher muss man, wenn man sie umbringen will, ihnen erst einen Sack über den Kopf ziehen.[6]) Dass dies wirklich geschah, beweisen die Leichenfunde dänischer Torfmoore.[7]) Noch im Jahre 1828 wurde einem bei den Eskimos auf Grönland hingerichteten Zauberer „nach altem Brauch" ein Lappen vor die Augen gehängt.[8]) So tragen nach dem Talmud auch die Teufel Decken vor den Augen, damit ihr Blick die Menschen nicht schädige; aber vor den Sünden der Menschen fällt diese Schutzwehr.[9]) Auf Samoa lebte ein Oberpriester der himmlischen Götter, Namens Tupai; dessen Blick war Gift, und die Bäume, die er ansah, verdorrten.[10]) Die Australier von Gippsland legten solchen Blick allen weissen Männern bei.[11]) In Sardinien ist besonders der Blick der Gelehrten gefürchtet.[12]) Bei den Türken sind es vor allen die blauen Augen,[13]) die auch den Arabern, Tataren und Chinesen so furchtbar hässlich erscheinen.[14]) An den tötlichen Blick glauben die Ein-

1) Bloch bei W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885, 234.

2) Grimm, Mythol.[4] 394.

3) X, 85, 44. Uebersetzt von Ludwig II, 537.

4) Mahâbhârata V, 514.

5) D'Arbois de Jubainville, Cours de littérature celtique, II, 175. 185. 209.

6) Heimskringla, Haralds saga hárfagra, c. 34, ed. Unger, Christiania 1864, 73. — Eyrbyggja saga, c. 20, ed. Gudbr. Vigfússon, Leipzig 1864, 33 f. — Laxdaela saga, c. 37. 38, ed. Kålund, Kopenhagen 1892, 132 f. 135. — Gísla saga Surssonar, ed. Gíslason, Kopenh. 1849, I, 34. II, 118. (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Geheimerats von Maurer). Weitere Beispiele aus Hrolfs saga Kraka und Grims saga Lodinkinna bringt Beauvois in seiner Abhandlung La Magie chez les Finnois in der Revue de l'histoire des religions, III, 293. 294.

7) Beauvois a. a. O. 305.

8) Kane, Arctic explorations in the years 1853, 54, 55. Philadelphia 1856, II, 127.

9) W. Schwartz, Indogerm. Volksglaube 238.

10) Melusine III, 508.

11) Ebenda III, 507.

12) Ebenda IV, 373.

13) Darja Hanum, Harems-Bilder, 2. Aufl. Köln o. J. 12.

14) Bokhâri de Djahôre, Makôta Radja-Rádja, traduit de malais par Marre, Paris 1878, 306. Vámbéry, Çagataische Sprachstudien, Leipzig 1867, 47. Journal Asiatique 1851, XVII, 384.

geborenen von Nicaragua[1]) und von Canada.[2]) Hexen, die mit den Augen morden, kennen auch die Araber; in Yemen heissen sie Buda.[3]) In der türkischen Bearbeitung des Papageienbuchs wirft der Sohn eines Büssers einem Vogel, der sein Gewand beschmutzt hat, einen zornigen Blick zu, und der Vogel fällt sofort tot vom Baume.[4]) Die Neugriechen fürchten sich ihr Leben lang vor dem *φθαρμός*, dem bösen Blick, der gleich einem Gift alles tötlich verwundet, was er trifft, und sowohl Menschen als Tiere, und selbst Bäume von der Wurzel aus vernichtet.[5]) Auch bei den Schotten steckt der Blick der Zauberer voll böser Geister, die den Angeblickten verderben.[6]) Ebenso sagt man in der Provinz Preussen: Mancher Mensch hat solche Augen, dass er alles, was er ansieht, verderben und töten kann.[7]) So war auch die Meinung in Deutschland, „der Zauberinnen und Hexen Augen seyen voll teuffelischen Giffts", besonders den zarten Kindern gefährlich.[8]) Aber nicht bloss die Hexen, jedes menstruierende Weib hat Gift im Blick.[9]) In der Zeit des schwarzen Todes galt in England schon der Blick des Kranken für ansteckend.[10])

Dieser mörderische Blick der indischen Jungfrau entspräche auch ganz ihrer Schlangennatur. Denn nach orientalischem Glauben ist Gift im Schlangenblick; daher heisst die Schlange im Sanskrit *dṛg-viša* oder *dṛṣṭi-viša*,[11]) im Blicke Gift habend, und bei besonders bösartigen Schlangen genügt schon ihr Blick, um Tod und Verderben zu verbreiten. Eine solche war nach Dimischki die Schlange der Kleopatra: die Königin heftete ihr Auge auf sie und fiel, sobald sich ihre Blicke begegneten, tot zu Boden.[12]) Die Indier glaubten, dass einzelne Schlangen (*dibya*) die Luft mit

1) Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, 35. Mélusine III, 507.

2) Mélusine a. a. O.

3) Ausland 1863, 975 f.

4) Tuti-Nameh, übersetzt von G. Rosen, Leipzig 1858, II, 233. Moriz Wickerhauser, Die Papageimärchen, Leipzig 1858, 273.

5) Bybilakis, Neugriechisches Leben, Berlin 1840, 9.

6) Mélusine II, 460.

7) Andree a. a. O. 43.

8) Georg Rudolf Widmann, Fausts Leben, herausgegeben von Adelbert von Keller, Tübingen 1890, 379 f.

9) Mélusine IV, 350.

10) J. F. C. Hecker, Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters, Berlin 1865, 28 f.

11) Petersburger Sanskrit-Wörterbuch III, 725. 735. Mélusine IV, 571. Ueber die fascinierende Wirkung des Schlangenblicks auf Vögel und andere kleinere Tiere führt Tuchmann merkwürdige, zum Teil unglaubliche Berichte neuerer Reisenden an (Mélusine IV, 572 f.). Bei Brehm wird all das ins Reich der Sage verwiesen (Tierleben[3] VII, 198 f.). Von diesem ihrem sagenhaften Blick haben übrigens im Griechischen die grossen Schlangen, die Drachen (*δράκων* zu *δέρκομαι*), und wahrscheinlich die Schlangen überhaupt ihren Namen (*ὄφις* zu *ὄψομαι*). Vergl. Georg Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, 5. Aufl., Leipzig 1879, 134. 464.

12) Manuel de la Cosmographie du Moyen Age, traduit de l'Arabe par Mehren, Copenhague 1874, 372. Von der Schlange der Kleopatra wurde im Mittelalter überhaupt mancherlei gefabelt. Bekanntlich war es nach den Angaben der Alten wie Vellejus Paterculus (2, 87), Dio Cassius (51, 14) und Sueton (Octavianus 17) eine Aspis, Coluber haje, uraeus (Brehms Tierleben[3], VII,

ihren Augen vergiften.[1]) Nach Barbosa waren im Königreich Narsinga fliegende Schlangen, die durch ihren Atem und ihren Blick alles umbrachten, was in ihre Nähe kam.[2]) Auch die Araber wissen von einer gelben, im Sande lebenden Schlange, deren Blick tötlich ist.[3]) Solche gab es nach Kazwini auf dem Schlangenberge in Turkestan,[4]) nach Bakui im Lande des türkischen Stammes der Khatian (Khatäer).[5]) Alexander fand solche *tyri* im Edelsteintal jenseits Khorasan und vertilgte sie, indem er sie ihr eigenes Bild im Spiegel sehen liess.[6]) Nach Albertus Magnus geschah dies

366 f.), von welcher die Königin durch Versuche, die sie an Verbrechern vornahm, beobachtet hatte, dass ihr Biss mit schlafähnlicher Erstarrung einen sanften Tod gebe (Plutarch, Vita M. Antonii 72, 85 f. Op. ed. Reiske V, 226 f. 244 ff. Aelian, Nat. an. IX, 11. Vergl. Schenck, Observationes medicae, Francof. 1600, II, 782 f. Bochart, Hierozoicon, Francof. 1675, II, 358 f. Auch Dioscorides, ed. Sprengel, II, 675). Daher hat die Schlange bei Solinus (27, 31) den Namen *hypnale*, der von ihm in die mittelalterliche Literatur übergieng (Isidor, Orig. XII, 4. Rhabanus, De Universo bei Fellner, Compendium, 142. Alexander Neckam, De naturis rerum, II, 112. ed. Wright 193. Hugo de S. Victore II, 30. Guillaume le Clerc, Bestiaire 2567 ff. ed. Reinsch, Leipz. 1890, 334: hier entstellt in *prialis*. Bartholomaeus Anglicus XVIII, 9. *hypnalis* bei Conrad Gesner, Schlangenbuch, Zürych 1589, fol. XXIIIb, XXVb). Nach Galenus war es eine spuckende Aspis, πτυάς, so genannt, weil sie mit aufgerichtetem Hals ihr Gift aus der Entfernung auf ihren Feind zu spucken pflegt (De theriaca ad Pisonem, c. 8. Opera, ed. Kühn, XIV, 235. Ueber das Speien s. Brehms Tierleben[3] VII, 369 f.). Nach Anderen soll die Königin sich selbst eine tiefe Wunde in den Arm gebissen und das Gift der Aspis, das ihr heimlich in einem Gefäss gebracht worden war, darein geträufelt haben (ebenda, Kühn, XIV, 236). Der Schlangenkenner Aldrovandi vermutet eine andere Species von Aspis, welche *chelidonia* heisst (Serpentum et Draconum Historia, Bononiae 1640, 199). In der romanhaften Erzählung bei Masudi ist es eine jener zweiköpfigen Schlangen, die bei den Alten *amphisboenae* hiessen (Maçoudi, Les prairies d'or, texte et traduction par Meynaud et Courteille, Paris 1863, II, 265. f.). Nach Philipp von Thaon waren es blutsaugende Vipern, die Kleopatra an ihre Brüste legte (Th. Wright, Popular treatises, London 1841, 103. Vergl. Anglia IX, 429). Auch nach der hebräischen Schrift von der Geschichte des zweiten Tempels legte Kleopatra die Aspis (*ephe*) an ihre Brüste (Bochart II, 358). Bei Hans Sachs saugen ihr die Schlangen die geöffneten Adern aus (Ausg. von Keller II, 298, 6). Nach Konrad von Megenberg legte sie sich mit der Schlange am Arm zu Antonius ins Grab und entschlief von der Schlange Berührung (Buch der Natur 272, 9). Chaucer aber lässt sie nackt in eine mit Schlangen erfüllte Grube springen (Legends of goode women 696).

1) Wise, Commentary on the Hindu System of Medicine, London 1860, 399.

2) Collecção de Noticias, Lisboa 1813, II, 296. Barbosa, transl. by Stanley, 84.

3) Barbier de Meynard, Les Colliers d'Or, allocutions morales de Zamakhschari, Paris 1876, 94.

4) Kosmographie, übers. von Ethé, Leipz. 1868, I, 322 f.

5) Notices et Extraits II, 532.

6) Pseudo-Aristotelisches Steinbuch von Lüttich (Zeitschr. f. deutsches Altert. XVIII, 364. 28 ff.), von Montpellier (ebenda 390, 19). Auch bei Samuel Ibn Zarza, Michlal Jofi, s. Bloch bei Schwartz, Indogerm. Volksglaube, 236. Die Historia de prelliis beschreibt einen Kampf Alexanders gegen Drachen mit aufgerichteten Hälsen und Kämmen auf den Köpfen, deren Atem tötlich ist und in deren Augen Gift funkelt, sagt aber nichts von den Spiegeln (O. Zingerle, Die Quellen zum Rudolf von Ems, Breslau 1885, 211, 9). Bei Brunetto Latini werden diese Basiliske von Kriegern erlegt, die in grossen Glasflaschen gegen ihre tötlichen Blicke geschützt sind (Li Livres dou Tresor, p. p. Chabaille, Paris 1863, L. V, c. 141). In anderen Ueberlieferungen ist es ein einzelner Basilisk (Alessandro Magno in Rima, Vinegia 1550, Canto X. Goldstaub-Wendriner,

auf den Rat des Aristoteles.[1]) Die riesigen Schlangen Aethiopiens schauen, wie die Eingeborenen erzählten, dem von ihren Ringen umschnürten Elefanten mit erhobenem Kopf in die Augen und blenden ihn mit ihren Feuerblicken wie mit Blitzen, dass er zu Boden stürzt und ihnen zum Frass wird.[2])

In Frankreich schreibt man gleiche verderbliche Macht dem Blick des Salamanders zu: ein lebendes Wesen, das er sieht, bevor er von ihm gesehen wird, muss sterben.[3]) Daher heisst im Provenzalischen ein Mensch, der andern durch seine blosse Nähe Unglück bringt, Salamander (*alabreno*).[4]) Unter den vierfüssigen Tieren war bei den Alten der Catoblepas, *ὁ κατωβλέπων*, das Gnu, wegen seines tötlichen Blickes berüchtigt und wurde daher von manchen Gelehrten irrtümlicher Weise für eine Schlange oder einen Basilisk gehalten.[5]) Auch ein Vogel gehört hieher: die aus einer Vermischung der Sagen von der Gorgone und der Sirene hervorgegangene Gorgonia des rumänischen Physiologus, die durch ihren versteinernden Blick den Tod giebt.[6])

Ein tosco-venezianischer Bestiarius, Halle 1892, 119, N. 1. Carraroli, Leggenda di Alessandro Magno, Mandovi 1892, 248 f.). Nach den Gesta Romanorum (c. 139) liegt der Basilisk auf der Mauer einer belagerten Stadt. Ueber den Kunstgriff mit dem Spiegel s. Laistner, Rätsel der Sphinx, Berlin 1889, II, 263 f.

1) De mirabilibus mundi (De secretis mulierum, Amstelodami 1669, 176 f.).

2) Diodor III, 37, 9.

3) Dagegen soll es in Indien Schlangen geben, welche sterben, wenn sie den Menschen zuerst sehen, ohne von ihm gesehen zu werden; umgekehrt stirbt der Mensch (Kitâb 'agâib al-Hind ou Livre des Merveilles de l'Inde, traduction française par Devic, Leide 1883. 50). Kazwini spricht von einem ungeheuren Tier im östlichsten Indien, das *er senagia* nennt: wenn die anderen Tiere es zuerst sehen, sterben sie sofort; umgekehrt stirbt das Ungetüm; daher nähern sich ihm die Tiere mit geschlossenen Augen und fressen es auf (Bochart, Hierozoicon II, 846). Ein ähnliches Tier ist der Suhail bei Beruni (Chronology, transl. by Sachau, London 1879, 345, 31).

4) Mélusine IV, 571.

5) Alexander von Myndos bei Athenaeus 221 B. Pomponius Mela III, 96. Plinius, N. H. VIII, 32, 77. Solinus, ed. Mommsen, 150, 12. Papias, s. v. Catoblepa. Kyng Alisaunder 6560: *Catathleba* (H. Weber, Metrical Romances, Edinb. 1810, 1, 270). Felix Faber, Evagatorium III, 183. Leonardo da Vinci (s. Reinsch, Guillaume le Clerc, Bestiaire, p. 207). Fracastorius sagt vom *Cataplepha*, dass er mit seinem Blick den Menschen auf 1000 Schritt Entfernung töte (De Sympathia et Antipathia, c. 1. Lugduni 1554, 21. Vergl. sein Liber de Contagione, c. 5. 6. 11, ebenda p. 151. 154. 170). Aldrovandi bemerkt: *Viri non vulgariter eruditi Catoblepam a Basilisco haudquaquam discrepare tradiderunt* (Serpentum et Draconum Historia, 369). Für eine Schlange hält ihn Luigi Pulci, Il Morgante Maggiore, Canto 25, st. 314: *E un serpente è detto catoblepa etc.* (Milano 1829, IV, 110). Den Irrtum widerlegt Nicolaus Leonicenus in seinem der Lucrezia Borgia gewidmeten De Dipsade et plvribus aliis serpentibus opus (Bononiae 1518 Bogen C. 4[b] f.). Im syrischen Physiologus ist der Catoblepas zum Seetier geworden (Ahrens, Buch der Naturgegenstände, Kiel 1892, 75, c. 105). Bei Bodinus, Daemonomania, L. I, c. 6 (deutsche Uebersetzung, Hamburg 1698, 92) wird er mit dem talmudischen Jadoha identificiert. Dem widerspricht jedoch Lewysohn in seiner Zoologie des Talmud (Frankf. 1858, 358: Jidoa). Von einem ähnlichen Tier auf der Insel Ramin bei Ceylon weiss Beruni (Chronology 345, 33. 448). Ueber Catoblepas Gnu s. Brehms Tierleben[2] III, 418 ff.

6) Reinsch a. a. O. 162 f.

Aber so wohlverbrieft nach alledem das Heimatrecht des tötlichen Blicks in der Sagenwelt erscheint, in den Zusammenhang unserer Erzählung will er doch nicht recht passen. Das fühlte schon Hugo von Trimberg, als er die Lesart *solo visu* in seiner Quelle vorfand. Er machte sich offenbar den gegründeten Einwurf, wenn das Mädchen schon durch einen einzigen Blick jähen Tod geben könnte, so möchte die Hülfe des Meisters zu spät kommen. Er verfiel daher auf den Ausweg, dass die Einwirkung des Blickes längere Zeit dauern müsse, um zu schaden, wie das in der Tat der Paradoxograph Isigonus und nach ihm Plinius[1]) und Aulus Gellius[2]) vom tötlichen Zornblick der Triballer und Illyrier bemerken und wie das Bernhart Gordon von Montpellier im Ausgang des 13. Jahrhunderts für den bösen Blick überhaupt voraussetzt.[3]) Als unbedingt und plötzlich tötend fügte Hugo von Trimberg die Berührung bei, wie Leo Africanus (um 1526) von den Drachen des Atlasgebirges erzählt, dass, wenn sie ein lebendes Wesen nur berühren, dessen Fleisch zu zerschmelzen beginne und sicherer Tod eintrete.[4])

Frauenlob tat seinerseits ihre ‚Giftworte', den vergiftenden Hauch ihrer Rede, hinzu. Ebenso sagt sein Zeitgenosse Peter von Abano von der mit Napellus ernährten Jungfrau, deren er kurz erwähnt, dass die ihr Beiwohnenden durch ihren Anhauch und ihre Umarmung starben.[5]) Auch der Jesuit Del Rio, der berüchtigte Verfechter der Hexenprozesse (1599), welcher von der mit Napellus aufgezogenen Maid als von einer allbekannten Sache redet, erklärt das Contagium nicht allein aus ihrer Berührung, sondern auch aus ihrem Schweiss und ihrem Hauch.[6]) Ihr Schweiss wäre also von ähnlicher Beschaffenheit gewesen wie der der Pharnacer in Aethiopien, worüber Damon von Kyrene berichtete, dass, wer damit in Berührung kam, an der Auszehrung gestorben sei.[7]) Von des Mädchens giftigem Atem reden ferner Michael Bapst, Wolfgang Hildebrand und Gaspar de los Reyes.[8])

Dies gemahnt an den weitverbreiteten Glauben, dass der Anhauch elbischer Wesen Krankheit und Tod bringe.[9]) Wen die Kornmutter anhaucht, der schwillt

1) *Esse eiusdem generis in Triballis et Illyriis adicit Isigonus, qui visu quoque effascinent interimantque quos diutius intuentur, iratis praecipue oculis.* N. H. VII, 2, 16 (ed. Sillig II, 6).

2) *Homines in Illyriis, qui interimant videndo quos diutius irati viderint.* Noctes Atticae IX, 4, 8 (ed. M. Hertz I, 419).

3) *Aliqui sunt homines qui interficiunt fixe intuendo aues, pueros paruos et equos, tanquam si essent fascinatores.* Lilium Medicinae, Particula I, c. 14. Lugduni 1559, 56.

4) Joh. Leos des Africaners Beschreibung von Africa, übers. von Lorsbach, Herborn 1805, I, 582 f. Nach Leo bei Jul. Caes. Scaliger, De subtilitate ad Cardanum, Exercitatio CLXXXIII, 9. Lutetiae 1557, fol. 251.

5) Libellus de venenis, c. 3 (Conciliator, Venetiis 1548, fol. 278, col. 2).

6) *Cum puella napello educata, si Alexander Macedo consuesset, lethalis ei, indice Aristotele, contactus fuisset. Resp. Non contactu solo, sed sudoris et halitus commixti contagione, hanc eum pestem fuisse hausurum.* Disquisitiones Magicae, Moguntiae 1606, I, 55.

7) Plinius, N. H. VII, 2, 17.

8) Elysius Campus 483.

9) Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen, Leipz. 1826, p. CIII, 228 f. J. Grimm, Mythologie[4] 381. W. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte, Berlin 1875, I, 62. 125. Laistner, Nebelsagen, Stuttgart 1879, 204.

und muss sterben.[1]) Auf dem St. Annaberg in Sachsen in der Grube zum Rosenkranz erschien einst der Berggeist zwölf Bergknappen in der Gestalt eines langhalsigen, wildblickenden Pferdes und fauchte sie mit weitaufgesperrtem Rachen an, wovon sie alle zwölf tot blieben.[2]) Wir haben es in diesen Fällen wie beim bösen Blick der Medusa und der Dämonen mit rein mythologischen Vorstellungen zu tun, welche aber den Glauben an die Realität des tötlichen Blicks und des tötlichen Anhauchs zur Voraussetzung haben. Besonders gefürchtet war der Anhauch der Hexen.[3]) Als in der Konstanzer Diöcese der Henker einst eine Hexe auf den Holzstoss hob, sagte sie zu ihm: Ich werde dir deinen Lohn geben! und blies ihm ins Gesicht. Sofort wurde er am ganzen Leib von fürchterlichem Aussatz befallen und starb nach wenigen Tagen.[4]) An einem andern Orte fielen der Hexe bei der Hinrichtung gar drei Henker zum Opfer: die beiden ersten hauchte sie an, und sie stürzten alsbald tot zu Boden; der dritte aber, den sie mit vollem Atem nicht hatte erreichen können, schwoll im Angesicht auf, wurde blind und starb bald darnach.[5]) Von den Thibiern am Pontus sagte Phylarch, dass sie nicht bloss durch den Blick, sondern auch durch den Anhauch Siechtum und Tod brachten.[6]) Nach Avicenna verbreitete sich der Aussatz nicht bloss durch die Berührung, sondern auch durch die Ausdünstung und den Atem der Kranken. Daher mussten sie sich unter dem Winde halten, wenn sie an Gesunden vorübergiengen,[7]) und daher heisst es vom armen *caqueux* in einem bretonischen Volkslied: Sein Atem giebt den Tod.[8]) In einem andern ruft ein aussätziges Mädchen dem ihrem Häuschen sich nähernden Geliebten zu, sie fürchte, ihn mit ihrem Atem durchs Schlüsselloch anzustecken.[9]) Dasselbe glaubte man von dem greulichen Atem der Pestkranken, dem noch heute sprichwörtlichen Pesthauch.[10])

Was die Tierwelt betrifft, so fabelte man viel vom Giftatem des Drachen.[11]) Durch ihn sterben die Sieger im Drachenkampf wie Thor im nordischen Mythus,[12])

1) W. Mannhardt, Mythologische Forschungen, Strassburg 1884, 310.

2) Georgius Agricola, De animantibus subterraneis, Basileae 1549, 77. Rivander, Fest-Chronica, Eisleben 1602, fol. 95b f. Brüder Grimm, Deutsche Sagen, N. 2.

3) Widmann, Fausts Leben, 378 f.

4) Malleus Maleficarum, Pars II, Quaestio I, c. 11. Oft wiederholt, z. B. Andreas Hondorff, Promptuarium exemplorum, Frankf. 1572, fol. 77b. Matth. Hammer, Rosetum Historiarum, Zwickau 1657, 330. Widmann, Fausts Leben, 378. Doepler, Theatrum poenarum, Sondershausen 1693, I, 344.

5) Hondorff, a. a. O., fol. 79a.

6) Plutarch, Symposiacon, L. V, Quaestio 7 (Op. ed. Reiske, VIII, 708).

7) V. de Rochas, Les Parias de France et d'Espagne, Paris 1876, 27.

8) Franc. Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne, Paris 1847, II, 181. Rochas, a. a. O. 86. Das einzige äussere Kennzeichen des sogenannten weissen Aussatzes war der üble Geruch des Atems (Michel I, 15. Rochas 197).

9) Luzel, Chants populaires de la Basse-Bretagne, Lorient 1874, II, 163.

10) Hecker, Die grossen Volkskrankheiten, 28, vergl. 25.

11) Michael Wiedemann, Historisch-Poetische Gefangenschaften, Leipzig 1689, 4. Monat. Iliria 26. Uhlands Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage, VIII, 186 f.

12) Gylfaginning 51.

wie der Herr des Bailleuls in der normannischen Sage.[1]) In der pseudo-aristotelischen Schrift Liber de proprietatibus elementorum wird erzählt, dass zur Zeit des Königs Philipp von Macedonien ein vielbegangener Weg zwischen zwei Bergen in Armenien plötzlich unpassierbar wurde, da jeder, der in das Tal zwischen den zwei Bergen kam, tot niederfiel. Keiner der befragten Weisen konnte dem König den Grund sagen, bis Sokrates berufen wurde. Der liess sich den Bergen gegenüber ein hohes Gerüste erbauen und einen Stahlspiegel oben anbringen. In diesem gewahrte er zwei Drachen, den einen auf dem Gipfel des einen Bergs, den andern auf dem des andern, die abwechselnd gegen einander die Rachen öffneten und mit ihrem dampfenden Atem die Luft des Tals vergifteten.[2]) Von derselben Art war Winkelrieds Lindwurm, *„der mit seinem atem und gifftiger hitz, so aus seinem rachen gienge, die lufft inficirt und verderbet,“*[3]) der Drache von Wurzach, dessen Atem eine mörderische Seuche in der ganzen Umgegend erzeugte,[4]) u. a. m. Auch die Schlange des Kadmos tötete durch den Anhauch,[5]) ebenso die oben erwähnten fliegenden Schlangen von Narsinga.[6]) Andere indische Schlangen vergiften durch ihren Atem die Vorübergehenden von ferne.[7]) In einem der Papageimärchen liegt im Garten des Schach Kobad eine ungeheure Schlange, deren Hauch, wenn sie zum Atmen den Mund öffnet, tötliches Gift durch den ganzen Garten ergiesst.[8]) Auch der Basilisk tötet ebensowohl durch seinen Hauch als durch seinen Blick.[9]) Sein Anhauch versengt Busch und Gras[10]) und macht die grösste Schlange sofort verdorren.[11]) Die Menschen vergiftet er durch den Blick,

1) Canel, Blason populaire de la Normandie, Rouen 1859, II, 165.

2) Alb. Fabricius, Bibliotheca graeca, Hamburgi 1705, II, 165. Editio quarta curante Harles, Hamb. 1793, III, 280. Am reichsten in den Einzelheiten ausgeführt findet sich die Sage bei Albertus Magnus, De causis proprietatum elementorum, L. I, Tractat. II, c. 1 (Opera, Lugduni 1651, V, 324). Bei Peter von Abano nimmt Sokrates seine Untersuchung in einem gläsernen Behältnis vor, wie bei Brunetto Latini die Basiliske bekämpft werden (Liber de venenis, c. 3. Conciliator, fol. 278, E). Aus Albertus gieng die Erzählung in die Gesta Romanorum, c. 145 (ed. Oesterley 503 f.) und in die naturgeschichtliche Literatur über, z. B. Joh. Juvenis (Euerartus, De Herba Panacea, 200), Aldrovandus (Serpentum et Dracon. Hist. 370), Gaspar de los Reyes (Elysius campus 160. 515. 709), Johann Adam Weber (Discursus curiosi et fructuosi. Salisburgi 1673, 96), Mich. Wiedemann (Histor. Post. Gefangensch. 5. Monat, 26).

3) Kirchhoffs Wendunmut, B. II, c. 158 (ed. Oesterley, II, 206 f.).

4) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861, I, 104.

5) *Hos necat adflatu*, Ovid, Metam. III, 49.

6) S. 110.

7) Gaspar a Reies 709. Andere Beispiele 710.

8) Tuti-Nameh von Rosen I, 205.

9) Plinius, N. H. XXIX, 19, 66. Horapollo, Hieroglyphica, L. II, c. 61 (ed. Leemans, Amstelodami 1835). Isidor, Orig. XII, 4. Mercurialis, De Venenis, L. I, c. 21 (Venetiis 1584). Gaspar de los Reyes ist der Ansicht, dass der Basilisk überhaupt nicht mit seinem Blicke, sondern einzig und allein mit seinem Atem schädige (Elys. Camp. 160 f.). Die Möglichkeit seines Gifthauchs wie seines bösen Blicks verteidigt Aldrovandus (a. a. O. 370).

10) Nork, Mythologie der Volkssagen, Stuttgart 1848, 962.

11) Aelian, Nat. an. II, 5. Faits des Romains, s. Romania XIV, 18.

die Tiere durch den Atem.[1]) Todesfälle durch Brunnengase wurden auf den Gifthauch eines im Gemäuer verborgenen Basilisken zurückgeführt.[2]) Ebenso glaubte man an ein tötliches Gift im Atem der Kröte.[3]) Auch der sonst wegen seines bösen Blickes verrufene Catoblepas sollte, da er von todbringenden Wurzeln lebe, mit seinem Atem die Luft verpesten.[4])

Giftiger Anhauch wird zwar in der ältesten Ueberlieferung unserer Sage nicht erwähnt, würde aber zur Absicht der indischen Königin, dass der jugendliche Held in den Armen der Jungfrau den Tod finden solle, sehr wohl stimmen. Das ist ja das poetische Hauptmotiv der Erzählung. Liebesbegier, von zauberhaften Reizen entfacht, sollte sein Verderben werden. Im Genuss ihrer Schönheit sollte er vergehen. Dabei mochte alles, was sonst an ihr lebensfeindlich war, zusammenwirken: ihr Blick und ihr Atem, die Berührung und der Dunst ihrer Haut, die Feuchtigkeit ihres Mundes,[5]) ihr Kuss und ihr Biss. Vor ihrem Kusse stürzt in den Gesta Romanorum der Verbrecher, mit dem die Probe gemacht wird, tot zu Boden,[6]) und im arabischen Urtext der Münchner Handschrift wird ausdrücklich gesagt, sie töte durch ihren Biss und ihren Liebesverkehr.[7]) Dieser Auffassung folgen Jakob von Maerland,[8]) der Tesoro versificato,[9]) Peter Carrerius,[10]) Caelius Rhodiginus[11]) und Johann Lange[12]) und nach ihm Mizaldus und Henisch.

Ueber tötliche Vergiftung im Liebesgenuss herrschten in der Vorzeit und herrschen zum teil noch heute die abenteuerlichsten Vorstellungen. In der belieb-

---

1) *Animalia enim caetera flatu necat et incendit.* Papias, s. v. Basiliscus. Konrad von Megenberg 152, 19.

2) Einen Fall aus Warschau vom J. 1587 überliefert Gaspar de los Reyes, 518 f.

3) Ebenda 710.

4) Aelian, Nat. an. VII, 5.

5) Die Giftigkeit ihres Speichels wird von Caelius Rhodiginus hervorgehoben: *ut sputo ac quovis humore alio perimeret appropinquantes* (Lectiones antiquae, II, 43). Wiederholt von Peter Laurenberg (s. oben S. 103) und Gaspar de los Reyes: *ut sputo appropinquantes interimeret* (Elysius campus 483). Daraus ergiebt sich auch die Tötlichkeit ihres Bisses.

6) *Malefactor osculatus est eam coram omnibus. Statim cecidit et mortuus est* (ed. Oesterley 288, 18).

7) Cod. Arab. Monac. 650, fol. 21b (Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Kollegen Hommel).

8) *Dat niemen so staere en ware,*
hadde hi met hare te doene,
hine ware steendot eer noene.

Alexanders geesten I, 1176 (Ausg. von Franck 31).

9) *Se alcuno co' llei charnalmente giacerà*
Per lo fermo sappi ch' ella l' avelenerà.

D'Ancona a. a. O. 139.

10) Petrus Abanus, Conciliator 284, L.

11) *Exestigio etiamnum expirantibus, qui cum ea coissent.* Lect. ant. II, 43.

12) *Nam quicunque cum puella ab Alexandro repudiata concubuerant, eius contagione infecti perierunt.* L. I, Epist. 69, p. 407.

testen und verbreitetsten Reisebeschreibung des Mittelalters, im Buch des Ritters von Mandeville, wird von einer Insel im fernen Osten erzählt, dass dort der Bräutigam nicht selbst die Ehe vollziehe, sondern hiefür einen Stellvertreter miete, der wegen der Waghalsigkeit des Unternehmens in der Sprache des Landes *cadyberis*, d. h. ein toller Verzweifelter, genannt werde. Dieser Brauch, so erklären die Eingeborenen, stamme aus alten Zeiten, in welchen die Jungfrauen kleine Giftschlangen im Schooße verborgen getragen hätten, durch deren Biss der erste, der ihnen beiwohnte, getötet worden sei. So im lateinischen [1]) und im englischen Text.[2]) Die deutschen Uebersetzungen weichen ab. Die eine von Michael Welser scheint die Stelle so zu verstehen, dass die Schlangen den Männern selbst im Leibe gewachsen seien.[3]) Die andere, von dem Metzer Domherren Otto von Demeringen verfasst, sagt nichts von den Schlangen, sondern führt die verderbliche Wirkung auf eine durch böse Künste angezauberte Vergiftung des jungfräulichen Schoosses zurück.[4])

So fabelhaft der Bericht Mandevilles klingt, so enthält er doch einen Kern Wahrheit. Denn in der Tat bestand und besteht bei den verschiedensten Völkern der Brauch, dass jener Akt, für den sich die Römer eine eigene Schutzgöttin Pertunda bestellt hatten,[5]) als eine Sache angesehen wird, der man sich gern entzieht, und die daher auf einem andern als dem natürlichen Wege, durch manuellen Eingriff,[6]) durch

---

1) *Cumque huius moris discere voluissem causam, accepi responsum preteritis temporibus apud eos virgines habuisse in matricibus parvos serpentes quibus necabantur primi ad illas intrantes. Ideoque et viros qui pro mercede tantum subeunt periculum vocant sua loquela cadyberim, id est stultus desperatus.* Itinerarius domini Johannis de mandeville militis, schöner alter Druck o. O. u. J. in einem Sammelband der Münchner Bibliothek (Inc. c. a. 96. 4°) c. XLVI.

2) *Cadeberis, that is to seyne, the Foles of Wanhope.* Maundeville, ed. by Halliwell 285: *And I asked hem the cause, whi that thei helden suche custom, and thei seyden me, that of old tyme, men hadden ben dede for deflourynge of Maydenes, that hadden Serpentes in hire Bodyes, that stongen men upon hire Yerdes, that thei dyeden anon.* ib. 286. Der französische Urtext, bisher nur für wenige englische Bibliophilen gedruckt, harrt noch immer einer zugänglichen Ausgabe.

3) *Do fraget ich, warumb sy die gewonheyt hetten. Do sprachen sy, das vor alten zeiten vil stürben, die den junckfrawen jr magtumb namen, wann in wären schlangen darwon in dem leib gewachsen.* Das buch des ritters herr hannsen von monte villa. Augspurg bei Anthoni Sorg 1481, siebtletztes Blatt b.

4) *Dartzu ist es in dem selben land gar sorglich, ein iungfrawen zu beschlaffen. Wan es ist sit da, das den töchtern ir ding vertzaubert vnd mit bösen künsten vergiftet würt in solicher mass, daz deshalb ir erster man in gebresten vnd siechtum kommen mag. Vnd wan sy einst beschlaffen würt, so ist es darnach nit sorglich.* Johannes Monteuilla der wytfarende Ritter, Strassburg 1501, IV. Buch, c. 7.

5) Augustin. De civitate Dei. VI, 9, 3. Arnobius, IV, 7. Preller, Römische Mythologie, Berlin 1858, 587.

6) Von Seiten des Bräutigams im heutigen Aegypten (Clot-Bey, Aperçu Général sur l'Egypte, Paris 1840, II, 43. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 3. Aufl. von Bartels, Leipzig 1891, I, 310) und in Nubien (Ploss, ebenda), unter gewissen Umständen auch in Arabien (Ploss, ebenda), von Seiten der Mutter des Mädchens bei den Itälmen in Kamtschatka (Ploss I, 142) und in der peruanischen Provinz Cartagena (nach Pedro de Cieza de Leon, der in den Jahren 1532—60

Instrumente,[1]) durch den Phallus eines Götzen,[2]) oder durch einen Stellvertreter des Bräutigams, bald gegen Bezahlung, bald aus Gefälligkeit, vollzogen wird.

Unter diesen Stellvertretern des Bräutigams sind vor allen jene gewerbsmässigen Mietlinge auf den Philippinen hervorzuheben, welche gegen Bezahlung den Bräuten die Jungfrauschaft nahmen. Von ihnen berichtete zuerst der Spanier Antonio de Morga, der um die Wende des 16. Jahrhunderts in Manila lebte, in seinem 1609 in Mexiko erschienenen Buche Sucesos de las Islas Filipinas.[3]) Im Laufe des 17. Jahrhunderts ist dieses seltsame Gewerbe in Abgang gekommen, da die Brüder Careri, die gegen Ende dieses Jahrhunderts die Philippinen besuchten, von ihm ausdrücklich als einem gewesenen sprechen.[4])

Dagegen besteht es noch heute auf Neu-Caledonien im stillen Ocean.[5])

Peru bereiste, s. Pedro de Cieça de Leon, Parte primera de la Chronica del Perv, Anvers 1554, c. XLIX, Bl. 133[b]. Liebrecht, Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, 422), von Seiten der Mutter oder des Mädchens selbst bei den Sakkalaven auf Madagascar (die Prinzessinnen allein ausgenommen, s. Noël, Ile de Madagascar im Bulletin de la Société de Géographie, Paris 1843, 2. Série, XX, 294. Ploss I, 308), von Seiten anderer Personen, einer Matrone in Arabien (Ploss I, 310), älterer Männer bei den Stämmen des inneren Süd-Australiens (Schomburgk in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, redigiert von Virchow, Jahrg. 1879, 235, im 11. Band der Zeitschr. für Ethnologie. Ploss I, 308).

1) Mit Hülfe eines Stöckchens in Nord-Australien (Miklucho-Maclay in den Verh. d. Berliner Ges. f. Anthropol. Jahrg. 1880, 88 f., im 12. Band der Zeitschr. f. Ethnol.), eines Feuersteinsplitters, *bogenan* genannt, in Neu-Süd-Wales (ebenda 88. Ploss I, 308). Nach der nicht näher belegten Angabe des Anatomen Volcher Coiter, Stadtphysikus in Nürnberg, welche von neueren Gynäkologen wiederholt wird, sollen die alten Aegypter den Hymen ausgeschnitten haben (Externarum et internarum principalium humani corporis partium Tabulae, Norimbergae 1573, p. 10). Dies ist aber offenbar eine Verwechslung mit der bei Kopten und Moslim in Aegypten üblichen Beschneidung der Mädchen. Dass diese Nymphotomie schon bei den heidnischen Aegyptern im Brauche war, bezeugt die dem Galenus zugeschriebene Abhandlung Introductio seu Medicus c. 10: *σαρκίδιον, νύμφη, ὃ καὶ διὰ τὸ προκύπτειν ἐπὶ πολὺ ἐκτομῆς ἀξιοῦται παρ' Αἰγυπτίοις ἐπὶ τῶν παρθένων* (Claudii Galeni Opera omnia, ed. Kühn. Lipsiae 1827, XIV, 706).

2) S. Anhang I.

3) *Habia tambien hombres, que tenian por oficio estuprar, y quitar la virginidad á las doncellas, y se las llevaban y pagaban, para que lo hiciesen, teniendo por estorbo é impedimento, cuando se casaban, que fuesen vírgenes.* Ausg. von Rizal, Paris 1890, 309. Transl. by Stanley, Lond. 1868, 304. Esprit des Usages II, 289 f. Liebrecht, Zur Volkskunde 420 f. Nach Mallat geschah dies jedoch nur, wenn nicht schon in der Kindheit des Mädchens eine alte Frau den Hymen beseitigt hatte. J. Mallat, Les Philippines, Paris 1846, I, 61.

4) *V' erano per lo passato alcuni, il di cui mestiere era di toglier la virginità alle donzelle, che doveano andare a marito; e erano pagati per ciò fare.* Giro del mondo, Venezia 1719, V, 87. Doch fügen sie hinzu, dass auch noch zu ihrer Zeit der Bräutigam höchst ungehalten war, wenn sich die Braut als Jungfrau erwies.

5) *Chose fort curieuse, j'ai eu la preuve que, lorsqu'un mari ne peut ou ne veut défloror sa femme, il se trouve, en payant, certains individus, qui s'en acquittent à sa place. Ce sont des „perceurs" attitrés.* Moncelon in den Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. 3. Série, IX (1886), 368.

Höchst merkwürdig ist ein verwandter Brauch bei den Nairen in Malabar, jenem todesmutigen Kriegeradel, der zwar seiner Kaste nach sammt dem König von den brahmanischen Eroberern zu den Sudras gerechnet wird, aber tatsächlich bis heute auf dem Fusse der Kschatriyas lebt.[1] Wenn bei ihnen ein Mädchen in den Rang der Mannbaren einrücken sollte, so wurde sie einem Standesgenossen vermählt, der ihr das Tali, ein Kleinod, das die Stelle unseres Trauringes einnimmt, um den Hals hängte.[2] Er wohnte dann vier Nächte bei ihr und wurde am fünften Morgen mit einem Festkleid und einem Geldgeschenk entlassen. Damit hörte jegliche Verbindung zwischen den beiden auf. Dieser Brauch, von dem auch die Prinzessinnen, die Schwestern und Nichten des Königs, nicht entbunden waren, wird unter den 64 Misbräuchen (*anatšaram*) aufgeführt, durch die sich Kérala (Malayalam und Tululand) vom übrigen Indien unterscheidet.[3] Es handelte sich dabei nicht sowohl um eine Eheschliessung als um eine gesetzliche Form der Defloration, durch welche das junge Weib die Freiheit erlangte, nach seinem Belieben in polyandrischen Verbindungen zu leben.[4] Für uns fällt ins Gewicht, dass ein Mann durch Geschenke zu dieser Formalität geworben wurde.

Dass die Mädchen von Calicut erst nach vollzogener Defloration solche Verbindungen eingehen durften, bezeugt schon die Reisebeschreibung des Nachfolgers von Vasco de Gama, Pedro Alvares Cabral, zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Da heisst es, die jungen Mädchen gehen dort nackt in reichem Schmuck, mit schön-

1) Ueber die Nairen s. Jonathan Duncan, Historical Remarks on the Coast of Malabar in den Asiatic Researches or Transactions of the Society, instituted in Bengal, Calcutta 1798, V, 11 ff. — Zin ed-dîn, Tohfut-ul-Mujahideen, an historical work in the arabic language, transl. by Rowlandson, Lond. 1833, 61 ff. — Barbosa, transl. by Stanley 128 ff. — Linschoten, Itinerar, c. 42. — Baldaeus 137 f. — Walther Schultze, Ost-Indische Reyse 114 ff. 130. 168. — Buchanan, Journey from Madras, Lond. 1807, II, 408 ff. — James Forbes, Oriental Memoirs, Lond. 1813, I, 385 ff. — Papi, Lettere sulle Indie Orientali, Lucca 1829, I, 207 ff. — Graul, Reise nach Ostindien, Leips. 1854, III, 229 ff. 340. — Lassen, Indische Altertumskunde, IV, Leipz. 1861, 268 ff. — Jagor in den Verh. der Berliner Ges. f. Anthrop. 1878, 120 ff. (Zeitschr. f. Ethnol. X). — Bachofen, Antiquarische Briefe, Strassb. 1880, I, 224 f. — Giraud-Teulon, Les Origines du Mariage, Genève 1884, 150 ff. — Einen trefflichen Einblick in das Leben dieser ritterlichen Kaste gewährt das schöne Lied von Kelappan vom Garten, s. Grundert in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Ges. XVI, 505 ff.

2) Ueber das Tali, s. Dapper, Asia oder ausführliche Beschreibung des Reichs des Grossen Mogols, Nürnb. 1681, 28. Papi, Lettere I, 266. Graul, a. a. O. IV, 1, 336, N. 155. Jagor a. a. O. 124.

3) Graul III, 336 f. Zuerst bei Barbosa (Collecção de Noticias, Lisboa 1813, II, 312, 317. Transl. by Stanley 106 f. 124 ff.). Liebrecht, Zur Volkskunde 421. Bachofen, Briefe I, 236 ff. 242.

4) Nach der portugiesischen Schrift aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Ramusio unter dem Titel Sommario di tutti li regni, città e popoli orientali übersetzte, war das Tali (hier *quete* geheissen) geradezu das Zeichen der vollzogenen Entjungferung (Ramusio, Navigationi et Viaggi, Vinetia 1563, I, 331, D). Heutzutage dagegen bleibt es bei diesem Symbol: der Mann hängt dem Mädchen das Tali um und erhält dafür sein Geldgeschenk. Um die Kosten der Festlichkeiten zu vermindern, werden zuweilen sämmtliche junge Mädchen eines Hauses vom dritten bis zum elften Jahre gleichzeitig einem hiezu gemieteten Manne angetraut, der für jedes Mädchen wenigstens eine Mark erhält. Jagor, a. a. O. 124.

gefärbten Haaren; sie seien sehr sinnlich und bitten die Männer, ihnen die Jungfrauschaft zu nehmen, da sie im jungfräulichen Zustand keinen Gatten finden.[1]) Diese Angabe ist übergegangen in die älteste Sammlung von Reisebeschreibungen, betitelt Paesi novamente retrovati et novo mondo da Alberico Vesputio Florentino intitulato, Vicentia 1507.[2])

Etwas ähnliches geschieht noch heute an der Loangoküste, wenn ein Mädchen bis zu einem gewissen Alter ledig bleibt. Da übergiebt man es aber einem Sklaven, dass er es zum Weibe mache.[3])

Durch ein seltsames Abenteuer wurde dem Bolognesen Ludwig von Barthema oder Varthema[4]) um 1505 in Tenasserim (*Tarnassari*) in Hinter-Indien ein ähnlicher Brauch bekannt. Hier waren es die Fremden, die weissen Männer, welche von den heidnischen Eingeborenen, den König nicht ausgenommen, ersucht wurden, in der Brautnacht ihre Stelle einzunehmen. Varthema erzählt ausführlich, wie ihm und seinem Begleiter, einem Perser, ein solcher Antrag gemacht worden sei, dem der letztere auch[5]) Folge geleistet habe.[6]) Aus Varthema schöpften Sebastian Frank,[7]) Mandelslo[8]) u. a.

1) *Estas mulheres andão nuas assim como os homens, e trazen sobre si muita riqueza e os cabellos muito ben pintados; são muito luxuriosas, e pedem aos homens que lhe tirem a virgindade, porque em quanto estão virgens não achão marido.* Collecção II, 127. Ramusio I, 125, E. Ebenso Joh. Blocius, Historiae per Saturam ex Novi Orbis Scriptoribus, Rostochi 1625, 6.

2) *Et pregano li huomini che li tolgano la virginita, perche stando vergine non trouano marito.* L. III. c. 175. Deutsche Uebersetzung aus dem 16. Jahrhundert: Newe vnbekanthe landte und ein newe weldte in kurtz verganger zeythe erfunden, o. O. u. J. c. LXXV. Das seltene Buch handelt von den Fahrten des Alois von Cadamosto, des Columbus und anderer. Der Compilator ist wahrscheinlich der Kosmograph Alexander Zorzi (Brunet, Manuel du Libraire, Paris 1864, V, 1157).

3) Post, Afrikanische Jurisprudenz, Oldenburg und Leipzig 1887, I, 462. Was hier als eine knechtische Pflicht erscheint, das beanspruchten bei den etruskischen Volsiniern die Sklaven als ihr Recht, sobald sie durch eine sociale Revolution zur Herrschaft in der Stadt Bolsena gelangt waren (Valerius Maximus IX. 1, Extr. 2). Die in den Schriften neuerer Anatomen und Gynäkologen wie Hyrtl und Ploss sich findende Behauptung, auch die alten Phöniker hätten die Mädchen vor ihrer Verheiratung durch Diener entjungfern lassen, geht, soviel ich sehe, auf Nicolaus Venette im 17. Jahrh. zurück (La génération de l'homme ou le tableau de l'amour conjugal, nouvelle édition, Amsterdam 1732, I, 49). Dieser beruft sich dabei auf den h. Athanasius. Aber das Citat ist falsch. Athanasius sagt nichts hievon. Vielleicht liegt hier eine Verwechslung mit den Lydiern vor, von denen Klearch im 4. Buch seiner Lebensbeschreibungen die Sage berichtete, sie seien von ihrer despotischen Herrscherin Omphale gezwungen worden, ihre jungfräulichen Töchter ihren Sklaven hinzugeben (Athenaeus, L. XII, p. 516, A).

4) Ueber ihn s. Gubernatis, Memoria intorno ai Viaggiatori Italiani, Firenze 1867, 24 ff. 53 ff.

5) Oder vielleicht er selbst! werfen Michael Wiedemann (Historisch-poetische Gefangenschaften, 4. Monat, Illiria 88) und Döpler ein (Theatrum poenarum I, 1059).

6) Ludovico di Varthema, Itinerario (1510), nuovamente posto in luce da Alberto Bacchi della Lega, Bologna 1885, 180 ff. Alte deutsche Uebersetzungen, die eine: Die Ritterlich vnd lobwürdig reise des gestrengen vnd überall ander weyt erfarnen Ritters vnd landtfarers herren Ludowico Vartomans von Bolonia, Strassburg 1516, Bogen O, II; die andere bei Michael Herr,

Nach dem Kirchenhistoriker Sokrates wurden auch bei den von altersher in Weibergemeinschaft lebenden Einwohnern der phönikischen Stadt Heliopolis die Jungfrauen den Fremden hingegeben, welcher Brauch erst vom Kaiser Constantin abgeschafft worden sei.[1])

Dass in Calicut bei den Vornehmen ähnliches vorkam wie in Tenasserim, berichtet der Holländer Peter Wilhelm Verhuefen (um 1608).[2]) Linschoten meldet dasselbe aus Pegu und fügt ausdrücklich hinzu, dass die Adelichen dem Fremden dafür eine Verehrung gaben.[3]) Mandelslo fand diesen Brauch auch bei den schwarzen Eingebornen von Malacca.[4]) In den birmanischen Ländern soll er sich bis in neuere Zeit erhalten haben.[5]) Nach Richards Geschichte von Tongking sind im Königreich Aracan im vorigen Jahrhundert namentlich holländische Matrosen zu diesem Zweck von den Einwohnern gedungen worden.[6]) Dort soll es wie auf den Philippinen für entehrend gegolten haben, ein Mädchen zu heiraten, das nicht zuvor von einem anderen entjungfert worden wäre, und nur gegen Bezahlung soll sich jemand hiezu verstanden haben.[7])

Unrichtig dagegen oder zum mindesten unglücklich ausgedrückt ist die Angabe Carl Ritters über die erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zum Islam bekehrten Assir im inneren Arabien, sie hätten dem reisenden Gast *das Recht der Brautnacht*

Die New welt der landschaften und Insulen, Strassb. 1534, Bl. 80ᵃ. Alte französische Uebersetzung von Balarin de Raconis, p. p. Ch. Schefer, Paris 1888, 212 ff. In der alten englischen Uebersetzung von R. Eden 1576 (in Hakluyts Selection of Curious, Rare and Early Voyages, Lond. 1812, 192) ist das eigene Erlebnis Varthemas übergangen. Neuere Uebers. von John Winter Jones, ed. by Badger, Lond. 1863, 202 ff. Vergl. Karl Schmidt, Jus primae noctis, Freiburg 1881, 39, Anm. 1. 314, Anm. 1.

7) Weltbuch, Tübingen 1534, Bl. CCVᵃ.

8) Morgenländische Reisebeschr. 204, Anm. des Olearius S. 205.

1) Socratis Historia Ecclesiastica, L. I, c. 18 (Migne, Patres graeci LXVII, 124).

2) Indiae Orientalis Pars IX, Historicam descriptionem navigationis ab Hollandis et Selandis in Indiam Orientalem sub imperio Petri Guilielmi Verhuffii susceptae et peractae continens, Francofurti 1612, 26. K. Schmidt, a. a. O. 316, Anm. 1.

3) Itinerar L. I, c. 17. Deutsch bei Bry und Merian, Anderer Theil der Orientalischen Indien, 48. Rottmann, Rituale Nupturientium oder Beschreibung der Hochzeit-Gebräuche, Bremen 1715, 429. De Gaya, Cérémonies nuptiales 93.

4) A. a. O. 204. Darnach Francisci, Neu polirter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel 937. Rottmann 146. 430. C. Ph. Hoffmann, Von dem Hochzeit-Tage 59.

5) Varthema, transl. by Jones LXXIX.

6) Pinkerton, A general collection of the best and most interesting voyages and travels in all parts of the world, London 1811, IX, 760 f.

7) Sedillot im Dictionnaire des sciences médicales, Paris 1814, VIII, 187. Virey und Fournier, Das Weib im gesunden und kranken Zustande, nach dem Französischen von Renard und Wittmann, Leipzig 1821, 100. — Der gelehrte französische Jurist Andreas Tiraquell († 1558) führt an, dass auch die Scythen und Corsen ihre Jungfrauen vor der Hochzeit den fremden Seefahrern an der Küste hingegeben hätten, nennt aber seine Quellen nicht (De legibus connubialibus et iure maritali, Parisiis 1546, fol. 60ᵃ).

(*droit de Seigneur einst im Occident*) *in Beziehung auf die Frauen zugestanden.*[1]) Denn an einer früheren Stelle, wo er derselben Sitte erwähnt, nimmt er selbst die Jungfrauen davon aus.[2]) In der Tat beschränkte sich der auch anderwärts vielverbreitete Brauch der Assir, dem Gast für die Nacht ein Weib zu geben, ausschliesslich auf die Frau des Wirtes und sonstige nicht mehr jungfräuliche weibliche Mitglieder der Familie.[3])

Ausser den Fremden werden in den malabarischen Ländern als Stellvertreter des Bräutigams noch die Priester genannt. Auch hierüber giebt unter den Europäern Varthema den ersten Bericht: Der König von Calicut, der den Titel Samorin[4]) führt, erwählt dazu den würdigsten der Brahmanen, der aber nicht gerne und nur gegen Bezahlung von 400 oder 500 Dukaten einwilligt.[5]) Aus Varthema gieng diese Angabe in Sebastian Franks Weltbuch[6]) und in Anekdotensammlungen über.[7]) Nach Varthema beobachtete nur der König diesen Brauch; andere Berichterstatter dehnen ihn auch auf die Adlichen und Vornehmen aus, wie der portugiesische Verfasser des Sommario,[8]) Verhuefen und nach ihm Francisci,[9]) Mandelslo und darnach Guyon,[10]) Roger, der sich auf das Tagebuch des Admirals van Caerden beruft,[11]) und darnach Rottmann,[12]) ebenso Jürgen Andersen aus Tundern, der die malabarische Küste 1648 besuchte,[13]) der Berner Maler Albrecht Herport[14]) und der Harlemer Walther Schultze.[15]) Auch Alexander Hamilton, der 1688—1723 in Indien lebte, bestätigt diesen Brauch

1) Erdkunde, Berlin 1846, XII, 983.

2) XII, 211.

3) Burkhardt, Travels in Arabia, London 1829, II, 378. Fulgence Fresnel, Lettres sur l'Histoire des Arabes avant l'islamisme, Paris 1836, IV. Lettre, 42 (auch im Journal Asiatique, 3. Série, V, 536).

4) Samorim bei Camoens. Ueber diesen Titel s. Lassen, Ind. Altert. IV, 196. 255 ff. Pyrard of Laval I, 369, N. 4. 408. Th. Herberts Zee- en Lant-Reyse, Amsterdam 1665, 142. Schmidt, Jus primae noctis 318.

5) Itinerario 132. Ritterlich vnd lobwirdig reise, Bogen i, IV. Herr, New welt, Bl. 74a. Französ. Uebers. 160. Englische von Eden 181, von Jones und Badger 141. Guyon, Gesch. von Ost-Indien II, 85. 86. Schmidt, Jus primae noctis 313. Giraud-Teulon, Origines du Mariage 33.

6) Bl. CXCIXb.

7) S. z. B. Nouveau Dictionnaire d'Anecdotes, Liège 1766, II, 344 f.

8) Sommario di tutti li regni bei Ramusio I, 331, D.

9) Verhuefen 26. Francisci 936.

10) Morgenländ. Reisebeschr. 116. 142. Guyon, Gesch. II, 276 f. Schmidt, Jus primae noctis 316, vergl. 142.

11) Offne Thür 99, Anm. 3. Chr. Arnolds Auserlesene Zugaben, ebenda 854.

12) Rituale nupt. 146.

13) Jürgen Andersen aus Schleswig und Volquard Iversen aus Holstein, Orientalische Reise-Beschreibung, herausg. durch Adam Olearium, Schleswig 1669, 20.

14) Eine kurtze Ost-Indianische Reise-Beschreibung, Bern 1669, 159.

15) Ost-Indische Reyse 168a.

für den Samorin und seine Edeln; das gemeine Volk, fügt er hinzu, teile ihn nicht.[1]) Herbert dagegen, der ungefähr 60 Jahre früher nach Calicut kam, hatte, was diese Sitte betraf, keinen Unterschied zwischen dem König und seinen Untertanen gefunden.[2]) Nach dem Sommario gab man bei der Auswahl des Stellvertreters den Patamaren den Vorzug, jener besonders geehrten Klasse von Brahmanen, welche dereinst das Reich Cambaja beherrscht hatte.[3])

Denselben Brauch bezeugt der Venezianer Balbi für das benachbarte Königreich Cotschin und zwar als vom Herrscher sowohl wie von den Untertanen geübt.[4])

Die früheste Nachricht über die seltsame Gepflogenheit haben wir aus Kambodscha in der Reisebeschreibung eines chinesischen Beamten vom Jahre 1295. Da wird ausführlich erzählt, dass ein Buddhapriester oder ein Priester der Taoreligion mit der Entblumung der Braut beauftragt werde; diese Dienstleistung der heiligen Männer nenne man *tshin-than*, Zurichtung des Lagers. Alljährlich liess der Ortsvorsteher den hiefür erwählten Tag ausrufen und alle diejenigen, welche Töchter zu verheiraten hatten, vorladen. Er gab jedem eine grosse Kerze, an der ein Zeichen angebracht war: die Zeit, in welcher die Kerze bis zu dem Zeichen herabbrannte, war für das tshin-than bestimmt.[5]) Darauf erwählten sich die Eltern ihren priesterlichen Vertrauensmann aus dem nächsten Kloster. Ein reiches Haus beschenkte ihn dafür mit Wein, Reis, Leinwand, Arekanüssen, Silbergeschirren und anderen Dingen, welche im Ganzen einen Wert von 1500—2400 Francs ausmachten. Unter den zehnten Teil dieses Wertes durfte auch die geringste Entlohnung nicht heruntergehen. Die Schwierigkeit, eine solche Summe zu beschaffen, verzögerte oft die Verheiratung armer Mädchen auf Jahre hinaus. Daher galt es für eine gute Tat, armen Jungfrauen das Geld für das tshin-than zu schenken. Der Priester wurde dann in der bezeichneten Nacht in einer Sänfte, mit einem Schirm, mit Trommeln und Musik abgeholt und unter einen bunten Thronhimmel gesetzt, das Mädchen unter einen andern. Ueber den weiteren Verlauf der Ceremonie konnte der Chinese, der als Fremder keinen Zutritt hatte, nichts Gewisses erfahren. Bei Tagesanbruch wurde der Priester wieder heimgeleitet. Oft geschah die Feierlichkeit an einem Ort in zehn Häusern zu gleicher Zeit; die Sänften der Priester begegneten sich in den Strassen, und allenthalben hörte man Trommeln und Musik.[6])

1) New Account of the East Indies, London 1744, I. 310. Auch bei Pinkerton VIII, 374. Schmidt, Jus pr. n. 317. Bachofen, Briefe I, 223.

2) Zee- en Lant-Reyse 143.

3) Ramusio I, 327. D. F. Vergl. Rénaud, Mémoire sur l'Inde. Paris 1849, 221. Bachofen, Briefe I, 243.

4) Viaggio 75b. 137a. Rottmann 145. 430. Recueil des Voyages V, 25. Schmidt, Jus pr. n. 315.

5) Dieser aphrodisische Zeitmesser erinnert an die Hetäre Klepsydra, welche ihren Beinamen davon hatte, dass sie ihre Reize für die Dauer des Ablaufs einer Wasseruhr zu verleihen pflegte (Asklepiades in seiner Schrift über Demetrius Phalereus bei Athenaeus L. XIII, p. 567 D).

6) Description du royaume de Camboge, s. Abel-Rémusat, Nouveaux Mélanges Asiatiques,

Dass noch in unserer Zeit bei einer Vaischnavasekte in Indien der Oberpriester von den Gläubigen um die nämliche Gunstbezeugung ersucht wurde, hat ein Pressprocess in Bombay im Jahre 1862 erwiesen.[1])

Aehnliches berichten zahlreiche Quellen über die Piaches oder Paje's, die Zauberärzte bei den Cariben, Arowaken und anderen mittel- und südamerikanischen Stämmen.[2]) Nach dem Berichte Ulloas hatten bei den wilden Peruanern die der Blume beraubten Mädchen höhere Geltung als die Jungfrauen.[3])

Statt des Priesters wurde endlich bei einzelnen Völkern der König um denselben Dienst gebeten. Nach dem Seefahrer Jakob van Neck (1600—1604) taten das die vornehmen Herren von Goa und holten nach zwei oder drei Nächten ihre Bräute mit Pfeifen, Trommeln und anderer Kurzweil wieder ab.[4]) Schon im Altertum wurden nach Herodot bei dem libyschen Volksstamm der Adyrmachiden die heiratslustigen Jungfrauen dem König in gleicher Absicht vorgeführt, der aber nur diejenigen, die ihm gefielen, berücksichtigte.[5]) Die heidnischen Bewohner von Teneriffa nahmen kein Mädchen zur Frau, wenn es nicht zuvor bei ihrem Herrn eine Nacht geschlafen hatte.[6]) Ebensowenig kann noch heute bei den Ballanten am Casamancefluss in Senegambien ein Mädchen heiraten, bevor nicht diese Formalität erfüllt ist, daher der Vater einer reizlosen Tochter ansehnliche Geschenke und inständige Bitten daranwenden muss, bis der König sich ihrer erbarmt. Wird das Mädchen davon gesegneten Leibes, so nimmt sie der König unter seine Frauen auf.[7]) Bei mittel- und südamerikanischen Völkern, z. B. den Cariben, liessen sich neben den Zauberärzten auch die Kaziken zu gleicher Hülfeleistung erbitten.[8]) Merkwürdige

---

Paris 1829, I, 116 ff. Lassen, Ind. Alterth. IV, 498. Liebrecht, Zur Volksk. 420. Schmidt, Jus pr. n. 214 f.

1) Das Nähere s. Schmidt, Jus pr. n. 320 ff. Giraud-Teulon 22 f.

2) Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens, Leips. 1867, I, 113. Ausführlich besprochen von Schmidt a. a. O. 357 ff. 365 f. und in der Zeitschrift für Ethnologie 1884, XVI, 52. Vergl. Description de l'Amérique, Amsterdam 1688, 31. Scheibles Christoph Wagner, Fausts Famulus (1714), Stuttg. 1846, 145. Theodor Waitz, Anthropol. I, 460, Anm. Kulischer im Archiv für Anthropol. XI, 223.

3) Virey-Fournier, Das Weib 58. Carli, Lettres Américaines, Boston 1722, I, 137 f.

4) S. die Stelle bei Schmidt, Jus pr. n. 312, Anm. 3. Ferner Abraham Roger, Offne Thür 99, Anm. e, und darnach Rottmann 145. 429 f. Recueil des Voyages III, 293 f. Sonnerat I, 68, Anm.

5) Herodot IV, 168. Aelian, Var. hist. L. IV. Alexander ab Alexandro, Geniales Dies L. I, c. 24. Weitere Stellen s. Schmidt a. a. O. 189, Anm. 1.

6) So erzählt der Venezianer Aloïs von Cadamosto, der Entdecker der Capverdischen Inseln, der im Dienste des Prinzen Heinrich von Portugal um 1455 die Westküste Afrikas erforschte (Collecção II, 13. Ramusio I, 98, D. Paesi novamente retrovati c. VIII. Deutsche Uebersetzung c. VIII. Schmidt in der Zeitschr. f. Ethnol. XVI, 51 f.).

7) Alfred Marche, Trois Voyages dans l'Afrique Occidentale, Paris 1879, 70. Ploss, Das Weib[2] I, 309.

8) Martius, Beiträge I, 113. Anm. Schmidt, Jus pr. n. 360, Anm. 2. Zeitschr. f. Ethnol. 1884, XVI, 52 ff. Vergl. Starcke, Die primitive Familie, Leipzig 1888, 135, N. 1.

Analoga bieten altirische Sagen im Buch von Leinster und im Buch von der schwarzbraunen Kuh.[1])

Wenn wir nach den Gründen dieser für uns so befremdlichen Erscheinungen fragen, so müssen wir uns hüten, alle aus einem einzigen Princip erklären zu wollen. Denn bei der Mannichfaltigkeit menschlicher Anschauungen können die Völker auf ganz entgegengesetzten Wegen zu demselben Brauche gelangen, wie hier in der Abweichung vom natürlichen Verhalten tatsächlich solche, welche die Jungfräulichkeit der Braut aufs höchste schätzen, z. B. die Araber, mit andern, die nicht den mindesten Wert darauf legen, zusammentreffen. Anthropologische Forscher wie Lubbock,[2]) Liebrecht,[3]) Giraud-Teulon[4]) sind geneigt, die Stellvertretung in der Brautnacht auf die von ihnen als die Urform der Ehe angenommene Weibergemeinschaft zurückzuführen, welche seit Bachofen mit dem Ausdruck Hetärismus bezeichnet zu werden pflegt.[5]) Die Einzelehe, so führen sie aus, habe diese gemeinsamen Rechte beeinträchtigt, und zur Entschädigung habe sich die Braut einmal anderen preisgeben müssen.[6]) Diese Hypothese möchte jedoch allenfalls zu dem bei manchen Völkern herrschenden Hochzeitbrauch stimmen, nach welchem die Braut sämmtlichen geladenen Gästen angehört,[7]) keineswegs aber zu dem Institut der Mietlinge, das aus ganz entgegengesetzten Ansichten über den Wert der ersten Beiwohnung hervorgeht.

---

1) Schmidt in der Zeitschrift f. Ethnol. XVI. 50.

2) Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, nach der 3. vermehrten Aufl. aus dem Englischen von Passow, Jena 1875, 83. 101.

3) Zur Volkskunde 423.

4) Origines du Mariage 5 ff.

5) Das Mutterrecht, Stuttgart 1861, 10 ff.

6) Vergl. Schmidt, Jus pr. n. 26 ff. Zeitschr. f. Ethnol. XVI, 33 ff.

7) Doch Mac Lennan zeigt, dass auch diese Annahme auf schwachen Füssen steht (s. Studies in Ancient History, London 1886, 336 ff.). Westermarck, der die Hypothese von der ursprünglichen Weibergemeinschaft mit einleuchtenden Gründen bekämpft, sieht in dem genannten Brauch wie im Verleihen der Frauen eine barbarische Form der Gastfreundschaft (History of human marriage, Helsingfors 1889, I, 89. Aehnlich Starcke, Die primitive Familie, 135) oder eine Ablohnung der Gehülfen des Brautraubs (I, 91 f.). Der Brauch herrschte bei den Nasamonen in Libyen (Herodot IV, 172) und den Augilern in der Cyrenaica (Pomponius Mela, I, 46, ed. Parthey 14. 23. Solinus 31, 4, ed. Mommsen 154, 4. Vincentius Bellovac. Specul. hist. I, 88. Sebastian Frank, Weltbuch, fol. XII[a]. Logans Epigramme I, 76. 81. Aug. von Eitner, Tübingen 1872, 26. 27, nach Alexander Sardi, De moribus ac ritibus gentium, Venetiis 1557, L. I, c. 4, p. 7. Rottmann 428. Schmidt, Jus pr. n. 39. W. Schneider Die Naturvölker, Paderborn und Münster 1885, II, 472). Bei beiden Völkern hatten die Gäste der Braut dafür Geschenke zu geben. Bei den Eingeborenen der Balearen folgten die Gäste einander dem Alter nach; der Bräutigam war der letzte (Diodorus Siculus, Bibliotheca historica L. V, c. 18, 1. Kulischer im Archiv für Anthrop. XI, 221). Eine ähnliche Sitte fand Garcilasso de la Vega († 1620) bei den Mantas in Peru (Martius, Beiträge I, 113. Lubbock, Entstehung 102). Dasselbe wird in neuerer Zeit aus Nukahiva (G. H. v. Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, Frankf. 1812, I, 132 ff.) und andern Ländern berichtet (Giraud-Teulon 32. Post, Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe, Oldenburg 1875, 31. Post, Afrikanische Jurisprudenz I, 465). Von mittel- und südamerikanischen

Andere Forscher wie F. C. J. Fischer,[1]) P. Roussel,[2]) Hyrtl[3]) und Ploss[4]) sehen darin ein Zeichen der Verweichlichung. So erklärte schon de Morga das von ihm zuerst besprochene Institut der Mietlinge auf den Philippinen,[5]) ebenso Gemelli Careri[6]) und Mallat.[7]) Auch Francisci sah einen Hauptgrund für die Bräuche der Bewohner von Calicut und Cotschin darin, dass *sie der Mühe, das Schloss der Keuschheit zu öffnen, mögen durch andre überhaben werden.*[8]) Das mag für einzelne Völker zutreffen. Die Australier wenigstens gestehen selber zu, dass sie bei ihren rohen Manipulationen nur durch Bequemlichkeitsrücksichten geleitet werden.[9]) Doch reicht dieser Erklärungsgrund für ein so mannhaftes Geschlecht wie die Nairen auf Malabar nicht aus.

Für das Verständniss, wie diese zu ihren Bräuchen gekommen sind, giebt uns der glaubhafte Bericht des Barbosa-Magellan einen deutlichen Fingerzeig. Er sagt, dass bei ihnen die Entblumung der Jungfrauen für etwas Unreines, gleichsam für etwas Gemeines gegolten habe.[10]) Damit haben wir wohl den gewichtigsten Beitrag zur Aufhellung dieses völkerpsychologischen Problems.[11])

Völkern wissen wir, dass die Familien- und Standesgenossen hiezu geladen wurden (Pedro de Cieça de Leon, Chronica del Peru, Anvers 1554, I, c. XLIX, Bl. 135[b]. Description de l'Amérique, Amsterdam 1638, 9. P. du Val, Geographiae universalis Pars prior, das ist Der allgemeinen Erd-Beschreibung Erster Theil, aus dem Französischen von Beer, Nürnberg 1681, 127. Montaigne, Essais, Paris 1783, I, 124. Rottmann 196. Carli, Lettres Américaines I, 136 f. Bachofen, Mutterrecht XIX, 12 f. 18. Lubbock, Entstehung 102. Liebrecht, Zur Volkskunde 422. Schmidt, Jus pr. n. 40. 362). Pedro Alvares Cabral erzählt um 1500 von den Edelleuten zu Calicut, sie laden, wenn sie eine Frau nehmen, fünf oder sechs ihrer besten Freunde ein, bei ihr zu schlafen (Collecção II, 127). Es scheint sich aber hier um die in Malabar übliche Polyandrie zu handeln.

1) Ueber die Probenächte der teutschen Bauernmädchen, Berlin 1780, s. Scheible, Das Schaltjahr, Stuttgart 1847, III, 441.

2) Système physique et moral de la femme, Paris 1803, 164.

3) Handbuch der topographischen Anatomie, 7. Aufl., Wien 1882, II, 190.

4) Das Weib, I. Aufl. Leipzig 1885, I, 218.

5) Sucesos 309: *teniendo por estorbo é impedimento, cuando se casaban, que fuesen vírgenes.* Transl. by Stanley 304.

6) Giro del mondo V, 87: *perche la verginità si riputava un' impedimento di godere allo sposo.*

7) Les Philippines I, 61.

8) Neu-polierter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel 936. Aehnlich urteilt der Gynäkologe Nicolas Venette: *Car comme nous prions ici un Serrurier de faire mouvoir les ressorts d'une serrure neuve qu'il nous apporte pour éviter la peine que nous y prendrions le premier jour, ainsi les peuples dont nous venons de parler, avoient raison d'avoir établi de semblables loix.* La Génération de l'Homme, Amsterdam 1732, I, 50.

9) Hier handelt es sich auch meist um halbreife Mädchen. Verhandlungen der Berliner Ges. f. Anthrop., 1880, 89 (Zeitschr. f. Ethnol. XII).

10) *Hos quaes haom antre sy por cousa çuja, e quasi uileza hauerem hũa mulher de virgindade.* Collecção II, 327. Ramusio I, 307, E. Barbosa, tr. by Stanley 126.

11) Auch Martius sagt von der südamerikanischen Sitte, sie sei „wahrscheinlich in dem bei vielen rohen Völkern herrschenden Vorurteile von der Unreinheit der Weiber gegründet." Beiträge I, 113 f. Vergl. Schneider, Die Naturvölker II, 471.

Eine Erklärung der eigentümlichen Anschauung werden wir jedoch nicht sowohl auf dem Gebiete der Moral als auf dem des volkstümlichen Aberglaubens zu suchen haben. Da findet sich denn, was schon Rosenbaum erkannt hat,[1]) dass bei einem Teile der Menschheit nicht bloss das Menstrualblut, sondern ebenso das bei der Defloration fliessende Blut für unrein und schädlich gehalten wurde.[2]) Ein sprechendes Zeugnis für diese Meinung bieten uns die altindischen Hochzeitbräuche. Nach den Hochzeitsprüchen im Veda galten die vom Blute der Brautnacht geröteten Hemden für giftig und bösen Zaubers voll und mussten daher gleich am Morgen beseitigt werden.[3]) Zitternd vor ihrer dämonischen Macht steckte sie der Bräutigam auf die gespaltene Spitze einer Stange und bannte so ihren Zauber fest.[4]) Sie wurden dann dem Priester zuteil, der allein im Stande war, sie wieder zu reinigen.[5]) Damit vertrieb man die bösen Dämonen des Ehebetts[6]) und verhütete, dass die junge Frau ihrem Gatten Schaden tue.[7])

Da der Brauch, den Neuvermählten am Morgen nach der Brautnacht frische Kleider zu bringen, auch bei andern indogermanischen Völkern, z. B. bei den Deutschen,[8]) vorkommt, so reicht die ihm zu Grunde liegende Anschauung wohl bis in die indogermanische Urzeit zurück.[9])

---

1) Gesch. der Lustseuche im Altertume[4] 56. 58. 369. Ebenso Gubernatis, Storia comparata degli Usi Nuziali, Milano 1878, 220, Mac Lennan, Studies 342, Bartels in der 3. Auflage von Ploss, Das Weib, I, 309. 406.

2) Eine Ausnahme wäre vielleicht für Kambodscha zu verzeichnen, wenn die zu Ohren des chinesischen Reisenden vom J. 1295 gedrungenen, von ihm selbst aber als verdächtig bezeichneten Gerüchte auf Wahrheit beruhten, dass dieses mit Wein vermischte Blut von den Eltern, Verwandten und Nachbarn der Braut zur Besegnung der Stirne verwendet oder, wie andere sagten, sogar getrunken worden sei (Abel-Rémusat I, 118, N. 1). Doch werden ja auch Gifte als Heilmittel gebraucht. Ebenso wurde das allgemein von Aerzten und Laien der Vorzeit für giftig gehaltene Menstrualblut (ich verweise nur auf Hensler, Geschichte der Lustseuche, Hamburg 1789, I, 205 ff. 262 f. 304 f.) zu Arzneien verwendet (s. Plinius XXVIII, 23. Mich. Bapst, Artzney Kunst vnd Wunder Buch I, 245 ff. Schurig, Parthenologia historico-medica, hoc est Virginitatis consideratio, Dresdae et Lipsiae 1729, Sectio II, cap. XI, § 12 ff., p. 241 ff. Ploss, Das Weib[3] I, 277). Noch heute bereiten die transsilvanischen Zigeuner Heilsalben daraus (H. v. Wlislocki in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXIII, 224).

3) Dunkelrot ist es: ein Zauber, Ansteckung ist drin eingesalbt. Sûryâsûktam, Rig-Vêda X, 85, 28 (Webers Indische Studien, Berlin 1862, V, 187). Brennend ist es, scharf und voll Widerhaken und giftig auch, zu nutzen nicht. Rig-Veda X, 85, 34 (ebenda 189, vergl. die Uebersetzung von Haas, ebenda 274. Ludwigs Uebers. des Rig-Veda, Prag 1876, II, 536. Grassmanns Rig-Veda, Leipzig 1877, II, 483. Winternitz, Das altindische Hochzeitrituell, in den Denkschriften der Wiener Akademie, Philos.-hist. Cl. XL, 100).

4) Atharva-Vêda, s. Webers Indische Studien V, 212 f. Mein ganzer mir sehr lieber Leib zitterte hier vor dem Gewand (ebenda 213, vergl. 188. 274).

5) Ebenda 189. 190.

6) Ebenda 211.

7) Ebenda 196. Zimmer, Altindisches Leben, Berlin 1879, 344.

8) Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2. Aufl., Wien 1882, I, 402, Anm. 1.

9) Webers Ind. Stud. V, 412.

Aus dieser abergläubischen Scheu vor dem Hymenblut ergiebt sich zunächst ein Erklärungsgrund für die Geringschätzung der Jungfräulichkeit.[1]) für die Gleichgültigkeit gegen die Ausschweifungen der jungen Mädchen in so vielen Ländern der Erde.[2]) Daraus erklärt sich denn auch, wie bei dem einen Volk der Bräutigam dazu kam, unter Fremden und Einheimischen gegen Geld und gute Worte sich einen Ersatzmann zu suchen, und wie bei dem andern diese Stellvertretung dem geistlichen und dann auch dem weltlichen Schirmherrn als eine Ehrenpflicht zufiel, die mit Gaben belohnt werden musste.[3]) Die Priester, welche überall zugleich Zauberer waren, wie

1) Vergl. z. B. Cieça de Leon 1. c. XLIX, Bl. 133b. Carli, Lettres I, 137. Gemelli Careri, Giro del mondo V, 87. Martius, Beiträge I, 112. W. Schneider, Die Naturvölker, I, 267, 289. Germania XXXIII, 245. Der nordamerikanische Indianerstamm der Cumanches soll nicht einmal ein Wort für Jungfrau haben (Waitz, Anthropologie IV, 213 ff.). In Aracan am bengalischen Golf verfiel ein Mädchen, das im Alter der Mannbarkeit seine Jungfrauschaft bewahrte, der allgemeinen Verachtung (Walther Schultze, Ost-Indische Reyse 96b). Die Dravidas auf Malabar gehen so weit, dass sie in ihrem Glauben die als Jungfrauen sterbenden Mädchen der Verdammnis anheimgeben: *E tem por fee que toda a mulher que more virgem he danada.* Barbosa s. Collecção II, 332. *Et hanno tra loro questa opinione, che donna che muoia vergine, non vadia in paradiso.* Ramusio I, 308, D (Barbosa, tr. by Stanley 133). In dieser der mittelalterlich christlichen so ganz entgegengesetzten Ansicht begegnen sich die heidnischen Malabaren mit den Moslim und den Parsen von Kirman, welche dem Weibe nicht im jungfräulichen Zustand, sondern in der Erfüllung seines natürlichen Berufes als Gattin und Mutter die höchste Ehre zuerkennen. Die Moslim berufen sich für ihre Verdammung der Unvermählten auf den Ausspruch des Propheten: Das Paradies der Frau ist unter den Fusssohlen ihres Gatten (Ploss, Das Weib[3], II, 580). Für die Parsen war die Verheiratung eine religiöse Pflicht, und nach ihrem Glauben musste daher ein mannbares Mädchen, das sich der Verehelichung widersetzte und als Jungfrau starb, bis zur Auferstehung der Toten in der Hölle bleiben, wenn sie auch noch so viele gute Werke getan hatte (Anquetils du Perron Reisen nach Ostindien, übers. von Purmann, Frankf. 1776, 704). Ueber ähnliche bald tragisch, bald komisch gewendete Sagen vom Schicksal der alten Jungfern nach dem Tode bei anderen Völkern des Ostens und Westens, besonders den Deutschen, s. Haberland, Altjungfernschicksal nach dem Tode, im Globus XXXIV, 205 f. L. Tobler, Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volks, in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie XIV, 64 ff. Ploss II, 578 f.

2) Z. B. bei den Lydiern (s. Aelian, Varia historia IV, 1) und Thrakern (s. Caelius Rhodiginus, Lect. ant. L. XXVIII, c. 15, III, 526). Vergl. Bachofen, Mutterrecht 12. Kulischer im Archiv f. Anthrop. XI, 219 ff. 222. Giraud-Teulon 31 f. 179. Schneider, Naturvölker I, 266 ff. 276. 279. Marco Polo berichtet als einen verwunderlichen Brauch der Einwohner von Tibet, dass dort ein Mann unter keinen Umständen ein Mädchen heiraten würde, das Jungfrau wäre. Denn, sagten sie, ein Weib sei nichts wert, wenn es nicht Umgang mit Männern gepflogen habe. Man bot die Mädchen den Reisenden an und erwartete, dass der Fremde die Gefälligkeit mit einem Ring oder irgend einer andern Kleinigkeit belohnte, die das Mädchen, wenn es heiraten sollte, als Liebeszeichen vorzeigen konnte. Jemehr es dergleichen besass, desto gesuchter war es als Gattin (Marco Polo, L. II, c. 45, tr. by Yule, 2. edition, Lond. 1875, II, 35. 39, N. 4. Darnach Rottmann 429). Aehnliches erzählt schon Herodot von den Weibern der Gindanen in Afrika (IV, 176). Auch aus Neuholland wird ähnliches berichtet (Rottmann 430). Ueber die Freiheit des geschlechtlichen Verkehrs der Mädchen vergl. Post, Geschlecht-genossenschaft 29 f. Post, Afrikanische Jurisprudenz I, 457 f. 461 ff.

3) Von dem König der Ballanten sagt Alfred Marche (Trois Voyages 70) ausdrücklich: *Ce n'est même pas pour lui, à proprement parler, un droit, mais une obligation.* Auch in der alt-

die Piaches, mochten ganz besonders dazu berufen scheinen, die Abwehr jener gefährlichen Wirkungen zu übernehmen. Dass aus dieser Verbindlichkeit im Laufe der Zeiten durch den Wandel der Anschauungen etwas wie ein jus primae noctis werden konnte, wird schwer zu bestreiten sein. Wie aus der freiwilligen Hülfeleistung eine Art Verpflichtung, so gieng aus dieser eine Art Recht hervor. Den Uebergang zeigt uns die Bestimmung in Kambodscha, dass der Priester, wenn ihm seine Gebühren vorenthalten wurden, das Mädchen behalten und dadurch ihre Verheiratung verhindern durfte.[1]) Wie leicht konnte sich daraus die Ansicht bilden, er habe überhaupt von Anfang an ein Recht auf den leiblichen Besitz der Braut! Ausserdem mögen hier wie bei der Hingabe der Mädchen an den Götzen religiöse Vorstellungen des Opfers und der Weihe[2]) und wie bei der Inanspruchnahme des Königs das Verlangen nach edler Nachkommenschaft[3]) miteingewirkt haben.

Rosenbaum möchte auch die bekannte babylonische Sitte, zu Ehren der Mylitta die Jungfrauen an Fremde preiszugeben, auf jenen Aberglauben zurückführen.[4]) Dieselbe religiöse Prostitution herrschte auf Kypros, bei Phönikern und Puniern, Syrern und Juden, bei den Aegyptern, den Armeniern, den Hellenen, den Indern und Hinterindiern.[5]) Doch wenn auch ähnliche Beweggründe damit ursprünglich im Spiele gewesen

---

irischen Sage heisst es, dass der König dazu verpflichtet war (Schmidt in der Zeitschr. f. Ethnol. XVI, 50). Es könnte hier also, wie Schmidt bemerkt, eher von einem onus als einem jus primae noctis gesprochen werden (ebenda 59).

1) Abel-Rémusat I, 118.

2) Westermarck, Hist. of human marriage I, 98. Sonnerat vermutet, die unselige indische Sitte, die Mädchen schon in zartem Alter, lange vor der Mannbarkeit zu verheiraten, sei in der Absicht eingeführt, dem die Trauung vollziehenden Brahmanen den Genuss seines Vorrechts der ersten Nacht unmöglich zu machen (Voyage I. 68 Anm.). Dies könnte sich jedoch nur auf die Dravidastämme beziehen. Bei den arischen Indern hat ein Jus primae noctis der Brahmanen nie bestanden (Schmidt, Jus pr. n. 216 f.). Vergl. übrigens Gubernatis, Memoria 137.

3) Starcke, Die primitive Familie 132. 135.

4) Gesch. der Lostseuche im Altert. 55 ff.

5) Zeugnisse für Babylon: Herodot I, 199, Strabo 745. — für Kypros: Herodot ebenda. Justinus XVIII, 5. Lactantius, De falsa religione, I, 17. Die Sage von den Schwestern des Adonis s. Apollodor, Bibliotheca III, 14, 3. — für die Phöniker: Athanasius, Oratio contra gentes 26. Augustin, De civitate Dei IV, 10. Andere Stellen bei Rosenbaum 54, Anm. 3. Preisgebung der Jungfrauschaft zu Aphaka am Adonisflusse s. Movers, Die Phönizier I, 192. Jungfrauen am Boden sitzend und die trauernde Aphrodite darstellend, harrten eines den Adonis darstellenden Mannes, dem sie ihr Magdtum gegen ein Opfer für die Baaltis hingaben, 205. Ueber die phönikischen Kadeschen I, 679 f. Die Preisgabe der Weiber von Byblos, die am Trauerfest des Adonis ihre Haare nicht abschneiden wollten, s. Pseudo-Lucian, De Dea Syria 6 (Luciani ab Bekkero rec., Berolini 1853, II, 394, 24). Movers I, 201 f. 205. 307. 360. 371. — für Karthago, das regnum Veneris, s. Münter, Religion der Karthager, Kopenhagen 1816, 31. 38 ff. — Syrer: Eusebius, Vita Constantini III. 55, ebenso in der Oratio de laudibus Constantini, c. 8 (Eusebius, ed. Ernestus Zimmermann, Francofurti 1822, 959. 1159). Vergl. Ed. Meyer, Gesch. d. Altert., Stuttgart 1884, I, 251. — Juden: Deuteronomium 23, 18. 2. Kön. 23, 7. Vergl. Hosea 4, 13 f. Rosenbaum 88 Anm. 1. Meyer, a. a. O. I, 375. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, Berlin 1884, 43. — Aegypter: In Theben wurde die schönste und adlichste Jungfrau noch vor der Geschlechtsreife

sein können — was wol vermutet, aber nicht bewiesen werden kann —, so wie uns diese Bräuche geschichtlich bezeugt sind, unterscheiden sie sich wesentlich von den bisher besprochenen. Denn weit entfernt, selber abgelohnt zu werden, hatte der Liebhaber den für die Gottheit ihre Keuschheit opfernden Jungfrauen ein Geldgeschenk zu geben, das dem Tempelschatz anheimfiel.[1]

Dagegen mag ein andrer, unser Gefühl aufs höchste empörender Brauch in jenem Aberglauben seine Erklärung finden. Ich meine die bei den Orang-Sakai im Innern der malayischen Halbinsel,[2] bei den Battas auf Sumatra, den Alfuren auf Celebes,[3] ebenso auf Ceylon[4] und auf den östlichen Molukken[5] hausende Unsitte,

dem Zeus (Ammon) als Priesterin geweiht und trieb Buhlerei, bis die Zeichen der Mannbarkeit bei ihr eintraten. Dann feierte man ein Trauerfest und verheiratete sie. Strabo 816. Offenbare Entlehnung aus kanaanischem Kulte, s. Movers, Die Phönizier I, 42. — Armenier: Strabo 532. — Aus Hellas: Die Nachweise für die von Pindar in seinem Skolion gefeierten *Παλαίφατοι παρθένοι* im Tempel der Aphrodite zu Korinth, auf dem Berg Eryx in Sicilien, für die Hierodulen im Tempel der Aphrodite Pandämos zu Athen und anderwärts s. bei Roscher, Nektar und Ambrosia, Leipzig 1883, 78. 89. Vergl. Rosenbaum 62 f. Als die Lokrenser in Unteritalien im 4. Jahrh. v. Chr. von Leophron, dem Tyrannen von Rhegium, hart bedrängt wurden, taten sie das Gelübde, wenn sie siegten, ihre Jungfrauen an den Aphrodisien preiszugeben. Justinus XXI, 3. — Indien: Lassen, Ind. Alt. IV, 9. S. Abu Said Hassan um 920 (Reinaud, Relations des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IXe siècle, Paris 1845, I, 134 f. Renaudots Anciennes Relations des Indes et de la Chine, Paris 1718, 109. 171. Lassen a. a. O. IV, 919), Kazwini (Joh. Gildemeister, Scriptorum Arabum de Rebus Indicis loci et opuscula inedita, Bonnae 1838, 221), Bakui (Notices et Extr. II, 420), Barbosa-Magellan (Transl. by Stanley 93. 231), Balbi (Viaggio 83^b^. 84^a^). Vergl. La Religion des Malabares (Münchner Handschrift, Cod. Gall. 666) p. 326 ff. Papi, Lettere sulle Indie Orientali I, 278 f. Ploss, Das Weib[2] I, 389. — Von dem hinterindischen Binnenreich des Calaminham erzählt der Portugiese Fernan Mendez Pinto, der im Jahre 1545 mit einer Gesandtschaft des Königs von Birma dahin kam, dass der Tempel des Götzen Urpanesendo ausschliesslich von Mädchen, den Töchtern der Fürsten und Vornehmen, bedient werde, die einem Gelübde gemäss ihre Keuschheit opfern. Wollten sie das nicht tun, so würde sie kein angesehener Mann heiraten, wenn man ihm auch alle Schätze der Welt böte (Peregrinação, Lisboa 1762, 236. Mit Zutaten in der spanischen Uebersetzung Historia Oriental de las Peregrinaciones de Pinto, traducido por el Licenciado Francisco de Herrera Maldonado, Madrid 1664, 317. Deutsch von Küll, Jena 1868, 283. Französisch s. Liebrecht, Zur Volkskunde 512 f.). Vergl. Alexander ab Alexandro, Geniales Dies I, 189. Grupen, De Uxore Theotisca, Göttingen 1748, 2 f. Chr. G. Heyne in den Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis, Classis historicae et philologicae, 1804, XVI, 30 ff. Lubbock, Entstehung 101 f. Mannhardt, Wald- und Feldkulte II, 283 f.

1) Bei den Lydiern mussten sich die Mädchen auf diese Weise sogar ihre Aussteuer verdienen (Herodot I, 93), ebenso bei den Etruskern, worauf Plautus in der Cistellaria anspielt (Actus II, scena 3, v. 20 f.), ferner auf Kypros (Justinus XVIII, 5, 4. Vergl. Felix Faber, Evagat. III, 222) und in Sicca bei Karthago (Valerius Maximus II, 6, Extr. 16). Andere Zeugnisse s. Rosenbaum 57, Anm. 6. Giraud-Teulon 53. 254, N. 2. Noch heute werden von den M-fiten an der Loangoküste die Mädchen in den Dörfern umhergeführt und ihre Jungfrauschaft zum Verkauf ausgeboten (Soyaux, Aus West-Afrika, 1873—76, Leipzig 1879, I, 161).

2) Ausland, 18. August 1883, 648. Giraud-Teulon, 84, N. 1.

3) Ploss, Das Weib[2] I, 406.

dass die Braut von ihrem eigenen Vater der Jungfrauschaft beraubt wird. Hier handelt es sich schwerlich um ein Jus primae noctis des Vaters, wie die Reisenden es ansehen, sondern um einen Anspruch des Bräutigams. Der Vater vollzieht nur, was anderwärts den Mietlingen, den Priestern und Häuptlingen obliegt.[1])

Schliesslich sei noch bemerkt, dass der gemietete Stellvertreter auch bei der Wiederverheiratung von Wittwen vorkommt, z. B. bei den Wakamba östlich vom Viktoriasee. Wenn dort eine Wittwe heiraten will, so muss ein fremder Mann vorher mit ihr einmal Umgang gepflogen haben; derselbe erhält zum Lohn einen Ochsen. J. M. Hildebrandt berichtet diesen Brauch, ohne eine Erklärung hinzuzufügen.[2]) Es kann jedoch kaum einem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit einem gleichfalls von Rosenbaum[3]) erwähnten Aberglauben zu tun haben. Es ist die seltsame Meinung, dass bei der Wittwe sich das Menstrualblut im Leibe anhäufe und dem ersten ihr wieder beiwohnenden Manne Gefahr bringe.

Bei Mandeville, zu dem wir nach dieser langen ethnologischen Abschweifung zurückkehren, hat der an die Defloration sich heftende Aberglaube einen eigentümlichen sagenhaften Ausdruck gefunden. Jene phantastische Zutat von den im Schoosse der Mädchen lauernden Schlangen erinnert an ein männliches Gegenstück in der antiken Sage, an König Minos von Kreta, der allen seinen Geliebten den Tod brachte, da er statt des Samens Schlangen, Skorpione und Skolopender in sie ergoss.[4]) Woher

4) Herport, Kurtze Ost-Indische Reiss-Beschreibung 178. Darnach bei Joh. Jac. Saar, Ost-Indianische Kriegs-Dienste, Nürnb. 1672, 63 und bei Schurig, Gynaecologia, Dresdae et Lipsiae 1730, 91.

5) Schmidt, Jus pr. n. 324.

1) Auf entgegengesetzten Anschauungen beruht das Beilager des Schwiegervaters mit der Schwiegertochter bei den indischen Sudras, besonders bei den Vellalan von Coimbatore, und beim russischen Volke. Bei den Sudras besteht der Brauch, dass der Vater seinen unmündigen Sohn mit einem Mädchen vermählt und dann selbst bis zur Grossjährigkeit des Sohnes mit ihr zusammenlebt (Jagor in den Verhandlungen der Berliner Ges. für Anthropol. 1878, 131). Bei den Russen heisst der alte, noch heute nicht erloschene Brauch, wornach die Schwiegertochter dem Schwiegervater zur Verfügung steht, *snohačestwo* von *snoha* Schnur (Alex. von Reinholdt, Geschichte der russischen Litteratur, Leipz. 1886, 26. Vergl. Mich. Wiedemann, Historisch-poetische Gefangenschaften, 4. Monat, Iliria 35 f.). Was dort bei den Malayen als eine Pflicht des Vaters der Braut erscheint, das nimmt hier der Vater des Bräutigams als das Recht des Familienoberhauptes in Anspruch.

2) Zeitschr. f. Ethnologie X, 402.

3) Gesch. der Lustseuche 56.

4) Nach der im übrigen höchst unklaren Erzählung des Antoninus Liberalis aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr.: *Ὁ γὰρ Μίνως οὔρεσκεν ὄφεις καὶ σκορπίους καὶ σκολοπένδρας καὶ ἀπέθνησκον αἱ γυναῖκες ὅσαις ἐμίγνυτο* (Antonini Liberalis Transformationum Congeries, ed. G. A. Koch, Lipsiae 1832, c. 41, p. 52, l. 318). Ob Antoninus auch diese Erzählung aus Nikander von Kolophon geschöpft hat, ist ungewiss. Dasselbe berichtet nach einer sonst abweichenden Ueberlieferung Apollodor (2. Jahrh. n. Chr.): *Πασιφάη γὰρ, ἐπειδὴ πολλαῖς Μίνως συνηνάζετο γυναιξὶν, ἐφαρμάκευσεν αὐτόν. καὶ, ὁπότε ἄλλῃ συνηνάζετο, εἰς τὰ ἄρθρα ἐφίει θηρία, καὶ οὕτως ἀπώλλυντο* (Bibliotheca III, 15, 1). Dass den Alten übrigens diese Fabel nicht so fabelhaft erschien als uns, beweist die Angabe des Plutarch, sein athenischer Gastfreund Ephebos habe in einem starken Samenerguss

der belesene Kompilator der Reisebeschreibung Mandevilles, der Lütticher Arzt Jehan de Bourgoigne, dit à la Barbe († 1372), seine Angabe entnommen hat, wissen wir nicht. In seinen beiden Hauptquellen, den Reisebeschreibungen Odericos von Pordenone (um 1330) und Wilhelms von Boldensele (1336), steht nichts davon.[1] Seine Erzählung von den Cadiberi stimmt am nächsten zu den Berichten von den Mietlingen auf den Philippinen und in den birmanischen Ländern.

Die abweichende Angabe Ottos von Demeringen von dem Giftzauber am Leibe der Jungfrauen kommt unserer Alexandersage sehr nahe. Dass Frauen im Schoosse Gift haben können, begegnet uns wiederholt in historischen Sagen des Mittelalters. Auf diese Art erklärte man den Tod des Königs Wenzel II. von Böhmen im Jahre 1305.[2] Als dieser, so erzählt ein Zeitgenosse, Ottacker in seiner steirischen Reimchronik,[3] von Tag zu Tag hinsiechte und von den Aerzten aufgegeben wurde, da beschuldigte man gewisse Herren, dass sie ihm Gift beigebracht hätten *mit wunderlichen Sachen*. Der Argwohn fiel auf ein schönes Weib Agnes, das fiedeln und singen konnte und alle die Künste verstand, womit die Weiber sich den Männern lieb und wert machen. Wenn der König sie selbst zum Werke der Minne begehrte, so gewann sie sein Wohlgefallen durch ihre lustlichen Sitten, und kam er um anderer Frauen oder Mädchen willen in Liebespein, so half sie ihm als Unterhändlerin, dass sie seine volle Freundschaft erwarb. Auch trug sie ihm heimliche Botschaft zu hohen Fürsten und gieng oft für ihn als Kundschafterin furchtlos in fremde Lande. Dadurch erlangte sie solchen Einfluss auf ihn, dass er ihr all ihren Willen tat und sie mit Gaben überschüttete. Sie wurde hoffärtig und lebte auf grossem Fusse, hielt sich zwölf oder mehr Pferde und führte in einem eigenen Kammerwagen ihre Kleider und Kleinode mit sich. Diese Agnes wurde bezichtigt, dass sie, durch grosse Bestechung gewonnen, ihm der Welt Lohn gegeben habe. ‚Minne, wie hast du es geschehen lassen, dass man falsche Zutat mischte unter die unergründliche Süssigkeit, welche die minniglichen Frauen an ihrem zarten Leibe tragen? Alle Frauen bitte ich, sie um die grosse Missetat zu hassen, die sie hieran begieng. Der Mond und die Sonne sollen ihr ihren Glanz versagen. Die Sterne und das Firmament und die vier Elemente

ein haariges, mit vielen Füssen geschwind laufendes Tierchen von sich gegeben: *θηρίδιον δασὺ καὶ πολλοῖς ποσὶ ταχὺ βαδίζον* (Symposiaca, L. VIII, Quaestio 9. Op. ed. Reiske VIII, 923).

1) Bovenschen, Untersuchungen über Johann von Mandeville und die Quellen seiner Reisebeschreibung, s. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1888, 177 ff. Die Notiz von der Weibergemeinschaft, auf welche Bovenschen 303 hinweist, hat mit unserer Stelle nichts zu tun.

2) Es ist derselbe *König Wenzel von Behem*, dem drei Gedichte in der grossen Heidelberger Liederhandschrift zugeschrieben sind (Von der Hagen, Minnesinger I, 8 f. IV, 13 ff. Vergl. Feifalik, Ueber König Wenzel von Böhmen als deutschen Liederdichter, in den Sitzungsber. der Wiener Akademie, Ph.-hist. Cl. XXV, 326 ff., besonders 351. Martin im Anzeiger für deutsches Altertum III, 108 f.) und dem Ulrich von Eschenbach seinen Alexander gewidmet hat (v. 27730 ff., Ausg. von Toischer 737. Toischer in den Wiener Sitzungsberichten, Ph.-hist. Cl. XCVII, 407). Ueber ihn s. Palacky, Geschichte von Böhmen, Prag 1839, II, 1, 344 ff.

3) Pez, Scriptores Rerum Austriacarum veteres et genuini, Ratisbonae 1745, III, 741[a] f.

sollen ihr gram sein, da sie in Untreue sich selbst entehrte und ihren klaren Leib unrein, widerlich und abscheulich machte, als der König bei ihr lag und minniglicher Dinge pflag, womit er Freude wähnte zu erwerben, dass er davon musste sterben:

wan er faulen pegan
an der stat, da sich die man
vor scham ungerne sehen lant."

Es kann kaum bezweifelt werden, dass der schwache fromme König einer jener galanten Krankheiten erlegen ist, welche schon lange Jahrhunderte vor dem epidemischen Auftreten des morbus gallicus (um 1495) die Menschheit heimsuchten [1]) Unsere Stelle ist aber zugleich ein Beweis dafür, wie wenig man von diesen Krankheiten wusste, so dass sich die öffentliche Meinung die Ansteckung nur durch eine künstliche Vergiftung erklären und dabei den Glauben hegen konnte, ein Weib vermöge ohne Gefährdung seiner eigenen Person das todbringende Contagium zu übertragen. Denn die Ungereimtheit war doch ausgeschlossen, die schöne Agnes werde gegen gute Bezahlung sich selbst vergiftet haben.

Anders verhält es sich mit dem Gerücht, das ein Jahrhundert später nach dem Tode des Königs Ladislaus von Neapel und Apulien (1414) in Italien sich verbreitete. Darnach giengen Mann und Weib zugleich an der Vergiftung zu Grunde. Doch spricht auch hier die phantastische Art, wie des Königs Ende erklärt wurde, für die mangelhafte Erkenntniss solcher Erkrankungen. Der schöne, gewalttätige und ehrgeizige König Ladislao (auch Lanzilao mit Anklang an Lanzelot), der die Herrschaft über ganz Italien anstrebte, starb in der Fülle seiner Kraft wahrscheinlich in Folge einer Ansteckung, die er sich in seinen Ausschweifungen zugezogen hatte.[2]) Der Chronist Kaiser Sigismunds, Eberhart Windecke, schreibt (um 1437), es sei ihm das von der Tochter eines angesehenen Mannes in Neapel, die er genotzüchtigt habe, angetan worden. Aber Näheres erfahren wir nicht.[3])

Der Tod des Königs kam für die Florentiner allzu gelegen, als dass sie dem Verd...chte, dabei mitgeholfen zu haben, hätten entgehen können. Hatte doch der

1) Rosenbaum, Gesch. der Lustseuche im Altertum. Friedberg, Die Lehre von den Venerischen Krankheiten in dem Altertume und Mittelalter, Berlin 1865. F. A. Kirchhoffer, Ueber die venerischen Krankheiten bei den Alten. Zürich 1868. Bäumler, Heller und Bollinger, Handbuch der Syphilis, 2. Aufl., Leipzig 1876, 15. Eduard Lang, Vorlesungen über Pathologie und Therapie der Syphilis, Wiesbaden 1884, 1 ff. Ueber unseren Fall s. Friedberg 90. Kirchhoffer 23.

2) *Mentre era a campo a Narni, s'infermò per male attaccatogli, per quanto corse la fama, da una bagascia Perugina nelle parti oscene. Non era allora conosciuto il morbo Gallico; ma per attestato de gli antichi medici si procarono talvolta i medesimi mali influssi dell' incontinenza, a quali si daca il nome di veleno.* Muratori, Annali d'Italia, Milano 1744, IX, 71, ad a. 1414. — Ueber den Vorgang der Ansteckung begann die ärztliche Wissenschaft sich erst seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts klar zu werden (Eduard Lang, a. a. O. 11 ff.).

3) *Do starb der König Karlo* (Verwechslung mit Lasle, Ladislaus) *eines jehen todes, vnd er fullet von seinem gewechte pis an sein herze, das tet Im eines bidermannes tochter von Nopels,*

König selbst seiner Umgebung mistraut und zur Vorsicht gegen Vergiftung im Heerlager wie ein fahrender Mann bald mit diesem, bald mit jenem Kriegsknecht gegessen.[1] Schon in seiner Jugend war ihm einmal Gift im Trunke gereicht worden, wovon ihm eine leichte Lähmung der Zunge verblieben war.[2] Daher fand das Gerücht, die Florentiner hätten ihn durch ein heimtückisch beigebrachtes Gift aus dem Wege geräumt, bei den Zeitgenossen und Nachkommen allgemeinen Glauben.[3] Sie bestachen, so erzählte man, einen Arzt in Perugia, mit dessen junger und schöner Tochter der König ein Liebesverhältnis hatte, und der unnatürliche Vater opferte seiner Habgier das Leben seines Kindes. Er redete ihr ein, wenn sie sich mit einer von ihm bereiteten Salbe an heimlicher Stelle einreibe, werde die Neigung des Königs zu ihr in solchem Grade wachsen, dass er nie mehr von ihr werde lassen können. Das verliebte Mädchen glaubte ihm, benützte die Salbe — es war Saft vom Eisenhut — und vergiftete damit sich und ihn. Sie starb nicht lange darnach, und er schmachtete in Fieberhitze rettungslos dahin.[4]

Ottacker beruft sich in seinem Bericht von dem Tode König Wenzels auf eine ähnliche Tat der Römer, die einen Kaiser damit betrogen hätten, dass sie ein Kind mit Gift aufzogen, bis es zur mannbaren Jungfrau wurde, die dem Kaiser durch ihre Minne den Tod gab. „Das war doch etwas anderes, fährt er in naiver Entrüstung fort, die Römer zogen das Kind so auf, dass sie ihm das Gift nur in den Mund strichen; aber die Stätte, wo alle Sorgen schach und matt gesetzt werden, blieb von Fälschung rein. Nicht so jene Teufelin, die auf der Münze der Minne falsches Geld schlug.“[5] Ottacker würde sich also mit der Vergiftung jedes anderen Körperteils leichter befreundet haben, wie eine solche z. B. in Anvari-Suhaili erzählt wird. Da lässt eine Königin, die ihrem Gemahl nach dem Leben trachtet, seiner Lieblingsfrau heimlich Gift an den Hals streichen, weil er den mit Vorliebe zu küssen pflegt. Der Anschlag wird jedoch durch einen Sklaven verraten. Dieser wischt das Gift vom

die er genozoget hette wider Iren willen. Historia Imp. Sigismundi, c. 29 (Burchard Mencke, Scriptores rerum Germanicarum, Lipsiae 1728, I, 1091 f. Hagen, Das Leben König Sigmunds von Eberhard Windecke, Leipzig 1886, 25. Vergl. Gasslers Schilderungen aus Urschriften unserer Voreltern, Insbruck 1789, 139).

1) Divi Antonini Archiepiscopi Florentini Chronicorum Pars III, Lugduni 1586, 478[b] Nota b. 479[a]

2) Collenucio, Compendio delle Historie del regno di Napoli, Venetia 1541, 148[a] f.

3) *E così suona la commune fama.* Collenucio 148[a]. Doch heisst es am Schlusse: *Altri negano questa historia, noi nel arbitrio di chi leggera, il credere e il non credere lasciaremo.* 148[b].

4) Collenucio 148 f. Angelo di Costanzo, Historia del regno di Napoli, Aquila 1581, 279 f. Wörtlich so bei Giannone, Dell' Istoria Civile del Regno di Napoli Libri XL, Napoli 1723, III, 201 f. Vergl. Heideggers Acerra philologica, Zürich 1735, 463. Allgemeine Welthistorie, 44. Theil von Le Bret, Halle 1782, 128, § 3405. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VI, 2. Aufl., 625. Vergl. Friedberg 92. Kirchhofer 23. Der Novellist Sercambi, ein Zeitgenosse des Königs, wusste nichts von dieser Erzählung. Sonst hätte er sie in seiner Chronik, wo er den Tod des *excellentissimo signore re Lancilao* meldet, gewiss nicht übergangen. Giovanni Sercambi, Chroniche, Parte II, c. 284, p. p. Bongi, Roma 1892, III, 216.

5) Pez, Scriptores 742[a]. Der Text ist in einem heillosen Zustand.

Halse der Schlafenden, wird dabei vom König betroffen und mit dem Säbel verfolgt, aber nach Aufklärung der Sache reich belohnt.[1])

Da von der nach Rom verlegten Begebenheit Ottackers sonst nirgends eine Spur zu finden ist, so liegt der Verdacht nahe, dass wir hier nichts anderes als die nach mangelhafter Ueberlieferung umgestaltete Sage von Alexander vor uns haben, der in der mittelalterlichen Literatur nicht selten den Titel Kaiser führt, und damit wären wir wieder bei der Erzählung der Secreta Secretorum angelangt.

Aus Indien lässt der arabische Verfasser das giftgenährte Mädchen kommen, und Indien ist in der Tat die Heimat dieser Sagengestalt. Wohl war auch sonst systematisches Einnehmen von Giften nicht unbekannt. Berühmt vor allem wurde das Verfahren des gelehrten Königs Mithridates von Pontus, der nach der Angabe des Plinius[2]) die Erfindung machte, wie man täglich Gift trinke und sich so nach und nach ohne Schaden daran gewöhnen könne. Er erreichte dies durch zuvor eingenommene Gegenmittel, deren wirksamstes das Blut der pontischen Enten, die sich von Gift nähren, gewesen sein soll.[3]) Ein anderes bestand aus zwei trockenen Nüssen, zwei Feigen, zwanzig Rautenblättern und einem Körnchen Salz,[4]) welcher Theriak wegen seiner Einfachheit von dem dichtenden Arzte Sammonicus Serenus (Anfang des 3. Jahrh.) mit Geringschätzung behandelt wird.[5]) Um so grösseres Wohlgefallen musste dieser an den weitläufigen Recepten haben, welche Cornelius Celsus,[6]) Scribonius Largus[7]) (beide in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr.) und Galenus[8]) (zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts) als Antidota des Mithridates ver-

1) Anvár-i-Suhaili or the Lights of Canopus, being the Persian Version of the Fables of Pilpay, transl. by Eastwick, Hertford 1854, 582.

2) Nat. hist. XXV, 3, 5 (Sillig IV, 106). Der Gewährsmann des Plinius war der Freigelassene des grossen Pompejus, Lenäus Pompejus, der die im Geheimschrank des Königs vorgefundenen Aufzeichnungen ins Lateinische übersetzte. Die Angabe des Plinius wiederholt Aulus Gellius, Noctes Atticae XVII, 16, rec. M. Hertz II, 346. Vergl. Justinus XXXVII, 2.

3) Vergl. Plinius XXIX, 33, 104 (Sillig IV, 364). Entenblut überhaupt als Gegengift erwähnt auch Dioskorides (um 50 n. Chr.) II, 97: *Αἷμα χηνὸς καὶ ὄφεως καὶ νήσσης ἀντίδοτος χαμαίμυς μέγνται* (ed. Sprengel I, 222).

4) Plinius XXIII, 77, 149 (Sillig IV, 42). Dieses Mittel führte auch Apollonius Mus (um den Anfang unserer Zeitrechnung) unter den Gegengiften auf, nach Galenus, De antidotis II, c. 8 (Opera, ed. Kühn, Lipsiae 1821, XIV, 146). Ebenso Avicenna, Canon, Venetiis 1490, Lib. IV, Fen VI, Tract. I, Sermo universalis de cautela a venenis, c. 1. Ueber die Wallnuss s. Dioskorides I, 178 (ed. Sprengel I, 156), die Feige I, 133 (I, 163), die Raute III, 45 (I, 391). Da Klearch, der Tyrann von Heraklea am Pontus, seine Gäste mit vergiftetem Tranke zu bewirten pflegte, so verliess kein von ihm Eingeladener sein Heim, ohne vorher Raute zu essen (Theopompos von Chios bei Athenaeus, L. III, c. 7, p. 85, A).

5) Quinti Sereni Sammonici poetae et medici clarissimi De re medica sive morborum curationibus liber. Tiguri 1540, fol. 243.

6) A. Cornelii Celsi De Medicina libri octo, L. V, c. 23, 3, rec. Daremberg, Lipsiae 1859, 181.

7) Scribonii Largi medici vetustissimi De compositione medicamentorum liber c. CLXX, Basileae 1529, p. 118 f.

8) De Antidotis, L. II, besonders c. 9 (Opera, ed. Kühn XIV, 152). Darnach Pauli Aeginetae medici libri septem, L. V, c. 28, Basileae 1538, 168.

zeichnen. Nach Plinius war ein mithridatisches Gegengift gar aus 54 verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, von denen keiner dem andern an Gewicht gleich war.[1] Galenus fügt hinzu, der von den Römern besiegte und eingeschlossene König habe in der Verzweiflung wiederholt versucht, sich durch Gifttränke zu töten, habe aber, da diese nicht wirkten, zuletzt zum Schwerte greifen müssen.[2]

Auch vom Kaiser Marc Aurel bezeugt Galenus, dass er sich wie Mithridates durch tägliche Einnahme von Theriak gegen Vergiftung gefeit habe,[3] und dass die reichen Römer seinem Beispiele gefolgt seien.[4] Mit solchen Gegengiften, in deren Zubereitung die ersten Aerzte mit den Quacksalbern wetteiferten, wurde im kaiserlichen Rom ein schwunghafter Handel getrieben.[5]

Dass der menschliche Organismus aber auch ohne die Hülfe solcher Gegenmittel durch kleine und langsam gesteigerte Dosen eines Giftes gegen dessen Wirkung unempfindlich gemacht werden könne, war den Alten wohlbekannt. Alle Gifte und Heilmittel, sagt Theophrast, werden durch Gewöhnung in ihrer Wirkung schwächer, bei einzelnen sogar völlig wirkungslos.[6] Dafür war ein berühmtes Beispiel jene alte Frau in Athen, von der Galenus, Sextus Empiricus und Augustinus berichten, dass sie durch planmässige Gewöhnung es schliesslich dahin gebracht habe, eine grosse Menge Schierling, nach Sextus Empiricus bis zu 30 Drachmen, ohne Schaden zu sich zu nehmen.[7]

In solchen Fällen diente das fortgesetzte Einnehmen von Giften lediglich dem Zwecke der Abwehr. Dass es jedoch auch angriffsweise zum Verderben anderer Menschen verwendet werden könne, das ist ein Gedanke, der zuerst der Phantasie der

1) N. H. XXIX, 8, 24 (ed. Sillig IV, 341). Ein Mithridatium von 57 Ingredienzen verzeichnet die von La Brosse übersetzte Pharmacopoea Persica, Lutetiae Parisior. 1681, p. 289, N. 934. Ueber Mithridats Gifte und Gegengifte s. Reinach, Mithridate Eupator, roi de Pont, Paris 1890, 283 ff. 285, N. 6. Die Literatur über Gegengifte s. K. F. H. Marx, Geschichtliche Darstellung der Giftlehre, Göttingen 1827, I, 18 f. Journal d'un bourgeois de Paris sous le règne de François I, publ. par la Société de l'Histoire de France, Paris 1854, 81. Bartholomaeus Maranta, Libri duo de Theriaca et Mithridatio, Francofurti 1576.

2) A. a. O. L. II, c. 9 (Kühn XIV, 154). Vergl. Zacutus Lusitanus, De Medicorum principum Historia, L. V, Hist. 26. Opera, Lugduni 1649, I, 874 f.

3) De Antidotis, L. I, c. 1 (Kühn XIV, 3).

4) L. I, c. 4 (Kühn XIV, 24).

5) Ebenda.

6) *Ἁπάντων δὲ τῶν φαρμακωδῶν αἱ δυνάμεις ἀσθενέστεροι τοῖς συνεθισμένοις, τοῖς δὲ καὶ ἀνενεργεῖς τὸ ὅλον.* Hist. plantar. IX, c. 17. Er erläutert dies mit Beispielen von Menschen, die sich an grosse Mengen Nieswurz gewöhnten.

7) *ἡ Ἀττικὴ γραῦς, ἧς ἅπαντες μνημονεύουσιν κ. τ. λ.* Galenus, De simplicium medicamentorum facultatibus, L. III, c. 18 (Op. ed. Kühn XI, 601). — *ἣν δέ φασι γραῦς Ἀττικὴ τριάκοντα δᾶλας κωνείου ἀκινδύνως προσφερομένη.* Sexti Empirici Pyrrhoniarum Hypotyposeon sive Institutionum L. I, c. 14, 81 (Op. ed. Alb. Fabricius, Lipsiae 1718, 22). — *Num ergo similis ut illi venenum cum comparemus, quod mulieri Atheniensi consuetudo fecit innocuum?* Augustinus, De moribus Manichaeorum, L. II, c. 8, 13 (Migne, Patr. Lat. XXXII, 1351).

Inder entsprungen ist.[1]) Ob sie diesen Gedanken praktisch auszuführen versucht haben, dafür fehlen uns sichere geschichtliche Belege. Dass sie aber die Ausführbarkeit desselben nicht bezweifelten, lehrt ihre Literatur.

Wie sie dabei zu Werke gegangen sein sollen, wird von Kazwini († 1283) folgendermassen beschrieben: Zu den Wundern Indiens gehört das Kraut *el-bîš* (بيش), das nur in Indien gefunden wird und ein tötliches Gift ist. Die indischen Könige, wird erzählt, nehmen, wenn sie einen feindlichen Herrscher beseitigen wollen, ein neugeborenes Mädchen und streuen das Kraut einige Zeit lang erst unter seine Wiege, dann unter sein Bettpolster, dann unter seine Kleider. Endlich geben sie es ihm in der Milch zu trinken, bis das herangewachsene Mädchen es ohne Schaden zu essen beginnt. Dieses Mädchen schicken sie darauf mit Geschenken an den König, welchem sie Nachstellungen bereiten: wenn er ihr beiwohnt, stirbt er.[2])

Der Name des Krautes in der indischen Volkssprache, *bîš*,[3]) ist das Sanskritwort *viša* Gift. Zunächst bedeutet er auch Gift im allgemeinen. So gebraucht ihn z. B. Beruni (um 1030) in seiner Schilderung der indischen Gottesgerichte.[4]) Dann aber bezeichnet man damit als das Gift schlechthin die Wurzel der in Indien heimischen Arten von Akonit,[5]) in erster Reihe von Aconitum ferox, einer blaublühenden Pflanze des subalpinen Himalaya, die wahrscheinlich auch in China vorkommt.[6]) Sie liefert den Eingeborenen Pfeilgift für die Tigerjagd.[7]) Nach Ahrun el-Kass soll schon ihr

1) Gaspar de los Reyes bemerkt zwar (Elysius campus 483), dass auch die ägyptischen Könige sich solcher List bedient hätten, und beruft sich dabei auf Avicennas Schrift von den Kräften des Herzens. Aber das ist ein Irrtum: in Avicennas Schrift findet sich nichts dergleichen. Wenn ausserdem Mercurialis von Forli schreibt: *historia illius puellae veneno nutritae, qua Reges Persarum alios interimebant*, so ist das nichts als ein Gedächtnisfehler für *Indorum* (De Venenis et Morbis venenosis, L. I, c. 9, Venetiis 1584, fol. 11b).

2) Silvestre de Sacy, Chrestomathie Arabe, 2. édit., Paris 1826, III, 398. J. Gildemeister, Scriptorum Arabum de Rebus Indicis loci 219. Gutschmid in der Zeitschr. der deutschen morgenländischen Ges. XV, 95.

3) Auch *bikh*: *according to the pronunciation of the same letters on the plains, and in the mountains*. Francis Hamilton, An account of the kingdom of Nepal, Edinburgh 1819, 98. 99.

4) Alberuni's India, transl. by Sachau, II, 159.

5) Von den neun stärksten Giften, die bei den Sanskritschriftstellern erwähnt werden, besteht wie es scheint, die Mehrheit aus verschiedenen Arten von Akonit. Ihre Beschreibung in Bhâvaprakâsa s. Dutt, The Materia Medica of the Hindus, Calcutta 1877, 97 f. Eine von Kazwini abweichende Angabe über das Gift biš, an dem der Khalif Mutamid gestorben sein soll, macht Masudi. Er sagt, das Gift komme aus Indien, aus den türkischen Bergen und aus Tibet; man finde es gewöhnlich in der Aehre des Hahnenkrautes (Maçoudi, par Meynaud et Courteille, VIII, 111)

6) Wenigstens sagt Frederick Porter Smith von der chinesischen Giftpflanze *tâu-wu-t'u*: *the plant may be the Aconitum ferox* (Contributions towards the Materia medica and Natural history of China, Shanghai 1871, 3). Ueber Aconitum ferox, sanskrit *vîša*, auch *aticîša* (stärkstes Gift) genannt, s. Wallich, Plantae Asiaticae rariores, London 1830, I, 35 f. Eine farbige Abbildung s. Plate 41. Flückiger and Hanbury, Pharmacographia, London 1874, 12 ff. Hooker, The Flora of British India, London 1875, I, 28.

7) Wallich I, 36.

Geruch Epilepsie erzeugen.[1]) Auch Govan berichtet, dass sie nach dem Glauben der Leute durch ihre Ausdünstung Schwindel, Schlafsucht und Atemnot hervorrufe. Er erklärt aber diese Erscheinungen aus der Bergkrankheit: denn das Kraut wächst in einer Höhe von 10—14000 Fuss.[2]) Wenn Kazwini und nach ihm Bakui (um 1400)[3]) Recht hätte, so wäre der Name *bîš* auf Pflanzen beschränkt, welche ausschliesslich in Indien wachsen. Unter diese Bezeichnung fällt aber ebensowohl Aconitum Napellus,[4]) das ausser Indien auch in Sibirien, in den Gebirgsketten von Westamerika und in Europa in den Wäldern der höheren Mittelgebirge, der Pyrenäen, der Alpen und der Karpathen, ebenso in Dänemark und Schweden vorkommt.[5]) Es ist jene wohlbekannte blaublühende Zierpflanze unserer Gärten, welche *Eisenhut* oder *Sturmhut*, auch *Nappelkraut* und *Teufelswurz* genannt wird, schwedisch und dänisch *stormhat*, norwegisch *Tyrihialm* (Helm des Gottes Tyr) oder *Thoralm*, *Thorhialm* (Thors Helm), *Thorhat*,[6]) englisch *monkshood*, französisch *chaperon de fou*, italienisch und spanisch *napello*, chinesisch *wú-t'u* Krähenkopf.[7]) *Napellus* heisst das Kraut von seiner rübenähnlichen Wurzel (*napus* Steckrübe).[8])

Somit ist es dasselbe Gift, das dem König Ladislaus und seiner Geliebten den Tod brachte. Plinius führt als eine allbekannte Tatsache an, dass dieses schnellste aller Gifte jedes weibliche Geschöpf, dessen Geschlechtsteile damit berührt werden, noch am selben Tage töte, auf welche Weise Calpurnius Bestia seine Frauen nach

1) Ibn Beithar a. Notices et Extraits, XXIII, 1, 299.

2) Wallich, I, 37.

3) Notices et Extraits II, 420.

4) *The celebrated Bikh Poison, about which so much has been written, is produced in the Himalaya by the common Aconitum Napellus of Europe and North America, as well as by other species of the genus.* Hooker and Thomson, Introductory Essay to the Flora Indica, London 1855, 3, Note. — *The roots of all the species* (of Aconitum) *are called Bikh or Bish by the Hill people.* Hooker, Flora I, 27.

5) Ueber diese Species der Ranunculaceen s. Flückiger and Hanbury, a. a. O. 7 ff. Luerssen, Handbuch der systematischen Botanik, II, Leipzig 1882, 596 ff. Engler und Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien, Leipzig 1888, 60.

6) S. Grimm, Mythologie[4] 999.

7) Porter Smith a. a. O. 2.

8) Ausserdem haben wir in der deutschen Flora nur noch eine Art von Akonit, das gelbblühende *Aconitum Lycoctonum*, deutsch *Wolfswurz*, *Wolfskraut*, dänisch *ulvcurt*, *ulvebane*, *ulvedöd*, englisch *wolfsbane*. Der Name hat mit dem Wolf Fenrir, an den Jacob Grimm (a. a. O.) dabei erinnert wurde, nichts zu tun. Das Kraut hiess *λυκοκτόνον* schon bei den Alten, weil damit Fleischstücke vergiftet wurden, die man den Wölfen legte. Es ist die „andere Art von Akonit" bei Dioskorides, *ἀκόνιτον ἕτερον*, von den einen *λυκοκτόνον*, von den andern *λυκοκτόνον* genannt (De materia medica, L. IV, c. 78, ed. Sprengel, I, 575). Diese Stelle hat Ibn Beithar benützt, der den Namen *λυκοκτόνον* wörtlich mit *khânek el-dib* übersetzt (Notices et Extraits XXV, 1, 2). Die rasche tötliche Wirkung des Giftes bei den Wölfen erwähnt Galen (De simplicium medicamentorum facultatibus, L. VI, c. 53. ed. Kühn XI, 835). Daher auch das französische *tue-loup* und das spanische *mata-lobo*. Ein Giftkraut Wolfstod, *lang-tuh*, kennen auch die Chinesen (Porter Smith 232).

einander im Schlafe ermordet habe. Deshalb führe das Kraut auch den Namen *thelyphonon* (*θηλυφόνον* Weiber mordend).[1]) Die Sage gehe, fügt er hinzu, dass das Kraut aus dem Geifer des Cerberus, als ihn Hercules aus der Unterwelt heraufschleppte, entsprossen sei, daher es bei dem pontischen Heraklea (in Bithynien, heute Bender Eregli) wachse, wo der Eingang zur Unterwelt (in der acherusischen Höhle auf dem nahen Vorgebirge) gezeigt werde.[2]) Auf diese herakleotische Sage[3]) bezieht sich Dionysius der Perieget, wenn er sagt, dort bei den Maryandinern habe die Erde den Geifer des Cerberus aufgesogen und den Menschen Unheil daraus entspriessen lassen.[4])

1) Diese Bezeichnung schöpfte Plinius aus Theophrast, der gleichfalls angiebt, dass man jedes weibliche Säugetier töten könne, wenn man ihm ein Blatt oder die skorpionähnliche Wurzel des Krautes in die Geschlechtsteile bringe (Hist. plant. IX, 18). Auch Nikander im 2. Jahrh. v. Chr. nennt diesen Namen (Alexipharmaca 41), in den Scholien erklärt: *Θηλυφόνον, ὅτι, ἐὰν ἅψηται μορίου θήλεος, διαφθείρει τὸ ζῶον* (Nicandrea, rec. Otto Schneider, Lipsiae 1856, 80).

2) N. H. XXVII, 2, 4. 9 (ed. Sillig IV, 211. 213). Scholia in Nicandri Alexipharmaca 13: *τὸ ἀκόνιτόν φασιν ἐκ τοῦ ἰμάντος τοῦ Κερβέρου φυῆναι· ἱστορεῖται γὰρ τὸν Κέρβερον ἐξ ᾅδου ἀνενεχθέντα μὴ δύνασθαι ἐκμοῦσαι τὰς αἰγὰς τοῦ ἡλίου καὶ ἰμῶσαι, καὶ ἐκ τοῦ ἰμάντος ταύτην γενέσθαι τὴν βοτάνην* (O. Schneider 76). Vergl. die poetische Schilderung Ovids, Metam. VII, 408 ff. Die Scholien zu den Argonautica des Apollonius nennen als Gewährsmänner für die Sage Herodor und Euphorion: *Ἡρόδωρος δὲ καὶ Εὐφορίων ἐν τῷ Ξενίῳ ἐκεῖνη φασὶ τὸν Κέρβερον ἀνῆχθαι ὑπὸ τοῦ Ἡρακλέους καὶ ἰμῶσαι χολήν, ἐξ ἧς φυῆναι τὸ καλούμενον ἀκόνιτον φάρμακον* (Scholia ex rec. H. Keilii ad II, 354, s. Apollonii Argonautica, ed. Merkel, Lipsiae 1854, 409, 21. Auch bei C. Müller, Fragmenta Historicorum Graecorum, Parisiis 1848, II, 35: Herodori Heracleensis Fragmenta N. 25.). Im Mittelalter erwähnt sie Papias (s. v. Aconitum) und der Dichter des altfranzösischen Eneas (um 1160):

de sa boche chiet une escume,
une erbe en naist mortels et laie,
nus oem n'en beit, a mort nel traie,
sens mort n'en puet nus oem goster;
aconita l'oï nomer:
ce est l'erbe que les marastres
donent a beivre a lor fillastres.

Eneas, p. p. Salverda de Grave, Halle 1891, v. 2580 ff. Dass diese Stelle, die bei Vergil fehlt, aus Ovid hier eingeschaltet ist, hat schon G. Paris bemerkt (Romania XXI, 286). Die Gegend von Heraklea nennen als Heimat des Krautes auch Theophrast (Hist. plant. IX, 16. 4), Nikander (Alexipharmaca 18), Strabo (543) und dem Plinius folgend Solinus (43, 1. ed. Mommsen 191, 5), Athenaeus (L. III, 85, B), Martianus Capella (688) und Isidor (Orig. XVII, 9). Arrian berichtete in einer verlorenen Schrift, dass die Kimmerier, die sich von Kräutern zu nähren pflegten, auf ihrem Raubzug bei Heraklea durch Akonit zu Schaden gekommen seien (Eusthatius bei C. Müller, Geographi Graeci minores, Parisiis 1861, II, 355).

3) Dass die Sage von der Heraufholung des Cerberus in Heraklea heimisch war, beweist eine Münze der Stadt (s. Otfried Müller, Die Dorier, Breslau 1824, I, 419, N. 1) und ein Weihgeschenk der Herakleoten in Olympia (Pausanias V, 26, 7. O. Müller, ebenda II, 465).

4) *δεινὸν ἀπὸ στομάτων βαλέειν σκαιόβλητα χυλόν,*
τὸν μὲν ἐδέξατο γαῖα καὶ ἀνθρώπους λήθ' ἐφύτευσεν.

Orbis Descriptio 791 (C. Müller, Geogr. Gr. min., II, 153). Vergl. die griechische Paraphrase (ebenda II, 420), das Scholion (II, 454) und den Kommentar des Eusthatius aus dem 12. Jahrh.

Akonit galt als ein Gift der Hekate, das von ihr erfunden und zuerst an ihren Gästen erprobt worden sei,[1]) und wurde bei den Zauberkünsten der Kolchier viel verwendet.[2]) Medea brachte es von den scythischen Gestaden nach Athen zu Aegeus und reichte es dem unerkannt heimkehrenden Theseus im Becher, den ihm aber sein Vater, als er ihn noch rechtzeitig am elfenbeinernen Schwertgriff erkannte, vom Munde wegstiess.[3]) Nach einem nichtigen Gerede, das von dem Geschichtschreiber Eumelos verbreitet und von Diogenes Laertius blindlings geglaubt wurde, sollte sich Aristoteles mit diesem Gifte das Leben genommen haben.[4]) Der Besitz von Akonit war, wie Theophrast bemerkt, bei Todesstrafe verboten.[5]) Es spielte eine grosse Rolle in den Giftmischereien der Römer.[6])

Ueber die grausame Wirkung der Wurzel stimmen die Naturkundigen des Morgen- und Abendlandes überein.[7]) Nach einigen bringt sie den Tod, wenn man sie nur in der Hand warm werden lässt.[8])

(ebenda II, 354 f.). Die lateinischen Bearbeiter Avienus und Priscian haben die Stelle vom Geiter übergangen (s. ebenda II, 185. 196).

1) Diodorus Siculus IV, 45.

2) Sprengels Kommentar zu seinem Dioskorides II, 607.

3) Ovid, Met. VII, 406 ff. Vergl. Plutarch, Theseus c. 12. (Op. ed. Reiske I, 24 f.)

4) *Ἐνταῦθα δὴ πιὼν ἀκόνιτον ἐτελεύτησεν, ὥς φησιν Εὔμηλος ἐν τῇ πέμπτῃ τῶν ἱστοριῶν.* Diogenes Laert. V, c. 1, 7 (ed. Cobet 112, 23). Vergl. das Epigramm des Diogenes ib. (Cobet 112, 49).

5) Hist. plant. IX, 16, 7. Auch unter den einheimischen Regierungen in Indien scheint der Verkauf von Aconitum ferox streng verboten gewesen zu sein (Wallich, Plantae Asiat. I, 37).

6) Ovid, Ars amatoria III, 465. Metam. I, 147. Juvenal I, 158. VI, 639. VIII, 219, X, 25.

7) Von diesem Hexengift handelt zuerst Theophrast im 3. Jahrh. v. Chr. in seinen *περὶ φυτῶν ἱστορίαι*, L. IX, 16, 4 ff. (Op. ed. Gottlob Schneider, Lipsiae 1818, I, 316 ff.). Nach ihm liegt die tötliche Wirkung nur in der Wurzel, welche an Gestalt und Farbe einer Nuss gleiche; das Gift könne durch Kunst so zubereitet werden, dass es nach einer bestimmten Frist, oft erst nach Jahren töte. Die Wirkung des Giftes und die Gegengifte besingt Nikander in seinen Alexipharmaca v. 13 ff. Eine von Theophrast abweichende Beschreibung der Pflanze geben Plinius (a. a. O.) und sein Zeitgenosse Dioskorides (De venenis, Proœmium und c. 7, ed. Sprengel II, 14. 22. Vergl. Sprengels Kommentar, II, 606 ff.). Nach Plinius gleicht die Wurzel einem Meerkrebs, daher das Kraut auch *cammaron* heisse (XXVII, 2, 9). Weitere Namen desselben seien *myoctonon*, weil es durch seinen Geruch die Mäuse töte (ib.), und *pardalianches*, weil man die Parder damit vergifte. Diesen Namen kennen schon Aristoteles (Hist. animal. IX, 7, 2) und Nikander (Alexipharmaca v. 38, Scholia p. 78. 79), ins Arabische übersetzt *khânek en-nemer* bei Ibn Beithar (Notices et Extraits XXV, 1, 1). Nikander führt auch den Namen *μυοκτόνον* an (v. 36). Dioskorides fügte zu den genannten Namen noch *θηροφόνον* hinzu (De materia medica L. IV, c. 77. Sprengel I, 574). Ueber die Ableitungen des Namens *ἀκόνιτον* s. Sprengel II, 606 und Stephanus, Thesaurus I, 1245 f. Nach Galenus gehört das Akonit unter die Gifte, welche verderbliche (*δηλητήρια*) genannt werden, weil sie weder Kranken noch Gesunden irgendwie von Nutzen sind (In Hippocratis L. VI Epidemiorum, c. 5, Kühn XVII, 2, 337). Auch Avicenna rechnet napellus unter die ihrer ganzen Substanz nach schädlichen Gifte (Canon, L. IV, fen 6, tract. I, c. 2). Als Pfeilgift in Jagd und Krieg verwendeten es die alten Chinesen (Porter Smith a. a. O. 3) wie die neueren indischen Bergvölker (Francis Hamilton, Account of the kingdom of Nepal 99). Nach Ahrun el-Kass starb alles, was davon getroffen wurde (Ibn Beithar s. Notices et Extraits XXIII, 1, 299). Ueber Versuche an

Das auf die beschriebene Weise mit diesem furchtbaren Gift durchtränkte Mädchen heisst im Sanskrit *višakanyá* Giftmädchen oder *višánganá* Giftweib, [8]) und die

---

Verbrechern in Rom 1524 und in Prag 1561 berichten Matthiolus (Commentarii in Dioscoridem, L. IV, c. 72. 73. Venetiis 1554, 481) und Joh. Schenck (Observationes medicae, Francof. 1600, II, 801 ff.). Von dem Gifte handeln ferner: Plinius VIII, 41, 99 f. (ed. Sillig II, 99) und Solinus 17, 10 (ed. Mommsen 102, 21). Aelian, Nat. anim. IV, 49. Galenus, De simplicium medicamentorum facultatibus, L. VI, c. 19 (ed. Kühn XI, 820). Der persische Arzt Muwaffak um 970 (Liber Fundamentorum Pharmacologiae, tr. Seligmann, Vindobonae 1830, I, 47). Aussprüche berühmter Aerzte im grossen Arzneibuch des Ibn Beithar aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Frid. Reinhold Dietz, Analecta medica, Lipsiae 1833, I, 110. Deutsche Uebersetzung von Sontheimer, Stuttgart 1840, I, 199; französische von Leclerc in den Notices et Extraits 1877, XXIII, 1, 298 f.). Petrus de Crescentiis, De agricultura, Basileae 1538, 343. Konrad von Megenberg, Buch der Natur, 411, 23. Matthaeus Sylvaticus, Opus Pandectarum Medicinae, Venetiis 1540, fol. 145, col. 4. Conr. Gesner, De Aconito primo Dioscoridis, Tiguri 1577. Grevin, Deux livres des venins, Anvers 1568, 201 ff. Mizaldus, Memorabilium Cent. VI, aphor. 85. Ambroise Paré, Oeuvres complètes p. p. Malgaigne, Paris 1841, III, 334 f. Mercurialis, De venenis 40ª ff. Tabernaemontanus, Kräuterbuch, Basel 1687, 980 ff. Celsius, Hierobotanicon, Amstelaedami 1748, II, 199 ff. Pereira und Govan bei Wallich, Plantae Asiaticae rariores, I, 36 f. Hasselt, Handbuch der Giftlehre, aus dem Holländischen von Henkel, Braunschweig 1862, I, 351 ff. Dictionnaire encyclopédique des Sciences médicales, Paris 1864, I, 574 ff. Böhm, Naunyn und von Böck, Handbuch der Intoxicationen, 2. Aufl. Leipzig 1880, 438 ff. Husemann, Die Pflanzenstoffe, 2. Aufl. Berlin 1882, I, 624 ff. Von einem Giftbaum Napellus racemosus, unter dem auf dem Janiculus zwei Hirten sich zum Schlafe legten und nicht mehr erwachten, erzählt Joh. Adam Weber, Discursus curiosi et fructuosi, Salisburgi 1673, 192.

8) Joh. Jonstoni Thaumatographia naturalis, Classis V, c. 30, Amsterdami 1632, 206. Darnach bei Joh. Adam Weber, a. a. O. 160. Geoffroy, Traité de la matière medicale, Paris 1743, VIII, 118. Das Akonit soll übrigens nur im frischen Zustande tötlich wirken; getrocknet sei es unschädlich und werde sogar als „angenehmes und heilsames Reizmittel" von den indischen Kaufleuten in Ispahan den Speisen und Confituren beigemischt oder in kleinen Stücken nach Tische gekaut. Besonders soll dies bei den Diulern am Indus beliebt sein. La Brosse, von dem wir aus dem Jahre 1681 diese Mitteilung haben, bekennt, dass er die wohltätige Wirkung dieses Genussmittels wiederholt an sich selbst erfahren habe (Pharmacopoea Persica 358 f.). Anders der französische Arzt Belon († 1564), der sich in Alexandria einmal von dem dortigen Florentiner Konsul überreden liess, die Wurzel *bîš* zu verkosten, und dem davon der Mund zwei Tage lang wie Feuer brannte (Observations de plusieurs singularitez, Paris 1553, fol. 99ª). Merkwürdigerweise ist de. Napellus in Polen und Lappland so wenig giftig, dass er als Küchenkraut benützt und seine jungen Schösslinge als Gemüse gegessen werden (Flückiger and Hanbury, Pharmacologia, 8). Aehnliches erzählte schon Ibn Semg'un vom Kraute *bîš*, das nach ihm nur in dem jenseits von Indien gelegenen chinesischen Lande Halâhil wächst. Dort, sagte er, esse man es als Gemüse; auch getrocknet diene es dem Volk zur Nahrung. Wenn es aber nur hundert Schritte weit über die Grenze des Landes gebracht werde, so verwandle es sich in ein Gift, das jeden, der davon esse, augenblicklich töte (Ibn Beithar, s. Notices et Extraits XXIII, 1, 298). In der Tat sind auch in Indien nur zwei Varietäten des Napellus giftig: der eigentliche Napellus und Aconitum rigidum; die zwei anderen, Aconitum multifidum und rotundifolium, sind unschädlich und werden in Bhotan gegessen (Hooker, Flora of British India, I, 29). In Kunawar geniesst man die Wurzelknollen des Napellus, ganz wie La Brosse berichtet, als Stärkungsmittel, als Aphrodisiacum (Flückiger and Hanbury 15). Auch nach einer griechischen Sage soll das Akonit ursprünglich ganz unschädlich

indischen Schriftsteller reden davon als von einer allbekannten Sache.[1]) So der Märchendichter Somadeva (um 1120) in der Geschichte des Udayana, wo er die Fallstricke aufzählt, welche Yogakarandaka, der Minister des Königs Brahmadatta von Benares, dem mit einem Heere feindlich heranziehenden Udayana, König von Vatsa, legen lässt. „Er tränkte auf der ganzen Richtung seines Zugs die Bäume, die blühenden Kriechpflanzen, Wasser und Gras mit Gift und anderen schädlichen Stoffen;[2]) er schickte Giftmädchen als Tänzerinnen in das feindliche Heer und sandte nächtliche Meuchelmörder unter sie aus." Aber Udayanas Minister Yaugandharayana, durch einen Kundschafter gewarnt, reinigte das vergiftete Gras und Wasser durch Gegenmittel, verbot im Lager den Umgang mit fremden Weibern und liess die Meuchelmörder festnehmen und hinrichten.[3])

Diese Erzählung von den Kriegslisten des Yogakarandaka bietet mannichfache Berührungspunkte mit einer der Ueberlieferungen vom Ausbruch der syphilitischen

gewesen sein, bis es der Geifer des Cerberus mit Gift durchseuchte (Eusthatius bei C. Müller, Geogr. Gr. min. II, 355).

9) Petersburger Sanskrit-Wörterbuch VI, 1243. 1253.

1) Auf mythologischem Gebiet, wo James Darmestetter die Deutung sucht (Ormazd et Ahriman, Paris 1877, 173), ist jedoch die viśakanyā nicht nachzuweisen. Sie ist nichts als eine Ausgeburt phantastischer Physiologie.

2) Auf diese Kriegslist beziehen sich die Ratschläge des Suçruta, übersetzt in dem persischen Arzneibuch Tibb-i-Sikandari von Bhavah: Der zu Felde ziehende König müsse einen geschickten Arzt mitnehmen, der die Futtervorräte, das Wasser, das Brennmaterial, die mit Wald bewachsenen Stellen, die Wohnstätten, das Pflaster des Landes genau untersuche, weil der Feind diese Dinge durch Gift verunreinige (Haas in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXX, 638). Ebenso liess der ägyptische Sultan Farag' im Jahre 1400, als er vor Timur zurückwich, die Weide und das Wasser seines Nachtlagers am Morgen vergiften, so dass Timur an Leuten und an Vieh grossen Schaden nahm und von der Verfolgung abstand (Hans Schiltbergers Reisebuch, herausgegeben von Langmantel, Tübingen 1885, 25, 38). Die Vergiftung der Brunnen im Kriege ist noch immer in Asien üblich. Die Gurka in Nepal sehen in der Wurzel bis einen Hauptschutz gegen feindliche Einfälle, da sie durch Vergiftung sämmtlicher Wasser ganze Heere vernichten zu können glauben (Francis Hamilton, Account of the kingdom of Nepal, 99). Wirklich hatten die Engländer im Kriege mit Nepal vor allem die Quellen zu reinigen, in welche zerstossene Akonitwurzeln geworfen worden waren (Wallich, Plantae Asiaticae rariores, I, 36). Aus der griechisch-römischen Geschichte weise Frontin in seiner Schrift über die Kriegslisten (2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) einen ähnlichen Fall anzuführen von einem Zeitgenossen des Solon, dem Tyrannen von Sykion, Kleisthenes, der im krissaischen Kriege der belagerten Stadt erst das Wasser abschnitt und dann mit Nieswurz versetzt wieder ausströmen liess, die bei den nach langem Durste Trinkenden solchen Durchfall erregte, dass er die Kranken leicht überwältigte (Strategemata, L. III, c. 7, 6. ed. Gundermann, Lipsiae 1888, p. 99). Nach Pausanias (X, 37, 7) hatte Solon diese List erdacht. Einen anderen Fall erzählt Theopompus von den Kelten, die im Kriege mit den trunksüchtigen Ariäern diesen ihr mit Speisen und Getränken reich ausgestattetes Lager überliessen, nachdem sie in die Speisen ein Giftkraut gemischt hatten, das heftiges Leibschneiden und Abweichen verursachte (Athenaeus, L. X. p. 443. B. C). Von einer ähnlichen Kriegslist des Karthagers Maharbal wird später, im Anhang II, die Rede sein.

3) Katha Sarit Sagara, transl. by Tawney, Calcutta 1880, c. 19, I, 149. H. Brockhaus, Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta von Kaschmir, Leipzig 1843, II, 42.

Epidemie in Europa. Ich meine die Fassung, die der berühmte Anatom Gabriel Fallopio (1523—1562) vertritt. Nach ihm brachten die Caravelen des Columbus aus Westindien die Lustseuche mit, die dort in ihrer Heimat von milder Art, der Krätze ähnlich, war, aber in der alten Welt sofort einen bösartigen, verheerenden Charakter annahm. Leute des Columbus liessen sich im Jahre 1494 im Krieg gegen Karl VIII. von Frankreich in Neapel anwerben und verpflanzten die Seuche in diese Stadt. Als das französische Heer vor den Mauern lag, schlichen sich die schlauen Spanier nachts hinaus, vergifteten die Brunnen und bestachen die Bäcker, in das Brot, das sie den Feinden lieferten, Gips zu mischen. Ausserdem trieben sie unter dem Vorwand, die Stadt von unnützem Volk zu entlasten, die schönsten Freudenmädchen hinaus, welche die neue Ansteckung bald dem ganzen französischen Heere mitteilten. Von da verbreitete sich dann die lues Venerea über ganz Europa.[1]) So Fallopio, dessen Vater bei der „grossen Belagerung" Neapels zugegen gewesen sein soll.

Von diesen Giftmädchen der Spanier unterscheiden sich die der Inder hauptsächlich dadurch, dass die letzteren giftig sind, ohne selbst vergiftet zu sein. Auf geschichtliche Wahrheit dürfen übrigens die einen so wenig Anspruch machen als die andern. Das beweist schon die Tatsache, dass es im Jahr 1495 zu einer Belagerung von Neapel überhaupt nicht gekommen ist, sondern der französische König in ungehemmtem Siegeslauf daselbst seinen Einzug hielt, nachdem man ihm die Schlüssel der Stadt bis nach Aversa entgegengebracht hatte.[2])

Im übrigen lautet die Märe von den ins feindliche Lager entsandten Mädchen wie eine Reminiscenz aus Plutarch: Als einst Smyrna von den Sardern hart bedrängt wurde, kam die Botschaft in die Stadt, die Belagerer würden nicht abziehen, bevor ihnen nicht die Belagerten Zutritt zu ihren Weibern verschafft hätten. Da riet eine

1) Tractatus de morbo gallico, c. 1 (Gabrielis Fallopii Mutinensis Opera, Venetiis 1584, fol. 428[a]). Pancirolli, Rerum Memorabilium Pars II, Francof. 1631, 43[b] f.

2) Ebenso ungeschichtlich ist die Angabe des Monardes, dass Columbus selbst seine Indianer und Indianerinnen aus Haiti nach Einstellung der Feindseligkeiten in die Stadt Neapel gebracht habe, worauf die bei ihnen einheimische Krankheit erst auf die Spanier, Italiener und Deutschen im einen Heer und dann auch auf die Franzosen im andern Heer übergegangen sei (Historia medicinal de las cosas que se traen de nuestras Indias Occidentales que siruen en medicina, Sevilla 1574, fol. 13[a] f.). Der erste, der die bei den Spaniern geläufige Ansicht von der westindischen Abstammung der Lustseuche vertrat, war Oviedo, der Commandant von San Domingo und später Historiograph Kaiser Karls V.: aus Haiti sei die Krankheit durch die Leute des Columbus nach Spanien und von da durch spanische Soldaten im Heer des Gonçalo Fernandez nach Neapel verschleppt worden (Historia general y natural de las Indias, L. II, c. 13. 14, p. p. Amador de los Rios, Madrid 1851, I, 50. 55 ff.). Fracastorius, der bekannte Erfinder des Namens Syphilis, führt diese Herleitung an, bestreitet aber ihre Richtigkeit (De sympathia et antipathia, Lugduni 1554, 228. 234 f.). Umgekehrt behauptet der spanische Geistliche Francesco Delicado, die Krankheit sei von Italien nach Spanien und von da erst mit der Mannschaft des Columbus nach Amerika gekommen (Friedberg, Lehre von den venerischen Krankheiten 113). Die Literatur zu Gunsten des westindischen Ursprungs findet sich gesammelt in Christoph Girtanners Abhandlung über die Venerische Krankheit, Göttingen 1788, I, 23 ff.

schöne Sklavin den geängstigten Bürgern, sie sollten statt der Frauen die Sklavinnen aufgeputzt zu den Feinden hinausschicken. Das geschah, und die durch die Mädchen entkräfteten Sarder unterlagen. Daher feierte man in Smyrna die Eleutherien, an denen die Sklavinnen den Schmuck ihrer Herrinnen zu tragen pflegten. So Dositheus in seinen lydischen Geschichten. Ganz dieselbe Sage berichtete Aristides der Milesier von den Römern und den belagernden Galliern, um das in Rom gefeierte Fest der Sklavinnen zu erklären.[1])

Nach Haas gehörte es zu den Obliegenheiten der indischen Hofärzte, Küche, Keller und Frauengemach zu beaufsichtigen, um verräterische Köche und Giftmädchen auszuspüren,[2]) und in einem auf der Berliner Bibliothek handschriftlich erhaltenen Sanskritwerk von Narayana, das astrologische Bestimmungen über Zeugung, Geburt u. s. w. in Versen behandelt, werden auch die Merkmale angegeben, an denen die Giftmädchen zu erkennen sind.[3])

Besonders belangreich ist eine aus Alexanders Zeit stammende indische Sage, welche der brahmanischen Ueberlieferung von dem Kampfe des letzten Königs der Nanda-Dynastie gegen Tschandragupta angehört. Ein dichterisches Bild dieser Ereignisse besitzen wir in dem geistreichen Intriguenstück Mudrârâkšasa (das Siegel des Râkšasa) von Viçâkhadatta, das von Lassen[4]) und Pischel[5]) in den Anfang des 11. Jahrhunderts, von dem letzten Herausgeber, dem Inder Telang,[6]) ins 7. oder 8. Jahrhundert, von Alfred Hillebrand[7]) ins 7. Jahrhundert, also in die Blütezeit des indischen Dramas, verlegt wird.[8]) In die Vorgeschichte der dramatischen Handlung fällt ein Mordanschlag, welchen Rakschasa, der Minister des Nandakönigs, gegen den Kronprätendenten Tschandragupta ausführte. Ueberwunden und zum Scheine sich unterwerfend, sandte er an ihn ein Giftmädchen, das er mit Zauberkunst hergerichtet hatte. Aber der scharfsinnige Ratgeber Tschandraguptas, der Brahmane Vischnugupta Tschanakya, der den bezeichnenden Beinamen Kautilya (der krumme Wege liebt) führte, durchschaute den Plan und wusste es zu veranstalten, dass ein unbequemer Verbündeter seines Schützlings, dem die Hälfte des zu erobernden Reiches zugesagt worden war, die Jungfrau erhielt und in ihren Armen seinen Tod fand.[9]) Dabei ist ein unserem

1) Plutarch, Parallela. Op. ed. Reiske VII, 242 f.

2) Zeitschr. d. d. m. Ges. XXX, 657.

3) Sanskrithandschrift No. 879, Bl. 74a. S. Pertz, Die Handschriften-Verzeichnisse der Königlichen Bibliothek, Bd. I: Verzeichnis der Sanskrithandschriften von Weber, Berlin 1853, 263.

4) Indische Altertumskunde II, 2. Aufl., Leipzig 1874, 211.

5) Göttingische gelehrte Anzeigen 1883, Stück 39, II, 1227.

6) Mudrârâkšasa by Viçâkhadatta, ed. by Kâshinâth Trimbak Telang, Bombay 1884. Einleitung.

7) Zeischr. d. d. m. Ges. XXXIX, 132.

8) Leop. von Schröder, Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung, Leipzig 1887, 608. 655 f.

9) Horace Hayman Wilson, Select Specimens of the Theatre of the Hindus, N. V, Calcutta 1827, 25 f. 50. 66. Deutsche Uebersetzung von Ludwig Fritze: Mudrarakschasa oder des Kanzlers

Drama eigentümlicher Zug bemerkenswert: das Mädchen kann mit seinem Gift nur einen Mann verderben. Im Hinweis auf eine der berühmtesten Stellen des Mahabharata sagt Rakschasa: Wie der Held Karna mit Indras Speer nur einen einzigen Gegner töten konnte,

So ward für Tschandragupta auch von mir
Das Mädchen aufbewahrt, das einen nur
Umbringen konnte; doch als Opfer fiel
Ein andrer.[1])

Es ist also nur der erste Liebhaber, auf den sich in der Beiwohnung das im Leibe des Mädchens angesammelte Gift mit seiner ganzen Macht entlädt. Ihr Magdtum ist die giftige Blüte, die dem, der sie bricht, den sicheren Tod bringt.

Nach der Puruša-parikšâ, einer grösstenteils aus dem Sanskrit übersetzten neueren bengalischen Märchensammlung, war diese Jungfrau des Rakschasa so giftig, dass Fliegen, die sich auf sie setzten, sofort verendeten.[2])

Der kluge Brahmane Tschanakya galt in der Sanskritliteratur als Verfasser von Weisheitssprüchen[3]) und kam wahrscheinlich wegen seiner in der Sage von Tschandragupta bewiesenen Giftkunde in den Ruf eines grossen Arztes. Daher erhielt eine in der orientalischen Medicin vielgenannte toxikologische Schrift seinen arabisierten Namen Schanak (*Šânâq* aus *Tšânakya*).[4]) Dieses „Buch der Gifte“[5]) sollte der indische Arzt Mankah (wohl sanskr. *Mâṇikya*),[6]) der, wie die Sage gieng, nach Irak gekommen war, um Harun ar-Raschid in einer Krankheit zu behandeln, unter der Mitwirkung oder Aufsicht des Abu Hatim aus Balkh für den Barmekiden Yahya Ibn Khalid († 805) ins Pehlewi und dann der Freigelassene und Vorleser des Khalifen Maamun, Abbas Ibn Said al Gauheri, ins Arabische übersetzt haben.[7]) Nach August Müllers

Siegelring, ein indisches Drama von Visakhadatta, Leipzig, Reclam (o. J.) 18. 22. 27. 45. 50. 51. 95. 96. 108.

1) Fritze 45.

2) Wilson 66. Lassen II², 214.

3) Weber, Ueber 100 Sprüche des Cânakya, s. Monatsberichte der k. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1864, 400 ff.

4) Wilson im Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, VI, London 1841, 119. Steinschneider in Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie LII, 347, Anm. 7. Gutschmid in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XV, 95. A. Müller ebenda XXXIV, 496.

5) Ueber dieses Buch s. A. Müller, Arabische Quellen zur Geschichte der indischen Medicin, in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXXIV, 501 ff. Dieta, Analecta med. I, 123. Gildemeister, Scriptor. Arab. 96. Hebräische Excerpte s. Steinschneider, Pseudepigraph. Lit. 65 f.

6) Oseibia 12, 7, s. Dieta, Analecta I, 124. Journal of the Royal Asiatic Society VI, 110 f. Reinaud, Mémoire 315. Wüstenfeld, Gesch. der arab. Aerzte, Göttingen 1840, 19. Fr. R. Seligmann, Codex Vindobonensis sive medici Abu Mansur Muwaffak bin Ali Heratensis Liber Fundamentorum Pharmacologiae. Vindobonae 1859, I, p. XXI, LI, N. 112. Steinschneider in der Zeitschrift d. d. m. Ges. XXIV, 367, N. 25. A. Müller a. a. O. 480 ff., vergl. 496 f.

7) Wüstenfeld, Gesch. der arab. Aerzte 5. Flügel in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XI, 325. Gutschmid ebenda XV, 95. Haas ebenda XXX, 620 ff. Steinschneider in Virchows Archiv LII,

Untersuchungen[1]) ist jedoch das Buch Schanaks keine Uebersetzung eines indischen Originals, sondern eine ohne Kenntnis indischer Verhältnisse unternommene Fälschung, für welche ein Abschnitt des berühmten Ayurveda von Suçruta benützt wurde.[2]) Dem arabischen Kompilator lag dieser von den Giften handelnde Abschnitt des Sanskritwerks in persischer oder arabischer Uebersetzung vor. Er entnahm daraus, der indischen Medicin übrigens unkundig, bestimmte Sätze, Daten oder einzelne Wendungen, welche er dann mit arabischen Zutaten nach seiner Weise ausschmückte und zumteil in andere Reihenfolge brachte. Um den Leser irre zu führen, unterdrückte er den Namen des Suçruta und setzte dafür den des Šânâq-Tšânakya, der ihm als Verfasser von Weisheitssprüchen oder von der Giftmädchengeschichte her bekannt sein mochte.

Nach einer Mitteilung von H. Brockhaus an Gutschmid[3]) soll schon bei Suçruta von den Giftmädchen die Rede sein. Die Uebersetzung Hesslers enthält jedoch nichts davon.[4]) Der Araber zählt im Eingang seines zweiten Buchs die verschiedenen Mittel und Wege auf, wie Gifte beigebracht werden können: durch Speisen und Getränke, durch Parfums und Salben und Haaröle, durch Streupulver und Einreibungen, Waschwasser und Badetücher, durch Kleider, Teppiche und Bettzeug. „Ferner, fährt er fort, pflegten einige von den alten Gelehrten der Indier hübsche Kinder weiblichen Geschlechts mit Gift zu nähren, so dass ihre Leiber es aufnahmen, und wer ihnen beiwohnte, starb."[5]) Am Ende des 2. Buches fügt er hinzu: „Was aber das (vergiftete) Mädchen betrifft, so giebt es kein Mittel dafür als das Fernbleiben von ihr. Doch gehört es zu dem, was jetzt abgekommen ist und worin wir keine Erfahrung haben, und es ist eine Sache, die nur in der Vergangenheit stattfand."[6]) Das stimmt nicht ganz zu der Bemerkung, die er als angeblicher Uebersetzer am Schlusse des Werkes macht, die Beschreibung des Giftmädchens sei auf Befehl des Khalifen Maamun weggelassen worden, weil dies zu den Werken des Heidentums der Inder gehöre und eine ganze Menge von Kindern dabei zu Grunde gehe, bevor eines erhalten bleibe.[7])

Ueber das Alter des Pseudo-Schanak bietet sich uns ein Anhalt in einer andern jener literarischen Fälschungen, worin der Orient so Grosses geleistet hat. In den ersten Decennien des 10. Jahrhunderts verfasste der Chaldäer Ibn Wahschiya oder, was nach Nöldeke[8]) wahrscheinlich richtiger ist, sein Schüler Abu Thalib zur Verherr-

847. Die Stelle des Oseibia 12, 5 s. Journal of the Royal Asiat. Soc. VI, 108 ff. A. Müller in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXXIV, 477 ff. Ueber die Unklarheit dieser Angaben s. 542 f.

1) Ebenda XXXIV, 536 ff.

2) Ueber diesen s. Flügel, ebenda XI, 146 ff. Haas XXX, 617 ff. Schröder, Indiens Lit. 780 f.

3) Zeitschr. d. d. m. Ges. XV, 90, Anm. 1.

4) Sus'rutas, Ayurvédas, id est Medicinae Systema, nunc primum ex Sanscrita in Latinum vertit Franc. Hessler. Erlangae 1844. Von den Giften, besonders den Schlangengiften, handelt Bd. II, 215 ff.

5) A. Müllers Uebers. in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXXIV, 510.

6) Ebenda 514.

7) Ebenda 535, vergl. 539. Steinschneider in Virchows Archiv I.II, 499.

8) Zeitschr. d. d. m. Ges. XXIX, 453 ff.

lichung der Nabatäer, d. h. der alten Babylonier,[1]) eine Anzahl arabischer Schriften, welche sich für Uebersetzungen aus dem Althabylonischen ausgaben.[2]) Darunter befand sich auch ein Buch von den Giften, dessen babylonischer Verfasser Yarbuka (*Yárbúqá*) vor dem 14. Jahrhundert vor Chr. gelebt haben sollte.[3]) Im Anfang des 5. Kapitels, das die Vergiftung durch äussere Berührung bespricht, soll Yarbuka der Mädchen gedacht haben, welche, wenn sie von Geburt an auf eine gewisse Weise behandelt werden, jeden, der ihnen beiwohnt, augenblicklich töten. Wahschiya (oder richtiger Thalib) bemerkt jedoch, er lasse diesen Abschnitt lieber unübersetzt, da er ihm nicht recht verständlich sei.[4]) Er hat also offenbar nicht mehr davon gewusst als der angebliche arabische Uebersetzer des Schanak und sucht wie dieser seine Unwissenheit durch einen Vorwand zu maskieren. Damit verrät er deutlich genug, dass er seine ganze Kenntnis in dieser Sache eben dem arabischen Buche verdankt, das er auch in der Vorrede unter den ihm bekannten toxikologischen Schriften aufführt.[5]) Dieses muss demnach zu Anfang des 10. Jahrhunderts bereits vorhanden gewesen sein.[6])

Auf eine andere, der indischen Ueberlieferung entstammende Quelle weist dagegen die Angabe eines Zeitgenossen Ibn Wahschiyas, des berühmten Arztes Abu Bekr ar-Razi (lat. Rhases, † 932),[7]) der in seinem gewaltigen medicinischen Sammelwerk Al-hâwi (das Umfassende) die Giftmädchen kurz erwähnt: Wenn die Aethiopen (statt „Inder") Fürsten ermorden wollen, ernähren sie Mädchen mit Gift, so dass alle Kräuter, welche diese berühren, verdorren, ihr Speichel Hühner und andere Tiere tötet und die Mücken vor ihnen fliehen.[8])

Dies führt uns zu der Frage, wie sich denn die Männer der Wissenschaft, die Naturkundigen und Aerzte, zu unserer Sage gestellt haben. Galenus hatte in seiner Schrift von den Wirkungen der einfachen Heilmittel bemerkt, dass der Schierling

---

1) Ueber die Nabatäer s. Etienne Quatremère, *Mélanges d'histoire et de philologie orientale*, Paris (o. J.) 66 ff. C. Ritter, Erdkunde, Berlin 1846, XII, 111 ff.

2) Chwolsen, Ueber die Ueberreste der althabylonischen Literatur in arabischen Uebersetzungen, s. *Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences à St-Petersbourg*, T. VIII, 231 ff. Die Fälschung wurde nachgewiesen von A. von Gutschmid, Die Nabatäische Landwirtschaft und ihre Geschwister, in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XV, 1 ff. Vergl. Nöldeke ebenda XXIX, 445 ff.

3) Chwolsen, 446 f.

4) Ebenda 446 und Anm. 297.

5) Ebenda 467 und Anm. 370.

6) Vergl. A. Müller in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXXIV, 548 f.

7) Ueber ihn s. Wüstenfeld a. a. O. 40 ff. Choulant, Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin. 2. Aufl. Leipzig 1841, 240 ff. Steinschneider in Virchows Archiv LII, 467 ff. A. Müller a. a. O. 548.

8) Liber Helchauy id est continens artem medicine. Venetiis 1506, fol. 413°, L. XX, c. 2. Steinschneider a. a. O. 347. Dieses Werk des Razi liess sich Karl von Anjou durch eine Gesandtschaft von Gelehrten beim Herrscher von Tunis ausbitten und betraute mit der Uebersetzung den Juden Farağ Ben Salim (Faragut oder Ferragut) aus Agrigent, der ihm die fertige Arbeit im Jahre 1279 überreichte (Wüstenfeld, Die Uebersetzungen arabischer Werke in das Lateinische, s. Abhandlungen der k. Gesellsch. d. Wissensch. in Göttingen, XXII, 107).

durch eine rasche Dosis den Menschen töte, durch langsame Dosen aber die Staaren ernähre, und hatte dann das bereits erwähnte Beispiel von der Alten in Athen angeführt, die sich durch kleine Portionen allmälich an eine grosse Menge Schierling gewöhnt habe.[1]) Auf diese Stelle beruft sich Avicenna († 1037) in seinem Kanon; doch werden — wenigstens in der lateinischen Uebersetzung des Gerhart von Cremona — statt der Staaren Drosseln und statt des Schierlings Napellus genannt. Der Alten des Galen gesellt er dann aus seinen Notizen das Mädchen, das mit Gift ernährt worden sei, um die Könige, welche mit ihm Umgang hätten, zu töten, und das schliesslich so durch und durch giftig wurde, dass sein Speichel Tiere tötete und daher die Hühner seinem Speichel nicht nahe kamen.[2]) Avicenna bezieht sich hiefür auf den berühmten griechischen Arzt Rufus von Ephesus (um 100 n. Chr.).[3]) Was er beibringt, scheint aber nur eine in Verwirrung geratene Aufzeichnung der angeführten Stelle des Razi zu sein.

Jetzt verstehen wir, wie Avicenna mit Galen bei Johann Lange und seinen Nachfolgern unter die Gewährsmänner für unsere Sage von Alexander und dem Giftmädchen kommen konnte.[4]) Wenn auch Plinius unter diesen genannt wird, so verdankt er das ohne Zweifel irgend einer gelehrten Randbemerkung, welche gelegentlich der Tiere, die sich von Gift nähren, von den Staaren des Galen auf die Wachteln des Plinius hinwies.[5]) Er steht also zu unserer Sage in ebenso entfernter Beziehung wie Galen. Dasselbe gilt von dem gleichfalls als Gewährsmann aufgeführten Averroës. Denn dieser nennt das Giftmädchen ebensowenig als Plinius und Galen, sondern spricht nur im allgemeinen von jenen Leuten, die durch Gewöhnung dazu kommen, dass ihnen Gift als Speise diene.[6])

Die Angabe des Avicenna giebt uns ausserdem einen erwünschten Beitrag zur Geschichte unserer Sage. Sie erklärt uns jene auffallende Abweichung in der Ueberlieferung, dass an die Stelle des Schlangengiftes, womit in den Secreta Secretorum das Mädchen aufgezogen wird, bei Peter von Abano, im Dialog von Placidus und

1) De simplicium medicamentorum facultatibus, L. III, c. 18 (Op. ed. Kühn XI, 601). Ueber die Staaren vergl. De theriaca ad Pisonem, c. 4 (Kühn XIV, 227).

2) *Et dico hoc et dixit rufus, quod nutrita fuit puella cum veneno, ut interficeretur per eam reges qui cum ea convenirent, et quod ipsa in complexione sua secuta est consecutionem maximam, ita ut saliva eius interficeret animal et non appropinquaret eius salivae gallina.* Avicenna, Canon, translatus a magistro Gerardo cremonensi, Venetiis 1490, L. IV, fen VI, tract. I, Sermo universalis de cautela a venenis, c. 2.

3) In den drei erhaltenen Schriften des Rufus (ed. Clinch, Londini 1726) steht nichts davon. Ueber diesen s. Choulant, Handbuch 90 ff.

4) J. Lange, Epistolae medic. 59. Minaldus 10ᵇ. Wolfg. Hildebrand, Magia nat. 87.

5) N. H. X, 33, 69. X, 92, 197. Die Wachteln nennt in der Aufzählung solcher Tiere auch Sextus Empiricus (Hypotyposeon. L. I, c. 14, 87. Opera ed. Fabricius 16).

6) Im Kommentar zu den Physica des Aristoteles, am Schluss des 2. Buches (Aristotelis Stagiritae Libri Physicorum cum Averroe, Lugduni 1520, fol. LXIX[b]).

Timäus, bei Joh. Lange und seinen Nachfolgern Mizaldus, Henisch, Michael Bapst und Hildebrand wie bei Delrio das Giftkraut Napellus getreten ist: der Text der Secreta erfuhr hier eine Berichtigung durch die Autorität des Avicenna.

Um das Giftmädchen des Avicenna handelte es sich auch in erster Linie, wenn die Gelehrten sich mit unserer Sage beschäftigten. Die einen fußten darauf als auf einer feststehenden Tatsache, ohne eine Bemerkung hinzuzufügen, so Peter von Abano und Mizaldus. Bernhart Gordon, der um die Wende des 13. Jahrhunderts in Montpellier lehrte, schloss daraus, dass selbst Gifte, die a tota substantia tötlich seien wie Napellus, in kleinen Quantitäten als Nahrung dienen können; doch sei diese Nahrung nicht gut und zuträglich, noch sei sie wirklich in allen Teilen ihrer Substanz nach umgewandelt worden, sondern sie habe immer schlimme Eigenschaften bewahrt, was daraus erhelle, dass die Hühner des Mädchens Speichel gemieden hätten.[1]) Andere suchten die Angabe durch Gründe zu stützen, so der hochangesehene Kommentator des Avicenna, Gentilis von Foligno († 1348).[2]) Andere verteidigten sie gegen skeptische Einreden, so besonders der italienische Arzt Peter Carrarius oder Carrerius von Monte Silice in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der die bei Peter von Abano in seiner Schrift über die Gifte unberücksichtigt gebliebene Frage, ob man es in der Macht habe, Gifte erst in einer bestimmten Frist wirken zu lassen, in einem eigenen Tractat behandelte. Dabei kam er auch auf das Giftmädchen und auf die Frage zu sprechen, ob Gift dem Menschen als Nahrung dienen könne. Einige, sagt er, leugnen dies, da zwischen dem Gift und unserem Körper eine Verwandtschaft nicht bestehe, wie sie doch zwischen der Nahrung und dem Ernährten bestehen müsse; der Körper des Mädchens könne also nicht mit dem Gifte des Nappelkrautes ernährt, er könne nur daran gewöhnt worden sein. Dieser Einwand aber sei hinfällig, da er dem Galenus und dem Avicenna widerstreite, welche ausdrücklich sagen, das Mädchen sei mit Napellus ernährt worden. Carrerius kommt zu dem Schlusse, dass ein und derselbe Stoff für den einen Menschen Gift, für den andern Nahrung sein könne, und so sei auch das Mädchen wirklich durch Napellus ernährt worden, weil ihre Natur selbst von Anfang an giftig gewesen sei.[3]) Ebenso wird das Giftmädchen von dem Humanisten Caelius Rhodiginus (1450—1520) mit vielen andern Beispielen als ein Beleg für merkwürdige Idiosynkrasien der menschlichen Natur angeführt und dabei der Ansicht zugestimmt, die Gefäßgänge des Mädchens seien so fein gewesen, dass das eingenommene Gift durch die Verdauung vollständig umgewandelt worden sei, bevor es in das Herz gelangte.[4]) Auch der niederländische Arzt Johann Juvenis um die Mitte des 16. Jahrhunderts erklärt sich die Ernährung des Giftmädchens aus einer

1) Lilium Medicinae, Partiuncula I, c. 13. Lugduni 1559, 50. 53.

2) Avicennae Canon cum expositione Gentilis Fulginatis, Venetiis 1520, IV, fol. 169, col. 3.

3) Anhang zum Conciliator, Venetiis 1548, fol. 282, E. 284, I und L. Die Ansicht, dass ein und derselbe Stoff für den einen Gift, für den andern Nahrung sein könne, hatten auch schon Sextus Empiricus (Hypotyposeon L. I, c. 14, 57) und Averroës (Colliget, L. V, c. 24).

4) Lectiones antiquae, L. XI, c. 13. Lugduni 1560, II, 42.

eigentümlichen Naturanlage, welche er „von Ursprung an den Giften widerstrebend", *ab origine Bezoardica*, nennt.[1])

Zu ähnlichem Ergebnis kommt der berühmte Arzt Hieronymus Mercurialis von Forli (1530—1606) in seiner Abhandlung über die Gifte und giftigen Krankheiten, wo er die vielumstrittene Frage, ob Gift als Nahrung dienen könne, eingehend erörtert. Sein Gedankengang ist folgender: Ernährung kann im eigentlichen und im uneigentlichen Sinne verstanden werden. Ernährung im eigentlichen Sinne haben wir dann, wenn die Nahrung in die Substanz des Ernährten umgewandelt wird. Ernährung im uneigentlichen Sinne dagegen, wenn ein Stoff aufgenommen wird, der sich zwar nicht in die Substanz des Ernährten umsetzt, aber auch keine schädliche Wirkung ausübt, wie man vom Strausse sagt, er nähre sich von Eisen. So kann man auch im uneigentlichen Sinne von Giftnahrung reden, wenn das Gift ohne nachteilige Folgen bleibt. Soll aber hierunter Nahrung im eigentlichen Sinne verstanden sein, so handelt es sich darum, ob das Gift in seiner ganzen Substanz verderblich ist und keinerlei ernährende Bestandteile enthält, dann kann von Nahrung keine Rede sein, oder ob ihm Nahrungsstoffe beigemischt sind: dann können durch angeborene Kraft, durch Gewöhnung oder durch Gegengifte hiezu befähigte Naturen diese ernährenden Stoffe aussondern und sich assimilieren und die giftigen ohne Schaden für sich, aber zum Schaden für andere in sich, in ihren Säften, ihren Haaren oder Ausscheidungen ansammeln. (Hiebei beruft sich Mercurialis auf die Geschichte vom Giftmädchen.) Dass jemand andere vergiften könne, ohne selbst unter dem Gifte zu leiden, ist nicht unbegründet, wie Pest und Lustseuche beweisen, die von Individuen, die selbst nicht damit behaftet sind, auf andere übertragen werden können. Dass ein Körper ohne Schaden in einzelnen Teilen Gift hegen kann, ist nicht minder bekannt: man denke an den wütenden Hund,[2]) die Viper, die giftigen Fische. Daher widerspricht es weder der Vernunft noch der Erfahrung, dass im menschlichen Körper Gift verborgen sein kann, das seinen Träger nicht angreift, anderen aber schadet.[3])

So entschieden Mercurialis in seiner Darlegung für die Wahrheit der Ueberlieferung eintritt, so entschieden bestreitet sie der Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich, Peter Andreas Matthioli von Siena (1500—1577). Er sagt von der Erzählung des Avicenna, sie gleiche eher den arabischen Märchen, als einer mit naturphilosophischen Gründen erwiesenen Tatsache; Gentilis von Foligno, *auctoribus magis quam rationibus addictus*, habe eben nicht glauben wollen, dass so gewichtige und weise Männer wie Rufus, Avicenna und Averroës Unwahres behauptet hätten. Vor allem wandte Matthioli ein, dass der menschliche Körper überhaupt niemals das Gift Napellus ertragen lerne; denn nach der Lehre des Galenus könne sich der Mensch

1) De medicamentis Bezoardicis s. Aegidius Everartus, De Herbe Panacea, Antverpiae 1567, 216. 217.

2) Mercurialis war also der Meinung, der wütende Hund habe Gift im Maule, ohne selbst darunter zu leiden.

3) De venenis et morbis venenosis, L. I, c. 9, Venetiis 1584, fol. 11. Vergl. L. I, c. 6, fol. 7b.

wohl an kalte Gifte wie Schierling, nicht aber an heisse wie Napellus gewöhnen. Wenn daher bei Avicenna Napellus statt Schierling stehe, so sei das entweder ein Irrtum von ihm oder von seinem Uebersetzer. Geradezu lächerlich aber sei es, anzunehmen, dass das im Leibe des Mädchens verdaute Gift durch ihren Atem andere Menschen habe anstecken können, da es bekanntermassen Tiere gebe, die sich von giftigen Tieren oder Pflanzen nähren und doch vom Menschen ohne Nachteil gegessen werden.[1]) Auch der Dichter und Gelehrte Jaques Grevin von Clermont, Arzt in Paris († 1570), verwarf die Erzählung Avicennas, weil ein Mensch aufhören müsste, Mensch zu sein, wenn er sich mit einem seiner Natur so durchaus feindlichen Kraut wie Napellus nähren wollte.[2])

Dass Avicenna oder sein Uebersetzer Napellus mit Schierling verwechsle, hatten schon Nicolaus Leonicenus im 15. Jahrhundert[3]) und die ferrarischen Aerzte Manardus und Brasovolus im 16. Jahrhundert gezeigt.[4]) Johann Lange von Lemberg (1485—1565) wies darauf hin, dass auch Averroës und die Araber insgesammt den Schierling Napellus nennen: das Giftmädchen habe also nicht Napellus, sondern Schierling zu sich genommen wie die attische Alte des Galen.[5]) Der Tübinger Professor Leonhard Fuchs (1501—1566) bekräftigte dies, indem er erklärte, Avicenna kenne den Napellus überhaupt nicht; nachdem er aus den Staaren des Galenus Drosseln gemacht habe, mache er nun aus Schierling Napellus,[6]) wie ihm auch Amatus Lusitanus (um 1550) Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit in der Unterscheidung der Arzneimittel vorwarf.[7])

Die Schwankungen und Misverständnisse in den Bezeichnungen der Gifte bei den Arabern erklären sich übrigens leicht aus der bald weiteren, bald engeren Bedeutung des indisch-arabischen Wortes *bîš*.

Auch Ulysses Aldrovandi († 1605) in seiner Schlangen- und Drachengeschichte lehnte „die allbekannte Geschichte von dem mit Napellus ernährten Mädchen" ab unwahr ab, aus demselben Grunde wie Matthioli, weil Napellus ein heisses und trockenes Gift sei, das seiner ganzen Substanz nach der menschlichen Natur widerstrebe.[8])

Daher suchten die Herausgeber des lateinischen Avicenna, Mongius und Costäus, derartigen Einwürfen dadurch zu begegnen, dass sie in der angefochtenen Stelle vom

1) Petri Andreae Matthioli Senensis Commentarii in libros sex Dioscoridis, Venetiis 1560, 716 f.

2) Deux Livres des Venins, Anvers 1568, 16.

3) De Plinii et aliorum medicorum erroribus, Basileae 1529, 47 f.

4) Amatus Lusitanus, In Dioscoridis Anazarbei de Medica materia Libros quinque, Venetiis 1553, 416.

5) Epistolae medicinales, L. I, ep. 12, p. 56. L. II, ep. 69, p. 408 f. Er setzt daher in den Index: *De puella cicuta nutrita*, p. 1064. 1113. *Alexandro magno puella cicuta venenum dono per dolum data*, p. 1059. Deshalb benannte der Uebersetzer des Mizaldus, Georg Henisch, das dem Mädchen als Speise dienende Gift *Cicuta oder Napellus* (s. o. 102).

6) Paradoxa medicinae, L. I, c. 13 f. (Opera, Francofurti 1566, III, 26 ff.).

7) A. a. O.

8) Serpentum et Draconum Historia, Bononiae 1640, 46.

Giftmädchen statt *napello* die Lesart *veneno nutrita* einsetzten.[1] Auf Grund dieser textlichen Aenderung trat dann der portugiesische Jude Abraham Zacut von Lissabon (1575—1642) wiederum für die Wahrheit der Erzählung ein. Vor allem widerspricht er der Behauptung, dass die Gewöhnung an heisse Gifte unbedingt unmöglich sei, da auch Galenus zugestehe, dass solche in kleinen Mengen genommen unschädlich sein können; nur müsse die Dosis so gering sein, dass unser Körper noch im Stande sei, sie durch seine eigene Wärme zu bewältigen. Freilich, Napellus sei ein so verderbliches Gift, dass es kaum ein Gegenmittel gebe, und der Vorschlag, Schierling statt Napellus zu setzen, habe daher etwas Bestechendes, da der Napellus der Araber dem Schierling der Griechen entspreche. Aber ein so kaltes Gift wie Schierling könne nicht den ganzen Körper so giftig machen, dass Speichel und Atem tötlich wirken. Es müsse daher die Natur des Giftes unbestimmt bleiben und mit den Herausgebern des Avicenna *veneno* gelesen werden. An der Wahrheit der Geschichte sei nicht zu zweifeln, wie manche tun, einmal weil Rufus, der sie zuerst berichte, unter den alten Aerzten berühmt gewesen und das Urteil eines gelehrten Arztes zu ehren sei, ferner weil Avicenna sie in seinen Kanon aufgenommen habe und endlich weil sie von Gentilis, einer so grossen Autorität, und Männern wie Carrerius und Mercurialis verteidigt werde.[2])

Der letzte, der sich eingehend mit der Frage befasste, war der Portugiese Gaspar de los Reyes um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Er verwarf beide Lesarten, *veneno* wie *napello*, da eine solche Durchtränkung des menschlichen Körpers durch eingenommenes Gift überhaupt undenkbar sei. Wenn man etwas Wahres an der Geschichte retten wolle, so müsse man eine höchst seltene bösartige Monstrosität der menschlichen Natur annehmen, vermöge welcher das Mädchen nicht allein gegen Gift unempfindlich, sondern auch gegen andere Wesen verderblich gewesen sei, wie ja zuweilen in Folge von Krankheiten solche *pestilentissimae qualitates* im menschlichen Körper entstehen.[3]) Gaspar de los Reyes kehrte also wieder zu den Idiosynkrasien des Caelius Rhodiginus und Johannes Juvenis zurück. Damit kam die gelehrte Discussion — und die Sage selbst — zum Schweigen.

Wenden wir uns nun, nachdem wir so die Sage bis zu ihrem Erlöschen im 17. Jahrhundert begleitet haben, wieder zu ihren Anfängen. Wie die von uns angeführten Zeugnisse aus dem 10. Jahrhundert beweisen, war die indische Vorstellung von dem Giftmädchen in der arabischen Literatur längst eingebürgert, als sie der Verfasser des ‚Geheimnisses der Geheimnisse' zum Ruhme des Aristoteles verwertete. Die Anlehnung

1) Avicennae principis et philosophi sapientissimi Libri sex de medica etc., Omnia a Mongio et Costaeo recognita, Venetiis 1564, II, 192ᵃ. Dafür liessen sie aber ganz inconsequenter Weise in der Anführung der Alten des Galen die falsche Lesart *napello* stehen.

2) Zacuti Lusitani Opera. Lugduni 1649, I. De Medicorum principum historia, L. I, quaestio XVI, p. 47ᵇ und besonders L. V, historia XXIV, p. 873 f.

3) Elysius jucundarum quaestionum campus, Quaestio LXIII. Bruxellae 1661, 482 f. 486. 486 ff.

an Alexander mag durch die Erinnerung an eine verbreitete persische Sage angeregt worden sein, nach welcher ein indischer König unter andern Geschenken seine wunderschöne Tochter dem heranziehenden Eroberer entgegenschickte, in deren Armen er alle Begier nach dem Reiche ihres Vaters vergessen sollte.[1]) Dieser König, der nach Spiegel dem Taxiles der Geschichte entspricht,[2]) heisst Kaid. Er vertritt in der orientalischen Sage den Persern wie den Griechen gegenüber die Ueberlegenheit der indischen Geisteskultur. Schon in der Sassanidenzeit, in dem alten Pehlewibuche von Ardeschir Babekan, ist es „Kait der Inder", an den sich Ardeschir mit der Frage wendet, ob es ihm von Gott bestimmt sei, Iran zu einem einheitlichen Reiche zu machen, und ehe noch der Bote zu Worte kommt, giebt der Weise schon den gewünschten Bescheid.[3]) Bei Jakubi (um 880) macht Alexander nach der Besiegung des Porus (*Fûr*) den weisen König Kaihan (?) zum Herrscher von Indien.[4]) Seine Beziehungen zu Alexander bildeten frühe schon den Gegenstand einer ausführlichen romanhaften Erzählung, von der uns Masudi um 943 in einem besonderen Kapitel einen Auszug giebt.[5]) Nach dem siegreichen Kampfe gegen Porus erfährt Alexander, dass in den entlegensten Gegenden Indiens ein König herrsche, der mehrere Jahrhunderte alt sei und alle indischen Weisen an Weisheit übertreffe. Sein Name ist Kand.[6]) Von Alexander zur Unterwerfung aufgefordert, antwortet er freundlich und ehrerbietig und lässt dem Eroberer melden, er habe vier Wunderdinge ohne Gleichen, ein Mädchen, einen Weisen, einen Arzt und einen nieversiegenden Becher; die wolle er ihm zum Geschenke machen. Alexander schickt eine Gesandtschaft von Philosophen aus, die Gaben zu prüfen und abzuholen. Das Mädchen ist so schön, dass die Weisen ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedürfen,

1) Malcolm, History of Persia. London 1815, I, 77.

2) Eränische Altertumskunde, Leipzig 1871, II, 588. Ueber Taxiles s. Strabo 698. Plutarch. Alexander 59 (Op. ed. Reiske IV, 130 f.). Diodor bemerkt (XVII, 86), er habe eigentlich Mophis und Taxiles habe sein Vater geheissen; Alexander aber habe auch ihm diesen Namen beigelegt. Nach Curtius (VIII, 12, 4) hiess er Omphis, und Taxiles war der stehende Beiname des Landesfürsten. Wie Arrian erzählt, kam Taxiles, der diesseits des Indus herrschte, dem heranziehenden Alexander mit Geschenken entgegen (Anab. IV, 22, 6. V, 3, 5), übergab ihm seine Stadt Taxila (V, 3, 6. 8, 2) und leistete ihm Heerfolge auf seinem Zuge gegen Porus, mit dem er selbst verfeindet war (V, 18, 6). Alexander versöhnte ihn später mit dem besiegten Porus und entliess ihn in seine Heimat (V, 20, 4. Vergl. Curtius IX, 3, 22). Der griechische Roman nennt ihn nicht, wohl aber das Itinerarium Alexandri (c. CIV. Curtius, ed. Lemaire, Parisiis 1822, III, 55). Nach Nöldeke ist er zuletzt kein anderer als Dandamis, der oberste der Gymnosophisten, und der Weise, den er an Alexander schickt, ist der Kalanus der Geschichte (Beiträge zur Geschichte des Alexanderromans, Wien 1890, 47, aus den Denkschriften der Wiener Akademie, Philos. hist. Cl. XXXVIII).

3) Geschichte des Artachšîr Pâpakan, aus dem Pehlewi übers. von Nöldeke, s. Bezzenbergers Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, Göttingen 1880, IV, 64.

4) Nöldeke, a. a. O. 38, Anm. 3.

5) Prairies d'or, c. 26. II, 260 ff.

6) *Kand* statt *Kaid*, durch Veränderung der Punkte: كند statt كيد. So lautet der Name eines Volkes am unteren Indus in Mog'mel ut-tewârik bald *Meid*, bald *Meud* (Reinaud, Mémoire 43).

um bei ihrem Anblick nicht von Sinnen zu kommen. Alexander, gleichfalls von ihrer Schönheit getroffen, giebt sie der Aufseherin seiner Sklavinnen in Obhut. Im Verlauf ist aber nicht weiter von ihr die Rede.

Die Erzählung findet sich auch bei Ibn Badrun (um 1160), entweder unmittelbar dem Masudi oder wahrscheinlicher einer gemeinsamen Quelle entlehnt.[1])

Am ausführlichsten behandelt Firdusi die Episode und zwar vor dem Kampf mit Porus.[2]) Bei ihm vermählt sich Alexander mit dieser Tochter des Kaid, die schön ist wie das Paradies, und bestimmt später im letzten Brief an seine Mutter, dass sie mit allen Kleinoden, die sie mitgebracht, ihrem Vater zurückgesandt werde.[3]) Nach Firdusi erzählen von Kaids Tochter Mog'mel ut-tewârik (1126)[4]) und Mirkhond (Ausgang des 15. Jahrhunderts).[5]) In dem persischen Prosaroman bei Cardonne heisst die Jungfrau, die Alexander in sein Serail aufnimmt, Schüscheda Banu.[6]) Nach den malayischen Annalen dringt Alexander im Verlangen, die Geburtsstätte der Sonne zu sehen, bis an die äussersten Grenzen von Indien vor und vermählt sich dort mit Schakenul-Berich, der Tochter Kaids des Inders (*Kida Hindî*).[7])

Es klingt wie eine Parodie dieser Alexandersage, wenn vom Khalifen Maamun erzählt wird, dass ihm der indische König Dehim, der Herr des goldenen Hauses,[8]) ausser allerlei kostbaren Gefässen aus Gold und Edelstein eine vor der Schwindsucht schützende Schlangenhaut, so gross, dass ein Elefant darin Platz gefunden hätte, die Haut eines Vogels Samandal, welche kein Feuer verzehren konnte,[9]) und ein nicht weniger als sieben Ellen grosses Mädchen geschickt habe.[10])

---

1) Maçoudi II, 452.

2) Livre des Rois, par J. Mohl, V, 113 ff.

3) Ebenda V, 251.

4) Nouveau Journal Asiatique, 3. Série, XI, 339. Hier heisst der König Kefend und ist nicht indischer Herkunft (Reinaud, Fragments Arabes et Persans inédits relatifs à l'Inde, Paris 1845, 44 ff.) Nach Reinaud ist sein Reich im Industal zwischen Multan und dem Delta zu suchen (Mémoire 63).

5) History of the Early Kings of Persia, transl. by Shea, London 1832, 405 ff. The Rauzatu-s-safa or Garden of Purity, transl. by Rehatsek, Lond. 1892, Part I, Vol. II, 258 ff.

6) Bibliothèque universelle des Romans, Paris, Octobre 1777, I, 16. In dem von Hammer ausgezogenen Iskendernameh ist das Mädchen weggeblieben (Rosenöl, Stuttgart und Tübingen 1812, I, 283 f.). Dagegen erscheint Kaid im türkischen Iskendernameh von Ahmedi (Rieu, Catalogue of the Turkish Manuscripts in the British Museum, London 1888, 163[b]).

7) Carraroli, Leggenda 173.

8) Steinschneider, Pseudepigraph. Lit. 80, Anm. 1.

9) Ueber den als Vogel gedachten Salamander, *semendal* bei den Arabern, s. Bochart, Hierozoicon 822 ff. Von diesem auf einer der Inseln Wâq-Wâq (Japan) lebenden Vogel liest man im Kitâb 'aǵâib al-Hind, er sei rot, weiss, grün und blau wie der Grünspecht und von der Grösse einer Taube (c. 122, tr. p. Devic 172). Er wird, weil er im Feuer hausen soll, zuweilen mit dem sich verbrennenden Phönix verwechselt (Guyon, Geschichte von Ost-Indien I, 219 ff.). Schon Julius Cäsar Scaliger identificiert ihn mit dem Phönix, der nicht ganz fabelhaft sei, sondern, wie wir bei den Seefahrern lesen, im Innern Indiens vorkomme und von den Einwohnern *semenda* genannt werde (De subtilitate ad Cardanum, Exercitatio 283, Lutetiae 1557, fol. 305[b]). Ebenso ist die

Das ist die Wiederholung einer älteren, nicht ganz so phantastischen Ueberlieferung, wornach der König von Indien an Khosru Anuschirwan indische Aloe und Kampher, einen spannenweiten Rubinbecher voll Perlen, einen Teppich aus einer glänzenden Schlangenhaut, weicher als Seide, und ein strahlenäugiges, sieben Vorderarmslängen grosses Mädchen, dessen Brauen sich berührten und dessen Haarflechten bis zur Erde reichten, als Geschenke geschickt habe.[1])

Die Beziehung unserer Giftmädchensage zu Kaid würde noch wahrscheinlicher, wenn die Lesart der Münchner Handschrift des arabischen Originals die ursprüngliche wäre, nach welcher nicht eine „Königin", sondern ein „König" von Indien das Mädchen an Alexander absandte.[2]) Auch Guylem de Cervera spricht von einem Mann (*L'indienchs*),[3]) ebenso der Dialog von Placidus und Timäus, Joh. Lange und seine Nachfolger Mizaldus, Henisch, Michael Bapst und Hildebrand, ferner Zacutus Lusitanus[4]) und Gaspar de los Reyes.[5])

Unter der Einwirkung der Nachrichten von den indischen Giftmädchen mochte die Sage von Kaids unvergleichlich schöner Tochter leicht dahin abgeändert worden sein, aus Indien sei eine durch ihre Reize berückende viṣakanyā in mörderischer Absicht an Alexander geschickt worden. Ob die Sage von Tschandragupta in der persisch-arabischen Literatur bekannt war und als Vorbild diente, wissen wir nicht. Aber

---

Sonneneidechse, die *σαύρα ἡλιακή* des griechischen Physiologus, im arabischen Physiologus zum Vogel geworden (Land, Anecdota Syriaca, Lugduni Batavorum 1875, IV, 167). Auch der byzantinische Dichter Manuel Philes zählt in seinem dem Kaiser Michael Palāologus († 1282) gewidmeten Lehrgedicht von den Eigenschaften der Tiere den Salamander mitten unter den Vögeln auf und spricht ausdrücklich von seiner Flügeldecke: *καὶ πτερῶν ἔχει σκέπην* (De animalium proprietate c. 17, ed. Lehrs et Dübner p. 11 in den Poetae Bucolici et Didactici, Parisiis 1862). Doch auch in die abendländische Literatur ist die seltsame Vorstellung eingedrungen: Bei Richard von Fournival († gegen 1260) ist der Salamander ein weisser Vogel, der sich vom Feuer nährt und aus dessen Federn man Tücher webt, die nur im Feuer gereinigt werden können (Bestiaire d'Amour, p. p. Hippeau, Paris 1860, 20). Ebenso lebt nach dem altfranzösischen Roman von Bauduin de Sebourc der Salamander im irdischen Paradies als Vogel mit weissem Wollflaum, woraus Gewebe verfertigt werden (Chant XV, 328 ff. p. p. Boca, Valenciennes 1841, II, 54). Im Partonopeus de Blois heisst es von Meliors Hochzeitmantel, er sei mit Salamanderflaum gefüttert gewesen: *la penne fu de salemandre* (p. p. Crapelet, Paris 1834, v. 10699). Dieser Flaum ist nichts anderes als der faserige Stein Asbest oder Amiant. Er hiess auch in Deutschland Salamanderflaum, *pluma salamandris* oder *salamandrae* bei Albertus Magnus (De virtutibus lapidum s. De secretis mulierum, Amstelodami 1669, 134. — De mineralibus, L. II, tract. 2, c. 1, Coloniae 1569, p. 118. Opera, ed. Jammy, Lugduni 1651, II, 227), oder Salamanderfeder, *penna salamandrae* (De mineral. L. II, tract. 2, c. 8, Coloniae p. 153. Opera II, 233). Ueber dieses Mineral s. Bochart, a. a. O. II, 823. Marco Polo, by Yule I, 215. 217 f.

1) G. Weil, Geschichte der Chalifen, Mannheim 1848, II, 253. Anm. 4.

2) Maçoudi c. 24, II, 201 f.

3) Cod. Arab. Monac. 650, fol. 21b.

4) S. oben 96 f.

5) Opera I, 47b.

auch ohnedies musste, sobald einmal jene Voraussetzung erfunden war, dem nach orientalischer Ansicht unablässig über seinem königlichen Zögling wachenden allweisen Aristoteles die Rolle des Tschanakja ganz von selber zufallen.

Kennern der klassischen Komödie der Italiener wird bei unserer Besprechung des concubitus venenatus in ergötzliche Erinnerung gekommen sein, mit welch mutwilligem Humor Machiavelli für die Liebesintrigue seiner *Mandragola* von jenem Aberglauben Gebrauch gemacht hat. Der Held dieses um 1504 entstandenen Stückes, Callimaco, kommt von Paris nach Florenz und verliebt sich dort in die schöne Lucrezia, die Gattin des gelehrten Ignoranten Messer Nicia. Er giebt sich bei diesem für einen Arzt aus und weiss ihm gegen die Unfruchtbarkeit seiner Frau ein unfehlbares Mittel, das bei der Königin von Frankreich und einer Unzahl von anderen Fürstinnen seine Wunderwirkung getan habe, einen Trank aus Mandragoras, kann ihm aber nicht verschweigen, dass der erste Mann, der mit ihr, nachdem sie dieses Mittel eingenommen, zu tun habe, innerhalb acht Tagen sterben werde. Daher rät er ihm, in der Nacht den ersten besten Burschen aufzugreifen, damit sich auf diesen die Ansteckung des Giftes entlade.[1]) Die ehrbare und fromme Frau wird durch die Einfalt ihrer Mutter und die Sophistik ihres Beichtvaters in die Enge getrieben, bis sie einwilligt, und nun weiss es natürlich der Liebhaber zu veranstalten, dass er selbst in der Maske eines armen Lautenspielers zu dem gefahrvollen Dienste gepresst wird. — Dass der Mandragoras unfruchtbaren Frauen zum Kindersegen verhelfen solle, ist bekannt genug.[2]) Dass er aber die an die višakanyâ des indischen Dramas erinnernde Wirkung habe, wird sonst nirgends erwähnt. Das ist die Erfindung Machiavellis, der mit dem Glauben an die Möglichkeit solcher Vergiftungen sein geniales Spiel treibt.

Nach Machiavellis Komödie hat Lafontaine seine poetische Erzählung La Mandragore gedichtet.[3])

In neuerer Zeit hat Nathaniel Hawthorne († 18. Mai 1864), angeregt durch unsere Alexandersage, auf die er sich auch beruft, die Vorstellung vom Giftmädchen zum Gegenstand einer Novelle gewählt, *Rappacini's Daughter* betitelt. Die Heldin seiner glücklich erfundenen und meisterhaft erzählten, wenn auch nicht ganz von Widersprüchen freigehaltenen Geschichte ist die Tochter eines grossen Arztes in Padua, der mit ihr das wissenschaftliche Experiment macht, sie von Kindheit auf die Düfte seines mit Giftpflanzen erfüllten Gartens einatmen zu lassen, wodurch sie nicht nur unempfindlich gegen Gift, sondern selbst giftig wird, so dass z. B. nicht giftige Blumen, die sie mit der Hand berührt, sofort verwelken und Schmetterlinge, die sich in den Bereich ihres Atems wagen, tot zur Erde fallen. Ein Kollege ihres Vaters bereitet

1) Atto II, scena 6 (Opere minori di Niccolò Machiavelli, rivedute con note di Polidori, Firenze 1852, 266 ff.).

2) S. Anhang II.

3) Oeuvres complètes de La Fontaine, nouvelle édition p. Louis Moland, Paris 1875, IV, 11 ff.

ihrem Geliebten ein Medicament, das sie in den normalen menschlichen Zustand zurückbringen soll: da aber das Gift ihr Leben ist, so wird das Gegengift ihr Tod.[1])

Die Erzählung des amerikanischen Dichters bietet, was das Wechselspiel von Gift und Gegengift anbelangt, ein interessantes Seitenstück zu einer orientalischen im türkischen Suleimannameh, welche an das mithridatische Princip der prophylaktischen Gegengifte anknüpft. Hier lässt sich ein tatarischer Prinz, der Neffe des Afrasiab, ohne Schaden von Schlangen, Drachen und Skorpionen beissen; denn in ihm glüht das stärkste Gegengift der Welt, das ungestillte Sehnen der Liebe. Als er den weisen Lokman bittet, er möge ihn mit der fernen Geliebten vereinigen, warnt ihn dieser: wenn er das heisse Verlangen befriedige und damit das Feuer des Gegengiftes auslösche, so werde das von den Schlangenbissen in ihm zurückgebliebene Gift in Wirkung treten und ihn töten. Er aber besteht auf seiner Bitte: die Geliebte wird auf Salomos Befehl von Dschinnen durch die Luft in sein Schlafgemach getragen, und er, wie ihm der Weise vorausgesagt, stirbt in ihren Umarmungen.[2])

Wenn dieser durch das stärkste Gegengift der Welt, durch die Qual der Liebe, gegen alles Gift gefeite Prinz nur dem geistreichen Einfall eines Dichters sein Dasein verdankt, so wollte der indische Volksglaube in der Tat von Männern wissen, welche, ganz dem Giftmädchen entsprechend, in Folge fortgesetzter Einnahme von Giften gegen Gifte geschützt waren und ihrerseits die dämonische Macht hatten, Frauen durch ihre Liebkosungen zu töten.[3]) Als ein solcher galt jener Sultan Mahmud Bigarrah, der von 1459—1511 das Reich von Gudscherat beherrschte. Ueber ihn erhielt sein Zeitgenosse Varthema folgenden märchenhaften Bericht: Er ist Muhammedaner und hält beständig 20000 Mann zu Pferd, und morgens, wenn er aufsteht, kommen vor seinen Palast 50 Elefanten, deren jeder von einem Mann geritten wird, und diese Elefanten verneigen sich vor dem Sultan und haben sonst nichts zu tun.[4]) Dasselbe wiederholt

1) Die Novelle erschien zuerst im Anfang der vierziger Jahre in The Democratic Review und wurde später 1846 vom Verfasser angeblich als eine Uebersetzung aus dem Französischen des M. de l'Aubépine (= Hawthorne) in seine *Mosses from an old manse* aufgenommen (In Paterson's Shilling Library, New England Novels, Edinburgh 1883, 93 ff.). Die Erwähnung unserer Alexandersage s. ebenda 119. Eine französische Uebersetzung unter dem Titel *La fille du chimiste* erschien im Moniteur vom 14. Sept 1857.

2) (Hammer) Rosenöl I. 241 ff.

3) Einer verwandten Vorstellung begegnen wir bei den Alten: Männer, die von Schlangen oder Skorpionen gebissen waren, sollten durch den Beischlaf geheilt, die Frauen aber dadurch angesteckt werden. Plinius XXVIII. 10. 44 (Sillig IV. 267). Aehnliches erzählt Volaterranus im Anfang des 16. Jahrhunderts von einem Manne, dem, während er im Felde schlief, eine Schlange in den offenen Mund gekrochen sei; er habe sich zwar sofort durch Knoblauch geheilt, das Gift und den Tod aber habe er in der ehelichen Beiwohnung auf seine Frau übertragen (Raphael Volaterranus, Commentariorum vrbanorum octo et triginta libri. Basileae 1530. Bl. 516ᵃ). Selbst Abführmittel sollen in dieser Weise von Männern auf Frauen übergegangen sein (Beispiele siehe Schurig, Spermatologia historico-medica. Francof. 1720. c. I. § 33. p. 39).

4) Das ist ein gewöhnlicher indischer Brauch. Schon Aristoteles erwähnt ihn (Historia animalium IX. 33) und nach ihm Plinius (VIII. 1. 3. Sillig II. 70) und Aelian (De natura ani-

sich, wenn er aufgestanden ist. Und wenn er speist, ertönen 50 oder 60 Arten von Instrumenten: Trompeten, verschiedene Trommeln, Flöten und Pfeifen mit vielen andern Arten, die ich der Kürze halber übergehe, und wieder verneigen sich die besagten Elefanten, wenn der Sultan speist. — — Die Schnurrbärte unter seiner Nase sind so lang, dass er sie auf dem Kopfe in einen Knoten verschlingt, wie eine Frau mit ihren Zöpfen zu tun pflegt,[1]) und sein weisser Bart reicht bis zum Gürtel. Und täglich isst er Gift; doch glaubet nicht, dass er sich damit den Leib anfüllt, sondern er isst davon nur eine bestimmte Menge. Wenn er dann einen grossen Herrn umbringen will, lässt er ihn ganz nackt ausgezogen vor sich führen und isst gewisse Früchte, welche *chafole* heissen und wie eine Muskatnuss aussehen; dann isst er noch gewisse Blätter von Kräutern, die Pomeranzenblättern gleichen, von einigen *tamboli* genannt, und dann isst er noch einen gewissen Kalk von Austernschalen mit obigen Dingen zusammen, und wenn das gut verkaut ist und er den Mund voll hat, so pustet er es von rückwärts auf die Person, die er umbringen will, worauf diese im Verlauf einer halben Stunde tot zu Boden fällt. Dieser Sultan hält noch drei oder vier tausend Frauen, und jede Nacht, wenn er bei einer schläft, findet man sie morgens tot, und wenn er das Hemd ablegt, wird es von niemand mehr angeführt, und ebenso seine Kleider, und jeden Tag will er neue Kleider.[2]) Mein Gefährte erkundigte sich, wie es komme, dass der Sultan in solcher Weise Gift esse, und gewisse Kaufleute, welche älter als der Sultan waren, erwiderten, dass ihn sein Vater von klein auf mit Gift habe nähren lassen.[3])

---

malium XIII, 22. Hercher 231, 3). Ibn Batutah sah dasselbe am Hofe des Sultans von Delhi (Voyages III, 223. Vergl. Dapper, Reich des Grossen Mogols 222). Balbi erzählt es von den weissen Elefanten des Königs von Pegu (Viaggio 109ᵃ). Sir Thomas Roe beschreibt dasselbe Schauspiel am Geburtstag des Königs von Surat im Jahre 1616 (Travels in India 47). Der Berner Maler Herport berichtet es von den Elefanten des Königs von Ceylon (Ost-Indische Reise-Beschreibung 177).

1) Davon hatte er seinen Beinamen *Bigarrah*, *Bigreh*: Was seinen Beinamen betrifft, so sagt das Volk von Gudscherat, dass sein Schnurrbart so lang und so gewunden war wie das Horn einer Kuh, und da eine solche Kuh (mit gewundenen Hörnern) *Bigarrah* heisst, gaben sie ihm diesen Namen. Ali Mohammed Khan, The political and statistical history of Gujarat, transl. from the Persian by James Bird, London 1835, 202 f.

2) Wahrscheinlich hatte der Sultan die Gewohnheit, die auch von andern indischen Fürsten, z. B. dem Grossmogul in Agra, bezeugt ist, alle Tage neue Kleider anzulegen und die abgelegten zu verschenken (s. Baldaeus, Ost-Indische Küsten 25, a. Dapper, Reich des grossen Mogols 150). Nach Dapper führte Hamr, ein König von Yemen, den Beinamen Maziali, der Zerreissende (nach Hommel richtiger *mâzilî*), „*weil er alle Tage neue Kleider anlegte und diejenigen, die er einmahl getragen hatte, in Stücken zerrisse, damit sie von andern, die er deren unwürdig achtete, nicht möchten gebrauchet noch getragen werden*“ (Beschreibung von Asia, in sich haltend die Landschafften Mesopotamien, Babylonien etc., übers. von Beern, Nürnberg 1681, 380).

3) Varthema, Itinerario 101 ff. Die Ritterlich vnd lobwürdig reiss, H II. Michael Herr, Die New Welt, Bl. 70. Französ. Uebers. von Balarin de Raconis 122 ff. Englische von Jones 109. Gubernatis, Memoria 83 ff. Aus Varthema schöpfte Sebastian Frank: *Der Soldan hat ein knebel-*

Nach Varthemas Darstellung möchte es scheinen, als ob das tötliche Gift, das der Sultan auf seine Opfer ausspuckt, von den Dingen komme, die er im Munde zerkaut. Diese sind jedoch ganz harmloser Natur, was schon der Arzt und Botaniker Charles de l'Ecluse (Clusius) im 16. Jahrhundert gegen Varthema eingewendet hat.[1] Es sind die bekannten drei Hauptingredienzen beim Betelkauen, worüber Varthema selbst an einer späteren Stelle berichtet.[2] Die Blätter, die er *tauboli* nennt, sind Betelblätter (malabarisch *wett-ila* = das blosse Blatt),[3] im Persischen und Arabischen *tambûl* geheissen (sanskrit *tâmbula*).[4] Um ihre Bitterkeit zu mildern, wird die — Zähne und Lippen rotfärbende — Frucht der Arekapalme beigemischt, deren Name *chofola* oder *coffolo* aus dem arabischen *fûfel*, *faufel* entstellt ist.[5] Den Kalk von verbrannten Muschelschalen, womit die Betelblätter bestrichen werden, nennt Varthema *cionama*; das ist das hindustanische *tsunam* Kalk (arabisch *nûrah*).[6] Sonst werden von reichen Leuten noch Cardamom, Muskatnuss, Gewürznelken, Kampher, Catetschu und Rosenwasser hinzugetan. Das Betelkauen, dem noch heute in Indien, vor allem in Bengalen, leidenschaftlich gefröhnt wird,[7] und das man besonders als Aphrodisiacum schätzt, ist dort seit lange schon im Brauch und war, wie Masudi bezeugt,[8] bereits im 8. Jahrhundert n. Chr. westwärts bis Arabien vorgedrungen.[9] Der erste

bart vnder der nass so lang, das er yhn auff dem haupt zusammen bindet, vnd ein weissen bart biss auff den gürtel, vnnd das ist ein wolstand. Er helt bey IIII tausend frauwen vnd schlafft all nacht bey einer, des morgens findt man sy todt ligen, vnd all morgen wirt dasselb hembd nimmer mer von keiner person angelegt, desgleichen all andere kleyder. Alle morgen legt er ein neuw kleyd an. All morgen isset er gifft, darvon stirbt, wen er anhauchet. Also wann er yemandt tödten will, dem speyet er gifft, das yhm allein vnschad ist, vnder die augen, so stirbt er alsbald (Weltbuch CXCVI). Auch bei Joannes Schenck, Observationes Medicae, II, 727. Michael Bapst, Artzney Kunst vnd Wunder Buch, I, 20.

1) In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Garçias de Orta, L. I. c. 25 (Aromatum Historia, Antverpiae 1567, 122 f.).

2) Itinerario 136. Hier bezeichnet er diese drei Dinge als das Lieblingskonfekt der Einwohner von Calicut.

3) Grundert in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XVI, 512, N. 2.

4) Dutt, Materia medica of the Hindus, 244.

5) Sanskrit *gaváka*, bengalisch und hindustanisch *supári*. Dutt a. a. O. 249.

6) Auch die Peruaner mischen der Coca, die sie kauen, Kalk von Austernschalen bei, *tocera* genannt. Frau von Genlis, die Botanik der Geschichte und Literatur, übersetzt und vermehrt von Stang, Bamberg und Würzburg 1813, I, 356.

7) Tennent, Ceylon, London 1859, I, 112 ff. Garbe, Indische Reiseskizzen, Berlin 1889, 134. Schon im „Irdenen Wägelchen" wird im sechsten Hof der Vasantasena den Hetären und ihren Liebhabern Betel gereicht (Mṛkkhakatika, übers. von Böhtlingk, Petersburg 1877, 72).

8) Prairies d'or II, 84 f. Vergl. Reinaud, Relation des Voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IXe siècle, Paris 1845, II, 36; Mémoire 230.

9) S. den ältesten neupersischen Prosaisten, den Arzt Muwaffak (Seligmanns Uebersetzung des Liber fundamentorum pharmacologiae, II, 611 und den Mauren Ibn Beithar (Notices et Extraits XXIII, 1, 300 f.). Ibn Batutah erwähnt es sehr häufig (Voyages I, 366. II, 208 f. III, 124, 242. 277, 378, 384. IV, 138, 209, 308). Vergl. Schehabeddin um 1350 (Notices et Extraits XIII, 208).

Europäer, der davon Kunde brachte, war Marco Polo (1298).[1]) Er bemerkt, dass in Kail an der Koromandelküste das Bespucken mit Betelsaft die schwerste Beleidigung war, die nur durch einen Zweikampf auf Leben und Tod gesühnt werden konnte.[2]) Dass diese Beschimpfung den Opfern des Sultans Mahmud auch noch den Tod brachte, das sollte davon kommen, dass der Betelsaft in seinem Munde zum verzehrenden Gift wurde. So ist der fabelhafte Bericht, den Varthema wiedergiebt, zu verstehen.

Die Geschichtschreiber des muhammedanischen Indiens schweigen hierüber. Sie wissen nur, dass Mahmud ein starker Esser, besonders ein Liebhaber von Reis war.[3]) Nach der persisch geschriebenen Geschichte von Gudscherat, Mirat Sikandari betitelt (vom Jahre 1611), war er der gerechteste und wohltätigste von allen Königen des Landes.[4]) Dass aber die Sage von seiner Giftnatur im Volke wirklich gelebt hat, bestätigt die bereits mehrfach erwähnte portugiesische Reisebeschreibung, die von Duarte Barbosa oder von seinem berühmten Vetter Magellan (beide starben im Jahre 1521) verfasst wurde. Durch sie erhalten wir aus dem Munde der Eingeborenen kurz nach dem Tode Mahmuds folgenden näheren Aufschluss: Da es unter den muhammedanischen Fürsten üblich war, einander durch Gift aus dem Wege zu räumen,[5]) so

1) *tembul* s. III, 21, transl. by Yule II, 358. 362 f. Nach ihm erwähnt das Betelkauen zuerst wieder Varthema, dann Barbosa-Magellan (Collecção II, 286. Transl. by Stanley 73) und in der Mitte des 16. Jahrhunderts der sachkundige Leibarzt des Vicekönigs von Indien, Garcia de Orta, in seiner von Clusius aus dem Portugiesischen ins Lateinische übersetzten Aromatum Historia, L. I, c. 18. 25 (Antverpiae 1579, 72, 98), ferner Balbi (Viaggio 126ᵃ. 127ᵃ), Linschoten (c. 31. 60), Morga (Transl. by Stanley 280), Johann Hermann von Bree (im Achten Theil von Brys Orientalischen Indien, Frankfurt 1606, 57), Pyrard (Voyage II, 2. 362 f.), Mandelslo (Morgenländische Reise-Beschreibung 83 f.), Fryer (Roe and Fryer, Travels in India in the seventeenth century, London 1873, 196), Saar (Ost-Indianische Kriegs-Dienste, Nürnberg 1672, 88. 89), Walther Schultze (Ost-Indische Reise-Beschreibung, Amsterdam 1676, 106ᵇ f.), Dapper (Beschreibung des Reichs des grossen Mogols, p. 6 ff.), La Brosse, der mit Begeisterung davon spricht und Europa beklagt, dass es dieses Schatzes entbehre (Pharmacopoea Persica, Lutetiae 1681, 368 f.), Thevenot (Voyages, Paris 1684, 305), Tachard (Voyage de Siam des Pères Jesuites, Amsterdam 1687, L. VI, p. 180), Kämpfer (Amoenitates exoticae, Lemgoviae 1712, 647 ff.), Frau von Genlis (Die Botanik der Geschichte und Literatur, übers. von Stang, I, 350 ff.). Man glaubte die Betelblätter in dem bei den alten Schriftstellern seit der augusteischen Zeit, zuerst bei Horaz (Od. II, 7, 8), auftretenden malabathrum, *μαλάβαθρον*, wiederzuerkennen (auch *φύλλα Ἰνδικά, φύλλα* schlechthin genannt), das nach Dioskorides unter die Zunge gelegt wurde, um dem Munde einen angenehmen Geruch zu verleihen (De mat. med. I, 11. ed. Sprengel I, 21 ff.). Dies ist aber ein Irrtum, wie schon Ibn Beithar († 1248) erkannt hat. Die Betelblätter eignen sich überhaupt nicht zum Export, da sie, sobald sie trocken werden, in Staub zerfallen (Notices et Extraits XXXV, 1, 301).

2) III, 21, nach Ramusios Text, s. Yule II, 358.

3) S. die Anm. Schefers zu seiner Ausgabe der alten französischen Uebersetzung des Varthema 124.

4) Ali Mohammed Khan, tr. by Bird 203. Die Geschichte Mahmuds s. ebenda 202 ff. (vom Jahre 1762).

5) Schon Edrisi (gegen Ende des 11. Jahrh.) bemerkt, dass die chinesischen und indischen Fürsten, wenn sie jemand beseitigen wollten, sich hiezu stets des Giftes bedienten (Géographie, trad. par Jaubert, Paris 1840, I, 187); auch stünden die chinesischen und indischen Aerzte im

suchte Mahmuds Vater seinen Sohn durch methodisch gesteigerte Giftnahrung von Kind auf gegen solche Anschläge zu sichern. Davon wurde dieser selbst so giftig, dass eine Fliege, die seiner Haut nur nahe kam, sofort starb und aufschwoll. Auch viele Frauen, bei denen er schlief, hatten den Tod davon. Er besass aber einen Ring, der diejenige, welche ihn in den Mund nahm, gegen das Gift seines Leibes schützte. Er konnte von der Giftnahrung nicht lassen; sonst wäre er gleich gestorben, wie es den Opiumessern bei den Muhammedanern und Indern ergeht.[1])

Dieser beiläufige Hinweis auf die Opiumesser trifft unbewusst den Kern der Sache. Denn nach einer mit Barbosa-Magellan gleichzeitigen Quelle geht alles, was über Sultan Mahmud gefabelt wurde, schliesslich darauf hinaus, dass er selbst wie alle andern Könige von Cambaya ein starker Opiumesser war. Der Verfasser der portugiesischen Schrift, welche Ramusio unter dem Titel Sommario di tutti li regni übersetzt hat, sagt dies ausdrücklich, indem er das, was die anderen Reisenden von Mahmud zu berichten wussten, von dessen Sohne erzählt. Das ist Khalil Khan, der bei seiner Thronbesteigung den Herrschernamen Muzaffir II annahm, bekannt als „der milde Muzaffir" (1511—26),[2]) nach Ali Mohammed Khan ein ausgezeichneter Regent, fromm und gelehrt, gütig und verständig, freigebig und tapfer, in seiner Zeit ohne seines Gleichen.[3]) Nicht so günstig gestaltet sich sein Bild, wie es der ungenannte Portugiese entwirft. Von diesem König, sagt er, wird versichert, dass er wie alle andern Könige Cambayas von klein auf mit Opiumsaft (*succo di amfiam*), den man aus gewissen, die Sinnlichkeit stark erregenden Giften bereitet, aufgenährt wurde, so dass sein Speichel giftig ist, und ebenso wurden seine Weiber aufgenährt. Was sonst seinem Speichel nachgesagt wird (es sind offenbar die Fabeln von den durch Anspucken getöteten Grossen gemeint), glaube ich nicht. Der König kennt kein anderes Vergnügen als Essen und Umgang mit Frauen. Im Uebrigen ist er ein verständiger Mann; aber den grössten Teil seiner Zeit befindet er sich in einem Zustand der Opiumbetäubung, der ihn in Zurückgezogenheit bei den Weibern hält.[4])

Rufe, die stärksten Gifte bereiten zu können, wie das schrecklichste von allen, das aus der Galle eines gewissen Tieres gezogene Gift *sangah* (aus dem „Buch der Wunder", ebenda II, 224). Dass die Inder behaupteten, sogar Abwesende durch Zauberkünste vergiften zu können, bezeugt Ibn Khordadhbeh, der Oberpostmeister des Khalifen Mutamid in Medien, um 860 (Kitâb al-masâlik wa'l-mamâlik, Liber viarum et regnorum, cum versione Gallica edidit de Goeje, Lugduni-Batavorum 1889, 53).

1) Collecção II, 272. Ramusio, Navigationi I, 296, C. Transl. by Stanley 57. Die Stelle vom Ring fehlt in den Uebersetzungen. — Den Bericht kannte auch Julius Cäsar Scaliger: *Ab eius provinciae (Cambaiae) Rege filium uenena educatum scripsere. Quod qualeue uenenum fuerit, non explicauere. Illum adultum adeo factum uenenosum, ut muscae, quae solo suctu cutim modo perstringerent, turgidae interirent* (De subtilitate, Exerc. 175, fol. 226[a]). Gaspar de los Reyes verhält sich gegen diese Erzählung ebenso skeptisch wie gegen die vom Giftmädchen (Elysius campus 189).

2) *Madaforza* im Sommario, s. Ramusio I, 327, D.

3) Hist. of Gujarat, transl. by Bird, 219 ff. 229.

4) Aehnliches bemerkt der holländische Missionär Baldäus von dem Samorin von Calicut:

Mit den letzteren Berichten haben wir uns Schritt für Schritt aus der Märchenwelt heraus der Wirklichkeit genähert. Nach Varthema sind alle Frauen, die mit dem giftigen Leib des Königs von Cambaya in Berührung kommen, dem Tode verfallen und erinnern so an die Frauen des Königs Scheherban in Tausend und eine Nacht: nach Barbosa-Magellan wird wenigstens ein Teil derselben am Leben erhalten: beim Verfasser des Sommario ist vom Sterben der Frauen überhaupt nicht die Rede. Aber alle drei Fassungen gehen doch auf einen Grundgedanken, auf den Glauben an die wunderbare Wirkung der Giftnahrung zurück; denn auch im Sommario ist des Königs Speichel giftig, und seine Frauen, das ist stillschweigend ausgesprochen, bleiben nur deshalb ungefährdet, weil sie selber wie er mit Gift aufgenährt worden sind.

Somit sehen wir, dass die Giftmädchen in der fabelhaften Naturkunde der Inder nicht vereinzelt standen, sondern dass sich jener Wunderglaube ganz allgemein auf beide Geschlechter bezog, und dass er von der Zeit an, in welcher das aus dem Westen einwandernde Opium unter den indischen Grossen Liebhaber gewann, an diese sich um so leichter heftete, als man sie ja wirklich fortgesetzt Gift essen sah.[1])

Dieser, welcher bey unser Zeit im Leben, und den ich im Jahr 1662 gesehen, war ohngefähr bey 50 Jahren, begunte schon kindisch zu werden von wegen seines unmässigen essens in dem Amfioen oder Opium, worauf die gantze Malabarische Nation sehr vergieret und vernarret ist (Ost-Indische Kusten 102ª).

1) Dass der Saft des schwarzen Mohns zu den Indern von den Moslim und zu diesen aus der griechisch-byzantinischen Welt kam, zeigt schon sein Name: sanskrit *aphena*, *ahiphena* (nur bei Lexikographen belegt); dies ist das arabische *afyún* und dies das griechische *ὄπιον* Mohnsaft, eigentlich Säftchen (Wise, Commentary 408. Dutt, Materia Medica 111). Nach Ibn Beithar († 1248) und Bakui (um 1400) kam das echte Opium aus Aegypten (Notices et Extr. XXIII, 1, 106. II, 424), zu Linschotens Zeit (um 1585) aus Kairo und Aden (Histoire de la Navigation de Jean Hugues de Linscot, Amsterdam 1638, 128 f.). Die Einführung in Indien geschah nicht vor dem 13. Jahrhundert (Dutt a. a. O. XII. Garbe, Die indischen Mineralien, ihre Namen und die ihnen zugeschriebenen Kräfte, Leipzig 1882, VI). Bald darnach, noch unter der Mongolendynastie (1279—1367), kam es auch nach China: *o-fu-yung*, *o-p'ien*, *ya-p'ien* (Fred. Porter Smith, Contributions towards the Materia medica and Natural history of China, Shangai & London 1871, 162 ff.). Schon Dioskorides (um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) handelt eingehend vom Opium, *ὀπός*, das er als den Absud der Mohnkapseln von dem schon bei früheren Schriftstellern genannten *μηκώνειον*, dem Absud aus der ganzen Mohnpflanze, unterscheidet (Flückiger and Hanbury, Pharmacographia, 40). Er kennt es aber nur als Gift (De venenis, Procemium, ed. Sprengel II, 12. 14. — c. 17. Sprengel II, 28 f.) und als Arzneimittel (Materia medica L. IV, c. 65. Sprengel I, 555 ff.), noch nicht als Genussmittel. Zu seiner Zeit war das Opiumland Kleinasien.

Anhang I (zu S. 117).

In dem Königreich des südlichen Dekhan Vidschayanagara, das von den italienischen und portugiesischen Reisenden durch Verwechslung mit dem Titel seines Herrschers Narsinga genannt wird, wurden zu Anfang des 16. Jahrhunderts die zehnjährigen Mädchen dem Lingam dargebracht, wie uns das Reisebuch berichtet, das von Battista Ramusio dem portugiesischen Seefahrer Duarte Barbosa († 1521), von der spanischen Handschrift des Don Pascual de Gayangos dagegen Barbosas Vetter, dem berühmten Fernando Magellan († 1521), zugeschrieben wird (Collecção de Noticias para a historia e geografia das nações ultramarinas que vivem nos dominios portuguezes, publicada della Academia Real das Sciencias. Lisboa 1813, II, 304 f.; etwas abweichend in der Uebersetzung des Ramusio, Navigationi, I. 302, F; Barbosa, transl. by Stanley, London 1866, 96. De Gaya, Cérémonies nuptiales de toutes les nations, La Haye 1681, 87. Liebrecht, Zur Volkskunde 511). Bekannter ist der Hochzeitbrauch der Heiden in Goa im 16. Jahrhundert, welche das Magdtum der Braut unter grosser Festlichkeit dem Elfenbeinphallus ihres Abgotts hinzugeben pflegten, zuerst geschildert von dem Niederländer Jan Huygen van Linschoten, der von 1583—88 in Goa lebte, in seiner vielgelesenen Reisebeschreibung (Itinerario. Voyage ofte Schipvaert naer Oost ofte Portugaels Indien, Amstelredam 1594, L. I. c. 33; deutsch im Andern Theil der Orientalischen Indien von Bry und Merian, Frankfurt 1598, 102 f.; englische Uebersetzung h. v. Burnell und Tiele, London 1885, I, 224; lat. Uebers., Hagae-Comitis 1599, 43ª; französ. Uebers., Amsterdam 1638, 67), nach ihm wiederholt von Johann Albrecht von Mandelslo (Morgenländische Reyse-Beschreibung. Schlesswig 1658, 136), Erasmus Francisci (Neu polirter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völcker. Nürnberg 1670, 936), Döpler (Theatrum poenarum. Sondershausen 1693, I, 1059), Conrad Philipp Hoffmann (Von dem Hochzeit-Tage und der Brautnacht, Regiomonti et Lipsiae 1720, 59 f.), im Recueil des Voyages, qui ont servi à l'établissement et aux progrez de la Compagnie des Indes Orientales. Rouen 1725. III, 294 u. a. Dasselbe berichtet, wenn auch in Einzelheiten abweichend, ein Zeitgenosse Linschotens, der venezianische Juwelier Gasparo Balbi, der von 1579—88 Ostasien bereiste (s. Gubernatis, Memoria, 27. 71 f.). Nach ihm stand das nackte steinerne Götzenbild 18 Meilen von Goa entfernt; die Töchter der Canarinen (so hiess die Masse des Volks im nördlichen Malabar, s. Pyrard of Laval. Voyage, transl. by Gray and Bell. London 1887, I, 375, N. 2) brachten sich selbst bei ihrer Hochzeit mit seinem *membro di sasso* in Berührung; gegen die aus Furcht vor Schmerz widerstrebenden wurde von ihren Verwandten Gewalt angewendet (Balbi, Viaggio dell' Indie Orientali. Venetia 1590. Bl. 68ª; deutsch im Siebendten Theil der Orientalischen Indien von Bry und Merian, Frankfurt 1605, 50. Darnach im Recueil des Voyages V. 11 Esprit des Usages von Démeunier, Londres 1785, II. 296). Der Conservator des Raritätenkabinets König Ludwigs XIII, Jean Mocquet, bemerkt in seiner Reisebeschreibung: *Quand à ces Pagodes (à Goa), ils en ont de plusieurs sortes, il y en a pour la guerre, pour la paix et pour l'amour, ou les filles venans à estre mariées se font faire despuceler, et leur Idole a vne nature comme celle d'vn homme* (Voyages, Rouen 1665. 291). Walther Schultze, der die Kämpfe der Holländer gegen die Portugiesen in jenen Gegenden 1662 mitmachte, berichtet von dem Abgott der heidnischen Canarinen: *Durch diesen Pryapum wird den Jungfern mit Hülfe*

(163)

der gegenwertigen Freunden und Verwandten auf eine schmertzliche weise und mit Gewalt ihre Jungferschaft genommen, worüber sich alsdan der Bräutigam erfreuet, dass der schändliche und verfluchte Abgott ihm diese Ehre bewiesen, in der Hoffnung, er werde nun hinfort einen bessern Ehe-segen erhalten (Ost-Indische Reyse, Amsterdam 1676, 161[a]). Auch der Holländer Philipp Baldäus, der um 1665 in Ceylon als Missionär wirkte, hat öfter von diesem Brauch der Canarinen erzählen hören (Ost-Indische Küsten, Amsterdam 1672, 436 f.). Abbé Guyon sagt von ihnen: *Ihr Gottesdienst ist der allerschändlichste von der ganzen Welt. Ihre Joghis oder Priester haben in dem Gebrauch des schändlichen Phallus die Griechen bey weitem übertroffen; sie beten auf das feyerlichste den Priapus an, und ihre Töchter müssen ihm mit solchen Unanständigkeiten ihre Jungferschaft aufopfern, dass man sich solche zu beschreiben schämet* (Gesch. von Ost-Indien, aus dem Französischen, Frankfurt und Leipzig 1749, II, 80 f. Vergl. Recueil des Voyages VI, 436). Auch an der Koromandelküste in der Umgegend von Pondicherry soll derselbe Brauch mit einem ithyphallischen hölzernen Götzen geübt worden sein (Esprit des Usages II, 296. Démeunier und nach ihm Dulaure, Des Divinités génératrices, Paris 1805, 89, berufen sich dabei auf Duquesnes, Voyage, T. II. Die Stelle fehlt jedoch in der deutschen Uebersetzung, Hamburg 1696, die mir allein zur Verfügung steht). Dr. John Fryer war um 1676 Augenzeuge ähnlicher Vorgänge im Dekhan: *They not only make oblations to him (the Devil), but give up their Souls and Bodies to his Devotion: As might about this time have been beheld at an Idol Worship of Priapus, where the Women prostitute themselves to him* (Roe and Fryer, Travels in India, Lond. 1873, 423). Den Brauch als einen indischen erwähnen noch Abraham Roger (Offne Thür zu dem verborgenen Heydenthum, Nürnb. 1663, 99), Coutumes et Cérémonies religieuses des Peuples Idolatres (Amsterdam 1728, II, 1, 21), Conr. Phil. Hoffmann (a. a. O. 59 f.), Sonnerat (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782, I, 68). Auf einen ähnlichen Vorgang deutet eine Stelle im Hesekiel (16, 17. Vergl. Dulaure, Divinités 60) und die rabbinische Erklärung des Namens Baal Peor (Joannis Seldeni De Dis Syris Syntagma II, Lipsiae 1668, A. Beyeri Additamenta 235. Dulaure, Divinités 56 f. Rosenbaum, Geschichte der Lustseuche im Altertum, Halle 1888, 77), sowie die Symbolik des römischen Hochzeitbrauches, dass die Braut sich auf ein fascinum rittlings niederlassen musste (Augustinus, De civitate Dei VI, 9, 3. VII, 24. Arnobius IV, 7. F. A. von Besnard, Des Afrikaners Arnobius sieben Bücher wider die Heiden, Landshut 1842, 120. 473 f. 486. Rossbach, Untersuchungen über die römische Ehe, Stuttgart 1853, 369 ff. Preller, Römische Myth. 586, Anm. 3. Wilh. Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien, Berlin 1884, 279). Schon Lactantius erklärte den Brauch in unserem Sinne: *Et Tutinus, in cujus sinu pudendo nubentes praesident, ut illarum pudicitiam prior deus delibasse videatur* (Divinarum Institutionum Liber I. De falsa religione Deorum, c. 20. Migne, Patres Lat. VI, 227). Vergl. Alexander ab Alexandro, Geniales Dies, L. I, c. 24, Lugduni Batavorum 1673, I, 188, Anm. von Nic. Mercier N. 4. Dulaure, Divinités 138 ff. Klausen, Aeneas und die Penaten, Hamb. und Gotha 1840, II, 756. Die Jungfrau Ocrisia empfieng so von dem aus dem Heerde aufsteigenden fascinum des Lar den Servius Tullius (Ovid, Fasti VI, 627. Plinius, Nat. hist. XXXVI, 70. ed. Sillig V, 375. Plutarch, De fortuna Romanorum. Op. ed. Reiske VII, 281. Klausen a. a. O. II, 757. Besnard, Arnobius 148. 472. Schwartz, Studien 278. Aehnlich die Sage aus dem Hause des Albanerkönigs Tarchetios, nach Promathion bei Plutarch, Romulus c. 2. Reiske I, 78 f. Schwartz, Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms, Jena 1878, 39).

Anhang II (zu S. 155).

Eigentlich hat die Alraunwurzel (Atropa mandragora Linné) eine stark betäubende Wirkung, daher ihr vlämischer Name *dolappel* (Lemnius, Herbarum atque Arborum quae in Bibliis passim obviae sunt, explicatio, Antverpiae 1566, 5[b]). Das wusste schon der karthagische Feldherr Maharbal, der den Wein seines Lagers mit Mandragoras vermischte und in verstellter Flucht den Feinden überliess, um dann über die besinnungslos trunkenen herzufallen (Julii Frontini Strategemata, L. II, c. 15, 12. ed. Gundermann, 60, 12). Selbst der in der Nähe von Reben wachsende Mandragoras soll dem daraus gezogenen Wein seine einschläfernde Kraft mitteilen (Plutarch. De audiendis poetis, Op. ed. Reiske VI, p. 54). In der alten Medicin diente denn auch Mandragoras als Schlafmittel (*πρὸς ὕπνον*, Theophrast. Hist. plant. IX, 9, 1) und wurde besonders als Narkotikon bei chirurgischen Operationen von Hippokrates, Galen und Celsus empfohlen (Dictionnaire encyclopédique des sciences medicales, 2. Série, IV, 487). Daher die sprichwörtlichen Redensarten *ὑπὸ μανδραγόρου καθεύδειν, μανδραγόραν ἐκπεπωκέναι* (Caelius Rhodiginus, Lectiones ant. L. XVII, c. 24, Lugduni 1560, II, 514. Vergl. Stephanus, Thesaurus V, 560 f.). Von dieser Wirkung reden Plinius (N. H. XXV, 94, 150. ed. Sillig IV, 150), Dioskorides (De mat. med. IV, 76. ed. Sprengel I, 570 ff.), Galenus (De simplicium medicam. facultat. L. V, c. 19. Op. ed. Kühn XI, 766), Athenaeus (L. XI, p. 504, C) und zahlreiche Schriftsteller des Mittelalters wie der Verfasser des syrischen Physiologus (c. 62. Land, Anecdota Syriaca, Lugduni 1875, IV, 79 f.), Isidor (Origines XVII, 9), Rhabanus (De universo, s. Fellner, Compendium 192), Papias (s. v. Mandragora), Williram (Deutsche Paraphrase des Hohen Liedes, h. von Seemüller, Strassburg 1878, 58), Hugo von St. Victor (De bestiis et aliis rebus, L. II, c. 26. Migne, Patres lat. CLXXVII, 74), das Trudberter Hohelied (h. von J. Haupt, Wien 1864, 125, 17), Alexander Neckam (De laudibus divinae sapientiae VII, 287, ed. Wright 479), Ibn Beithar (Uebers. von Sontheimer II, 592 ff. Notices et Extraits XXVI, 1. 419 f.), Bartholomäus Anglicus (Liber de proprietatibus rerum XVII, 104), Richard de Fournival (Bestiaire d'amour, p. p. Hippeau, Paris 1860, 145), Nicole Bozon (Contes moralisés, p. p. Toulmin Smith et P. Meyer, Paris 1889, c. 57), Konrad von Megenberg (Buch der Natur 407, 6), Le grant herbier en Françoys (imprimé nouuellement à Paris par Jehan Trepperel, o. J., fol. CVI, c. CXXI, a). Mandragoras und Opium sind Hauptingredienzen in den Betäubungsmitteln des Hugo von Lucca und des Bischofs Theoderich von Cervia aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (Lagneau, Des anesthésiques chirurgicaux dans l'antiquité et le moyen âge, s. Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres 1885, 4. Série, XIII, 168 f.), Mandragoras-Oel und Absud der Mandragoras-Rinde in dem äusserlich anzuwendenden Narkotikon des gleichzeitigen Bernhart Gordon (Lilium medicinae, Lugduni 1559, 915). Vergl. Matthaeus Sylvaticus, Opus Pandectarum medicinae, c. 491, Venetiis 1540, fol. 131, c. Celsius, Hierobotanicon, Amstelaedami 1748, I, 7 f. Dass die Türken sich dieses Betäubungsmittels bei Castrationen zu bedienen pflegten, berichtet Jean Bodin in seiner Daemonomania L. I, c. 12 (deutsche Uebersetzung von Fischart, Hamburg 1698, 176) und nach ihm Joh. Schenck (Observationes med. II, 20). Im 16. Jahrhundert begegnet es zwar noch bei einzelnen Schriftstellern, wurde aber nach dem Zeugnis des grössten Chirurgen jener Zeit, Ambroise Paré, von den Aerzten nicht mehr angewendet (Lagneau a. a. O. 165 ff.), wegen seiner Gefährlichkeit (Valentini, Museum Museorum, Frankf. 1704, I, 199 f.).

Man muss sich billig wundern, wie ein solches die Sinne bis zur Lethargie lähmendes Kraut (Grevin. Deux Livres des Venins 287) in den Ruf eines Aphrodisiacums kommen konnte. Freilich wurde ja auch das Opium für ein solches gehalten (s. z. B. J. C. Scaliger. De subtilitate. Exerc. 175, fol. 236ᵃ. Marcellus Donatus. De medica historia mirabili. Mantuae 1586, fol. 228ᵇ. Vergl. oben 160). In der Tat bezeugt schon Theophrast, dass man bei der unter abergläubischen Ceremonien sich vollziehenden Gewinnung der Alraunpflanze von Liebessachen reden müsse und dass sie zu Liebestränken verwendet werde (Hist. plant. IX. 8. 8. IX. 9. 1). und Dioskorides bemerkt, dass sie auch das Kraut der Circe (*κιρκαία*) genannt werde, weil sie zu Liebestränken diene (De mat. med. IV. 76. Vergl. Sylvaticus a. a. O. Celsius. Hierobot. I. 5). Daher führte Aphrodite als Patronin der Liebestränke den Beinamen *Μανδραγορίτις* (Hesychii Alexandrini Lexicon, rec. M. Schmidt, Jenae 1858, III, 69), und noch zur Zeit des Gaspar de los Reyes sagten die Portugiesen von einem, der sich bei allen Menschen beliebt machte, er habe die *mendracula* (Elysius campus 309). Die Gelehrten haben zwar frühe schon gegen die aphrodisische Wirkung der Wurzel Zweifel erhoben (Celsius, a. a. O. I. 8); aber der Glaube hat sich, wenigstens im Orient, bis in unsere Zeit erhalten (Grässe. Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters, Dresden 1850, 52. Knobel, Die Genesis, 2. Aufl. Leipzig 1860, 244). Diesem alten Glauben ist es auch zuzuschreiben, dass die bekannten *Dudâim*, die Liebesäpfel, welche Ruben seiner Mutter Lea vom Felde bringt und diese an ihre Schwester Rachel verhandelt (Genesis 30, 14), von den griechischen und lateinischen Bibelübersetzern sowie von Flavius Josephus (Antiquitates Judaicae I, 19, 7) mit *μῆλα μανδραγορῶν, mandragorae mala, μανδραγόρου μῆλα* wiedergegeben wurden, daher auch die Rubeniten in ihrem Banner die menschenähnliche Alraunwurzel führten (Celsius I, 5). *Quis Rachaelem et Lyam*, sagt Joh. Lange von Lemberg, *venustas quidem, sed steriles Jacobi Israelitae uxores, mandragorae poma sterilitatis esse antidotum docuit? Certe Ruben filius, Dei Israelis monitu* (Epistolae medicinales, L. II, ep. 2, p. 549). Gegen diese Identificierung spricht freilich schon der eine Umstand, dass die Dudaim nach dem Hohenlied (7, 14) angenehmen Duft verbreiten, während der Mandragoras übel riecht (Ausführliches s. Celsius I, 1 ff. Literatur bei Grässe, a. a. O. 51, Anm. 4). Rachel begehrt die Liebesäpfel offenbar als ein Mittel gegen ihre Unfruchtbarkeit, und ihre spätere Schwangerschaft wurde, obgleich der biblische Text nichts davon sagt, als eine Wirkung des Aphrodisiacums aufgefasst (s. z. B. Gaspar a Reies, Elysius campus 305 ff.). So erhielt der Glaube, dass Mandragoras die Empfängnis befördere, bei Juden, Christen und Muhammedanern geheiligte Autorität. Die weiteste Verbreitung wurde ihm durch den in den ersten christlichen Jahrhunderten entstandenen und in fast alle Schriftsprachen übersetzten Physiologus zuteil (Griech. Text, c. 43. 2, bei Lauchert, Geschichte des Physiologus, Strassb. 1889, 271 f.). Die älteste deutsche Uebersetzung aus dem 11. Jahrhundert erklärt Mandragoras geradezu als Kindleinkraut, *dáz ist chindelina wúrz* (Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 3. Ausg. von Steinmeyer, Berlin 1892, I, 264, c. 8, 2). Diese Erklärung hat der deutsche Uebersetzer selbständig hinzugefügt; in den lateinischen Texten steht sie nicht (S. z. B. Mélanges d'Archéologie, Paris 1856, IV, 57. 58). Die befruchtende Wirkung erwähnen im 13. Jahrhundert Bartholomäus Anglicus (XVII, 104), Albertus Magnus (De secretis mulierum, Amstelod. 1669, 120. Deutsche Uebers. Frankf. 1608, Bl. 14ᵇ), Petrus Crescensiensis (De Agricultura, Basileae 1578, 339), ferner das altfranzösische moralisierende Gedicht von den Eigenschaften der Dinge aus dem 14. Jahrh. (*A fame concevoir mout vaut.* Romania XIV, 477, N. XXXII, 21). Auch der „princeps medicorum" im 15. Jahrhundert, Johann Michael Savonarola, zählt unter den die Empfängnis erleichternden Mitteln Mandragoras auf (Practica de aegritudinibus a capite usque ad pedes, Venetiis 1486, fol. 2. col. 2. fol. 4, col. 3). Dass die

Landstreicher des 16. Jahrhunderts mit der künstlich in Menschengestalt zugestutzten Alraunwurzel unfruchtbare Frauen betrogen, bezeugt Matthioli in seinem Kommentar zum Dioskorides (in Lib. IV, c. 61. p. 478). Schon im 10. Jahrhundert sah Razi, wie eine Frau die Wurzel im Tranke einnahm, um schwanger zu werden (die Stelle siehe J. Schenck, Observat. med. II. 818. Nach den Uebersetzern des Ibn Beithar handelt es sich aber nur um „fett werden", s. Uebers. von Sontheimer II, 594. Notices et Extraits XXVI. 1. 420). Ueber diese befruchtende Wirkung vergleiche man noch: Tabernaemontanus, Kräuter-Buch. Basel 1687, 979[b]. Praetorius, Anthropodemus Plutonicus, Magdeburg 1666, II. 173. Tharsander, Schauplatz vieler ungereimter Meinungen. Berlin und Leipzig 1736, 8. Stück. 558. 562. 568. Grässe, Beiträge 52. Friedreich, Symbolik und Mythologie der Natur. Würzburg 1859. 275. Karl Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862. I, 65. Die Ansichten der alten Aerzte schwankten auch hier. Wie schon Peter de Crescentiis die Wirkung für einen bestimmten Fall, bei zu grosser Hitze des Uterus, nicht ablehnen wollte, so war auch der holländische Arzt Levinus Lemnius († 1568) geneigt, sie für die heissen Klimate zuzugeben (a. a. O. 6[a]). Der Schwede Celsius aber († 1679) leugnete sie ganz (a. a. O. I. 8 f.). Sylvaticus in seinen medicinischen Pandekten zählt eine lange Reihe von Heilkräften des Mandragoras auf, darunter auch solche gegen Uterusleiden, gedenkt aber nur seiner zur Liebe reizenden, nicht seiner befruchtenden Eigenschaft (fol. 131. col. 3 ff.). An der Stelle, wo der Dioskorides der Araber, der gelehrte Ibn Beithar, in seinem Wörterbuch der Arzneimittel zum ersten mal auf die Alraunpflanze zu sprechen kommt, kramt er ganz gegen seine Gewohnheit eine Reihe von Wunderfabeln aus. Sie heisst bei den Mauren in Andalusien *sirâj el-kotrob*, Lampe der Elben, weil ihr Stengel nachts leuchtet. Sonst nennen sie die Araber „Kraut des Götzenbildes", weil ihre Wurzel Menschengestalt hat. Salomon trug sie in seinem Siegelring, wodurch ihm die Genien untertan wurden. Auch dem König Alexander dem Zweigehörnten diente sie auf seinem Zuge vom Osten nach dem Westen. Sie hilft gegen alle von Genien, Dämonen und vom Satan verursachten Krankheiten, auch gegen Lähmung, Krämpfe, Epilepsie, Elephantiasis, Geisteszerrüttung und Gedächtnisschwund und schützt überhaupt vor jeglichem Unfall, selbst vor Dieben und Mördern. Auch das bekannte Verfahren, die Wurzel durch einen Hund aus der Erde ziehen zu lassen, erwähnt er und fügt hinzu, er sei selbst davon Zeuge gewesen, habe jedoch die Behauptung, dass der Hund dabei sein Leben verliere, falsch gefunden. Dass sie die Empfängnis befördere, sagt er nicht, wohl aber, dass sie die Schwangeren vor Fehlgeburten bewahre und die Entbindung erleichtere, auch Blutflüsse heile. (Uebers. von Sontheimer II. 14 ff. 594. Leclerc, in den Notices et Extraits XXV. 1. 246. hat einen Teil der Wundergeschichten weggelassen). Von einer heilsamen Einwirkung des Mandragoras auf die Gebärmutter wusste übrigens schon Dioskorides (De mat. med. IV. 76. ed. Sprengel I. 570 ff.). Ausführlicheres über die Mandragoraswurzel siehe Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. 1891. 726 ff.